Wilibald's Ansichten des Lebens

Ein Roman, in vier Abtheilungen,

von

Ernst Wagner.

Ir Band.

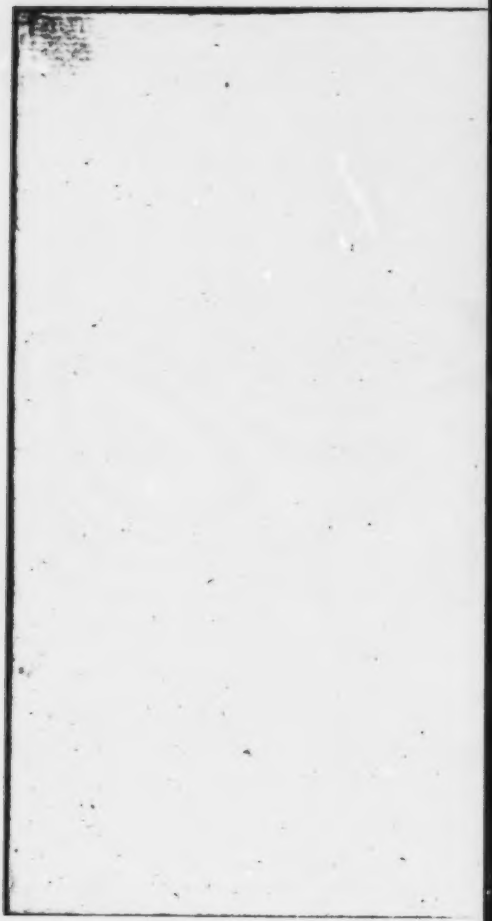
MEININGEN und HILDBURGHAUSEN,
bei J. G. Hanis'che Wittwe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wilibald's

Ansichten des Lebens.

Erster Theil.



Vorrede

„So oft sich ein Virtuose hören läßt, (sagt Herr Geheimerath von Göthe im Wilhelm Meister,) finden sich immer Einige, die zugleich dasselbe Instrument zu lernen anfangen.“

Der Verfasser des gegenwärtigen Buchs gesteht ein, daß er bey Durchlesung jenes berühmten Romans die Richtigkeit dieses

Satzes an sich selbst bestätigt fand. Indem er es wagt, den Versuch, zu welchem ihn das Göthe'sche Kunstwerk zunächst veranlaßte, der vaterländischen Lesewelt vorzulegen, bittet er um eine freundliche und nachsichtsvolle Aufnahme, die jedem Dichter wünschenswerth und nöthig ist, welcher sich unter den Augen des großen Publikums auszubilden strebt, und nun mit Schüchternheit, zum ersten mal dem Tribunale der öffentlichen Kritik gegenüber steht. Nach einem Meister aufzutreten, ist dem Neulinge doppelt schwer.

Vorher sey es dem Verfasser erlaubt, einige Ideen über das Wesen und den Zweck des modernen Romans auseinander zu setzen, die ihn in Rücksicht auf den Charakter seiner Schrift leiteten, und welchen er, auch nach allen seit der Erscheinung des Wilhelm Meisters entstandenen Streitigkeiten,

ten, noch jetzt gern zugethan bleiben möchte.

Der Roman darf nicht einem Strome gleichen, der uns zwar durch seinen raschen Lauf, und durch eine manchfaltige Abwechslung der Gestade unterhält, der aber an allen Punkten unabsehbar bleibt, ewig rinnt, nirgends weilet, uns überall zu Fremdlingen macht, und bey dessen Ausfluß in das Meer wir uns nicht mehr nach der Quelle zurücksehnen, weil alle seine herrlichen Bilder im beständigen Vorübergleiten aus der Seele geschwunden sind. — Der Roman sey ein aus freyer Hand gezeichneter, mit schöner Willkühr geformter, in sich selbst geschlossener Kreis; er sey ein breiter, tiefer See, mit vielgestalteten Umgebungen. Aus einer jeden seiner romantischen Ufergruppen schauen wir nach der andern hinüber, und sie entfliehen uns nicht. Seine Spiegel

geben uns das eigne Bild wieder; seine Gestade werden uns zur schönen Heimath.

Im Romane muß das ganze Leben, mit seinen innersten, tiefverborgensten Verhältnissen, ausgebreitet daliegen. Er soll mitten in unserm eignen Leben ein anderes, liebliches, fabelhaftes Leben auferbauen, welches uns der Idee zuführt, ohne unsere Wirklichkeit zu vertilgen. Er zeigt uns das Land der Ideen, mit Unsersgleichen bevölkert. — Daher verschmäht er keine Darstellung aus dem gemeinen Leben. Jede weis er zwar zu adeln; aber jede heißt er willkommen, damit auch seine eigne Erscheinung den verschiednen Menschenklassen willkommen sey. Die ganze lesende Menschheit (und was gehört nicht zu dieser!) wird immer zunächst nach dem Romane greifen, auch wenn der Name desselben sich noch öfter veränderte, noch verruffener gemacht würde, als

als bisher. Mancher weise Mann schilt öffentlich auf das Romanschreiben und Lesen, während der Roman auf seinem Nachttisch aufgeschlagen daliegt! — Weil nun der Geschmack am Romanlesen sich vor der Hand wohl nicht ändern wird, so ändere man lieber den Roman. Man mache ihn ohne Bedenken auch zum Buch der Reflexion, zu einer allgemeinen Fundgrube von Ideen, Moralen und Sentenzen, und gebe ihm zur Haupttendenz: einen treuen Unterricht für die Menschen in der Kunst das Leben zu idealisiren.

Wenn der Dichter einmal sich von der Kunst wahrhaft berufen fühlt, seinem Zeitalter Schönes und Treffliches zu verkündigen, dann liegt ihm hierzu die Form des Romans wirklich am allernächsten; und er wird seinen großen Zweck um so sicherer erreichen, wenn er durch eine schöne, anziehen-

ziehende Einkleidung zu bewirken weiß, daß alle Klassen von Lesern sein Werk mit Vergnügen, und recht oft — wenigstens mehr als einmal — lesen — daß ihnen also das Vortreffliche darinn recht mit Liebe und unvermerkt ins Gemüth gespielt werde. Folglich muß eine solche Einkleidung sein Hauptaugenmerk seyn.

Der Dichter wird aber diese Absicht, weder durch Erzählung — noch durch Ideal und Charakterschilderung — noch durch das sogenannte Romantische, allein, erreichen.

Erzählung — sie sey auch die schönste — führt uns, wie gesagt, unaufhaltsam mit sich fort, endlich doch wieder ins wüste Meer der Langweile. Dort sehen wir auch den Autor zum letzten mal; und indem wir sein Buch zuschlagen, und es ihm, zwar mit

Dank,

Dank, aber auf ewig zurückgeben, ſuchen wir mit einer übellaunigen Aengſtlichkeit das Weite, ſehnen uns nach einer andern Unterhaltung, und würden ſelbſt die ſtrengſte Arbeit dem traurigen Geſchäfte vorziehen, das einmal durchrennte Buch jetzt oder künftig von neuem zu leſen. — So traurig auch immer das Ereignis für einen Dichter ſeyn muß, ſein Buch, nach einem einzigen Ueberblick nun ſogleich zu endloſer Ruhe niedergelegt zu ſehen, ſo gewiß iſt dieſes doch der wirkliche Fall mit ſieben Achtheilen von unſern jetzigen Romanen, Familien- und Räubergeſchichten, Geſchichten in Briefen, Biographieen und dramatiſchen Werken dieſer Art.

Das Ideal, nach rigoriſtiſchen Kunſtforderungen aufgeſtellt, iſt leider für unſer Zeitalter noch zu ermüdend. Es erregt wenigſtens, wie die Erfahrung lehrt, ſelbſt

auf dem Theater nicht den Wunsch einer öftern Beschauung. Daher muß es der Dichter zwar zeigen, aber, wenn er gelesen zu werden verlangt, seltner, und nur in leisem, zartem Umrisse.

An scharfgezeichnete und strenggehaltene Charaktere ist der Romandichter nicht gebunden. Dadurch würde er sogar die weiten Grenzen dieser freyen Dichtungsart verengen. Er darf vielmehr mit seinen Charakteren spielen, ja manchmal ihnen widersprechende Richtungen zu geben scheinen. Nur müssen alle Widersprüche in Herz und Sinn so leicht und menschlich in einander über spielen, wie wir dis in der gewöhnlichen schöneren Welt (und in der Lesewelt überhaupt) auch wirklich finden. — Der eigentliche Charakter spricht sich auch wohl am leichtesten und schicklichsten selbst aus, und erfordert besonders in seinen Handlungen

ßen Kürze. Da aber unſtreitig der größte Theil des Publikums am Romane weder Dialog noch Gedrängtheit liebt; vielmehr wahre Erzählung, und bey dieſer die Ausſicht auf eine längere Unterhaltung zu erwarten pflegt: ſo beſtätigt ſich auch ſchon hierdurch der im Wilhelm Meiſter neuaufgeſtellte Satz: daß der Charakter faſt ausſchließlich dem Drama angehöre.

Dem Romantiſchen gebührt hier, wie ſich von ſelbſt verſteht, eine Hauptſtelle. Aber in ſo fern es an das Wunderbare grenzt, muß ihm der moderne Roman doch nur mit Vorſicht Spielraum geſtatten. In der Komödie und Tragödie, wo wir ohnehin mehr an Täuſchungen gewöhnt ſind, ſehen wir mit innigem Vergnügen eine liebe- und glaubenvolle Wunderwelt auf den Bretern vorüberziehen, ohne uns nach Berichtigung der lieblichen Täuſchungen zu ſehnen, ja wir

finden

wir finden es gewissermasen selbst billig und wahr, daß allen vor uns handelnden Personen auch wirklich so geschieht, wie wir sie glauben sehen. Selbst beym Lesen des Drama's fühlen wir dis noch. — Im Roman ist es anders. Da erzählt man uns, was unsern Personen begegnet ist. Niemand treibt uns zum Lesen oder Glauben. Das Leben, was dort vor unsern Augen lebte, muß hier vom Dichter viel mühsamer hervorgezaubert werden; und die Vorsicht und Umständlichkeit, womit dieser seine Wunder einleitet, erregen sogleich Verdacht auf absichtliche Täuschung; — dort hingegen läßt uns die rasche Handlung keine Wahl übrig — es tritt mit einem Donnerschlag das Geisterbild aus der schwarzen Mauer hervor. — Daher wird kein Roman, der blos romantisch ist, zur öftern Lektüre reizen. Wer wollte z. B. eine Wundergeschichte zweymal durchlesen, deren Gewebe,

durch

durch mehrere Bände fortgesponnen, schon an sich unserer Aufmerksamkeit zur sauern Arbeit wird? Gewiß, es wird weder der Unglaube noch Aberglaube (diese zusammengewachsenen Zwillingsgeburten unserer Zeit) sich zum ferneren Genusse der Fabel hingezogen fühlen, wann nun der Dichter zuletzt entweder die ihm geliehene Liebe zur Täuschung mit Enthüllung einer allzukühlen Wahrheit zurückzahlt, oder sich mit Allegorieen helfen muß — oder gar die Sache der Geisterwelt auf eine gewisse vermessene Art durchsetzen will, für die doch einmal unser Zeitalter nicht mehr, oder noch nicht empfänglich ist.

Im Roman erzähle also der Dichter, als moralische Person, was sich begab; aber die Erzählung bleibe ihm, in Rücksicht seines Zwecks, nur Nebensache; er erzähle uns nicht heftig; nicht, was während vieler Jahre, in vielen Ländern, mit vielen

Per-

Personen sich zutrug! — Der Zeitpunkt, in welchem der Mensch seine entscheidende Richtung erhält, ist ja kurz — das Herz ist ein großer Schauplatz — und im engen Kreise steht oft das Leben in seiner vollesten und köstlichsten Blüte. — Dagegen sey ihm keine Lebenslage zu verworren, keine Falte des Herzens zu tief, keine Leidenschaft zu ungeheuer, und keine Schönheit zu geheim — alles enthülle er mit der unschuldigen Einfalt der nichtsverhehlenden Griechen. Er zeige seinen Zeitgenossen ihr wahres Bild in einem Spiegel; daneben aber eine schönere Lichtgestalt, die ihnen gleiche, und menschlich genug sey, um sich mit der Menschheit auf ewig zu vermählen. Er führe den kalten überklugen Verstand auf Augenblicke hinüber in sein eigenes unbekanntes Vaterland, in die Fabelwelt des Unbegreiflichen; aber wann nun der Erstaunte vernichtet dasteht, deute

er ſchweigend empor zu dem, was über der Zeit endlos fortſtröhmt, und ſich nur den Ahndungen eines ſchönen Herzens kund thut.

Ueberall, wo ihm von der Kunſt die göttliche Gabe verliehen ward, durch Darſtellungen des Schönen den Sinn der Menſchen zu feſſeln, da verſammle er auch die Sprüche der Weisheit, dort lege er die Worte des Lebens nieder, die ihn die Gottheit auszuſprechen würdigte. Aber er traure nicht, wenn ſein Geſchlecht dieſe Worte geringſchätzt oder verkennt, die er treuherzig gab. Ihre Kraft wird nicht untergehen; die Nachwelt ſucht und ſchöpft ſie einſt wieder, wie einen edlen Lebensquell, wann der ſeinige längſt verſiegt iſt.

Ob auch dieſes kleine Buch geeignet ſey, zur Befriedigung der jetzt gemachten Forderungen

rungen Einiges beyzutragen, darüber möge das Publikum entscheiden.

Geschrieben in der leipziger Michaelsmesse, 1804 vom

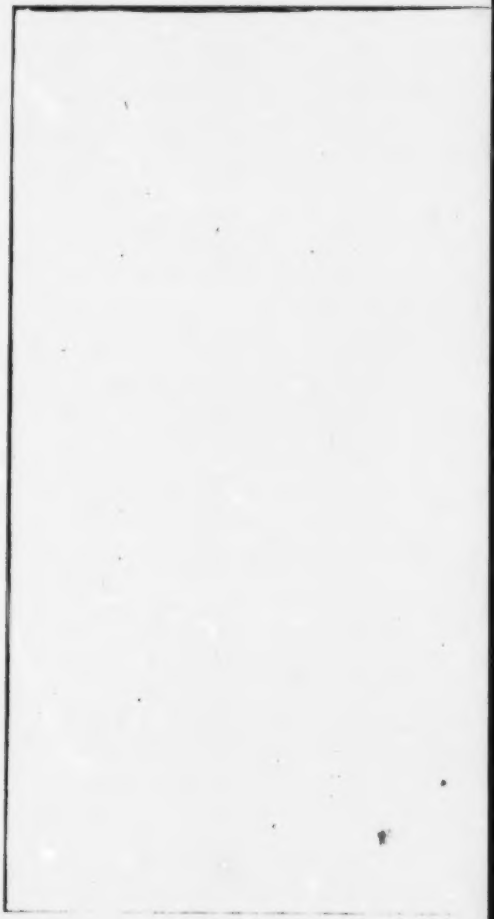
Verfasser.

Erste

Erſte Abtheilung.

W i n t e r.

Alles liegt verhüllt im Schlummerkleide,
Tiefverborgen keimt des Frühlings Glück.
Jüngling, unter deinem dunkeln Streben
Blüht das Leben auf zum Silberblick.



Es war ein frostiger Dezemberabend gegen das Ende der Adventszeit. Ueber die öden Felder fuhr ein schneidender Ostwind, der die weißen Massen von Nebel und eisigem Duft bis in die Straßen der dampfenden Hauptstadt jagte. Die höchsten Thürme trugen schon weisse Spitzen. Eben brach die Dämmerung an, und das Abendgeläute brummte düster und matt durch den Nebel.

Unruhig trat der Finanzrath Kronach, ein reicher Banquier, zum Fenster, und trocknete den Dunst davon ab. Er sah mit Kopfschütteln, wie draussen die vorüberfahrenden Kutscher mit den Zähnen klapperten, und die Fußgänger sich in ihre Mäntel wickelten.

„Und doch ist er da!" rief der Alte auf einmal, und lief vom Fenster weg, als eben ein Reuter abstieg, dessen Mantel und Pferd ganz mit einer weissen Kruste belegt waren. Lebhaft öffnete er die Thüre, und Willibald, sein jüngerer Sohn, trat die Hände reibend herein.

„Nun, Gottlob! Ich dachte nicht, daß du

Wort halten könntest. Du mußt halb erfroren seyn, armer Junge.“ Wilibald war vier Wochen lang in Geschäften seines Vaters gereiset, und hatte versprochen, heute Abends gewiß wieder zu kommen.

„Es wird schon gelinder draußen, lieber Vater,“ sagte der Sohn, indem er seinen frohen Alten küßte, den Ueberrock weglegte und sich schüttelte. „Das Wetter muß bald anders werden. Mir ist recht wohl. Aber —“ Er blickte mit Besorgniß im Zimmer umher, und sah seinen Vater an.

„Sie ist vor fünf Minuten in die Oper gefahren,“ sagte dieser. „Alles ist wieder wohl. Dein Bruder August sitzt auf seinem Zimmer hinter den Akten.“

„O schön!“ rief Wilibald. „Wenn nur die Mutter gesund ist — dann ist alles gut!“

„Wirklich alles gut?“ fragte der Vater mit Bedeutung. — „Aber vor allen Dingen zieh doch die Kleider ab, und mach' daß du umgänglich wirst.“

Das war bald geschehen. August, der Kabinetsrath, wurde herunter gebracht, und mußte für heute aller Arbeit entsagen. Man setzte sich zusammen, um Wein zu trinken, und Wilibald mußte dabey Rede und Antwort über sein Geschäft geben.

Die-

Dieſes Geſchäft betraf die Beytreibung einer mißlichen, und für die Familie wichtigen Schuldforderung. Er war ſo glücklich geweſen, die Forderung noch eben vor dem Ausbruch eines Concurſes mit ſehr leidlichen Aufopferungen einzukaſſiren, und ſeine Vorſicht und Entſchloſſenheit hatten hieran ſo viel Antheil, daß Vater und Bruder, welche ſehr wenig gehofft hatten, ihm manches freundliche darüber ſagten. Beſonders wohl that ihm das Lob ſeines älteren Bruders, eines gelehrten und ſehr eifrigen Advokaten, da dieſer ſonſt immer nur viel Hang zu den ſchönen Künſten, und wenig Luſt zum Geſchäftsleben an ihm finden wollte.

„Aber, ſagte der Reiſende, warum lobt man mich eigentlich? Wenn auf die Erziehung eines Menſchen Alles gewendet worden iſt — wenn er vier Jahre lang die Rechtswiſſenſchaft, die Philoſophie ſtudiert — zwey Jahre lang weite, koſtſpielige Reiſen durch Städte und Länder gemacht hat — warum lobt man ihn noch, wann er nun einmal einen dummen Streich zu vermeiden wußte?“

Auguſt griff heiter nach ſeinem Glas. „Ich weis nicht, Freund, warum man das thut; aber laß es gut ſeyn. Man thut's eben. Die Welt ſcheint uns zu verzeihen, aber ſie hat ihre Urſachen

da-

dazu.“ Man ließ die Gläser klingen, und trank aufs Wohl des neuen Geschäftsmannes.

„Nun gieb Acht, sagte der Vater, jetzt will ich dir auch alles nach und nach selbst erzählen, was in deiner Abwesenheit Neues geschehen ist. Du wirst dich wundern — aber du, August, bist ganz still! — Erstens also, kommt mir die Ausrichtung deines Geschäfts jetzt gerade sehr gut zu statten, da ich bald eine starke Zahlung zu machen habe. Das Guth ist endlich gekauft. Gestern hab' ich's übernommen, und auch sogleich den alten Verwalter wieder in meinem Dienst angestellt. Morgen sollst du Hainberg sehen.“

Willibald kannte das Guth nicht. Er liebte wohl schöne Gegenden, und kannte ländliche Freuden; aber für das eigentliche Landleben fühlte er weder Neigung noch Sinn, und der wenige Antheil, den er an dieser Nachricht nahm, bestand daher blos in dem Vergnügen, seinen Vater mit dem geschlossenen Kaufe zufrieden zu sehen.

Das Gespräch wurde durch die Ankunft der Mutter unterbrochen. Die Unruhe über ihren reisenden Sohn, dessen Pünktlichkeit sie kannte, hatte sie diesmal aus dem Theater früher nach Hause getrieben, wo sie Vater und Söhne schon in der besten Laune beysammen fand. Ihr gesundes Aussehen,

ihre

ihre Heiterkeit, und die Zärtlichkeit gegen den neu angekommenen Liebling, erhöhten die frohe Stimmung unſers Freundes und die Zufriedenheit der ganzen Familie noch mehr.

Man ſetzte ſich ſogleich zum Abendeſſen. — Draußen ſchnob der wilde Wind mit Macht, und ließ ſeine hohlen, froſtigen Flötentöne hören, indem er ſich in den Fenſterläden und Jalouſieen fieng, und dicke Schneeflocken gegen die Fenſter trieb. — Drinn rückte die friedliche Geſellſchaft näher zuſammen, und nickte lächelnd ſich und der warmen Stube Beyfall zu.

Wilibald glaubte das Wohlthätige der Heimath, und die ruhige Sicherheit in der Mitte ſeiner Verwandten nach dieſer kurzen, aber mühevollen Abweſenheit weit lebhafter und rührender zu fühlen, als damals, wie er, nach einer mehr als ſechsjährigen Abweſenheit, von ſeinen Reiſen zurückgekommen war. Zu jener Zeit waren ihm Perſonen und Sachen ſchon fremd geworden, die Geſichter hatten ſich verändert, die Stimmen den alten Ton verloren, die Hausgeräthe ſtanden nicht mehr am gewohnten Platz — kurz, er ſah ſich von ſo manchen köſtlichen Formen in ſeiner Erinnerung gewaltſam getrennt. — Aber jetzt war er im erſten Augenblick ſchon wieder einheimiſch, alles ſprach ihn ſo:

sogleich als den lieben Bekannten an, alles war ihm süßgewohnte Melodie, von der Mutter Stimme an bis zum Knacken der väterlichen Wanduhr.

Er äußerte diese Gedanken; August stimmte mit ein, und die Mutter reichte ihm liebevoll die Hand. „Weis er schon?" fragte sie den Vater.

„Bst!" sagte dieser. „Eins nach dem andern. Aber laßt doch Punsch bey dem Wetter machen. Morgen ist Sonntag, da kann man ausschlafen."

Eben wurde gemeldet, der Geheimerath von Salen sey heute von seinem Guthe wieder in die Stadt zurückgekommen, und das Fräulein befinde sich nach der Reise so übel, daß sie ganz entkräftet, und jetzt in einer Art von Ohnmacht daliege.

Madam Kronach erschrack heftig. Der Kabinetsrath sprang in Bewegung vom Stuhl und bestellte hastig den Wagen. „Ich will Dir das alles erklären," sagte der Alte zu unserm erstaunten Wilibald. „Mache nur, daß ihr geschwinde dort seyd. — Warum muß man nun durch die Weiber um den schönen Abend kommen!"

Die Mutter fuhr mit August ins Salen'sche Haus und Kronach wandte sich zu seinem Sohn: „Du weißt, wie sehr deine Mutter wünscht und strebt, jenen alten berüchtigten Adel, den unsere Familie einst aus Armuth niedergelegt haben soll,

soll, wieder auf die Beine zu stellen, und wie eifrig sie von jeher an dem Plane hieng, euch beyde einst mit Mädchen von adlicher Herkunft zu verheirathen. Dein Bruder hat ihr vor vierzehn Tagen auf einmal diese Freude gemacht. Er verlobte sich ganz unerwartet und plötzlich mit der Tochter des Geheimenraths von Salen. Ihr Guth liegt zwey Stunden von hier, und sie bringen diesen Winter in der Stadt zu. — Unter uns gesprochen: Die Sache machte mir eigentlich im Anfange wenig Freude. Das Fräulein hat so viel als gar nichts, und die Alten willigen im Grunde bloß deswegen in die Verbindung, damit dem Sohne, der mir noch nicht sonderlich gefallen will das Guth Felseneck allein erhalten, und die Tochter ohne großen Aufwand gut versorgt werde. — Aber das ist nun alles schon in Richtigkeit; August bestand darauf, und das Mädchen gefällt mir recht wohl. Seine Bekanntschaft stammt von Prozessen her, die er für diese Familie geführt hat."

Willibald, welcher die Familie nur dem Namen nach kannte, war zwar über jenen Punkt noch weniger mit den Gesinnungen seiner Mutter einverstanden, als der Vater: aber seines Bruders Entschluß freute ihn, da dieser sonst alles was den Schein des Romantischen trug, von Herzen haßte, und

und überhaupt auch bis jetzt noch nie den geringsten Hang zum andern Geschlecht gezeigt hatte. Die Ruhe seines Vaters bey diesem Schritte war ihm lieb, und er fühlte ein lebhaftes Verlangen, das Fräulein bald zu sehen.

Von den übrigen Veränderungen, die sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatten, war die wichtigste die, daß der neue Minister angekommen, und daß sogleich bei seinem Antritte mehrere fremde Gesichter erschienen, auch manche ganz neue Menschen schon in die Kollegien eingerückt waren. So hatte man insbesondere den jungen Saten gestern als Assessor eingeführt.

Der neue Minister war ehemals in der Provinz ein vertrauter Hausfreund Kronachs gewesen. Er hatte hier ihn schon besucht, und wegen Anstellung seines jüngern Sohnes bey einer gewissen guten Stelle, welche zu besetzen war, und einstweilen von einem gewissen Rath Sello versehen ward, sehr einladende Winke gegeben. — Wilibald äußerte zwar die bescheidene Meinung, daß an dieses Amt Sello, sowohl wegen seiner Armuth als Geschicklichkeit doch sehr gegründete Ansprüche habe, und er deswegen Bedenken trage sich zu melden. Allein sein Vater behauptete etwas lebhaft das Gegentheil, und glaubte, er müsse sich

aller-

allerdings darum bewerben. Ihren Wortwechſel unterbrach die Zurückkunft der Madam Kronach und des Kabinetsraths. Sie berichteten, der Zufall werde nicht von Folgen ſeyn, und ſey von der ſchnellen Veränderung der Luft und einem zu warmen Zimmer entſtanden; auf morgen ſey die Familie zur Salen'ſchen eingeladen, und man habe großes Verlangen gezeigt Wilibalden zu ſehen.

„Ich bin doch recht neugierig, ſagte Auguſt, als Wilibald ihm ſeine Freude ausdrückte, wie dir meine Braut gefallen wird! Sie iſt überſpannt, ſie iſt Dichterin, und doch paßt ſie ganz für mich.“

Unſerm Helden fiel dieſes auf, weil er ſeines Bruders Neigung für ſchlichte Anſpruchloſigkeit kannte. Doch ſchwieg er, und ſein Vater trug ſogleich den Fall mit ihm und Sellovor. Der Kabinetsrath meynte, er habe dieſe Geſinnung von ſeinem Bruder ſchon vorher vermuthet. Heute ſey ihm aber für gewiß geſagt worden, daß die Stelle nun erſt in einem halben Jahre beſetzt werde; der Entſchluß und die nöthigen Anſtalten hätten alſo keine Eile.

„Das iſt gut, ſagte Wilibald, und ich läugne es nicht, daß mir dieſer Verzug lieb iſt. Ich will indeſſen recht fleißig ſeyn. Findet man mich dann würdig, ſo bin ich bereit. — O, ich

sehne mich nicht mehr so sehr nach immer neuen Lagen des Lebens. Der Mensch klagt so oft über die Kürze des Lebens, und doch jagt er, die Rosse seiner Zeit zur Flucht treibend, immer vorwärts nach den Gefilden im zögernden fernen Hintergrunde. Die liebliche Schattengestalt der stillen Vergangenheit möchten wir gern ins Leben zurückrufen — mit Sehnsucht eilen wir dem Licht der Zukunft entgegen — nur der Moment, nur jede Gegenwart trägt den Fluch der Unerträglichkeit, dem wir zu entgehen, den wir auf alle Art gewaltsam abzuwenden suchen. Das ists eben, was uns im Traum erhält, was uns ewig unser Glück, oder doch das Scharfe und Fühlbare von jedem Augenblick des wahren Genusses raubt. — Oder wäre etwa des Menschen Leben absichtlich aus Traumstoff gewebt?" —

„Du drückst dich nicht so aus, erwiederte August, wie ich wünschte; doch magst du in deinem Sinne Recht haben. Aber viel wichtiger ist das: Ich hatte wahrlich stets den besten Willen zum Guten, wie mir das wirklich beym Menschen im Ganzen der gewöhnliche Fall zu seyn scheint. Allein, wie viel Gutes unterläßt man! — Ich hielt immer das, wozu mich der Augenblick aufforderte, für zu unwichtig — ich will nicht einmal

sagen

fagen, zu beſchwerlich — ich ſah nur immer die Handlungen vor mir, die ich unter künftigen Umſtänden verrichten wollte. Und wie ſelten trafen dieſe Umſtände ein! Aber während deſſen verrauſchten ſchon die ſchönen Minuten des Handelns, und ängſtlich erblickte ich mich auf einmal im vorigen thatloſen Zaudern." —

„Du hatteſt geträumt, ſagt Wilibald. Du giebſt meinem Satz nur eine andere Richtung. — Wir überlegen Wochen — Jahre lang. Plötzlich ergreift uns endlich einmal der gute, oder der böſe Geiſt, und — wir ſind beſtimmt! Die That ſelbſt ſcheint uns auch dann immer noch von augenblicklicher Willkühr abhängig. Alles vorige Abwägen reut uns nun faſt. Wir glauben einzuſehen, daß es vergebens war, daß vielleicht die Wagſchale bey längerm Ueberlegen nach einer ganz andern Seite geſunken wäre: und während dieſer Betrachtung weckt ſchon die Stimme der neugebornen That den Nachtwandler auf. — Aber ach, daß die ernſte Zeit keinen ihrer ehrwürdigen Schritte für uns zurücknimmt, wenn wir nun die Gegenwart der ungewiſſen Zukunft zum Opfer verpraßt haben, und, wenn nun das Andenken an die verlornen Minuten unſterblich vor uns hintritt, und ſeinen Stachel gegen die gedrängſtete Bruſt richtet! Jene werthen

Momente sind dahin, und keine Sehnsucht, keine Reue bringt sie uns aus dem unzugänglichen Reiche der Vergangenheit wieder herüber.

„Er spricht, sagte die Mutter, ganz so, wie ich fühle, und ich glaube, er spricht sehr wahr."

„Leider ist es oft so," sagte August.

Der Finanzrath meynte, das alles höre sich wohl recht gut an, aber man müsse doch auf die Zukunft zu rechter Zeit die Blicke richten. „Sonst stößt man uns, sagte er, oft in die neue Lebensbahn blindlings hinein. — Zu meiner Zeit untersuchte man dergleichen Materien gelinder. Da wußte man nur schöne Sprüchelchen, wie zum Exempel: Es wird nicht immer Sommer seyn, drum sammlet in der Jugend ein. — Kaufet in der Zeit, so habt ihr in der Noth. — Mit solchen schlichten Sentenzen kam man eben so weit, als ihr jetzt mit euern scharfsinnigen Auseinandersetzungen kommt. Am Ende läßt sich unser ganzes Gespräch auf diese einfachen Regeln zurückbringen: Du thust wohl, deine jetzige Zeit für deine wichtigste, auch für deine schönste zu halten. Zugleich mußt du bedenken, daß sie eine Vorbereitungszeit zu einem wichtigen Amt ist, welches dir schon gewiß zu seyn scheint."

„Das

„Das war es aber nicht allein,“ — entgegnete Wilibald.

„Ja, ja, ganz allein!“ — sagte, der Alte ruhig und vergnügt, indem er siegreich aufbrach. — Man trennte sich freundlich. Die Brüder besonders waren niemals einiger in ihren Meinungen, als wenn die Rede auf Lebenswerth und Zeitkürze kam.

Mit trefflichen Vorsätzen und Planen zu seinem künftigen Leben erwachte Wilibald des andern Morgens. Ein tiefer Schnee hatte die Erde bedeckt, und ein heiterer kalter Morgen schimmerte vom Himmel. Das machte ihn froh und häuslich zugleich. Er brachte seine Bücher und Papiere in eine ganz neue Ordnung, legte seine Arbeiten zurecht, und machte auch sogleich den Anfang dazu mit Eifer. Der Finanzrath wollte ihn mit nach Hainberg nehmen, welches aber die Mutter verbat, da er heute nothwendig bey Salen's produzirt werden mußte.

Des Nachmittags stellte ihn dann August seinen künftigen Schwiegereltern und seinem Schwager, dem Assessor von Salen, vor. Er ward mit vieler Wärme empfangen, und der Assessor, ein junger heißer Kopf, faßte im ersten Augenblick eine Neigung zu ihm, die unsern Ankömmling bald einen sehr warmen Freund hoffen ließ.

Ende

Endlich trat auch Fräulein Mariane herein Wilibald, von ihrer Schönheit überrascht, blickte erstaunt nach seiner Mutter, die ihm froh zuwinkte, und sich mit Augen voll Liebe an die Kommende hieng. Es war ein römischer Kopf, braunlockig, mit schwarzen melancholischen Augen. Die Schwärmerey der Liebe schien im Spalt ihrer Lippen zu wohnen. Der hohe Gang war lebhaft der schlanke Wuchs hatte Fülle. Ihr Blick war vom gestrigen Uebelbefinden matt und unsicher; allein über seine Reinheit, die als das Herrschende, sich der ganzen Figur mittheilte, schien den körperlichen Leiden keine Gewalt gegeben; sie hatten nur die Farbe des Gesichts gekühlt, und den Augenstrahl zum Schimmer gemildert.

Eine Wolke flog vor Wilibald's ahndendem Geiste vorüber. „Armer August, dacht' er, wird nicht deine Wahl den Tod deines stillen Glücks und ihrer Ruhe herbeywinken?" Im Herzen traurig näherte er sich Marianen, und sagte ihr das, was er mußte, mit dem freyesten Anstand den ihm diese Stimmung übrig ließ. Sie selbst war merklich überrascht, sprach zurückhaltend und kurz, und ward, so wie er die Unterhaltung übernahm, bald einsylbig und stille, worauf ihr Bräutigam sich an sie wandte, und sie in ein Gespräch zog.

Der

Der Kabinetsrath hatte Marianen, durch seine Schilderungen von Wilibald, sehr auf diesen gespannt. „Seine Brust hatte unter Italiens Himmel einige Zeit geathmet“ — schon das machte ihn für ihre Phantaße, die hier alle Schranken vergaß, höchst interessant; und August hatte alles hervorgesucht, dem, welchen er selbst so sehr liebte, eine brüderliche Aufnahme zu bereiten. — Das Bild, welches sie sich von ihm entworfen hatte, war: Ein Geist, durch Naturell und treffliche Unterricht zu jedem Talent geweckt, und mit den schönsten Kränzen und Reichthümern hellenischer Vorwelt ausgestattet — dann am Busen einer südlichen Natur erwärmt — gewiß, der mußte in schönem, hochklassischem Fluge erscheinen — sein Aushauch mußte poetischer Duft seyn!

Und jetzt — stand sein Körper vor ihr, der vom Geiste leicht und harmonisch bewegt ward, und den sie in ihrer Skizze fast ganz vergessen hatte. Sie sah einen jungen, schönen, großen Mann; sie erinnerte sich keiner wohlgebildeteren männlichen Figur. Schon dies überraschte sie, und es war natürlich, daß sie sich sogleich eifrig bemühte, das alte Bild wieder zu erhaschen und an dieses ihre jetzt empfangnen Eindrücke anzuschließen. Aber vergebens! — Er sprach gut, artig und freundlich;

aber er ſprach eben nicht blühend. Er vermied nur das Gemeine, und wählte mit Gewandtheit das Schickliche. — Ihr Traumbild war verſchwunden, die Wirklichkeit hatte es unerbittlich verſcheucht, und ſie wußte nicht wie ihr geſchah.

Sobald ihre Faſſung einigermaßen zurückgekehrt war, machte ſie unſern Helden nochmals mit ihrem Bruder Franz, und zugleich mit einem Kapellmeiſter Minelli, einem lebhaften, ſchöngebauten Italiener, bekannt. „Da Sie, wie ich weis, Muſik lieben, ſo werden dieſe Freunde auch die Ihrigen ſeyn," ſagte ſie, und fieng ein Geſpräch über italieniſche Muſik an. Dieſes wurde durch die Theilnahme Mehrerer von der Geſellſchaft bald allgemeiner, und gieng nachher in eine Unterredung von den diesjährigen Winterergötzlichkeiten über, wobey man allerley Plane, meiſtens von muſikaliſcher Tendenz, machte.

Die Geſellſchaft trennte ſich früh, um andere Partieen zu ſuchen. Wilibald mußte die Frau von Salen ins Schauſpiel begleiten, und konnte erſt Abends über die Verbindung ſeines Bruders nachdenken. — Er hatte in Mariannen ein gutes, anſpruchloſes Landfräulein zu finden gehofft, die das arbeitſame, und aus eigner Neigung faſt mühſelige Leben ihres Mannes ehren, ſeins ſtille

Haus-

Häuslichkeit theilen, und die kleinen Zwischenräume zu seiner Erhohlung, in welchen er eine gemeinschaftliche Heiterkeit und einen recht lauten Frohsinn von sich und Andern forderte, gern und willig mit einer ewig guten Laune ausfüllen werde. Diese Hoffnung hatte ihm aber bereits die gestrige Ankündigung Augusts zum Theil geraubt, und heute, beym ersten Anschauen der Braut, hatte er gefunden, daß dies ein Geist von höherer Bildung sey, der einen ganz andern und erhabnern Schwung suche, als die bezeichnete Sphäre verstattete. Doch, da er so sehr wünschte, sich zu irren, und da sein Bruder von Marianen mit Entzücken sprach, so äußerte er nur am folgenden Morgen gegen die Mutter einen Theil seiner Gedanken. Diese versicherte ihn aber mit heitern Mienen, alles werde vollkommen gut gehen, und August besonders sey mehr als je für Gesellschaft und die Verhältnisse der schönen Welt empfänglich. Er beruhigte sich daher um so leichter, da er diese letztere Bemerkung schon selbst gemacht hatte.

Heute sollte er dem neuen Minister, dem Grafen von Sima, seinen ersten Besuch machen. Die Aufnahme übertraf seine Erwartung weit. Der Graf würdigte ihn einer langen Unterhaltung, und eine diesem Manne ganz eigne Gewandtheit in Be-

Handlung und Veränderung der Materien erregte Willibalds Bewunderung in hohem Grade, so wie die Herzlichkeit, mit welcher der vornehme Mann einigemal von seinem Vater sprach, ihm das volle Zutrauen des jungen Mannes gewann. „Alle Leute behaupten zwar, sagte er zuletzt, daß ich ein geplagter Mann sey; allein Sie sollen sich hieran nicht kehren, Ihr Besuch ist mir immer willkommen; und dadurch, daß Sie sich in Ihren Angelegenheiten immer zuerst an mich wenden, lernen Sie gewiß bald einen ächten Freund Ihres Vaters kennen."

Der Graf schien es im Ganzen zu billigen, daß ein Freund beyde Söhne von seinem Metier entfernt habe, und er glaubte auch, sie wären wohl gerathen. Doch zeigte er Verlangen, die Gründe zu wissen, welche der Alte seinen Söhnen selbst hievon angegeben habe.

„Mein Vater, antwortete Willibald, hat seine Wohlhabenheit mehr einigen zufällig gelungenen Spekulationen im Großen zu danken, als den gewöhnlichen Geld- und Wechselgeschäften, die er seit langer Zeit nicht mehr liebt. Er wollte uns aber dem Zufall, welcher ihn gehoben hatte, weniger überlassen, als unsern eignen Kräften, zu deren Ausbildung ihm jener die Macht gab; auch glaubte

er

er, bey keinem von uns den rechten Sinn für Geld, als Waare betrachtet, zu finden."

Der Minister lobte Auguſt als einen treflichen Arbeiter, und erklärte ihn dabey für einen der freyesten Männer im Staat, da er mit diesem fast in keiner andern Verbindung stehe, als in der ursprünglich bürgerlichen. Diese Aeußerung erregte Wilibalds Nachdenken, und er betrachtete von diesem Augenblick an seinen Bruder aus einem ganz andern Gesichtspunkt, als bisher. In seinen Gedanken über Freyheit ward dadurch manches richtiger geordnet.

Beym Weggehen führte ihn der Minister in die Zimmer der Gräfin. „Du mußt ihm das Wiederkommen besser einschärfen, als ich es auf meiner wüsten Arbeitsstube konnte." sagte der Graf, und stellte ihn einigen Anwesenden als den Sohn eines Freundes vor, mit dem er zwanzig Jahre lang fast immer gute Geschäfte gemacht habe. „Und das will viel sagen!" bemerkte er noch im Weggehen.

„Was werden wir mit Ihnen anfangen, lieber Kronach?" sagte die junge, leichtfertige Gräfin, indem sie unsern Helden mit sichtbarem Wohlgefallen betrachtete. „Es ist erschrecklich kalt in dieser Stadt, und da habe ich schon drey Leute bey mir, die unsere prächtigsten Amüsements abgeschmackt

schmackt finden; ich hoffe, daß wir den vierten Mann erblickt haben." Sie nannte Minelli, den Assessor und den Mahler Pinius, welche sämmtlich vor Verlangen starben, sie aus allen Kräften zu widerlegen.

„Ob er wohl etwas kann?" fragte sie den Kapellmeister, und zeigte aufs Klavier. Als dieser es bejahte, sollte Wilibald sogleich seine Lektion aufsagen. Obendrein sollte er keine Noten bekommen, sondern phantasiren.

Unser Held sah sich mitten in der Tyranney eines schönen Terrorismus, und mußte der Gewalt dieses strengen Verfahrens weichen. Man setzte ihn, und er machte sich dran. Eigentlich war sein Instrument die Geige, er hatte aber auch Fertigkeit auf dem Klavier. — Nach einiger Zeit warf ihm Minelli einen Kuß zu, und sagte: „Es geht, es kann etwas aus ihm werden." Nun erst durfte er schließen. Beym Uebergang dazu, fuhren schnell ein Paar kleine weiße Hände über ihn herein, und hoben die seinigen sanft von den Tasten ab. Es war Mariane, die sich herein geschlichen, und ihn belauscht hatte.

Jetzt, da auch diese hier war, gab man einige Kleinigkeiten aus dem musikalischen Vorrathe der Gräfin. Die Damen sangen, und die Männer akkom-

akkompagnirten. Marianens Stimme war hell und von mächtigem Umfang, die der Gräfin hatte mehr Menſchliches, mehr Wahrheit und Naivetät. — „Wir müſſen uns nur erſt verſtehen„ ſagte der Kapellmeiſter, und bat Wilibald, den Aſſeſſor, und Plinius, dieſen Abend ihn zu beſuchen. Seine Augen leuchteten dabey wie Funken. — Man entfernte ſich endlich, ſehr erbaut von der harmoniſchen Unterhaltung.

„Wenn Sie verſprechen wollen, immer recht artig zu ſeyn, ſo dürfen Sie mehr kommen,“ ſagte die Gräfin zu Wilibald, und lächelte ſo freundlich dazu, daß er ſich nicht enthalten konnte, ihr etwas darüber zu ſagen, welches ſie übel nahm, und ihn ziemlich unſanft entließ.

Minelli eröffnete Abends die Urſache ſeiner Einladung mit folgenden Aeußerungen: Er treibe ſich ſchon ſeit einem Jahr hier im Lande herum, und die Bekanntſchaften, welche er in dieſer Stadt wieder gefunden, ſeyen blos der Graf und die Salen'ſche Familie. Bey ſeiner Anſtellung habe ihm die hieſige Kapelle wenig Troſt gegeben. Es befänden ſich zwar darunter mehrere ſogenannte Virtuoſen, und an Fertigkeit und Geſchick fehle es nur wenigen. Aber von Bildung, Ton und Geiſt ſey noch wenig zu ſpüren. Bis ſich dies beſſere,

hege

hege er den sehnlichen Wunsch, in einer kleinen auserlesenen Gesellschaft sich und andere Freunde durch allerley Uebungen schadlos zu halten. Er glaube daß er jetzt diese Gesellschaft gefunden habe, und daß bey näherem Zusammentritt jeder unter ihnen gewinnen werde.

Allen Anwesenden war dieser Vorschlag willkommen, und Franz vor Allen trug, mit einem Feuer wovon jeder ergriffen wurde, vor, was sie alles lernen wollten, und wie gut sie zusammen passen würden. — Dazu trank man Champagnerwein und Brüderschaft, und fieng nun an, Musik zu machen, und die gegenseitigen Kräfte zu prüfen.

Nach den Proben, welche Minelli mit jedem anstellte, wurde festgesetzt, Wilibald sollte die Geige, der Maler das Violoncell, und Franz die Flöte übernehmen. Der Kapellmeister mußte das übrige, theils selbst, theils durch seine Leute ausfüllen. Wenigstens zweymal in der Woche wollten Alle zusammen kommen, so lange sie hier einheimisch wären.

Dabey blieb's für heute, und man besprach sich noch über den Antheil, den die Ministerin, Mariane und einige andere Frauen an dieser Verbindung haben sollten.

„Gottlob, sagte Wilibald, daß der Ton dieser

dieser Stadt sich durch die Bemühungen der Gräfin endlich aufzuheitern scheint. Ich finde wirklich nach einer nur vierwöchentlichen Abwesenheit so viel Neues in meiner Heimath, daß ich noch immer nicht alles zu klassifiziren weiß."

„Zum Beyspiel, bemerkte Franz, diese Gesellschaft, worinn du dich heute zum erstenmal in deinem Leben befindest — und das in deiner Vaterstadt — und wir alle wissen schon fast mehr von der neuen Stadt Gottes als du selbst." —

„Die Gräfin, meynte der Maler, wird große Dinge thun! Man sieht es wohl an den steifen Matronen; sie wollen schon nicht mehr so ehrenfest wie Bronzenfiguren neben einander sitzen, sondern auch organisirt seyn. Was giebts aber auch wohl beklagenswürdigeres, als eine große, massive Stadt, wo man die Charis nur aus mythologischen Kompendien kennt!"

„Ja, Gott sey es geklagt!" sagte Franz. „Die Aufklärung und Sitten reißen auf allen Seiten ein, und die gewöhnlichen Zeichen der letzten Zeit hängen sich auch dieser unglücklichen Stadt endlich vor die Nase. — Die Staatsmänner fangen an einzusehen, daß man am Ende alle Briefstellerey, Aemter und Nasen blos zu besserer Aufnahme des Postwesens, der Dienerschaften und Tabacks-

Fabrik

Fabriken erfunden hat — die Poeten lassen sich dem Apoll nicht mehr unbekannter Weise empfehlen, sondern citiren ihn zu sich mit Grobheiten aus dem Höllenzwang — die Musen werfen auf den öffentlichen Straßen — die alten Fräulein wollen nicht mehr advociren, und vernachlässigen die Arzneykunde — die Freyherrn machen alles, was an Pacht, Erbzinsen, Ahnen und altem Silber zu ihren eisernen Inventarien gehört, mobil und umgänglich, und verkaufen und versehen alles lästige Zu, um sich, auf dem Wege nach der ächten Befreyung, mit dem Volk noch eine Güte zu thun — mit einem Wort: alle Kreatur ängstet sich und seufzt nach der Kultur, wie der Finke nach dem Regen. Und an all dem Unheil wird die Gräfin schuld seyn."

Wilibald glaubte, sein heutiger Empfang bey der Gräfin sey doch zu bizarr gewesen.

„Warum? sagte Minelli. Ich mag nichts lieber leiden als schnippische Weiber. Und worüber willst du dich auch beschweren? — Wenn ein schönes Weib Händel an mich sucht, und nach Ursachen zum Zorne jagt, so wittre ich ein entmarmortes Herz."

Unser Held erklärte Minelli's Meynung für boshaft. „Es ist traurig, sagte er, daß man

in

in den Verſammlungen der Männer gewöhnlich den Ruf der Frauen ſo wenig achtet. Kaum haben wir ein liebes Weib zu finden geglaubt, gleich wird uns geſagt, ſie ſoll ungetreu ſeyn; wie eine Brücke von Eis, falſch, wie das Lager des Ehebruchs! — Man müßte immer nur ſogleich Beweis verlangen, und manche Tugend würde, gerade wenn man ſie verloren glaubte, wie der Mond, ſtill ins neue Licht treten. Und warum ſoll denn ein Geſchlecht, dem wir das Lieblichſte in der Kunſt, das Wertheſte im Leben verdanken — welches mit ewiger Sanftheit und Langmuth unſere Leidenſchaften in die Schranken der Mäßigung zurückſchmeichelt, und doch ſich ſelbſt, ſo oft, liebend für unſere höchſten Genüſſe ganz zum Opfer hingiebt — warum ſoll dies Geſchlecht immer noch keine höhern Anſprüche an unſere Achtung haben? Warum mangelt unſern Urtheilen über ſie und das Geheime in ihrem Leben immer nichts mehr als Beſcheidenheit?“

„Seht da, einen Göhendiener!“ ſagte der verwunderte Minelli lächelnd. „Und doch biſt du ein gereiſeter Mann — der noch dazu auf ſeinen Reiſen Geld und Geſchmack aufzuwenden hatte! Zu dieſen Fragen müſſen dich alſo wunderbare Schickſale und Begebenheiten geführt haben. Wie ſind ſie unbegreiflich, aber merkwürdig.“

„Und

„Und mir, erwiederte Wilibald, iſt nichts begreiflicher als deine Unbegreiflichkeit. Wir rühmen uns, die Weiber zu beherrſchen; aber was heißt das? — Der Macht ihrer Schwächen vermögen wir nicht zu widerſtehen — ihrem Sinn zur Verführung reichen wir demüthig den Herrſcherſtab über die heiligſten Attribute unſerer Freyheit: aber, um ſie in die Ketten unſerer Selbſtſucht und eigenwilligen Laune zu ſchlagen, um ſie mit dem abſcheulichen Rechte des Stärkeren zu bedrohen, dazu bleibt jeder noch Mannes genug. Nur ihr Edleres wirkt leider ſelten auf uns; wir unterdrücken dieſes gerne, weil wir es zu verächtlich beurtheilen. — So, mein Freund, denkt der gröſte Theil von uns.“

„Ja, ja, rief Pinius, Kronach hat recht. Die Weiber müſſen ewig der ſchönſte Gegenſtand unſerer Lieder bleiben. Ohne ſie läge manches göttliche Talent, manches unſterbliche Werk der Kunſt im Schutt der Zeiten vergraben; ohne ſie wäre ja das Leben ſtarre Fühlloſigkeit. Und gewiß, niemand verdirbt die Armen als wir! Wir wünſchen ſie insgeheim laſterhaft, und wann nun die Liebe zu uns Undankbaren ſie dazu gemacht hat, dann adeln wir ſie, und ſprechen höhniſch und zweydeutig von ihnen.“

Wi-

Minelli schwieg, und schien betroffen. Aber Franz fuhr hitzig auf den Maler. „So kann, sagte er, nur ein Männerfeind reden. Ich sehe jetzt im Geist das ganze berühmte Geschlecht vor mir. Eitel und reizend, falsch und klug, feig und herrschsüchtig — kurz, mit allen Reichs-Insignien der Weiberwürde geschmückt, steht das Weib vor Euch da, und es scheint Euch, daß sie so eben lächelnd mit dem rechten Fuß den höchsten Gipfel erhabener Tugend ersteigt — während sie schon lächelnd den linken in leichtfertiger Richtung zum Sprung in den finstern Spalt des Lasters hebt. — Diese Veränderlichkeit, die keine Sprache nennt, diese Unersättlichkeit in Widersprüchen jeder Art, kennt unser Geschlecht nicht; und schon deswegen wird es dem weiblichen ewig voranstehen; schon deswegen wird dieses nie größere Ansprüche an unsere Achtung machen können, als es bis jetzt hatte." —

Plinius lächelte, und der Kapellmeister glaubte, Franz sey heute zu erhitzt um zu streiten, er wandte sich daher wieder an Willibald. „Aber wie kamen wir eigentlich so geschwind ins Ernste? Sonderbar ists doch, daß widersprechende Meynungen und Partheygängerey sich in keiner Materi, schneller und lebhafter zeigen, als in dieser. —

Denn

Denn im Grunde wirst du doch meine erste Bemerkung gewiß für richtig anerkennen müssen?"

„Bey den gewöhnlichen Frauen allerdings." antwortete Wildbald. Aber wer hier allgemein urtheilen wollte, dessen Urtheil müßte verderblich werden."

„Was unsere Urtheile überhaupt betrifft, fiel der Maler ein, so laßt uns jetzt beschließen, in ihnen stets recht wahr und aufrichtig gegen einander zu seyn. Auch kommt es ja in unserem Fall eben nicht darauf an, einander Hochgefühle zu zeigen, sondern wahre Gefühle, deren Darstellungen, selbst wann sie den Schein des Gewöhnlichen tragen, oft gerade am meisten Einfluß auf Leben und Kunst haben; vorausgesetzt, daß sie vollständig und ehrlich aus dem Gemüth genommen, und treu wiedergegeben sind."

„Sehr gut!" setzte Minelli hinzu. „Denn aus Furcht vor dem Gemeinen übersieht der gesellschaftliche Mensch oft etwas Allgemeines — und dieses letztere steht doch mit dem Schönen in so naher Verbindung. — Aber, um noch etwas über die Frauen zu sagen: dich preise ich zwar selig, guter Kronach, wegen deines keuschen Glaubens an sie; allein du mußt dich jetzt, gewisser Ursachen wegen, erklären, ob du dir Toleranz gegen die

die gewöhnlichen Liebeständeleyen bewußt bist, oder nicht?"

Nach einigem Stillschweigen erklärte sich unser Held dahin: So lange das Gefühl für eigenen Werth, für gemeinsames Glück und Lebensfülle beybehalten werde, sey niemand duldsamer als er. Minelli umarmte ihn. „So bist du mein!" sagte er.

„Das kann aber auch heißen, fieng Franz wieder an: König David war ein Mann, der ein Liebesgeschichtchen mit Geist und Witz einzufädeln wußte, da hingegen der täppische Holofernes bekanntlich schon beym ersten Rendesvous den Kopf verlor?"

„Besonders aber, fuhr Wilibald fort, muß die Linie des Schönen niemals überschritten werden" —

„Sonst artet, sagte Pinius, der herrlichste aller Triebe in gemeine Absichtlichkeit aus, die uns das Weib nie verzeihen sollte."

„Absicht?" lachte Franz. „Ihr kennt die Weiber wahrlich schlecht. Nichts erbittert sie mehr, als Mangel an Absichtlichkeit! — Ich versichre euch auf Treu und Glauben: selbst jene unschuldigen Hirtinnen am Blütenufer des Strymon sahen der reizenden Proserpina mit neidischer

Sehn-

Sehnsucht nach, als der sinnische Gott sie von ihren Blumen wegraubte. Und gewiß ahndeten diese reinen Seelen schon, daß er dabey eine ganz andere, und noch heißere Absicht habe, als etwa, sie in seinen siedenden Blepkesseln und Pechpfannen zu schmooren."

„Du sprichst sehr bitter und ungerecht;" sagte Wilibald. „Die Götter mögen dich würdigen, durch die Liebe bald eines Bessern belehrt zu werden."

„Ich wollte nur, antwortete er, wir wären alle verhe rathet. Dann könnten wir uns recht, wie muthige Farren, darum stoßen, wessen Meinung die richtigste, und wessen Stirne die glatteste sey. — Aber freylich, wer den Sieg davon trüge, müßte eigentlich, der Vermuthung nach, und vermenschlichen Augen, der geschlagne Theil seyn."

Alle wünschten ihm lachend diesen Sieg zur Strafe seiner Bosheit, und die Rede kam wieder auf den Ton der hiesigen Stadt, wobey jedermann der Meynung war, daß die Erscheinung des Grafen, und hauptsächlich die seiner Frau, einen sehr günstigen Einfluß auf die Bildung des gesellschaftlichen Tons haben müsse. Dem Assessor gefiel es doch sehr an der Gräfin, daß sie überall anspruchlos und liberal zu Werke gehe, und nicht gleich so

lärmt

lärme wie ein neuer Finanzminister, der aus dem Urin des Reichs das Schicksal der vorigen Verwaltung prophezeyhe. — Wilibald hielt es für ein schweres Unternehmen, den Ton einer großen Stadt zu ändern, ohne dabey den Partheygeist aufzuregen.

Die Gesellschaft kam nun drey Abende nach einander bey Wilibalden zusammen, und damit sollten ihre musikalischen Vorübungen geendigt seyn. Nächstens wollte man ein Liebhaberkonzert, abwechselnd bey dem Minister und bey Salen's eröffnen, dessen Einrichtung Minelli und Franz übernahmen.

„Unserm Wilibald waren diese wenigen Tage, unter mancherley Zerstreuungen, Besuchen, musikalischen Uebungen und weitläuftigen Geschäftsgesprächen, so geschwind verflogen, daß er kaum wieder eine hinlängliche Uebersicht von seiner Heimath gewonnen hatte, als sein Vater von ihm verlangte, sich etliche Tage in Hainberg aufzuhalten, um ihm über die Wirthschaft des Guths und die im nächsten Frühling zu treffenden Einrichtungen seine Meynung zu sagen. Er fühlte einige Unlust, wie ihm der Finanzrath erklärte, er habe den Verwalter dort zu seiner Bequemlichkeit alles nöthige einrichten lassen, und wünsche, daß er diesem Guthe

künftig einen Theil seiner Zeit widme, da August hierzu weder Geschick noch Lust habe. — Willkommener wäre ihm der Auftrag hierzu im Frühling gewesen. Er wollte den Winter über so fleissig studieren, und fand es gar nicht erbaulich, mehrere trübe Wintertage mit einem alten mürrischen Verwalter in einem schmuzigen Landhause zuzubringen, wo man nichts höre als das Brüllen des Viehes und das Klappern der Dreſcher. Auch war er in der Stadt noch lange nicht bey seinen Bekannten herum. Sogar seine nächsten Nachbarn, die ihn sonst so sehr belustigten, waren ihm wieder fremd geworden. — Diese interessante Nachbarschaft bestand in einem äußerordentlich fleißigen Schuster und einer sehr dicken Beckerin, die ihm gegenüber wohnten, und in einem musikalischen Weber, dessen Wohnung neben seinem Zimmer im nächsten Hause war.

Ueber den Schuster stellte er dann am liebsten seine Betrachtungen an, wann dieser, die politische Brille auf der Nase, am Fenster die Zeitungen las, und diese zuweilen, ergriffen von einer blutigen Nachricht oder einem glänzenden Siege, plötzlich sinken ließ, um die Neuigkeit in die Stube hinein zu verkündigen und nach dieser Stärkung sogleich wieder über seine Arbeit herzufallen. Vermöge seines scharfen Gesichts hatte er herausgebracht, daß der Nachbar

bar mit ihm daſſelbe Zeitungsblatt las, und da die Zeitungen beyden Theilen zu gleicher Zeit gebracht wurden, ſo war es kein geringes Vergnügen, ſich mit dieſem ſtaatsklugen Manne zuweilen in Rapport zu ſetzen, und aus ſeinen heftigen Bewegungen manche Stelle zu errathen. —

Die Beckerin war ihm wegen ihrer dickhäutigen, ewigen Ruhe merkwürdig, mit der ſie, auch beym häufigſten Zuſchlag, ihr Backwerk ausſpendete, und faſt den ganzen Tag auf derſelbe Stelle ſitzen blieb. —

Am meiſten aber intereſſirte ihn der Weber, den er eigentlich liebte. Er hatte ihn noch nie geſehen, und nur durch geheime Erkundigungen ſeinen Stand und Namen entdeckt. Täglich bließ dieſer Mann, gewöhnlich um die Zeit der Abenddämmerung, ein Stündchen auf der Flöte, und ſeine Phantaſieen und die ganze Behandlung dieſes Inſtruments verriethen keine gemeine Seele. Dabey hatte er von Willibald ſchon viel gelernt: denn dieſer machte ſich zum Geſchäft, ihm zuweilen Paſſagen auf der Geige vorzuſpielen, welche eigentlich der Flöte zugehörten, und die der Nachbar gewöhnlich einige Abende darauf ſehr glücklich nachahmte. Willibalds Vergnügen war dann, ihn leiſe zu begleiten, und er bemerkte einigemal, daß der Nachbar daſſelbe that. — Keiner verſäumte dieſe Stunde

gern, und nichts konnte bescheidner seyn, als ihr freundschaftliches Verhältnis; sobald Einer laut zu spielen anfieng, ehrte der Andere sein Spiel, und mischte sich nur leise und andächtig drein. Nur dann, wann Kronach, welcher der überlegne Theil war, sich etwa in die höhern Regionen der Kunst empor schwang, schwieg jener ganz, und fieng auch des folgenden Abends bilder und leiser wieder an.

Es war unserm Helden lieb, daß er diesen Weber nicht gesehen hatte. Er fürchtete, der Mann möchte durch die persönliche Anschauung verlieren, und in seiner von ihm gefaßten Meynung sinken — wenigstens könnten sie dann schwerlich mehr so gut und vertraulich, ohne Einmischung fremder Ideen, zusammen leben, wie bisher. Seit der letzten Reise hatte er erst ein einzigesmal die bekannte Flöte gehört, und wirklich konnte der reichere musikalische Genuß mit seinen neuen Freunden, ihn nicht ganz schadlos dafür halten.

Er ritt des Morgens, eben nicht in der besten Laune über seines Vaters Auftrag, nach Hainberg. Der reine kalte Morgen erheiterte bald seinen Geist. Zwey Stunden von der Stadt wandte sich ein ebner Feldweg rechts von der Chaussee ab, der ihn gerade auf das Guth führte.

Zwölf Wohnhäuser mit Nebengebäuden lagen um-

unten an der nordweſtlichen Seite eines oben mit Wald bewachſenen Hügels. Das Guthshaus ſtand ein wenig höher an dieſem Hügel als die Bauernhäuſer. Vor der Wohnung war ein groſſer freyer Platz mit fünf ſchönen alten Linden, und die ökonomiſchen Gebäude lagen in einiger Entfernung um dieſen her. Oben aus dem Walde ſah er etwas, wie den Kopf einer alten Ruine, herausgucken.

Schon freundlicher ſtieg Wilibald ab, und freute ſich mit groſſen Komplimenten, die Bekanntſchaft des alten Verwalters, Adams, zu machen. Das Haus fand er von auſſen wie von innen recht nett und reinlich; etliche Zimmer waren in ganz gutem Stand, und vom Vater ſchon mit Mobilien verſehen. — Herr Adams, ein alter Hageſtolz rechnete ſich zur Klaſſe der Herren, und war ein Studierter. Eine kleine allerliebſte Nichte, die er bey ſich hatte, machte ſeinen Miniſter des Innern, und flog pfeilgeſchwind unter dem Geſinde herum.

Sobald er die Nichte begrüßt, ſein kleines Hausweſen eingerichtet, und die Wohnung mit den Wirthſchaftsgebäuden genau unterſucht hatte, ließ er ſich von Adams einen vorhandenen Riß über das ganze Guth geben, und machte ſogleich den Anfang, die Grenzen deſſelben aufzuzeichnen, wobey er nicht nur des Verwalters Begleitung verbat, ſondern

dern ihn auch ersuchte, seine Erläuterungen bis nachher zu versparen. „Ich will jetzt alles selbst sehen und entdecken, was mein ist," dacht' er, und fieng seine Wanderung durch den Schnee an. — Es war ein geschlossenes Guth, und die dazu gehörigen Besitzungen lagen alle über dem Dörfchen, die der Bauern aber unter demselben. Daher war er an der untern Seite halb herum, und stieg nun den Hügel hinan.

Als er oben war, zeigte sichs, daß dieser Hügel, welcher von der Dorfseite sich allmählig hob, hier auf der andern Seite gäh und klippig abschoß, und einen Halbkreis von hohen, senkrechten Felsen bildete, in deren Kessel ein schöner weiter See tief ausgebreitet lag. Er mochte wohl eine Stunde Umfang haben, und war, so weit ihn die Felsen einschlossen, an den Ufern mit dickem Gebüsch und hohen Eichen und Buchen bewachsen. Die Ruine lag zwischen einzelnen Bäumen und Sträuchen auf dem höchsten und gefährlichsten Punkte der kleinen waldigen Felsenkette, und zog sogleich die ganze Aufmerksamkeit unseres Helden an. „Das wird für den Sommer ein herrlicher Aufenthalt seyn", sagte er erfreut, indem er durch die offene Thüre in ein hohes und schallendes, aber noch ganz wirthliches Zimmer trat. Er bewunderte die Dauer der grossen alten Fenster, und die Dicke des äußeren Mauer-

werks

werks, welches die kühne unmittelbare Fortſchung der in den See ſchauerlich hinausragenden hohen Felſenklippe war, und der ſchrecklichen Tiefe zu ſpotten ſchien. Aus dieſen Fenſtern ſah er mitten über den See hin, ins weite Land, und auf allen offnen Plätzchen um das alte Schloß herum genoß er die treflichſte Ausſicht. Nach Norden die Stadt und ferne Gebirge, bis nach Weſten hin. Da, wo der See ſeine Ufer öffnete, und ein Stück ins Fläche hinaus zog, lag ein reiches, unermeßliches Land von Oſten bis Süden ausgebreitet. Nahe am See zog die Heerſtraſſe von der Stadt nach Mittag zu, auf welcher man die Fuhrwerke deutlich ſah und hörte. Dieſe ganze Seite war mit Dörfern, Schlöſſern, Städten und Meyerhöfen, beſaet, und alles das verlor ſich in einer unendlichen Ebene, von keinem fernen Berge begrenzt, ſondern endlich mit der Bläue des Himmels zuſammenflieſſend. — Für Wilibald hatten ſolche Ausſichten den meiſten Reiz, die ſich mit groſſen Ebenen ſchlieſſen. Er fand, daß zur Empfindung einer groſſen Ferne nothwendig ſey, nie zu erfahren was der äuſſerſte Punkt enthalte, und wie weit er entlegen ſey, damit das ſehnende Herz in ſüſſer Ungewißheit erhalten werde. So bildete er ſich hier ein, gegen Südweſt bis nach Frankreich, gegen Südoſt bis nach

Ita-

Italien zu ſehen, und konnte ſich die Alpen und alle Hinderniſſe wegdenken. — Er zog nun von dem groſſen Ganzen die allgemeine Schneehülle ab, dachte ſich alles im Gewande des Sommers, und ſchloß, entzückt über dieſes Bild, die Augen.

Hier oben ſchien die Sonne warm, und hatte den Schnee vom Gras geleckt, ſo daß einige grüne Plätzchen um die Ruine her ſichtbar waren. — Jetzt zog er ſeinen Riß wieder hervor, um von da dem ganzen Umfang des Guths zu überſehen; ſelbſt die angegebenen Grenzbezeichnungen waren hier und da im Schnee bemerklich. — Der ganze ſchöne See, der wie ein Spiegel ſtarr und glatt unter ihm lag, und große Felder, Wald und Wieſen um den See und Hügel herum — ſelbſt das kleine Thal mit dem Gießbach, welches ſich vom Wald herab nach dem Dörfchen zog — alles war ſein Eigenthum! „Mein väterliches Eigenthum!„ rief er, und ergötzte ſich lange an dieſer Vorſtellung.

Nur am weſtlichen Hang des Waldhügels mußte ſeine Grenze ganz nahe, oder ſein Riß mangelhaft ſeyn. Er ſtieg ſeitwärts nach dem Dörfchen zu wieder herab, und erblickte bald vor einem kleinen Gebüſch ein niedriges Haus, deſſen geſchmackvolle Bauart aber keinen gemeinen Beſitzer verrieth. Wie er an den Fenſtern vorüber gieng, ſah er in

einem

einem derſelben ein aufgeſchlagenes Buch. Es war Emilia Galotti.

Schnell zog er ſich zurück, und gieng beſcheidener an der nach dem Guthshauſe hinabſehenden Vorderſeite des Gebäudes vorüber, als ein Mann von gutem Anſehen aus der Thüre trat und ſich grüſſend gegen ihn wandte. Er ſchien ein Vierziger, und war zwar einfach, doch nicht ländlich gekleidet. Auf ſeiner Stirne ſchienen die Merkmale trüber Zeiten abgedruckt, und in ſeinen Geſichtszügen lag eine ernſte ſtille Traurigkeit, welche aber in ein ſehr intereſſantes Lächeln verſchmolz, wie er unſern Helden anredete und in ihm den Sohn des jetzigen Beſitzers von Hainberg ſogleich errieth.

Wilibald erfuhr von ihm, daß er Otto heiſſe, und ſeit einigen Jahren durch den Ankauf eines kleinen Güthchens der Nachbar und zugleich der Gerichtsuntergebene des Guths Hainberg ſey. An guter Nachbarſchaft mit Wilibald und ſeinem Vater, den er auch bereits geſprochen hatte, ſey ihm alles gelegen, und das Anſuchen darum bitte er nicht eher für überflüßig zu halten, bis der Verwalter Adams ſich darüber erklärt habe. — Er griff wieder nach dem Huth, und unſer Held, den der geſetzte Mann intereſſirte, verſicherte ihn in ſehr verbindlichen

chen Ausdrücken seiner nachbarlichen Aufmerksamkeit und Bereitwilligkeit ihm gefällig zu seyn.

Bey seiner Zurückkunft ins Guthshaus machte die artige Nichte Anstalt, ihn allein essen zu lassen, welches er nicht artig fand, sondern, aller Umständlichkeiten des Herrn Adams ungeachtet, darauf bestand, mit beiden familienmäßig zu leben; und da die Nichte seit seinem Eintritt ins Haus unter seinem Bilde den Gott des Schicklichen und der neuen Moden verehrte, so widersprach sie nicht weiter, sondern wies, vergnügt über den guten Ton unseres Heldey, den Onckel zurecht, und alle vertrugen sich bald sehr gut mit einander.

Nun mußte der Verwalter nach Anleitung des Risses Erläuterungen geben. Sein dunkler Sinn konnte aber dem Herrn nur wenig zur richtigen Beurtheilung des Guths helfen. Die Rede kam bald auf den Nachbar Otto. Dieser war ein landfremder Mann, der vor etlichen Jahren dem vorigen Besitzer Hainbergs, einem Gesandten, ein Stück Land, Obstgarten und Huth von hundert Morgen, abgekauft hatte. Darauf war er plötzlich hier erschienen, hatte sich mit seinem Kaufbriefe legitimirt, und angefangen, seine Besitzung oben am Hügel mit Wohnung, Nebengebäuden, und Plantagen trefflich anzulegen. — Adams schalt deswegen

gen den Gesandten einen Thoren, und meynte, ohne dieses abgerissene Stück sey das hiesige Guth nie ein Ganzes zu nennen; er hatte gute Lust, dasselbe noch jetzt, durch Beweis der Verletzung über die Hälfte, wieder beizubringen. — Indessen gestand er ein, daß der ganze Platz vorher nur zur Viehweide benutzt worden, jetzt aber in der höchsten Kultur sey.

„Mein Vater, antwortete Wilibald, hat Hainberg sehr wohlfeil vom Gesandten erkauft, von dessen Geldbedürfnissen dieser Otto eben früher als wir Vortheil gezogen hatte. Dies giebt uns kein Recht, einen Nachbar in seinem Eigenthume zu beunruhigen, der uns durch seinen Fleiß ein so nachahmungswürdiges Beyspiel aufgestellt hat.„

Adams schwieg mißvergnügt eine zeitlang. Dann fieng er wieder an: "Und dann fragt es sich immer noch, woher der Mann gekommen ist? Der vorige Herr hat mir hierüber nie etwas geschrieben. Woher hat er das viele Geld genommen? — Fragt man ihn um etwas, so kommt nichts heraus, als etwa, daß er Otto heisse, und Eigenthümer dieses Güthchens sey. Ich versichre Sie, unser Gerichtshalter weis auch nicht mehr von ihm, und Sie selbst werden nichts weiter erfahren."

Wilibald zeigte auch keine Neugierde, und wollte

wollte nur wissen, in welchem Ruf der Mann im Dörfchen stehe.

„Mein Gott er thut freilich Niemanden was zu leid. — Aber zum Exempel: wer giebt ihm das Recht, eigenmächtig einen Kahn auf den See zu legen, und nach Belieben darauf herum zu fahren?"

„So?" sagte der junge Guthsherr. „Thut er unserer Fischerey Abbruch? Ist die beträchtlich?„

„Wir nutzen sie freylich nicht viel — auch hab' ich da eben noch nichts gemerkt, wiewohl ich ihm sehr auf dem Garn gewesen bin" —

„Davon bin ich überzeugt," lächelte Wildbald, der sich nun schon vornahm, seinen Nachbar gegen den Verwalter zu beschützen.

„Und da ich mich einigemal darüber mockirt habe, wollt' er mich lachend einladen, mit meiner Nichte dieses Vergnügens auch zu genieſſen — und alle Welt weiß, daß ich so schwindlich bin wie die Kuh auf dem Dache."

„Nun, sagte Kronach begütigend, das hat Otto doch wohl nicht gewußt: Er scheint mir ein hübscher, guter Mann zu seyn" —

„Das spricht Ihr Herr Vater auch. Aber woher soll man das schließen? Ich habe so meine eignen Gedanken — aber man wird eben verlacht und für leichtgläubig gehalten —"

„Wie

„Wie so?"

„Man weis eben nicht recht, wie man mit dem Manne dran ist., —" Der Alte wollte sich nicht weiter erklären, und Wilibald, welcher jetzt vielleicht schlechter von seinem Verwalter dachte als dieser verdiente, bat ihn, einige Tage gar nicht von Otto zu sprechen, bis er selbst ihn näher würde kennen lernen. Denn er hatte sich vorgenommen, die persönliche Bekanntschaft aller seiner Nachbarn zu machen, und, da es hier weder Pfarrer noch Schulmeister gab, so war Otto der vornehmste und erste derselben, zu welchem er sogleich hinauf stieg.

In Otto's Wohnung fand er, ausser ihm und zwey vor dem Hause beschäftigten Knechten, keine lebendige Seele. Der Hausherr führte ihn in ein reinliches wohleingerichtetes Zimmer, welches sein beständiger Aufenthaltsort schien, und worinn, ausser den soliden und netten Geräthen, einige Bücherschränke die besondere Aufmerksamkeit Wilibalds erregten. — Lächelnd fragte ihn Otto, ob er mit Herrn Adams seinetwegen schon gesprochen habe, und sein Gast erzählt' ihm offenherzig ihr ganzes Gespräch, und bat ihn, wegen aller Ansprüche an sein Eigenthum ausser Sorgen zu seyn, und sein guter Nachbar zu bleiben. Zufrieden drückte ihm der Mann die Hand, und legte seinen Kaufbrief sogleich vor,

vor, in welchem er nur „Ludwig Otto„ benannt war.

„Mein Kaufbrief, sagte er, sollte wohl in mancher Rücksicht förmlicher — er sollte gerichtlich seyn. Ich erbiete mich auch, in der Folge dieses noch nachzuholen. Bis dahin wird Ihnen der Gesandte, dem ich näher bekannt bin, seine Richtigkeit selbst bezeugen. — Ihr offener Blick, mein Herr, und die schon vorher von Ihrem edlen Herrn Vater mir bezeigte Schonung, haben mich übrigens bestimmt, sogleich beym Anfang unserer Bekanntschaft alles Mißtrauen zu entfernen, so weit mir selbst dieses möglich ist. — Lassen Sie einen Mann, den das Unglück zu Boden gedrückt hat, in Ihrer Nähe einen stillen Zufluchtsort finden, und gönnen Sie ihm die ruhige Beherrschung seines kleinen Eigenthums in dieser reizenden Gegend, wohin ihn ein glückliches Ungefähr verschlug.„

Diese wenigen einfachen Worte sprach er so rührend, und mit so viel rednerischer Wahrheit aus, daß ihn unser Freund lebhaft umarmte. „Sollten meine Kräfte, sagte er bewegt, in Ihrem Schicksal irgend etwas zu ändern vermögen, so werden Sie sich gewiß nicht täuschen wenn Sie einst Bedürfnis fühlen, mir Ihr Zutrauen zu schenken.„

Bald war nun ihr Gespräch im Gange, und

Wil-

Wilibald lernte in seinem neuen Bekannten einen Mann schätzen, welchem man die vollendetste Bildung zugestehen mußte. Otto zeigte ihm bald Hainberg in seiner wahren Gestalt, und durch eine umständliche Angabe seiner eignen Behandlungsart, führte er seine Aufmerksamkeit auf alle Verbesserungen, deren das Guth noch fähig war. Dabey machte es unsern Helden ihm immer geneigter, daß Otto zwar Adams ängstliche Sparsamkeit bey Guthsverbesserungen freymüthig tadelte, aber seinen verjährten Verdiensten um Hainberg volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Unter gemeinschaftlichem Lachen über den Aerger und die Neugierde des Alten, erzählte Wilibald auch die Geschichte vom Kahn. Bey Erwähnung dieses Kahns bat ihn Otto sogleich um die Erlaubnis, ferner auf dem See schiffen zu dürfen. Er that dies mit einer gewissen dringenden Wichtigkeit, die unsern Helden etwas befremdete, weil er ja nicht daran gedacht hatte, ihm diese Freude zu mißgönnen.

Indessen nahm Otto's gute Laune jetzt merklich zu. Ueber sich selbst schwieg er nunmehr ganz, schien auch alles was auf seine Existenz Bezug haben konnte zu vermeiden; und sein neuer Freund, dem er sich einmal als einen Unglücklichen zu erken-

nen

nen gegeben hatte, unterdrückte gutmüthig sogar die Frage, ob er Familie habe.

Beym Abschied schlug er dem Alten vor, ihn mit zu den Nachbarn zu begleiten, welches Otto mit Vergnügen annahm. Sie giengen in jedes Haus, und man begrüßte durchgängig die junge Guthsherrschaft mit vieler Ehrerbietung. Auch Otto schien überall willkommen und geachtet zu seyn. — Die Alten beschäftigten sich eben mit Abfütterung ihres Viehs, welches im Oertchen zahlreich und schön war; und das junge Volk spann; sogar die Knaben und jungen Bursche waren mit Spinnen und Stricken beschäftigt. Beym Eintritt in einige Stuben konnte man an dem noch auf den Gesichtern herschenden Lachen merken, daß hier die Unterhaltung so eben von recht heiterem Gehalt gewesen seyn mußte. Mädchen und Bursche waren meist wohlgebildet, und von grossem schlankem Bau. Unter den erstern fand Wilibald manches artige Gesicht; überhaupt schien ihm der ganze Schlag Leute schön und kräftig. „Wir haben hier," sagte Otto, "vorzüglich gutes Trinkwasser, und die reine Luft trägt noch mehr dazu bey, den Leuten Farbe zu geben. Es ist in vier Jahren hier niemand gestorben;"

Unser Held suchte sorgfältig alle jene sonderbaren

ten und auffallenden Fragen zu vermeiden, womit gewöhnlich die vornehmere Klaſſe bey dem Landvolk, indem ſie dieſes zu perſifliren glaubt, ſich lächerlich macht; und da er ſich immer nur mit ins Geſpräch miſchte, oder etwas unſtreitig richtiges bemerkte, ſo gelang es ihm, faſt überall vernünftige Antworten zu erhalten, und Zutrauen zu gewinnen. Viele Mädchen ſahen dem ſchönen Herrn aus den Fenſtern nach, und ließen ſich lächelnd das Drohen der Burſche wohlgefallen.

„Im Ganzen, ſagte Otto, iſt's ein braves Völkchen, welches dieſe Flur bewohnt. Die Meiſten ernähren ſich gut, aber auch Viele nur kümmerlich. In der Viehzucht haben ſie es ſchon weit gebracht, aber im Ackerbau ſind ſie noch ſehr zurück. Sie halten zu viel auf Weide, und hier ſcheint wirklich der Fall einzutreten, daß vielleicht die Stallfütterung dieſe Menſchen einſt reich machen wird."

Die Betrachtung zweyer verarmten Bauernhaushaltungen, die blos noch durch Tagelohn erhalten wurden, war für Wilibald um ſo trauriger, da er in ihren Häuschen keine Betten bemerkte. „Guter Gott, rief er, wann der Reiche und Groſſe ſeine Würden, Renten, Landhäuſer und andere Beſitzungen verliert — wann das alles zuweilen nur dem Staat wiedergegeben wird, von welchem es

genommen war — und nun der Nebyſete genöthigt iſt, in gewöhnlichen Betten zu ſchlafen, ſich auf Fleiſch und Zugemüſe einzuſchränken, und einen ganz einfachen Rock überzuknöpfen — wie oft ſagt er dann verzweifelnd: ich bin ganz verarmt — alles iſt hin, ich muß im äuſſerſten Elende leben! — Ich ſelbſt habe dieſes ſo oft Leuten geglaubt, die ich hinter einer Hammelskeule ſitzen ſah, die an keiner Nothwendigkeit des Lebens Mangel hatten; und wie oft haben mich ſolche Menſchen wahrhaft gerührt! Aber, mein Freund, welche Zunge ſpricht wohl das Wort Armuth dann ſtark genug aus, wann die letzten Mittel der Menſchheit, Brod, Holz, Bett und Kleidung fehlen, wann dem Armen ſein kleiner Reichthum hinſchwindet —"

„Vollenden Sie! ſetzte Otto finſter hinzu: Wann dem kranken Bettler endlich auch Stroh und Lumpen, ja die ererbte Hütte von der Bosheit geraubt wird, welche das dunkle Auge der Gerechtigkeit mißbraucht —"

„Entſetzlich!" ſeufzte Wilibald. Er fühlte zum erſtenmal den Sinn des Worts Armuth in ſeinem ſchweren, ganzen, fürchterlichen Schall, und alle bisherige Beſchreibungen ſchienen ihm ungründlich und matt. „Man darf, ſagt' er nach einiger Zeit, allerdings hierbey nicht überſehen, daß mein Armer

bey

bey seinem Braten wohl elender seyn konnte, als der Ihrige, weil jener mehr verlor als dieser kannte."

„Gut, fiel Otto ein; so sagt man! Aber warum heilte sich der Ihrige nicht sogleich durch die Anschauung meines Bildes, dessen Originale das Schicksal uns in ewig wechselnden Farben überall entgegen hält?"

„Ueberall?" sagte Wilibald, indem er mit einer gewissen Trostlosigkeit nach den beyden Häusern hinblickte. Otto zuckte die Achseln. „Es herrscht hier, sagte er wieder heiterer, auch viel Wohlstand, und nur diese zwey Familien leiden eigentlich Noth. Indessen, man unterstützt sie, und die Hoffnung zu ihrem Gedeihen ist noch nicht verloren."

Es war Nacht geworden, wie sie mit ihren Wanderungen fertig waren, und Wilibald wollte nach Hause. „Noch eins ist übrig, sagte Otto. Sie müssen mit in den Krug gehen, um auch den guten Ton kennen zu lernen." Das war für ihn eine härtere Arbeit, als des Odysseus Einkehr bey dem Sauhirten.

Wie sie hinein kamen, zündete man eben ein sogenanntes Licht an, welches aber eigentlich in einem langen Kerzenfurrogat von Spanholz bestand; und, der grossen Flamme ungeachtet, doch vor der Macht des Tabacksdampfes wieder zu verlöschen drohte. Einige Menschen waren schon da, und viele

kamen nun nach und nach herein, und grüßten Wilibald schon als einen alten Bekannten. Auch der Verwalter, welchem die Nachricht zu Ohren gekommen war, erschien mit seiner Pfeife. — Wilibald stärkte sich an Otto's geselliger Miene, und Otto, der seinen neuen Freund heute schon sehr lieb gewonnen hatte, verließ ihn nicht, und lächelte ihm jetzt Beyfall zu; als Wilibald trotzig eine Kanne Bier forderte, sich setzte, eine Meerschaumpfeife hervorzog wie hier noch keine war gesehen worden, und in aller Schmaucher Namen zu blasen anfieng.

Aber er fand das Bier wirklich gut; Otto meynte, wer selbst zu rauchen verstehe, könne nicht leicht ersticken; auch ward auf Bitte des Guthsherrn doch wenigstens ein Fenster geöffnet. Man mußte dieses aber bald wieder verschliessen, weil sich draussen ein wüthender Sturmwind erhob.

Nun wurde von der hoffnungsvollen Wintersaat, von den kurzen Tagen, vom Christfest, vom Krieg, und endlich, als das Bier schon mehr Zutrauen erweckte, auch über delikatere Materien gesprochen, worunter man zuletzt bey den alten beliebten Geistergeschichten mit Behagen stehen blieb. — Diese hörte Wilibald, der ein Freund des Schauerlichen war, am liebsten in solchen gläubigen Gesellschaften erzählen. Er behauptete, man müsse da

nicht

nicht gleich so spöttlich widersprechen, wie gewöhnlich die aufgeklarten und vornehmen Herren thun; er zeigte vielmehr nur zuweilen einigen witzigen Argwohn, ließ auch wohl hier und da selbst eine ähnliche Geschichte einfliessen, worin der letzte Zauberschlag in einen lustigen Schwank zerfloß. — Auch hier erregte er durch Erzählung einiger vorzüglich gründlichen Geschichten die allgemeine Theilnahme, und von der langen Tafel her waren immer vier Reihen grosser Augen auf ihn gerichtet.

„Aber" — nahm jetzt Otto das Wort, indem er Willbalden einen leisen Wink gab, und sah ernst und mit abentheuerlicher Würde gegen den Verwalter wandte —„ was werden Sie zu einer Geschichte sagen, die ich selbst erlebt habe, und Ihnen jetzt mit der treuesten Wahrheitsliebe erzählen will, die Sie mir hoffentlich zutrauen!" — Die Bauern rückten näher zusammen, manche räusperten sich leise und legten ihre Pfeifen weg, der Verwalter antwortete mit einem auf das Aergste gefaßten „Nun?" und Willbald, in süssem Schauer, hieng erwartungsvoll an den Inhaltschweren Gesichtzügen des schönen Mannes.

„Ich wohnte, fieng er an, vor mehreren Jahren mit einem Freunde den Winter durch in einer bekannten alten grossen Reichsstadt, im Haus eines

Gold-

Goldſchmieds. Wir ſchliefen beyde in derſelben Kammer, neben welcher die Schlafſtube unſers Hauswirths war. — Einſt, eben in der Adventszeit, hatte ich in einem ſchweren Traume gelegen, aus welchem mich mein Freund erweckte. Der Thurmhammer ſchlug gerade drey, und da dieß die Zeit war, in der ich meinen Hauswirth zuweilen in die Frühmette begleitete, was mir ein beſonderes Vergnügen machte, ſo ſchlich ich mich leiſe, um meinen Freund nicht wieder zu ſtören, zur Thüre hinaus, weckte den Goldſchmied, und wir zogen uns im Finſtern an und giengen mit einander nach der alten Kathedralkirche zu, ohne uns weiter um die Uhr zu bekümmern. Die Kirchthore waren ſchon offen, und jenes dumpfe polternde Getöſe, welches gewöhnlich der Rumor der kommenden Chriſtenverſammlung vor dem Anheben der Geſänge verurſacht, ſchallte uns aus dem innern ungeheuern Raume ſchon entgegen. Es befremdete uns indeſſen ſogleich, daß wir niemand ſahen, und daß, ſtatt der Kerzen, nur ein gewiſſes ſonderbares Helldunkel in der Kirche glimmte. Unwillkührlich überlief uns ein kleiner Froſt, doch giengen wir in dieſe zum wunderbaren Schimmer erblaßte Finſterniß noch muthig hinein, und traten in die Tiefe des ſchallenden Raums auf unſern gewohnten Platz. — Indeſſen.

deſſen wurde das Poltern und Ziſchen um uns her, um immer ſtärker und ängſtlicher, wir glaubten bald auch einige herumſchwebende, ganz fremd und in der Tracht des grauſten Alterthums gekleidete Geſtalten zu unterſcheiden, und hier und da kam jetzt ein kleines molkiges Licht zum Vorſchein. — Es war wohl natürlich, daß das Drohende dieſer Vorzeichen uns in die ſchrecklichſte Angſt ſetzen mußte. Die Zeit ſchien hier in der Offenbarung eines Geheimniſſes zu treten, welches nicht dem Reiche der Lebendigen, ſondern den Finſterniſſen des Grabes anzugehören, und, zu ſchwer für eine menſchliche Bruſt, den bangen Sehnen des Staubes ihre Auflöſung verkündigte. — Den Folgen unſers Verwitzes zu entgehen, war längſt zu ſpät. Zitternd und vernichtet ſtanden wir da. — Auf einmal fiel aus der hohen Kuppel, die ſich plötzlich erhelle, ein kleines blutrothes Buch in matten Flammen herab auf den Hochaltar; zugleich ſprang die Sakriſtey mit einem ſchmetternden Krach weit auf; ein himmellanger Mann im ehrwürdigen uralten Prieſtergewand eines längſtvergeſſenen Jahrhunderts, mit ungeheuerm Kragen und weiſſem Barte, ſchwankte heraus, und zwölf ſchwarzgekleidete Chorherren trugen ihm die unendliche Schleppe nach. All' ihre Geſichter waren ſo bleich und fahl, wie der Schimmel an den Mauern.

So zogen ſie dreymal um den Altar, und jedesmal ſchrie der ſchreckliche Mann mit kreiſchendem und krellem Ton, indem er auf das Buch wies, aus welchem ihm beſtändig eine ſchwarze Kralle nach dem Herzen fuhr: miserere mei, Jesu Christe! — Von dem entſetzlich wimmernden Schall dieſer Stimme dröhnte das alte Säulenwerk der Kirche, unſere Nerven drohten zu reiſſen, und ſelbſt dem Prieſter und ſeinem verweſeten Gefolg ſchienen die Haare ſich davon zu ſträuben, und ihre Geſichter verzerrten ſich zu fletſchenden Scheuſalen. — Beym drittenmal antwortete leisheulend ein Chorus aus unſerer ſchauderhaften Nachbarſchaft, deſſen Angſtgewimmer uns, wie ein tiefer Aufhauch des Abgrunds, kalt überfuhr; und aus allen Winkeln der Kirche ſeufzt' es langſam und mächtig nach. — Unſere Knie ſchlugen zuſammen, und wir hielten uns, bereit zum Tode, noch ſchwach an einander. — Indem kommt der graufe Zug auf uns los — bleiche Geſtalten und hellflackernde Nachtvögel zittern uns von allen Seiten mit gellendem Geſchrey entgegen — Geſichter funkeln und blöcken uns an — ein ſchneidender Wind pfeift durch die behenden Gewölbe — im kalten Todesſchweis taumeln wir fort — das verfolgende helle Geplärr der Hölle im Rücken, erreichen wir die Thorſchwelle — mit erſchrecklichem

Krat

Krachen schlägt das Thor hinter uns zu, und wirft uns auf die kalte Strasse — zugleich tönt die zwölfte Stunde vom Thurm herab."

„Wir entflohen und liefen zum nächsten Hause, wo wir Leute bemerkten die noch Licht hatten und aus den Fenstern sahen. Auf unser Geschrey antwortete man, das sey in dieser Kirche gar nichts ungewöhnliches; aber hierüber aufs neue erstaunt, erfüllten wir die Strasse mit Wehklagen, und suchten durch unser klägliches Geflehn die Stadt zu erwecken — als plötzlich das Kirchthor aufsprang, und —"

Otto erblaßte auf einmal, starrte nach der Thüre hin, und wankte dann in wilder Bewegung von seinem Stuhle weg.

„Himmel, was ist das?" rief Wilibald dem's eiskalt übern Rücken lief, als er sich wandte, und eine lange weisse Figur durch die Thüre schleichen sah. — Otto gieng darauf zu, und Wilibald stand sogleich auf, um ihm zu folgen.

„Man ruft mich wohl," sagte Otto, und heftete einen ruhigen, bittenden Blick auf Wilibalden. Dieser setzte sich wieder, und Otto sagte im Abgehen zerstreut und ohne Fassung: „Morgen will ich die Geschichte zu Ende erzählen."

Die Bauern saßen starr da, und einer sah den andern mit Entsetzen an.

Nun

„Nun?“ sagte Willibald lächelnd, aber blaß. Keiner antwortete. Alle schienen elektrisch getroffen.

„Nun?“ sagte der Verwalter im Ton eines verkannten Propheten.

Ein junger Mensch sprang auf, und wollte doch durchs Fenster nach Otto sehen; aber unser Held verbot es. „Seyd nur zufrieden, sagt' er mit übereredendem Ton.“ Seine Geschichte erzählt er Euch morgen selbst vollends, und was hier zuletzt vorfiel, will ich genau untersuchen und Euch mittheilen.

„Es winkte ihm, sagte ein Bauer, es zeigte etwas weisses.“

„Es hatte ein verschimmeltes Gesicht,“ sagte ein anderer.

„Wir hätten's gar nicht gesehen, wenn er nicht selbst wäre so käseweiß geworden —“

„Ja, ja, ich glaube, es hat auch die Thüre gar nicht aufgemacht —“

„Man kann, platzte endlich der Verwalter heraus, eben nicht recht klug aus ihm werden“ — Er schwieg aber sogleich wieder, wie er sah, daß ihn sein Herr aufmerksam betrachtete.

„Er soll, fieng wieder Einer an, manchmal in der Mitternacht auf dem grossen See fahren —“

„Ja, und des Morgens ist er wieder zu Haus, und ist doch nicht zur Thüre herein gekommen.“

„Aber,

„Aber, sagte ein alter Mann, er ist doch ein leutseliger behülflicher Nachbar; und ein gescheidter Herr, der von allem zu reden weis; und erzählen kann er! —“

„Das ist wahr!“ beschloß Wilibald. „Habt nur Geduld. Wir wollen schon erfahren, wie es zusammen hieng. Gute Nacht.“

Gleichwohl konnte unser Held über dem Manne lange nicht einschlummern. Immer sah er ihn vor sich, immer hörte er ihn seine Geschichte erzählen, zu deren Schrecknissen die vollendete Mimik seines Gesichts alle Belege der Wahrheit zu liefern schien. „Wer weis, dacht' er, welche Todespost der Arme jetzt zu verschmerzen hat — wer weis, wo er ist — wie es ihm eben ergeht! — Hätt' er sich mir heute entdeckt, vielleicht konnt' ich ihm da noch helfen — in diesem Augenblick ist er wohl schon verloren —“ die gestrige starke Ermüdung behielt endlich die Oberhand, und er schlief ein.

Den ganzen folgenden Tag arbeitete er an einer genauen und vollständigen Guthsbeschreibung, und suchte mit Adams alle dazu dienlichen Papiere zusammen. Einigemal war er wirklich im Begriff, zu Otto'n zu gehen; allein er unterdrückte doch immer seinen Vorsatz wieder. Wie es Nacht wurde,

kam

kam Otto zu ihm, und ſagte heiter: Ich glaube, wir müſſen heute noch einen Augenblick in den Krug gehen, um die Geſellſchaft nicht zu täuſchen.“ Mechaniſch gieng Willibald ſogleich mit ihm, und auf dem Wege ſagte ſein Begleiter: Mein Herz dankt Ihnen, daß ſie geſtern in einer für mich ſehr unangenehmen Lage meine Geheimniſſe ehrten, und ſich ſchon wirklich zum erſtenmal als meinen Freund zeigten. Was Sie übrigens geſehen haben, war ein Freund, der mir einen Brief von groſſer Wichtigkeit überbrachte. Aber ich werde dieſes im Kruge etwas umgeändert vortragen müſſen.“

„Alles, was Sie wollen!“ ſagte Willibald. Aber es ſollte mich ſchmerzen, wenn Sie in irgend einem Fall die Freundſchaft eines andern Menſchen der meinigen vorziehen zu müſſen glaubten. Thun Sie doch dieſes nie.“

Er nickte lächelnd, drückte ihm lebhaft die Hand, und Willibald ſah ſeine Augen in feuchtem Glanz. „Die Freundſchaft, ſagte Otto mit gedämpfter Stimme, iſt zuweilen die Würkung des Moments; aber es iſt nur der ſeltenſte Fall. Möcht' es der unſrige ſeyn!“

Alles war ſchon in der Schenke verſammlet, und ſah Otto'n mit groſſen Augen an. Dieſer nahm das Wort eben wie der Verwalter herein trat.

„Ich war, sagte er freundlich, gestern Abends über meine eigne Erzählung zum Tod erschrocken. Und was wars? — Mein tapfer Michel hat einen Spaß machen wollen, und sich in ein weisses Tuch gewickelt, um die Gesellschaft zu necken. Wie er sachte die Thüre öffnet, sieht er mich sitzen, erschrickt, und läuft geschwind fort. Aber hart an meinem Haus erwischt' ich ihn, und zog ihm die Narren-Kappe ab. Ich denke er wirds wohl künftig bleiben lassen. Fragt ihn nur selbst."

Der Verwalter sah ungläubig und albern aus. Die Bauern kannten aber Michel'n schon als einen Spaßvogel, und seinen Herrn als einen strengen Mann gegen das Gesinde; also fand die Sache leicht Glauben; sie lachten, und Otto fuhr fort: „Aber ich bin Euch den Schluß meiner Geschichte noch schuldig geblieben. — Wir konnten unsere Furcht nicht mäßigen, unser Schrecken brach gewaltsam aus, und wir erhoben eben ein klägliches Geheul in der Straße, als hinter uns die Kirchthüre aufsprang und ein abscheulicher Zug von Todtenlarven, die jeder Gestalt spotteten, heraus drang, und unter einer heulenden Symphonie des Abgrunds, die mir noch in diesem Augenblick in den Ohren tönt, auf uns los huschte. — Aber das war die Krisis. In diesem Augenblick weckte mich mein Freund von neuem.

heuern. Ich hätte wieder geträumt; mein Hauswirth trat zugleich mit dem Licht vor mein Bett, um mich zu fragen, ob ich ihn in die Frühmette begleiten wolle. Und jetzt hörten wir wirklich alle, daß es drey schlug."

Das Ende der Geschichte erbaute die Gesellschaft nicht, und alle hätten es ganz anders gewünscht. Der kluge Otto lenkte das Gespräch unmerklich auf andere Gegenstände, und spielte den Faden der Unterhaltung wieder in die Hände der Bauern. Sie entfernten sich hierauf bald, und unser Freund bat Otto'n, diesen Abend mit ihm und dem Verwalter zuzubringen.

Sie assen zusammen, und Otto's Geistergeschichte kam bald wieder zur Sprache. Sie hatte Wilibalds grossen Beyfall, und das Seltsamste darinn war für ihn Otto's geträumte Unzertrennlichkeit von seinem Hauswirth. „Diese war, antwortete jener, auch mir anfänglich auffallend dabey; denn gewöhnlich erscheinen uns die Gesellschafter in Träumen nur auf Augenblicke. Allein hier lag, wie mir bald einfiel, der Umstand zum Grunde, daß ich die Kathedralkirche nie anders betreten hatte, als in der Gesellschaft dieses Mannes. — Ich wünschte übrigens wohl, daß ich Ihnen die Geschichte an einem andern Ort hätte erzählen können, als im

im Kruge. Ich war hier genöthigt, bis zur Verzerrung darzuſtellen, und die Erzählung mit Schreckniſſen und fremdtönenden Worten zu überfüllen.

„Und warum das?“ fragte Wilibald. Auch er hatte ſich durch Otto's erſchütterndes Mienenſpiel mehr gerührt gefunden, als durch den Text ſelbſt.

Ich hatte mir, ſagte Otto, einmal vorgenommen — und der letzte bedeutende Zufall muß es wider meinen Willen vortrefflich ausgeführt haben — die Bauern anzugreifen, und aus ihrer Gemüthsruhe aufzuſchrecken. Dies iſt aber, wie ich bemerkt habe, nur durch Einmiſchung fremder Töne, abentheuerlicher Kunſtwörter, und durch eine Art romantiſcher Mimik möglich. Denn ſo ſehr auch der Bauer insgeheim an der Geiſterwelt hängt, und ſo gern er das Romantiſche hört, ſo ſchwer iſts doch, ihn bis zur Rührung, oder gar bis zum Entſetzen zu treiben. Bey ſeinem reſpektabeln Nervenſyſtem muß man mit artiſtiſchen Pfählen drein ſchlagen, um eigentliche Rührung zu bewürken. Jene ruhige, leidenſchaftloſe Darſtellung des Erzählenden, die den Gebildeten in Bewegung ſetzt, läßt den Bauer kalt, wenn ſie ihm auch angenehm iſt; ſie ſcheint ihm eine ſo gewöhnliche Speiſe wie etwas von Mehl. Um gerührt zu ſeyn, iſt erforderlich,

daß

daß ihm vor Bewegung Arm' und Beine zittern. Er wird eine besonnene, altgriechische Darstellung, wenn ihm ihr voller Genuß verschafft werden kann, nie bewundern, sondern nur billigen und loben. Denn er lebt selbst noch in einer Art von töchterstischer Republick des alten Naiven. — Sobald aber der Darstellende in die Unendlichkeit des Objektiven geht, sobald er ihm niegekannte Eigenschaften in neuen fremden Farben und Tönen vorhält, sogleich wird er bewegt, und nun erst betritt er erstaunt das Reich des Romantischen."

„An der gründlichen Kenntniß neuer Bezeichnungen, sagte Wilibald, scheint aber dieser Klasse wenig gelegen zu seyn. Zum Beyspiel, ich erinnere mich nicht, daß ein Bauer mir je die Erklärung eines Kunstworts abverlangt hätte."

„Sein Objekt, fuhr Otto fort, wird durch die neuen Ansichten immer bereichert. Aber die Bezeichnung geht wieder verloren, und er begnügt sich mit der erlernten Vielseitigkeit."

Sie kamen auf den Zeitvertreib des Landvolks, und den Aufenthalt gebildeter Menschen auf dem Lande zu reden. „Ich bekenne sagt' unser Held, daß der kleine nothwendige Cyklus von Beschäftigungen und Tendenzen, das immer wiederkehrende Einerley der Gegenstände, und das Beschränkte

in

in der Wahl der Unterhaltung, mich sehr bald ermüden, ja unerträglich für mich seyn würde."

„Es soll mich wundern, erwiederte Otto, wenn Sie immer so denken. — Jener kurze Umlauf des Jahres enthält so viel wechselnde Perioden, daß er nur dem Verstande ermüdend und kurz scheint, der Phantasie aber interessant und unendlich wird. Die Liebe zu den Gegenständen erhält erst einzig durch die zunehmende Kenntniß derselben ihre wahre Unerschöpflichkeit. Und wenn gleich auf dem Lande alle Acte des Lebens ein gewisses Gepräge allzugroßer Simplicität, Wahrheit und Besonnenheit tragen, so geht doch das Mannichfaltige menschlicher Verhältnisse bey näherer Betrachtung hier eben so ins Grosse, wie in der grossen Stadt. Nur sind diese Verhältnisse anders in der Form gehalten."

Das schien unserm Freund unmöglich, ja er verstand es gar nicht. Er konnt' auch nicht begreifen, wie ein Mann von Otto's Geist so reden könne.

„Es wird Ihnen, fuhr dieser fort, jetzt auch völlig unverständlich bleiben, weil man selbst wirklich Landmann seyn muß, um es möglich und wahr zu finden, daß das Leben auf dem Lande, durch seinen Reichthum an freyen, konzentrirtern Abzeichen der Menschheit für den Menschenbeobachter weit wichtiger und betrachtungswürdiger werden

kann und muß, als das sogenannte grosse Leben, welches, sobald wir ihm das äussere Gewand nehmen, und nur auf seine Resultate und jene Abzeichen sehen, oft für den Beobachter völlig unnütz und inhaltlos wird, durch seine Verworrenheit und seinen Schein aber freylich immer auffallender seyn muß als jenes."

Ueber die Unterhaltungen und Ergötzlichkeiten der Landleute erklärte sich Otto dahin: Man kann nichts davon sagen, als daß sie bisher meistens als Zwischenräume der Ruhe von körperlichen Arbeiten anzusehen waren. Deßwegen haben sie fast alle einen Anstrich von Trägheit, und bestehen gewöhnlich während jenes Ausruhens, nur in spaßhaften Gesprächen, Erzählungen, und beym jungen Volk in nachläßigem verliebtem Geplauder. Sobald aber die körperlichen Kräfte wieder hergestellt und gestärkt sind, verlangen die Naturen Anstrengung. Ist nun die Feyer noch nicht zu Ende, so läuft der Landmann in Feld und Wald — er muß verliebte Abentheuer bestehen — er muß tanzen. Und fehlt alles das, so fängt er an zu gähnen, und sehnt sich nach dem Werkeltag; oder er sucht Gelegenheit zu ringen, sich zu schlagen — kurz er verlangt wieder Anspannung. Mehrere Festtage hinter einander, die überhaupt ihm in seiner jetzigen Verfassung entbehrlicher sind, als allen übrigen Stän-

Ständen, machen ihn daher unmuthig, ſobald ſie nicht mit Tanzen, oder andern Zerſtreuungen der Art verbunden ſind. — Ich weis, daß junge Bauernburſche fünf und mehrere Tage, ja Nächte lang faſt ununterbrochen getanzt haben, weil — ſie eben ſo lange zu feyern hatten. — Der Staat ſollte freylich Anſtalten treffen, um dieſe Zwiſchenräume, in welchen das Landvolk ſo vieles entbehrt, zweckmäſſig auszufüllen. Aber das müßte gar nicht durch Abſchaffung der Feſttage geſchehen. — Bisher hat man nur das Wenige, was Unterhaltung gab, durch Verbote noch eingeſchränkt — den Müſſiggang hat man wohl erlaubt, aber kein Vergnügen eingerichtet, keine Erholung angeordnet. Man ſollte dem Bauer alle ſeine geraubten Feſte zurückgeben, und noch mehr dazu. Zugleich müßte aber dieſen ein gewiſſes, nicht eben pädagogiſches oder blos religiöſes, ſondern ein beſtimmtes äſthetiſches Ziel vorgeſtellt werden — und mit welchem Entzücken würde bald dieſe zahlloſe Menge ins heilige Land der Bildung einziehen!"

Dieſen letztern Aeuſerungen konnte Wilibald ſeinen Beyfall nicht verſagen. Ueber das Landleben hingegen behielt er ſich vor, ſeinen Freund zu widerlegen, wann er erſt mit ſich ſelbſt mehr darüber einig ſeyn werde.

Otto schien heute guter Laune zu seyn. Er war gegen den Verwalter fast verbindlich, und ihm zu gefallen vergieng der übrige Theil des Abends unter blos ökonomischen Gesprächen, wobey auch Kronach Gelegenheit hatte, viel zu lernen. Als sie auf Fischerey zu reden kamen, so erklärte Otto dem Verwalter, da er selbst bisher von dem grossen See fast mehr Vergnügen genossen habe, als die Guthsherrschaft, so wolle er ihn dagegen mit einigen Fischerkunststückchen beschenken, die, wenn sie ächt wären, diesem Wasser vielleicht beträchtlicheren Werth geben könnten, und die er vor einigen Tagen von einem Freund aus einer Seestadt erhalten habe.

Adams und sein Herr hatten hierüber eine grosse Freude. Da das eine von diesen Kunststücken die Fischerey unter dem Eise lehrte, so wurde es am folgenden Morgen sogleich ausgeführt. — Während die beyden Alten die Vorbereitungen zur Fischerey einrichteten, befuhr Wilibald den See mit Schlittschuhen. Er erstaunte über die Grösse dieses Wassers, welches so fischreich seyn sollte, und glitt, vergnügt über sein schönes glänzendes Eigenthum, auf der reinen Spiegelfläche dahin.

Die Fischerey dauerte nur eine Stunde, und brachte wirklich fünf Karpen von ungewöhnlicher Grös-

Gröſſe ein — gerade ſo viel als Adams ſeit zwey Jahren in ſeine Gewalt bekommen hatte. Dieſer war entzückt über den anſehnlichen Fang. „Es iſt, ſagte er, mein liebſtes Vieh, und ich kann es D. Luthern, wenn ihm gleich unſere deutſche Viehzucht ſo viele neue Gräſereyen verdankt, doch noch nicht verzeihen, daß er durch ſeine Reformation ein ſolcher Verderber des Fiſchweſens geworden iſt, und ihr ſo viele herrliche Teiche und Weiher aufgeopfert hat.“ Unſer Held ſchenkte ihm zwey Fiſche für ſeine Küche. Die übrigen wurden ſogleich nach der Stadt abgeſchickt, und Wilibald ſelbſt ritt gegen Abend dahin zurück.

„Und wenn ich nun auch ſo lebte wie dieſes Völkchen? dachte er, wie er ſich noch einmal nach dem Dörfchen umſah, und die kleinen Rauchneſter überblickte. Mit dem ewigen Einerley konnte er ſich noch nicht verſöhnen; er wendete daher den Blick nach der Stadt und ſeinen neuen Freunden. Aber es fiel ihm doch alles wieder ein, was Otto geſtern über das Landleben und die Bauern geſagt hatte, und er glaubte, ohne ſelbſt zu wiſſen warum heute mehr Sinn darinn zu finden. Dabey drang ſich ihm der Gedanke auf, er habe wohl auf ſeinen Reiſen todte Natur und Kunſt ſtudiert, nur ſey ihm — wie ſo vielen andern Reiſenden — der Menſch

fremd

fremd geblieben; gerade ihm habe er sein Studium am wenigsten geweiht; im Leben sey er ein Neuling.

Beym Rückblick auf Otto verfiel er in tiefes Nachdenken. Es that ihm leid, sich von diesem zu trennen. Ob aber die edle Gestalt des Mannes, ob sein männlicher Ernst, sein ruhiger, gebildeter Geist — oder ob das Romantische, worinn er ihm erschienen war, ihn anzog, wußte er nicht. „Vielleicht ists nur sein Unglück, dachte er, was ihn mir interessant macht.“ — Es reute ihn jetzt, daß er sich nicht nach seinen Familienverhältnissen erkundigt hatte; doch, er hoffte ja, ihn bald wieder zu sehen.

Gleich bey seiner Ankunft in der Stadt konnte Wilibald seinem Vater und Bruder mit wenig Mühe über den Werth Hainbergs ein kurzes und richtiges Urtheil vorlegen, welches sehr erfreulich ausfiel. „Laßt uns froh seyn, sagte der Alte, daß die Sache sich wirklich so verhält! — Aber hast du auch den Nachbar Otto gesehen? das ist ein sonderbarer Mensch. Ich möchte ihn beynah für einen eigentlichen Abentheurer halten. —“

Wilibald schwieg einen Augenblick betroffen, und erzählte dann nur, was er ihm in Ansehung der Kenntniß vom Guth zu danken habe. „Gut bin ich ihm selbst,“ meynte der Vater. „Und wer

mit

mit ihm ſtreiten will, der muß ſich recht zuſammen nehmen. Er mag wohl viel in der Welt erlebt haben. Was auch der Verwalter ſagen mag, ſo iſt es doch mein Vorſatz, mit dieſem Manne vor der Hand gute Nachbarſchaft zu halten."

So eben kam die Geſellſchaft an. Salen's, der Kapellmeiſter und Pinius waren von der Mutter zu Wilibalds Karpen, als der erſten Nutzung von Hainberg eingeladen worden. — Wilibald fand ſeine künftige Schwägerin heute bezaubernd, und ungleich heiterer als ſie ihm das erſte mal erſchienen war. Sie küßt' und lobt' ihn wegen ſeiner gemeinnützigen Fiſcherkünſte. Bey Tiſch wollte ſie ſeine Nachbarin ſeyn, und unterhielt ihn auf das lebhafteſte. Er mußte ihr von Hainberg erzählen, und verſprechen, ſie im Frühling ſogleich einmal zu der ſchönen Richte auf ſeinem Ritterſitz zu fahren.

„O, es iſt wohl recht ſchön auf dem Lande," ſagte ſie. „Man iſt ſich ſeines Lebens viel deutlicher bewußt als in der Stadt."

„Ein Satz, der ſehr richtig geſtellt iſt!" ſagte Pinius. „Der Landmann behält unter allen Ständen, und bey aller ſeiner müheſeligen Arbeit, doch immer die richtigſte, reinſte und lebendigſte Anſicht, und das klarſte Bewußtſeyn vom Leben.

Der

Der Gelehrte, zum Beyspiel, weis nur selten, daß er lebt. Er ist oft gleichsam genöthigt, sich zusammen zu raffen und zu fragen: Lebe ich? Und: wie ists, wenn man lebt? —"

Unser Freund fühlte sich von dem aufgestellten Satz überrascht. Diese Menschen schienen ja zu Otto's Parthey zu gehören. — Er meynte darauf, daß der Aufenthalt auf dem Lande im Winter doch auf alle Fälle traurig seyn müsse.

„Warum?" sagte Mariane. „So unfreundlich auch der Winter ist, so kurz macht ihn uns doch die Einbildungskraft. — Bis in den November giebts immer noch so viele Arbeiten auf dem Lande, daß wir diesen Monath noch zum Herbste zu rechnen sehr geneigt sind. Nun fangen wir erst an, uns vor dem Winter im Ernste zu fürchten, und die zunehmende Kürze der Tage macht, daß wir immer glauben, nun werde es angehen, nun komme bald das Schlimmste. So erscheint unvermerkt das Weihnachtfest; und der eigentliche Winter existirt für mich wirklich nur in den wenigen Tagen zwischen Weihnachten und dem neuen Jahre. — Aber, ich bitte Sie, wie oft hören wir nicht schon am Neujahrstage sagen: Gottlob, man kann es doch schon ein Bischen merken, wie die Tage zunehmen! O,

gewiß

gewiß, mit dem neuen Jahre ſchimmert auch die neue Hoffnung wieder. — Laſſen ſie am zweyten Januar einen Schnee wegſchmelzen, ſo heißt es gleich: Seht ihr, es iſt wieder Hoffnung da! Man lacht kindlich über ſich ſelbſt, und ſpricht dann ſchon zu jedem grünen Gräschen: Wirſt du noch ſterben? Nein, nun kannſt du noch erhalten werden; es iſt dann doch ſchon Januar — man hat ja ſchon erlebt, daß der Frühling zuweilen bald kommt! Im Hornung hat bekanntlich ſchon alles gute Wege. Da mag es noch ſo ſehr ſtürmen, ſo denkt doch jeder Chriſt: Es kann nicht lange mehr dauern, die Sonne iſt, nach dem gemeinen Glauben, ſchon gar ſehr viel näher gerückt — und, wie die Tage ſchon zugenommen haben! — Nun erſcheint auch jene Zeit, wo der Landmann ſchon ſagt: die Wärme kommt von unten herauf. — Und je zarter noch die Keime des Frühlings ſind, je zarter und beſcheidner ſind auch unſere Hoffnungen. — Stürme, und Kälte vermindern hierbey unſere gute Meynung gar nicht; im Gegentheil ſehen wir es mit einer Art von ſchadenfrohem Vergnügen mit an, wann das übrige vom Winter in Tropfen, Flocken und Zacken vollends herunter muß. — Und über all den Täuſchungen und immer neuen Erwartungen —"

„Bricht endlich, rief der entzückte Willbald, der

der schöne Freund, mein Frühling wirklich herein. Er überrascht die Erde und ihre Bewohner doch immer noch, wie der Bräutigam die lang getäuschte wartende Braut noch roth macht, wann er endlich auf einmal über den Hügel herauf steuert."

„Das hat uns Mariane meisterhaft geschildert," sagte August und sein Bruder bekräftigte es von Herzen. Plinius und Franz wünschten doch ihrer Darstellung mehr Wärme.

„Das wäre, antwortete Willibald, vom Winter wohl zu viel verlangt. Ich finde alles sehr gut gehalten; allenfalls über das Christfest hätten Sie noch etwas sagen sollen."

Sie wollte, daß er selbst dis noch nachhole, und er fuhr fort: „Das Christfest schimmert, wie ein freundlicher Stern mitten aus der Tiefe des Winters. Dieses Fest hat wohl für jeden Menschen — für den Greis wie für das Kind, für den größten Staatsmann und Gelehrten wie für den Taglöhner — etwas erfreuliches, etwas helles, glänzendes — etwas durchaus freundliches. Glücklicher Weise liegt es eben auch mitten in dem Scheidepunkt, wo die Verzweiflung endet, und die junge Hoffnung wieder beginnt."

„Wenigstens das Neujahr, sagte Franz, hat für mich viel mehr Gemeines als das Christfest;

und der Himmel weiß, worinn das liegen mag. Vielleicht, weil nicht alle Menschen das Christfest haben."

Der Mahler meinte, alles dis würde beweisen, daß der Mensch wirklich ein gutmüthiges Thier sey, welches gerne hoffe, spiele, und sich von jeder Situation das Unangenehme wegzudenken aufgelegt sey; — wenn nemlich ihre jetzt geäußerten Gedanken auch für allgemein, und jedem Menschen eigen, anzunehmen wären.

„Ganz gewiß!" rief Minelli. „Wer könnte besonders das Christfest nicht lieben!" Er sammlete die Stimmen bey den Alten, und das Resultat fiel dahin aus, daß man Marianens Gesinnungen über den Winter beystimmte, auch dem Christfest allerdings den meisten sinnlichen und religiösen Schimmer unter allen Festen des Jahres zusprach, übrigens aber (wie vorauszusehen war) die ganze Entwickelung dieser Sache für Spielerey hielt. — Nur der Finanzrath schien sich selbst in der Sache wieder zu finden, und sagte mit einer gewissen angenommenen Strenge zu den Brüdern: „Nun, Ihr Jungen, seyd nur morgen hübsch artig!"

August und Wilibald sahen sich an. Es war morgen der heilige Christabend; das Land der Jugend lag mit allen seinen Blumen und Fruchtschnüren

ren vor ihnen, und ihre Augen erglänzten, dem Schimmer gegenüber, welchen das rückblickende Alter liebevoll auf jene Herrlichkeiten warf. August sprang begeistert auf, um seinem Vater die Hand zu küssen.

„Mich hat das Schicksal schon im zehnten Jahr aus meinem Vaterlande gestoßen!" sagte der Kapellmeister mit wehmüthigem Lächeln. „Ach, ich kannte keine Eltern, und mein Vaterland war — ein elendes italienisches Kloster." —

Es war keine Seele in der Gesellschaft, die der klagende Ton, in welchem Minelli dis sagte, nicht gerühret hätte. Mariane wandte sich still weg, und Wilibald machte eine lebhafte schmerzliche Bewegung nach dem Verwaisten; er war von dem Augenblick an sein Freund. — Man wurde noch einig, es sollte morgen Abends bey Salens Souper seyn, und Marianens Mutter wollte bescheeren.

Des folgenden Tags hörte man kein Wort vom heiligen Christ sprechen. Die Brüder saßen tief in der Meinung des Werkeltags, und arbeiteten fest. Wie die Abenddämmerung anbrach, und hie und da in den Strassen schon hoffnungsreiche Kinderstimmen, und die geheimen Proben der Christbaumbeleuchtungen, ja selbst die Vorübungen der Musikanten zur mit-

mitternächtlichen Thurmmuſik, die Annäherung der Heiligen Nacht verkündigten, kam Auguſt in Wilibalds Zimmer, in jedem Geſichtszug freudige Muth. — „Du, ziſchelte er, der Vater iſt mir eben mit der Mutter auf der Treppe begegnet, und hat, indem er mich verdrießlich anſah, Etwas beyſeite geſteckt. Ums Himmels Willen, was wird das ſeyn! Wirf alles weg — es iſt Feyerabend!"

Der Finanzrath war ein ernſthafter Mann der den Scherz liebte. Er hieng dabey mit einer gewiſſen Feyerlichkeit an den guten alten ſpielenden Sitten und Gebräuchen. Alle Jahre mußte bey ihm wenigſtens Etwas beſcheert, dabey aber aller Glanz vermieden werden, wenn er in guter Laune bleiben ſollte. — Selbſt das Geheimnißvolle bey der Sache, jenes übellaunige Dunkel, aus welchem ſich dann auf einmal der Glanz der Heiligenchriſtoperation entwickelt, behielt er bey, weil es, ſo lang er wußte, ihm angenehme Empfindungen erregt hatte. — Auguſt war, wie wir ſchon erwähnt haben, eine ausgelaſſen luſtige Seele, ſobald er einmal den Arbeitstiſch verſchieß, und ſetzte einen groſſen Werth auf Familienfreuden. — Unſer Held aber, der ihn liebte, und ſich ſo gerne hinreiſſen ließ, ſtimmte gar bald mit in ſeinen Jubel ein. Sie wurden Kinder.

„Bald

„Bald iſts nun vorbey,“ ſagte Auguſt. „Denn wann ich erſt ſelbſt Kinder habe, muß doch der Spaß ein Ende nehmen.“

„Eigentlich, erinnerte ſein Bruder, ſind wir freilich ſchon jetzt etwas alt dazu —“

„Sprich doch das nicht!“ rief jener ärgerlich. „Warum ſcheuen wir uns wahr gegen uns ſelbſt zu ſeyn? Die Fortſetzung jener Jugendſeligkeiten macht uns glücklich; warum wollen wir uns aber das nicht geſtehen? Macht etwa das längere Leben es uns zur Pflicht, düſter zu werden, die Kinderfreuden zu verachten oder lächerlich zu finden, wenn nun die glücklichen Verhältniſſe ſie uns doch noch lächelnd darbieten? — Ich wüſte keinen Grund dafür! Im Gegentheil möcht' ich den ſchönen Ausſpruch hier anwenden: Wenn ihr euch nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, ſo werdet ihr nicht ins Reich Gottes kommen. — Oder, liegt der Grund, warum man dieſe Freuden gering ſchätzen zu müſſen glaubt, etwa im Geiſte des Zeitalters? — Es iſt wahr, Gefühl, und unſchuldiges Spiel, werden, dünkt mich, immer ſeltener, ſeit dem die empfindſame Epoche vorüber iſt; Spottwitz iſt an ihre Stelle getreten —“

„Oder vielmehr, fiel Willibald ein, man beſitzt zwar zuweilen noch Naivetät und Gefühl — man

man ſchämt ſich aber, dieſes im Geſellſchaftlichen zu zeigen, weil man ſich eben gewöhnlich dem Modewitz zur höhniſchen Schau blos ſtellt. Man hält es überhaupt ſeit einiger Zeit ſelten mehr der Mühe werth, die Gränzlinie zwiſchen Empfindſamkeit und Empfindeley öffentlich und gründlich aufzuſuchen, und ich glaube ſelbſt, daß der Witz hieran einige Schuld hat. Man verzeiht es faſt nur einzig noch dem Humor, wann er zuweilen die Empfindſamkeit in ihre alten heiligen Rechte wieder einſetzt."

„O, ſagte Auguſt, wenn unſere Epoche dieſen unſeligen Indifferentiſmus mitgebracht hat, ſo wünſch' ich ſie weit weg!"

„Du biſt ein guter Junge!" endigte Wilibald, und gieng Arm in Arm mit ihm in die Wohnſtube, wo ſie ſich allerley Geſchichten aus ihrer Jugend erzählten und darüber ſtritten, wer die loſeſten Streiche getrieben habe. „Auf alle Fälle, ſagte zuletzt Wilibald, warſt du als Kind der Schlimmſte unter uns beyden. Das Schadenfroheſte, deſſen ich mich von mir ſelbſt erinnere, beſtand doch nur darinn, daß ich tönerne Laubthaler, recht zart eingewickelt unter das Fenſter legte, und dann aus dieſem acht gab, wie der Ehrliche das Papierchen ſogleich öffnete, der Schelm aber den Fund erſt eine ganze Strecke wegtrug, um ihn im Winkel zu unterſuchen.

chen. — Aber du, was hast du nicht alles gethan! — Den dummen Karl beredetest du immer, sich im Garten auf die schönen kleinen Hügelchen zu setzen, wo ihm dann die Ameisen — die kleinen gelben — eine wahre Hölle in die Beinkleider brachten. — Und weißt du noch, wie du den ungeheuern Fleischerhund so lange übtest, grosse Stücken Brod vor dem Fenster zu fangen, bis er endlich einmal einen halben scharfkantigen Backstein fieng, der ihm alle Zähne einschlug?"

„O, lachte August, der Spaß reut mich denn doch nicht. Ich höre das Ungeheuer noch jetzt brüllen. Aber gesehen habe ich nie wieder etwas von ihm."

„Ja, ja, sagte Wilibald, Plan und Anlage zum Sachwalter hattest du schon damals. — Aber solche Sünden setzten uns dann auch, je näher die Weihnachtszeit kam, jemehr in Angst." —

Die Mutter kam jetzt aus dem Nebenzimmer, als eine Vertraute des heiligen Christs, und sagte leisedrehend: „Dahinein dürft Ihr nicht. Hier wartet, bis Euch der Vater ruft." Der Kabinetsrath fiel entzückt vor ihr auf die Knie, und Wilibald und die Mutter konnten vor Lachen über ihn nicht zu Athem kommen.

„Aber, fieng Wilibald wieder an, als die

Mut-

Mutter fort war, „es iſt doch gewiß wahr, daß all die Aepfel, Pfefferkuchen und Nüſſe, welche der heilige Chriſt beſcheert, wirklich ganz anders ſchmecken, als die ungeweihten.“ —

„Und hauptſächlich, ſagte Auguſt, der groſſe Chriſtweck, mit Mandeln und Roſinen — o, den erreicht an Köſtlichkeit kein Weck unterm Himmel.“ —

„Selbſt der gemiſchte Geruch, fuhr Wilibald fort, der uns, bey Eröffnung der Chriſtſtube von den Wachskerzchen, dem Obſt und friſchgebackenen Mehlwerk immer entgegen kam, verdiente den Namen eines feſtlichen Geruchs.“

Die Thüre knarrte, und Mariane trat im Dunkeln herein. Die Mutter hatte ſie auch dazu bitten laſſen, um Auguſt recht froh zu ſehen. Er drückte ſie ans Herz, die Brüder ermahnten ſie, ſtille zu ſeyn und weihten ſie lispelnd zu ihrer Feyer. Sie war ſehr glücklich, und half auch erzählen. So oft man im Nebenzimmer gehen und flüſtern hörte, fielen die Kinder einander in die Arme und küßten ſich.

Aber Auguſt ſchlich ſich einmal an ein Riß, chen in der Thüre, und Mariane hieng während deſſen noch mit einer Gewalt an Wilibalds Lip-

pen, wovon er selbst erglühte. Bald fühlte er eine brennende Thräne auf seiner Wange, und erschrack.

„Ach die vielen Lichter da drinn!„ keuchte der Kabinetsrath, und sprang auf den Zehen wieder zu ihnen. Mariane wandte sich schnell von Wilibald zu ihm um; sie umschloß ihn heftig, und er wiegte sie an seiner Brust. „Du edle Seele, rief sie nach einer Pause, vergieb mir, daß mein Gefühl mich wieder weich macht!"

„Nicht so, Beste!" sagte August unter Küssen. „Sieh doch, wie wir so kindlich und froh sind!" Sie that bald heiterer, nöthigte auch Wilibalden wieder zu sich, und alles war gut.

Jetzt endlich gieng die Thüre auf, und eine Masse von abentheuerlichem Glanz strömte heraus. — „Kommt, Ihr Kinder, sagte der Vater trocken, der heilige Christ hat beschceert." — Auf der Schwelle blieb August, als der Aeltste, stehen; die andern beyden guckten, Hand in Hand, ueben ihm hinein. — Drey kleine Bäume, mit Wachskerzchen und versilberten Früchten, standen auf einem langen Tisch. Bey jedem Baum lag der gebackne Name des Kindes und die dazu gehörige Beschceerung, die dismal, Marianens wegen, übermäßig reich ausgefallen war. Die Pfefferkuchen, das Obst, und der treffliche Weck waren nicht vergessen.

Nun

Nun untersuchte jeder, und jeder wollte sich im Danke gegen die Eltern gern auszeichnen. „Der Himmel laß' uns noch einige Zeit so zusammen spielen!" sagte der Vater. „Ihr guten Kinder, Euer Spaß macht mir grosse Freude." Die Mutter konnte sich an ihren drey Kindern nicht satt küssen.

„Vor allen Dingen will ich meinen guten Namen essen," sagte August, und biß drein. Als der verzehrt war, schnitt er auch seinen Weck an. „Denn, sagt' er, die dritten Feyertage sind abgeschafft, und da hoff' ich doch auszureichen, wenn ich schon den Heiligenabend anfange zu schlemmen." Er aß ihn in kurzem bis zur Hälfte auf.

„Du warst doch immer der Vielfraß!" sagte unser Held lachend. „Komm, wir wollen auch jeder einen Pfefferkuchen schlachten."

„Ja, schlachten, da hast du recht, das war unser altes, ächtes Wort, schlachten!" Jeder brach und mußte mit dem andern um seine zwey Hälften zwischen Messerrücken oder Schneiden loosen. — Der Kabinetsrath wußte sich im Besitz seiner Reichthümer so wenig zu mäßigen, daß endlich die Mutter sagte: „Ihr werdet Euch krank essen. Du kannst das nicht mehr vertragen, lieber August."

„O doch, Mutterchen," rief er, und stopfte noch einmal beyde Backen voll. „So, nun heben Sie

alles auf, damit Wilibald nicht darüber gerathen kann!“

„Nun, Gott geseegne dirs — morgen liegt er auf der Nase,“ sagte der Finanzrath drohend, und gieng, um den Schlüssel seines Komptoirs zu sich zu nehmen.

Man fuhr zu Salen's. Franz, Minelli und der Mahler füllten schon die Zimmer mit ihrem Freudengeschrey, und wurden von den Ankommenden nun sogleich durch verschiedne mitgebrachte Consumtibilien unterrichtet, was das heisse: der heilige Christ hat beschееrt! — Der Geheimerath empfieng die Gesellschaft und führte sie sogleich in das fertige Christzimmer. Die Frau von Salen hatte dieses prächtig beleuchtet, und jedem Anwesenden einen Baum geputzt, und eine kleine Ueberraschung vorbereitet. Die ganze Anstalt war witzig; sie gieng aber mehr auf modernen Scherz, als auf alte Reminiszenzen. Es wurde viel gelacht, und der Finanzrath war diesen Abend besonders lustig.

„Das Beste haben wir freilich schon zu Hause genossen,“ sagte August heimlich zu Wilibalden und Marianen. „Hier ists doch wohl zu voll.“ Marianen wars lieb, daß Minelli nicht mit bey Kronach's gewesen war. Sie glaubte,

te, daß jene Familienluſt ihn zu ſehr würde ergriffen haben.

Während die Geſellſchaft ſich der froheſten Laune überließ, bemerkte Wilibald einigemal, daß die Blicke ſeiner künftigen Schweſter ſtarr auf ihn gerichtet waren. Auch veränderte ſie oft die Farbe, und er fühlte ein Zittern in ihrer Hand, als er ſie in ein Fenſter zog. „Was iſt Ihnen, Mariane!“ fragte er mit ſeiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit.

„O Gott!“ ſchluchzte ſie, und eine Fluth von Thränen ſtürzte aus ihren Augen. Der Zufall verbarg dis der Geſellſchaft; niemand hatte es bemerkt, als Franz.

„Sie hat einen geheimen Kummer,“ dachte Wilibald, und nahm ſich vor, ſie um ihr Vertrauen zu bitten. Er ſah jetzt, daß ſie zu Auguſten gieng, und daß beyde, nebſt den zwey Müttern ſich bald von der übrigen Geſellſchaft abſonderten. Als ſie ſich nach einiger Zeit wieder trennten, that Mariane viel munterer als vorher. — Zu Hauſe ſagte ihm die Mutter noch, ſie habe, kurz vorm Weggehen aus dem Salenſchen-Hauſe, mit ſeinem Bruder Auguſt Marianen ſehr angelegen, den Tag ihrer Vermählung zu beſtimmen. Dieſe habe aber denſelben erſt im Spätherbſt an

ſetzt,ob

gesetzt, und sey durch keine Bitten und Vorstellungen von diesem Eigensinn abzubringen gewesen, so, daß sie ihr es endlich hätten zugestehen müssen.

„Das ist sehr sonderbar," sagte Wilibald, und beschloß fest mit Marianen zu reden. Auch dachte er auf seinem Zimmer weiter hierüber nach, und untersuchte bey dieser Gelegenheit seine eignen Gefühle gegen Marianen. Er fand in seiner Brust die lauterste Freundschaft, und den wärmsten Willen, ihr und Augusts Glück zu befördern. „Sollte sie unglücklich seyn?" dacht' er, als er sich weiter in seiner Untersuchung verlor und trauriger wurde. „Sollte vielleicht irgend ein anderer Gegenstand ihr Herz fesseln — sollte gar mein eignes unglückliches Bild die Gestalt seyn, die auf dem Wasser dieser köstlichen Thränen schwimmt?" Er beruhigte sich indessen doch bald hierüber, da er erwog, wie gar neu diese Bekanntschaft sey, und daß sein Bruder, wenn er dessen Eigenschaften mit den seinigen unpartheyisch zusammenstelle, ihm keineswegs nachstehen könne, und überdis Marianen so unendlich zu lieben scheine.

„Was willst du mit deinem Aufschieben eigentlich sagen?" fragte der Assessor am folgenden Morgen seine Schwester verdrießlich. „Und was sollte das Weinen gestern Abends?" Sie erröthete.

„Laß

„Laßt mich doch!“ antwortete sie endlich mit flehendem Blick. „Es ist ja der letzte Sommer meiner Freyheit.“ —

Franz war, wie schon bemerkt worden ist, bis zur Heftigkeit lebhaft. „Ich will dir sagen,“ fuhr er heraus, „wie das ist. Dein Bräutigam hat durch seines Bruders Erscheinung in deinen Augen zu viel verloren; du schlägst gern einen Umtausch vor, wenn nicht dis als ein gewisses Schweben zwischen zwey Brüdern erscheinen müßte, welches alle Delikatesse, allen Geschmack und Ton vor den Kopf stossen würde — wenn es nicht einen Grad von Flatterhaftigkeit offenbarte, dessen nur ein Weib fähig ist, die von Woche zu Woche immer in das schönste Gesicht verliebt seyn muß.“ —

„Franz, Franz! Womit hab' ich diese Begegnung verdient!“ rief sie, und zerfloß in Thränen.

„Hast du sonst Kummer, liebe Schwester? sagte der Assessor erschrocken, und ergriff ihre Hand. Aber, es war zu spät; seine Unbescheidenheit hatte schon den Verlust ihres Zutrauens nach sich gezogen.

„Sey gut, sagte er, ich will kein Wort mehr gegen diese Sache reden; ich war nur in Sorgen für deinen August und Dich.“ Das schien sie zu beruhigen. Sie gab ihm die Hand, und er gieng. „Ich hatte bedenken sollen, dachte er jetzt, und schlug

sich

ſich vor die Stirne, daß ein Weib die gewaltſame Enthüllung ihrer theuerſten Geheimniſſe dann am wenigſten verzeiht, wann ihre Schuld damit in Verknüpfung ſteht.“

Dieſen Morgen hielt man muſikaliſche Probe bey Minelli; denn am Abend wollten unſere Freunde das erſte Liebhaberkonzert beim Grafen Simage-ben, weßhalb auch das gewöhnliche groſſe Konzert für heute ausgeſetzt werden durfte. — Franz nahm in der Probe ſogleich unſern Helden beyſeite. „Sprich doch mit Marianen über ihre Verbindung. Es liegt ihr etwas ſchwer auf dem Herzen, und ich beſitze ihr Zutrauen nicht ganz.“

Wilibald antwortete, er habe, nach ſeiner eignen geſtrigen Bemerkung, die er ihm mittheilte, ſich dis ſchon vorgenommen. — Er that es gleich des nemlichen Vormittags. Sie empfieng ihn ſo froh und heiter, wie er ſie noch nie geſehen hatte. „Ergebt Euch doch — ſchäckerte ſie, und ließ ihn nicht zum Wort kommen — Ergebt Euch doch meinem Eigenſinne, der dem Eurigen zum letzten mal die Spitze bietet. — Frühling und Sommer gehören noch mein. Da ſoll man noch von mir hören; da will ich mich noch recht austoben. Und Sie — Sie toben mit! — Ich weihe ſie jetzt zum Gefährten meines Reſtchens Jugend — zum letzten Genoſſen

ſen meiner ſterbenden Kindheit. Sie ſind von nun an mein Freund und Vertrauter. Suchen Sie ſich dieſes Vertrauens werth zu machen. — Wer weiß, wie bald der Herbſt anbricht!"

Sie umarmte ihn mit der launigſten Schwärmerey, und er mußte ihr unverbrüchliche Treue ſchwören, beſonders auch, daß er ſich nie wieder mit den Andern in ein Bündniß gegen ſie einlaſſen — keiner Stimme als der ihrigen folgen wolle. „Ich muß, ſagte die Arme, in dieſen neun Monaten meine ganze Jugend noch einmal durchleben. In Augenblicken konzentrirt ſollen mir Jahre der Freyheit und des kindlichen Lebens verrinnen, und erſt der Tod — der Tod dieſer Blütenzeit, ſoll mich dann ins ernſtere Leben einführen."

Ihre Augen waren naß, und hiengen matt über ſeiner Geſtalt. — Da ſah es nun Wilibald ſelbſt: ſie war eine Schwärmerin, die ſchwache Nerven hatte, und durch ein einfaches, planes Leben geheilt werden mußte. Er ſagte ihr das zutraulich, und ſie gab ihm von Herzen recht. Auguſt war ein Mann für ſie; davon waren ſie beyde überzeugt. — Von dieſem Augenblick an hatte ſie Wilibalds ganzes Weſen in ihrer Gewalt. Er that blindlings alles was ſie ihm befahl, und ſeine Freundſchaft kann-

kannte keine Schranken. Sie waren beyde, wie man sagt, Ein Herz und Eine Seele.

Bey dem Minister war heute Gala und groß Diner angesagt. Mariane wollte sich entschuldigen lassen. „Ich mag, sagte sie zu Willibald, in keine Gesellschaft mehr, von welcher ich vielleicht nun bald ausgeschlossen werde. Ich gehe erst Abends hin, wann die gemischte Gesellschaft sich zu Eurem Konzert versammlet."

Das Konzert wurde dann des Abends feyerlich eröffnet. Im prächtigen Saale der Ministerin, welcher nicht der gewöhnliche Konzertsaal war, hatten die vollesten Töne Raum. Die ganze Kapelle war gegenwärtig, wiewohl nur wenige davon an der Aufführung selbst Theil nahmen; denn der neue Kapellmeister, Minelli, wollte sich heute zum ersten mal in dieser Stadt hören lassen. — Unser Held stand während der Symphonie entzückt an seiner Seite, und fühlte sich heimlich geehrt, von diesem Wesen dirigirt zu werden, dessen Geige heute keine Töne — nein, ganze rollende Ströme von Harmonie entflossen. — Die Blicke der Gräfin schienen eine lebhafte Theilnahme auszudrücken. Allein, sie durfte keinen ihrer Freunde bemerken; die Gesellschaft war zahlreich, steif und glänzend.

Still setzte sich der Kapellmeister hinter sein Violon-

Violoncell. Die Muſik war, wie man wußte, ſein eignes Werk. Wilibald durfte das Akkompagnement dirigiren. — Alles war aufs höchſte geſpannt, weil Minelli noch ſo gut als unbekannt war, und ſogar auf dem Punkte ſtand, verkannt zu werden, da er es noch nicht der Mühe werth gefunden hatte, öffentlich zu ſpielen. — Das Tutti des Konzerts flog ſtürmiſch zum Schluß, und er fieng jetzt mit jener ſchneidenden, fremdartigen Bebung an, welche (ohne ſich der entſchiedenen Tenorſtimme des Fagots zu nähern) dieſem Inſtrument ſo beſonders eigen iſt, und deren imponirende Töne hier aus einer ganz andern Region zu kommen ſchienen, als aus der Summe aller eben jetzt gehörten Inſtrumente. — Niemand athmete mehr. — Der erſte Abſatz opferte der Kunſt und dem Talent des Künſtlers; ein zweyter war der Melodie geweiht, und der letzte gehörte in die noch unbezeichnete Klaſſe jener melodiſchen Disharmonieen, die das Herz zur Troſtloſigkeit hinabziehen, um ihm dann, wie die unglückliche Liebe, zuweilen ein tragiſches Lächeln abzuzwingen. „Es iſt keine von meinen guten Arbeiten, hatte er vorher zu Wilibalden geſagt, aber ich zeige mich gerne damit als Künſtler, weil die Welt das Scharfe liebt.

Seine Abſicht wurde vollkommen erreicht. Die

letzte

letzte Abtheilung griff sichtbar an. Jemehr sie alles Lebensglück verhöhnte, desto gebietender wurde ihre Kraft, desto unterirdischer ihr Ruf. Man konnte es dem Künstler nicht verzeihen, daß er so affectlos dasaß, während alle Geister im grossen Zuge des Unglücks stöhnten, und doch mit fortgerissen wurden, in die Mächte des Schicksals. — Hier preßte die Kunst aus manchem Auge die ersten namenlosen Thränen. Und wie er nun schied, hörte man kein Bravo, keine Hand hatte Stärke zu klatschen. — Viele wendeten sich nur wehmüthig von ihm, und bewegten unwillkührlich die Hand gegen das Orchester, als wollten sie den Unbarmherzigen gehen heissen. Mariane war bleich geworden, wie eine Leiche.

Sie machten eine kleine Pause. — „Das ist ein fürchterlicher Mensch," sagte der Minister lächelnd zu einem erstaunten Präsidenten. „Und doch hab' ich ihn an einem andern Orte schon zweymal gehört. —" Natürlich mußte Minellis Lob zugleich der Weihrauch werden, welchen man dem Geschmack des Grafen, der ihn hier angestellt hatte, von Herzen streute. Die Gräfin gieng jetzt mit Andern zu ihm. „Minelli!" sagte sie leise, und mit Schmerz. Er sah sie still an, und bückte sich tief; aber er schien das Reden mit Mühe zu unterdrü-

drücken — und sogleich fragte sie, ob er mit dem Saal zufrieden sey, und gieng leicht vorüber.

Ein dumpfes Murmeln hatte nun den Saal gefüllt. Die zurückgehaltenen Urtheile und Gefühle brachen hervor, und der Kapellmeister erschien Jedem, besonders aber seinen Untergebenen, in einer Art von Heiligenschein. Er hatte die Herzen der Letztern heute auf einmal mit Sturm gewonnen, und heute hielt auch die heilige Cäcilia ihren Einzug wieder in die Vaterstadt unseres Helden.

Die Gräfin kam bald mit Marianen zu Minelli zurück. „Wann hören wir denn etwas von diesem unwissenden Menschen?“ sagte sie, und wies auf Wilibalden, welcher eben den Bogen hob, um Stille zu gebieten. Minelli zeigte ihr das, und Wilibald bückte sich lächelnd, und trat mit der Geige vor.

Es war Minelli's Meisterstück; ein einzelnes Adagio, das nothwendig auf diese zerrüttenden Töne folgen zu müssen schien, von welchen noch jede Brust krank war. Die reine, kunstlose, volle Melodie nahm für den Dichter ein, und hob zugleich den Künstler mit. — Unser Held lebte schön und heilig, wie ein Gott, in dieser süssen Melodie. Froh und heiter schien es Einer dem Andern zuzuwinken, wie gefällig der schöne Mann spiele! Selbst

Minelli mußte bey dem naiven Schluß ihn anlächeln. — Ein allgemeines Bravo ertönte, und man hätte ihm noch Stundenlang mit demselben Wohlbefinden zugehört. „Sagt ichs nicht, flüsterte der Kapellmeister ihm zu, daß man mich verabscheuen, und dich lieben würde?"

Sie gaben heute blos Instrumentalmusik, weil der Kapellmeister nur zeigen wollte, was er mit wenigen Leuten in dieser zu leisten vermöge. Wie die Musiker am Ende bis auf unsere vier Freunde weg waren, sagte die Gräfin: „Es ist ein Glück für Sie, Minelli, daß sie Kronachs Adagio selbst gemacht haben; denn übrigens haben Sie heute gespielt, wie ein Wahnsinniger; und Sie, mein guter Kronach, Sie haben gespielt, wie ein hübsches Kind spielt."

„Ich habe noch nie so gut gespielt, wie heute," sagte Minelli, und sah sie mit komischem Künstlerzorn an. Sie lächelte. „Ich hätte nicht allein bey Ihnen im Saale seyn mögen — ich hätte weglaufen müssen."

„Kann ich dafür, erwiedert er, daß das grosse Publikum sich noch immer auf die musikalische Nothzucht erpicht?"

„Es war nur ein Spiel!" versetzte Willibald. „Ich will aber auch, sagte sie, für den lieben Abend dankbar seyn. Jeder soll einen heiligen Christ bekom-

kommen. — Kronach hat es am besten gemacht." —

„Das leugne ich, fiel Minelli ein, Ich habe es am besten gemacht."

„Aber doch am schönsten," antwortete sie.

„Freylich wohl!" sagte Minelli.

„Nun, fuhr sie fort, also morgen früh um elf können Sie kommen, Kronach — und die andern erst des Nachmittags." Sie gieng zur übrigen Gesellschaft.

„Das ist der Dank, sagte der Kapellmeister lachend, für alles Unheil, was ich angerichtet habe — für die größten Thaten, die je verrichtet worden sind, seitdem die Welt auf Baßgeigen dudelt."

Mariane und Wilibald unterhielten sich fast den ganzen Abend allein über die heutige Musik, und es war spät, wie die Gesellschaft sich trennte. Beym Nachhausegehen sagte Minelli zu Wilibald: Mit dir und der Gräfin ists nicht richtig; das kannst du glauben." Unser Held dachte hierüber nicht weiter nach. Er hatte bey den Weibern einiges Glück erfahren, doch dieses wenig benutzt; und seine diskreten Gedanken über das Geschlecht selbst haben wir zum Theil schon oben kennen gelernt. — Aber keineswegs versäumte er des folgenden Tages die elfte Stunde.

„Wo bleiben Sie so lange?" rief ihm die Grä-

fin

sin entgegen, welche las. Setzen sie sich, und lesen Sie weiter." Er that es. Sie trat neben ihn, und sah mit ins Buch. Nach einiger Zeit bog sie sich sanft über ihn, und küßte seine Stirne. „Das ist Ihr heiliger Christ!" flüsterte sie erröthend, und wollte weggehen. Er ergriff ihre Hand, und sah hoffend zu dem schönen Gesicht empor. Sie schien einen Augenblick zu wanken; dann küßte sie ihn warm und herzlich auf die Lippen, und machte sich schnell los.

„Nun lesen Sie weiter."

Er schwieg, und sah ins Buch.

„O lesen sie," sagte sie dringend, und wandte sich ängstlich gegen das Fenster. Er las einige Sätze schlecht. Es war eine reizende Frau, fast in jungfräulicher Blüthe.

„Lassen Sie uns noch zusammen sprechen" fieng sie wieder an. „Wie gefiel Ihnen gestern Minelli? Ists nicht ein trefflicher Mann?" Willibald antwortete, „er habe sein Instrument noch nie in dieser Vollkommenheit gehört, und er selbst sey ganz erstaunt gewesen, weil Minelli in der Probe absichtlich allen Ausdruck vernachlässigt, und besonders einen höchstgemeinen Ton affektirt habe, um auch seine Freunde zu täuschen.

„Ton, sagte sie — das wars eben; jedes Instru-

Instrument und besonders dieses, scheint seinen eigenen, ursprünglichen Grundton zu enthalten, der aber selten gefunden wird, den es sich nicht entziehen läßt, als von der Hand des vollendeten Künstlers."

„Oder auch, erwiederte Kronach — der Stümper findet jenen Ton zuweilen, aber er erkennt ihn nicht, er hat im Innern nichts, was diesen Ton ausspricht, was davon anspricht — er läßt ihn unachtsam verklingen, und tappt zurück ins gemeine äussere Reich der Töne."

Nach einigen weiteren Erörterungen hierüber fuhr sie fort: „Er muß Ihr ächter Freund seyn; er hat Ihnen den Sieg über sich so schön in die Hand gespielt. Sie haben mir einige sehr glückliche Minuten gemacht. — Freylich, was mag auch dem Herzen sanfter thun, als wann es, nach so heissen, wilden Erschütterungen, wieder von jenen sanftbewegten Wogen in melodischen Farben umspielt wird! — Es freute mich, daß Ihnen ein gewisses Zucken, Schieben und Ziehen fremd ist, welches gewöhnlich gute Geiger verstellt. — Fromm, rein und glücklich standen sie da, und jeder Geist gieng vergnügt mit dem kindlichen Schritte fort. Ich war Ihnen recht gut."

Willibald bat sie, es zu bleiben — aber auch

ihn nicht zu loben, da Minelli ihn schon auf viele Unarten aufmerksam gemacht habe.

„Kommen Sie recht oft zu mir, sagte sie warm — und bleiben Sie ein Freund des Kapellmeisters. Seine Art zu seyn beunruhigt mich. Er ist ein wilder Mensch, der leicht zänkisch wird, und doch leider selten so lebt, wie er sollte. — Aber jetzt sollen Sie gehen — stille, ich muß Ihnen etwas schenken."

Sie zog ihn in ein Kabinet, wo Pintus mit Restaurationen beschäftigt war. „Suchen Sie ihm etwas Gutes zu seinem heiligen Christ heraus," sagte die Gräfin. Pintus besann sich, und zeigte ihr ein kleines Oelgemählde. Es war Thalia, mit dem Kopf der Gräfin.

„Das nicht, sagte sie; der Graf liebt es."

Willbald fand sich durch den Ton, womit sie das sagte, und worinn ihm eine gewisse zärtliche Treue zu liegen schien, seltsam gerührt. Aber er bat, und erhielt es unter der Bedingung eines bescheidenen Besitzes in Rücksicht auf Fremde. — Abends im Schauspiel erzählten sich unsere Freunde ihr Glück. Die drey übrigen Unternehmer hatten von der Ministerin sehr beträchtliche Geschenke von bestimmtem Werth erhalten. Auch hatte der Kapellmeister ausserdem die Zusicherung einer ansehnlichen Besoldungszulage vom Grafen bekommen.

Jeder

Jeder schätzte sich dem Krösus gleich, und sie wetteiferten im Lob ihrer herrlichen Freundin. Nur Minelli äusserte ganz offen seinen Neid über das Geschenk unseres Helden.

Willibald arbeitete von jetzt an sehr fleißig, und nur seine Abende brachte er theils im Hause des Grafen, theils bey Salen's, theils aber mit seinen drey Freunden hin. — Mit Marianen verband er sich immer fester, und zu seiner unbeschreiblichen Freude fieng diese an, eine fast immerwährende, frohe Stimmung zu zeigen. Wo sie und Willibald zusammen kamen, waren sie auch selten von einander zu trennen, und man hätte, wenigstens auf seiner Seite, kein reineres und ächteres Bild der Geschwisterfreundschaft aufstellen können.

Die Gräfin hielt er für leichtfertig, aber nicht für verderbt, im Gegentheil verehrte er sie hoch, als eine entschiedene Beschützerin der Künste. „Und dergleichen Frauen, meynte er, sind gewöhnlich von zärtlichem und leichtem Sinn — sie leben gern in einem gewissen erotischen Farbenduft, und verlangen mit Sehnsucht nach Wärme, nach Leben und Liebe.“ — Er suchte sie nicht auf, und wann sie ihn zu suchen schien, wußt' er immer den devoten galanten Mann so unbefangen zu machen, daß ihm Minelli einst nach einer Schlittenfarth, wo sie

ihm vorzügliche Beweise einer zärtlicheren Neigung gegeben hatte, geradezu vorwarf, er habe kein Herz, und sey keines schönen Blickes werth. „Du scheinst, sagte er, gar nicht zu wissen, was Liebe, was Feuer ist. Dein ganzes Betragen gegen die Weiber ist dem fühllosen Alter so ähnlich, wie die starren Eiszacken dem tödten unfreundlichen Winter. Müßt' ich nicht aus andern Gründen dein Gefühl für erwiesen annehmen, so könnt' ich dich hassen."

„Und warum willst du mir', fragte ihn Willibald, blos deßwegen alle Wärme absprechen, weil ich gern einer Art von Pflichtgefühl folgen möchte — weil ich wünsche, einigen aufgestellten Lebensregeln treu zu bleiben? — Möchte dir die Gräfin nie mehr werden, als sie mir ist: Aber leider seh' ich hinter deinen Reden schon die Eifersucht lauschen — leider ist es dein Fall nicht, die Regel zu ehren."

„Du kommst mir, antwortete jener, mit deinen Regeln vor, wie manche grosse Herren, die ihre Wahrheit durch Dekrete und Strafen zur objektiven machen wollen, oder ästhetische Regeln in Patentform ausgehen lassen. Aber wenn du damit noch lange auskommst, so sag', ich hätte gelogen.

Bey der Gräfin selbst stand Willibald im Verdacht, daß er Marianen liebe, und sie ließ sich

oft

oft im beiſſendſten Witz über ſeine zärtliche Schwägerſchaft heraus. So wenig er hierauf achtete, ſo ſehr freut' es ihn dabey, daß ſie ſelber doch Marianen herzlich liebte. „Sie iſt, ſagte die Gräfin einmal zu ihm, eine Unglückliche, der man Gutes thun muß."

Minelli konnte ſeine glühende Leidenſchaft für die Gräfin nur mit der größten Anſtrengung verbergen, und Wilibald hatte ſie längſt errathen. Aber die Miniſterin floh den Wilden, wo ſie konnte. Man ſah zuweilen, daß ſie ihm Zuneigung bewies, und an ſeiner Kunſt hieng ſie mit tiefer Innigkeit. Allein, ſie fürchtete ſein Feuer, und war auch nie ganz zufrieden mit ihm. — Unſerm Helden und dem Mahler näherte ſie ſich am liebſten, wenigſtens öffentlich; der Kapellmeiſter und Franz hingegen wurden gewöhnlich ſehr ſtrenge gehalten, und mußten nicht ſelten eine Art von Ueberlegenheit, ja ſelbſt Standeshoheit fühlen, die an dem lieblichen Weſen unbegreiflich war. — Ein einziges mal verſuchte es der kühne Minelli, ſich dieſer Ueberlegenheit zu ſtellen. Sie ſah ſehr ängſtlich aus, und ſchwieg. Aber er war ganz troſtlos, als ſie des andern Tages in der Geſellſchaft fehlte. Unſer Wilibald glaubte gleichwohl einige Tage nach dieſem Vorfalle zu bemerken, daß ihr Auge dem

Ver-

Verbrecher suche; und nun zweifelte er nicht mehr daran, daß ihr Herz gerührt sey.

Die Art, wie sie übrigens unsere vier Freunde nebst Marianen im Ganzen behandelte, sicherte ihr stets die Liebe jedes Einzelnen. Ihr reizender Körper, und ihr reicher, liberaler Geist zogen unwiderstehlich an.

Eine eigne Unterhaltung fand jetzt Wilibald an seiner Nachbarschaft. Er strengte sich oft bis aufs Aeusserste an, den rechten Sinn vom Leben dieser Menschen zu fassen; aber es war ihm nicht möglich, sich in ihre Situation zu denken, ohne daß die Ideen von: traurig, öde und abgeschmackt sich ihm sogleich aufdrangen. Zwar der Weber schien nicht glücklich, und wenn auch seine Familienverhältnisse glücklich waren, so bewies doch seine Flöte, daß er als ein strebender Geist unter einem ungünstigen Zeichen geboren seyn mußte, oder daß er etwas wollte, was er selbst nicht deutlich verstand. Ueberhaupt rechnete ihn Wilibald nicht zu seinen übrigen Nachbarn, sondern hielt ihn zuweilen für eine wahrhaft schöne Seele. — Aber der Schuster und die Beckerin schienen reich, froh und glücklich. Und diese waren ihm Räthsel, deren Auflösung er seit seiner Zurückkunft von Hainberg schwerer als jemals fand. „Wie kann doch der Mensch, dachte er, so gar beschränkt seyn! Wie kann er — zwey

Stun-

Stunden höchſtens vom Tag abgerechnet — ewig Schühe machen, ewig Semmeln verkaufen! Und muß wohl nicht das Leben eines Handwerkers in der Stadt überhaupt, höchſt leer, düſter, und ſelbſt ungeſund ſeyn? Wie bleich ſieht man gewöhnlich die Menſchen aus dieſer Klaſſe des Sonntags um die Stadt ſchleichen, um nur für die ganze Woche Luft zu ſchöpfen!" Dabey fielen ihm die Geſetze wegen des blauen Montags, und alles das ein, was Otto über die mangelnden ländlichen Ergötzungen geſagt hatte. Der friſche Landmann erſchien ihm aber doch jetzt in einem ganz andern und gefälligeren Licht, als der Handwerker, an dem er hauptſächlich jene ſubalterne Rolle des Städters, *in die er gewöhnlich gekannt ſey*, widrig fand. — Meynte vielleicht Otto dieſe Klaſſe von Städtern, und wollte er nur ſagen: ihr Leben iſt vom Landleben nur in der Form verſchieden? — Es machte unſerm Freund Vergnügen zu glauben, daß die Klaſſe von Städtern, wozu er ſelbſt gehörte, und die er faſt für die allerglücklichſte zu halten geneigt war, von Otto in jener Zuſammenſtellung mit dem Landvolke nicht habe begriffen ſeyn ſollen. In dieſer letztern Meynung ſchienen ihn die melodiſchen Klagen ſeines Nachbars, worein er ſo mitleidig einſtimmte, immer mehr zu beſtärken.

Der

Den größten Theil seiner Erholungsstunden füllten die Abendunterhaltungen mit seinen Freunden aus. Sie glichen oft Diatriben und artistischen Hatztheatern. Man sprach über Kunst, über poetische und mahlerische Darstellung und musikalische Aufgaben und Möglichkeiten; und da die Ausführung nicht selten damit verbunden wurde, so brachte dis eine Fülle von Leben und Freyheit in die Glieder und das Ganze der Gesellschaft. Auch gerieth man nicht selten, ohne zu wissen wie, tief in die Feyer des Bachanals.

Minelli's lebhafter Geist, der in Lieb' und Wein sich ewig baden mußte — des Assessors heftiger Witz, den er, selbst bey Gegenständen der Kunst *nicht unterdrücken konnte*, und des Mahlers stilles warmes Gefühl und strebende Seele, waren für Wilibalden ein höchstinteressantes Studium. Pinius war ihm, seit dem er sich ihm mehr genähert hatte, und seine Arbeiten kannte, achtungswerther und lieber geworden, als er anfangs gehofft hatte. Nur Minellis Ausschweifungen machten ihm viele Sorgen, und Franz ließ sich in diese so oft mit hinein ziehen, daß Wilibald immer nur abzuwehren und gut zu machen hatte. — Indessen tröstete sie alle das: Sie kamen doch im Ganzen weiter; und Minelli, welcher der leichtsinnigste

nigste war, meynte, das könne auch gar nicht fehlen!

Franz und Wilibald waren am glücklichsten in der Aufsuchung des schicklichsten Kunststoffs, welchen man sodann gemeinschaftlich verarbeitete. In der Behandlung selbst aber erkannten sie den feinern Kunstgeschmack des Mahlers, und die tiefeindringende Wärme des Musikers gerne an. Dis Band hielt Alle fest zusammen. Dieses gemeinschaftliche Streben bereitete ihnen eine gesunde Kost, aus der sie Alle süsse und kräftige Nahrung zogen.

„Wenn ihr viere, sagte einmal die Gräfin, eine Dichtung mit Melodieen und Zeichnungen zu Stande brächtet, so könnte es wohl was herrliches werden. Aber Mirelli müßte keinen Antheil am Text haben, und der Assessor dürfte die Gemählde nicht angeben."

Mariane meynte, den Entwurf des Ganzen an einem solchen Werke würde sie nur Wilibalden und dem Mahler gemeinschaftlich anvertrauen.

„Der Entwurf des Kunstwerks, sagte Pinius, würde hier nicht so schwer seyn, als die Vereinigung der Künste in der Ausführung. — So schadet dem Roman oder epischen Gedichte nichts mehr, als Kupferstiche und Melodieen, wenn einer von den Künstlern ein Pfuscher war. — Nehmen Sie an, daß

der Dichter ſtellte uns den kindlichblöden Eintritt zweyer Liebenden in eine geſpannte Verſammlung dar, welche von ihnen Geſtändniß und Vorbringen erwartet, um über ihre Liebe und Zukunft das Urtheil zu ſprechen. *) Anſpruchloſes Bewußtſeyn befeſtigt die Haltung der Geliebten, kindliche Ehrfurcht mildert die feſte Entſchloſſenheit des Liebenden, während in der Verſammlung noch der väterliche Ernſt, einer geiſtlichen Suada und der Mutterzärtlichkeit gegenüber, dräut — während alles ſich zum herannahenden unvermeidlichen Moment der Entſcheidung rüſtet; das Ganze mit dem Feyerkleid der reinſten Menſchlichkeit angethan! — Hier greift und haſcht unſere entzündete Sehnſucht begierig nach allem, was uns dieſem Bilde noch näher bringen, und die Darſtellung auf irgend eine Art erweitern könnte. Mit Eifer ſchlagen wir das Blatt um, und —"

„Mit Erlaubniß!" ſagte Franz, indem er ſeinen Taſchenkalender vom Leder zog und produzirte. „Und nun ſchmecken und ſehen wir in einem verdammten Miniaturgekritzel, wie ein langer, dürrer, breitmäuliger Range, ein wehrer Bohnenſtecken, brüſtend, an der Hand eines naſenweiſen Bengels zur Thüre herein krätſcht. Auf der andern Sei-

te

*) Man ſehe einige Aufgaben von Göthe's Hermann und Dorothea.

te ſitzt ein ſo grober Wirth, als ihn nur ein Löwen- oder Bärengaſthof in ganz Europa zu geben vermag — eine dicke, fleiſchende Wirthin" —

„Genug, fuhr der Mahler fort, unſer Bild iſt uns geraubt, unſerm Dichter iſt Gewalt geſchehen — der ganze Genuß iſt geſtöhrt!"

Wilibald bemerkte, daß dergleichen gemeine Eindrücke zum Glück ſelten lange dauerten, ſondern bald von dem allgemeinen und unendlichen Bild des Dichters ſelbſt, aus dem Gemüth wieder verdrängt würden: So ſey es wenigſtens bey ihm.

„Ich zweifle faſt, ſagte Plinius, an der allgemeinen Wahrheit dieſes Satzes. Insbeſondere wird eine einmal bekannte ſchlechte Melodie dem ſchönen Liede immer ſo lange ſchaden, bis es möglich iſt, ſie ganz zu vertilgen."

„Und wozu ſoll es auch? ſagte Minelli: Wozu wendet der Verleger die Koſten an ſchlechte Kupfer? Man achtet nicht mehr ſo viel darauf —"

„Oho! ſagte Franz. Es ſcheint, du weißt nicht, was das heißt: Mit Kupfern und Vignetten von —! Und wirklich giebt oft der Dichter ſelbſt den böſen Rath dazu, wär' es auch nur, um über die Kupfer hinterher zu lachen, oder zu ſchimpfen."

Nach einem langen Gezänke darüber, wie ein ſolches gemeinſchaftliches Kunſtwerk im Sinne der

Grä-

Gräfin möglich ſey, kam man auf Plan in den Dichterwerken zu reden, und blieb bey Emilia Galotti ſtehen, welches Trauerſpiel gerade dieſen Abend gegeben werden ſollte, und worauf Alle ſehr geſpannt waren.

„Ich bitte um Erlaubnis, ſagte Minelli zur Gräfin, dieſen Abend im Theater eine kleine Veränderung vernehmen zu dürfen. Es ſoll nemlich vor dem Anfange des Stücks nur eine ganz kurze Phantaſie auf dem Flügel geſpielt werden, ohne alle weitere Begleitung. Ich hoffe, das Publikum wird es nicht übel nehmen, da ich ſelbſt es thun, und mir die möglichſte Mühe geben will.“

Sie verlangten zu wiſſen, warum. „Ich bin Willens, fuhr er fort, Ihnen allen hierdurch einen Genuß vorzubereiten, der ohne dieſe Vorſicht weder rein noch vollſtändig ſeyn könnte. Erſt nachher kann ich mich darüber erklären, wie dieſes geſchehen ſoll.“

Willibald ſtellte ſich Abends ins Orcheſter. Wie ſich das Haus füllte, kam Minelli durch eine Nebenthüre mit einer Dame, die er nahe an Willibald vorüber führte. Ihr Geſicht war mit einem Schleyer bedeckt, welchen ſie in ſeiner Nähe einen Augenblick zurückſchlug, um das Haus zu überſehen. Zufälliger Weiſe war ihr Geſicht bis an die Stirne im Schatten. Er ſah nur, wie ſie ein

Paar

Paar leuchtende Augen-aufschlug, die er, ohne zu wissen warum, für glänzendschwarz hielt. Mirnelli führte sie durch das Gedräng in eine ganz entfernte Loge, wo sie bald allein blieb. Wilibald konnte keinen ihrer Züge erkennen, doch glaubte er noch einige mal als sie die Augen gegen die Beleuchtung hob, diese glänzen zu sehen, und er versicherte sich abermal, sie müßten wohl schwarz seyn.

Man sah sich verwundert an, als der Kapellmeister ganz allein auf dem Flügel zu spielen anfieng. Aber man vergaß diese Sonderbarkeit bald über dem hohen, ernsten Zuge seiner Gedanken; und es überraschte mehr als sonst, wie er auf einmal kurz schloß, und der Vorhang schneller als gewöhnlich aufrauschte.

Das Stück wurde besonders gut gegeben, und unser Freund fand sich so sehr davon angezogen, und verlor sich bald so ganz im unsterblichen Geists dieses Dichters, daß er erst beym Fallen des Vorhangs sich der Dame mit den leuchtenden Augen wieder erinnerte. Als er hinsah, drehte sie sich eben, um zu gehen, und ein Mann gieng mit ihr weg, der Otto's Gestalt, und sogar seine Gesichtszüge zu haben schien. Dis brachte unsern Wilibald in Bewegung, und eben wollte er zu ihnen

nen durchbrechen, als man ihn rief, um mit der Gräfin nach Hause zu fahren.

„Sagen Sie mir, wer war das schöne Mädchen?" rief sie ihm zu, und bezeichnete die nemliche Loge. Wilibald sagte ihr, was er wußte, und, daß ihm sein Platz nicht erlaubt habe, ihre Gesichtsbildung zu unterscheiden. — Sie fanden schon mehr Gesellschaft bey der Gräfin; auch Mi nelli kam bald. Alles fiel sogleich auf diesen, und er sollte bekennen, wer seine Dame sey.

„Es war, sagte er, eine sehr junge Schülerin von mir, welche auf dem Lande wohnt, deren Namen ich aber nicht nennen darf; auch thut er nichts zur Sache. Uebrigens hat diese Person, wegen sonderbarer Verhältnisse, noch nie ein Schauspiel gesehen, und nie ein Konzert gehört. Den ersten Genuß habe ich ihr heute verschafft; den zweiten soll sie uns allen nächstens durch den ihrigen mit verschaffen."

„Und wie soll das zugehen?" fragte die Gräfin.

„Sie soll uns singen," fuhr er fort. „Sie ist eine ursprünglich musikalische Seele, die aber kein anderes Instrument kennt als das Klavier und die Guitarre. Zu beyden Instrumenten singt sie, und hat meinen Unterricht in vorigem Jahre genossen. — Ihr Vater ist zwar ein eigensinniger

Mann

Mann, der es mir heute rund abgeschlagen hat, sie singen zu lassen; aber ich bring' ihn auf alle Fälle doch noch dazu."

Es wurde nun über die Würkung des heutigen Stücks, insbesondere auf dieses Frauenzimmer, gesprochen. „Es ist doch, sagte Minelli, etwas grosses um die unverzärtelte, gesunde Natur. — Die Stärke des Flügels hatte sie merklich erschüttert; denn er war das Vollständigste was sie noch von Musik gehört hatte. Allein ich mußte dis thun, ehe sie eine Symphonie hören durfte. Dis letztere würde sie heute überfällt haben. — Das volle Haus und die Beleuchtung waren aber auch, nebst der Musik das Härteste für sie. Das Stück selbst kannte und liebte sie schon. Ich traf sie während der ersten Scene nur noch ein wenig ängstlich an; aber sie fand sich bei der zweyten sogleich ganz in ihrem Gedichte wieder. — Ordina erregte hauptsächlich ihr Erstaunen. — Wie der Vater die Tochter durchbohrte, wurde sie, meiner besten Vorbereitung ungeachtet, doch blaß, und schauderte in sich zusammen. — Bey Emilia's letzten Worten trocknete sie leicht die Augen. — Sie war sehr munter, als sie mit ihrem Vater hinausgieng, und hohlte nur von Zeit zu Zeit tief Athem —"

„Hatts

„Hatte sie nicht schwarze Augen?" unterbrach ihn Wilibald mit auffallendem Antheil.

„Bey der Pallas!" sagte Minelli, die hat sie nie gehabt. Ihre Haare sind bräunlich — und doch ist ihr Auge unaussprechlich blau!" Er fuhr fort, ihren Zustand bey den einzelnen Stellen zu schildern. Dann kam man auf die Würkung zu reden, die wohl das grosse Orchester zum ersten mal auf dieses Mädchen thun werde.

„Ich habe sie, sagte der Kapellmeister, eine Partie einstudieren lassen, die wir viere neulich gemeinschaftlich bearbeiteten und worinn sie ziemlich von Allem einen Vorschmack bekommen wird. Allenfalls ist mir ein Wenig vor ihrem Erschrecken beim ersten Fortissimo bange; und ewig schade wär's, wenn ihre Stimme nicht durchdringen sollte; aber es ist nun einmal beschlossen, daß sie nicht zur Probe darf.

„Das ist am Ende, sagte die Gräfin, eine Ungezogenheit von Ihnen, Minelli, die wir gar nicht leiden sollten."

Auch Mariane fand es grausam, ein armes junges Mädchen zu diesem Wagestück zu verleiten.

„Sie kommt, sagte er, in keine andere Verlegenheit, als in die, gehört zu werden. Sie thut es aus keiner andern Ursache, als um mir gefällig

zu

zu seyn. Und was wagt sie bey uns? Wir müssen allein bleiben. — Aber so geht gewiß; das ganze Accompagnement ist ihr im Kleinen aus meinem Unterricht bekannt, und ich getraue mich zu wetten, daß sie sich bald genug in die volltönige Harmonie finden wird; denn sie versteht einmal Musik."

„Aber, warf Wilibald ein, sie fühlt auch Musik. Es wird indeß zugleich eine herrliche Probe seyn, ob wir bei der Komposition jener Musik in Unnatur gefallen sind, oder nicht. Mich dünkt wenigstens, dis müßte sich hier in mancher Rücksicht zeigen. — Nur, wenn sie nicht probieren soll — wie kannst du sie Stärke und Schwäche lehren? Sie wird uns stecken bleiben, mein Freund. Ich weis und glaube dis aus mehreren Erfahrungen."

„Die Menschheit, sagte Minelli, muß sich gar nicht präpariren, um sich dann als ächte Menschheit zu zeigen, wann plötzlich ihr gegenüber die Gallerie der ächten Kunst sich öffnet. Sie tritt entzückt in befreundete Regionen ein, und ihren eignen Ton giebt das große Echo nur ewig wieder. Genug, ich stehe für alles. Man lasse mich nur gewähren."

Wilibald fand dieses Unternehmen so schwierig, daß, je länger er darüber nachdachte, je begieriger er auf den Ausgang wurde.

Des andern Morgens ritt er nach Hainberg. Der Himmel war trüb, und der Schnee thaute weg. Die vielen schwarzen Flecken auf den Feldern, und die entblößten gelblichen Wiesenstücke, machten daß er das Dörfchen kaum wieder erkannte, so verschieden von der ersten Ansicht fand er alles. Adams ließ das Schneewasser auf die Wiesen leiten, und freute sich, daß man die liebe Erde wieder einmal zu sehen bekomme.

„Es ist recht schön, sagte die Nichte, daß Sie uns wieder besuchen. Hier ist es recht einsam. Aber wir hoffen, sie werden den ganzen Sommer hier zubringen?"

Er versprach ihr, recht oft zu kommen, mit ihr im Garten herumzulaufen, zu fischen, und auf dem See zu fahren, wenn sie nicht auch so schwindlich sey wie ihr Onkel.

„Ach, gar nicht, sagte sie leise. Mein Onkel leidet nur nicht, daß ich mit Otto's fahren darf."

Willibald stutzte, wie er von Otto im Pluralis reden hörte. Aber er unterdrückte schnell seine Frage darüber, und dachte: „ich will es selbst sehen." Ohne auf Hannchens Versicherung, daß er vorm Ausgehen nothwendig erst frühstücken müsse, zu hören, gieng er sogleich fort, den Hügel hinan, und auf Otto's Haus los. Er konnte auf nichts

begieriger seyn, als diesen Mann in Familienverhältnissen zu sehen. — Unbemerkt kam er ins Haus, und klopfte sanft an der Thüre. Ein sehr schöngebildeter Knabe öffnete sie von innen, und Otto rief zugleich im Zimmer: Nur herein!

Beym Eintritt fiel ihm ein junges Mädchen in die Augen, welche an einem kleinen Tische saß. Der Knabe lief sogleich wieder auf diese zu, und Wilibald schloß aus einigen dort liegenden Büchern, daß sie dem Kleinen Unterricht ertheilt haben mochte. — Otto selbst saß fest am Schreibtisch: er wandte sich, und schien, wie er Wilibalden erblickte, sehr überrascht, sprang aber sogleich auf, und reichte ihm freudig beyde Hände. „Erlauben Sie, sagte er dann, daß ich ihnen meine Tochter Mathilde, und meinen kleinen Albert vorstelle.“

Es waren blühende Gesichter. Er schätzte Mathildens Alter auf sechzehn Jahre. Sie war in der Mode gekleidet, aber ganz im häuslichen Anzuge. Sein lebhafter Gruß wurde mit einer anständigen, etwas flüchtigen Verbeugung erwiedert, und der Junge sagte zu Wilibald, als ihn dieser küßte: Hör, du bist ein recht hübscher Mann, du mußt heute mit uns essen.“

„Ich glaubte das vorige mal, sagte unser Held, Sie hätten keine Familie?“

Der Alte antwortete ernſt und mühſam: Die Kinder ſind wohl damals in einem andern Zimmer geweſen."

Aufs neue beſchloß Wilibald jetzt, nicht mehr zu fragen. Er gerieth eine Weile in Gedanken. — „Emilia Galotti lag hier im Fenſter — Emilia Galotti wollte ſie ſehen — Sie hat blaue Augen — Ihr Vater ſoll ein eigenſinniger Mann ſeyn — Dieſer iſt unglücklich. —" Das letzte gab den Ausſchlag. Er unterdrückte alle Neugierde, und fieng herzlich mit Otto zu ſprechen an."

Mathilde brachte bald darauf einen Teller mit Obſt, und ein friſchgebacknes Brod. „Wollen ſie nicht etwas eſſen?" ſagte ſie, und legte die kleinen Finger auf die ſchönſten Aepfel; dann ſchnitt ſie mit Kraft den oberſten gelb aufgeborſtenen Rand vom Brode.

„Darf er denn ſo auſſer der Zeit eſſen?" fragte Albert. „Mich hungert noch gar nicht, glaube ich."

Sie lachte, und drohte ihm. Der kleine Scheim lachte mit, und ließ ſich von Wilibald, der neuen Bekanntſchaft wegen, gern einen Apfel aufnöthigen. — Wilibald verſicherte ſie, er habe noch nie köſtlicheres Brod und wohlſchmeckenderes Obſt gegeſſen. „Ach, das freut mich recht!" ſagte ſie im lieb-

freulichſten Ton der Gaſtfreyheit, und trat freundlich vor ihn hin. „Ich wollt' es wäre noch beſſer!“

Sie gieng wieder hinaus, und Otto ſchlug nach einigen Geſprächen vor, auf den Berg zu ſteigen. — Sie traten bey die Ruine. Die Ausſicht gewann bey den ſchwarzen ſchneeleeren Streifen, und hie und da guckte ſchon ein grünes Saatfeld heraus. Alles ſtrebte durch die Schneehülle in ſeltſamen Farben hervor. Das Grab des Winters gab ſeine Todten frey, und ein Odem der Auferſtehung ſchien über der Natur zu wehen. — Allein im See war eine groſſe Zerrüttung im Werke. Man hörte die ſchäumenden Ströme des Thauwaſſers die Felſen herabrauſchen. Ein röthlicher Gifcht ſchwamm um die Ufer her, und nur mitten lag noch die Eisflache ſtill und hell da. Aber von Zeit zu Zeit war ſchon ein donnernder Knall von der Tiefe her zu vernehmen, weil eben das zuſtrömende Thauwaſſer die Eisdecke an den Ufern herum hob und zerbrach. — Es ſummte ein nahes und fernes Brauſen, und der Südwind in den ſchwarzen Waldungen vermehrte dieſes. In der Ferne ſahen ſie, wie gerade der Fluß aufbrach, und häuſerhohe Eisſchichten vor ſich herthürmte, während das trübe Waſſer zugleich auf beyden Seiten austrat, und ſich in die weiten Gründe zerſtörend ergoß.

Es

„Es ist wohl einleuchtend, sagte Otto, daß die Härte des Winters durch solche gewaltsame Revolutionen gebrochen werden muß. Indessen bleibts für mich, besonders in der Nähe, doch immer ein grausser Anblick, einen großen Fluß seine Eisdecken, aufwühlen zu sehen. Gewiß, wann das alte Grundeis so in zackigen Schollen herauf fährt, und die dicke obere Fläche zerschmettert, und nun keine Stämmung dieser Eismassen der schutternden, vom Thauwind und Regen wachsenden Kraft lange mehr widersteht — dann wird auch der ruhigste Geist vor der Zerstörung beben, die dieser ganze Aufruhr da anrichten muß, wohin er zieht."

„Aber, fuhr Wilhelm fort, wann die Natur sich nun zum ersten mal wieder erweicht hat, dann rührt mich desto lebhafter der Blick von einer schon trocknen Anhöhe in einen großen Fluß hinab, der sich bereits seiner Eisschollen entledigt hat, und wieder zur alten stillen Bahn einschrumpft, während das geängstete Meer von seiner Fülle schwillt! Die neulichen Schrecknisse schweben dann noch vor unserm Geist, und der Gedanke, daß die erstarrte Welle nun wieder lebt, und der frohe Fisch sich auf ihr schaukelt, ist der erste milde Gedanke, den die erwachende Natur in uns erregt."

Sie betrachteten die große Scene eine Zeit lang,

und

und freuten sich über die glückliche Lage dieser Gegend in Rücksicht der Ueberschwemmungen. — Bey Otto's Hause trennten sie sich. Wilibald that seine ökonomischen Geschäfte ab, und ritt bald wieder nach der Stadt.

Des folgenden Tages vertreiste Minelli, und brachte dann Abends bey der Ministerin die Nachricht vor, daß in acht Tagen seine Schülerin wirklich singen werde; sie und ihr Vater hätten es ihm endlich versprochen, doch unter Bedingungen, die er wörtlich und pünktlich erfüllen müsse. Es waren folgende: Am bestimmten Tage, Nachmittags um vier Uhr, wollte er seine Schülerin in ein Nebenzimmer am Konzertsaale der Gräfin bringen. Ohne vorangehende Symphonie sollte die erwähnte Musik sogleich aufgeführt werden. Niemand sollte die Sängerin sprechen, sondern diese sollte sogleich nach dem Schluße des Stücks sich wieder entfernen. Er selbst wählte zugleich die Gesellschaft, und sie durfte, ausser unsern Freunden, nur noch aus wenigen Personen bestehen. Eine andere Hauptbedingung war: Niemand sollte fragen oder auskundschaften, woher die Sängerin komme, noch wohin sie gehe. Das letzte mußten Alle feyerlich versprechen. „Nun sollen Sie einen frühen Waldvogel

singen

singen hören" sagte er vergnügt, und sah Wilibalden dabey aufmerksam an.

Die Neugierde und Erwartung Aller war durch des Kapellmeisters Umständlichkeit, die man sonst an ihm nicht gewohnt war, sehr gespannt worden, und Wilibald selbst trug das heisseste Verlangen nach dem bestimmten Tage.

Endlich kam dieser. Minelli hatte einige Tage vorher scharfe Probe gehalten, und keinen Tag des Konzerts bestimmt angesagt, sondern den Musikern Stillschweigen auferlegt. — Schon des Nachmittags um drey stand Wilibald im leeren Saal, in welchen man heute nur auf Billets eingelassen wurde. Die ganze Kapelle versammlete sich nach und nach, vor deren Stärke unser Freund heute erschrack. Er, Plinius und Franz sollten bey den Zuhörern bleiben. — Als endlich Minelli kam, gieng er sogleich mit besorgter Miene auf Wilibalden zu, und sagte leise und dringend: Es liegt mir sehr viel daran, daß du nichts verräthst."

Wilibald konnte diesen Worten keinen Sinn abgewinnen. Es war ihm sonderbar zu Muth, und das Herz schlug ihm unruhiger, als der Kapellmeister alles sehr leise stimmen ließ, und nun gespannt nach seiner Uhr sah. — Unser Freund,

fuhr

fuhr zusammen, als zufällig eine Pauke dumpf ansprach.

Die Gesellschaft war versammlet, und Minelli gieng, indem er einen unruhigen Blick auf sie warf, hinaus. Mariane zitterte und die Gräfin sagte: „Mir ist gewiß viel banger als dem armen Mädchen."

„Ich glaube, sagte Mariane, daß ich auch für den Kapellmeister in Sorgen bin. Setzen Sie sich an seine Stelle. Mir ahndet gewiß etwas — wir hätten's nicht zugeben sollen!"

„Zu spät, sagte die Gräfin, zu spät! Mich friert — aber — der Himmel helfe ihr und ihm!"

Man hörte, wie der Kapellmeister im Nebenzimmer einige schwermüthige Striche auf der Geige that, und in dem Augenblick trat er mit seiner Freundin heraus.

Es war Mathilde. Sie verbeugte sich tief und in schöner Bewegung gegen die Gesellschaft. Ihr entfärbtes Gesicht überflog eine leichte Röthe, als sie Wilibalden wieder erkannte; gleichwohl grüßte sie ihn lächelnd noch besonders. Alles war unserm Helden jetzt deutlich. Er erschrack von Herzen. Mariane trat sogleich zurück um sich zu setzen, und die Gräfin nebst den übrigen Frauen sahen Wilibalden scharf in die Augen, als ob

der

der Gedankenlose den Schlüssel zu all dem besitze — als ob er von nun an für alles stehen müsse. — Er fühlte sich selbst sehr beklommen — aber alles hätt' er freudig hingegeben um ihr helfen zu dürfen, wie er jetzt sah, daß sie von neuem weiß wurde, und als ein banges Flüstern drohend durch den Saal zog. — Sie trat scheu zwischen das Klavier und des Kapellmeisters Pult. Jetzt pochte er.

Das Orchester kündigte in einigen reissenden Akkorden ein Rezitativ an. — Sie erbebte; aber sie fieng an, schwach und prüfend. Die Stimme war gebildet, vernemlich, und hinreissend melodisch. Man hoffte. — Unmerklich zog sie ins Kantabile über, und die sanfte, schmelzende Begleitung des Orchesters machte, wie es schien, daß sie lächeln mußte. — Indem sich hierüber schon jeder Blick erheiterte, hob der Kapellmeister den Bogen, und es erfolgte im hohen Moll ein ruffender Halt, wobey sie ihre Stimme zur äussersten Stärke hob, die ihr selbst einige Zeit leid zu seyn schien, bis das Orchester sich nach und nach drein legte, die Trompeten einige Blitze in der Höhe darein zuckten, und die hohe, reine Stimme elegisch im Gepraſſel der Pauken ganz verhallte! — Der Schrecken machte sie bleich; doch sah man, daß sie noch schwach aushielt, und hörte sie das Rezitativ dann wieder mit

unge-

ungewiſſem Schwanken fortſehen, wobei der unruhig werdende Minelli den Takt etwas lebhafter angab. — Aber, ſie hatte ſchon überwunden! — Das Rezitativ ſchloß im tiefen, fragenden Ton; einige Takte Zwiſchenſpiel; ſie hohlte tief Athem — und — das Thema begann in leichtſcherzender, ſchneller Melodie.

Jetzt lächelte der bange Minelli, und ſein Auge ſchien in einer Freudenthräne über die Geſellſchaft hin zu glänzen. Er fühlt' es, ſie hatte überwunden. — Mit ſchon geprüfter Stärke flog ſie unaufhaltſam von Takt zu Takt, und die metallne Stimme durchſchnitt im Krescendo die niedern Regionen, ſammt dem bald folgenden brauſenden Fortiſſimo, wie der Adler himmelwärts den Sturmwind zertheilt. — Sie ſchwebte ſelbſtgefällig einige Zeit, ſtehend, in der heitern Höhe, und fiel, wie die Lerche, unſchuldig zum lieblichen Arieſo nieder.

Man war jetzt ihrer gewiß. Einer warf den Andern frohe Blicke zu, und alles athmete frey und glücklich. Insbeſondere machte die Betrachtung der Sängerin ſelbſt bei dieſer muſikaliſchen Kunſtausſtellung, als Ausnahme von der Regel, einen Hauptgenuß aus. — Man wagte jetzt erſt dieſe Betrachtung — und freundlich und ausſpruchlos

ſtand

ſtand ſie da; die Göttin der Melodien war auf ihr Blütengeſicht herniedergeſchwebt. Sie wollte nicht gefallen; ſie fürchtete auch nicht mehr zu mißfallen; nein, die muſikaliſche Natur ſtellte ſich rein dar: ſie öffnete, wie die lieblichen Sänger des Hains, ihre ſüſſe Kehle, um zu ſingen.

Mancher ſchwere Satz wurde glücklich zurückgelegt. Ueberhaupt fand ſich's, daß ſie, wegen ihres guten Unterrichts, die Aufgaben der Kunſt am leichteſten löſte. Durch die Nacht der Verwikkungen drang zuweilen die holde Stimme, wie Aeolen's ferner Ton aus cimmeriſchen Finſternissen.

Es überraſchte ſehr, als gegen das Ende alle Diſſonanzen in Text und Melodie ſich in einem Wechſelgeſang mit Minelli auflöſten, und bei einem ſterbenden Fall Mathildens endlich ein zärtliches, ſtillendes Duo eintrat.

Allein, von einer letzten Reſignation aus Moll ins alte Dur wurde die Sängerin zu mächtig ergriffen. Sie mußte ſich an einer mitfühlenden Seele halten. Sehnend reichte ſie nach ihres Freundes Hand. Er vereinigte ſie ſanft mit der ſeinigen, und man ſah gerührt hier, wie die Natur das Duo von neuem erſchuf; Hand in Hand, verklangen ihre letzten Töne.

Hocherröthend über ihre Vergeſſenheit entfernte ſie

ſie ſich mit einer verwirrten Verbeugung, ehe noch das Nachſpiel ſchloß. Sie floh im eigentlichen Verſtande wie ein Kind. — Eine ſtarke Hand griff nach ihr, und Willibald ſah in dieſem Augenblick ſeinen Otto hervortreten, der ſie ſchnell wegführete, und auf der Thürſchwelle den Arm um ſie ſchlug.

„Ach Minelli!“ rief die Gräfin im Ton des Schmerzes. „Laſſen Sie mich mit ihr. Ich glaube, ſie zu kennen. Ich fürchte auch, ihr iſt nicht wohl —“

„Bewahre, ſagte er leiſe, Sie war verwirrt. Es war ihr Vater, der, gerührt von der Muſik, ſie umarmte.“

Alles ſchwieg, und die Muſiker hielten ihre Bogen noch einen Augenblick in der Höhe.

„Zuletzt, fuhr der ſtolze Künſtler fort, zuletzt mußte die weibliche Natur doch noch ſterben. Aber ich vermuthete das ſchon. Sie konnte dieſe Reſignation ſchwerlich überleben, und — meine Freunde haben trefflich geſpielt.“

„Sind ſie nicht ein wilder Menſch! ſagte die Gräfin, und reichte ihm dankbar die Hand.

„O Gott! rief Mariane die Hände faltend, wer iſt ſie? — Wohin geht ihr Lauf, guter Minelli!“

„Sollen wir fortfahren?“ fragte er. — Niemand

mand war dieser Meynung, und selbst die nachdenkenden Musiker schienen es erwartet zu haben.

„Auch reden wollen wir nicht darüber," sagte die Gräfin nach einiger Zeit.

„Kritik wäre ohnehin hier übel angebracht, ja unmöglich," fügte Pinius hinzu.

„Unmöglich?" fragte Wilibald unruhig, und sah den Mahler steif an.

„Du bist erhitzt," sagte dieser lächelnd.

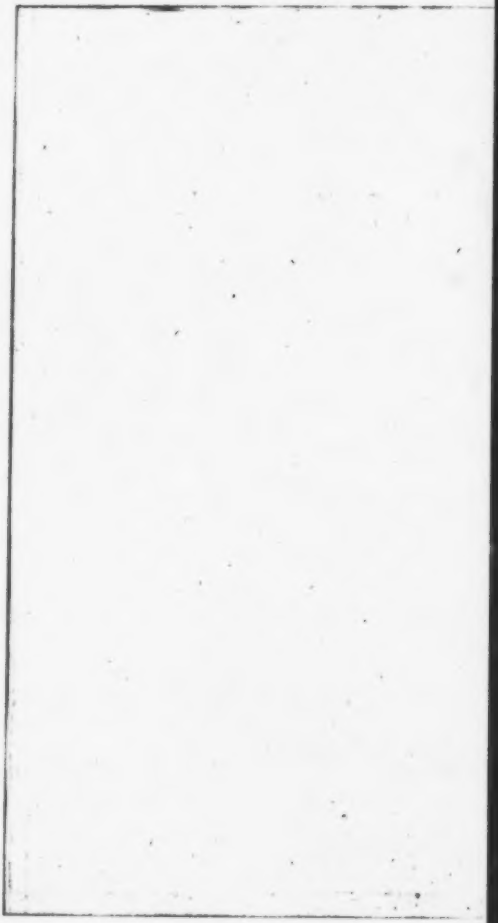
Man trennte sich mit seltner Stille, Jeder in einer andern Stimmung. Der Abend dämmerte, als Wilibald durch die Strassen gieng. Es rann der letzte Schnee in Bächen fort; fernher brauste der Hauptstrom; am westlichen Gewölk schimmert' ein mildes Roth, und eine laue feuchte Südluft umwehte dem Träumenden die Wangen.

„Kommt nicht der Frühling?" sagt' er erwachend leise zu sich selbst, und dacht' an die auferstehende Natur in Hainberg.

Zweite Abtheilung.

Frühling.

Sieh, wie lieblich Au und Hain ergrünen!
Und Du wünschest schon die Rosenzeit?
Ewigwünschend Herz! Mit deinem kühnen
Sehnen rufst Du — der Vergänglichkeit.



So ernſtlich Willbald ſich am heutigen merkwürdigen Abend bemühte, ſeinen Gefühlen über den vor wenigen Stunden gehörten Geſang eine beſondere, von der Sängerin unabhängige Richtung zu geben, ſo wenig gelang ihm dis. Auf ſeinem Zimmer ſchlug er ſogar, um ſich zu zerſtreuen, ſein Reiſejournal über eine ähnliche muſikaliſche Ausführung nach, die ihm heute wieder eingefallen war; allein jede Vergleichung mißlang, jeder Verſuch, das Kunſtmäſſige mit Hülfe der Kritik rein, und unvermiſcht mit Nebenbildern ins Auge zu faſſen, war unausführbar. — Die Sache blieb für ihn eine bloſe Begebenheit. Die heutigen Töne ſchienen dem leichthervorgeſchwebten und wieder ſchnell verrauſchten Bilde der Sängerin einzig und ewig anzugehören; die Jugend, die lebendige Blüthe dieſer Töne war von dem unſchuldigen Bilde ſelbſt unzertrennlich. — So billigte er auch ihr verſchämtes Entfliehen keinesweges, ja er konnte dis nur dem Landmädchen verzeihen: aber dabey war er ehrlich genug, ſich einzugeſtehen, daß ihn doch gerade dieſes ängſtliche Fliehen anzog — daß dieſe Flucht ihn ſelbſt mit in ein abentheuerliches Land

fertriß, welches er noch nicht kannte, wo er aber jene zarte Gestalt in reinmenschlichem Lichte wiederfand, und sich bald in ihrer Betrachtung gänzlich verlor.

Bewegt von diesen Gefühlen, trat er ans Fenster, und sah hinaus in die freye Nacht. — Des Südwinds milder Hauch nöthigte, sanftmurmelnd und gesprächig, das harte Herz des Winters, in seinen kalten Thränen zu zerfliessen. — Die Seele unseres Fremdes war wunderbar gerührt, und wie er einen grossen Schwarm Kraniche über die stille Stadt nach Hainberg hin ziehen hörte, fühlte er sich seltsam durch die Finsterniß nach unbekannten Fernen hingezogen. — Es war die erste laue Nacht, aber mit ihrem schwarzen Schleyer kühlte sie seine Phantaseen mehr als eine sternhelle kalte Nacht vermocht hätte. Es wurde ihm bald wohl beym fernen Rauschen der Thauwasser; er sehnte sich, bey diesen Thauwassern zu seyn; zum ersten mal dacht' er wieder mit Durst an Quellen und Bäche; und wie die Hähne ihre Nachtwache abkrähten, kam es ihm vor, als hätten sie den Tod der Mitternacht noch nie so heiter verkündigt, als jetzt. Er legte sich gestillt und glücklich nieder.

Wie der Tag dämmerte, träumte ihm, daß Mathilde vor ihm stehe. Sie war in einen hellblauen Flor gekleidet, wie er sie im Konzert gesehen

sehen hatte. Sie schien ihm für einen Dienst zu danken, den er ihr geleistet haben sollte, und steckte ein Veilchen von ihrer Brust los, um es ihm zu reichen. Der Duft der Blume entzückte ihn schon in der Ferne, und begierig streckte er beyde Hände darnach aus, als Minelli auf einmal hervorsprang, und Mathilden unwillig mit sich fortzog. Zürnend wollte der Träumer reden, und konnte nicht! In der Thüre endlich wandte sie sich um — blickte mit freundlichem Mitleid nach ihm zurück — hielt das Veilchen in die Höhe, und bließ es langsam nach ihm zu. Er fühlte ihren warmen Hauch, in welchem der Blumenduft aufs neue zu ihm schwamm; und beide Arme weit ausbreitend, erwachte er, als eben der rothe Schein des Morgengewölks durch die Fenster leuchtete und an den Wänden umherfloß.

Mit schwärmerischem Lächeln spähte er im Zimmer nach dem Veilchen herum, dessen Geruch er wirklich noch zu empfinden glaubte, und legte sich dann erschöpft zurück, um — den schönen Traum noch einmal zu träumen. „Es ist nicht das erstemal, dachte er, daß ein weibliches Wesen, welches mir wohl gefiel, im Traum meine ganze Liebe entzündete; und besonders habe ich oft, wann mich ein schönes Weib in einem Morgentraume küßte,

oder anlächelte, sie mit einer Sehnsucht und Inbrunst geliebt, deren zauberische Stärke mich aus dem Traum erweckte, und gerade im Erwachen aufs höchste stieg, ja nur erst durch das Todte und Irdische des Wiedersehens am folgenden Tage, völlig gelöst werden konnte. Aber dieser jetzige Traum — kann er wohl nur Eindrücke von jener Kürze hinterlassen, — wird und kann wohl dieser Duft verfliegen, wann ich sie nun heute wiedersehe? —"

Denn, daß er heute nach Hainberg wollte, konnte er sehr leicht aus den starren Blicken schliessen, die er während dieses Selbstgesprächs auf seine Reitpeitsche geheftet hatte. Sein Ankleiden zu dieser Fahrt, die Anzeige davon an seine Eltern, deren Zufriedenheit damit, und seine glückliche Ankunft in Hainberg — alles dis schien ihm auch so natürlich zusammen zu hängen, daß er erst wieder auf sich aufmerksam wurde, als er den alten Adams in der Thüre stehen sah.

„Stellen Sie sich vor, rief dieser ihm zu, ich habe gestern elf Fische gefangen, und neun davon auch wirklich beym Leben erhalten!" Eben lies er unter den Linden im Hofe einen Behälter ausgraben, worein er den Brunn leiten wollte, um seine Schätze aus dem See länger aufzubewahren. „Wie gut ist es, sagte die Nichte, daß Sie kommen.

Da

Da hören wir doch wieder von etwas anderm sprechen, als vom Fischen. Mein Onkel träumt Tag und Nacht davon."

„Herr Otto, sagte dieser, ist uns auf einmal ein recht nützlicher Nachbar geworden. Ich habe ihm auch wohl in manchen Stücken zu viel gethan. Er ist doch ein gar kluger Mann. — Hören Sie, ich hoffe nach und nach den ganzen See auszuleeren und zahm zu machen." Er that sogleich sehr heftige Vorschläge zu Anlegung eines Teichs.

Oben im Walde bey der Ruine solte der Wind einige Bäume umgerissen haben. Willibald hatte nichts eiligers zu thun als den Hügel hinaufzusteigen, um diese Windfälle zu besichtigen. — Mathilde umschlang eben recht herzlich ihren Vater, und Albert spielte mit seiner Hand, als unser Freund in Otto's Zimmer trat, und die freundliche Gruppe grüßte. Mathilde erröthete, und der Alte lächelte bedeutend auf sie. „Willkommen!" sagte er. „Wie gefiel Ihnen unser Duo?"

„Willibald fühlte sich vom Anblick Mathildens durch und durch erwärmt. Er ergriff ihre Hand, und sagte ihr in diesem Augenblick beynahe alles, was er über ihre Erscheinung gedacht hatte, womit seine Phantasie noch überfüllt war. — Bey aller Verlegenheit, mit der sie seinen Beyfall aufnahm,

nahm, zeigte sie doch eine lebhafte Freude darüber, daß sie gefallen hatte, und verlangte mit merklicher Unruhe zu wissen, was die Gesellschaft von ihrem plötzlichen Entlaufen gedacht habe. Er beruhigte sie darüber so, daß ihm Otto durch die Bitte Einhalt thun mußte, die Kleine nicht stolz zu machen. Als er besonders ihren Muth bewunderte, meynte sie, von diesem lasse sich wohl nicht viel sagen, und sie wünschte ihm für sein ganzes Leben keine solche Angst, wie sie vor dem Anfang ihres Gesanges erfahren. „Die Menschen alle sahen mich so groß an!" sagte sie. „Jeder sah traurig oder böse aus — jedermann schien mich zu fürchten — niemand wollte mich trösten — auch der einzige Minelli endlich nicht mehr — ich stand so ganz allein da, in der grossen, weiten Welt!"

Wilibald fragte, was ihr in der Folge das Auffallendste gewesen sey. „Unstreitig der Trompetenschall!" antwortete sie. „Dieser Ton zerspliterte meine ganze Fassung — o gewiß, es ist der durchdringendste aller hohen Töne! — Die Pauken erschreckten mich nur wenig, auch hatt' ich schon vorher einmal Trommeln aus der Ferne gehört; aber die Trompeten drangen mir durch Mark und Geheine. Ich bebte besonders vor dem Gedanken, daß ich hier meinen eignen Ton anstimmen hörte.

—

— aber mit einer Macht, welche die meinige ſo weit überflog, als der Geyer die Taube, und die ich bisher für ganz unerreichbar gehalten hatte.“

„Und zuletzt?“ fragt' er lächelnd. Sie wurde wieder roth. Der Blick den ſie auf ihn warf, ſchien Mißbilligung auszuſprechen, und ſie ſchlug dann mit Sehnſucht die reinen Augen zu ihrem Vater auf. „Kann man ſich denn ewig beherrſchen? Es wär mir ſo weh! Begieng ich denn ein Verbrechen?“

„Nein, ſagte Otto, ich ſelbſt war recht im Innern bewegt.“ Willibald hätt' ihr zu Füſſen ſinken und abbitten mögen. Sie mußte glauben, er ſpiele mit Gefühlen.

Otto bat ihn, dieſe Sache vor jedermann geheim zu halten, weil er in der Hauptſtadt nicht gekannt zu ſeyn wünſche, auch auſſer dem Kapellmeiſter dort keinen Bekannten habe. „Aber ich muß Ihnen, fuhr er fort, hierbey erläutern, daß meine Tochter auf einem einſamen Landhauſe erzogen worden iſt, wo ſie in der Religion und andern Dingen einen ganz eignen Unterricht erhalten, ſich vor wenigen Zeugen zur Chriſtin bekannt, übrigens aber, auſſer der Natur und einer Menge von Büchern ſoviel als nichts kennen gelernt hat. Erſt ſeit einem Jahre iſt ſie bey mir; und nur die Dankbarkeit gegen den Kapellmeiſter wegen ihres muſi-

kali-

kaliſchen Unterrichts konnte mich beſtimmen, ſeiner Laune nachzugeben, die Sie ſelbſt höchſt ſonderbar finden müſſen. —"

„Eigentlich wohl," ſagte Wilibald. „Aber alles iſt ihm ja gelungen; und wie vielen Dank ſind wir ihm jetzt alle ſchuldig!"

„Lieber Vater," ſagte Mathilde, etwas ſchulmeiſch, indem ſie hinauslief, „der Herr ſpricht nicht einmal wie das andere. Seinem Lob über meinen Geſang will ich nicht mehr glauben. Es hat mich mehr getadelt als Dein Tadel über einige Stellen des Geſanges."

Otto drohte ihm. „Der wahre Weg, ſagte er, um die Eitelkeit in einer Bruſt zu wecken, die noch keine Eitelkeit kannte!"

Wilibald lachte. „Glauben Sie mir, ſagte er, ſie wäre, auch ohne mich, bald gekommen. — Aber Sie haben geſtern für das muſikaliſche Leben Ihrer Tochter immer viel Entſcheidendes gewagt."

„Ohne von ihrem Muth und ihrer ungewöhnlichen Faſſung überzeugt zu ſeyn, hätt' ich es auch nie zugegeben."

Mathilde kam eilfertig zurück, und bot ihm Frühſtück an. Erſt jetzt, wie ſie ſo vor ihm ſtand, dachte er wieder an das Veilchen, und bemerkte, daß ſie vor ihrer Bruſt ein Schneeglöckchen trug.

„Schon

„Schon Blumen?“ sagte er verwirrt. „Das ist sehr früh für unsere Gegend.“

„O kommen Sie doch!“ rief sie erfreut, und nahm ihn beym Arm.

„Sey nicht wild!“ sagte der Alte. „Herr Kronach wird müde seyn.“

„O gar nicht,“ sagte Albert, und hieng sich an seine Seite. Die Kinder geleiteten ihn in den Garten, der am Hause lag. — Der todte gelbe Rasen bekam hie und da schon Farbenpunkte von dem Grün der durchstechenden Graßkeime, und Mathilde zeigte fröhlich ihrem Gast einige fettgewäs-serte Plätze auf einer im Thale liegenden Wiese, die schon hochgrün waren. „So wird, sagte sie, nun eins nach dem andern wieder lebendig. Bald ist der Schnee verschwunden. Man sieht keinen mehr, als auf den blauen Berggipfeln dort, und etwa hier an der Mitternachtsseite der Häuser und Mauern, wohin die warmen Sonnenstrahlen nicht dringen.“ —

„Wenn nur, sagte Wilibald, diese Eis- und Schneeresten vollends weggeschmolzen wären! Die ärgern mich immer am meisten!“

„Ach an unserm schönen Hügel, sagte sie, hat nun der kalte Schnee keine Zuflucht mehr. Er ist so gutlig und warm! Die vielen lauen Brunnwas-

ser

ser mahlen ihn bald mit den üppigsten Grasstreifen wieder grün."

Jetzt kamen sie zu den Beeten. Ein ganzer Rasen voll Schneeglöckchen stand schon in voller Blüthe, und daneben entfaltete auch die kleine Leberblume, das Röschen des Frühlings, ihr röthliches Herz. — Um die Plätzchen herum sah man schon viele von Mathildens kleinen Fußstapfen in der weichen Erde. „O wie gerne, sagte sie mit glänzendem Blick, hätt ich die kleinen Dinger mit meinen Wünschen früher aus der gefrornen Erde herausgezogen! Wohl zehnmal habe' ich sie hier mit Namen gerufen. — Aber nun sind sie auf einmal da. Und nun sollen Sie auch recht viele bekommen. — Die Schneeglöckchen sind immer die ersten und die schönsten. Sehn Sie nur den reinen weissen Kelch, und das lebendige gelbe Lichtchen drinn.

Beym Ueberreichen ihrer Gaben machte er die Bemerkung, sie habe das schönste Blümchen doch schon vorher abgebrochen, und zeigte darauf. „Da haben Sie 's auch," sagte sie, ohne roth zu werden, indem sie 's gutwillig von der Brust absteckte und ihm gab. „Aber, nehmen Sie mir 's nicht übel, das ist Eigensinn. Diese sind viel schöner." — Es war ihm seltsam zu Muth. Er roch an der Blu-

me,

me, um sie leise zu küssen. „Schade, sagt er, daß sie nicht riechen.“ „Ey, rief sie, wer wird so unersättlich seyn! — Da! noch dieses Leberkraut nehmen Sie mit in die Stadt. Etwas besseres hab' ich noch nicht.“

Albert bekam auch von jeder Sorte ein Stück, und nun lief sie wieder vor Wilibald her zum Hause zurück. — Otto kam ihnen entgegen, und Wilibald bat diesen, ihn mit seinem Eigenthume näher bekannt zu machen. Bey dieser Gelegenheit wurden endlich auch die Windfälle im Walde des Finanzraths besehen. — Das Wetter war herrlich. Aus weissen Wolkenstreifen schien die Sonne mild vom Himmel herab — die Luft war lau — einige Fußpfade auf dem Rasen waren schon fast trocken, und um den See her ließ sich im Gebüsche zuweilen ein früher Vogel hören. Der See selbst war noch von den Frühlingsströmen trüb, und die Ufer nackt und öde.

Sie hatten sich warm gegangen, und Wilibald äusserte seine Freude über den heutigen schönen Tag. „Diese ersten Augenblicke des Frühlings, sagte Otto, sind für unser Herz die gesegnetesten. Mit ihnen kehrt auch Sonnenschein und Kühnheit ins Herz zurück. Der Mensch fängt wieder an, die schützende Heimath geringer zu achten. Seine Gedanken

er-

erheben ſich höher und weiter hinaus. Alles Ungemach, alle Standes- und Nahrungsſorgen dünken uns leichter. Die ganze Erde ſcheint uns nun eben ſo wirthbar zu werden, als das bisherige enge Obdach. Für dieſes ſind wir hingegen im Herbſte ſo ſehr beſorgt, wann wir die baldige ſichere Ankunft des Winters ahnden. Aber, dieſe Empfindungen ſcheinen ſich blos auf das ſtille häusliche Leben einzuſchränken. —"

„Ich dächte nicht!" bemerkte Wildwald. „Die Empfindung der Kälte ſcheint den Menſchen überhaupt nicht nur körperlich, ſondern auch moraliſch feig zu machen. Der ganze Menſchenhaufen kommt mir im Winter demüthiger vor, als im Frühling —"

„Das iſt zum Beiſpiel der Fall in der Stadt nicht, fiel Otto ein, wo im Sommer die Ebbe, im Winter die Fluth eintritt — und wo freylich im Grund ein ewiger Winter herrſcht. — Soviel iſt indeſſen wahr, daß die meiſten unangenehmen Zufälle des Lebens mir im Herbſt immer härter aufſielen, als gegen den Frühling."

„Man müßte, meynte unſer Held, einmal die Geſchichte befragen, ob die Summe auſſerordentlicher Thaten im Sommer und auf der ſüdlichen Erde über-

überwiegend gegen den Winter und die kalte Erde wäre."

Otto glaubte, das Resultat würde wenig beweisen, und schwer zu ziehen seyn. „Die Quellen der eigentlichen That, sagte er, sind mächtiger als alles dis. Selbstsucht und Ruhmbegierde, mit dem ganzen Gefolge gröſſer Leidenschaften verlachen alle Gesetze, und trotzen selbst Elementen und Himmelsstrichen. — Die gröſſere Thätigkeit scheint freilich im Norden zu wohnen. Ist die Rede von groſſen Thaten, so wird die Frage erst schwierig. Aber so weit wollte ich meine vorhinnige Bemerkung gar nicht fortführen; wenigstens müßten wir da mehr vom Seyn als vom Thun reden. Denn bey dem, was der Mensch ist, kommt wohl Klima und Jahreszeit schon mehr in Anschlag.

„Gut, sagte Wilibald, so kommen wir auf das Gebiet des Schönen. Betrachten Sie die Griechen und Italiener in ihren Werken — versetzen Sie sich an die Gestade des Indus und Ganges —"

„Wohl!" fiel Otto ein. Shakespear, den ich hier einzig nennen will, war aber ein Engelländer, der in Engelland, vielleicht im Winter, Romeo und Julie dichtete —"

„Das hat Gewicht, sagte jener — aber wir sprachen vom Ueberwiegenden —"

„Ich

„Ich kenne das; und an die leichtere Entwicklung göttlicher Kräfte durch Umgebungen des Schönen und Milden glaube ich allerdings. Allein, man geht gewöhnlich, aus nordischer Vorliebe für die südlichen Naturen, in Beurtheilung der letzteren zu weit, und vermengt den Geist und das Göttliche im Menschen selbst damit. Wenn wir das ganze Reich der alten und modernen Kunst überschauen, so werden wir immer finden, daß das himmlische Genie aus den Verhältnissen des Menschenlebens heraustrat in den Kreis der Freyheit, und unabhängig war von Zeitalter, Zeitgenossen, Stand, Glück, Sprache, Bildung und Himmelsstrich, ja Versen und Prosa!

Wilibald hatte gegen diesen Satz noch sehr viel einzuwenden. Er versuchte es, seinem Freunde den Unterschied zwischen der dunstigen Themse und dem Klima von Korinth und Neapel anschaulicher zu machen — er bat ihn zu bedenken, wie sehr Behaglichkeit und Wohlbefinden von der Milde der Natur abhänge — er führte ihn auf Beyspiele in Meisterwerken nordischer Dichter, die ins Glühende gearbeitet seyen, und selten eine elegische Stimmung verkennen ließen — er rief ihm Welschland, welches beyde kannten, ins Andenken zurück; aber Otto wollte sich nirgends auf ein weiteres Detail einlassen,

sen, sondern meynte, vor der Hand müsse er bey seinem zuletzt aufgestellten Satze stehen bleiben.

Unser Held brachte die meiste Zeit dieses Tages in Otto's Hause zu. — Mathilde war freundlich, schien sich aber sehr wenig um ihn zu kümmern, und war nie aufmerksam auf seine Person, als wann sie glaubte, er verlange etwas, oder es könne ihm etwas angenehm seyn. All' ihre Minen und Blicke hatten nur auf Otto und den Kleinen Bezug, und der ganze häusliche Ton bewies, daß diese Familie sich sehr zärtlich lieben müsse. Mit dem Singen und Spielen war es heute nichts, weil auf ihrer Guitarre eine Saite fehlte, und das Klavier verstimmt war. Auch schien sie im übrigen die Unterhaltung des Fremden sehr gerne dem Vater allein zu überlassen, und lieber ihren Hausgeschäften nachzugehen. Er erfuhr von Otto, daß das junge Mädchen seiner ganzen Haushaltung vorstehe, und ihm nur selten Gelegenheit lasse, sich selbst drein zu mischen.

„Es ist ein sehr interessantes Landmädchen!" sagte Wilibald zu sich selbst, wie er von ihr weg war. — Nie hatte er sich einem weiblichen Wesen näher gefühlt, als Mathilden am heutigen Morgen, und doch fand er sich jetzt weiter von ihr entfernt, als er seit seinem Traume für möglich hal-

ten

ten wollte. Gern hätt' er darüber auf sie gezürnt, daß sie so an ihrem Hauswesen hieng — aber, mußt' er nicht nach einigem Ueberlegen, ihr diese Eigenschaft zur Tugend anrechnen? — „Es ist, sagte er noch einmal seufzend, ein äusserst interessantes Landmädchen. — Ihre Stimme ist die Stimme eines Engels. — Aber leider ist das ganze Weib doch schon verhändelt! Konnte denn Otto mit aller seiner Klugheit wollen, daß sie so grosse Neigung zur Kochkunst schöpfte? Konnt' er der Pflege so trefflicher Talente die Bildung zur Haushälterin vorziehen? Denn ach! in dieser Rolle scheint sie sich, wie in ihrem rechten Fache, schon sehr glücklich und wohl zu befinden.

Beym Abschied umarmte er das galante Hahchen recht herzlich, und versprach ihr, sie nächstens auf acht Tage in seiner Mutter Haus zu bringen, wo sie dann alles erdenkbare Schöne der Hauptstadt geniessen solle. — Die Kleine war ausser sich vor Freuden; und Wilibald, so wenig er sonst das gewöhnliche eitle Streben nach dem vornehmeren Leben leiden mochte, wünschte doch Mathilden ihre Gesinnung über diesen Punkt. Uebrigens wußte er nicht recht, ob er auf Otto, oder Mathilden selbst zürnen sollte, welche ihm im Grund in Beziehung auf ihrem Vater sehr frey zu leben schien,

und

und alſo die gröſste Schuld haben konnte. Sobald er ſich aber die Sängerin wieder dachte, erſchien ihm der harte Vater doch wieder als der alleinige Verbrecher.

Etwas trüb und verdrießlich kam er wieder in die Stadt. Er nahm ſich noch an dieſem Abend vor, nur ſelten nach Hainberg zu gehen, wenn ſein Vater es nicht ausdrücklich anders verlangen würde. — Minelli kam zu ihm. „Du haſt ſie geſtern wieder geſehen, ſagte er, du Glücklicher!"

„Wie kommſt du, fragte unſer Held, eigentlich zu dieſer Bekanntſchaft?"

„Der Zufall, antwortete jener, führte mich im vorigen Jahre einſt in jene Gegend, wo ich Otto'n, den ich ſchon an einem andern Orte gekannt hatte, wieder fand. Der gaſtfreye Mann nöthigte mich, bey ihm zu übernachten, und da ich mich zu jener Zeit eigentlich im nächſten Städtchen aufhielt, ſo wurden wir einig, daß ich ſeiner Tochter Unterricht in der Muſik geben ſollte. Noch während dieſes Winters und ſeitdem ich hier angeſtellt bin, habe ich zuweilen dieſen Unterricht fortgeſetzt; denn du kannſt ſchon ungefähr ermeſſen, wie glücklich ich in dieſer Geſellſchaft ſeyn mußte. — Haſt du je ein Weib von ihrer Zartheit geſehen? Von ihrem üppigen Wuchs, von ihrer Blüte?

„Schade, daß ſie auf dem Lande wohnt!“ ſagte Wildbald froſtig. „Ein ſchöner aufſtrebender Geiſt würde ihren Körper erſt verherrlichen.“

„O du Grönländer!“ fuhr jener auf. „Du biſt ihres Anſchauens nicht werth! — Was kümmert dich Zeit, Ort und Verhältniſſe? Dem allen theilt die wahre Schönheit ihre Adelsbriefe aus. — Sieh doch lieber ihr Auge, in welchem reinen, feuchten Glanz es ſchwimmt! Es iſt ſo blau, wie das Dunkel des heitern Himmels. Und ihre Lippen — ſie leben in jenem Lächeln, welches die Orgien der heiligſten Poeſie in der jungen Bruſt ahnden läßt. — Das ganze Bild exiſtirt in einem Rosengewölk, in einem Aether der zarteſten Liebe, der ſie ſelbſt bey den häuslichen Geſchäften umfließt. Ihre Farbe iſt nicht eigentlich roth, aber es ſchimmert ein glühendes Roth durch die reine Haut; ſie gehört zu den Weibern, aus deren ganzer Form ein mildes Roſenfarb ſieht; dis giebt ihnen einen ewigen Schimmer, der, beſonders bey Blondinen, mit der leiſeſten Bewegung ſogleich als hohe Farbe vordringt, und ſie den geſchminkten Frauen gegenüber ſo ſehr hebt. Das Weiß der ſammtnen Haut glüht überall, und iſt doch, auſſer den Wangen nicht roth zu nennen — das Götterblut funkelt unter der reinſten menſchlichen Bläſſe hervor. Aber

das

das macht noch immer ihren höchſten Reiz nicht aus. —"

Willibald zitterte für Mathilden, wie er den verderbten Minelli in einer ſolchen Gluth über ihre Schönheit ſah, und er bezeigte ihm ſein Erſtaunen. Aber jener fuhr unaufhaltſam fort: „O, du Kind der Götter! Selig, wer in dein ſanftes Auge blicken darf, worinn des Himmels Friede wohnt! Selig, in weſſen Herz die Zaubertöne deiner Stimme wie ein ferner eliſiſcher Schall dringen — Wer den Hauch dieſer Lippen trinkt — Wem dies Auge verſchämt und liebend bricht — für wen es ſich einſt mit ungewohntem Zittern zum erſten mal vor Schmerz und Luſt verſchließt! Selig der Mund, den dieſe Lippen, von der Sehnſucht geöfnet und geſpitzt, in der Nacht der Liebe ſuchen, und mit heiſſem Schmerz erfaſſen! — Kein menſchlicher Gedanke vermag dieſe Wonne zu meſſen! —"

„Du biſt raſend," ſagte Willibald mißbilligend. „Kann denn die Sinnlichkeit den Menſchen ſo ganz hinreiſſen!

„Keine Sinnlichkeit!" ſchrie er wieder. „Ach nein! Wär ich nur der vielgeſtaltete Morpheus, daß die heilige Schlafende ſich meinen Umarmungen, wie der Frühlingsluft, gefahrlos überließe — daß ich mich mit meinem ganzen Weſen um ſie ſchlie-

sen — um die roſigen Glieder ſchmiegen könnte! Wär ich nur der kalte Quell, in dem ſie badete!"

„Ich höre, ſagte Willibald ernſthaft und nachdenkend, meinen Freund nicht mehr! Ich höre den wilden Sohn des Bacchus aus der Taberne rufen, wo der Wein tobt, und die Unkeuſchheit ihre Kriegslieder anſtimmt."

„Und doch haſt du jetzt Unrecht!" ſagte Minelli, indem er ihn mit Wehmuth umarmte. „Ach, jenes Buſens reiner Athem, durch ihre jungfräulichen Lippen in mich geſogen, göſſe meinem ganzen Weſen den Stoff eines neuen, geheiligten Lebens ein!" —

Sein Freund drückte ihn ſtill an ſich. Er erwiederte es und ſagte: „Ich fühle wohl, daß du beſſer biſt, als ich werden kann. Ein ſolches Weib wird mich nun nicht lieben. Aber, du hältſt mich für einen gemeinen Wüſtling, und thuſt mir weh. Auch das fühle ich. Du biſt ſehr hart."

„Du mußt aber jetzt einzig fühlen, ſagte Kronach, was Mathilde bleiben ſoll — und was du in ihr vertilgen könnteſt. — Verzeih mir!"

„Tiefer als du glaubſt, fühl ich das, guter Kronach. Sieh, ich wollte, bey Gott, ſie liebte Dich — wenn Du's nur irgend verdienteſt. — Aber gieb mir zu trinken, ich bin ſo durſtig, wie eine

eine brennende Sandwüste unter der Linie, und jede Trinkanstalt ist in jeder Rücksicht zur Löschanstalt zu gebrauchen.“

„Ich wollt', es wäre dir noch zu helfen!“ sagte Wilibald, indem er nach Bouteillen klingelte.

Eben kamen auch Franz und Plinius. Beyde wollten mehr von der Sängerin wissen, welches aber Kronach und Minelli vor der Hand abschlugen. Franz war sehr aufgebracht über die Gräfin. „Es ist mir heute, sagte er, im Gespräch eine äuserst geringfügige Zweydeutigkeit entschlüpft, und sie hat mir verboten, unter acht Tagen bey ihr zu erscheinen. Sie wächst uns allen über den Kopf. —“

„Das ist so schlimm nicht,“ sagte Wilibald. Franz gehörte nach seiner Meynung zu den Menschen, denen man, um Vieles an ihnen genießbar zu finden, das Meiste, und dis fast täglich, verzeihen müsse. „Du und Minelli, fuhr er fort, ihr bedürft nur einer ewigen Absolution.“

„Urtheilt einmal selbst, sagte Franz. Ich klagte über den verderbten Geschmack der Deutschen, und besonders über ihren lächerlichen Hang zu Verfälschungen jeder Art. Sie hätten an Cuis de Paris und Seins de Lyon nicht genug gehabt, sondern dem Herrn von Kotzebue so lang in den Ohren gelegen

gegen, bis er die falsche Scham aufs Theater gebracht habe. — Sie war ganz allein, und mußte lachen, weil sie bibelfest ist; aber daß mich das freute, ärgerte sie eben, und im Augenblick fieng sie an sich zusammen zu nehmen, schalt mich einen indiskreten Witzling, und —"

„Und wünschte mit Recht, fiel unser Held ein, in bessere Gesellschaft zu kommen! — Es ist eine höchstverderbliche Anmasung des Witzes, selbst des ächten, wenn er weder Regel, noch Maaß, noch Zeit anerkennen will; und gewiß, auch die Sparsamkeit gehört zu seinen unerläßigen Eigenschaften —"

„Ey was, schalt der Assessor, mein Witz ist bezahlt! Was gehts Euch an, wenn ich ihn verprasse, wenn ich ihn in einer Stunde sämmtlich zu Grund richten will?"

Freylich wir, sagte Wilibald, wir verschmerzen die Wunden gern, die uns eine liebende Hand schlägt; aber die Gräfin?"

„Ja, du und Plinius, Ihr verderbt sie eben mit Eurer Säuberlichkeit! So groß soll sie denn doch nie werden, daß sie Männer mißhandeln darf? Glänzende Seiten hat sie — aber auch Schatten die Fülle. Nichts kann mich mehr ärgern, als wenn die Frauen, deren Leben ja doch eine einzige Zwey-

Zweydeutigkeit iſt, die Zweydeutigkeiten beſtrafen wollen!“

„Heute, ſagte der Mahler, biſt du gerade am wenigſten fähig, die Frauen zu richten. — Jedes gebildete Weib muß und will einmal züchtig und keuſch genommen ſeyn. —“

„Keuſch genommen, rief Franz, iſt die Gräfin ein üppiges Weib — aufrichtig geſprochen, iſt ſie falſch gegen die Männer — genau erwogen, iſt ſie eine Verſchwenderin gegen Eure falſchen Verdienſte — und alſo iſt und bleibt ſie doch wohl beym Licht beſehen, ein Kind der Finſternis?“

„Mag doch der Tadler reden!“ ſagte Pinius. Laßt heute die Liebesgöttin dem Momus zu Gefallen baarfuß gehen, ſo bedauert er morgen, daß der Götterfuß nun doch einmal ſchon Anlage zu Hühneraugen habe.“

Sie lachten ihn wegen ſeiner wohlverdienten Strafe aus, und lieſſen ihn nicht weiter zu Wort kommen.

„Ich habe, ſagte zuletzt Franz, gleich Anfangs gedacht, Ihr würdet lachen. Die Verbannung ſollte mich auch, da ſie mich zum Märtyrer der Wahrheit macht, nicht ſchmerzen, wenn nicht gerade in dieſer Woche einige Fremde bey der Gräfin eingeführt würden, zu deren wichtiger Bekannt-

ſchaft

schaft ich nur in ihrem Hause gelangen kann. — Aber Euer verdammtes Lachen beweist mir die Wahrheit einer Bemerkung, die ich neulich schon gemacht habe. — Vielen Leuten begegnet nemlich, bey jedem wahren Unglück immer noch ein komisches, und, bey aller Bosheit hierüber, können sie niemals zu einem thränenwerthen, systematischen Elende gelangen; immer findet sich dabey auch noch jenes blos abgeschmackte, lächerliche, vierschröthige, oder ärgerliche Nebenelend ein, worüber sich in kein erhabenes oder gelehrtes Klaggeheul ausbrechen, ja nicht einmal ein pathetisches Wörtchen vorbringen läßt. — Das Lächerliche bey ihrem Elend benimmt aber diesem niemals die Grösse, sondern macht nur, daß sie mit den Füssen trampeln, und über ihre eigne Person zugleich lachen und weinen müssen. — Selbst zu ihrem letzten Stündlein schlägt noch eine eigne Glocke, die einen possierlichknurrenden Ton hat. Eine Posse bringt sie ums Leben. Bey der Nachricht von ihrem Tode will man sich zu Thränen zwingen, und möchte heimlich vor Lachen selbst des Todes seyn. — Der Gedanke an die Möglichkeit, daß mich einmal dieser Fluch der Possierlichkeit belasten könnte, ist mir ganz unerträglich, und Euer Lachen ärgert mich daher noch weit mehr als mein eigentliches Ungemach.“

Sie

Sie liessen nicht von ihm ab, bis er angelobte, sich ohne Murren in seine Strafe zu fügen. Der Sängerin zu Ehren versprach er es.

Jeder lieferte nun seine Meynung über den gestrigen Gesang. Alle hatten sich gerührt gefunden, und doch Jeder aus verschiednen Gründen. — Den Assesser hatte das Duo am lebhaftesten gerührt. "Wenn ich, sagte er, je auf dieser verderbten Erde noch Unschuld und Natur statuirt habe, so wars gestern. Ihr Blick, wie sie dich Sünder ergriff, war so engelrein, so ganz gnadenvoll, als wenn sie das Laster gen Himmel führen wollte."

Den Mahler hatte ihr wachsender Muth im zweyten Fortissimo am meisten ergriffen, weil er sich aus ihrem Schrecken bey den ersten Trompetenstössen kein gutes Ende prophezeiht hatte.

Unstreitig, sagte Minelli, ist die Trompete das mächtigste Instrument auf Erden. Ein Gott, scheint es, hat sie aus Dodona's Erz geschaffen. — Ihr gemeines Schmettern in den niedern und mitlern Bahnen kann nur gemeine Seelen rühren. Es gehört allein den Marktschreyern und Bärenführern. — Ich dulde nie einen Trompeter, der nicht bis zur höchsten Höhe seine Stärke behält. — Denn es giebt bey vollem Orchester Augenblicke, wo im grossen Rauschen der Instrumente, besonders

der

der Bäße und Pancken, aller Diskant — auch bey gröſter Anſtrengung der Geigen — doch verliſcht, wo die Seele ſich von aller Melodie verlaſſen fühlt — und hier tritt dieſer liehte Ton dann mächtig dröhnend herein, ſtellt die Einheit her und ergreift wieder das große Kommandowort, den melodiſchen Strafbefehl, von dem uns zuweilen die Haut ſchauert."

Wilibald fand, auch die tiefen Töne dieſes Inſtruments hätten doch oft merklich auf ihn gewürkt.

„Das werden und können ſie nie, antwortete jener, nemlich für ſich allein; ſondern nur dann, wann auf jene hohen zuckenden Töne, wie bey vielen Tonſetzern der gewöhnliche Fall iſt, das Schmettern ſogleich erfolgt — dann ſchreiben wir irrig dieſem eine Rührung zu, welche blos noch eine Folge von jenen war. — Ich bediene mich aber ihrer Tiefe nie, als im Romantiſchen oder Komiſchen, und wo etwa das Horn zu rund iſt."

„Ich bin überzeugt, ſagte Wilibald, daß ſie ſchon mancher Schlacht den Ausſchlag gegeben hat."

„Die Trompete, ſagte der Kapellmeiſter, ſcheint doch mehr das Herz zum erſten Angriff zu erheben. Aber beym eigentlichen Metzeln und Fleiſchhacken leiſtet wohl die betäubende Trommel mehr, bey deren

ren Brauſſen der Menſch ſeine Geſellſchaft vervielfacht glaubt, und ſich (wie der Furchtſame in einer Geſellſchaft von Mordbrennern und Böſewichtern) verwegener in Tod und Trümmer zu wagen ſcheint. Die Trompete iſt von viel erhabnerer Bedeutung. Der Menſch wird durch ihren Strahl nur tapferer."

„Du haſt recht; rief Pinius, ich erkennte es auch für die größte militairiſche Wohlthat, wenn beym Arquebuſiren alle mögliche Trommeln im Reiche los gelaſſen würden."

„Selbſt das Pferd, fügte Franz hinzu, wird mir eben dadurch achtungswerth, daß es die Trompete ſo ſehr liebt. Wie manches edle Roß, einzig vom wunderbaren Trompetengeſchrey gereizt, hat wohl ſchon ſeinen tapfern Kornet genöthigt, freywillig in ſein Verderben zu rennen, und ſich endlich zum erſten mal Tubalkains und Barthel Schwarzens niederträchtiger Erfindungen zu bedienen!"

„O, noch kürzlich, ſagte Minelli, habe ich ein Beyſpiel von der Gewalt der Trompete geſehen. — Ich kam in einer Stadt unter ein herrliches Corps Officiere, die des folgenden Tages ins Feld marſchiren ſollten, und heute einen Abſchiedstag feyerten. Sie hatten eine vortreffliche Regimentsmuſik, und es wurde unter andern ein Kriegslied

von

von einem neuern Dichter *) abgesungen. Die Melodie war elend, und ich schlug eine andere vor, die ich kannte, und noch änderte. — Wir hatten Zeit und ehe der Abschied kam, war alles einstudiert. Es war ein Trompeter dabey, der alles übertraf. — Kein Mensch war trunken. Man übersah alles, was im Texte unpassend war, und hielt sich allein an den ernsten Ton des Kriegs. — Beym letzten Vers, den ich verstärkt hatte, schwang sich das heilige Messing mit jubelndem Siegsgeschrey empor — es brachen die Strahlen des Muths aus jedem Auge, und die Arme hoben sich unwillkührlich zum Streit. Sie schwuren, den Tod zu verachten, und selbst die Frauen weinten seltsame, ich möchte sagen, tapfere Thränen, und wollten mit. Ein junger schöner Held riß den Trompeter wie wüthend zu sich. „Mensch stammelte er, rufe mich in den Schlund der Hölle — ich werde kommen.“ O gewiß, die Kunst ermächtigt den Menschen zur höchsten That!“

„Aber wir müßten, meynte Franz, die Sängerin selbst über ihre Gefühle erforschen. Bringt uns doch bald zu ihr.“

„Dis geht, sagte Minelli, ohne besondere Erlaubniß ihres Vaters nicht an. Auch wirds Kronach nicht leiden, daß sie solche böse Buben um sich

*) S. Wallensteins Lager, von Schiller.

sich hat, wie etliche von uns vieren seyn sollen. Er hat sie schon in eine ganz eigne Protektion genommen. — Aber, Ihr werdet in ihrer Nähe alle bezaubert, das schwör' ich Euch zu! — Die schönste Blume steht Euch vor der Nase, und Ihr habt nicht das Herz daran zu riechen; ja ihre unzugängliche Reinheit erstreckt sich sogar bis auf ihre Gewänder. Ich bin kapabel, sie unmittelbar aus der Küche in den Gesellschaftssaal zu führen, wenn sie nur Zeit hat, die Handschuhe zu wechseln. Ihr wagt es nicht, ihre Kleidung zu berühren. Sie reicht Euch den Arm, und Ihr seht nach, ob Euer Rockermel rein ist; keiner hat das Herz, ihre Hand zu fassen. — Und bey all dem zieht sie alles unwiderstehlich zu sich hin. Wenn sie Euch aus dem Fenster entgegen lächelt, so seyd Ihr auf der Treppe schon vor Liebe des Todes."

Diese Ausruffungen Minelli's, sobald die Rede auf Mathilden kam, machten den Assessor und Mahler immer begieriger auf ihre Bekanntschaft. Allein auf Wilibald, der weiter nichts zu ihrem Lob oder Tadel sagte, thaten sie eine besondere Würkung. Er hätte viel darum gegeben, wenn auch der Kapellmeister sie gar nicht gekannt hätte, und wenn überhaupt von seinen drey Freunden ihrer gar nicht weiter wäre gedacht worden. —

Warum

Warum? das wußte er nicht recht. — Dann fand er auch Minelli's Schilderungen von ihr viel zu excentrisch und phantastisch; und er haßte alle Uebertreibungen. Wenn er Mathilden mit des Kapellmeisters Gemählden verglich, so fand er zwar an diesen überall etwas wahres, aber seine Gemählde blieben doch immer Auswüchse einer schwelgerischen Phantasie, Geschöpfe einer tadelnswürdigen Sinnlichkeit. Auch gab er im Herzen Mathilden fast ungern die mancherley Vorzüge, die sie doch unläugbar besaß, und die er selbst schon erkannt zu haben glaubte. Die Zurücksetzung seiner Unterhaltung gegen ihre häuslichen Verhältnisse schien die Ursache seines bösen Willens zu seyn. Sie hatte ihn — so kam es seiner Eitelkeit vor — zu wenig bemerkenswerth gefunden; und dabey mußte er mit Verdruß eingestehen, daß sie auch nicht die kleinste Aufmerksamkeit, die ein Fremder oder Gast nur irgend wo erwarten kann, versäumt hatte. — So wie er sich deßhalb untersuchte, zog er, zu seinem Schrecken, diese Bemerkungen sogleich aus seinem Innern ans Licht, schalt sich einen eitlen Thoren, und wollt' es Mathilden abbitten. — Aber demungeachtet blieb davon noch so manches bey ihm hängen, daß er sich aufs neue vornahm, lange nicht nach Hainberg zu reisen.

Maria-

Mariane und ſein Bruder vereitelten aber ſeinen Vorſatz ſchon nach wenigen Tagen. Die erſtere beſtand darauf, Hainberg jetzt zu ſehen, weil die Salenſche Familie bald auf ihr Guth reiſen wollte, und alſo trieb ihn Auguſt ſo lange, bis er eine Fahrt dahin veranſtaltete.

An einem ſchönen Frühlingsmorgen fuhr die Kronach'ſche und Salen'ſche Geſellſchaft hinaus, und Minelli, der Mahler und Franz begleiteten ſie zu Pferd. Wilibald ſelbſt hatte dort ſchon ein köſtliches Mahl bereiten laſſen, und bot alles auf, ſeinen Freunden einen angenehmen Tag zu machen.

Sie kamen gerade in einem ſehr intereſſanten Augenblick zu Hainberg an, nemlich im erſten luſtigen Getöſe des Frühlings. Alt und Jung ſtand vor den Thüren, und ſah nach den eben wiederkehrenden Störchen, die, umſchwirrt von einem Schwalbenheere, hoch über dem Dörfchen ihre Kreiſe durch den blauen Himmel zogen, und die wiedergefundene werthe Heimath begrüßten. — Kein Geſicht, was nicht lächelte! Die Knaben des Dorfs hatten ſich Pfeifen und Schallmeyen von neubeſafteten Weidenzweigen gemacht, und reckten die Köpfe baushäckig gen Himmel, um die alten theuren Gäſte, vieltönig anzublaſen. Die Sonne ſchien hell

und

und mild, und der frohe Landmann ergriff in dieſem heitern Getön mechaniſch das Sätuch und Joch; das muthwillige Vieh ſprang aus den Ställen, ſich ſchütteind, hervor.

„Gottlob, ſagte Herr Adams, nach zahlloſen Reverenzen, Gottlob! Nun dieſe Glücksvögel wieder da ſind, haben wir keine Kälte mehr zu fürchten!"

Er ſchien ſich auf dieſer reizenden Fabel wie auf einem arkadiſchen Rieſenzweige zu wiegen, und Plinius bemerkte ſogleich, es ſey Todſünde, ihn durch Zweifel herabzuwerfen; Jedermann geſtand auch ein, daß ſein in dieſem Satze liegendes reines Vertrauen, und ſein glaubenvolles Auge weſentlich zu der ganzen Scene gehöre, und ſie eigentlich ins Reich der Poeſie hinaufhebe.

„Dort ſchwebt er herab!" rief Willibald, und zeigte Marianen wie ſich eben das Storchweibchen auf das Neſt, welches auf dem Dach eines benachbarten Bauernhauſes erbaut war, aufſetzte, und das Männchen klappernd zu ſich lud. — Die Knaben ſchrien Jo, Ja, Jo, befangen die Störche, ſchimpften ſie und gaben ihnen Spitznamen; dazu ſchrieen die weißbrüſtigen Schwalben, und kämpften mit den kreiſchenden Sperlingen um die ödlich okkupirten Neſter. Die Knechte des

Vet-

Verwalters klatschten, und trieben das Vieh an, um aus dem Hofe zu kommen, weil die muthwilligen Mägde Wasserströme nach ihnen gossen, welches die hier gebräuchliche Nothtaufe beym Anheben der ersten Saat war. — Den allgemeinen Lärmen vermehrte der romantische Schellenklang der Kronachischen Schäferey, welche nah am Hause über den Hügel hinwallte. Und der Kuhhirte stieß unten im Dörfchen aus Leibeskräften ins Horn, mit einer Höhe und Reinheit, vor welcher selbst Minelli aufschrie, und behauptete, der Kerl sey eine poetische Person!

Die Gesellschaft konnte sich einige Zeit in dieser lieblichen Auferstehung, und niemand war dabey, dem nicht die warme Luft die Brust hob. — Dann nahm man feyerlichen Besitz vom Guthshaus, und ließ sich Hannchens Frühstück trefflich schmecken. Das gute Kind sah sich von Jedermann, selbst von ihrem jungen Herrn, gelobpriesen, und wußte all dieser Seligkeiten kaum habhaft zu werden.

„Ich sehe wohl — sagte der Finanzrath mit einer gewissen heitern Wichtigkeit zu seinen Söhnen, indem er, wie ein ächter Eigenthümer, an der Decke des Zimmers umher sah — ich muß dieses Guth so wirthlich machen als möglich ist. Aber,

dazu gehört, freylich ein neues, schönes Haus; und — das wird mich viel Geld kosten!"

Wann der Finanzrath von wichtigen Geldausgaben sprach, so mußte selbst der größte Bonvivant einen Augenblick nachdenkend werden, und Achtung für seine Mienen haben, worinn die gründliche Kenntniß vom Werth des Geldes, und die wahre Anlage zum grundreichen Manne sich lebendig ausdrückten. Das sichere Fundament, worauf er seine Plane bauen konnte, war bekannt; aber die Wichtigkeit, womit er diese behandelte, interessirte doch jeden; und seine bekannte Gutmüthigkeit erregte auch fast bey jedem den Wunsch, daß seine Unternehmungen gelingen und gedeihen möchten. „Indessen, fuhr er fort, ist es so schön hier, daß ich Willens bin, mich keine Kosten reuen zu lassen, um dis Haus zu bauen, und noch im Herbste bewohnbar zu machen. Vielleicht können wir dann künftigen Sommer, wenn uns Gott beysammen läßt, hier wohnen; denn ich finde die Luft hier doch viel anders für einen alten Mann, als in der schwermüthigen Stadt."

Jeder that ihm nun Vorschläge, und der Assessor sprach mit so vieler Sachkenntniß über das Bauwesen, daß ihm der Alte ganz gewogen wurde. Er gab ihm die schicklichsten Mittel an, wie er den

Bau

Bau bald, und doch solid herstellen könne, und nannte ihm einen Baumeister, dem er ohne alle weitere Aufsicht das Geschäft für eine bestimmte Summe überlassen könne. — Alles nahm nach und nach Antheil an dem neuen Hause, und man zog hinaus, um den Platz zu wählen wo es stehen sollte. Dieser wurde eine Strecke vom alten Hause höher hinauf verabredet, wo die Aussicht sich schon erweiterte, und der Baumeister Terrain und Freyheit im Ueberfluß hatte. Die jungen Leute steckten den Platz mit Reisern ab.

Wilibald stand auf der Mitte dieses Raums. Die Geister künftiger Bewohner umschwebten ihn. „Wer wird hier leben, wer wird hier sterben?“ — rief er unwillkührlich aus.

„Du, oder ich, sagte August — oder wir beyde.“ Er reichte ihm die Hand entgegen. Die Alten hatten sich entfernt. Wilibald schlug sanft in seine Hand ein. „Ach, August, sagte er, es wird nicht ewig seyn wie heute.“ Es war ihm aufgefallen, daß sein Vater sich einen alten Mann genannt hatte. — Mariane fuhr bey Wilibalds Worten schnell herum, und gieng hastig auf die Seite. Indem August es bemerkte, winkte er seinem Bruder, abzubrechen.

Die Alten stellten ökonomische Untersuchungen

an, und die Jungen wandten sich gegen den See. Man kam durch einen engen verwachsenen Pfad an seine niedrigsten Ufer, wo Otto's Kahn befestigt war. Während Wilibald Marianen, fuhr, kletterten die Uebrigen an den Uferwänden herum, bis sie sich endlich oben bey der Ruine alle wieder zusammenfanden, wo eine allgemeine Bewunderung der reizenden Aussicht anhob.

Eigentlich, sagte Wilibald, kommen wir zu frühe hieher. Das Licht dieses Tages ist wohl mild, aber die Erde ist, ausser den Saatfeldern und Wiesengründen, noch fast ganz todt und schmucklos. Der Wald starrt rauh und zackig empor, und erwartet noch seine schönen grünen Gewölbe. Freylich — "

„Ja freylich! — sagte Mariane verweisend. — Muß man so denken, mein Freund? Sind denn diese frühe Waldblumen nichts? diese hundert schlagende Rothkehlchen, und zirpende Blaumeisen — diese schwellende Birkenknospen — (sie faßte ganze Zweige voll zusammen, und streichelte sie) ist das alles nichts? Muß denn das Ganze sogleich grünen und blühen?

„Sie haben gewiß Recht," sagte Plinius. — Mich reizt die Natur im Werden, im Entwickeln ihrer bildsamen Keime immer am meisten. Es thut

mir

mir allezeit leid, wann ich einen Wald schon geschmückt finde, ohne daß ich sein werdendes Grün sich in stiller Kraft entwickeln sah. — Gewöhnlich versäumen wir die schönsten Genüsse über vorlauten Wünschen nach grösseren und reicheren. Die Blumenknospe soll geschwind aufspringen — das zarte Wiesengrün soll auch noch mit Blumenschmelz durchwebt seyn — die Waldknospen sollen eine grüne Nacht schaffen — die junge blasse Saaten in blaugrünem Trieb das Land bedecken — die Fruchtbäume röthliche und weisse Wellen bilden — und die Nachtigall soll im März singen! Alles kommt endlich; und nun — ist das Ziel unserer Wünsche da, und die Natur bestraft uns durch das Vorrücken ihrer ewigen Schranken. Es bleibt uns nichts mehr zu wünschen übrig; aber — viel zu betrauern! — Die Blume steht entfaltet da, um dem Stengel bald zu entfallen — den vielfarbigen Wiesengründen droht schon die Sense — das Grün des Waldes nimmt mit seinem vollendeten Blätterwuchs sogleich ein ernsteres ahnendes Dunkel an — die Saat färbt sich zum Schossen bleich — die Blüten werden ein Raub des Windes, und die Zeit der Nachtigallen ist so bald vorüber! — Ach, vom endlich erklimmten höchsten Punkte des vollendeten Lebens schauen wir sogleich jenseits in öde Tiefen des Todes!“

„Und

„Und das rührt Sie nicht?“ sagte sie, und sah Wilibalden verschmachtend an.

„Es ist sehr wahr, antwortete dieser, und ich selbst denke so wie meine Freunde; aber es giebt, noch während des Aufstrebens der Natur, doch eine Zeit wo ich am glücklichsten bin. Sie wird in kurzem erscheinen, wann der Wald ein verworrenes Hellgrün trägt, und die Blüten so glorreich aufspringen. Niemand wird mich deshalb tadeln, daß ich etwas mehr verlange als diese Nacktheit?“ Minelli und Franz stimmten seiner Meynung bey.

„Nacktheit?“ sagte Pintus, indem er ein ganz verborgnes Blümchen abbrach und in die Höhe hielt. „Ihr seyd Schwelger! und wenn Ihr das Mehrere habt, so wollt Ihr wieder das Meiste, und dann ist das zarte erste Wenige doch schon dahin!“

„An der vollen Brust des höchsten Lebens wünsch' ich zu erblassen,“ sagte Minelli. „Je reicher, je besser. Zur Ueberfüllung lassen's die haushälterischen Götter schon nicht kommen.“

„Aber Ihr Andern, sagte Franz, wollt Euch gutwillig dem Strome der Natur überlassen, ohne die geringste Reflexion dabey zu wagen. Ihr wollt, wie gute arme Kinder, Eure tägliche Portion trok-

nes

nes Brod ohne Murren essen, ohne elegische Hinsicht auf Speck und Braten —“

„O, an Elegieen wirds nicht fehlen,“ sagte Minelli. „Im Mai müssen sie ohne Zweifel schon Stoff genug zu Jeremiaden auf den Frühling finden.“

„Und warum nicht?“ fragte Wikisald, der nun völlig auf Pinius und Marianens Seite übertrat. Mathildens Frühblumen fielen ihm ein. „Ist doch, sagte er, die Schneeglocke schon jetzt verblüht, und selbst ihr kleiner schilfiger Busch bleicht nun dem Tode entgegen. Habt Ihr sie gesehen? Gewiß, der Frühling geht, wie die Jugend, meist ungenossen voräber. Immer strebt der Mensch vorwärts. Freylich thut er dis auch wohl im Herbst und Winter; aber es durchdringt mich jetzt recht im Innersten, daß wir so oft im Frühling die zartesten seiner Kinder so vernachläßigt sterben lassen.“

August erklärte sich für Minelli und Franzen. „Ein grosser Theil des menschlichen Erweiterungstriebs, sagte er, liegt im Herzen. Das Herz kann nie zu reich werden —“

„Seine Fülle, setzte Minelli hinzu, fließt noch in seligen Thränen über —“

Seine Wünsche, fuhr jener fort, sind unendlich, und

und da, wo ihnen die Naturgesetze ihr Ziel stecken, resignirt sich das grosse Herz willig und erhaben."

„Wenn ich, fieng Franz wieder an, mir im Herbste den Frühling zurückwünsche, so giebt mir sogleich das Gewissen einen Verweis. Es verlangt diese Resignation — es findet jenen Wunsch höchst unschicklich und vermessen. — Ihr studiert, und Wir handeln und überblicken. Aber Euer blindes, von Wünschen leeres Leben muß dann, wann die Rosenzeit vorüber, und die Oede wieder eingetreten ist, in puren Elegieen verwimmern —"

„Gerade das Eurige!" entgegnete Pinius. „Eure Resignationen werden von den unsrigen verschieden seyn, wie der Selbstmord von der hussetigen Reue. Unsere stillen Wünsche und Freuden halten mit der Natur gleichen Gang, und die Heilige nimmt sie mit sanfter Hand wieder von uns in ihren schönen Kreislauf zurück, um sie bald von neuem über uns zu giessen. Ihr überflügelt ihre schönsten Freuden. Ihr tadelt die Natur, die den Lauf der Sonnen eben so geregelt hat, wie die enge Blütenzeit des armen Veilchens. Nur als gemeine Geister, als Fremde erscheint Ihr der Natur; nur die Anbetung verstattet sie Euch — während wir mit der sanften Macht des Geliebten in ihre tiefsten Geheimnisse einbrechen, und satt und selig an

der

herl göttlichen Bruſt liegend, ihre heiligſten Chiffern enträthſeln.“

Mariane gieng vorüber und ſagte, indem ſie dem Mahler die Hand drückte: „o Jammer, daß ich nicht mit meinem ganzen Leben zu Ihrer Partheyen gehören kann!“ Pinius blickte ſie ernſt und traurig an.

„Was nützen uns auch am Ende dieſe Partheyen?“ ſagte Auguſt.

„Du möchteſt gerne wieder ſagen, Freund, was nützt der ganze Streit?“ rief Willibald, der zuletzt keinen ſonderlichen Antheil am Geſpräch genommen hatte, und ſich nach Etwas zu ſehnen ſchien. „Aber das macht, du ſprichſt lieber von dem, was der Menſch ſoll, als was er will und thut.“

Hierüber erhob ſich ein für Alle beluſtigendes Gezänk der beyden Brüder. — Bald fand unſere Geſellſchaft einmüthig, daß es heute recht ſchön hier ſey. Man ſcherzte, und jagte ſich über Stock und Stein. Selbſt Mariane war ganz ausgelaſſen, und Auguſt trug ſie vor übermäſſiger Freude ganze Strecken weit auf den Armen.

Als Willibald auf dem Rückwege die Spitze von Otto's Hauſe durch die Gebüſche ſah, gab er dem Kapellmeiſter einen Wink, mehr ſeitwärts abzulenken. — „Mariane ſollte ſie aber doch ken-

kennen!“ dacht' er, und blieb etwas zurück. In diesem Augenblick gieng der lange Michel quer an ihm vorüber. „Ist dein Herr zu Hause?“ fragte ihn unser Held leise. „Keine Seele,“ sagte Michel freundlich. „Alles ist dort unten und rottet Büsche aus. Und meine Jungfer geht eben fort und trägt den Arbeitern das Essen hinab.“

„Nein, so kann Marianen nicht gefallen!“ sagte er still und erbittert. Er zürnte sich selbst darüber, daß er doch in Otto's Haus gewollt hatte. In diesem Augenblick hätte er ihm Bitterkeiten sagen können. Es reute ihn sogar, daß er Michels gefragt hatte. — So unlustig ihn indessen Michels Nachrichten machten, so schnell ließ er sich doch wieder von der allgemeinguten Laune mit ergreifen, die während des Mittagsessens die Gesellschaft belebte. Die beyden Mütter waren von der milden Landluft so erbaut, daß sie selbst vorschlugen, unter den Linden Kaffee zu trinken.

„Sie erlauben uns doch, sagte der Kapellmeister zum Finanzrathe, daß wir diesen Sommer recht oft hier hausen dürfen?“

„O, das alte Haus, rief Mariane dazwischen, dürfen wir ja wohl nun nach und nach verwüsten?“

„Noch mehr als das!“ sagte der Alte, und nannte

nannte ſie heute zum erſten mal Du, und mein Töchterchen. „Ich will auch von den dieſjährigen Einkünften des Guths keinen Heller haben. Sie ſollen Dein ſeyn, und Ihr ſollt ſie hier verpraſſen — aber auch nur hier.“.

Sie fiel ihn um den Hals. — Bis zur Zeit der erſten Erndte wollte er ſogar einen Vorſchuß thun. Augenblicklich beſtellte ſie nun unſern Helden zu ihrem Oberverwalter, und Rechnungsführer. „Ich bin, ſagte ſie, eine junge Anfängerin; Sie ſollen meine rechte Hand ſeyn, da ich Sie für den ehrlichſten halte. Aber der kleinſte Betrug wird ſogleich den Verluſt ihres Dienſtes nach ſich ziehen.“ Auguſt wurde zum Juſtizminiſter ernannt, falls etwa die Gäſte unartig ſeyn ſollten.

„Vor allen Dingen, ſagte Minelli, müſſen wir ein Inventarium von muſikaliſchen Inſtrumenten herſtellen —“

„Und, fiel Pinius ein, auf der Ruine eine Werkſtätte einrichten, — das alte gothiſche Zimmer gehörig dekoriren —“

„Und, ſchrie der Aſſeſſor, den Grund zu einer Hainberger Bibliothek legen, — eine Gewehrkammer, mit Rappieren, Säbeln, Jagdflinten —“

„Meine Herren — proteſtirte Mariane, indem ſie

ste einen Schritt zurücktrat — zerreissen Sie mich nicht, wenn ich bitten darf! Wofür habe ich denn meine Kammer? — Soll ich den Justizminister rufen?“ Eben umarmte er sie, und die Herren wandten sich an die Kammer. Wieland berichtete in continenti ad Serenissimam, und es wurde zu Anschaffung der nöthigen Instrumente und Dichter eine hinreichende Summe bewilligt. Franz und Minelli sollten dazu committirt werden, die Summe zweckmäßig zu verwenden. — Noch wurden, auf einen Officialbericht der Kammer verschiedene Bewilligungen zu Anlegung von Lauben und Blumenstücken im Gemüsegarten — zu schönen Gartenbänken, steinernen Tischen und Rasensitzen bey der Ruine und im Walde um den See her — auch zum Ausbauen und Anlegen bequemer Fuswege am See, gemacht; und endlich rückte die Nichte mit einer Supplick um einen grössern Kahn hervor, welche unter lautem Beyfall durchgieng, und selbst dem alten Adams — welcher dazu kam, und über all die Plane den Kopf schüttelte — ein billigendes Lächeln abzwang. Aber nun beschloß man auch, auf dringendes Bitten des Geheimenraths — denn der alte Kronach mischte sich nur noch als unpartheyischer Dritter in die Sache — recht sparsam zu seyn, weil man sich die Lebensmittel nicht abschneiden dürfe,

re, deren Zufuhr nur im höchſten Nothfall aus der Stadt her erlaubt ſeyn ſollte.

Der Geheimrath verſprach, ſie nicht bankerott werden zu laſſen, und die ganze Dienerſchaft wollte Guth und Blut daran ſetzen, den Sturz ihrer Gebieterin abzuwenden.

„Dazu rathe ich nicht,“ ſagte der Finanzrath. „Was ich beſtimmt habe, iſt nun einmal in Ausgabe geſchrieben. Aber weiter dürft Ihr auch auf gar nichts rechnen. Macht ſie ein Falliment, ſo muß ſie als eine unglückliche Prinzeſſin darben. Denn alles Schuldenmachen leide ich durchaus nicht.“

Auguſt trieb jetzt ängſtlich zur Abfahrt, um wieder an ſeinen Schreibtiſch zu kommen. So lange wie heute hatte ſeine Luſt und Herrlichkeit ſeit geraumer Zeit nicht gedauert; auf dem Rückweg verſprach er Marianen unaufgefordert, dieſen Sommer recht oft in Hainberg zu ſeyn, welches ihn ganz bezaubert habe.

Der Finanzrath ließ am folgenden Morgen ſogleich den ihm empfohlnen Baumeiſter rufen. Er betrieb dieſe Angelegenheit mit einem Eifer, welcher ſonſt nicht in ihm lag. Dabey ſprach er faſt beſtändig von Marianen, und ſuchte den Kabinetsrath mehr als ſonſt von ſeinem arbeitſamen Leben zu ländlichen Geſchäften und häuslichen Angele-

gelegenheiten hinzuziehen. — Auch unſer Held zeigte viele Wärme für dieſe Sache. Er ſtellte alle Arbeitsleute, die er bekommen konnte, ſogleich an, um die Verſchönerungen in Hainberg recht bald, und Marianens Wünſchen gemäs, fertig zu ſehen. — Da das Salen'ſche Guth, Felſeneck, zwey Stunden von der Stadt, und zwey Stunden von Hainberg lag, ſo war dieſes Dreyeck für die Zuſammenkünfte beyder Familien ſehr ſchicklich. Der Plan für den Sommer war der, daß Kronachs zuerſt vierzehn Tage in Felſeneck zubringen ſollten; während deſſen ſollte Hainberg auch zum Uebernachten eingerichtet werden, und dann der beſtändige Zuſammenkunftsort zwiſchen der Stadt und Felſeneck ſeyn, bis der Herbſt, und die Hochzeit Marianens herbeykämen.

Salen's reiſten einige Tage darauf ab. Mariane war ſehr bewegt, als ſie im Kronach'ſchen Hauſe Abſchied nahm. „Das kommt, ſagte der Alte davon her, daß du die Sache ſo weit hinausgeſpielt haſt.“ — Sie küſste zuerſt ihren Bräutigam, dann die Mutter und den Alten, an deſſen Halſe ſie heftig zu weinen anfieng, ſo daß er ſelbſt weich wurde.

„Adieu, Wilibald!“ ſagte ſie dann zitternd, und reichte ihm die Hand.

„Denken Sie an Hainberg!“ ſagte er freund-

lich.

lich. „In Hainberg wirds schön seyn.“ Sie umschlang ihn wie ausser sich. „O, wir müssen uns schon so frühe trennen!“ schluchzte sie, und hieng sich wieder an August.

„Bald kommen wir ja nach,“ tröstete der Alte, und sie flog fort.

Unser Held wurde einige Tage darauf von seinem Bruder sehr unangenehm aus der bisherigen Ruhe geweckt. Der Rath Sello hatte diesen gefragt, ob sich sein Bruder wohl zu der bewußten Stelle melden werde. Und August war, nach Willibalds Meynung, so unbesonnen gewesen, ihm eine Antwort hierauf zuzusichern, um welche nun Willibald sehr verlegen war. Er fühlte wohl, daß dieses Amt für ihn passe — daß es vielleicht im Staate das einzige ihm angemessene sey — ja er hatte seit einiger Zeit gefunden, daß er selbst diesem Amte wohl besser als Sello vorzustehen im Stande seyn werde. Aber des dürftigen Sello's Glücksichten unter den vorliegenden Umständen fast einzig von Erlangung der Stelle abzuhängen; und dieser Gedanke machte unserm Helden die ganze Sache völlig zuwider. — Gleichwohl forderte es sein Vater fast unbedingt von ihm, daß er sich melden solle, weil besonders mit dieser Bedienung sehr schöne Aussichten in die Zukunft verbunden waren, und der

Alte

Alte hatte ihm ja nur noch Zeit zu seiner eignen Ueberzeugung zugestanden, nicht Freyheit zu willkührlicher Wahl.

Das Beste schien ihm endlich, seinen Bruder zu bitten, daß er dem Vater nichts hievon eröffnen, sondern Sello'n sagen möge: er sey noch nicht bestimmt. Sein Bruder war glücklicher Weise hierzu sogleich bereit. „Vielleicht, sagte Wilibald, bin ich so glücklich, da ich Zeit gewinne, indessen selbst etwas für Sello'n zu thun.

Dis letztere konnte er mit Grund hoffen, da der Minister allmächtig war, und ihn allem Anscheine nach vorzüglich schätzte. Er hatte ihm nicht allein bey mehreren Kollegien den gewöhnlichen ersten Zutritt verschafft, sondern ihn auch auf seine Bitte schon viele, und unter diesen einige wichtige Sachen arbeiten lassen, deren Behandlung sein Bruder — der ihm hier alles galt — gebilligt, und der Minister öffentlich gelobt hatte. Einst sagte ihn der Graf selbst bey Durchgehung einer seiner Arbeiten, daß schnell und gutgefaßte Gesichtspunkte, einfacher aber vollständiger Plan, und richtige Ordnung der Gedanken ihn vor vielen guten Arbeitern auszeichneten. — Ueber die bewußte Stelle hatte er aber noch nie mit Wilibald zu reden angefangen. — Dieser bemerkte einige mal,

daß

daß ihn der Graf plötzlich rufen ließ, um über eine bestimmte Angelegenheit mit ihm zu reden, mit welcher er ihn dann immer bis auf die kleinsten Details bekannt machte. Dann sah er es gerne, wenn Wilibald mit seiner bescheidnen Freymüthigkeit sich nun weitläufig über die Sache herausließ, wobey er ihn nie unterbrach, zuletzt gewöhnlich viel heiterer ward, und dann meistens äußerte, sein junger Freund denke sehr richtig über die Sache. — Der kluge Mann schämte sich nicht, seine Meynung dem Urtheil eines jungen Kopfs — dem er genugsame Diskretion zutraute, und der hier ganz unpartheyischer reiner Mensch war — zur Prüfung zu unterwerfen. Dagegen war unser Held auch versichert, daß ihn der Graf mit keinem halbwahren Satze gegen sich aufkommen ließ. — Aber diese Freundschaft des Ministers gab ihm gegründete Hoffnung, daß [illegible]inst sein erstes Gesuch gewiß keine Fehlbitte [illegible]rde.

Um diese Z[illegible]t die Gräfin einen Schritt, welcher von der [illegible] Klasse durchaus gemißbilliget und von der [illegible] Hauptstadt auf sehr verschiedene Art veredet wurde. Es war ein allerhöchster Geburtstag; bey dieser Gelegenheit gab der Minister unter andern einen Prachtball, wozu eigentlich nur der Adel gezogen werden konnte. Ei-

nige Tage vorher eröffnete die Gräfin unserm Helden, er werde eine Einladung erhalten. Willibald verbat es, und führte zum Hauptgrunde hievon an, man würde glauben, seine Familie suche ihren alten Adel wiederum geltend zu machen.

„Gut, sagte sie, daß Sie mich hieran erinnern. Ich muß und will einmal der Welt zeigen, wen man achten soll.“ Sie drückte mit einem gewissen seelenvollen, schwärmerischen Lächeln ihre Hand auf seine Lippen, und brach das Gespräch ab. — Des andern Morgens bekamen zugleich mit dem Assessor auch er, Minelli und Pinius Billete. Franz wollte sich todt lachen. „Es wird, sagte er, Gesichter setzen, zum Küssen! Die Sache kann aber nun nicht mehr geändert werden. Auf alle Fälle verlaßt Euch nur auf den Grafen; ich kenne ihn auf diesen Punkt schon.“

Salen's in Felseneck hatte man nicht einladen lassen. Pinius und Minelli wußten jeder eine sichere Partie — nur Wilibald, dem die Sache überhaupt, seiner Privatgründe wegen, nicht angenehm war, hatte keine bestimmte Aussichten, da Mariane abwesend war. „Sie mag es ausfechten!“ dachte er endlich, und gieng mißvergnügt auf den Ball.

Die Gesichter waren freylich, wie man sie erwar-

wartet hatte. Allein, bald wäre die Sache doch ernsthafter geworden. Sie schickten einen streitbaren Officier an Minelli, weil ihnen dieser der Flüchtigste schien. Der Mars mußte ihm eine Frage wegen des Orchesters thun. Dem hitzigen Kapellmeister, der hier die Kunst angefallen sah, schoß augenblicklich der Kamm, und er sagte jenem eine französische Zweydeutigkeit, deren Beantwortung sogleich entscheidend seyn mußte. Franz stellte sich an die Seite seines Freundes. — Aber im Hui nahm der Graf das Wort auf eine so eingreifende, und zugleich doch so unwiderstehliche Manier, daß die Aeusserungen des Officiers unvermerkt zur Verbindlichkeit wurden, und an keine weitern Folgen zu denken seyn konnte. — Man setzte sich erst nachdem der Ball eröffnet war zum Spiel; die Gräfin war nicht wohl, und wußte Wilibalden zu ihrer Spielpartie zu ziehen. — Dieser mußte den Grafen bewundern, wie unmöglich er es machte, Minelli und den Mahler in irgend ein Gespräch zu verwickeln. Erst als beide wirklich tanzten, nahm der Graf seinen Abschied von der Gesellschaft, und gieng zum Spieltisch.

Nach einer Stunde raunte Franz unserm Helden ins Ohr, Minelli lehre sie schon Tänze und Künste, und Pinius habe vorgetanzt; der Officier

sey ihr bester Freund. — Die Sache gieng natürlich zu. Man hatte vorher geglaubt, alles sey eine eigensinnige Laune der Gräfin, und der Minister werde, sobald man sich dagegen setze, zur Vernunft zurück kehren, und sich leidend verhalten. Alle deßfallsigen Versuche vor dem Ball waren bereits mißglückt, und der Officier, ein sehr wackrer Mann, hatte seine Rolle nur ungern übernommen. Nach dem entscheidenden letzten Schritt des Grafen war aber nun nichts weiter übrig, als, sich für dismal zu fügen. Dazu kam, daß zufällig diser Officier und unsere vier Freunde die besten Tänzer waren, und daß jener sogleich im Anfange mit einem Neveu des Grafen Streit über einen Tanz bekam, welchen Pinius, auf die an ihn gelangte Appellation ihrer Damen zum Vortheil des Officiers entscheiden konnte und mußte. — Die Frauen, denen es, wegen des starken Spiels an Tänzern fehlte, waren schon beym Anfang von den beyden leichtfüssigen Künstlern erbaut — es wurde bald zur Mode des Zirkels, mit ihnen zu tanzen, und nun kam in kurzer Zeit ein Leben in diesen Tanz, welches man weder im Anfange hoffen konnte, noch sonst von dergleichen Bällen gewohnt war. Und eben darauf hatten die Gräfin und ihr Gemahl gerechnet. „Man muß nun, hatte der Graf zu

Wili-

Wilibald gesagt, unsere Männer selbst gewähren lassen. Aechte Sitte und Künstlertalent bahnen sich selbst bescheiden, aber sicher den Weg, auch durch die ängstlichsten Vorurtheile. Des Künstlers innwohnender Gott muß sich überall verkündigen, überall glorreich die irdischen Meynungen überwinden."

Jetzt, da der harmonische Wirbel im grosen Umtriebe war, sagte die Gräfin, indem sie ihre Karte abgab, zu unserm Helden: „Wollen wirs doch einmal versuchen?" Der Graf bemerkte es, und rieth ihr ab. „Guter Ludwig!" sagte sie und küßte dankbar und zärtlich seine Hand. „Nur dis noch!" — Die Erscheinung war im Saale, nach der jetzigen Lage der Sachen, im Ganzen willkommen. Gegen Wilibald hatte man, aus den erwähnten Ursachen, am wenigsten einzuwenden, und überdis war seine Familie, als eine der reichsten und wohlthätigsten allgemein beliebt und geehrt. Auch war der Geist der Lust schon mächtig über die Frauen gekommen, und die Meisten hatten der Tyrannin verziehen. — Minelli mußte jetzt einen allgemeinen Tanz erbauen; der Genius der Kunst schwebte dankbar durch die Reihen, und seine blühende Beschützerin führte das Ganze so aus, daß am Ende sich Jedermann sagen mußte: sie ist doch ein höchstliebenswürdiges Weib! — Unmittelbar dar-

darauf setzte sie sich erschöpft an den Spieltisch, ließ unsern Helden im Saal, und dieser fand am Morgen, daß er noch nie so viel und so gerne getanzt habe, als diese Nacht.

Des folgenden Abends wurde der Fall im Konseil unserer Freunde genau untersucht. — Fast alle Meynungen fielen dahin aus, die Gräfin habe Unrecht gehabt, — besonders, da sie keine Damen bürgerlichen Standes eingeladen hatte. Selbst Franz trat diesem Urtheil bey. „Ich sollte, sagte er, wohl vorsichtiger mit meiner Meynung seyn, wenn Ihr mich nicht alle so genau kennetet. Soll einmal eine Gesellschaft aus einer gewissen Klasse bestehen, soll etwas in Stand und Rang gesetzt werden, so muß sie auch diesen Begriffen gemäs wirklich versammlet werden — oder selbst ihr Name verändert sich eben sogleich. Daß die Sache gut, und sehr gut gieng, lag blos in der eignen Grazie der Gräfin und in der ausserordentlichen Gewandtheit ihres Mannes, zum Theil aber, ohne Ruhm zu melden, in Euch selbst. Allein, es blieb doch immer ein Machtspruch, der erhitzen mußte, und vielleicht erbittern wird.“

Pinius zuckte die Achseln über den Assessor, und meynte, die Sache an sich sey und bleibe gut. Aber man könne die Gräfin der Eitelkeit beschuldigen,

und

und daß sie ohne Kopf gehandelt habe. Dergleichen Versuche seyen immer zu loben, und die Welt im Ganzen billige sie auch. Die Erfahrung habe aber gelehrt, daß so viele Beyspiele, die von Königen, grossen Männern und erhabnen Frauen gegeben werden, bis jetzt ganz fruchtlos geblieben, und oft nur Erbitterung zur Folge gehabt. „Der Stolz unserer Klasse, fuhr er fort, wird eigentlich dadurch weit mehr gekränkt als geschmeichelt. Ich wäre auch sicher nicht auf den Ball gegangen, wenn nicht die Gräfin, die mir in hohem Grade werth ist, einmal ihren Ruhm darinn gesetzt hätte. Warum wollen wir durch Gewalt, durch Revolution, eine Sache durchsetzen, die dadurch nur schlimmer werden kann, und deren Berichtigung einzig der Zeit und Bildung vorbehalten bleibt. Unsere Bürgerklasse muß hier nothwendig die ersten Schritte thun, und durch die allgemeine gute Meynung sich sanft heben und annähern. Sie enthält jetzt bey weitem die meisten Gebildeten; aber sie ist nicht die gebildetste Klasse. Statt die ruhigste zu seyn, weil sie die größte ist, zeigt sie sich als die erbitterste, und ist die belachenswürdigste.“ — Uebrigens hatte ihm die Ministerin heute versprochen, die Sache vor der Hand nicht weiter zu treiben.

Minelli

Minelli war der nemlichen Meynung, und ärgerte sich, daß er die Einladung angenommen hatte. — „Und laßt, sagte er, morgen den Grafen entfernt werden, so singen wir übermorgen das alte Lied. — Man muß es ihr begreiflich machen, daß das gute Ende dieser Sache blos ein Geschöpf des Zufalls war. Man muß ihr künftige Uebel zu beweisen suchen, damit sie die Absurdität des Schlusses: post hoc, ergo ob hoc, einsehen lerne, an dessen Krankheiten die Frauen hauptsächlich leiden."

Nur unser Held fand etwas ganz reines und erhabnes im Schritt der Gräfin. Er war sehr dafür, die willkührliche Sitte zu ehren; er erkannte alle die köstlichen, beneidenswerthen Attribute, womit Geburt die Menschheit ausstattet, und jenen glücklichen Vorsprung zu den höhern und schönern Lagen des Lebens, welchen sie giebt, gern und willig an. „Aber" sagte er und faßte Pinius schwärmerisch bey der Hand — „kommt das alles wohl in Betracht gegen eine reine menschliche Natur, im ursprünglichen, wirklich angebornen Besitze des Schönen — unabhängig von Stand und Glück — ja Welt und Zeit? — O, es gähnt noch eine schreckliche Kluft zwischen uns und den Genossen der alten Republiken!

„Faß dich, Freund!" sagte Pinius lächelnd.

„Du

„Du machst die Künstler stolz, und das ist gut. Aber, überlege wenigstens diesen nüchternen Satz: So lang unsere Klasse, als Klasse, nicht sanft und kräftig hinauftritt — so lang bey allen solchen einzelnen Versuchen das Wort Herablassung noch einigen Sinn behält, sind auch diese nicht nur als fruchtlos, sondern auch fast immer als Geburten der Eitelkeit, des Irrthums — oder auch wohl (setzte er schärfer hinzu) einer individuellen Leidenschaft, zu betrachten."

Die letzten Worte des Mahlers gaben zwar dem hohen Sinn unseres Helden einen empfindlichen Stoß; aber seinen Glauben an die lautern Beweggründe der Gräfin konnten sie dennoch nicht verlöschen. — Er war jedoch von dieser Zeit an dem Unterschied der Stände von Herzen gram, und die leichtesten Scherze der Gräfin selbst, wann sie auf diese Materie mit ihm zu reden kam, vermochten ihn nicht mit dem stillen langsamen Gange der Zeit und Bildung auszusöhnen.

Er fand auch jetzt die Abendmelodieen seines lieben Webers klagender und bedeutender als je. „Ich verstehe deine Elegieen wohl, du verlassener Künstler!" lispelte er oft gegen die Wand, welche zwey Freunde schied. „Das eigne Leben hat mir schon ihren Sinn aufgeschlossen. Unsere Töne

sind

sind nur Ein Ruf. Sie klagen um dich, du schönes Volk der Hellenen! Ach, du warst der herrlichste Zweig der Vorwelt — deine Blüten duften nur noch aus den Fernen der Vergangenheit herüber, du letzter der reinen Menschenstämme!"

Mit vollem Herzen kam er, in Gesellschaft Augusts und der Eltern, nach Felseneck. Gleich einige Stunden nach seiner Ankunft konnte er ohne Zeugen sich gegen seine Mariane von diesem Kummer und Unmuth entlasten — und da fand er sein wahres Echo. Fast jeden seiner Gedanken hatte sie schon gedacht; alle seine Sätze nahm sie in der Hälfte auf, um sie ganz in seinem Sinne zu vollenden. Und dis versöhnte ihn mehr mit der Welt, als alle Gründe seiner Freunde.

Felseneck war ein reizender Aufenthalt. Das Schloß lag an einem grossen Garten, der einige sehr liebliche Partieen enthielt, und sich auf der Südseite in einem schönen Wald endigte. — Marianens Eltern waren nicht reich, aber unverschuldet, und es herrschte in dem Hause überall ein feiner Geschmack und sparsamer Ueberfluß. Dabey war der Geheimrath die Gastfreyheit selbst, und seine Gattin gehörte zu den Frauen, die dem Manne in Rücksicht des guten Hausregiments und der vollkommnen innern Einrichtung nichts zu wünschen

schen übrig lassen. Fremde, und besonders so werthe Gäste wie die Kronachische Familie, mußten daher in diesem Hause eine herrliche Existenz haben. Hauptsächlich war der Kabinetsrath hier ganz an seinem Ort. Er hatte nur wenige Arbeiten mit heraus genommen, und sich zu einer vierzehntägigen Faullenzerey, wie er es nannte, präparirt.

Die drey Geschwister freuten sich des aufblühenden Jahres, und Mariane suchte ihre Freunde davon zu überzeugen, daß ein schönerer Garten doch auf dieser Erde nicht zu finden sey, als der ihrige, wo ihr jedes Plätzchen noch aus der lieblichen Jugend her merkwürdig war — wo sie jede Stelle genau kannte, welcher die oder jene Grasblume nun bald entblühen müßte — wo noch jedes längst verödete Vogelnest unbeschadigt in der Hecke stand, und wo jede Rasenbank sie an eine mit ihrem Bruder genossene Freude, oder gegen ihn geliefert Schlacht, erinnerte. — Wegen des anstossenden schönen Laubwaldes und eines mitten im Garten befindlichen Teichs liebten die Singvögel vor allen diesen Ort, welcher überhaupt, seiner Lage wegen, immer acht Tage eher Sommer hatte, als die übrige Gegend.

Wilibald stahl sich gegen Abend weg, um die Gegend zu besehen. Er stieg auf einen Hügel, auf dessen Spitze er einige einzelne Bäume und Büsche

sche bemerkte, die, ohne der Aussicht zu schaden, einen wirthlichen Aufenthalt gewährten. Die Aussicht war sanft, weit, und ohne zu viele Unterbrechungen. In der Ferne sah er die Ruine von Hainberg in der Abendröthe glühen, und sein Blick ruhte unwillkührlich eine Zeitlang sehnsuchtsvoll auf ihrer ernsten Gestalt.

Die Gruppe von Bäumen, unter welchen er stand, war eine der mahlerischten. Mitten eine grosse uralte Eiche, die schon dem grauen Alterthum Obdach und Schatten gegeben hatte, mit knotiger aufgerissener Schale und weissem ehrwürdigem Mooß umgeben; um die Eiche herum einige schöne Hainbuchen, und eine Menge junger Birkenschößlinge. — Aus den alten rothgelben Herbstkapseln am Buchengestrüpp stammte das junge Laub, wie ein grüner Lichtbüschel, hervor. Die Birken hatten schon ganze Blättchen, und flüsterten süß in der Abendluft, und selbst an den schwärzlichen Sprossen des alten Baumes trieben schon die grünen Punkte bedächtlich hervor. Alles strebte mit Kraft herauszudringen.

Gegen Mitternacht endigte sich der Hügel in einen schönen grossen Waldkopf, in welchem das erste Grün trieb. — Ein Wald in seinem ersten Schmuck, beym Untergang der Sonne, war für

Wili-

Wilibald ein sehr merkwürdiger Naturgegenstand. Die gelben sonnigen Birkenwellen im Abstich gegen das Blaugrün eines jungen Fichtigs — zwischen ihnen die blätterlosen braunen Eichenäste, und hie und da saftgrüne Frühbuchenparticen — die röthlichen Knospenheere im dichtern Wald hinauf — die dunkeln und wieder blendendweissen Stammlinien — die gelben und rothen Herbstblätter, die vom Boden noch durchschimmerten — und die Abendsonne, die in diesem allen so freundlich lebte, daß das Ganze in einem rosigen Meere zu schwimmen schien, daß der weite Waldberg ein Aufenthalt voll spielender Sonnenstäubchen und vielfarbiger Flämmchen war — bezauberten unsern Helden in hohem Grade. „O, rief er aus, dieser rosige Zauber, in dem alles das herumfließt, dieses röthliche Heiligthum des Waldes, worinn man liebliche Zauberwesen anzutreffen wähnt! Hat denn wohl die Natur etwas milderes als einen solchen Anblick? Und das Spielen der Myriaden Lustinsekten — die vielen zirpenden Vogelstimmchen, machen das ganze Bild noch lebendiger. Ich erwarte den Augenblick, wo die grosse Feenwelt ins Leben heraustritt, und mich in artikulirten Tönen, in Chören, anfingt.

Er gieng bis an den Wald, so, daß zwischen ihn und die Sonne einige schon völlig grüne Trauerbirken

zu stehen kamen. „Die junge Birke, rief er wieder, hat gar keine Blätter! Sie schimmert dort wie ein Funkennebel aus grünem Gold gewebt. Welcher himmlische Glanz! O, wie schmückst du dich so bräutlich, Natur! Wie springen alle schwellende Knospen deines Reichthums so triumphirend auf!" — Die sinkende Sonne hinter den Birken schmerzte seine Augen nicht, und, wie die Vögel, sang ihr sein Herz noch mit letzter Kraft ein Lebewohl. — Jetzt war sie gesunken, und all die Herrlichkeit vergieng hier, verschwamm dort — nur die kleinen Kehlen hallten ihr noch wehmüthig nach. Der Strom im Thale, jetzt dunkel beschattet, schien langsamer zu ziehen, und die Fischerkähne fuhren heimwärts und landeten bey der stillen Hütte. — Sein letzter Blick fiel auf Hainberg. „Gute Nacht, meine Freunde!" rief er im Traum, und fühlte sich jetzt im Erwachen erhitzt und erschöpft zugleich. Trunken stieg er herab.

Beym Eintritt in den Garten flog ihm Mariane entgegen. „Ist das redlich gehandelt, sagte sie weich, daß der Gast meines Herzens heimlich zu jenem Lieblingsörtchen schleicht, ohne mir zu zu winken? Ist denn alle Herrlichkeit dieses Frühlingslebens etwas werth, ohne eine nachbarliche Seele, die sie traulich mitgenießt?" Sie schlang den

Arm

Arm um ihn, um an seiner Brust zu ruhen. Dann lief sie fort und brachte ihm Veilchen, Maaßlieben und Blütenknospen, um ihn damit zu schmücken. Sie bot ihm Rebensaft, sie hohlte ihm Kuchen von der Gartenbank, und gab ihm frisches Wasser zu trinken. Dann umarmte sie ihn wieder, und rief, die Augen gen Himmel gewandt: „Ach, nun habe ich ja nichts mehr!“

August kam mit Franzen, der eben auch angelangt war, dazu. Die jungen Leute spielten Haschens um die frischgegrabenen Beete her, und wer auf ein Beet trat, bekam einen Plumpsack. Die einbrechende Nacht, und mehrere Boten von den Eltern trieben sie endlich ins Schloß.

Jeder bekam nunmehr völlige Freyheit, seine Zeit bey Tage wie und wo er wollte zu verthun. Nur beym Frühstück, zur Tischzeit, und beym Eintritt der Nacht durfte Niemand fehlen. Der alte Kronach hatte auch vom Geheimenrath so viel Oekonomie zu erlernen, und die Mütter hatten soviel von der Zukunft zu sprechen, daß man sich um das junge Völkchen wenig bekümmerte. Dieses führte das lustige Leben was man erwarten konnte. Die schöne Witterung war recht eigentlich für sie da. Zum Spielen kam man äußerst selten, und wann es geschahe, so spielten blos Willibald und Franz; August

August hingegen schien für nichts Sinn zu haben, als für Liebe zu seiner schönen Braut, und für ein ewiges Singen, Springen und Lärmen. Ans Arbeiten dachte er gar nicht mehr; Mariane, und dieses kostbare Landleben hatten ihn ganz hingerissen. Die Braut selbst war äuserst zärtlich gegen ihn — aber ohne alle Leidenschaft. Sie war eben so froh wenn er nicht da war. Täglich hörte man den Wunsch von ihr: „Könnt' ich doch diesen Frühling ewig festhalten!" Wann August nur von ferne darauf anspielte, wie viel theurer ihm der Herbst sey, so brach sie schnell ab, und nur wann Franz dabey war, zwang sie sich freundlich, zuweilen von ihrer Verbindung zu sprechen, welches sie dann meist im scherzenden Tone that.

Salen's hatten den Minister mit seiner Gemahlin auf eine Nacht nach Felseneck gebeten, und an diesem Tage zugleich ein grosses Diner für ihre Freunde aus der Stadt veranstaltet. Mariane brachte Wilibald die Nachricht, daß es der Graf zugesagt habe, in den Garten. Das morgende Diner war ihr recht, weil Pinius und Minelli auch mit kamen. Aber Graf und Gräfin wollten ihr nicht gefallen.

„Und warum? fragte Wilibald. Wir sind ja beyden so gut!"

„Ich

„Ich fürchte mich, sagte sie, vor der Gräfin. Sie ist so wunderschön, und so leichtsinnig. Und sie nimmt mir meinen Freund immer weg, und dann bin ich ohne dich allein —"

Sie hatte ihn noch nie Du genannt. Er ward nachdenkend, und sie schien auf einmal über etwas zu erschrecken. Bald aber war sie wieder die Vorige, und je stiller er wurde, desto mehr scherzte sie, und trieb ihn so weit, daß er endlich wieder mit einstimmte. Diesen Abend hieng sie inniger als sonst an ihrem Bräutigam, und einmal weinte sie lang an seinem Halse.

Des andern Tags, als Wilibald auf seinem Zimmer an einer Blume für Marianen zeichnete, glaubte er auf einmal, von einem langen Traume zu erwachen. Das Feuer, womit sie ihm am ersten Abend im Garten entgegen gekommen war — die Vermuthung, daß sie ihn auf seinem Gange beobachtet, und vielleicht lange auf ihn gewartet hatte — und das gestrige Mißvergnügen über die Ankunft der Gräfin, von dem auffallenden Du begleitet — alles dis fiel ihm wieder ein, und — es überlief ihn kalt. „Heiliger Himmel, rief er, was ist das! Sollte meine erste Ahndung doch eingetroffen seyn?" — Er gerieth in eine niegefühlte Angst, und nahm sich nach langem Sinnen endlich vor,

die Gräfin zum Probirſtein von Marianens Herzen zu gebrauchen.

Ein rollender Lärm zog ihn ans Fenſter. Groſſe Galawagen fuhren vor — deſperate Figuren und podagriſche Maſchinen lieſſen ſich herausheben — Sterne, Bänder und Geſtein blendeten ſeine Augen — muthige Ritter ſprengten heran — von fern erblickte er ſchon die Equipage des Grafen — und auf der Treppe ſchrieen ihm jetzt Pinius und Minelli entgegen.

„Du wirſt erſtaunen, ſtöhnte der wüthende Minelli, über die Gräfin!“

„Ein göttliches Weib, ſagte Pinius, ſo bald ſie nur will!“

Wirklich war ſie auch unſerm Helden noch nie ſo ſchön erſchienen, wie jetzt, als Franz und ſein Vater ſie aus dem Wagen hoben. Ihr Anzug war blaßlilla. In den Haaren trug ſie einen einzigen groſſen Stein.

„Wir müſſen doch ſehen, wo Sie geblieben ſind,“ ſagte ſie ſanft, wie ſie an unſerm entzückten Freund vorüber floß.

Die unzähligen Bemerkungen, die unſere vier Männer bey Tiſch, wo ſie in einer glücklichen Obſervationskreuzung zu ſitzen kamen, über Geſichter und Geſpräche machen konnten — der Scharfſinn

Sinn der Gräfin, womit sie zuweilen dergleichen Bemerkungen unmittelbar von den Augen auffieng, und Marianen auf eine witzige Art laut mittheilte — die Angst, worinn mancher schwebte, wann sich die Boshafte mit ihren Entdeckungen an die beleidigten Theile selbst, oder, je nachdem Kakomanie auffallend oder interessant war, an den Grafen zu wenden schien — und die bewundernswürdige Fassung, womit sie dabey die fernsten Gränzen des Anstands heilig hielt — machten ihnen dieses Mittagessen zum wahren Göttermahle. Mariane war bezaubert von der Gräfin, und diese hieng, wie es schien heute mit besonderer Zärtlichkeit an Marianens reizende Gestalt.

Nach der Abfahrt der Gesellschaft theilten sich die Zurückgebliebenen, wozu auch ein Fräulein Louise aus der Nachbarschaft, eine Freundin Marianens, gehörte, in zwey Partheyen. Der Graf hielt sich zu den Alten, und verlangte in den Garten. Die Gräfin wollte mit dem jungen Volke weiter. Man brachte den Anzug in Ordnung, und zog hinaus in die Mitte des Waldes, auf einen ebenen Platz, wo ein Tisch mit Bänken stand. Lebensmittel und musikalischer Apparat wurden nachgetragen.

Der frische grüne Rasenplatz, von der Hand des

Frühlings mit süßduftenden gelben Schlüsselblumen beſäet, und das vielfarbige Grün des hohen jungen Walds rings umher — unter dem verengten Zelte des wolkenlosen Himmels still aufstrebend — stellte ein kleines, aber liebliches Bild des Jahres in seiner Kindheit, eine Art von stillem, häuslichem Lenz dar, in dessen Anschauen jedes Herz sich neuerschaffen fühlte, und selbst Franz sich gerührt fand.

„Ich muß gestehen, sagte er mit seiner gewöhnlichen Schnödigkeit, daß ich das alles wirklich schon viel schlechter gesehen habe. — Freylich in der Stadt neigen sich alle solche Ansichten doch noch mehr zum Ideal, als zum Exempel hier in diesem dumpfen Winkel. — Der prächtigste Schauplatz zur Betrachtung der ersten schönen Frühlingstage bleibt für mich immer der geplattete Gang um den Wall herum. Man hat dort überall nur einen mäßigen Büchsenschuß bis zum Sonnenschein, und befindet sich doch im Schatten. Alles lacht, und alles Lachen hat doch, nachdem man's nimmt, auch einen elegischen Zuschnitt — alles scheint zu erwachen, wie hier; aber man weis noch nicht so recht, wozu? — Die Dichter singen aus dem zehnten Stockwerk über den Stadtgraben weg, wie die Elegien; die Ehemänner rennen herum, wer-

fen

sen ihre Gehörne ab, und werden vom zweyten Kopfe jagdbar —"

„Salen!" sagte die Gräfin, und drohte ihm lächelnd. „Ich bin heute Ihr Gast" — Er warf sich vor ihr auf die Knie, und schwur, er wolle heute nie mehr reden, als ihm die Gottesfurcht erlaube.

Die Gräfin ward hier so ganz zum lieblichen Kinde, daß man alle Verhältnisse bald vergessen, und sie nur als Gespielin, als liebes Mädchen betrachten mußte. Es wurde aus einer Flöte, Geige und einem Tambourin eine Art Orchester gebildet, wozu man alles mögliche Wilde sang. — Das Tambourin lockte bald den Tanz herbey, und Minelli war wieder recht in seinem Fach. Er führte mit der Gräfin einen französischen ländlichen Tanz auf, wobey sie das Tambourin zuweilen wechselten. Sie war dieses Instruments vollkommen mächtig, und die heilige Lust schien in allen ihren Minen zu glühen, wenn sie es in den Lüften herumwarf. Es konnte bald keiner mehr die Füsse still halten. Tanzend und spielend zugleich mißbrauchte man Geige und Flöte erbärmlich, und Jeder wirbelte herum, ergriff den Andern, und riß ihn mit sich fort — bis den Bacchanten der Athem vergieng. Mariane war schön wie ein Engel.

„Wir

„Wir sind alle völlig toll," sagte die Ministerin und setzte sich. „Aber so gut ist mirs lange nicht geworden. — Tanzen und Schlagen greift sehr an, und die trägen Glieder wollen das schlagende Herz in Stich lassen."

Plinius wollte gefunden haben, daß das Tambourin nothwendig nur von Weibern müsse geschlagen werden, wenn gleich des Kapellmeisters Spiel das vollendetste gewesen sey.

August sagte, er hätte das alles niemals hinter dieser albernen kleinen Schellentrommel gesucht.

„Das herrliche Ding, sagte Minelli, enthält alle konzentrirte Tiefe der Pauken, ja der Trommeln — sein abentheuerliches Summen, und der wilde Klang seiner geweihten Bleche liefern ein vollständiges dithyrambisches Orchester in nuce."

Sie liefen nun, da der Abend einbrach, um die Wette nach dem Garten zurück, und Willibald sprang mit Marianen und der Gräfin noch seitwärts in den Gebüschen umher, um Waldblumen zu suchen. „Wenn ich doch, sagte die Gräfin, die vielen Singvögel, und die tausend herrliche Blumen, und Euch selbst morgen mitnehmen könnte! Aber ich habe Hoffnung, daß mir der Graf bald einen grossen Garten vor der Stadt kauft und einrichtet

richtet; dann ſollt Ihr zu mir kommen und mein Blumenleben mit mir theilen.“

Wie ſie Blumen genug hatten, mußte Wilibald ſie und Marianen damit putzen. „Heiliger Gott, rief ſie wieder, wie ſchön iſts heute bey Euch!“ Sie küßte ſchwärmeriſch Marianen, und ſagte im zärtlichſten Tone: „Guter Wilibald!“ Sie lud ihn zum Kuß ein; er ſchloß ſie in die Arme; ſie umſchlang ihn, und ruhte freundlich auf ſeinen Lippen. — Aber Mariane tanzte blaß und wild um ſie herum und tobte im Verbergen eines ungeheuern Schmerzes. Wilibald bemerkte, daß die Gräfin Marianen einen Augenblick ängſtlich fixirte, und dann ſeufzte — in dieſem Moment hiengen die Freundinen wieder feſt an einander. — Es war eine ſchreckliche Umarmung für unſern erſtaunten Wilibald.

Schnell riß ſich Mariane in ein ſcherzhaftes Geſpräch, und bat in ihrer Trunkenheit die Gräfin, oft hieher zu kommen, da der Graf nach einigen Tagen eine Reiſe machen wollte. — Als ſie in den Garten traten, äuſerte die Gräfin, es wäre ſchön, wenn Wilibald morgen wieder in die Stadt gehe, da man ihn beym Konzert vermiſſen werde. Wilibald, welcher gedankenſchwer einherſchritt, gab eine zweifelhafte Antwort, und

Maria-

Mariane lief schnell auf die Gesellschaft zu. — Er trennte sich bald von den übrigen, und gieng trübsinnig hinter der Kirschhecke hin. Im Umsehen stand Mariane vor ihm. Ihr Gesicht brannte in hoher Gluth. „Wilibald, — sagte sie mit einer Stimme, die in einer herzdurchschneidenden Melodie kraftlos herumwankte — wenn Sie morgen nach der Stadt gehen, so machen Sie mich ganz elend.“ Sie schien dem Sinken nahe, raffte sich auf, und flog wieder zurück.

Die Gesellschaft gieng eben ins Schloß, und unser Freund setzte sich in die Dämmerung hin, um sich ganz seinem Grame zu überlassen. — Da hatte er nun auf einmal die schreckliche Probe — noch ehe er selbst sie zu machen gewagt hatte! — Er untersuchte sein Betragen, und fand darinn keine Veranlassung zu diesem Unfall, als höchstens, daß er nicht eher aufmerksam geworden sey. Aber selbst der beruhigende Gedanke, daß er fehlerfrey gehandelt habe, öffnete ihm nur eine Wüste fremder Gefühle, worinn er nichts erblickte als die bleiche Gestalt des Unglücks. Einen Entschluß zu fassen, war ihm unmöglich, und erst auf seinem Zimmer fiel ihm ein, daß er vor allen Dingen, ehe er sich bestimme, nothwendig seinem Bruder alles entdecken müsse,

sey, sich dann gemeinschaftlich mit diesem über die mögliche Rettung zu berathen, . . .

Die Thüre öffnete sich, und Mariane trat mit einem Lichte herein. „Erschrecken Sie nicht vor mir," sagte sie sanft. „Mariane hat keinen Freund. — O Franz, Franz!" Das ergriff ihn mächtig. Er schloß sie fest an sich, und ließ ihr Herz ausweinen. Dann wollte er seinen Bruder rufen.

„Du theurer Mann!" sagte sie jetzt mit Fassung. „Sey doch mein Freund. Sieh, du glaubst, ich liebte dich, und das ist kindisch. Ich liebe ja August, und er ist mein Bräutigam."

„Mariane, rief er, wenn du den Werth eigenen und fremden Glückes fühlst — wenn du nicht die Giftmischerin der Zukunft seyn willst, so öffne jetzt dein Herz an dieser Brust. Das meinige schlägt ihm rein und liebevoll entgegen. — Mariane, wen liebst du?"

Sie schien sich einen Augenblick zu bedenken, und sah flehend und ängstlich zum Himmel. „Ich glaube, Franz kommt," sagte die Unglückliche leise. „Wir wollen nicht so stehen."

„Nicht doch, rief er, alles ist stille. Und laß ihn kommen! Er ist unser Bruder, unser Freund, theure Liebe!"

„Also

„Alſo — fuhr ſie heftig zitternd fort — ſo kein Kind, Wilibald, ſondern höre, wie ich meynte. Soll ich dieſen lieben Mann der verderbten Gräfin hingegeben ſehen — dieſes reine Herz? O, das macht mich ſo unausſprechlich elend. Und wer, wer ſoll Dich davor warnen, als die arme Mariane?“ — Ihre Stimme war zuletzt wieder feſt. Sein ehrlicher, wahrer Sinn war bald überzeugt. Sie ſelbſt war von ſeiner Unſchuld in Rückſicht der Gräfin noch leichter zu überzeugen, und ſeine feyerliche Zuſage, daß es immer ſo bleiben ſolle, ließ ihr ſchon wieder die reinſte Freude aus den Augen ſtrahlen.

„Alſo bleibſt du?“ ſagte ſie.

„Ich wäre ohnehin geblieben.“

„O, mein freundlicher Engel!“ rief ſie, und hieng an ſeinen Lippen. „Aber rede auch nie wieder ſo!“ Sie gieng froh und munter mit ihm zur Geſellſchaft.

Unter Scherz und Spiel wurde der Abend verbracht. Man ſah bey dieſer Gelegenheit mit Bewunderung, was der Graf als Geſellſchafter, als Freund, als zärtlicher Mann ſeyn konnte, ſobald er ſeinen Geſchäften entflohen war; und jedermann mußte zugeſtehen, daß dieſes Ehepaar, auch neben einander wirkend, unwiderſtehlich ſey. Ma-

riane

[illegible] zeigte viele Heiterkeit, und sah nur in Momenten starr auf eine Stelle. Sie unterhielt sich fast mit niemand als mit der Gräfin und mit August.

Beym Abschied des andern Morgens sagte die Gräfin zu unserm Helden: Wenn Sie nicht bald wieder in die Stadt kommen, so besuchen wir Sie auch nie in Hainberg. Sie hatte Marianen gebeten, einige Wochen bey ihr in der Stadt zuzubringen, welches diese annahm.

Der Kapellmeister und Pinius reisten erst des Nachmittags ab. Minelli wollte unserm Helden eine scharfe Vorlesung wegen der Gräfin halten. „Ich weis, sagte er, daß du wahr bist, — sage, wie du mit ihr stehst — überlaß mein Herz nicht der Eifersucht, diesem Kinde des Elends, dessen quaalvolles, sterbendes Leben nur die Dolchstiche verrätherischer Liebe fristen!" — Wilibald beruhigte ihn hierüber völlig, und bat ihn mit aller Wärme eines Bruders, sein Leben in dieser und andern Rücksichten zu bessern. Er schlug ihm vor, da er eine schwache Brust habe, und schon einmal von einem Blutsturz befallen worden sey, sich eine Zeitlang auf dem Lande aufzuhalten. Selbst Hainberg bot er ihm zur Wohnung an.

„Wie ist das möglich!" rief Minelli. „Oft,

wann

wann sie mich ganz zu verstossen droht, zieht sie mich mit tausend Ketten zurück in ihren Zauberkreis. Sie allein könnte mich besser machen; aber vom heissen Hauch meines Herzens erschreckt, flieht sie oft zu weit von mir — und mein Herz, von ihrem Bild verlassen, wird dann dem Verderben zu Theil."

Sein Freund bat ihn, die schöne junge Liebe mit reiner Innigkeit und mit Bewußseyn zu suchen. Noch, sagte er, ist es Zeit dazu, Minell! — aber dein Verfall, ja dein Untergang ist nahe."

„Ich will wahrlich!" sagte er mit einiger Angst. „Du bringst mich zu mir selbst. Ist mir noch zu helfen, so warst du jetzt mein Retter.

Wilibald vermied es fast unmerklich, Marianen oft allein zu sehen, und sie selbst, so unbefangen sie übrigens sich zeigte, schien diesen Vorsatz zu begünstigen, und ihn dabey zu unterstützen. Er hatte zwar gutmüthig ihren Aeuserungen geglaubt — allein eine gewisse stille Angst, eine schwüle Ahndung lag immer schwer auf ihm, sobald er an das, was vorgefallen war, zurückdachte. — Indessen suchten beyde alles mögliche hervor, was zu Beförderung ihrer und der allgemeinen Heiterkeit dienen konnte. Ihr Umgang wurde bald wieder vertraulicher, und das Leben in Felseneck erhielt

auch

auch täglich mehr Reitze für sie, jemehr obige Eindrücke sich schwächten, je reicher der schöne Frühling wurde, und je fester Wilibald, bey Marianens Frohsinn, den Gedanken wieder fassen konnte: Es wird alles gut werden!

Willkommen war ihm aber doch der Befehl seines Vaters, einige Tage sich in Hainberg aufzuhalten, damit, wie er sagte, Mariane dort nicht um das Ihrige käme. — In lieblicher Gestalt erschienen ihm die Limonladen jener süssen Fluren, von deren Lippen er den Frühlingsthau zu küssen sich jetzt sehnte.

„Bringen Sie dort, sagte Mariane mit glänzenden Augen, alles recht schön in Ordnung — dann sollen Sie auch Ihre Gutsherrschaft nach Hainberg begleiten. Aber alles muß längstens in zwey Tagen geschehen seyn.“ Sie sah ihm mit verschränkten Armen eine Strecke nach, und stahl sich dann einige Stunden aus der Menschengesellschaft weg. Der stille Wald nahm sie mit ihrem tiefverborgnen Gram in seine dunkle Einsamkeit auf.

In Hainberg hatte sich die Natur mit ihrer schönsten Pracht angethan, und der See an dem unser Held vorüberritt, schimmerte jetzt in reiner Bläue aus seinen grünlichen Felsenufern hervor. —

Er fand bey seiner Ankunft schon alle bestellten Arbeiten fertig, und nahm sogleich neue Arbeiter an, um das übrige vollends zu beendigen. Er ließ noch einige Wege um den See heraushauen und ebnen, Sand anfahren, und Bänke und Tische aufstellen. Das Haus war inwendig durch allerley Reparaturen und durch die Reinlichkeit der Nichte so glänzend geworden, daß er seine wahre Lust daran sah. Das Zimmer in der Ruine war in guten Stand gesetzt. Minelli und Franz hatten Instrumente und Bücher gesandt. Alles das brachte er vollends in Ordnung. — Zum Bau des neuen Hauses war bereits der Grund gelegt, und eine Menge Arbeiter waren fleissig daran. — Der Verwalter, welcher dem Bauen und allen diesen Verschönerungen von Herzen gram war, klagte über Unruhe, Faulheit der Handwerker, Grobheit des Baumeisters, und hundert andere Dinge, worüber ihn Wilibald zufrieden stellen mußte.

Er hatte noch nie soviel mit den Händen und in der freyen Luft gearbeitet, als an diesem Tage, und noch nie mit so lustigem Eifer. Am meisten freuten ihn die neuen Wege und Plätze, und, wiewohl er, bey wenigen Arbeitern, diese Dinge am langwierigsten fand, so gewährten sie ihm doch auch dann

kann, wann ein Stück geendigt war, das Vergnügen einer ganz neugeschaffenen Gestalt.

Wie er Abends von der Ruine herabstieg, kam ihm Mathilde mit einem andern jungen Mädchen, und dem kleinen Albert entgegen. Sie trug ein Strickkörbchen, und lief, wie sie unsern Freund sah, sogleich auf ihn los, um ihn zu grüssen. Die Tochter des Pfarrers war ihre Begleiterin, und Wilibald freute sich heimlich, sie unter rechtlichen Leuten anzutreffen.

„Sie haben neulich zu uns gewollt. Nicht wahr?" sagte sie. — Das Mädchen lachte so schön dazu, daß er ja sagen mußte. Minelli's Beschreibung ihrer reinlichen Kleidung fiel ihm sogleich aufs Herz. Ihr Gewand war lilienrein.

„Wo waren sie damals? setzte er hinzu, und wollte so ironisch als möglich aussehen.

„Mein Vater war bey seinen Arbeitern," sagte sie vergnügt; „und ich, trug ihnen das Essen hinaus."

„So?" sagte er, und mochte, oder konnte nichts weiter sagen.

„Jetzt gehts, fuhr' sie fort, bey uns alle Tage recht toll, und ich selbst möchte auch oft den ganzen Tag nicht ins Haus, wenn die Küche thäte. —

Sie

Sie sitzen aber wohl tagtäglich im Zimmer — oder im Konzertsaal — oder gehen ins Schauspiel?"

„Sprich doch nicht so närrisch!" fiel der verständige Knabe ein. „Es ist ja wieder Frühling. — Da sitzt man ja nicht in der Stube! — Du, Herr Kronach! Ich darf jetzt alle Tage nur zwey Stunden lernen. Nun, aber so komm doch!" Er zog an ihm, und Wilibald hob ihn zu seinen Lippen empor.

„Ja, ich wills geschwind dem Vater sagen!" rief Mathilde, und lief nach dem Hause zu? „Agnese, bleib du bey Herrn Kronach."

„So von weitem sollte man glauben, daß Ihre Freundin schon zwanzig Jahr alt wäre!" sagte Wilibald, wie die hohe Gestalt leicht vor ihm hinrauschte. Er hätte gern ihr Alter genau gewußt.

„Hm, sagte Agnese, rathen Sie einmal!" Es genirte ihn jetzt, sich mit dieser Sache befaßt zu haben.

„Und wenn man sie, sagte er, in der Nähe sieht, müßte man sie auf vierzehn schätzen."

„Sie ist ein Vierteljahr jünger als ich," erklärte sie ihm endlich rund heraus — und nun mußte er es doch bald erfahren.

„Also?" fragte er wieder, im Ton eines Mäd-

ines

nes welcher findet, daß das menschliche Leben ein müheselig Ding sey.

„Nun?“ sagte sie.

Er mußte einmal die Sache durchsetzen, und fieng also des Wohlstands wegen bey dreyzehn an. Wie er immer langsamer und feverlicher ward, und endlich bey Sechzehn kam, schrie sie schnell; „Und ein halbes!“

„Ey!“ sagte er, und hatte das schon längst vermuthet.

„Aber ist sie nicht recht bildschön?“ fragte sie ihn ehrlich.

„Ich habe, sagte er lächelnd, hier zu Lande lauter schöne Mädchen gesehen.“

Das arme Ding wußte nicht recht, wie sie mit ihm dran war. Sie schwieg also lieber still. — Eben war Mathilde angelangt, und Otte, welcher lesend vor dem Hause saß, stand auf, und kam ihnen mit der hüpfenden Tochter entgegen.

„Sie sind uns ein seltner Freund geworden,“ sagte er. „Aber sie werden sich nun schon öfter melden. Es wird jetzt alle Tage schöner bey uns.“

Wilibald war von Herzen müde, und setzte sich zu Otto auf die Bank. Agnese empfahl sich, und gieng hinab nach dem nahe liegenden grossen Dorfe.

„Es schmeckt doch — sagte Otto, indem er den Don Quixote zuschlug — in der Welt nichts besser, wenn man sich recht ermüdet hat, als eine geistreiche Unterhaltung.“

„Und ein Stück Brod,“ sagte Albert, der hoch aufgehorcht hatte. „Essen wir nicht bald, Schwester?“

Wer hätte es wohl dem Kleinen abschlagen können? Er sagte es so rührend, und gähnte hinterher.

„Ja, recht bald,“ sagte sie tröstend. — „Nicht wahr, Sie sind unser Gast?“

„Wir gehen, erläuterte Otto, jetzt meist mit den Vögeln zur Ruhe. Wenn es Ihnen recht ist, so soll Mathilde unser Abendbrod heraus vor die Thüre bringen; es ist so still und warm hier. — Eben will auch die Sonne sinken; da dürfen wir also schon Hunger haben.“

Mathilde deckte ihr Tischchen für Viere. Ihr Tischzeug war blendend weiß, und die Geräthe glänzten. — Otto und sein Gast betrachteten, während sie deckte, die untergehende Sonne. Sie gewährte heute eine schöne ruhige Erscheinung, wie sie jetzt die vom Tag übrigen Wölkchen, welche nun sanft herumschwimmend nach und nach zerschmolzen, vergoldete, und noch im Scheiden durch den rosigen lieblichen Dunst der werdenden Abendröthe,

der

der sich auf dem fernen westlichen Waldgebirge gelagert hatte, hellere Strahlen, wie Schlaglicht, schoß, und über dem glühenden Saume jener Berge noch gern verweilend hieng.

„Die Abendsonne, sagte Otto, theilt den Gegenständen mehr von ihrer Farbengluth mit, als die Frühsonne.“ Er zeigte nach den fernen Bergen, die im rothen Dunste dämmerten, und Wilibald blickte gerührt nach Mathilden, die eben sich heiter gegen die Abendröthe, wie zu einer Freundin, wandte, und von ihrer Herrlichkeit angestrahlt, wie ein göttliches Bild dastand. — Er hätte, fromm verlangend, als ein Betender, die Arme nach ihr ausstrecken mögen.

„Ueberhaupt, fuhr Otto fort, hat der Untergang für mich mehr Rührendes, als der Aufgang. Die Ankunft der Sonne ist zuweilen prächtiger. Sie feuert uns im Heraufsteigen zu Thaten an. Wir fühlen uns ausgeruht. Aber, wir sind, im Gedanken an den ganzen vor uns liegenden heissen Tag und seine Mühen, in einer gewissen Besorgniß, welche sich bey der ersten, gewöhnlich unleidlichen, Erwärmung der Luft vermehrt, und welche besonders durch die Betrachtung sehr oft unterhalten wird, daß von den kleinen goldnen Wölkchen — die doch den Aufgang so wie den Unter-

gang am meisten verherrlichen — bald auch das kleinste der Heiterkeit des neuen Tages gefährlich werden könne, und sogar sich wahrscheinlich bald vergrössern, und zum krachenden Gewitter umwandeln werde. Wir bewundern dann zwar die Sonne, aber wir gehen nun dem schwülen Tag mit einiger Unlust entgegen —"

„Sehr wahr!" fiel unser Held ein. „Ich unterschreibe das von Herzen. — Und betrachten Sie nun diesen ruhigen Untergang dagegen! — Sie scheidet, und morgen hoffen wir sie rein und heiter wieder zu sehn; das verspricht uns eben jenes in Goldströme zerfliessende Abendgewölk, dessen kühlende Auflösung uns schon umgiebt. — Dis rührt unser Herz. Wir sind schon, oder werden doch bald aller Arbeit, aller Tageslast ledig. Die Aussicht in ein Land der Ruhe, welches uns noch vor den morgenden Geschäften aufnehmen wird, liegt stilldämmernd vor uns. Die Ermüdung, das Kränkelnde von den Tagesarbeiten, exaltirt unsere Gefühle, es macht uns sanft und schwärmerisch, ja selbst wohlthätiger, empfänglicher und weicher für die Leiden und Freuden Anderer — also glücklicher. Wir fühlen uns offener gegen unsere Nebenmenschen. Sie verschönern sich für uns, wir lieben sie, wann wir in ihr gerörhetes Antlitz schauen —"

„Ach

„Ach ja!“ sagte Mathilde, die unwillkührlich stehen geblieben war, leise zu ihrem Vater, indem sie sich sanft an ihn hieng. „Ich weis keinen Augenblick in meinem ganzen Leben, wo ich Dich inniger geliebt hätte, als im jetzigen.“ — Eben war die Sonne gesunken. Sie sahen noch einige Minuten stumm und feyerlich hin, und Mathilde gab ihrem Gast die wirthliche Hand, um ihn zu seinem Stuhle zu führen. — Das Kind saß still und ermüdet da, und lächelte selig, wie ein Engel, hinaus in die Gluth.

Sie speiste und tränkte den willkommnen Gast mit einer Zärtlichkeit, die sein Herz guter Dinge machte, und sah ihm dabey immer so hold ins Angesicht, daß nur Otto's ewigernste Mienen ihn abhalten konnten, seine innigste Bewegung im Strome der Worte zu ergiessen. Nur da, wie sie bemerkte, daß auch er an ihren Blicken hieng, verschloß sie ihm erröthend diese lieblichen Freunde. — Aus Agnesens Dorfe tönte die Abendglocke um zu ihrem stillen Mahle den Gottesfrieden einzuläuten.

Erst da Mathilde abdeckte, bemerkten sie, daß das Kind eingeschlafen war.

„Ach, du Lieber, ist dir das Leben schon ausgegangen!“ sagte sie, und wandte sich entschuldigend zu Wilibald. „Er hat sich heut von früh vier

Uhr

Uhr an herumgetrieben.“ Sie hob ihn unter sanften Küssen sorgsam an ihre Brust, und trug ihn in die Wohnung.

„Aber, ich bitte Sie, sagte Wilibald, wie fängt es Ihre Tochter an, daß sie bey all der entsetzlichen Arbeit des Abends noch so munter seyn kann! Sie sollten die schöne zarte Gestalt doch mehr schonen, mein Freund —“

„Arbeiten, sagte Otto, ist ihre Lust. Harte Arbeiten kennt sie zwar, doch ohne sie selbst zu verrichten. — Der Geist wird durch nichts so sehr gestärkt, durch nichts so wacker, als durch Bewegung und gelinde Anstrengung des Körpers. Ein unverderbener Geist wird beym Umtreiben im häuslichen Leben, bey der regen Arbeitsamkeit des Körpers in der freyen Luft, auch meistens gesunde Urtheile aushauchen, welche hingegen beym körperlich Schwachen, und Verzärtelten auch immer entweder überspannt oder kränklich seyn werden. Und dieser rege erhaltene Geist des Weibes wird über der angelegentlichen Beschäftigung mit dem Innern des Hauswesens, welches doch immer ihre höchste und ehrenvolleste Bestimmung ist, *) gar manchen Sin-

*) Am schönsten wird dieser wichtige Satz im Allgemeinen von Lothario, in Göthe's Wilhelm Meister, vertheidigt.

Sinnentrieb und manche Leidenschaft einschläfern, mildern, ja zum göttlichen Trieb erheben, welche bey der trägen Rast, die unsere sogenannte feinere Erziehung duldet, so viele süsse Blumen frühe vergiften und tödten, wenn nun die körperliche Ueberfülle den freyen Geist einwickelt, wenn allzufeine geistige Nahrung die junge Phantasie auf gewisse einzelne Gegenstände fixirt, die man bis zu einem bestimmten Alter doch immer mit oberflächlicher Allgemeinheit betrachtet zu sehen wünschen muß —"

„Sie sind einmal, fiel Wilibald ein, von den beyden Sätzen überzeugt, daß durch körperliche Anstrengung der Geist freyer werde, und daß die höchste Bestimmung des Weibes die Haushaltung seyn müsse."

„Verstehen Sie, erwiederte er, meinen ersten Satz nicht unrecht. Die Verminderung der körperlichen Kräfte soll und kann nicht unmittelbar die Vermehrung oder Erweiterung der geistigen bewürken. Das sage ich nicht. Sondern die tägliche stille, aber stete Bewegung soll dem Saft des Lebens einen leichtern und schnellern Umtrieb, einen regelmässigern Absatz geben, also den Körper leicht, geschikt und gesund erhalten. Sie stärkt das Leben, während die Ruhe seine Kraft nur erhöht, stockt und überfällt, also schwächt. Sie stellt die gesun-

de

he Seele im gesunden Körper her. Je leichter das Blut wallt, je geneigter fühlt sich der heitere Geist, die übrige Trägheit (worüber doch wohl jeder Mensch noch zu klagen Ursache hat) zu besiegen. Er unterwirft seinen Körper der Anstrengung freywillig, und eben dadurch gelangt er zu einer Art schöner väterlicher Gewalt über diesen — dadurch wird es ihm leichter, zur Eigenschaft eines freyen Geistes, eines mächtigen, menschlichen Geistes zu gelangen."

„Niemand, sagte Wilibald, erkennt die nothwendige Oberherrschaft des Geistes über den Körper lieber an, als ich —"

„Halten Sie, fuhr jener fort, das Ganze nicht für zu unwichtig oder längst erwiesen —"

„Durch Mäßigkeit, sagte Wilibald, habe ich immer das nemliche zu erreichen geglaubt."

„Die Leichtigkeit des Bluts, antwortete Otto, worinn die erste Veranlassung zur Lebhaftigkeit und Thätigkeit des Geistes liegt, konnten Sie wohl dadurch allein nicht bewürken. Nichts ist der Freyheit des Geistes, die doch immer sein lezes Ziel bleibt, gefährlicher als die Ruhe des Körpers. Und hat unser Geist nur auf einen Moment die Regierung über den Körper aus der Hand gelassen, so zieht ihn dieser sogleich mit träger, unwiderstehlicher Gewalt zur Erde nieder; so wie auch der

phleg-

phlegmatische Mensch, wenn er nicht frühe die Herrschaft über seinen Körper ergreift, nur mit der größten Anstrengung zur Freyheit gelangen wird, weil er der sinnlichste ist. — Die Ruhe des Geistes in seiner Freyheit ist die letzte, höchste Stuffe menschlicher Hoheit und menschlicher Glückseligkeit. — Wie oft verwechselt aber die Dummheit eine träge, bewußtlose Ruhe des satten und wohllüstigen Körpers, wann dieser, von der erhöhten Lebenskraft glühend, in der Kühlung vegetirend, daliegt — mit jener heiligen Vegetation des Geistes, der sich längst frey, und zum Herrn der Natur dadurch gemacht hat, daß er ihre Regeln spielend zu den seinigen bildete — mit der Ruhe des Weisen, der sich am heiligen Hain unter die Eiche lagert, und, während er die wunderbaren Massen der Natur überblickt, sich überall im geheimnißvollen Strome seines eignen Geistes spiegelt — dessen Ruhe, im reinsten Bewußtseyn seiner Kraft, zur That, oder zum unsterblichen Liede wird — dessen innerer Mensch, ganz sittlich und frey in der ewigen Melodie des Schönen, des Göttlichen zerfließt.

„Aber, ich soll Ihnen auch den Satz vertheidigen, daß das Weib vorzugsweise für die Haushaltung da ist. — Hierbey wird es Ihnen vielleicht scheinen, daß ich mehr für Stoff als Form sey. Doch,

hören

Hören Sie mich zu Ende. — Das Weib glaubt sich zur Verbindung mit einem Manne berufen, und beyder Zwecke bestehn in gemeinschaftlichem Glück. Nun hängt aber, so sonderbar es manchem klingen mag, der gröfte Theil der Freyheit und Ruhe des Geistes, und unseres Lebensglückes, doch blos von Essen, Trinken, Wohnung, Schlaf, Kleidung und Pflege ab. — Ich kann mich ärgern, wann ich so viele Menschen noch läugnen höre, daß zum Beyspiel Essen und Trinken unter die Hauptfreuden des menschlichen Lebens gehören. — Kann das Weib durch ihre Kunst, Kräfte und guten Willen bewürken, daß der Mann jederzeit gesunder, wohlschmeckender Nahrung und eines stärkenden Schlafs genieße, daß in seiner Kleidung, Wäsche, in Haus und Hof eine ewigschöne Ordnung und Reinlichkeit, eine vernünftige Sparsamkeit herrsche, und daß er überhaupt sein Hauswesen mit Freude und Ruhe betrachte — aber dieses "überhaupt„ umfaßt freylich noch viel! — so ist sie schon eine achtungswürdige Frau, und der Mann darf ihr kühnlich vieles verzeihen, was sie ausserdem nicht ist. Sein Haus ist auf einen Felsen gebaut, und der äussere Sturm wird es nicht leicht erschüttern. — Denn von dem innern Charakter selbst, welcher die Ehe bezeichnet, ist hier noch so wenig, als von den Pflichten des Mannes

die

die Rede, sondern nur von der Frage: wozu sollen wir unsere Töchter erziehen?“

„Eine Hauptforderung aber, sagte Wilibald langsam, die der gebildete Mann macht, bringt doch immer auch schon die Freude am Hauswesen nothwendig mit sich; ich meine die Unterhaltung und Nahrung des Geistes und Herzens, in Stunden —“

Er hielt plötzlich inne. Denn Mathilde trat, die Guitarre im Arm, heraus. — Es war Nacht und die Sterne funkelten rings umher. Das Licht, welches man ihnen gebracht hatte, wurde kaum von der Luft bewegt.

„Das ist schön, sagte Otto, sing uns noch ein Abendlied. Wir wollen ein andermal unsere Materie fortsetzen.“

„O, Sie sind heute so gut und freundlich wie ein Engel,“ rief unser Held.

„Loben Sie mich wieder einmal?“ sagte sie lachend. „Da spiele ich gewiß schlechter. — Das muß man wirklich nicht thun, — setzte sie sanfter hinzu — und Sie haben vorhin mit dem Vater so schön in die Abendröthe hinaus gesprochen, daß es mich in der Seele gerührt hat. Aber nun —„ Er versprach, sie nicht mehr zu loben, und sie präludirte.

Mathil-

Mathilde sang nicht in einem Konzertsaale. Sie sang frey und unbefangen, in ihrer Heimath, vor ihrem Vater und seinem Freunde. Ein süsser lichter Strahl gieng ihm in der Seele auf, wie sich diese jungen Lippen öffneten, und die Blumen vor ihrer Brust sich hoben. Otto verlöschte das Licht, und die reinen Töne strichen jetzt freyer in die blaue Nacht hinauf, und schwammen, wie Metallklänge hell, durch die kühle Luft. — Die Natur war schon im Dunkel zerflossen. Aber das grosse All schien, liebend in den Umfang einer sterblichen Stimme geschmiegt, sich der erstaunten Seele wieder aus den Finsternissen wunderbar zu verkündigen.

Die Frühlingsnacht.

Von des Himmels ewigklaren Auen
Fließt herab die heil'ge Frühlingsnacht.
Laß uns hin zu jenen Höhen schauen,
Wo ein neuer, schöner Tag erwacht!
Tief versinket schon des Abends Schwühle,
Und das Herz, erfrischt von reiner Kühle,
Schwingt sich auf zum Sternenland mit Macht.

Süsser

Süsser Frühling, deine Blütenmassen
Hüllen sich in stille Dunkelheit.
Jene Sapphirebenen umfassen
Sternesunkelnd deine Herrlichkeit.
Unten lagert sich der träge Schlummer
Ueber jedes Glück und jeden Kummer;
Oben lebt und eilt die Sternenzeit!

Stille Nacht, in deinem heitern Frieden
Schwindet mir des Lebens eitler Tand,
Wähn' ich mich vom Staube abgeschieden.
Aufgeschwebt zum lichten Aetherstrand,
Stirbt das Herz in fluthendem Entzücken,
Und der Geist sieht mit geweihten Blicken
Aufgethan der Heimath selig Land.

Ach! Die Scheidewand ist schon gefallen,
Und das Land der Träume schimmert matt.
Melodie'n in Melodieen wallen
Die kein menschlich Ohr gehöret hat.
Früherblaßte Lieben schau ich wieder;
Horch, die Vorwelt singt die alten Lieder;
Zion lebt, es tönt die heil'ge Stadt!

Beym letzten Verse ward ihr Antlitz auf einmal erhellt, und zusehends von einem heiligen Glanz um-

umſtrömt; das blaue Auge ſtrahlte in himmliſcher Schönheit nach Zions Bergen hin. — Ihr Freund blickte betroffen um ſich — hinter ihm war der Mond klar aufgegangen — das Nachſpiel verhallte, und ſie legte das Inſtrument weg. Ein ſeliger Schauder hatte ihn ergriffen; und der während des Geſanges aufgegangene Mond hatte ihrem Ton eine beſondere Gewalt gegeben.

„Das haſt du uns recht herrlich geſungen," ſagte Otto. Wilibald umarmte ihn. „Schlafen Sie ſanft, lieber Freund," ſagte er ſtockend. Sein Herz war ſo voll, daß er hier unmöglich länger bleiben konnte.

„Dank, Dank, Mathilde!" Er umfaßte behend ihre Hand, und ſie behielt die ſeinige, während ſie bild und ängſtlich ſagte: „kommen Sie bald wieder."

„O du liebliches Weib!" rief unſer Held, wie er den Hügel hinab durch die blühenden Hecken ſchritt. „Du Kind des Frühlings! Jeder Ausbauch deiner friſchen Lippen iſt Natur. Das Sieder deiner Töne entſpringt aus einem himmliſchen Born. Ihr Schall zieht das Herz mit hinüber in das ferne Land der Heimath. —" Sein Buſen war mächtig erfüllt. Er wünſchte Lärm, er ſehnte ſich, klagen zu hören. — Aber nichts um-

umgab ihn, als die heilige Stille der duftenden Mainacht — keine klagende Seele in der ganzen Natur, als die ferne Stimme der liebeklagenden Nachtigall!

Im seligen Rausche legte er sich nieder. Der nächtliche Ton ihrer Guitarre lullte ihn ein, und die zarten Töne, die sie mit ihren himmlischen Schwestern gewechselt hatte, wurden zu lichten Träumen. Er glaubte diese Töne noch sanft vom Hügel her über sich durch die Lüfte hinfliessen zu hören, und verschlummerte diese Nacht, wie in einer schönen Feenwelt.

Des andern Morgens sah er seine Geschäfte durch die gestern angestellten Arbeiter sehr emsig betrieben. Er war fast mit allem fertig geworden, ausser, daß er vergebens versucht hatte, einen schönen breiten Weg, der sich nun schon fast um das ganze Seeufer im Gebüsch herumschlängelte, auch in der Mitte, unter den steilsten Felsen hinzuführen, um dadurch das Ganze zu verbinden. An dieser Stelle hatten nemlich die Felsen eine sehr tiefe Schlucht, und es war in diese gestern schon viel Schutt und Steine gefahren worden, ohne die erwünschte Höhe zu erreichen. Durch das Versprechen doppelten Lohns hatten sich aber die Arbeiter reizen lassen, heute mit Tages Anbruch sogleich alle

Kräfte

Kräfte anzustrengen; und er fand bey seiner Ankunft diese Grube schon in einen ebnen, geräumigen Platz verwandelt, und konnte nun auf einmal rings um den See her lustwandeln. An dieser Stelle hatte er längst gerne seyn wollen. In der Felsenwand öffnete sich eine hohe schöne Grotte, die gerade unter der Ruine lag, und deren Tiefe sich hinten in schwarzen Felsenritzen endigte. Er ließ nun diese Höhle selbst, soweit sie hinter gieng, vom Schutt reinigen, und den ganzen Platz vor und in derselben mit rothem Sand überfahren. Ein starker Quell sprang inwendig aus dem Felsen, welchen er wieder in den See leitete. Nach verschiednen Proben, die er an den schwärzlichen Felsen mit Instrumenten machen ließ, waren diese von sicherer Festigkeit. — So trat er denn vor die Grotte, über die das wilde Gebüsch herabhieng, und sah sich durch Zufall und ganz unberechnete Kosten im Besitz eines Platzes, dessen merkwürdige romantische Ansicht man auf einem Gemählde für erlogen gehalten hätte, und der ihm und seinen Freunden einen prächtigen Sommeraufenthalt gewähren mußte. Man übersah vor und in der Höhle den ganzen See, den die abschüssigen Ufer in zwey Armen zu halten schienen, und die Landschaft, welche sich vorn öffnete, war von weitem Umfang und grosser Mannichfaltigkeit.

Wie

Wie er seine besten Geräthe hieher schaffen ließ, bemerkte er, daß die Arbeiter leise zusammen sprachen. Er hatte schon gehört, daß sie während des Reinigens der Höhle einige mal flüsterten, und wußte recht gut, daß diese Menschenklasse für Naturschönheiten solcher Art wenig Sinn hat, und gewöhnlich die Mühe und Kosten, die man anwendet, um die Natur in ein reines, gefälliges Licht zu stellen, für verloren hält und belächelt. — Jetzt fragte er sie, wie ihnen nun dieser Platz gefalle.

Nach einigem Stillschweigen fieng ein alter Soldat an: I nu, der Born hat wohl gutes Wasser, und vorm Regen kann man da auch Schutz suchen; aber, Herr, ich möchte doch nicht viel hier seyn."

„Und warum?"

„Es graut einem da doch so," sagte er.

„Der wilde Jäger, redete ein Anderer, zieht hier zuweilen des Nachts ein."

„Hm, sagte der Alte, man hat doch sehr lange nichts mehr gehört. Aber, das dürfen Sie mir doch glauben, Herr, und mein Vater hat mirs vielmal erzählt, daß in dem Loch da nichts gutes regiert. Einmal ist er um Mitternacht am See vorbey gegangen, und hat gerade in diesem Loch eine Musik wie von zehn Regimentern, und ein Schreyen und Jauchzen gehört, von dem ihm alle Haare zu Berge

gestiegen sind, und der ganze See hat feurig ausgesehen. Er sagte, dahinein müßte wohl ein Fußpfad in die Hölle gehen, und sie hätten tief in der Erde ein miserables Gequäck verführt. So lang ich aber weis, ist alles ruhig gewesen."

„Ja, fiel ein anderer ein, bis auf die verschimmelte Frau. Die ist mir selbst in der Woche vor den Christtagen dort unten am Pfad begegnet, wie es eben erst Nacht war."

„Schüsse, und Getümmel hat man vor Alters alle Nächte darinn hören können," sagte der Soldat.

„Und was sagte denn Eure verschimmelte Frau?" fragte Kronach.

„Herr, erwiederte jener, sie war so groß und lang als zwey andere Weiber. Wie sie bald vor mir stand, legte sie die Hand langsam aufs Maul, und winkte, daß ich fort gehen solle. Sie können glauben, daß ich mir nicht zweymal winken ließ."

„Aber, Ihr scheint mir doch ein beherzter Mensch. Ich wäre geblieben."

„Herr, wann ich auf guten Wegen gehe, sieh ich auch dem Teufel; aber ich war auf der Holzmause; und wann ich nicht in meinem Beruf bin, kann mich jede Katze jagen. Und der Teufel hat da auch eigentlich Macht über den Menschen."

Unserm

Unserm Helden war nun der Platz do. pelt lieb, da hier ein recht unheimliches, verruffenes Oertchen zu seyn schien, und er nahm sich schon vor, hier manche Geisterstunde zu verträumen.

Er aß Mittags in der Grotte, und kam erst spät wie es Nacht wurde nach Haus. Adams mußte bey Tisch Plane mit ihm machen, wieviel Vieh sie wegen der zu hoffenden reichen Futterernte anschaffen, wie sie den Klee dürr machen wollten; eine Menge anderer ökonomischer Sachen wurden, zum Theil mit Zuratheziehung Hanchens, abgehandelt. — Der üppige Wuchs, in dem die Winterfrüchte standen; das hohe Gras auf den Wiesen; die gutgetroffene Sommersaat, die zum Theil schon hervorgrünte; die vollen Blütenbäume, die ein gutes Obstjahr verhiessen — alles dis verkündigte den Guthsherrn jetzt als einen beglückten Eigenthümer — alles dis erlaubte ihm, bey seiner neuen Schöpfung nun auch Gefühl mit äusserm Interesse zu verbinden.

Die Betrachtung der ländlichen Arbeiten gewährte ihm vieles Vergnügen, und das Säen war besonders ein Geschäft, welches ihn sehr reizte, und wobey er sich immer viel Hoffnung und Segen dachte. Adams hatte es ihn zum Spaß lehren müssen, und pries ihn schon als einen guten Säemann an. — Er gestand dem Verwalter überhaupt ein,

daß er bald mehr Geſchmack am Landleben finden werde, und beruhigte jetzt deſſen Beſorgniſſe über den großen Aufwand, welchen dieſes Jahr das Guth weg nahm, durch eine Schilderung von ſeines Vaters Vermögensumſtänden, welche dieſer für weniger glänzend gehalten hatte, als er ſie jetzt zu ſeinem Erſtaunen fand.

Adams und die Nichte waren müde. Willibald mochte aber, nach dieſem proſaiſchen Abend, und bey der ſchönen Nacht, noch nicht zu Bette. Er ſchlich alſo den Hügel hinan. — Otto's Haus lag friedlich da, und nur hinten war ein einziges Fenſter noch ſchwach erleuchtet. „Vielleicht Mathildens Schlafkammer!“ dachte er. „Vielleicht ſang ſie vorhin über mir — vielleicht haben ſie mich erwartet — aber es iſt nun zu ſpät!“ Er gieng nah am Hauſe vorüber. Die Thüre war zu, und alles athmete Stille und Ruhe. Das helle Fenſter war ſo niedrig — indeſſen, er gieng vorüber — doch bewegten ſich ſeine Pulſe geſchwinder. Je höher er kam, je wärmer und würziger wurde die Luft, und wie er ſich der Ruine näherte, trat der Mond über das öſtliche Gebirge herauf. Er ſetzte ſich auf einen Stein, neben das ſtille Denkmal des Alterthums, und ſah über den See hinaus, wie der Mond eine Maſſe nach der andern in ſein blei-

bleiches Licht herauf hob. Die Nachtigallen sangen unter seinen Füssen in der schwarzen waldigen Tiefe. — Jetzt war der ganze See erhellt, und die Thauperlen flimmerten im Mondlichte, wie Funken, an dem zarten Gebüsch. — Ein voller Bauerngesang, der fern aus Agnesens Dorf herüberdrang, tönte ihm jetzt wie eine prächtige Hymne ins Ohr. Das summende Geräusch der vorüberfliegenden Maikäfer gab einen seltsamen Baß zu diesem Gesang; und es gewährte ihm eine ganz eigne Freude, in diesem Summen so viel wunderbare Allgemeinheit zu entdecken, daß fast immer ein richtiger Ton, in reiner Harmonie mit jenem Gesange, herauskam.

Aus seinen Betrachtungen hierüber weckte ihn nach einiger Zeit ein Geräusch und ein flatternder Schein mitten auf dem See. Beym Hinsehen erkannte er sogleich Otto's Kahn, und hörte deutlich die Ruderschläge, die vorher nur sehr leise mußten gethan worden seyn; sie hatten die Glanzblicke im Mondschein verursacht. — Zwey dunkle Gestalten und eine dritte, welche blendendweiß war, befanden sich in dem Kahn, welcher gerade nach der Grotte unter seinem Sitz zusteuerte, und bald unter den emporragenden Bäumen verschwand.

Indem unser Held eben mit dem Entschluß umgieng,

gieng, auf einem ihm bekannten Seitenpfad hinab ans Ufer zu steigen, um zu Otto und Mathilden, die er im Kahn vermuthete, zu gelangen, hörte er einige lebhafte Stimmen, worunter er das Schreyen eines Weibes zu erkennen glaubte, unter seinem Sitz bey der Grotte; und ehe er mit seinem Entschluß zu Stande war, sah er den Kahn und seine Gestalten mit hastigen Ruderschlägen, und mit unglaublicher Geschwindigkeit durch den See zurückziehen, bis an das flache ferne Ufer, wo die Dunkelheit der Gegenstände nichts mehr zu unterscheiden erlaubte. Ein lauter, durchdringender Pfiff kam jetzt aus der Grotte, und in diesem Augenblick hörte er drüben ein Geräusch, worinn er das Zumachen eines Kutschenschlags und das schnelle Abfahren eines Wagens erkannte, dessen Rollen er noch einige Minuten auf der nah am See vorüberziehenden Heerstrasse genau hören konnte.

Wilibald dachte in diesem Augenblick an Otto's Gespenstergeschichte, und die sonderbaren Reden des Verwalters und der Bauern — an Otto's Aengstlichkeit wegen des Kahns — an die gestrigen Erzählungen der Arbeiter von dieser Grotte — an Mathilden — kurz an so viele Dinge zugleich, daß er wie ein Träumender dasaß. — Er mußte dieser verdächtigen Sache auf die Spur kommen,

men, und bald — und doch rieth ihm die Klugheit, jetzt, da es Nacht, und er ohne alle Waffen war, nicht in die Grotte zu gehen. Selbſt der Pfad, der von hier aus dahin führte, ſetzte ihn an mehreren Stellen der Gefahr aus, beym Truglicht des Mondes auszugleiten, und in die Tiefe zu ſtürzen. Er beſchloß alſo, nach einiger Ueberlegung, erſt bey Tage die ganze Gegend genau zu beſichtigen, und dann ſeine weitern Unterſuchungen insgeheim fortzuſetzen, wozu ihn auch die Achtung für Otto bewegte, deſſen Myſterien er zu ehren beſchloß, wenn ſie ihm gleich einiges Mißtrauen einflößten.

Gedankenvoll trat er ſeinen Rückweg an. Otto's Haus war völlig dunkel; nirgends war eine Spur von Unruhe ſichtbar. Das freute ihn, und verſöhnte ihn gewiſſermaſſen mit Otto, dem er ſo gern ſeine fernere Freundſchaft erhalten wollte.

Nach einer unruhigen Nacht fand er ſich des Morgens um nichts klüger. — Seine hieſigen Geſchäfte waren für jetzt ſo gut als beendigt. Allein er hatte diesmal über Hainberg nicht allein Felſeneck, Stadt und Freunde, ſondern auch ſich ſelbſt und die ganze Welt vergeſſen; er dachte gar nicht mehr an die auf geſtern verſprochne Rückkehr nach Felſeneck. In dieſer reizenden Natur fühlte er auch ſich ſelbſt verjüngt. Tief hatte er in Mathildens

blaues

blaues Auge geschaut. Es war ihm, als wäre in seinem Innern ein neues, schöneres Wesen aufgeblüht. Otto und Mathilden betrachtete er als zwey befreundete Wesen, mit denen er in ewiger Nähe und Traulichkeit zu leben wünschte. — Der Gedanke aber, daß er von jetzt an Otto, diesen Mann, den er in jeder Rücksicht sich überlegen fand, mißtrauisch beobachten, daß er selbst Mathilden nicht mehr so offen anblicken sollte, widerstand ihm. — Endlich nahm er sich vor, alles in der Lage des seltsamen Orts sogleich genau zu untersuchen, und dann Otto'n geradezu seine Geschichte zu erzählen, und ihn zu befragen, in wiefern er daran einigen Antheil habe.

Er gieng sogleich an den See, und zu der Stelle wo der Kahn gelandet war. Der Kahn stand noch dort, und die Spuren von einem Wagen und vier Pferden, welche lange da gehalten haben mochten, waren sichtbar. Die Fahrt lenkte gerade auf die Chaussee. — Nun gieng er zu der Grotte, und fand da alles wie er es gestern verlassen hatte. Wenn er auch glaubte, im Sande viel mehr Fustapfen als gestern zu sehen, so war doch dieses höchst unentscheidend; auch konnte er darunter keinen weiblichen Fus entdecken. Nur die Spur von einem ausserordentlich großen Fus, der fast noch einmal so

lang

lang und breit als der seinige war, und vor allen übrigen ins Auge fiel, erregte seine Aufmerksamkeit. — Er durchsuchte die Grotte in ihren geheimsten Winkeln, fand aber, daß sie im Innern völlig verschlossen war, und das Gestein sich hinten überall endlich auf die Erde senkte. — Das ganze Seeufer wurde zuletzt beklettert. Es fanden sich hier einige alte Pfade, welche über steile Klippen hinwegführten. Aber von Höhlungen, Ritzen, oder Winkeln war nichts weiter anzutreffen. — So stand er endlich oben bey der Ruine, und schaute, ermüdet vom Klettern in der Sonnenhitze, hinab über die hohen Baumgewölbe in den spiegelreinen See. Die Nachtigallen sangen aus ihren Laubhütten so schön in das gellende Geschrey der übrigen Vögel, und alles um ihn her hatte ein so [illegible] Ansehen, daß er wieder ganz froh ward. „Muß denn, dachte er, eben Otto bey der gestrigen Geschichte im Spiele seyn? Die Sache ist ihm vielleicht so fremd als mir selbst!“

Er gieng auf Otto's Haus zu, und sah Mathilden mit ihrem kleinen Bruder im Garten. „Es ist Niemand im Hause,“ rief sie ihm zu. „Kommen Sie doch zu uns.“

„Wo ist Ihr Herr Vater?“

„Er ist diesen Morgen sehr frühe weggereiset, und

und wird bald zurückkommen. Michel, — rief sie den Knecht zu, der im Garten grub — Du bist ja mit ihm gewesen; wann wollte er wieder kommen?"

„Um zwölf," sagte Michel und grub weiter.

„Ist er weit gereist?" fragte Wilibald gespannt.

„Er sagt es mir selten, erwiederte sie unbefangen, wohin er geht. Und (sie erröthete leicht) ich habe auch noch geschlafen. Ich hatte mich gestern zu frühe niedergelegt, und konnte nicht einschlafen — Michel, weist du nicht, wo er ist?"

„Pferdehandelschaft!" sagte Michel verdrossen, und grub fort. —

Wilibald gieng nicht weiter. Er machte sich schon Vorwürfe, daß er Otto's unschuldiges Kind, wie ein Spion, hatte ausfragen wollen, und legte sichs zur Busse auf, jetzt sogleich Mathilden, der er soviel hätte sagen mögen, zu verlassen.

Aber sie fragte ihn: „Sind Sie nicht gestern Abends hier oben gewesen? Ich habe Sie, dünkt mich, aus meinem Kammerfenster gesehen." Er bejahte es. „Wir sind, fuhr sie fort, gestern so bald schlafen gegangen. Aber mein Vater glaubte, Sie kämen nun nicht."

„Es

„Es freut mich, daß Mathilde sich meiner erinnerte. Haben sie gesungen?

„Den ganzen Abend. Es war so schön —"

„O, beklagen Sie mich, daß ich nicht da war!"

„Ja, sagte sie erröthend, ich habe mit aller Macht in die Saiten gegriffen, um Sie heraufzulocken. Sie lieben den Gesang, und hätten wohl mitgesungen und gespielt. Das müssen Sie künftig immer thun; sonst sing ich Ihnen auch nicht mehr."

Sie schien in Gedanken, und hatte ihm ihre Hand überlassen. Indem er eine Bewegung machte, sie zu küssen, zog sie heftig zurück. „Lassen Sie meine Hand los!" sagte sie aufgeräumt und wild. „Sehn Sie, ich habe gepflanzt." Sie zeigte die schwarze Erde an den weissen Fingern, und verstattete den Kuß nicht, sondern machte eine rasche Biegung von ihm weg.

Er pflanzte ihr einige Blumenstöcke, und verließ sie dann. Kaum konnte er die Zeit erwarten, mit Otto zu reden. — Des Nachmittags gieng er wieder hin, und fand ihn zu Hause. „Sie sind, rief ihm Otto entgegen, mit Ihren Verschönerungen um den See her so heimlich gewesen, daß ich darüber erstaunt bin." In diesem Augenblick nahm sich Wilibald doch wieder vor, aufmerk-

merkſam zu ſeyn. „Eben wollte ich, antwortete er, Ihnen vorſchlagen, mich dahin zu begleiten, um Sie über verſchiedenes zu befragen.“

„Mathilde, rief Otto, wir wollen alle in die Grotte. Du mußt dieſe ſchöne Stelle ſogleich ſehen. Iſt es Ihnen recht? — Ich habe mich heute ſehr erhitzt und ermattet; dort wollen wir ruhen.“

„Schön, dorthin tragen wir Kaffe und Kuchen!“ ſagte ſie fröhlich, und Albert ſprang küſſend an ihr in die Höhe, und haſchte nach ihrem Munde.

„Wie iſt es möglich geweſen, ſagte Otto, den ſchönen Plaz in zwey Tagen herzuſtellen! — Er macht ihrem Geſchmack Ehre und wird uns allen groſſe Freude geben. — Aber, wollen ſie noch mehr Veränderungen in jener Gegend vornehmen?“

„Vor der Hand nicht,“ ſagte Wilibald. „Es müßte denn ſeyn, daß mein Vater etwa meiner Anlage keinen Beyfall ſchenkte, ſondern lieber das ganze Loch wollte zumauern oder verſchütten laſſen.“ Er fixirte Otto, welcher merklich überraſcht ſchien, und in einen finſtern Ernſt verfiel.

„Mein Vater, fuhr Kronach fort, liebt ſolche heimliche Winkel eben nicht.“

Nach einer kleinen Pauſe ſchien Otto auf ein mal von einer gewiſſen Empfindung ſtark ergriffen,

und

und sagte lebhaft, indem er die Hand unseres Hel-
den faßte: Lieber Freund, ich kenne Sie nun ein-
mal als den Mann, welcher wahres Gefühl für frem-
des Elend im Herzen trägt. Sie wissen schon, daß
Ihr Freund ein Unglücklicher ist. Lassen Sie sich
aber, ich beschwöre Sie, durch nichts abwenden,
mich für redlich zu halten! — Meine Tochter hat
mir gesagt, daß Sie gestern Abends hier oben
spazieren gegangen sind. Was sie bey dieser Gele-
genheit vielleicht hörten oder sahen, das hatte Be-
zug auf mich, und mein trübes Schicksal. Es ge-
hörte zu jenem traurigen Geheimnis, dessen Eröff-
nung ich Ihrer Freundschaft schuldig bin; und die-
se Schuld soll in Kurzem abgetragen werden. Was
Sie vernahmen, gehörte aber nicht etwa einer ge-
genwärtigen That an, sondern es war Folge einer
thränenwerthen Vergangenheit. — Ist es Ihnen
jetzt möglich, alle weitern Veränderungen in der Ge-
gend des Sees für dieses Jahr zu verhindern, so
trägt dieses einiges zu meiner Ruhe bey. — Soll-
ten Sie indessen nach diesem allen noch Ursache fin-
den, ein Mißtrauen in meinen Charakter zu setzen,
wozu, ich gestehe das, die Umstände vielleicht ge-
eignet sind, so bin ich auch erbötig, Sie sogleich
jetzt mit meiner Geschichte bekannt zu machen, wie-
wohl der Zusammenhang derselben —"

„Mein

„Nein, mein armer Freund!“ sagte Wilibald, und drückte ihn ans Herz. „Reden Sie erst, wann es Zeit ist, und rechnen Sie ganz auf mich, meine Kräfte, und meinen besten Willen.“ Otto ruhte einige Minuten an ihm, und umfaßte ihn mit Heftigkeit. So weich hatte ihn Wilibald noch nicht gesehen.

„Es scheint, sagte er dann, daß der Himmel Sie zu meinem Trost und Schutz in diese Gegend geführt hat.“ Sie versprachen sich, unter den zärtlichsten Umarmungen, wechselseitige Freundschaft.

Otto wollte eben zu reden fortfahren, als er aufmerksam durchs Fenster sah. „Wer sind die Fremden?“ rief er. „Ist es nicht Ihr Herr Vater?“ Es war der Finanzrath, Auguste, Mariane, und Fräulein Louise, welche letztere Wilibald schon in Felseneck gesehen hatte. Wilibald war ihnen zu lange weg geblieben. Sie hatten sich aufgemacht, um ihn abzuholen, und suchten ihn, von Hanchen geleitet, hier auf.

„Mit Ihrer Erlaubnis, mein lieber Herr Nachbar, sagte der alte Kronach, wollen wir alle sehen, wo Sie zu Hause sind, wiewohl Ihnen mein ungerathener Sohn schon über dem Halse liegt.

„O altgetreuer Haushalter!“ sagte Mariane,

ne, und schmiegte sich an Wilibald. Ich dachte, es wäre Ihnen etwas schlimmes begegnet, und konnte nicht länger ruhig seyn." — Man unterhielt sich nun einige Zeit über Wilibalds Verschönerungen in Haus und Hof, und der Finanzrath war sehr damit zufrieden. „Das beste, sagte unser Held, sollen Sie erst noch sehen, wann wir auf die Ruine und an den See kommen."

Eben trat Mathilde herein, und verbeugte sich mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit. — Mariane blickte sie einen Augenblick mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens an. „Ach, die Sängerin!" schrie sie dann, und flog todtenblaß an ihre Brust. Sie behielt Mathilden am Arme, bis diese mit der übrigen Gesellschaft fertig war, und zog sie dann sogleich in ein anderes Zimmer. Fräulein Louise folgte ihnen, kam aber schnell und geschäftig zurück. „Marianen ist gar nicht wohl," sagte sie. „Das arme Mädchen hat sich alterirt."

Alles lief zu ihr. Sie saß wie todt im Armstuhl. Mathilde kniete vor ihr, strich sie an, küßte ihr die Hände und weinte bitterlich. Der Finanzrath legte mitten in seiner Angst, Mathilden sanft die Hand auf die Schulter, und winkte Otto gerührt zu. — Die Kranke erhohlte sich

schnell

ſchnell, und blickte einige Zeit unſern Freund, welcher neben ihr ſtand, ſtarr an. „Es hat mir lange geahndet," ſagte ſie. „Aber das iſt ſie. Ihr Wiederfinden hat mich ſehr überraſcht." Sie lächelte, lehnte ſich, immer küſſend an Mathilden, und wurde bald wieder ſo munter, daß jedermann völlig beruhigt war. Dann trank ſie ein Glas Waſſer, und erklärte ſich bereit, ſogleich eine Fußreiſe von mehreren Stunden mitzumachen.

Man beſchloß eine Wanderung und Mathilde bat ſich aus, die Geſellſchaft in der Grotte traktiren zu dürfen. Mariane wollte aber doch wegen der Hitze nicht mit auf die Ruine, ſondern mit Mathilden an den See kommen. Die übrigen ſtiegen hinauf.

Den Finanzrath, welcher noch nicht oben geweſen war, zogen die herrlichen grünen Plätze, das alte Gemäuer und die groſſe Ausſicht ſehr an, und Fräulein Louiſe ergoß ſich ganz in poetiſcher Proſa über die Schönheiten des Landlebens und der Natur. — „O gewiß, ſagte der alte Kronach, hier wünſch ich meine alten Tage zu beſchlieſſen." Während ſie hinab nach der Grotte ſtiegen, ſprach er mit Otto ſehr lebhaft über das hieſige Guth. — Sie fanden Marianen und Mathilden, Arm in Arm ſchon bewundernd

vor

vor der Höhle. — Mathilde machte die kleine Wirthin allerliebſt; ſie ſchien eine Pflicht zu fühlen, Jedermann etwas Gefälliges zu ſagen; und dieſe Rolle hatte ihr ſo viel Heiterkeit gegeben, daß ſelbſt ihr Vater bemerkte, die Geſellſchaft thue ihr ſehr wohl. Sie kam aber doch Niemanden nahe als dem Finanzrath, welcher auch an ihr ein beſonderes Wohlgefallen fand. Uebrigens tobte ſie in feſſelloſer Jugend herum, ſtand keinem Menſchen Rede, und verdarb es mit keinem.

Nach einigen Debatten über Wildbalds längeres Auſſenbleiben und ſeine Geſchäfte, erklärte ſich der Finanzrath beyfällig für die gemachten Anlagen, auſſer, daß er die Grotte für ungeſund hielt, und deßwegen ſeinen Stuhl heraus in die freye Luft rückte. „Hier, ſagte er, iſt ſchon ohnehin Schatten genug — und daß mir ja Niemand in der erſten Stunde aus dieſer Quelle trinkt! Dergleichen unterirdiſche Brunnen ſind entſetzlich kalt und gefährlich; ſchon manche ehrliche Seele hat den Tod daraus getrunken.“

„Es iſt, ſagte Mathilde, als ob dis alles ganz neu geſchaffen wäre. Denn die Grotte war vorher völlig unzugänglich, und den Brunnen hörte ich nur zuweilen rauſchen, wann ich auf dem Kahne bis an die Klippen heranfuhr.

Sie ſaſſen jetzt eine Zeitlang ruhig, um die

Nachtigallen nicht zu stören, die hier um die Wette sangen; und um den schönen glatten See mit seinen Schattenufern still zu betrachten.

„Wenn es möglich wäre, sagte Wilibald, durch Singstimmen oder durch irgend ein Instrument die Töne der Nachtigall nachzuahmen, so müßte die der ganzen Musik eine völlig neue Wendung, einen viel höhern, ich möchte sagen südlichen Schwung geben. Allein sie hat drey unnachahmliche Töne in ihrer Gewalt — das wohllüstige Schlürfen oder Schwirren, worinn etwas Bacchantisches liegt — das leise, süßgedehnte Ziehen, welches gewöhnlich auf jenes schmachtende Girren sogleich folgt, und in einem einzigen, langen, abgezognen Ton besteht, der aber einen Wilden rühren muß, der alle Wärme, alle melodische Gluth in der Welt umfaßt — und dann der hinsterbende Fall, der die Seele auflöst, der das Herz zur süssen Thränenfeyer zu laden scheint —" Er schwieg, und zeigte auf eine ganz nahe Buche, wo eben eine Nachtigall die kleinen Flügel wohllüstig dehnte, und, im Kampf unvereinbarer Liebesmelodieen, ihre zärtliche Quaal zu klagen anfieng.

Mathilde hatte ihm und den Vögeln sehr aufmerksam zugehört. Sie lächelte ihm Beyfall, und sagte ganz leise zu Louisen. „Wenn ich nur auch so sprechen könnte! Wie ist es möglich, das

in

in Worte zu legen! Und doch — iſt es wahr, oder nicht?“

Luiſe lächelte. „Du haſt recht, Liebe!“ ſagte Mariane, die es gehört hatte, und reichte nach ihr, ſeufzte ſchwer.

„Iſt deine Gondel noch nicht fertig?“ ſagte der Finanzrath.

„Warten Sie — fuhr Mathilde auf — ich bin der Schiffer.“ Sie hüpfte fort, um den Kahn heranzuſchiffen, und den Alten zu fahren. Willibald proteſtirte, der Finanzrath verbat ſich alles Fahren, und die übrigen waren beſorgt für ſie. Aber ſie ließ es ſich nicht nehmen, ſondern rannte fort, wie ein Reh, das Geſtade entlang. Auf Otto's Verſicherung, daß ſie gut fahre, ſagte der Alte: „Nun, ſo laß ich mich auch von Niemand dazu bereden als von ihr.“

Schnell hatte ſie die weite Strecke zurückgelegt, und ſtach mit aller Macht mitten über den See auf die Grotte zu. In der Mitte machte ſie Figuren und Schifferkünſte, ſo daß Mariane laut ſchrie, und Otto ihr zurief, ſie ſolle vernünftig ſeyn. — Nun trat ſie mitten in den Kahn, wankte ſanft darinn hin und her, und ſtoß ſtill heran. Das weiſſe Kleid mit Roſenbandſchleifen — das bräunliche Haar — das Lächeln der blühenden Lippen, worinn eine gewiſſe reizende Sicherheit auf ihre Kunſt lag —

der

der dunkle Kahn, in welchem sie sich sanft bewegte — und der heitere blaue Grund, auf welchem dis alles heranschwamm, gaben einen unbeschreiblich lieblichen Anblick. — „Glücklicher Nachen, mit deiner reizenden Last!“ sprach unser Freund am Ufer ihr leise entgegen. „Wie sanft wankst du auf der reinen Fluth dahin! Kein Ruderer als Zephir, lenkt jetzt deine schöne Fahrt durch die Wasserkreise; diese Wellenlinien umziehen dich, wie silberne Ketten, mit welchen die Nymphen deine süsse Bürde zurückzuhalten streben.“

„Seh mir Einer die Kleine!“ sagte der Finanzrath mit innigem Wohlgefallen. „Sie haben eine sehr reizende Tochter.“

„Schifferleben, Hoffnungleben!“ sang Mathilde herüber.

„Ihr Leben auf diesem See, sagte Marianne, ist freundlich und rein, wie der Flug einer weissen Taube durch die blauen Lüfte.“

Wilibald stand unten, wo sie landen wollte, und streckte schon unwillkührlich die Arme nach ihr aus, um sie aufzufangen. Aber, sie sprang, ihn täuschend, weit neben ihm vorbey, und zog schnell den Kahn nach sich ans Land. „Nun ist alles zur glücklichen Fahrt bereit,“ rief sie; der Finanzrath stieg ein, und liess sich einigemal von ihr auf dem See herumtragen. Wilibald hatte sich gemel-

det

der, wenigstens zu ihrer Hülfe mitzufahren; aber sie wollte ihn durchaus nicht einnehmen, und nichts von ihm wissen. „Sie verstehen das nicht,“ sagte sie. — Nach glücklich geendigter Fahrt, als ihr der Alte dankte, erbot er sich, nun auch seinen Dienst zu bezahlen. Sie verstand ihn nicht; aber, wie er die Arme ausbreitete, hieng sie sich jugendlich fest an den schönen Alten, und überließ sich seinen Küssen mit so gutwilliger Behaglichkeit, daß Otto drohend sagte: „Mathilde, du wirst mir endlich doch wohl ungetreu.“ Kronach hatte auch wirklich großen Eindruck auf ihr Herz gemacht, und er selbst bemerkte dabey, er habe gefunden, daß Leute von seinem, nemlich von einem schon sichernden Alter, gewöhnlich bey jungen Mädchenherzen in besonderer Gnade ständen.

Mathilde fuhr nun selb Fünfe von neuem aus, und dis war alles, was der kleine Kahn ertragen konnte. Sie hatte beständig etwas an Wilibalds Rudern auszusetzen, so, daß sie ihren Streit noch eine Zeitlang zu Lande fortführten. — Mariane behauptete, sie sey noch nie glücklicher gewesen, als heute, und August war lauter Jubel.

Wie sie sich trennten, bat der Finanzrath seinen Nachbar mit einer herzlichen Umarmung, ihn mit seiner Tochter in der Stadt zu besuchen. „Daß Sie ja bald zu mir kommen!“ sagte er zu Mathilden. „Wir wollen dann meine Frau ganz und gar zur Eifersucht bringen, und — indem er sie umarmte — nur so, wollen wir uns immer wieder sehen, und so, von einander scheiden.“ Mariane trennte sich unter heissen Thränen von Mathilden, und diese weinte gutherzig mit. Sie schien von dem Neuen der heutigen Vorfälle gespannt und bewegt.

Unser

Unser Held verließ zum erstenmal Hainberg höchst ungerne. Vielleicht hätte er, ohne erinnert zu werden, noch eine ganze Woche hier fortgelebt. — Beym Abschied sagte ihm Otto leise: „Verwickeln Sie mich in keine grossen Bekanntschaften in der Stadt.“

„Diese werden, antwortete Wilibald, außer den heutigen, nur noch etliche Freunde seyn.“

Man brachte den größten Theil des Abends in Felseneck mit Erzählen von Hainberg zu. Der Alte sprach mit Entzücken davon, und lobte Otto und Mathilden; und seine Frau, die ihren Sohn dabey aufmerksam betrachtete, verlangte bald dahin zu kommen, um alles dis zu sehen.

„Ha, sagte Franz, endlich, endlich haben wir eure Sängerin ausgekundschaftet. Nun seyd auf Eurer Huth!“

Wilibald sprach wenig zu Mathildens Lob, weil er, aus einem ihm selbst noch dunkeln Grunde, sich für partheyisch hielt. Desto lauter sprach er zu Otto's Vortheil. Mariane hingegen redete mit einer Fülle des Herzens von ihrer neuen Freundin, worüber ihr Louise ziemlich lebhafte Vorwürfe machte

„Nun ich muß doch das Wundermädchen selbst sehen!“ sagte Madam Kronach, und blickte mißtrauisch nach Wilibalden, der träumend dasaß, und wirklich nicht an Mathilden, sondern an Otto gedacht hatte.

Des andern Morgens befand sich Mariane übel, und kam spät, und sehr blaß zum Frühstück. So sehr sie sich zur Heiterkeit zwang, so wenig gelang es ihr. „Ich habe mich, sagte sie zu Wilibalden, gestern übernommen.“ Doch war sie des Nachmittags wieder so wohl, daß sie ihren Vorsatz

sah, zu dem versprochnen Aufenthalt bey der Gräfin die Kronach'sche Familie in die Stadt zu begleiten, ausführen konnte. Man schickte sich zur Reise an, und fuhr gegen Abend, unter dem Drohen eines fernen Gewitters, von Felseneck ab.

Willbald, der mit Franzen zu Pferde war, trieb den Kutscher zur Eile, weil er die Furchtsamkeit seiner Mutter bey Gewittern kannte. Die Hitze vermehrte sich von Minute zu Minute so, daß alle Gegenstände vor den Augen flimmerten, und die Felder im elektrischen Zitterglanze schwebten. — Die blutrothe Klapprose schien von der Gluth doppelt entzündet; die blaue Cyane, und die blasse Cichorie wankten schwermüthig in der drückenden Stille; und angstvoll krächzten die Finken dem nahen Sturm entgegen.

So schnell auch die Reise vorwärts gieng, so nah und immer näher donnerte es doch bald in harten Schlägen hinter ihnen her. — Die heissen Luftwellen bekamen schon mehr Leben, und in der Ferne sahen sie einige drehende Staubwirbel, die Vorboten des allgemeinen Aufruhrs. — Wie die Stadt jetzt vor ihnen lag, hatte sie das Donnerwetter ereilt und die schweren Gewölke drohten schon über ihrem Haupte. Der heisse Sturmwind jagte die Staubwolken vor und hinter ihnen her, so, daß Menschen und Vieh der Athem stockte. — Beym Einzug in die Stadt sahen sie sich mit in die grausse Zerrüttung der allgemeinen Ruhe gezogen. Das Zuschlagen der Thüren von dem gewaltigen Sturm — das Klirren der zerbrechenden Fenster — der brausende Lärm des Volks — die gelben Blitze, die sich in den Strassen zu durchkreuzen schienen — alles dis machte, daß die Pferde schon emporstiegen sich ihren Führern widersetzten, im Erschrecken

vor

vor der höheren Kraft. — Eben stürzten die ersten grossen Regentropfen aus der Wolke, wie Blasen, auf das staubige Pflaster, als die Gesellschaft, wie es dämmerte, noch glücklich anlangte.

Willibald brachte die erschrocknen Frauen ins Zimmer, und betrachtete dann den tobenden Sturm. Es wurde Nacht. Das Wetter war noch nicht völlig zum Ausbruche reif, und braußte, bey wenigem Regen, schnell und mit hohlen, schütternden Stössen über die bange Stadt hin. — Er fühlte sich seltsam bewegt, als er mitten in den kurzen ängstlichen Pausen zwischen den jetzt blaugrünen Flammen, und dem krachenden Schlage zuweilen vom nahen Lindenplatze her eine einsame Nachtigall süß und geschmeidig klagen hörte. „Wie romantisch, rief er, paart sich hier das Härteste und das Mildeste in der Natur! Ach des Menschen Leben trift so oft ein gleiches Loos!“

Bald waren alle Wetterwolken vorüber, und die Sterne funkelten hie und da.

„Es wird ein fruchtbarer, aber ein heisser Sommer!“ sagte der Finanzrath, indem er mit Willibalden alle Fenster öffnete.

„O, es wird uns wenig helfen,“ sagte Willibald. „Die Hitze ist draussen noch drückender. Vor der Hitze giebt es eigentlich gar keinen Schutz, als in unterirrdischen Kammern.“ Er schaute wieder hinaus in die glühende Luft. Aus der Gegend zwischen Felseneck und Hainberg flammte schon neues Wetterleuchten durchs zackige Gewölk heran.

Wilibald's Ansichten des Lebens

Ein Roman in vier Abtheilungen,

von

Ernst Wagner.

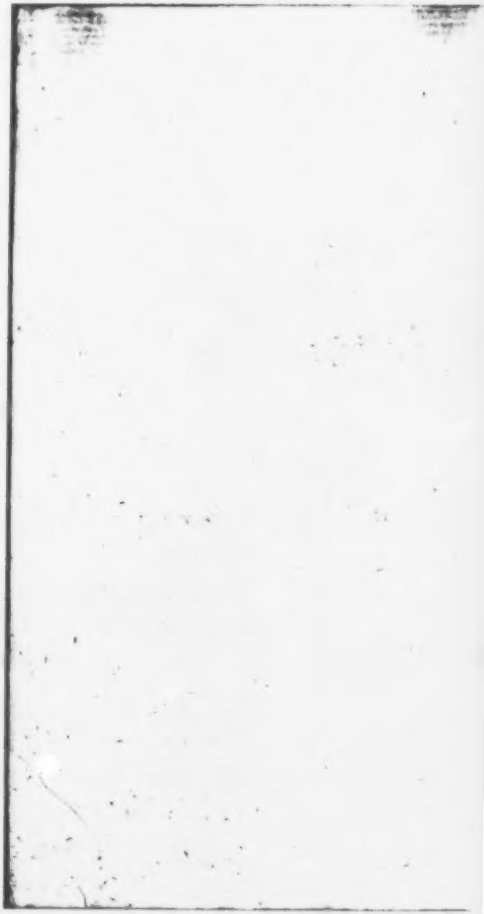
IIr Band.

MEININGEN und HILDBURGHAUSEN
bei J. G. Hanisch's Wittwe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wilibald's
Ansichten des Lebens.

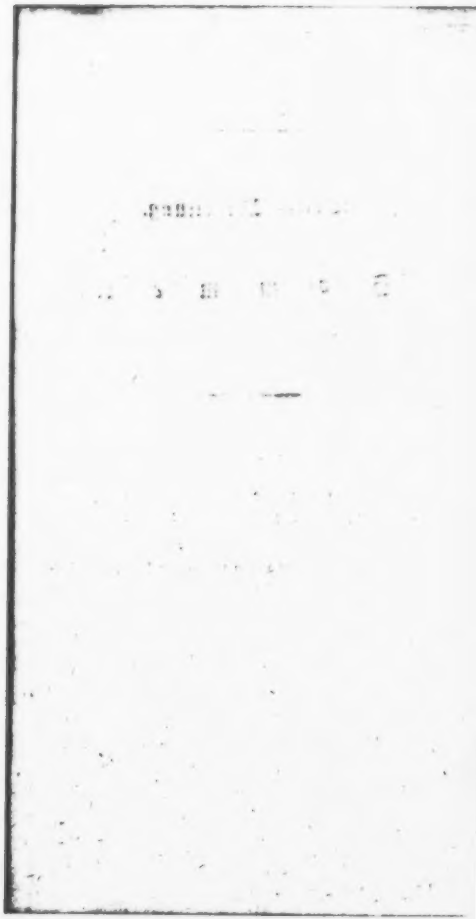
Zweyter Theil



Dritte Abtheilung.

S o m m e r.

Mächtig treibts, und in der Sommerschwüle
Iſt es, wo die zarte Roſe glüht.
In der Hitze ſtreitender Gefühle
Iſt es, wo der freye Geiſt erblüht.



Den vielen herrlichen Tagen des Frühlings folgte eine kurze warme Regenzeit. Die Natur tränkte das durſtige Land reichlich, und entwickelte brünſtig die letzten Keime des Jahres.

Aber unſern Freund befiel in dieſen Tagen eine innere Unruhe und ein ängſtliches Schwanken zwiſchen mancherley im Widerſpruch ſtehenden Pflichten und Gefühlen.

Die Gräfin, bey welcher Mariane während der Abweſenheit des Grafen ihren Aufenthalt nehmen mußte, empfing ihn nach ſeiner Zurückkunft in die Stadt, froſtiger als ſonſt. Sie hatt' es doch mit einiger Bitterkeit empfunden, daß er ihrer Einladung dahin erſt ſo ſpät gefolgt war. Schon dis machte ihn unmuthig, und er ſuchte alles mögliche hervor, was zu ſeiner Entſchuldigung dienen konnte, wobey ihn auch Mariane aus allen Kräften unterſtützte. Die Miniſterin ſchien vertrauter mit dieſer zu leben als ſonſt, und war durch ſie ſchon von der ganzen Geſchichte Felſenecks, Hainbergs und des Wiederfindens der Sängerin unterrichtet.

„Sie ſollen mir die Sängerin einmal herein-

hohlen

hohlen, Mariane," sagte sie. „Denn nach Hainberg will ich nicht."

„Wilibald bot alle seine Beredsamkeit und landschaftsmalerische Darstellungskunst auf, um ihren Entschluß zu ändern. Es schien endlich doch, als ob dieses gelingen wollte.

„Ernstlich, sagte sie, mag ich Ihnen niemals zürnen, so wenig als der verzogne Mariane. Am Ende zürnt auch ein Weib aus keinem andern Grunde, als aus Furcht oder Angst. Gern hätte ich freylich bisher werthe Menschen um mich gesehen, da die Leere in der Stadt täglich so sehr zunimmt, daß wir selbst die gewöhnlichen Unterhaltungen der Gesellschaft schon aussetzen mußten. Und doch liegt es einmal ausser dem Plane meines Mannes, diesen Sommer aufs Land zu gehen. Ich habe also wohl Ursache zu murren, wenn meine selbstsüchtigen Freunde jetzt nur ihren Blumen und Launen nachschwärmen, und mich erst in der rauhen Jahreszeit wieder suchen wollen, wie man den Winterpelz hervor sucht —"

„Ich selbst, fiel er bescheiden ein, kenne die Unbedeutenheit meiner eignen Person so genau, als den Werth von jenem auserlesenen Zirkel, der sich Ihnen als seinem beständigen Mittelpunkte zu nähern strebt. Schon der einzige Umstand sollte

mir

mir daher Verzeihung, sogar Mitleiden auswürken, daß ich ja in Hainberg von diesem Zirkel ausgeschlossen wär. Ausserdem ist auch in den meisten Hinsichten der Einzelne weit schlimmer daran als die vertraute Mehrheit. Auf dem Lande zum Beyspiel bleibt dem Einzelnen mancher tiefe und reiche Quell des Naturgenusses verborgen, wozu ihm des Freundes Blick und Rede den Zugang eröffnen würden; die Mehrheit hingegen findet in der innern tausendtönigen Harmonie ihrer Glieder schon einen eignen hohen Genuß — so wie ein Solo, welches ich ohne Akkompagnement spiele, erst dann, ja ich möchte sagen nur deßwegen, mich entzückt, wann und insofern ich mir die grosse vollständige Begleitung dazu wirklich denke."

„O gewiß, versetzte die Gräfin, verlangt er am Ende noch großen Dank dazu, oder gar einen gewissen Tagelohn an Geld für seine Leiden in Hainberg." Sie reichte ihm zur Versöhnung die Hand. „Aber, vielleicht bin ich auch wirklich ungerecht," fuhr sie fort. „Der Mensch ist der wahre Nimmersatt. Und wie kommt es doch, daß besonders die Frauen lieber in allem Maaß und Zahl anerkennen wollen, als in der Freundschaft?"

„Weil die Freundschaft selbst, rief er gerührt, nicht, wie die Liebe, Zeit und Maaß achtet, sondern

dern end- und schrankenlos strömt, wie die Ewigkeit, die ihren Quell der verwandten Seele einst verjüngt wiedergiebt."

Sie blickte hier betroffen auf Marianen, die, im Begriff sich zu entfernen, nochmals wiederkehrte, um sie schwärmerisch zu umfassen. — Sobald er mit der Gräfin allein war, wandte sie sich lebhaft zu ihm: „Unter uns gesagt, ich wünschte doch zu wissen, ob Sie etwa darauf warten, daß man Ihnen die Stelle, welche der Rath Sello versieht, antrage? —" Wie er nicht sogleich antwortete, fuhr sie fort: Mir scheint es, ein gewisser Freund wünschte sich wohl recht sehr in die reizende Lage eines guten, braven Landmannes." Ihr Blick war fast zornig, und verweilte zuletzt bey dem Wort „Landmann" spöttisch auf seiner edeln Gestalt und Kleidung. — Mariane trat schon wieder herein, und die Gräfin schien seine Antwort, die er eben begann, mit allen Mienen ernstlich verhindern zu wollen, daß er nicht durchdringen mochte.

Ohne jetzt zu untersuchen, ob die Gräfin im Ernst das Landleben geringschätze, wovon er auch Gegenbeweise hatte, fand er doch ihr Betragen auffallend, und in mehr als einer Rücksicht beunruhigend für seine geheimen Wünsche. — Sie

liebte

liebte Marianen inniger, und war dabey in ihrer Gegenwart, mit ihm fremder als sonst. Mit Schaudern dachte er sich zum möglichen Grunde hiervon jene Umarmung seiner beyden Freundinnen im Walde bey Felseneck, die ihm so fürchterlich war. — Doch trösteten ihn über das alles Marianens eigne Versicherungen. — Aber die Frage wegen Sello konnte die Gräfin nicht aus sich selbst genommen haben, da sie sich nie in öffentliche Angelegenheiten mischte, welches unser Held vorzüglich an ihr schätzte. Ohne Zweifel hatte ihr der Minister diese Erkundigung aufgetragen. Und wie nun? —

Seinem Grundsatze getreu, daß ein Nachdenkender für jede Gesellschaft ein langweiliger, und bey der größten Anstrengung doch nur ein Kranker sey, suchte er bald sein stilles Zimmer.

„Gut! dachte er dort. Die Menschen wollen meine hiesige Laufbahn sehr begünstigen; denn mit diesem Amt eröffnet sich zugleich die Aussicht auf eine ziemlich hohe Stuffe, auf der man Sello nicht zu sehen wünscht, da sie bisher nur dem Adel überlassen wurde. Und bis dorthin gehen die Berechnungen meiner Mutter; dort finden ihre Lieblingspläne das gewünschte Ziel. Ausser mir und Sello'n

so'n wagen sich keine Bewerber heran; und wenn auch meine bisherigen Bemühungen, jenem eine andere Aussicht zu verschaffen, fruchtlos waren, so wird doch der Minister, da er für die ganze Sache eingenommen scheint, am Ende Rath für Sello schaffen. Dazu kommt, daß mit diesem Amte zugleich auch jene glänzende Aussicht mir für immer entgeht — daß ich dann vielleicht mehrere Jahre lang auf eine weit geringere Stelle warten muß — daß bey der gegenwärtigen, wenn sie gleich sehr müheselig ist, und mir mein schönes Hainberg völlig wegrauben wird, doch viel Ehre zu erwerben seyn mag — daß ich durch mein Weigern eine geliebte Mutter tief kränke, welche von mir die Restauration eines eingebildeten hohen Familienglanzes erwartet — daß es überhaupt die Pflicht jedes Geschickten ist, treulich seinem Staate zu dienen — daß manche gebildete Menschen mit der Gräfin mich belächeln werden — und dann, der Müßiggang auf dem Lande — das Verländeln des Menschen selbst — meynte das die Gräfin? Und hat dis wirklich einigen Sinn? Warum habe ich hierüber noch keine klaren Ideen — noch so wenig Vertrauen in meine eigne innere Thätigkeit, die mir doch am Ende auch auf dem Lande bleiben muß? — Warum würde ich jetzt sogar erröthen, wenn die Ministerin vor

mir

mir stände, um ihr empfindliches „Landmann" noch mals auszusprechen ?"

Wirklich erwachte ein gewisses Gefühl in ihm, welches er ohne Bedenken Scham nannte, welches sich aber sogleich verlor, wenn er einige zutrauliche Blicke auf die andere Seite warf. „Reizendes Hainberg!" rief er. „Du kleiner, stiller Ort, über dessen friedlichen Wohnungen Mathildens Geist wie ein schöner Genius schwebt! Meine Seele hat das süsse Leben deines Blüthenhügels schon zu tief gekostet. Otto's Bilder von stiller, aber konzentrirter Existenz, von einfachem, aber vollem Leben, von unverzierter, aber ewig treuer Natur — o, sie sind keine Träume! — Otto und meine Eltern dort in ländlichem Frieden vereinigt!! — Und was ist denn eigentlich diese Geschäftswelt? Was ist euer Staat? — Ich habe ihn endlich ein wenig kennen gelernt. Er besteht in einem ungeheuern Aggregat von Sandkörnern, deren jedes von dem andern gern los will. Seine Diener kehren und treiben die Flüchtlinge wieder zum Haufen, damit er doch aussehe wie ein Ganzes. Ist uns diese saure Arbeit so verdienstlich? — Ja, wenn wir die Kitt erfinden könnten, oder dürften, die das alles zum festen Körper vereinigte! Aber da ruft uns die ernste Zeit drohend zu: Laß

ab von dem, was nur meine Verwitterung vermag, und ohne euch verrichten wird. — So besteht vor der Hand das höchste Heil des Staats, nach welchem auch der weiseste Diener einzig streben kann, nur darinn: daß das Ding gut thue! — Ist das so viel?"

„Und wie sieht es mit der grossen Welt aus? Die herrlichen Intriguen der grossen Zirkel — der Glanz und Prunk der Stände — die kunstreichen Modulationen der schönen Welt — das vielseitige Leben — die alles verwirrende Kultur — diese Dinge zusammen genommen werden für mich, was auch Otto sagen mag, immer viel interessanter bleiben, als das sogenannte Landleben, soweit ich dieses kenne. — Doch habe ich zuweilen aus jenen grossen Verschlingungen zuletzt schon sehr gewöhnliche Resultate, ja gemeine Handlungen entspringen sehen, die ich, beym Licht betrachtet, auf dem Lande weit abgezogner und bestimmter hätte haben können, als in meiner grossen Welt; und, daß ich mir von dieser doch vielleicht ein allzugrosses Interesse versprochen habe, werde ich meinem Freunde bald gestehen müssen. — Am meisten täuschte mich bis jetzt die grosse Welt in Rücksicht des Interesse der menschlichen Leidenschaften. Ich habe die Intrigue gefunden, aber nicht in ihrer rechten interessanten Größe.

Bey

Bey der Leidenschaft selbst fehlte der Zweck und die Kraft. In der Höhe — es sey in der Nähe des Hofes, oder in grossen Zirkeln — scheint die Leidenschaft nur zwergartig zu wachsen, wie Bäume auf hohen Gebirgsgipfeln; aber in den Thälern lebt sie kräftig und schön; und da, wo uns ihre Nacktheit beleidigt, nöthigt uns ihre Grösse Bewunderung ab. — Duellirten sich nicht neulich zwey meiner Freunde vom Militair in meiner Gegenwart aus bloser Furcht vor der Ehre? Aus bloser Angst vor der Schande sich nicht zu schlagen? Sah ich nicht, daß sie zuletzt einander Blösen gaben, und annahmen, aus bloser Bangigkeit, man könnte sagen, sie hätten nicht „brav gethan?“ Sah ich nicht bald darauf zwey junge Hainberger sich um ein Mädchen mit Keulen schlagen, und hörte wie sie, vom Blute triefend einander noch den Tod schwuren? O gewiß mußte Einer sterben, wenn nicht die halbe Nachbarschaft sich dazwischen warf. — Und doch tödtet sich jene Art Kämpfer eben so oft und vollkommen, als diese! Aber in welchen Kampf würden sich wohl die grossen Schatten Achill's und Hektor's lieber mischen? Ist hier die grosse Menschheit in der grossen Welt? — Otto würde mir am Ende wohl noch beweisen, daß die grosse Welt aus unzähligen kleinen Weltchen bestehe, die aber alle zusammen

nicht

nicht so viel grosse Menschheit zu fassen brauchen, als vielleicht eine einzige von seinen Welten, die ich klein schalt — zumal wann sie zum Handeln käme."

Sein Bruder unterbrach dieses Selbstgespräch mit der Nachricht aus einer sichern Hand, daß Sello sich bereits um das bewußte Amt gemeldet habe.

Gemeinschaftlich trugen die Brüder sogleich das ganze Ereigniß den Eltern vor, und Wilibald sagte dann alles darüber was er dachte. Selbst das satyrische Lächeln der Gräfin, welches er jetzt schon wieder belächeln konnte, verschwieg er nicht. Freylich äusserte er in Rücksicht Hainbergs nur: dieses werde künftig für ihn so gut als verloren seyn, und der Vater werde viele Beschwerden von den dortigen Besorgungen haben, die er selbst dann nicht mehr übernehmen könne.

„Gut, daß du von Hainberg sprichst, sagte der Alte. Ich habe dieses Guth für Augusten bestimmt. Du sollst dabey nicht zu kurz kommen."

„Mein Bruder schweigt, sagte Wilibald. Aber ich weis, daß dis nie seine Sache seyn wird. Hainberg ist Ihnen dann nur eine Last."

„So werde ich selbst hinaus ziehen, murrte der Vater, wenn Ihr Euch so wenig in meinen Willen schicken wollt."

Lebhafter schilderte nun Wilibald Sello's

Lage

Lage, und erklärte, es sey gegen sein Gewissen, daß er, als ein junger Mensch der warten könne, diesen Mann um sein ganzes Glück bringen solle, da derselbe Familie habe, vielleicht durch ihn — ein entsetzlicher Gedanke! — ruinirt, trostlos, sein Feind werden, und dann ein gefährlicher Feind werden könne.

„Dafür laß mich ganz allein sorgen," wandte der Alte ein. „Du kannst dich darauf verlassen, daß der Minister dieses Bedenken kennt, dir gut heißt, und wo möglich bald hebt."

Das überraschte ihn, und da er auch den fast unbedingten Willen seiner Eltern sah, so hätte er sich vielleicht auf der Stelle gemeldet, wenn nicht seine Mutter, die etwas leidenschaftlicher für diese Sache eingenommen war, in der Hitze mit einem Plan herausgegangen wäre, wobey, wie es dem Sohne schien, Fräulein Luise eine Hauptrolle übernehmen sollte. Wilibald kannte sie als ein Mädchen aus einer der ersten hiesigen Familien, das in vielem Betracht für eine sogenannte vortheilhafte Partie galt; sie war ihm aber wegen eines gewissen steifen Büchertons und ihres übertriebnen Kunstfleisses, unleidlich. Wie aus den Wolken gefallen, sah er daher seine Mutter gros an, und schien so eben zu begreifen, daß hier Mutter und Bruder im Einverständnisse darüber lebten, ihn

durch

durch dieſes Amt an einen Stand zu feſſeln, den er ſeit einiger Zeit lieber in ehrerbietiger Entfernung betrachten, als in Verbindung mit ſich ſehen mochte. Seine Ideen über Freyheit glaubte er durch eine ſolche Erhöhung tief niedergedrückt. — Und ſchnell, wie ein reiner Lichtſtrahl, fuhr in dieſem Augenblick Mathildens blühendes Bild durch ſeine ganze Seele, um auf ewig darinn zu wohnen.

Er brach kurz ab, und verſicherte, der Befehl ſeiner Eltern bleibe ihm jederzeit heilig; allein, da der Graf erſt in acht Tagen zurück komme, ſo bitte er, dieſe Zeit noch in ruhiger Ueberlegung in Hainberg hinbringen zu dürfen, wo ſeine Gegenwart, wegen der bevorſtehenden Heuernte ohnehin ſehr nöthig ſey.

August ſagte: „Du biſt ein unentſchloſſener Menſch! Ich würde mich ohne Bedenken ſogleich melden, wenn ich wirklich Luſt hätte.“

„Und die ruhige Ueberlegung, ſetzte die Mutter hinzu, haſt du bequemer zu Hauſe. Ich ſelbſt werde nach Hainberg gehen, um dort das Nöthige zu beſorgen. Es kommt mir gerade gelegen, und ich habe meine Urſachen dazu.“

„Das wird nichts,“ ſagte der Alte beſtimmt. „Entweder ich, oder er. — Und ja, er ſoll auf acht Tage nach Hainberg — gerade nach Hainberg! Mein

Mein Wille ist ihm bekannt; aber er soll nicht sagen, ich hätt' ihn gezwungen." Hastig gieng er nach seinem Komptoir.

„So sind die Kinder!" sagte Madam Kronach, und biß sich in die Lippe. August schüttelte den Kopf. Wilibald sah an die Decke. Zum erstenmal seit langer Zeit gieng die Familie völlig verstimmt auseinander.

Froh über die erhaltene Freyheit, wieder abzureisen, beurlaubte er sich von seinen Freunden, und zuletzt auch mit einer Art von Triumph von Marianen und der Gräfin. — Mariane veränderte die Farbe bey der Nachricht, und bat ihn sehr, noch hier zu bleiben. Dagegen fieng er an, ihr die Nothwendigkeit seiner Abreise zu beweisen, und die Schönheiten seiner Ernte mit den hellsten Farben vorzumalen. — Die Gräfin lachte endlich. „Wenn er sich einmal vornimmt, sagte sie, uns für eine Albernheit zu gewinnen, so kann er mich zuweilen so rühren, daß ich ihm gerade das Tollste verzeihe, um — selbst zu entriren. — Wir kommen also auch nach Hainberg, und was ich Ihnen über das Landleben sagte, habe ich nicht allein zu verantworten. Es war mir einiges davon angelehrt."

„Schön, schön, rief er, auch Plinius und Alles will die Ernte sehen!“

Hier war also jedermann gut. Desto stiller lebte man im elterlichen Hause. Jeder stand allein da.

Aber am Abend vor Wilibalds Abreise trat der Vater noch spät in sein Zimmer. „Wilibald, sagte er mit sanftem Ernst, du bist, wie ich hoffe, ein vernünftiger Mann geworden. Wenn ich dir vielleicht zu viel that, so nimm jetzt noch eine Erklärung mit auf den Weg, die dich beruhigen wird. Meine Absicht ist keineswegs, deinem Willen, noch weniger deinem Herzen Gewalt zu thun. Auch habe ich Manches überlegt. Ich bleibe gewiß dein Freund, auch dann, wann dein Entschluß nicht nach unsern Wünschen ausfiele. Du beleidigst in diesem Falle mich nicht; und deine Mutter ist eine gute Mutter, und am Ende — meine Frau. Einen Entschluß mußt du mit zurückbringen. Ich werde sorgen, daß man in Hainberg dich nicht stört. Dabey hoffe ich, du wirst uns nicht vergessen.“ Er küßte den Sohn, wie er nur selten that, und schied gerührt von ihm.

Zentnerschwer fiel des Vaters Güte auf sein Herz. „August hat wirklich recht, sagte er, ich bin ein höchst unentschlossener Mensch, der seinen Freunden

noch

noch viele Sorgen machen wird.“ In abentheuerlichem Gemisch zogen jetzt wieder einmal alle Stände und Klassen seiner Seele vorüber — nirgends sah er das sehnenswerthe Leben — alles Leben zeigte sich nur vielseitig, oder in kolossalischen Bildern — jede entzückende Aussicht zu freyen Thaten versank sogleich wieder hinter den Massen der Verhältnisse — und sein ganzes Gemüth war dem Sturme durchkreuzender Gefühle und Leidenschaften Preis gegeben. — Es waren die trübseligsten Minuten seines Lebens, vor welchem ihm jetzt zum ersten mal graute; und die heisse Nacht trieb seine Unruhe aufs höchste.

Sanft fieng es von der nachbarlichen Flöte her an, zu ihm zu sprechen. Leise und rein zogen seine Töne zur seinen Stunde durch die stille Nacht herüber. Der Hauch eines Müden, der Geist eines zufriednen Unglücklichen schien sie hervorzubringen; in ihren Armen ruhte unser Freund.

„Du frommes Wesen, lispelte er, wer bist du, daß dein freundlicher Mund mir etwas schenkt, was vielleicht dein armes Herz nie kannte? Die besänftigte Phantasie läßt mich in deinen Tönen Trost und Lehre zugleich finden. Fliehe, rufen sie, flieh doch weg aus aller Ueberfülle des wogenden Lebens. Das Gute wohnt in der Stille. Da bleibt deine See-

le rein und friedlich, wie wir. Der uns dir sendet, kennt auch das Glück des schönen Lebens nur aus Momenten, ach nur aus den Freuden der Melodie! Und nur im Schoose der stillen Natur fand er auch das lieblichste der Kunst wieder. — Nütze und beglücke nur durch das Schöne, und sey nur glücklich mit der kindlichen Natur, so wirst du in beyden endlich das Leben wieder finden, das du mit der Kindheit verlorst."

Er verschlummerte etliche süsse Stunden, und fand sich am Morgen sehr heiter. — Auf dem Wege nach Hainberg schien ihm auf einmal in der Seele neues Licht aufzugehen. „Halt, sagte er, ich will mir sogleich für immer rathen! Bald sollst du mich bestimmt sehen, mein theurer Vater! — Die Frage ist: passe ich für Hainberg? Genügt dieses mir? Finde ich dort meinem Staat? Findet die freye That dort Raum? Entfernt mich die rohe Natur von der Kunst, oder führt sie mich mit ihr zum Leben ein? — Die Antworten sind bald gefunden. Was hält mich ab, das Unangenehme des Landlebens bis auf die Hefen zu kosten? Ich habe Kräfte genug, um einmal ganz Bauer zu werden. Stellt meine vorige Geringschätzung des Landlebens sich darüber wieder ein, so nehme ich dis schon für eine Hauptantwort, und dann — fahre wohl, Hainberg!

Bey

Bey seiner Ankunft benachrichtigte er den Verwalter sogleich, er sey entschlossen, alle ökonomischen Arbeiten zu lernen, und eine Zeitlang selbst mit zu verrichten. Zu seinem Lehrmeister suchte er sich einen jungen starken Knecht, und zu seinem Dienst ein Paar grosse Ochsen aus, da ihm für seinen Plan sowohl der Verwalter als die Pferde viel zu gut und aufmunternd schienen. Adams lächelte, wie er den zarten Herrn sich ordentlich hierzu einrichten sah, und wies ihm endlich, da er heute Morgens sogleich anfangen wollte, ein Paar grosse braune Ungeheuer mit einem breitschultrigen Koloß von Lehrmeister nach seinem Verlangen zum beständigen Dienst an. — Hans meynte, das sey ein gar schlechter Spaß, der wohl nicht lange dauern werde.

Aber unser Held ergriff muthig die Sense, um den Anfang mit dem Grasmähen zu machen; und Hans mußte bald nach dem ersten Unterricht über die flinke Geschicklichkeit seines Herrn erstaunen, die dieser mit einer nicht gemeinen Stärke verband. Nach einer Stunde führte er schon einen gewaltigen, langsamen Sensenstrich, mit welchem er das dick in einander liegende Gras bis auf das niedrige Mooß „todtmähte" — nach zwey Stunden brauchte Hans nichts mehr für seine Beine zu fürchten,

ein

ſein Hintermann konnte in Mähen, und ſelbſt beym Wetzen der Senſe, vollkommen mit ihm Takt halten; und nun verſagte er ihm ſeine Bewunderung nicht länger. „Mein Seel" rief er im Umſehen freundlich „ein Strich, wie man ihn gern hat, eine Mahde wie ein Backtrog! Sonſt ſtellen ſie ſich erſt viel dümmer dazu!"

Des Nachmittags fuhren ſie zuſammen auf einen harten Brachacker. Man band die Pferde mit der Egge an, und nahm zuerſt die Ochſen mit dem Pfluge vor. Die ſeltſamen Namen, die Hans jeder beſondern Furche beylegte, beluſtigten Wilibalden. Bey den einzelnen Beſtandtheilen des Pflugs, wovon er ſchon manches wußte, bedurften die zum Theil ſehr bedeutenden Namen eines beſondern Studiums. Das Ackern ſelbſt fiel ihm anfangs ſehr ſchwer, und es ſchien ihm dazu mehr eine feſte, ſtete und tölpiſche Hand, als ein geſchicktes Lenken erforderlich. Hans ſchonte ihn nun nicht lange mehr. Er trieb ihm die Ochſen nur zwey Furchen lang vor, und gab ihm dann ſelbſt die Peitſche. Jetzt hatte Wilibald auf einmal ſo vielerley zu bedenken und zu thun, daß er alle Aufmerkſamkeit und Kräfte zugleich anſtrengen mußte. Das Vieh ſollte mit Nahmen gerufen — die nöthigen Stich- Schlag- und Kunſtwörter, nebſt

nebst Hieben bey demselben angewandt — die Geradheit der Furche in Obacht genommen — die Veränderung des Pflugs zum tiefen oder flachen Ackern nicht versäumt — auf die richtige Haltung der Handfassen und der Hülfsinstrumente beym Pflug sorgfältig gesehen werden — und die Sonne stach so gewaltig dazu, daß ihm vor Angst und Hitze der Schweis über das Gesicht strömte, worüber Hans von Herzen zu lachen anfieng. — Je ärgerlicher ihm aber dis letztere war, desto mehr strengte er sich an, um bald vollkommner zu werden. Endlich meynte Hans, es gienge nun gut. „Aber, sagte er, wie wirds mit den Pferden gehen? Die schreiten noch einmal so geschwind, da hat man gar nicht Hände genug.“ Hierinn irrte er aber. Wilibald hatte das Fahren gelernt, die Pferde liessen sich leichter von ihm lenken, und verstanden ihn besser als die Ochsen. Weil er nun die Bewegung und Haltung des Pflugs schon einmal kannte, so kamen ihm hier Geschwindigkeit und Geschick wieder zu statten, und er hatte bald die Genugthuung erlangt, daß Hans eingestand, er selbst könne so geschwind nicht ackern. Aber einige harte Stellen warfen den Pflüger von einer Seite zur andern, und ein grosser Stein, auf welchen die Pflugspitze stieß, hob Mann und Pflug so ganz aus dem Gleichgewichte, daß beyde umfielen.

len. „Das geht allehen so," sagte der trockne Hans. „Man muß nur die Augen in Acht nehmen, das andere ist nicht von Glaß."

Wilibald hielt das Pflügen für die schwerste und härteste, zugleich aber auch für die wichtigste ökonomische Arbeit; deßwegen ruhte er nicht, sondern ackerte drey volle Stunden lang abwechselnd mit Pferden und Ochsen. Die Behandlung und der Zweck der Egge waren sodann desto geschwinder begriffen; und an dieser letztern Arbeit, welche zwar das Vieh fast weniger als den Mann angriff, diesen aber bey Laune erhielt, und zuweilen selbst mit fort zog, fand er viel Geschmack, und erklärte sie für eine köstliche Bewegung. „Ich könnt's nicht sagen," meynte Hans.

Jetzt fuhr er mit seinen Ochsen nach Hause, und der grobe Hans setzte sich queer auf die Pferde, froh, daß sein Herr nicht zu reiten begehrte. Wie er oben saß, sagte er wohlgemuth: „Er hätt' aber einen tüchtigen Knecht gegeben. Am ersten Tag kann er schon mähen und eggen, und ackert eine räsonnable Furche."

Sobald er seinen Lehrmeister noch gespeiset und getränkt hatte, erwachte seine Arbeitslust von neuem, und da seine Kräfte einmal im Aufruhr waren, so mußten heute noch alle Hauptarbeiten erlernt

lernt werden. Adams hatte Kleesamen übrig, dieser mußte sogleich gedroschen werden, und Wilibald lernte das Klappern von Sonnenaufgang bis zu Sieben. Das Garbenbinden lehrte ihn Hans in der Scheune am Stroh. „Nun wollen wir auch noch zum Schneiden Rath schaffen," sagte Hans. „Im Garten haben wir hohes und starkes Gras mit Schierling. Wer das schneiden kann, bringt gewiß alles Getraide zu Fall." Sie schlugen mit ihren Sicheln ein, bald gieng auch das, und Wilibald verkündigte den Feyerabend. „Hm! sagte Hans, der kommt noch nicht an unser Einen." Er verrichtete nun seine gewöhnliche ihm übrig gebliebene Knechtsarbeit noch, mit gleicher Trägheit zwar, aber auch mit ewig gleicher Kraft; und unser Held sah sich endlich genöthigt, ihn zu bewundern, als er von Adams erfuhr, Hans habe von drey Uhr des Morgens bis zu Wilibalds Ankunft bereits — Holz gespaltet! — Und dis alles jährlich um zwanzig Thaler Lohn, ziemlich schlechte Kost, und zuweilen einen sogenannten Extrabrantwein in der Erntezeit!

Der Abend war herangekommen, und so sehr auch Wilibald heute seine Kräfte angestrengt hatte, so munter und leicht fühlt' er doch jetzt die Glieder, wie er sich mit Adams und Hannchen zum

zum Abendessen niedersetzte; und hätte ihn nicht ein starker Gewitterregen abgehalten, so würde er noch einen Anflug zu Otto gethan haben. Dieser hatte aber seine Ankunft erfahren, kam noch selbst herab, und wurde von unserm Helden in seiner kurzen Jacke mit einem lauten Horazischen Beatus ille qui procul! empfangen.

„Ich lobe Ihren Entschluß, sagte Otto, schon deßwegen, weil man weder die Arbeit noch den Arbeiter jemals richtig und gründlich beurtheilen kann, wenn nicht die eigne Erinnerung der Arbeiten vorhergegangen ist. Ueberhaupt kann nur der, das Ganze des Landlebens und sein Interesse vollständig würdigen, welcher mit seinen Mühseligkeiten, Geschäften, Zeiten und Pausen innigst vertraut ist.“ — Beyde Oekonomen konnten übrigens nicht umhin, über den Eifer Wilibalds, und den fast unglaublichen Umstand, daß er an Einem Tage so vielerley Arbeiten erlernt haben wollte, sich recht satt zu lachen.

Alle heute erhaltene Lektionen mit ihren Kunstwörtern, mit allem Schweren, Leichten und Ueberflüssigen, wurden nun mit Otto und Adams durchrepetirt, und als man sich trennte, erklärte Kronach in vollem Ernste; noch nie habe er an einem seiner Lebenstage so viel neues gehört, gesehen

sehen, gelernt und gearbeitet, als heute; und nie sey er so wenig ermüdet gewesen, als an diesem Abend. „Bey der morgenden Fortsetzung, sagte Otto, wird die Müdigkeit und vielleicht auch einiges andere sich schon finden."

Jedermann legte sich früh zu Bette. Mit dem Tage war unser Held schon wieder auf den Beinen. Zwar fühlte sein Körper die gestrige ungewohnte Arbeit; allein er war und blieb munter. Als die Sonne heiter und funkelnd über die Gebirge herauf trat, fuhr er schon mit seinem schönen Ochsenpaar in das frische Feld hinein, lies die Thiere Pflug, Egge und Samen langsam hinter sich fortschleppen, und klatschte wohlgemuth in künstlichen Doppelschlägen, daß es durch die Thäler schallte. Man säete heute Lein, und er hatte sich vom Verwalter ein Stück Land anvertrauen lassen, welches er ganz allein pflügen, besäen und den Samen in die Erde eggen wollte. — Die schwarzen Länder dampften der Frühsonne das gestrige Gewitterwasser in krausen Dunstwölkchen wieder entgegen — die kleinen Vögel naschten das sichere Gewürm von der warmen Erde — und die ganze Flur trug das Gepräge des Uebermuths und der angeschwellten Kraft. Sein Acker war rein, dunkel und mild, wie Gartenerde, und es gewährte ihm grosse Lust, diesen zarten

zarten Boden mit dem ausgeruhten Viehe zu pflügen. Leicht schlüpfte das Eisen hindurch, weit und mächtig schritten die Ochsen über die sanfte lockre Erde hin, während er hinter dem Pfluge mit Wohlgefallen den erquickenden, gesunden Duft einzog, der aus den frischen Furchen drang. — Nach einigen Stunden betrachtete er das schöne vollendete Werk, und konnte sich und dem verständigen Pflug seinen Beyfall über die krausschollige Fläche und ihre sanften wohlgelungenen Furchenlinien nicht versagen. Drauf warf er seinen Ochsen das auf dem Pfluge mitgebrachte Bündel Heu vor, hieng das Säetuch über, füllte es, und bereitete sich, wie zu einem neuen, grossen Werke vor. — Nach Adams und Otto's gestriger Vorlesung über das Leinsäen beobachtete er alle Regeln dabey mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit. „Es heißt, dacht' er, du hast den Acker ganz allein bestellt; wie würden sie wohl über einen begangenen Hauptfehler lachen!"

Zum letzten mal wickelte er das Säetuch um den Arm, als er Mathilden weiter oben am Hügel vorüber gehen sah. Sie kam mit einem Körbchen am Arm aus dem Felde, grüßte ihn freundlich, und blieb, wie er zögernd und verlangend nach ihr empor sah, stehen, schlug dann vor Verwunderung die

die Hände zusammen, und lief schnell nach Hause. „Was sie wohl jetzt von mir denkt!“ sagte er, und säete sinnig weiter.

Der schöne Same war jetzt gestreut. Er sprach den Seegen über den hoffnungsvollen, und wandte sich wieder an seine Ochsen, die sich unter dem breitästigen Birnbaume gelagert hatten. „Ihr bequemen Braunen, redete er sie an, verzeiht, daß ich noch einmal euere Ruhe unterbrechen muß. Aber die Zeit entflieht, mich fängt zu hungern an, und einmal habe ich mir vorgenommen, diesen Acker mit eures Gleichen zu eggen.“ Wie das nichts fruchtete, schenkte er den Müden doch noch einige Minuten, brachte erst die Egge in Ordnung und rief ihnen dann sein mächtiges: Auf! zu. Allein die Thiere waren vom Glück der ruhigen Betrachtung und Passivität so sehr überzeugt, daß sie es auf kräftigere Ueberredungsgründe ankommen liessen. Er griff also endlich nach der Peitsche.

„O mein guter Alter — rief es hier mit süsser, melodischer Stimme — ich bitt' Euch, strengt doch Eure Gliedmasen nicht so sehr an! Seht doch, wie ruhig Euer schönes Vieh da im Schatten liegt, und mit halbgeschlossenem Auge schlummert, und wiederkäut! Nehmt wenigstens erst einen frischen Trunk

ren

von Eurer Nachbarin an!" Es war Mathilde. Sie brachte ihm Frühstück.

Ueberwältigt von ihrem Anblick, warf er die Peitsche weg, und lief zu ihr hin, an den Rain voll blühender Büsche. — Süß duftete dort des Bergquendels röthliche Blüthe im Schatten der blauen Feldglocke und des traußen gelblichen Erdrauchs; dunkel glühte die kleine Blutnelke dazwischen, und die hochgelbe Kamille vollendete den vielfarbigen Schmelz über dem saftigen Gras des Rains. — Dort, unter den Wohlgerüchen des Feldes, kramte sie ihre kleinen Gaben aus. „Ach, Mathilde, ich arbeitete ja nicht für Sie!" Er zog ihre beyden Hände mit sanfter Gewalt an sein schlagendes Herz, und sie floh scheu vor seinen zärtlichen Blicken einige Schritte zurück. Wie er traurig darüber aussah, reichte sie ihm wieder die Hand. „Nun essen Sie auch," sagte sie, und setzte sich neben ihm ins thauige Gras. Sie aß mit ihm, und ihre Lippen — küßlich sobald sie lächelten — kosteten lächelnd seinen Wein. Das Vieh lag im Schatten, behaglich murrend, und ein Taubenflug ließ sich ahnend bey seinem Acker herab, und kostete schon, unter unschuldigem Spiel, zuweilen von der verbotenen Frucht. — „Wenn die Tauben während des Säens den Lein lesen, sagte

Mathil-

Mathilde und erröthete schnell „so — geräth er." Sie hatte sagen wollen: so giebts eine Braut.

„Aber, fieng er an, Sie dürfen jetzt auch meine Gabe nicht verschmähen. Dis Stück Erde habe ich jetzt im Schweis meines Angesichts bestellt. Gewiß wird es im Segen der Ceres bald herrlich grünen und blühen. Und so blühe und reife dann sein fasriges Kraut als Ihr Eigenthum, für meine wohlthätige Mathilde." — Die Ueberraschte lächelte erröthend, und er fuhr fort — „sey es für das Strickkörbchen meiner Freundin, oder für Mathildens Brautlinnen!" Glühend wandte sie das Gesicht ab, und wollte fort. „Bin ich denn schon satt, Liebe?" rief er bittend, und sie blieb sitzen. „Auch muß ja der müde Ackersmann ruhen!" sagte er, und legte das Haupt auf ihr Gewand zurück, drey Zolle von der reizenden Rundung ihres Knie's. Zum Fliehen zu furchtsam, athmete sie kaum, und sah nur von der Seite ängstlich nach ihm herab. Sie wußte nicht, daß ihr Freund so eben, im Reich der seligen Träume, an der Schäferküste Arkadiens gelandet war. — Aber sein reines Herz theilte bald ihre Angst, und kosend mit ihr erhob er sich. Sie sollte ihm die Annahme seines Geschenks zusichern. Er hätte jetzt für einen Kuß seines Va-

ters

ters ganze Herde freudig versprochen, so ganz war er ins Hirtenleben versunken.

„Ja, sagte sie endlich mit freundlichem Lächeln, wenn es der Vater erlaubt, so will ichs annehmen; aber, Sie müssen auch nicht mehr so seltsam reden — so — ich weis es nicht zu nennen. —"

„Was hab ich übels gethan, Beste!" sagte er rührend, und suchte mit durstigen Lippen ihre Hand, die sie zurückzog.

„Das meyne ich eben." Sie war zum Aufspringen bereit.

„Warum verwehren Sie mir, die schöne Hand, die mir Gutes that, zu küssen, wenn mich das nun einmal so glücklich macht?"

„Und warum soll ichs denn nicht wehren?" sagte sie mit leichter kindischer Wildheit.

„Weil mir, sagte er, diese Hand so sehr gefällt, als Ihre süssen Lieder."

Das erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie schien sich zu besinnen, und wurde wieder roth. „Es beunruhigt mich so," sagte sie endlich, und blickte furchtsam aber klar und forschend nach seinem Auge. Dieser Blick that ihm im Herzen wohl.

„Und meinen Vater, fuhr er fort, haben Sie doch neulich sogar mehrmals geküßt." Er blickte so heißverlangend nach dem blühenden Munde, daß

sie

ſie erſchrack und im Ernſt fort wollte. Er mußte ſich faſſen und blieb ruhig. Aber ihre Jugend war nun einmal in Angſt geſetzt, und ſie hatte, ſo artig er auch ſeyn wollte, keine Raſt mehr, ſondern ſchlüpfte, eh' er ſich verſah, durch das Geſträuch, und rief dann freundlich: „Ich bringe Ihnen nichts mehr!"

„Soll ich denn Mathilden nicht ein mal danken?" bat er wehmüthig, und ſie reichte ihm mit einem himmliſchen Lächeln die Hände über die blühende Roſenhecke. „Leben Sie wohl!" rief es ſanft herüber, und er fühlte einen leiſen, bildenden Druck. „Lebe froh, Mathilde!" ſagte er, trunken von ihrem Bild; ſie flog den Hügel hinan, und er küßte noch die wilden Roſen, auf welchen der bläuliche Schnee ihres Arms geruht hatte.

Wie ſie verſchwebt war, griff er mit zehnfacher Luſt das Werk wieder an, welches er zum Eigenthum ſeiner Auserwählten beſtimmt hatte. Alles gelang ſo trefflich! Die zackige Egge zermalmte auch die kleinſten Schollen, und ihre Zinken begruben den Samen hinter ſich tief in ihren kleinen Streifen. Als endlich das Ganze einem Gartenbeete glich, zog er noch einige Regenfurchen, damit die Saat ſeiner Lieben vor den wilden Waſſern geſichert ſey. Dann überſchaute er alles noch einmal, und

rief schwärmerisch zu den blauen Höhen auf: „O Ihr himmlischen Mächte! Wenn jemals Euern segnenden Händen Fruchtbarkeit entträufelte, so gießt doch gnädig auch alle Fülle über dieses theure Erdreich aus!“

Bey seiner Nachhausekunft machte das lose Hannchen Miene, den neuen Säemann mit Wasser zu begießen. Sie sprützte nach ihm, um — gefangen und geküßt zu werden. Ihr kleiner Plan amüsirte ihn zwar, wenn er auch nicht sonderlich versteckt wurde; allein ihr vorgespiegelter Zorn, die erstaunliche Angst, und zuletzt die leise, lispelnde Drohung in der sichern Küche, daß sie sogleich laut schreyen werde, stellte ihm mitten in der endlich doch zu Stande gebrachten Küßpartie eine Art Parallele zwischen ihr und Mathilden dar, die ihm eigentlich den ersten Seufzer für die letztere auspreßte. „Nie giebt doch, dachte er, ein Mädchen mehr und schöner, als wann sie mit rührendem Schmerz wirklich versagt. Nie giebt sie weniger, als wann sie versagend viel vergiebt.“

Unser Wilibald fühlte wohl ein gewisses Dröhnen in seinen Gliedern, welche von der ungewohnten Anstrengung erschüttert waren; doch achtete er es nicht, sondern arbeitete wieder bis zum späten Abend, wo er aber kaum vermochte, den

Hügel

Hügel hinan zu Otto zu gehen. Alle seine Gebeine waren wie zerschlagen und zersplittert. Mit jedem Schritt zuckte der Schmerz durch den ganzen Körper. Nur der Geist war munter, und liebkoſete dem Körper, ſich wacker zu halten.

Otto nöthigte ihn zum Eſſen, und zu einem alten Wein. „Ach, ſagte Wilibald, wer giebt dis alles dem armen Tagelöhner, nach weit gröſſern Anſtrengungen? Oft findet er Abends in der leeren Hütte kaum Brod und Waſſer.“

„Das wollen wir, erwiederte Otto, jetzt nicht näher beleuchten, weil es uns mißtrauiſch gegen unſere Kräfte machen, und unſere Vorſätze ſchwächen würde. Halten Sie ſich nur ſtark, und ſetzen Sie die Sache mit Gewalt durch. Gewiß es geht bald vorüber, und durch die fortgeſetzte Anſtrengung wird Ihnen eher wieder wohl als durch mehrere Tage Ruhe.“

„O, nicht das!“ ſagte Mathilde, und blickte ihn zärtlich an. „Was Sie heute früh arbeiteten war mehr, als man einem Knechte zumuthet, und — ſie kam ihm näher, um recht flehend zu bitten — Sie werden darüber krank und elend werden. Mein Vater arbeitet ja auch nicht ſelbſt mit, und Sie haben es ja nun verſucht.“

Des heutigen Geſchenks erwähnte ſie nicht, und

wie er mit Otto allein war, sagte dieser, er habe heute mit ihr darüber gesprochen. „Nicht, daß ich sie getadelt hätte, weil sie, von ihrer gutmüthigen Laune ergriffen, zu Ihnen gegangen war. Aber das Geschenk selbst gab mir Gelegenheit, mit ihr über das Schickliche zu reden, wovon sie, ausser dem, was schon ursprünglich in ihrem Wesen liegt, noch wenig weiß. — Sie hatte auch nicht gefühlt, daß sie dem Geber dafür Dank schuldig sey. Die Unwissende meynte überhaupt, Sie wären ihr gut — also könne sie alles von ihnen annehmen."

„O, erhalten Sie ihr diesen kindlichen Sinn!" sagte Wilibald entzückt.

„Ich bin, antwortete Otto, hierinn nicht Ihrer Meynung. Es wird überhaupt nach gerade Zeit, ihre unbegrenzte Naivität einiger Maßen zu gestalten, und zum Gefälligen zu neigen, weil, bey Unterlassung dessen, auch das reinste weibliche Wesen leicht, zwar nicht lächerlich, aber doch in einem Grade belustigend werden kann, den ich an diesem Geschlecht nicht liebe. — Uebrigens lag es allerdings in ihrer Gesinnung, und sie fühlte sich von selbst geneigt, Ihnen, ohne schon beschenkt worden zu seyn, etwas zu schenken, worüber Sie Freude empfänden, und was ihr auch noch

so

so werth sey! Ich mochte dis nicht tadeln. Aber Gott erhalte ihr Herz so rein!"

„Es bleibt doch — sagte Wilibald, der unwillkührlich mit seinen Gedanken voraus geeilt war — die schändlichste That, eine harmlose, schöne Jugend zu berücken, oder, wie man sagt, die Unschuld zu verführen."

„Ein beyläufiger Gedanke, — sagte Otto heiter — der gewiß aus dem Innern einer trefflichen Menschheit entsprang! — Wenigstens, um nicht zu hart in unserm Urtheil zu seyn, ist doch das Herz eines Menschen, der dieses mit Absicht und Plan vermag, sicherlich ein dampfender Vorhof der Hölle. — Wir haben eben von deinem künftigen Fiachs gesprochen!" rief er ihr entgegen.

„Mein Vater, sagte sie offen, aber erröthend, hat es erlaubt, und Sie glauben nicht, wie sehr mich das freut. Ich will täglich besser singen lernen, weil Ihnen das so sehr gefällt — und wüßt' ich doch nur, was Ihnen sonst Freude gewährte —".

„Bedenken Sie doch — fiel Wilibald ein, der Otto's Lehre ausrotten wollte — daß ein freundschaftliches Geschenk seinen einzigen Lohn in der freundlichen Annahme findet —"

„Siehst du wohl, lieber Vater, rief das erfreute Mädchen, daß er gerade so denkt wie ich?"

Der

Der Alte lächelte und wollte Willbalden prohen. „Sing uns etwas," sagte er darauf.

Sie sang ihnen schauerliche Romanzen und Balladen, wobey sie bald so eifrig ward, und mit der tiefmurmelnden Zitter das Romantische in ihrem Gesange so glücklich heraushob, daß der doppelt kranke Freund erst spät ans Weggehen dachte. Beym Abschied bat sie ihn nochmals, sich doch zu schonen. Aber er wollte morgen, wo die Heuernte anfieng, den ganzen Tag mähen. Zu Hause fühlt' er einen Fieberfrost, der ihn mit Gewalt im Bette schüttelte.

Sein Schlaf war fest, aber am Morgen fühlt' er sich noch müder als am vorigen Abend. Lahm und matt schlich er mit seiner Sense in den Wiesengrund und ärgerte sich doch, daß er hier später ankam, als alle Andern. Dieser Morgen war ihm äusserst beschwerlich. Allein, die gesunde, regelmäßige Bewegung des Mähens bekam seinen Gliedern so wohl, daß er sich des Mittags viel leichter fühlte, und im Stande war, mitten in der rüstigen Männerschaar mit fort zu hauen. — Die Ruhe in den heutigen Feyerstunden, wo er sich ins kühle Gras streckte, war das Erquickendste, was er noch je empfunden hatte, und die klare Quelle, aus welcher er seinen Durst durch tropfenweises Einflös-

sen

sen stillte, erschien ihm als ein begeisternder Musenborn, wenn sie gleich wegen der vielen umherhüpfenden Frösche nur vorsichtig, durch ein dünnes Waizenröhrchen benutzt werden konnte.

Des Abends war er nicht so zerschlagen wie gestern, er fühlte nur eine grosse reine Müdigkeit. Acht Stunden schlief er ohne Unterbrechung und erstand darauf zum erstenmal wieder gestärkt.

„Bald wird es gehen!" sagte er, und, um sich zu prüfen, braachte er mit zwey muntern Pferden den ganzen Tag, und griff sich mehr als je an. Allein, die Kränklichkeit kehrte nicht wieder — seine Glieder schienen einmal geheilt, und das Oel seiner Gelenke war wieder so geschmeidig, daß er am fünften Morgen sich wie neugeboren, von Gesundheit und Kraft glühend, und zu jeder, auch der härtesten Arbeit tüchtig und geneigt fühlte.

„Jetzt stellen Sie mich — sagt' er erfreut zu Otto'n, dem er diese Nachrichten brachte — wohin Sie wollen. Ich stehe meinem Manne."

„Ach, sagte Mathilde, die ihn seit jenem Abend nicht wieder gesehen hatte, wie frisch und wohl sehen Sie heute aus. Neulich war mir für Ihre Gesundheit bange. Aber warum wollen Sie durch so harte Arbeiten sich so grosse Kräfte verschaffen? Ich lobe mir eine leichte Bewegung, die uns

ihn froh aber nicht zu Riesen macht. Sehn Sie doch meine Tauben, wie gesund sie bey ihrem leisen Fluge sind — und wie schön!" Sie küßte eine Taube, die auf ihrer Schulter saß, und schon lange nach dem rosigen Mund pikte. Wie sie ein Haferkörnchen zwischen die Lippen nahm, flogen noch mehrere zum süßgewohnten Spiele herbey; das sämmtliche sie umgebende Federvieh wurde unruhig, gackerte, schrie, und flog zu ihrem Futterkörbchen empor, bis sie sich erbitten ließ, das Futter zu streuen. Aber die Lieblingstaube kannte eine köstlichere Nahrungsquelle, und sah nur mit unserm Freunde nach dem röthlichen Munde. „Die hat mich lieb!" lächelte sie, und nahm und drückte die Girrende sanft ans Herz.

„Ich auch!" sagte Willibald, und lachte seinen Freund eifersch an. Sie reichte ihm die Taube.

„Ich auch! sagte der heitere Vater, und umschlang die küssende Tochter, während sein Freund die Wange am reinen Gefieder kühlte.

Mathildens Tadel seiner grossen Arbeiten fand er zwar erwägungswerth — allein der Emsige mußte doch bald wieder an die Arbeit! Er wollte heute von seinem Hans lernen, wie man ein recht prächtiges Fuder Heu laden müsse. Doch nahm

er

er sich vor, da sein Zweck jetzt erreicht war, und er mit jedem Bauer in die Wette arbeiten konnte, sich nun nicht weiter anzugreifen, sondern nach und nach zum Amte des Aufsehers zurückzugehen. Auch fiel ihm zum ersten mal wieder die Stadt, und die mögliche Ankunft seiner Mutter mit Schrecken ein.

Er fand aber, daß das Laden des Heues eine sehr beschwerliche Arbeit sey. Die stechende Sonnenhitze, die unerträgliche Wärme des Futters, womit er auf dem Wagen umgeben war, und, sobald er sich nicht tummelte, zugeworfen wurde, und der Grasstaub und Staub, der ihm durch alle Kleidung drang — alles das verursachte ihm eine so ärgerliche Empfindung, daß er froh wurde, wie das Fuder gebaut war, und er zu Hause im kühlen Bad sich von der Expedition erholen konnte.

Als regierender Herr ergriff er Nachmittags wieder den Kommandostab, und gieng zu seinen Arbeitern. Die Ernte war in vollem Zug, und erst jetzt bemerkte er, welch ein liebliches Ansehen der bald niedergemähte Grund gewährte. — Der würzige Geruch, den die Gewalt der Sonne aus dem blumigen Gras und aus all den duftenden Kräutern zog, und den die warme Luft auf ihren stillen Wegen umhertrug — die Menschenmenge, in einzel-

ne schöne Gruppen zerstreut, deren einige mit blinkenden Sensen ganze Cohorten von Blumen nieder, streckten, andere den würzenden Kümmel und die heilende Schafgarbe auslasen, andere das halbdürre Gras umwendeten, oder in kleine und grosse Haufen aufthürmten — die Wagen mit ihren hohen Ladungen, die sanftschwankend, Wohlgerüche umherströmten — das Brüllen des Viehes — das Geschrey und die Lieder der Menschen — das Ganze vereinigte sich vor seinem Geist zum heitern, süssen Gelächter, das ihm durch die frohe Seele schallte.

Wie der Grund leer von Menschen ward, stieg er den Hügel hinauf zu seinem Otto. Mathilde setzte eben den Tisch vor dem Hause zurecht, und ihre Arbeiter lagen vor der Thüre, das Abendbrod verzehrend.

„Das ist schön," sagte sie leise. „Essen Sie mit uns, und bleiben Sie den ganzen Abend hier. Wir gehen noch spazieren. Warum sind Sie neulich so lange weg geblieben?" Sie kam ihm näher.

„Haben Sie mich vermißt, Gute?"

„Ach ja!" sagte sie herzlich, und schlug die Augen nieder. — Die Stimmung war sanft, wie leiser Harfenton, und die Stelle geheim; denn zwischen ihnen und der Thüre stand ein hoher Wagen voll duftendes Heu. — Er zog die weisse Hand zu

seinen

seinen Lippen, und sie ließ ihn zitternd gewähren. Aber sie blühte hell auf, wie die Rose; und als er dürstend und nimmersatt an dem zarten Leben sog, entschlüpfte die geängstete Kleine. „Mathilde!“ rief er. — „Ich will ja nur dem Vater erst sagen, daß Sie gekommen sind. Sie werden aber so sonderbar!“ Sie lief fort, und brachte den Vater mit.

Die Arbeiter waren satt, und giengen heim. Der ganze Himmel war wolkenleer, und die Sonne wollte bald hinab sinken. Unsere müden Freunde setzten sich, und sahen zu, wie Mathilde die Anstalten zu ihrem Abendbrod machte.

„Nun also, sagte Otto, wie gefallen Ihnen unsere Landarbeiten?“

„Vor der Hand, erwiederte Willibald, muß ich Ihnen Einiges mittheilen, worüber ich nunmehr völlig berichtigt zu seyn glaube. — Erstlich: ich hatte mir das Mechanische bey Erlernung dieser Arbeiten weit leichter — dagegen die Verrichtungen selbst, in Rücksicht des dabey erforderlichen Aufwandes von Kräften doch viel schwerer vorgestellt, als ich sie bey meinem, vielleicht starken Körper gefunden habe. Es ist eben für jeden Mann, der mit einem geschickten Körper Verstand und Aufmerksamkeit verbindet, eine Zeit von acht Tagen hinreichend, um sich im Aeussern zum vollkommnen

Bauer

Bauer zu bilden. Es geht sich bald sehr fest und sicher hinter dem schlagenden Pfluge her, wann der Magen mit Speck und schwarzen Klösen gründlich gefüllt ist. — In Ansehung des Wissenschaftlichen aber ließ mir der ökonomische Schlendrian der Bauern bisher fast überall viel zu wünschen übrig, und der genossene Unterricht verdiente gar nicht diesen Namen bey der eignen grossen Unwissenheit meines Lehrers. So sind mir während des Lernens schon mehr als zwanzig Verbesserungen eingefallen, über deren Anwendung mir keine vernünftigere Antwort konnte gegeben werden, als die: so sey es doch besser.

„Wir wollen diese Verbesserungen, sagte Otto, bey Gelegenheit prüfen, und es ist wohl möglich, daß Ihre Lehrmeister zuweilen Recht hatten. Sie dürfen nur niemals vergessen, daß der Bauer seine guten Gründe meistens in Petto behält, und selten zu einem andern Disputiren geneigt ist, als zum Kopfschütteln. Er disputirt auch nur mit Behauptungen, nicht mit Gründen. Die letzteren setzt er, besonders bey einem vornehmen Herrn, stillschweigend voraus, und dankt sie keinem Menschen."

„Zweitens, fuhr Wilibald fort, ist mir nun die sonst unerklärliche Kaltblütigkeit der Landleute sehr begreiflich, mit welcher sie stets auf die härtesten Arbei-

Arbeiten eben so gefaßt als auf die leichteren zu seyn scheinen. Die ewige Anstrengung erhält ihre Kräfte in einem beständigen nachlässigen Gleichgewicht, und dis giebt ihnen eben das Gepräge jener unerträglichen Trägheit, womit sie uns alles was ihnen befohlen wird, anzugreifen scheinen. Dis hielt ich sonst immer für den Fluch der Tölpeley, der auf dem ganzen Stande haste. Allein die eigne Erfahrung hat mich berichtigt. Man kann dieses nur eine beständige Müdigkeit nennen, bey der sich aber der Mensch immer seiner guten Kräfte bewußt ist. Wild und mächtig müssen daher ihre Ergötzungen seyn, sobald diese Körper durch kurzen Müssiggang geschmeidig werden. — Was mich endlich aber am meisten freut, ist meine jetzige hohe Meynung vom Werth des Landmanns und seines sauern Schweisses. Die Hauptnahrungsmittel, deren geringen Betrag wir oft mit wenigen Federstrichen erwerben — welche Anstrengung, welche Aufopferung seiner besten Kräfte kosten sie nicht dem Landmann, eh er sie dem Schoos der kargen Erde abgewinnt! Mit vollem Recht muß man diese gute Klasse die arbeitende nennen. Müßten wir alle uns, nur verhältnismäßig, so plagen wie der Bauer thut — und am Ende doch nur deswegen thut, damit wir Faule wohlfeiler ernährt werden — gewiß, die Erde würde um die

Hälfte

Hälfte mehr wahre und eingebildete Müheseligkeit enthalten! Sorgt nicht eigentlich dieser gute anspruchlose Mensch unter allen im Staat am meisten — ja, was mich innigst rühren kann, zuweilen am ängstlichsten — dafür, daß der Bissen Brod, die nothwendigste Kleidung und so viele andere Dinge, deren erster Herr nur er ist, und die kein Mensch entbehren kann, nicht vertheuert werden? Und was ist sein gewöhnlicher Lohn dafür? Fast einzig seine eigne, kümmerliche Erhaltung. Lieben ihn etwa die übrigen Menschen so sehr? Ehren sie wohl den Vater und ursprünglichen Erwerber ihres täglichen Brodes so wie er es verdient? Ich sage Ihnen, (fuhr unser Freund schwärmerisch fort) ein grosser Theil der Menschen hat gar keine Ahndung vom Werthe dessen, was der Landmann thut. — Nein, mir bist du ewig theuer und ehrwürdig, du stille Menschenklasse, die das Einfachste denkt, und das Nützlichste thut! — An jeder ersten Quelle meiner köstlichsten Genüsse hast du ja schon einst mit blutigen Händen, in lechzender Gluth, gearbeitet. — Deine matten Seufzer, deine verknöcherten und verbrannten Glieder, deine werthen, bittern Schweißtropfen — ach, so unbeachtet in die bankvergeßne schallende Zeit verströmt! — sollen meinem Geist erscheinen, wann der Uebermuth des

Lebens

Lebens mir mit stolzem Lächeln naht, und die Ueppigkeit ihr buntes Füllhorn schüttelt. — In deiner ruhigen Kraft ringst du mit den Launen der Natur, mit Thal und Höhen, als der strebende Geist im Staat. Selbst dein Murren ist mir ehrwürdig. Es läßt sich ungern, meistens zuletzt hören, und ist mir dann immer der sicherste Beweis von einem begangenen wichtigen Staatsfehler. Denn dein eigner stiller Herd und deine nachbarlichen Hütten verlangen ja selbst die Ordnung, dein Herz kennt den Frieden, und deine Gesinnung ist rauh und gütig, wie deine befreundete Natur!"

„O schön, sagte Otto, Sie haben schon sehr viel gelernt! Im Herzen und Gewissen hat der edle Mensch einen Lehrmeister, der alle andern Lehrer, sie seyen gut oder schlecht, gar bald übermeistert. Allein wir wollen das eigentliche Glück und Unglück des Landmanns — zu dessen Beurtheilung die wohlhabende und arme Klasse und viele andre Dinge erst zu unterscheiden wären — jetzt beyseite setzen. Es ist nun für Sie Zeit, die Theorie der Landwirthschaft ernstlicher vorzunehmen. Sie haben mit einer gemeinen mühseligen Ausübung den Anfang gemacht, und das ist mir gerade recht. Denn nirgends finden wir beydes mit einander so unzertrennlich verwebt, als in der Oekonomie.

Man

Von vielen Hauptlehrsätzen derselben müssen Sie jetzt schon überzeugt und durchdrungen seyn. Z. B. Je liberaler, freundlicher und milder wir die Erde behandeln, desto reichlicher ist sie in ihren Gaben, desto lieber schließt sie ihren Busen für uns auf. — Diesen Hauptsatz ruft uns aber schon jeder Acker über dem Pflügen zu. — So sind die ersten Pflichten eines Landwirths, daß er früh aufstehe, sich spät niederlege, überall da selbst zugegen sey, und helfe wo etwas geschieht, und also am meisten dafür sorge, daß Etwas geschehe, und daß dis Etwas Gutes sey. — Ein Satz der in der Wissenschaft so wichtig ist, als bey der Maschine selbst. — Nun erst wird Ihnen die Theorie wahres Interesse und Gefühl für das Landleben einflössen; und besonders wird Ihnen das Schöne desselben und das herrliche Prärogativ und Glück, welches jeder, doch vorzüglich der wohlhabendere Landmann schon sicher dadurch genießt, daß er der Natur ewig nahe lebt, und auch selten schlimmer, oder schlimmer daran ist, als sie — bald einleuchtender werden.

Auser seinen eignen Erfahrungen, besaß Otto auch einen grossen Vorrath von gelehrten oekonomischen Kenntnissen, mit der nöthigen Literatur. Er bot sich seinem Freunde zum Lehrer an, und sie wur-

wurden einig, daß Kronach so oft als möglich Unterricht im Haus oder Feld erhalten solle.

Ihr Abendessen war unter diesen Gesprächen verzehrt. Sie stiegen den Hügel hinab und traten an den sanften Rand des Wiesengrundes, die Tausende von Grashäuschen überblickend, deren Kräuterduft und Blumengerüche, in den thauigen Abendlüften gereinigt und zu Nachtviolenbalsam verfeinert, der einathmenden Brust entgegen schwammen. Das kleine friedliche Thal schien sich des heutigen Getümmels und der ihm geschehenen räuberischen Gewalt nicht mehr bewußt, und sammelte schon seine tiefverborgnen Kräfte zu neuem sprossendem Segen.

„Die Heuernte, sagte Mathilde, ist mir die liebste und schönste von unsern Ernten. Ueberall findet man da noch Blumen, blühende Kräuter, und Sträuche. Und ist auch endlich der ganze Wiesenschmuck verdorrt, so weis ich im Herzen, daß die ganze Fläche bald noch einmal aufgrünt, ja, daß nun eigentlich die zartesten Blumen erst hervorblühen werden; Alles füllt sich ja hier und treibt noch einmal zu unserer Freude. Auch sieht dann die grosse Feldernte eben noch im kräftigsten Aufwuchse vor Uns da, und die Getraideaehren fangen erst an sich zu verfärben. — Aber, wann nun der beladene

Wagen vom Acker abfährt, die Aehrenleser noch das wenige Letzte absuchen, und die Stoppeln so ängstlich im überfahrenden Winde zittern — wann das Herbstfutter von der Wiese gefahren wird; und zugleich, schnell und ungerufen, die bleiche ungesunde Zeitlose aus dem Rasen hervortritt — ach, so nackt, so arm und halbtodt — da kommen mir immer Thränen in die Augen!"

„Aber jetzt — sagte Wilibald, wie sie den Hügel wieder empor wandelten, und es da fühlbar wärmer und vom Abendroth glänzender um sie wurde, als im Thau des tiefen Grundes — jetzt ist die Zeit der Rosen." Er sah unschuldig nach den Rosen vor der Brust seiner Schwärmerin.

„Ach ja, rief sie, zu sich kommend, jetzt ist meine liebe Rosenzeit. Wenn ich die erste Rose sehe, so bewegt sich das Herz vor Freude. Ich weis nicht, ob es ihr Geruch, oder ihre Schönheit, oder ihre Reinheit ist, was ich eigentlich an der Blume liebe — aber ich liebe sie zuweilen recht schmerzlich, und mit den Rosen wünschte ich einst zu sterben!" Wie ihr Vater sie anblickte, erglühte sie im Abendlicht, und hob den glänzenden Blick zu den blauen Fernen.

Otto betrachtete sie mit väterlicher Rührung. Er wollte etwas sagen, woran aber Wilibald ihn

ihn verhinderte, indem er ihn bey der Hand ergrif. „Man könnte, dacht' er, auf solche heilige und glorreiche Ausstellungen der geheimen Bilder ihres innersten Sinnes mit nichts als einer keuschen Umarmung antworten; und wer fühlte sich jetzt in ihrer eignen Nähe dazu wohl heilig genug!"

Sie stiegen nun auf der andern Seite hinab an die Ufer des Sees. Hier flossen, so wie sie tiefer kamen, schon ganze Ströme von Kühlung durch die abgefrischte Luft. Der Geruch des Waldes, der Duft des Kalmus, und die fremdartigen Dünstungen seltner blühender Wasserpflanzen im See, zogen hier in seltsamer, romantischer Mischung herum. Ueber dem See schwebten hie und da feine Nebelstreifen, wie ein zarter weisser Rauch, welchem die oben, und im stillen Wasserspiegel glimmenden Sterne liebliche Farbenflimmer und Silberblicke zu geben schienen. Die Gebüsche waren vom Perlenthau weißblätterig, und alles träufelte feuchte Kühlung.

Vertieft in die neuen Reize dieser wunderbaren Einsamkeit, standen sie, wie in einem Thaubad, einzeln um die Grotte her, und labten sich nach der Tagesgluth, als Otto, in trauriger Stellung an das schwarze Gestein gelehnt, tief und schwer seufzte. Wilibald schlang mitleidig seinen Arm um

um ihn, und näherte sich seinem Angesicht. Aber sein Freund war in einen unbändigen Schmerz gesunken, und der finstere Blick seiner Seele schien auf ein unübersehliges Elend gerichtet. — Mathilde, die nachdenkend da gestanden hatte und jetzt die Stellung ihrer Freunde bemerkte, flog hastig herzu, und schmiegte sich an Otto. „O mein theurer Vater, rief sie, was bewegt immer dein Herz so sehr, wann du diese Stelle betrittst? —" Er drückte sie an sich. Sie schluchzte. „Es giebt, sagte sie überwältigt, ach, oder es gab ausser dem deinigen noch einen Namen, der meiner Seele so süß wie ein himmlischer Ton klingt — aber du willst, daß ihn mein Mund nicht ausspreche. Ach, seine Zeichen wehen jetzt geheimnisvoll aus diesen Wipfeln zu mir herab. O Vater, soll ich ihn unter den Todten suchen, oder noch diesseits im Lande des blühenden Lebens, wo ich den Deinigen fand? —" Ihre Stimme glich zuletzt dem Perlenlispeln des Bachs, und schien sich in sanften Thränen aufzulösen.

„Ruhig, ruhig, du bestes Kind!" sagte Otto leise, und hob Alberten, der flehend an ihm hieng, auf die Arme, und küßte ihn leidenschaftlich. — Sie umfaßte den überraschten Willibald mit jugendlicher Kraft, und legte sich an seine Brust

Brust. „O vermögen Sie denn mit Ihrer Freundschaft nicht über ihn, daß er dis düstere tödtende Schweigen breche, woran sein Herz noch bricht?“ Jetzt erst riß sie sich schüchtern los.

„Mein Freund, sagte Kronach zärtlich, ich bin Ihr Sohn. Sie sind es ihren Kindern schuldig, Ihre Leiden mit uns zu theilen. Wir sehnen uns schon lange darnach, mit Ihnen zu klagen. — Selbst am Busen der bedürftigen Ohnmacht fühlt das Leiden sich gelinderet; und selbst da, wo der Ohnmacht auch die Worte der Tröstung versagt sind, vermag sie ja noch das Herz des Unglücklichen im träufelnden Thau ihrer armen Thranen reichlich zu erfrischen!“

„Ja, o Gott, Sie sind mein Bruder!“ rief Mathilde und hob betend die Hände zum Himmel.

Aber Otto raste sich jetzt empor. Bald, sagte er, bald will ich Euch zu Genossen meines Schicksals weihen. Aber warum dis eher, als ich weis, ob das Unglück in seiner Wagschale sinkt, oder ihr entflieht?“ Die Kinder hingen an ihm. „Von diesem lieblichen Paare umschlungen — sagte er mit fester Stimme, und reichte seinem Freunde die kräftige Hand — und von dieser edeln Seele geliebt, bin ich nicht elend. Und nun, bis ich rede, sey

ruhig,

ruhig, mein theures Kind. Versprich es mir. Sey wieder froh. Bleibe so selig, wie du warst!"

„Alles, rief sie, Alles, Vater! keine Thränen, als die vom Quell der Freude stammen, sollen über das Angesicht fliessen, welches du liebst; und durch inniges Gebet will ich selbst meinen ahndungsvollen Träumen gebieten, daß sie mir nur liebliche Stunden deines Lebens verkündigen!"

„Süsse, fromme Schwärmerey! sagte Otto. Du führst mich wieder zurück unter die Rosen meiner Kindheit. Auch ich war einst so innig und selig!" — Sein ganzes Herz schien erleichtert, und sie stiegen wieder empor in die warme Nacht.

„Morgen früh, sagte er beym Abschied, verreise ich, komme aber Nachmittags bald zurück, und dann wollen wir wieder vereinigt leben."

Der folgende Tag war ein Sonntag, und unser Held freute sich dieses heitern Morgens zum ersten mal recht im ländlichen Sinne, weil er hier in Hainberg noch so ganz der Ruhe und Betrachtung geweiht seyn durfte. Still und glücklich saß er unter seinen Linden vor der Morgensonne da, und arbeitete an einem Gedicht, wozu ihn die Rückerinnerungen an den gestrigen Abend und seine wunderbare Schwärmerin begeisterten.

Auf einmal erblickte er Reuter, Wagen und

Fuß-

Fußgänger im Hofe, und mit lautem Sturm brachen Minelli, Franz und Pinius auf ihn herein.

„Ich bring dir die ganze Kapelle! sagte Minelli. Aber wir sind mit trocknem Brode zufrieden. Mache nur, daß du mehr in die Kleider kommst!“

„Lind? sagte Wilibald erstaunt.

„Das ganze Werk, fuhr jener fort, geschieht Mathilden zu Ehren, deren Gesang meine sämmtlichen Gehülfen so entzückte, daß sie heute aus Dankbarkeit unsere Freundin musikalisch traktiren wollen. Dazu habe ich schon gestern den ganzen See heimlich rekognoszirt, welcher der Hörsaal seyn soll. — Frühstücken und schwatzen wollen wir nachher. Jetzt eile nur.“

„Der Alte ist nicht zu Hause,“ sagte Wilibald.

„Tant pis pour lui,“ sagte Pinius.

„Tant mieux pour nous,“ sagte Franz. „Denn wir beyde, Pinius und ich, sind eigentlich nur gekommen, um, mit deiner Erlaubnis, die süsse Sängerin hinlänglich zu erobern, die Ihr uns verheimlicht habt. Wir beyde bitten also, daß man uns vorher zu frühstücken gebe.“

Adams wurde mit der Nichte vorgeladen. Beyde waren, besonders da sie Minelli'n für

einen

einen grossen Herrn hielten, weil ihn so viele Leute in prächtiger Uniform gehorchten, sogleich bereit, die Gastfreyheit aufs Aeusserste zu strapaziren. Zum Glück fehlte es nicht an Vorrath.

„Mein guter alter Adams!" sagte Minelli, „der alte Adam hat meine beyden Freunde so ausser Athem gejagt, daß sie sich erholen und um Frühstück bitten müssen. Dafür bringen wir auch Hanchen hier einen Bräutigam mit, der elf Zolle mißt, und zweyhundert Pfund netto nach dem Wiener Bleigewicht niederzieht." Er zeigte ihr einen alten schnurbärtigen Kontrafagottisten, und Hanchen schrie vor Entsetzen, wie der Unform mit ihr lachte.

Wo Minelli erschien, mußte sich alles in ungeregelten Kreisen drehen, und selbst unser Held, der doch allein fast alles über ihn vermochte, fühlte sich immer in einer ganz andern Stimmung, sobald ihm der sprudelnde Geist nahte. Er hatte indessen der Sache nachgedacht, und Mathildens Weigern würde ihn sehr geschmerzt haben, da er Minelli's Unternehmungen immer interessant gefunden hatte, und auch diesmal Mathilden und sich selbst Vergnügen versprach. „Wird sie auch mit uns gehen?" wandte er dem Kapellmeister leise ein.

„Welche alberne Frage!" sagte dieser. „Das ist

ist ja blos deine Sache, für deren Ausgang du uns übrigens mit deinem Kopfe stehst. Du eilst sogleich zu ihr, und ladest sie zu einem Spaziergang ein. Aber du warte oben, bis ich meine Anstalten getroffen habe, und dich und sie mit dem Mahler und Assessor abhole."

Er überließ also die Fremden der Sorgfalt Hanchens und der Unterhaltung des Verwalters, und stieg hinauf. Mathilde arbeitete vor dem Hause an einer Zeichnung, für Albertn, welcher ihr dabey vorlesen mußte. Sie schien bey seiner Ankunft etwas betreten, und sah es ungern, daß er ihre Zeichnung betrachtete. „Der Vater meynt, sagte sie endlich, die meisten Menschen fänden jetzt in solchen Gegenständen keinen Sinn mehr; und ich liebe sie so herzlich." — Es war der Traum Jacobs, in welchem er die Engel des Himmels auf und nieder steigen sieht. —

Wilibald machte jetzt furchtsam seinen Antrag; aber sie war sogleich willig, ihn zu begleiten, und gieng ins Haus, um vorher einige Geschäfte zu besorgen. — Während dessen betrachtete er die Arbeit näher, und fand sich bald, indem er selbst fortzeichnete, sonderbar gerührt. Das Stück schien reine Composition nach der einfachen biblischen Geschichte, und zeigte ein herrliches Talent der Künstlerin,

ferin. Vorn die dunkele Baumgruppe war scharf und fleißig ausgearbeitet. Das Gesicht des schlafenden Jacobs unter derselben; an einem mosigen Felsen, trug, eine Heiterkeit und ein sicheres, seliges Lächeln, welches von dieser finstern Wildnis einen rührenden Uebergang zu dem himmlischen Bild auf der Lichtseite machte. Hier war alles schwach und zart umrissen. Die Sprossen der Himmelsleiter waren, nur leise, wie Lichtabtheilungen, angedeutet. In der Oefnung des Glanzgewölks verdeckte eine kleine blitzende Wolke die oberste Stufe als das Heiligste, und abwärts wurden die seligen Geister nach und nach sichtbar. Unten senkten zwey Engel ihre Palmzweige nach dem Schlafenden, an dessen Lagerstelle im Vordergrund die Arbeit stehen geblieben war. Aus dem Dunkel des Hintergrunds unterschied man ein fliehendes Tigerpaar.

„Hundertmal, sagte Wilibald zu sich selbst, hab ich schon in Bibelwerken und sonst die Idee auf ähnliche Art ausgeführt gesehen. Aber was nimmt mich hier so gefangen? Was ergreift die Seele so sanft, und führt sie ins lachende Thränenthal der seligen Schwärmerey? — Umringt von einer wilden Natur und ihren Ungeheuern, liegt hier der Glaube lächelnd in den falschen Armen des Schlafs und seiner Träume. Alle Schrecken des Lebens erschei-

scheinen der göttlichen Seele nichtswürdig und verächtlich, wann ein Bild aus der Heimath ihr naht. — Hier ist ein milder Lichtstral aus dem Weltauge auf den Einsamen in der Nacht, abgebildet. Ein ewiges Höchstes wacht ja hier — und welche Mächte könnten wohl nun den friedlichen Schlummer dieser glaubensvollen Heiterkeit zerstören? — O Mathilde!"

In seinen frommen Betrachtungen konnte er sich nicht enthalten, folgenden Vers aus einem Kirchenlied, welcher ihm jetzt einfiel und rührend vorkam, mit leisen Zügen unter das Bild zu schreiben:

„Wann ich schlafe, wacht Sein Sorgen,
Und erheitert mein Gemüth,
Daß ich alle liebe Morgen
Schaue neue Lieb und Güt."

Wie sie jetzt zurückkehrte, reicht' er ihr die Hand und sagte: „Warum hielten Sie mich für unfähig, Ihre frommen Gesinnungen zu fühlen?" Er zog sie sanft zu dem Bilde, während er mit der andern Hand emsig fortzeichnete. Sie schaute und las, und er fühlte auf seiner Hand den Kuß ihrer kindlichen Lippen. Im Innersten gerührt, drückt' er die geliebte Hand, und zeichnete still weiter.

Bald darauf traten seine drey Freunde herzu. —

Ver-

Verlegen war sie eben nicht, zumal da ihr auch die beyden Fremden schon dem Namen nach bekannt waren. Doch schien des Vaters Abwesenheit sie zu drücken, und in ihren Blick etwas ängstliches zu legen. — Nachdem sie einiges über Marianen und Kronachs Vater gesprochen hatten, bat Minelli seine Schülerin, ihnen an den See zu folgen, wo er das Waldhorn, welches er am Arme trug, blasen wollte. Während sie hinabwanderten, wurde sie gesprächiger, und man überließ die Unterhaltung Franzen und dem Mahler.

Bey der Grotte schlug Minelli Mathilden sogleich vor, mit ihm und Wilibalden den Kahn zu besteigen, wozu sich auch Albert gesellte. Die übrigen verlasen sich in den Gängen. Wilibald mußte mitten auf den See fahren, und dort, nachdem ihm Minelli die Stelle genau bezeichnet hatte, mit leisen Bewegungen des Ruders nach und nach Halt machen. Er bat darauf unsern Helden, ihn mit Rudern nicht zu stören, und Mathilden, ihn nicht anzusehen. — Dann zog er ein Notenblatt hervor, auf welchem aber mehr Pausen als Noten standen. — Mathilde setzte sich in freundlicher Erwartung auf ihr Bret am Ende des Kahns.

„Hokuspokus, Trunkus, Plempsum, Schalaley!“ faselte jetzt der Kapellmeister. Er setzte

das

das Horn an, und sandte vier gleiche, volle, rufende Töne hinaus ins Weite. Die Echo gab sie schöner zurück. Dann machte er mit dem emporgehobnen Horn einige Taktanzeigen — und beym Niederschlagen schwamm eine leise choralmäßige Harmonie vom Ufer herüber zum Ohr unserer Lauschenden. Sie schien aus lieblichen Alpenthälern entpresset, und ihre einfachen Töne flossen wie ferne Hirtenlieder ins selige Herz. So wie sie sich allmählich verstärkte, und den Takt zur Lebhaftigkeit veränderte, murrte zuweilen ein ferner Donner im Ton des Basses drein. Wilibald errieth darinn zwar bald den Paukenschall; allein man konnte nicht entdecken, woher er kam; man glaubte, er wohne in allen Felsen. — Jetzt hörte man dieselbe Melodie mit vierstimmigem Chorgesang von der einen Seite her wiederholen, und ein zweytes ähnliches, aber entfernteres Chor wechselte mit dem erstern auf der Gegenseite. Der Text wurde entweder durch die Entfernung unverständlich, oder mit Absicht verundeutlicht. Wenn es aber ein menschlicher Gesang war, so stammten die süssen melodischen Worte aus Italien, seinem Vaterlande, wie man auch aus des Künstlers eigner Rührung vermuthen mußte, den Wilibald häufige Thränen vergiessen sah. — Beym Schluß eines jeden Satzes machte

der

der Kapellmeister mit dem Horn den Uebergang zum nächsten; auch verstärkte er in der Folge die hier und da sich zeigenden Schwächen der Melodie, besonders beym Baß, leise mit dem nahen Horn. Mächtig, wie Orpheus, stand er nun bald im Kahne da, und beyde Hörer erstaunten über seine Allmacht. — Jetzt schloß der Gesang in einem achtstimmigen feyerlichen Wechselchor, welches schon mit beträchtlicher Stärke tönte. Minelli brach dann in ein leidenschaftliches Recitativ aus, worein das ganze Ufer sich zu mischen schien. Auch kurzabgestossener Trompeten- und Paukenschall fiel darein. Wilibald bemerkte jetzt, daß diese Instrumente hinter einen Busch unten an der flachen Seite des Ufers postirt, und gegen die Grotte und die tiefen Felsenritzen gerichtet waren. In dieser Verbindung erregten sie ein schreckhaftes, abentheuerliches Getön. — Das Recitativ schloß im wehmüthigen Moll, und das Horn klagte dismal beym Uebergang so rührend, daß Mathilde, beym leisen Eintritt des ersten sanften Gesanges ein unwillkührliches Ach aushauchte, und mit feuchten Augen dasaß. — Der Chorgesang schloß sich aber nicht, sondern, indem er noch unschlüssig anhielt, und die Instrumente immer noch länger in zweifelhaften Tönen hängen blieben, deren seltsame Dis-

har-

Harmonie drohend über dem See zu schweben schien, fiel ein anderes kurzes Schlußchor in Allegro assai ein. — Die Echo dieser Spalten war rasend geworden. Der tausendtönige Wiederhall, den die Felsen einander entgegen brüllten, verschlang bald alle Melodie — welche aber gegen das Ende desto romantischer wiederkehrte, wo der gemäßigtere Schluß von einzelnen Tongruppen — die ihn einander immer mitten im nachrufenden Echo abnahmen — decrescendo wiederhohlt wurde, so daß Minelli's Horn von der Mitte endlich die letzten Töne in den Wiederhall sterbend hinausrief.

Die Operation hatte eine kleine Stunde gedauert. Der Kapellmeister und Wilibald klatschten jetzt ihren Freunden über den See Beyfall zu. Mathilde sprach nicht ein Wort, sie reichte ihm nur innigst gerührt ihre Hand. In komischer Andacht kniet' er vor ihr in den Kahn, und bat sie, seines Herzens Dank- und Brandopfer, unter gläubigen Thränen gebracht, sich wohlgefallen zu lassen. — Wirklich standen ihm oft Thränen in den Augen, wann er sich in ihrem vollen Anblick berauschen konnte. — Albert zerküßte ihm schon seit dem Schluß der Musik die Hand, und wollte sie nicht wieder fahren lassen.

Wie sie ans Land stiegen, drängten sich die Tonkünst-

Künstler herzu, um Mathilden zu sehen und zu grüßen. Dis war Wildalden wegen ihrer Fassung nicht lieb. Aber sie schlug die glänzenden Augen mächtig auf, und sagte, mit einem Blick und Ton, der jedes Herz rührte: „ich vermag es nicht, Ihnen meinen Dank auszudrücken — verzeihen Sie es der Stimmung, in welche mich Ihre Güte und die Macht ihrer Kunst versetzt hat —“. Sie sprach doch das letzte schon matt aus, und zwey übervolle Kristalltropfen traten spiegelnd ins Blau ihrer Augen herauf, um die ganze furchtbare Männerschaar zu erweichen. Alles bückte sich leise und stumm, wie vor einer Königin, und der aufmerksame Franz hatte ihr bey den letzten Worten schon mitleidig den Arm gereicht, um sie mit dem Kleinen nach ihrer Wohnung zurückzuführen. Die Musiker sahen ihr still durch die Gebüsche nach.

Wildald ließ sich nun das ganze Werk erklären, und machte ihnen grosse Lobsprüche. „Das Schwerste, sagte Minelli, war die Berechnung der Entfernungen und des Echos, also die Ausmittelung des Brennpunkts — aber ich hatte gestern mit drey Hornisten erst alles vollends berichtigt, und so gelang es denn recht gut. Wenn ich aber nicht gerade auf diesem Punkte des Sees dirigiren konnte, so mußte die ganze Partie aus Mißtönen bestehen.

„Beson-

„Beſonders konnte dann der Takt unmöglich gehalten werden," ſagte Pinius, welcher einmal lange Pauſen gehabt, und ſeltſam vermiſchte Klänge gehört hatte, wovon auch einige andere erzählten.

„Da ſeht Ihr aber, fuhr Minelli fort, was man mit Verabredung und Takt vermag. Ich konnte ganz ruhig über das Zuſammentreffen der Töne in der Mitte des Sees ſeyn, weil ich wußte, daß jeder ſcharf auf ſeine Zeit paßte. — Es war übriges auf alle Fälle die mühſamſte Muſik — und zugleich, durch ſich ſelbſt, die undankbarſte, die ich je erlebt habe. Denn vom erſten Ton an mußte man in beſtändiger Angſt über dem Takte wachen, bis zum letzten, und keine Gruppe, auſſer uns auf dem Centralpunkte, hat von den Tönen der andern etwas genieſſen können, als — zur unrechten Zeit. Und eben dis hat auch mir ſelbſt den Takt auſſerordentlich erſchwert; ich mußte in ganz anderer Zeit leben als Ihr, worüber ich zuweilen in Gefahr kam, irre zu werden, da die ganze Taktpartitur vor mir lag. — So konnte z. B. kein Anderer das Recitativ ſingen als ich, weil dem Sänger alle Partheyen gleich ferne ſeyn mußten. — Ich verſpreche aber, daß ich in meinem Leben kein See-Oratorium wieder ſetze. Der Kopf war mir ſeit acht Tagen immer voll muſikaliſcher Rechenexempel!"

„Ohne genaue Kenntniß der Gegend, sagte Willibald, war ohnehin alles unmöglich; auch konnte eine geschwinde Musik sich hier nicht ausnehmen, wie wir am letzten Gepraſſel gehört haben. — Schade aber, daß das ganze Werk nur für diesen Naturpunkt geschaffen ist, und für die Kunst im allgemeinen verloren gehen muß, wie Lobgedichte oder Satyren auf unbedeutende oder baldvergängliche Individuen."

Franz schien sehr gerührt wie er zurück kam. „Ich soll Ihnen, sagte er seufzend, den Dank unserer Sängerin schildern, aber, nach den wenigen Worten, die sie Ihnen selbst sagte, unternehme ich es nicht. Gewiß ist keiner unter uns, den seine heutige Mühe reute." Es äusserte sich ein allgemeiner Beyfall, und jeder wünschte sie noch einmal singen zu hören. — Willibald speiſete und tränkte seine Freunde, welche sich bald wieder auf den Weg machten, um Nachmittags zum Konzert in der Stadt zu seyn. — Er fragte nach den Mahlor nach dem Befinden der Gräfin. „Schick dich auf morgen," sagte dieser. „Sie kommt mit Marianen nach Hainberg. Mit dem Kapellmeister ist sie förmlich gespannt. Franz und ich sollen sie begleiten, und Minelli soll nichts davon wissen."

Das

„Das Mittel iſt zu hart," ſagte Wilibald. „Ich will ihn bitten. — Und Mariane?"

„Sie lebt ſelfort," erwiederte Pinius. „Ihr Schutzgeiſt, ſcheint es, hat ſie längſt dem Reiche der Schatten geweiht."

Es fuhr ihm durch die Seele. „O, rief er, nimm dis klägliche Wort zurück!" der Maler zuckte mitleidig die Schultern. Sie war ſeit einiger Zeit vertrauter mit ihm geworden, als mit den Uebrigen.

Als ſie weg giengen, bat Wilibald den Kapellmeiſter auf morgen zu ſich. „Du redliche Seele!" antwortete er. „Ich weis es ſchon, und habe mich heute im Voraus an ihr gerächt. Aber ich komme — ich muß kommen!"

Wilibald erhielt gleich darauf einen Boten aus der Stadt. „Morgen, ſchrieb ihn ſein Vater, kommt die Gräfin nach Hainberg, und wir alle, und noch drey oder vier Freunde mit uns. Ich wünſche, daß es der Gräfin gefalle, und will dir alles Nöthige hinaus ſchicken. Bitte uns auch Otto'n mit ſeiner ſchönen Tochter zu Gaſt. Deine Mutter will ſie ſehen." — Unſerm Freunde fieng das Herz an zu ſchlagen.

Hanchen erhielt nun ſogleich Aufträge über Aufträge für morgen. Das arme Ding ſchien wo-

gen der heute versäumten Musik etwas verstimmt, und Wilibald fand Gelegenheit, seine Ueberredungs- und Beruhigungskunst bey ihr anzuwenden, welche denn auch endlich anschlug. Sie war bald wieder das vorige gefällige Mädchen.

Wie er glaubte, daß Otto wieder da sey, gieng er hinauf. Aber Mathilde saß allein und las. Der Eindruck der heutigen Musik zeigte sich merklich auf ihrem Angesicht. — „Wollen wir sehen, ob er kommt?" sagte sie.

Sie giengen hinauf zur Ruine. Auf dem Wege dahin entdeckte er ihr, was sein Vater ihm geschrieben hatte, und machte sie mit den neuen Personen bekannt, die sie morgen sehen sollte. Besonders genau schilderte er ihr seine Mutter, und bat sie mit einer fast zu wenig gemäßigten Wärme, ihre Freundschaft zu erwerben, weil ihm dis so wichtig schien. — „Ich war ihr, sagte sie unschuldig, bis jetzt schon so gut, daß ich ihr entgegen fliegen mochte — aber ich fühle auch wohl, wie wenig ich von dem, was mein Vater Lebensart nennt, besitze; es wird mir vor morgen sehr bange, und Ihre Schilderung von der Mutter hat gemacht, daß ich vor ihrem ersten Begegnen zittern werde."

„Nicht doch, Liebe!" sagte er erschrocken. „Sie haben mich mißverstanden. Sie ist die beste Frau

von

von der Welt — nur, daß sie eben nicht so ist, wie wir sind.“ Er brach bald ab, und sprach von der Gräfin; mit dieser hoffte sie schon besser auszukommen.

Sie saßen jetzt oben neben der Ruine, und spähten mit Alberten nach allen Seiten. Aber auf dem ganzen Wege, woher Otto kommen sollte, war noch nichts zu sehen. — Mathilde blickte lange schwärmerisch über den See hin. „Von all der Herrlichkeit, sagte sie, von all der Melodie, die am frühen Morgen in jedem dieser Büsche lebte, ist nun am Abend nichts mehr übrig, als das einzige werthe Andenken in der Brust. — Und — hören Sie nur auf den Gesang der Vögel! Sie bekommen jetzt wieder Muth zu singen. Aber ihr Gesang ist nicht wie sonst. Es liegt etwas Nachahmendes darinn. Sein Wechsel scheint vervielfacht — aber, es ist ihren freyen Kehlen doch Gewalt geschehen. Sie freuen sich in schwermüthigen Tönen.“

Sie hatte Thränen im Auge, und Wilibald selbst fühlte sich melancholisch gestimmt. „So ist, dachte er, die süße Elegie entstanden. Sie setzt keineswegs voraus, daß der jetzige Zustand schlimmer sey, als der vorige. Sie setzt nur voraus, daß der vorige Zustand uns wohl that, und — da-

hin

hin ist! Aber der neue Zustand, in dem wir uns wirklich befinden, kann uns eben so werth seyn — und eben weil er uns rührt, und weil er doch anders ist, als der vorige, an den er uns erinnert, so klagt das unergründliche Menschenherz süsse Klagen. — Die heutige nun verschwundene Harmonie ließ eine an sich langweilige Leere zurück — das melancholische Chor dieser Vögel füllt sie — es versetzt uns vielleicht in eine seligere Stimmung, als die Kunst vermochte — es spricht aber unser Herz ganz anders an, und weil es eine Verknüpfung des vorigen Zustandes erregt, der den jetzigen zum Theil bewürkt hat, so entspinnt sich ein schwärmerischer Kampf zwischen Natur und Kunst, welcher das Herz meiner Freundin in seligen Thränen auflöst."

Während der Mittheilung ihrer Wechselgefühle waren sie einander näher gekommen. Vertraulich hatte er seinen Arm um sie geschlungen, und das theure Haupt ruhte an seiner Brust. Die Pulse der Herzen, von der Gluth des Tages zu Funken erwärmt, schlugen liebend in einander über, und die Jugend wiegte sich stolz in sicherem Spiel. Sanft bog er sich, und berührte mit leiseküssenden Lippen die Mitte der heitern, schönen Stirne. Sie sah ihn verschmachtend empor in den Blick des blühenden

den Jünglings — aber dort glühe ihr die Liebe in ihrer vollen Frühlingspracht entgegen, und — wie ein aufgescheuchtes Reh fuhr sie zusammen. — Flehend hielt er sie an sich zurück. „Einen Kuß, flüsterte er, einen einzigen, süssen Kuß aus dem Kelch dieser freundlichen Lippen!“ Nein, nein, rief sie, o lassen Sie uns gehen! Mir ist so heiß, so bange — o lassen Sie mich — vergeben Sie mir, mein Freund!“ Ihr hüpfendes Herz pochte hörbar, und das Mädchen war in eine so heftige Angst gerathen, daß er sie nicht besänftigen konnte. Wie sie schon entflohen war, streckte er noch sehnend die Arme nach ihr aus. Sie wankte einen Augenblick mit schmerzlichem Lächeln zwischen Liebe und mädchenhafter Wildheit — zwischen verlangendem Wiederkehren und Flucht. Aber schnell drehte sie sich nach der Seite, athmete tief, und rief nach Alberten.

„Ja, dort kommt etwas,“ sagte der Kleine, und sie erblickten einen Reuter, in welchem sie bald Otto'n erkannten. Langsam und zitternd stiegen sie den Hügel hinab.

„War es recht, Mathilde?“ sagte er mit wahrer Feindseligkeit, und drohte ihr.

„Ach!“ sagte sie, und fuhr leicht mit der Hand nach dem Herzen — dann sprang sie vor ihm hin.

Er

Er fand in dieſer Anrufung ſo viel Zärtlichkeit, und in ihrem Betragen doch ſo viel freye Jugendſtärke, daß er ihr verzeihen mußte, ohne verſöhnt zu ſeyn. — Er bat um ihre Hand — aber, das gieng nun nicht mehr! Das Zutrauen war verſchwunden. Die Freundſchaft ſchien auf ewig verſcheucht. Ein fremdes Weſen hatte die Erbitterung dafür eingeſchoben. Bald war es ihnen, als ob ſie nun nie wieder Freunde werden könnten — bald fühlten ſie einen ahndungsvollen Wink zu künftiger Verſöhnung; und der Zeitpunkt dazu ſchien unſerm Freunde ſicher und nahe, Mathilden aber dunkel und fern. Sie waren für heute ſo völlig entzweyt, daß ſie ſogar in einiger Entfernung von einander giengen, und auf verſchiedenen Wegen bey Otto's Hauſe ankamen, als dieſer ſchon abſtieg und Albert zu ihm hinſprang.

Otto ſchien ſehr heiter und entſchuldigte ſeine lange Abweſenheit mit der glücklichen Beendigung eines wichtigen Geſchäfts. Mitten in der Freude über das anhaltende ſchöne Wetter, welches dem eifrigen Landwirth das morgende Ende ſeiner Heuernte verſprach, brachte Wilibald die Einladung für morgen zu ſeinem Vater vor.

„Ich habe, erwiederte er, meinen Freund ſchon gebeten, mich in keine neuen Bekanntſchaften zu ziehen.

hen. Unvermerkt werden Sie mich dem Strome der Welt wiedergeben. — Ich dächte, wir benutzten unsere Ernte zum schicklichen Vorwand, um mich und meine Tochter zu entschuldigen."

Willibald bat, und erläuterte unter andern, daß die Gräfin vielleicht nur um Mathilden zu sehen, komme, und wahrscheinlich, wenn diese nicht erschiene, sie doch aufsuchen werde. Er gab endlich nach, und fragte nach dem Familiennamen der Gräfin, die er im Konzert nicht bemerkt hatte. Aber Willibald konnte sich nicht auf ihren Namen besinnen. — Nun wurde Mathilde über die heutige musikalische Partie abgehört, bey deren Beschreibung sich unser Held aufs neue hingerissen fühlte. — Der Alte bedauerte seine Abwesenheit, bewunderte Minelli's Kunst, schalt auf seine wilden abentheuerlichen Unternehmungen, und gerieth endlich in Sorgen über das Benehmen seiner Tochter in einer so grossen Gesellschaft, worüber ihn aber sein Freund bald beruhigte.

„Und Nachmittags?" fragte er weiter, und drehte sich zum Glück abwärts, wie sie in hoher Röthe bekannte, Kronach habe sie und den Kleinen auf die Ruine begleitet, um des Vaters Ankunft zu erspähen.

Unser Held fühlte sich hier in einer Stimmung, die

die ihm völlig neu war. Er selbst und Mathilde erschienen ihm in einer Art von Vereinigung, von Mitschuld wegen eines Vergehens — sein Herz schlug der verschämten Beichtenden gegenüber so mächtig, und ihre Schönheit, deren höchsten Glanz er jetzt zu schauen wähnte, als sie ihn während des Bekenntnisses einmal mit matten Blicken ansah, ergriff ihn so ganz, daß er in Begriff war, sie bey all seiner Bußfertigkeit, zu umschlingen. — Dabey betrachtete er seinen Freund mit einer gewissen Ehrfurcht oder Scheu, die an Abhängigkeit, ja Furcht grenzte. Der besorgte Vater konnte auf ihn zürnen, wenn er wußte was — beyde ihm verhehlten! — Zum erstenmal fühlte er, was Vatersorgen sind. Zum ersten mal fand er einen Vater, den er, ausser dem seinigen, Vater zu nennen begehrte, von welchem er sogar in diesem Augenblick Scheltworte und Strafe erduldet hätte. — „Heiter kehrte mein Freund zurück, und mit freudiger Angst überzählt jetzt der Hausvater alles Zurückgelassene was ihm theuer ist. Fehlt ihm nicht ein Herz? — Hat ihm nicht wenigstens die Liebe zum ersten mal ein Vertrauen geraubt? Und, er drückte den Räuber so warm an seine Brust! — Welche furchtbare Gewalt besitzt die Liebe, daß sie dort so plötzlich die heiligsten Bande löst, während

rend ſie mich ſelbſt eben ſo plötzlich in neue verſchlingt, die mich in die Kindheit zurückziehen, um mich zum Unterthan eines Fremden zu machen!“

Aber Otto ahndete nichts von einem neuerworbenen Unterthan, ſondern wurde bald wieder freundlich, und zog unſern Wilibald in ein lebhaftes ökonomiſches Geſpräch, welches dieſem um ſo lieber war, da er jetzt der Zerſtreuung ſehr bedurfte.

Mathilde nahm dieſen Abend nur ſelten Antheil an ihrem Geſpräch. Sie arbeitete ſtill, und vermied ſeine Nähe wo ſie konnte. Aber, wiewohl ſie ihn nicht ſuchte, ſchien ſie doch an ihm zu ſuchen, und gab ſich Mühe, ſobald man ſie mit ins Geſpräch zog, anderer Meynung zu ſeyn als er. Sie fühlte, daß er auf ſie zürnen müſſe, und legte es doch darauf an, ihn durch Widerſpruch noch mehr zu erbittern. Nur ihr öfterer ſchwühler Blick auf ihn zeugte von einer gewiſſen Ahndung, daß ſie einſt dafür noch büſſen werde. — Er hingegen ſchien zu fühlen, daß er der beleidigte Theil, daß ſie ihm Abbitte ſchuldig ſey. Er kam ihr nicht entgegen — aber im Wonneſchauer dachte er ſich zuweilen den Zeitpunkt, wo ſie einſt ihn wieder ſuchen werde.

Es war ſchon Mitternacht als er weg gieng.

Sie

Sie grüßte ihn kalt, und begleitete ihn mit dem Licht bis vor die Thüre. Aber ein langer zitternder Seufzer folgte dem Scheidenden nach. „O liebes Weib, stöhnte er in der dunkeln Einsamkeit, wüßt' ich doch, ob heute in den Büschen jener Ruine auch deine Brust vom Geschoß des unsterblichen Gottes so tödlich verwundet ward, als die meinige!" Er schlich träumend seiner schlaflosen Nacht entgegen.

Mit der Morgenröthe war Minelli bey ihm, und verlangte zu trinken. Ihr erstes Gespräch war Mathilde. Er bemerkte, daß Willibald sehr verändert sey, und fand sogleich die Ursache hievon auf, die ihm sein Freund nicht verhehlte. „Ich hätte nie geglaubt, sagte er, daß ein Weib mich bis zu diesem Grade fesseln könnte."

„Doch bist du zu kalt!" sagte Minelli. Sieh, Bruder, ich nahe mich diesem reinen Tempel der Götter nie mit befleckten Gedanken — auch sind ja ihre keuschen Blicke der Unschuld so ähnlich, wie zarte Maiblumen dem jungen Frühling; aber (fuhr er mit einer edeln Schwärmerey fort) bey der heiligen Jungfrau, von der meine Seele Gedanken des ewigen Trostes erfleht, ich möchte Dir zu deinem Leben mein Herz schenken — ohne dis wirst du ihrer nie werth! Möglich wohl, daß die

Lie-

Liebe ſelbſt bald den lebendigen Keimpunkt ins todte Ei deines Charakters legt, woraus der ſchöngeſtaltete Adler nun hervorbricht — aber hüthe dich wohl etwas zu genießen, deſſen du noch nicht würdig biſt; denn unter dieſer zarten Jugend ſchlummert ein Liebesfeuer, welches dich verzehren würde."

„Immer die Sinne!" antwortete Willibald. Du ſuchſt an ihr, was ihr fremd iſt. Ich kenne ſie beſſer. Dieſes ruhige Gleichgewicht, dieſe naive Geſinnung der holdeſten Kindheit, zog mich ſelbſt ſchon längſt wieder zu den milden Geſetzen reiner Natur zurück. Ihr Leben iſt ſo ſpiegelhell! Ihre Seele liegt offen da, wie eine harmloſe ſchöne Au."

„Wie ein Schneemann!" rief der Italiener ärgerlich. „Ich ſage dir, ſie iſt nicht für dieſen Himmelsſtrich gebohren — vielleicht gar nicht unter ihm."

Dis brachte ſie auf Otto's Geſchichte. Ihr Minelli wußte davon ſo wenig als ſein Freund. Er wußte nur, daß Otto's Vaterland weit entfernt ſeyn müſſe, daß er ſeit wenigen Jahren erſt hier hauſe, und daß Mathilde vollkommen deutſch, franzöſiſch und italieniſch rede. Aus Otto's Sprache wollte Kronach doch auf einen Franzoſen ſchlieſſen, weil er das Deutſche zuweilen geſucht, und zu ſehr in der Bücherſprache rede.

„Dann müßte er, meynte Minelli, als kleiner

ner Knabe aus seinem Vaterlande gekommen seyn, wie ich. Und wirklich spricht er viel besser als ich, ja fast so richtig als du? Doch vermag freilich ein ernstliches Studium der Sprache sehr viel; und die französische Nation wäre dann die einzige, zu der ich ihn rechnen möchte, besonders wegen der schönen, behenden Stellungen seines Körpers, und wegen der liebewarmen Augen seiner Tochter, und ihres üppigen Gliederbaus."

„Ich gestehe Dir, sagte Wilibald, weil du doch ewig wieder auf ihren Körper zurückkommst, daß mich dieser völlig bezaubert hat. Ich finde besonders in ihrer Farbe einen gewissen Reiz, der mich aus dem Kreis des Heiligsten zu ihr reissen würde. Schon an andern Frauen fand ich schwächere Zeichen dieses Reizes, den ich aber nicht näher zu erläutern vermag."

„Da triffst du gerade das Rechte," versetzte Mynelli. „Der höchste Reiz des weiblichen Körpers besteht in einem gewissen schimmernden Schmerz, der sich um das ganze Bild schmiegt. Das Aeusserste der Glieder endigt sich in einem unbeschreiblich süssen, wunden Hellroth. — Ihr könnt stolz darauf seyn, daß vorzüglich im Norden das Vaterland dieser wunden Blüthe ist. Denn, wenn man auch bey Raphael — der übrigens wohl in

Rück-

Rückſicht aufs Ueppige im Fleiſch das Höchſte geleiſtet hat — einige Andeutungen hievon findeſt, ſo verſteht ſich dis doch nur vom Schmerz, nicht aber von der Farbe, welche bekanntlich in Italien fehlt, und die er nur von nordiſchen, hauptſächlich von deutſchen Originalen nehmen konnte. Hätt' er dieſe beſſer ſtudiert, oder ſeinen Italienerinen dieſen höchſten Reiz kaufen können, ſo wäre er der größte Mahler aller Zeiten geworden. — Hätteſt du geſtern Mathilden da betrachtet, wie wir ſie oben bey dir fanden, du würdeſt mich jetzt ganz verſtehen. Sie iſt mit der reinſten Pracht dieſes Reizes geſchmükt, und in jenem Moment ſchien ihr Leben gerade noch erhöht. — Ihre Augen waren klare Funken, und doch mußte man bey ihrem glänzenden Waſſer und der blaſſen Röthe der Augenlieder ſie „verweint" nennen. Ihre Lippen lächelten offenbar, aber dis Lächeln konnte eine zärtliche Pein des Herzens nicht überwältigen, deren doch vielleicht ihr Inneres ſich nicht bewußt war. Die Gräfin lebt in derſelben Morgenröthe zärtlicher Schmerzen — nur daß dieſe bey ihr als voller Morgenglanz, bey Mathilden aber noch als blödes Frühroth erſcheint. Von Unverſtändigen haſt du die ganze Erſcheinung gewiß ſchon „einen ſchwärmeriſchen Zug um Augen und Lippen," nennen gehört.

gehört. — Es ist ein röthlicher Anwurf von Schmerz — es ist der Schmerz unter dem Bild einer Rose — es ist das kränkelnde Lächeln eines unter liebender Hand blutenden — oder der homerische Ichor, der aus dem Innern einer süßgeängstigten Menschheit hervorbrennt. — Dieser Reiz — welchen gewöhnlich die Liebe oder die Andacht verstärkt, lebt nun freylich zunächst in Augen und Lippen. Aber beym Anschauen denken wir uns zugleich den ganzen Gliederbau in diesem leisen liebewunden Roth, welches der Hauch der Götter den Rändern eines lieblichen Lebens anfliegen ließ — und es ist daher für uns das Ueppigste und Gefährlichste was uns am Leben des Weibes sich darstellen kann, wann uns eine Gestalt in dieser schmerzenden Gluth des Fleisches erscheint. — Spricht dich, mein Freund, vollends die Liebe aus solchen Zügen an — schaut ein solches Weib mit zärtlichem Verlangen auf dich herüber, o dann besitze die ruhigste Seelenstärke, sey ein glücklicher Weiser, ein Gott — und du wirst sogleich unmittelbar zum — Verschmachtenden, dessen entzündetes Sehnen nichts mehr auf Erden heilen mag, als der erschöpfte innigste Genuß, der jene Anlage zum Schmerz nun ins wirkliche schmachtende Leben bringt — der ihre Schmerzen körperlich

erzeugt,

erzeugt, gestaltet und mehrt, um sie mitleidend dann zu den Deinigen zu machen."

„Deine Leidenschaft, fiel Wilibald ein, lechzt wieder einmal, wie der Löwe, wann er Blut sieht. Dieser Sommer erhitzt auch dein unglückliches Herz immer mehr.

„Schweig!" rief jener. „Solche weibliche Bilder sind die Königinnen, der Adel unter den irdischen Leibern, und ihrer Allmacht über die Sinne und Geister widersteht nichts. — Wollten mir nur deine zarten Landsmänninen folgen, und, statt sich wie Truthähne zu bemahlen, die Gesundheitsregeln des Alterthums besser benutzen. — Deutschland könnte das Land der Schönheit seyn, da Ihr doch auch einen Ueberfluß an herrlichen Formen habt. — Aber ich gehe zu Mathilden, um ihr Unterricht zu geben; und wenn die Gräfin irgend artig ist, so sollst du hem beyde mit Marianen singen hören. Das sey der Lohn für deine gestrige Einladung; du bist ein so ehrlicher Junge, als jemals vor und nach der Sündfluth einer Athem geschöpft hat. — Was soll ich Mathilden sagen? In fünf Minuten kommandire ich eine Welt voll Schönheit!"

„Geh, sagte Kronach gutmüthig, und lerne aus ihren eignen reinen Blicken, daß es doch noch

etwas höheres giebt, als die verwelkliche Blume irdischer Schönheit — ach, ein Schönes, das ewig blühend in jener fruchtbaren Ernte der Zeit dasteht, die über alles Fleisch kommen soll."

„Ein grosses Wort!" sagte Minelli erschüttert. „Und schade, mein treuer Freund, daß diese Blüthe dem Menschen nimmer duftet, wann er sich der schönen Sünde hingab! — Vor zehn Jahren mußte ich dich finden, um —" die Sprache versagte ihm, und er schied mit einem Händedruck.

Mit ängstlicher Freude sah Kronach an diesem Morgen seine Eltern ankommen. Der Alte war sehr freundlich, gut und heiter; er bezeugte seine Zufriedenheit über den guten Fortgang der Wirthschaft, und wollte in Hainberg bey seinem Sohn übernachten. Madam Kronach war noch ernst und streng gegen unsern Freund gestimmt. Sie hielt seinen langen Aufenthalt für unnöthig — dann waren ihr seine heutigen Anstalten zu ländlich, zu wenig geschmackvoll — sie fand sogar, daß er heute nicht gut gekleidet sey, und bemerkte mit Bitterkeit, die Sonne habe ihn während seines Hierseyns erschrecklich geschwärzt.

„Nun, es steht ihm nicht übel," sagte der Alte. „Der Bursche sieht aus wie Absalom, oder David — bräunlich und schön."

„Ich

„Ich kann das unmöglich finden, lieber Freund!“ sagte sie mißvergnügt.

„Und laß ihn auch!“ rief der Vater und schlug ihn sanft auf die Schulter. „Er sieht aus wie ein braver Kerl!“

Sie gab ihm die Hand zu küssen, und lächelte, wie heimlich, mit dem ungerathenen Liebling.

„In vierzehn Tagen, liebe Mutter, ist alles wieder weiß. Dafür hab ich auch recht viel gelernt.“

Jetzt bekam er vollauf zu thun. Denn die Ministerin, Mariane, Augusk, Luise, Kronachs Verwandte, Pinius, Franz, und Saalens von Felseneck her — alles kam auf einmal an. Beym Aussteigen sagte die heitere Gräfin: „Die Hainberger Sonne hat Ihre Bildung vollendet. Wir kommen auch in der Absicht, um uns bey Ihnen zu wärmen.“ — Mariane schien zufrieden, und das Wiedersehen ihrer Eltern und die allgemeine Heiterkeit brachte sie bald auf ihren gewöhnlichen hohen Gipfel des Vergnügens.

„Wo ist der gute Minelli?“ fragte Wilibald verabredeter Masen die Gräfin, im schmelzendsten und wohlwollendsten Tone den er finden konnte. „Ich habe die treue Seele gestern besonders eingeladen.“

Sein vorwerfender Blick machte sie doch betroffen. „Wir vermutheten ihn hier," sagte sie, und setzte leise hinzu: „Bin ich denn wie Kain, daß man mich so zu fragen wagt? Ists nicht eine Noth, wenn ich einmal meine übermüthigen Freunde bessern will! — Wenn Sie ihn schon hier haben, so lassen Sie ihn kommen." Ihre Heiterkeit vermehrte sich merklich, und sie schien mit Wilibald sehr zufrieden. „Er ist, sagte sie zu seiner Mutter, hier viel hübscher geworden."

Bald darauf öfnete sich das Zimmer, und die beyden Bergbewohner traten mit Minelli'n herein. Otto trug eine bekannte Militairuniform, und Wilibald gerieth in Verlegenheit. „Ach!" rief die Gräfin erstaunt, indem sie auf Otto'n zuging, und ihm im Vorüberschreiten die Hand reichte. „Sie hier? — Und dis Ihre Tochter? Willkommen, schöne Sängerin — mein Gott, wie ähnlich! — Ich bin die Gräfin Sima." Sie schloß Mathilden herzlich in ihre Arme, und führte sie zur aufhorchenden Hauswirthin. „Das ist Madam Kronach, unsere gute Wirthin," sagte sie, ohne dieser Mathilden zu nennen; denn der ungeduldige Kapellmeister trat auf sie zu. — Madam Kronach hatte sich auf einen ganz andern Empfang Mathildens vorbereitet. Indes-

deſſen beſchloß ſie, bey dem glücklichen Fehler der Gräfin, Mathilden zu umarmen. „Mamſell Otto, ſagte ſie feyerlich, ich freue mich, in Ihnen die Bekanntſchaft einer ſo bewunderten Künſtlerin zu machen.“ Die arme geſcheuchte Taube ſchmiegte ſich, aus Furcht vor der ſtolzen Seele, innig an den ſtolzen Körper, und in ihrem Antlitz lag ſo viel Ehrfurcht und Zärtlichkeit für die ſchöne alte finſtere Frau, daß dieſe unwillkührlich ihre Mienen zum mütterlichen Lächeln aufklären mußte; und eben ſtreckte der Finanzrath ſeiner lieben Schifferin die Arme ſchon entgegen, in welche das gute Mädchen froh, wie in ein beſſeres Land, eingieng.

Dis alles lief alſo noch hinlänglich gut ab. Wilibalds Aufmerkſamkeit war aber jetzt nach einer andern Seite gerichtet. Otto hatte beym Anblick der Gräfin Zeichen des höchſten Erſtaunens gegeben, und Wilibald fand wieder einmal Gelegenheit, ſein ausdrucksvolles Geſicht dabey zu bewundern. So wie aber Otto die Gräfin bey ſeiner Tochter gewußt hatte, ſogleich war ſeine Faſſung zurückgekehrt, und als Wilibald ihn zu ſeiner Mutter führte, flüſterte er ihm ſchnell zu: „Hauptmann Otto!“ Aber während unſer Held ihn vorſtellte, behielt er beſtändig die Gräfin im Auge. — Dieſe gab jetzt dem Italiäner einen Verweis wegen

ſeis

seiner gestrigen rachsüchtigen Emanzipation, die sie im Innersten gekränkt hatte; aber zuletzt wurde die völlige Begnadigung nicht versagt. So wie sie sich zur Gesellschaft wandte, um Otto'n anzureden, machte dieser eine rasche Bewegung nach ihr, und zog sie ins Fenster.

Der Kapellmeister glühte von Seligkeit, und drückte seinem Wilibald immer heftiger die Hand. Dieser war nun vollkommen beruhigt, da er jetzt seine Mathilde bey Marianen wußte. — Er bemerkte, daß die Gräfin am Ende des Gespräches mit Otto, diesem die Hand gab, welche er ehrerbietig küßte, und ihr sodann noch einige Worte sagte, von denen sie tiefgerührt schien; worauf beyde sich wieder still zur Gesellschaft wandten.

Bey Tisch nöthigte die Ministerin Mathilden, sich zwischen sie und den Finanzrath zu setzen; Wilibald saß, zwischen Luisen und seiner Mutter, jenen gegenüber. — Mathilden war jedes Wort der Finanzräthin merkwürdig und diese schien noch gerade gern die Rede an sie zu richten. Doch beobachtete sie das Mädchen so genau und mit so wenig Schonung, daß diese zuweilen von ihrer Lage gedrückt schien, und mit ungewisser Stimme sprach. Die Gräfin wurde zuletzt aufmerksam, und sah einige mal die Alte

an

an, um dieſe Sache zu unterſuchen, beobachtete auch Mathilden und unſern Freund ſcharf gegen einander. Natürlich konnte ſie aber wegen der ſeit geſtern zwiſchen beyden herrſchenden Spannung, die heut einige mal ins Bittere übergieng, auf nichts Sicheres ſchlieſſen; auch blieb unſer Held, da, wo es einmal galt, ſo ziemlich Herr über ſeine Mienen.

Die Luft war ſtill; blau und rein der Himmel. Die Miniſterin zog die hieſige Gegend jener von Felſeneck noch vor, und wählte, da man nach dem Eſſen ſogleich ins Freye wollte, unter den vorgeſchlagnen Plätzen den höchſten, die alte Ruine, wo man dann die Wirthſchaft einrichtete. Beym Hinaufſteigen drängte ſich Mathilde an Madam Kronach, und dieſe war ſo gütig, ihren Arm zu nehmen. Das Mädchen ließ keinen Herrn dazu, ſondern führte ihre Peinigerin hinauf. Oben war auch Albert. Dieſer gewann bald die Zärtlichkeit der Gräfin in einem hohen Grade. „Welche Kinder!“ ſagte ſie zu Otto. „Sie ſind doch immer ein glücklicher Mann!“ — Albert, ein bildſchönes Kind, welches Mathilden ſehr ähnlich war, mußte ihr beſtändiger Geſellſchafter bleiben, und ſie konnte ſich oft, wann er ſeine naiven Reden vorbrachte, nicht ſatt an ihm küſſen.

Die Muſik ward nicht vergeſſen, und Mine-

li hielt seinem Freunde Wort. — Damit hatte es folgende Bewandnis. Wilibald war vor einiger Zeit mit der Dichtung eines Terzetts beschäftigt gewesen, worinn er den hohen tragischen Flug Marianens, die leuchtende Wärme der leichten Gräfin, und das kindliche Gemüth Mathildens anzudeuten versuchte. Unzufrieden mit seiner Arbeit, hatte er es seinen Freunden zur Kritik mitgetheilt. Minelli fand die Portraits wohl gezeichnet, und beschloß, seinen Wilibald durch eine Composition des Wechselgesanges, welche die Frauen selbst ihm singen sollten, zu überraschen. Damit die Sängerin keinen Verdacht auf Anspielung schöpften, mußten die Worte vorher in eine fremde Sprache übersetzt, und dann erst mit der Tonkunst vereinigt werden. Hierzu wählte er die spanische Sprache, die seines Wissens alle drey nicht verstanden.

Alles das hatte Minelli nicht nur ins geheim gefertigt, sondern auch Marianen und die Gräfin ihre Singrollen, sowohl in Rücksicht auf richtige Aussprache des Spanischen — welches er ihnen nach Gutdünken übersetzte — als den Gesang selbst, schon gelehrt. Heute, als er auch mit Mathilden ihre Stimme durchgieng, ward er überrascht, weil sie die Worte sogleich sehr richtig sang und verstand,

stand, ihn auch versicherte, der Vater habe schon mehrere spanische Dichterwerke mit ihr gelesen. — Er verschwieg indessen seinem Freunde diesen Umstand, um seinen Genuß nicht zu stören.

Während die Gesellschaft um die Ruine und den See herumschweifte, und die Weiber im hohen Schattengebüsch sich einander gegenüber setzten, wurden Instrumente aus der Ruine gebracht, und verschiedene Kleinigkeiten ausgeführt. Endlich legte Minelli die spanische Neuigkeit vor. Er gab vorher unserm Helden das Textblatt, und dieser erkannte aus der spanischen Uebersetzung sogleich sein Gedicht wieder, wovon wir hier das Original geben.

Gesinnung.

Mariane.

Sehnend schwing' ich meines Blickes Flügel
Hin zu Euch, ihr weiten blauen Hügel.
Bergt ihr dort mit blassem Farbenspiel,
Ferne Berge, meiner Wünsche Ziel?

Julie.

Wann im Blütenhain die Nachtigallen
Liebeweiche Klagelieder lallen,

Wiegt

Wiegt mich ihre süsse Threnodie
In der Liebe warme Phantasie.

Mathilde.

Unter Blumen, an geheimer Stelle
Lispelt meine kühle Silberquelle.
Melodieen perlt sie durchs Gefild;
Reiner Born, sey meines Lebens Bild!

Mariane.

An des blauen Hochgebirges Säume
Schließt der Himmel seine ew'gen Räume.
Ahndungsvoll hebt sich der trunk'ne Sinn
In das Fabelland der Formen hin.

Julie.

Selig Leben, wann die Blütendüfte
Würzig wogen durch die Frühlingslüfte,
Wann das Herz, von Melodie umschwebt,
In der Liebe Doppelschlägen bebt.

Mathilde.

Laßt mich, süsse Blumen, kleine Schmerlen,
Mit euch schlürfen eure Tropfenperlen.
Blumen, euern Farbenwiederschein,
Fischchen, euern Goldblick trink ich ein.

Maria-

Mariane.

Alles Leben iſt ein liebend Sehnen.
Aller Liebe Luſt zerrinnt in Thränen.
Dorthin will ich — Sprengt den Abſchiedswein,
Schweſtern, in der Tyndariden Hain!

Julie.

Alles Leben quillt in ſel'gen Trieben.
Selbſt der Liebe Schmerz zerrinnt im Lieben.
Paphia, in deiner Herrlichkeit
Hebt das Herz ſich über Maaß und Zeit.

Mathilde.

Blumenblüthe iſt ein lieblich Leben.
Leben gleicht des Baches ſanftem Streben;
Alles labend auf der Blumenbahn,
Lenkt er ſtill zum ernſten Ocean.

Chor.

Göttlich iſts, dem Raume zu entfliehen.
Liebe lebt und ſtirbt in Melodien.
Doch die Blume reiner Lebensluſt
Blühet Natur, an deiner vollen Bruſt.

Minelli's Ueberſetzung war im Ganzen völlig treu. Doch hatte er die Rolle Mathildens, ſeiner Lieblingsidee von ihr gemäß, noch merklich er-

erwärmt, wobey ihn die spanische Sprache sehr unterstützte.

Durch den Umstand, daß Wilibald hier nicht eigentlich sein selbstgeschaffenes Werk, sondern eine Umbildung wiederfand, die er seinem Gedicht in manchen Stellen vorzog, erhielt der Gesang schen ein eignes Interesse, und verschafte ihm einen unparteyischen, charakteren Genuß. — Die Sym. theuer waren, sangen und sprachen sich selbst aus, ganz nach seinem Willen und Herzen, während er das Wagstück seiner Charakterzeichnerey und seine Autorschaft durch die Erfindsamkeit seines Freundes sicher versteckt sah, und die Betrognen sich unbesorgt auf den Wellen der Harmonie wiegten. — Aber die Musik selbst setzte ihn ausser sich. Wenn ihm seine Zeichnung immer noch matt vorkam, so mußte er über Minelli desto mehr erstaunen. Die Höhe, auf welche dieser die Bilder getrieben — das eindringende Genie, womit er seinen Vorgänger ganz errathen, dessen Leeren ausgefüllt, und neue, unaussprechliche Kriterien und entscheidende Züge beygefügt hatte — die auffallende Gleichheit ihrer Gedanken, die doch ausser der Tonkunst so ganz von einander abwichen — alles vereinigte sich, ihn unwiderstehlich hinzureissen. — Die Worte waren ihnen zwar richtig, aber immer nur ohne

den

den wahren Sinn angelehrt; und doch schien es ihm, besonders bey Mathilden, daß die Melodie mit ihren Biegungen hier selbst an die Stelle des Bewußtseyns getreten sey, und als Verstand auf das Gefühl würke. Das Mädchen sah einmal, wie er so ganz an ihren Zügen hieng, und eine schöne Röthe überflog ihr Angesicht. Minelli, dessen Blicke sonst ewig zwischen den Noten und der schönen Julie getheilt waren, hatte jetzt nur Sinn für die Kunst, in der er sich verlor, und welcher die Leidenschaft unterlag. Erhitzt saß er hinter seinem Baß, und schoß nur zuweilen triumphirende Blicke auf seinen tiefbewegten Freund. Dieser sprang beym Schlusse, wie in einer Entzückung auf ihn zu, und drückte ihn ans Herz. „Du bist ein grosser Künstler!" rief er, und machte auf die Damen zugleich das lebhafteste Dankfeuer, welches die Gräfin um so närrischer fand, da man sonst gar keine Exklamationen an ihm gewohnt war.

Aber Mathilde suchte bald nachher einen Augenblick auf, wo sie ihn beyseite nahm, und mit einem unruhigen Lächeln fragte: „Wer ist denn wohl der Verfasser Ihres spanischen Textes? Soll ich ihn errathen?"

Er staunte sie an. „Ach Mathilde, sagte er ausser sich, von Ihren Lippen flossen Töne aus

der

der Heimath des ewigen Friedens zu mir herüber. — " Er bewegte sich sehnend gegen sie. Indem sie sich rasch und aufgebracht von ihm wandte, bemerkte er, daß sie beyde von Marianen aufmerksam betrachtet wurden, deren Gesicht im Moment erblaßte. — Sie rief ihn aber sogleich zu sich, als Mathilde zur Gesellschaft zurückgekehrt war, und sprach freundlich doch ohne Zusammenhang mit ihm; dabey versicherte sie, es sey heute herrlich im Hainberg.

„Sollte uns etwa Mathilde errathen haben?" sagte er nach einiger Zeit zum Italiener, und dieser theilte ihm die heute bey ihr gemachte Entdeckung wegen der spanischen Sprache mit: „Wenigstens, setzte er dazu, wird sie uns nicht verrathen."

„Doch, doch!" sagte Wilibald. Denn schon flüsterten die Frauen zusammen, und im Augenblick rief die Ministerin herüber: „Bemühen Sie sich doch hieher, meine Herrn!"

„Diable!" rief der Kapellmeister, und sprang hinzu. Wilibald folgte ihm langsamer, um sich auf eine List zu besinnen, die ihn aber nicht einfiel, während er das Textblatt noch immer in der Hand hielt, und durch Minelli's Winke, es zu verstecken, nur noch mehr ausser Fassung kam.

„Ich will Euch lehren, sagte die Gräfin, wie

man die Kunst zur Selbstkopistin mißbraucht. Meine Rache soll ausgezeichnet seyn — geben Sie mir dieses Blatt den Augenblick — ich will es übersetzen lassen —"

„Gottlob, daß alles geschehen ist!" sagte Wilibald lachend, und zeigte dem Kapellmeister das Blatt von der Seite.

„Wir danken unterthänigst! fuhr dieser heraus, riß ihn das Blatt aus der Hand, rafte mit unzugänglicher Eile Partitur und Stimmen zusammen, und —

„Um Gotteswillen, was wollt Ihr beginnen!" rief Pinius, der noch von der Musik entzückt da saß.

„Eher alles verschlingen, sagte Minelli, als es heraus geben."

„Nein, wir wollen lieber alles verzeihen, als es vernichten sehen, lieber Freund!" sagte die Gräfin mit unwiderstehlichem Schmelz, und gieng mit Marianen und Mathilden bittend auf ihn zu. — Aber Wilibald drängte jetzt selbst den Schwachen mit sich fort. Sie flogen zum Kamin in der Ruine, und im Nu loderte das Werk die schwarze Esse des alten Gemäuers hinauf.

„Verrätherin!" rief Wilibald Mathilden

den tragisch zu. „Um welche Melodie bringen Sie uns!“

„Ich hätte wohl lieber das gute Geschlecht an das schlimme verrathen sollen?“ sagte sie. Aber das Mädchen war erschrocken, weil sie ihn beleidigt glaubte.

„Ihr habt auf alle Fälle recht gethan — Opfer war dismal besser als Gehorsam,“ bemerkte der bibelfeste Franz.

„Alles hätten wir Ihnen vergeben —“ sagte die Gräfin weich.

„Ja Alles, für diese Melodie!“ setzte Mariane hinzu.

„Betrachten Sie unsern Fall näher,“ sagte Wilibald. „Es konnte nicht anders seyn. Verzeihen Sie uns!“

Der Friede kam endlich unter der Bedingung zu Stande, daß Minelli morgen früh sogleich die Melodie von neuem setzen sollte. Wilibald aber versprach nur, einen schicklichen Text dazu zu liefern. — Der Vorfall gewährte ihnen, sobald die Ruhe hergestellt war, eine sehr interessante Unterhaltung.

Mathilde war seit einigen Stunden in merklicher Gemüthsbewegung, und gegen unsern Freund völlig verstimmt. — Die Abwesenheit und Gegenwart

wart des Liebenden schienen ihr gleich unerträglich. — Seit dem die Gesellschaft im Freyen hauſete, hatte Wilibald sich gegen Luisen sehr zuvorkommend betragen, um der Mutter gefällig zu seyn. Da er aber von Minelli'n wußte, Luise sey, wie man sage, „in ihn verliebt," so that er dis mit möglichster Unbefangenheit und seiner gewöhnlichen vorsichtigen Artigkeit, ohne sich ihr eigentlich zu nähern. Auch war sie selbst klug genug, kein näheres Verhältniß mit ihm zu affektiren, da sich hierzu so wenig Anschein bey unserm Freunde fand. — Mathilde suchte Luisen jetzt bey jeder Gelegenheit auf — sie schien auf die Fortsetzung dieser Bekanntschaft mit einer Unruhe und einem Eifer erpicht, wovon sich Wilibald, bey Luisens Mittelmäßigkeit, keine Ursache denken konnte. Sie hieng an Luisen, ohne sie zu lieben — dabey wies sie ihn selbst von sich zurück, ohne ihn zu verlassen. — Er wußte aber freylich nicht, daß seine Mutter Mathilden auf dem Wege nach der Ruine Luisens Laune und Charakter gerühmt, und erklärt hatte, „sie wünsche sehr, das gute Mädchen auf immer um sich zu sehen, und finde auch Hoffnung dazu."

Gedankenvoll hatte er sich von der Gesellschaft entfernt, als Mariane zu ihm kam, mit wel-

ehe er einige Zeit über die Schönheit der heutigen Musik sprach. Nach einem vergeblichen Versuch, ihn zur Mittheilung des Textes zu bewegen, gerieth sie auf einmal wieder in eine ihrer feyerlichen Stimmungen. „Gute Nacht, sagte sie; jetzt wollen wir wieder zur Gesellschaft. Adieu, mein einziger Freund, Bester —, gute Nacht, Bruder!" Sie umschlang ihn heftig und grub sich in seine Lippen. Ihr ganzes Leben hieng gebrochen an ihm. „Wann kommen Sie wieder in die Stadt?"

„Uebermorgen," sagte er. „Aber, gute Schwester, wie bist du schon wieder?"

„Uebermorgen?" fiel sie ein. „Gut — aber auch gewiß nicht eher und nicht später, als übermorgen Abends um 9! — Gute Nacht, Lieber! Noch einmal, lebe wohl! Sie hieng aufs neue an ihm, die Seele wollte ihren Lippen entfliehen, ihre Blicke ruhten sterbend auf ihm, und die heisse Quelle ihrer Thränen strömte auf sein Angesicht.

„Was ist dir?" sagte er ausser sich. „Grosser Gott! Mariane, entdecke mir, was dein Herz bekümmert!" Er hielt sie mitleidig in seinen Armen.

„Nichts, rief sie, es ist ja vorbey — alles ist vorüber. — Du kennst ja, setzte sie küssend hinzu, meine Nerven schon. Ich bin recht wohl." Sie

ging heitern Gesichts mit ihm zur Gesellschaft zurück.

Wilibald erstaunte, als er hier die Ministerin mit seinem Vater in einen komischen Streit darüber verwickelt fand, ob Mathilde und Albert bey ihr, oder bey ihm wohnen sollten. „Ihr eigner Sohn soll entscheiden," rief sie endlich unserm Helden zu. „Wir beyde haben so eben, mit grosser Anstrengung, für Mathilden von ihrem Vater die Erlaubnis ausgewürkt, daß sie mit dem Kleinen auf einige Zeit in die Stadt darf. Jetzt entscheiden Sie: sollen beyde zu mir, oder zu Ihrem Vater? — Aber merken Sie wohl, ich stelle Sie auf die Probe."

Ohne sich zu bedenken sagte er freundlich: „zu Ihrer Excellenz!" und behielt seine Fassung sehr gut. Otto sah ihn an. Sie klatschte in die Hände, und faßte Mathilden als ihr Eigenthum bey der Hand.

„Sie wissen nicht, alter Freund, was das heißt," sagte sie zum Finanzrath, mit einem Seitenblick auf Wilibalden. „Das nenne ich: schön gedacht!"

Man konnte es Otto'n ansehen, daß ihm etwas mißfiel, was er doch nicht ändern mochte. Sie wollte schon morgen die Kinder abholen. „Nun

hab' ich sie doch, die Kinder!" sagte sie wieder, und drückte den Kleinen an sich. Wilibald sah ihre Augen glänzen. — Sie war vier Jahre vermählt, und kinderlos.

Auf Marianens dringendes Bitten ward noch ausgemacht, daß ihre Eltern morgen auf etliche Tage in die Stadt kommen sollten. Dann brach man auf.

„Morgen sehn wir uns wieder!" sagte die Gräfin fröhlich zu Wilibald. Auch Mariane hüpfte lustig zum Wagen, aber ihre Hände waren kalt. Noch lange grüßte sie unsern Freund aus dem Wagen. — Alles jagte nach der Stadt. Otto verlangte nach seiner Heuernte zu sehen, und Mathilde, nachdem sie den Finanzrath beredet hatte diesen Abend bey ihr hinzubringen, flog ihren Hügel hinan.

So blieben Vater und Sohn allein übrig. Beyde giengen friedlich zu ihrem Bauwesen, dann in den Wiesengrund. Der Finanzrath hatte seine herzliche Freude an dem hier herrschenden Fleiß und lustigen Treiben durch einander. — „Morgen, sagte Wilibald, wird hier alles leer seyn, und dann wünsch ich unsern Fluren wieder einmal Regen." Der Vater behauptete hierwider, da die Früchte sehr wohl ständen, so sey ein Regen noch nicht

nicht so nothwendig. Allein unser Held bewies ihm dis an seinem selbstzubereiteten Acker, für dessen Gedeihen er in grossen Sorgen war. Bey dieser Gelegenheit erzählte er dem Vater die Geschichte seiner ökonomischen Praxis, die den Alten sehr anzog; auch verschwieg er ihm nicht, daß er einst, gerührt von Mathildens gastfreundlicher Laune, ihr den Ertrag dieses Ackers geschenkt habe. Bey Erzählung der interessanten Geschichte klärten sich die Mienen des Alten sichtbar auf.

„Das ist nicht übel," sagte er. „Ich wollte, du könntest mir diese Geschichte als einem Fremden, so recht mit aller Treue erzählen. Ich liebe die Jugend gar sehr. Allein, mich dünkt, du hast Lust, in der Folge noch mehr von meinem Hab und Guth, ja von meinem theuersten Eigenthum, an dieses artige Ding zu verschwenden, und zwar hinter meinem Rücken."

Die freundliche Biederkeit seines Charakters legte in den letzten Satz so viel zärtlichen Vorwurf für Wilibalden, daß dieser empfindlich gerührt ward. „O, sagte er, und ergriff die Vaterhand, wenn ich so unglücklich wäre, Ihr Mißfallen zu erregen — ich könnte weinen, bester Vater!"

„Wer sagt das?" lächelte der Alte. „Diesen Abend mehr davon! Jetzt laß uns zu Otto's gehen."

hen." — Weder dem Sohne, noch dem Vater graute vor diesem Abend; allein die Wendung ihres Gespräches würkte doch auf beyde Wandler so geheim und tief, daß keiner ein Wort sprach, bis nah an Otto's Hause Mathilde ihnen entgegen kam. „Lieber Vater!" rief sie den Hügel hinab, und Otto, der eben ankam, verdoppelte seine Schritte. — An ihrer Brust prangten frische Rosen, und das lichte braune Haar war von allem fremden Schmuck befreyt. — Sie trug in ihrer Hand grüne Kräuter für die Küche, und durch die Thür sah man schon auf ihrem Heerde das wirthliche Abendfeuer flammen.

„Ich will Ihnen hier im Freyen Quartier machen, sagte sie, da der Abend so still ist."

„Ja, hier, sagte der Alte, unter der herrlichen Linde. Alles, wie du willst, fuhr er schmeichelnd fort, und du wirst in deinem Leben nie etwas wollen, was mir nicht wohlgefällt, gutes Töchterchen." Sie erröthete, und er küßte sie. Der arme Willibald bekam weder Blick noch Rede, sondern nur eine halbabgewandte freundliche Verbeugung.

Otto mußte seinen Gast herumführen, und mit seiner ganzen Besitzung genau bekannt machen. — Der lebhafte Wunsch des Finanzraths, sein eignes grosses Guth mit der Zeit in derselben schö-

schönen Ordnung zu sehen, wie Otto's blühendes Reich, sollte, wie dieser versicherte, bey Willibalds fortgesetztem Bemühen nach wenigen Jahren in Erfüllung kommen. Man dankte sich wechselsweise für gute Nachbarschaft, Rath und Hülfe, und schloß ein für unsern Freund sehr reizendes nachbarliches Bündniß.

„Es freut mich, sagte der Finanzrath, daß ich einmal wieder einen vernünftigen Freund des Landlebens finde. — Mir bleibt es zwar immer ein reizender Gedanke, wenn der müde Mann, im Alter und nach den Lasten des Weltlebens, in der Stille seines Landhauses ruhen kann, und will; allein wir finden diese Sache so selten in ihrer rechten Wahrheit ausgeführt! — Wie mancher verabschiedete Minister, der seine Dimission wegen der schwärzesten gegen ihn gespielten Kabalen (wie man das gewöhnlich nennt) forderte, nachdem er sie längst in den huldreichsten Ausdrücken schon wirklich erhalten hatte, versicherte mich, wenn ich ihn zum ersten mal auf dem Lande wiedersah: das Landleben, in welchem er nun zu leben und zu sterben hoffe, habe für ihn grosse, unendliche Reize — während ich schon aus bessern Nachrichten wußte, wie sehr er sich aus dieser faden, langweiligen Wüste zurück nach den Fleischtöpfen Egyptens sehnte.

— Auch,

— Auch, lieber Freund, will mir der Gedanke von Ruhe, Zurückziehen, oder Abgeschiedenheit hierbey weder genügen noch überhaupt gefallen.

„Sie verlangen, erläuterte ihn Otto, daß der Mensch, der sich dem Lande weiht, jung oder alt, auch für dieses Leben wirklich Kräfte sammle, mitbringe, und aufwende. — Und das ist auch meine Forderung. — Das Landleben ist äusserst wichtig. Hier zeigt sich ja das Leben in seiner bürgerlichen Kindheit, in seiner philosophischen Kleinheit und Grösse. Hier soll der radikale Wohlstand des Reichs erzogen werden. Hier treiben die edelsten Keime zur Kraft des Vaterlandes — so wie auch hier eigentlich das wahre, innere, heilige Vaterland — jener theure Herd sich befindet, für dessen Vertheidigung die Fahnen unserer kraftvollen Söhne getreu dem Tode entgegen wehen — jenes Vaterland welches von der Wissenschaft erleuchtet, von der Kunst gebildet werden soll, um durch die Religion gebessert zu werden. Von hier aus wird alle Kraft in den ganzen Staat ausgeliehen. Selbst alle Gewerbe sind Kinder dieses Kapitals, dessen Zinsen die Sicherheit, Freyheit und Ordnung reichlich entrichten, damit seine Heimzahlung nimmermehr gefordert werden könne. Wann die-

dieſes Herz des Reichs erkrankt, dann leidet der ganze Körper; und wider jeden, welcher dieſen zarten, hülfloſen Theil beleidigen will, er ſey Fremder oder Mitglied, empören ſich endlich alle übrigen Staatskräfte, eingedenk ihres alten, ewigwerthen Urſprungs. — Mit dem Landbau ſteigen und fallen alle Waagſchalen, alle innere und äuſſere Verhältniſſe, ja ſelbſt alle Launen in den Kabinetten, am Throne, und in den Sälen der Künſte und des Vergnügens. — Ein ſchädlicher Thau macht nicht uns allein Sorgen — er vergiftet auch zugleich die Blüthe des Handels in der mächtigen Seeſtadt, und macht ihre groſſen Spekulanten übel aufgeräumt. — Endlich iſt es ja auch gerade hier, wo das Leben ſelbſt noch in ſeiner Vollſtändigkeit, der Menſch in ſchmuckloſer Wahrheit erſcheint — wo eine beſtimmte, unvermiſchte Geſinnung und Leidenſchaft des Herzens, und eine blühende Natur den Künſtler am liebſten und ſicherſten leiten, daß er die Welt in ihrer freyen Jugend ſchaue, um dann durch die Kunſt auch die Veraltete wieder zu verjüngen — hier wo ſelbſt die Zeit noch in wechſelloſem Frieden und Einverſtändniß mit der Natur ſanft dahin rinnt, und wo das Herz ſich ſo oft von der Treue jener göttlichen Verheiſſung wunderbar gerührt fühlt:

Es soll nicht aufhören Sommer und Winter, Saat und Ernte, Frost und Hitze, Tag und Nacht. — Denn, bedenken sie doch, Freund, wie sehr alle diese Dinge in den übrigen Abtheilungen des bürgerlichen Lebens durcheinander gewirrt sind!"

„Zum Exempel Tag und Nacht in der grossen Stadt," sagte der Finanzrath. „Aber weiter, weiter, lieber Nachbar!"

„Bey dieser Wichtigkeit, fuhr Otto fort, bey dieser einfachen und erhabenen Schönheit des Landlebens, muß der Mann, welcher sich ihm hingiebt, Kraft und Liebe mitbringen. Träge Schwächlichkeit macht ihm die Ansicht der reizendsten Natur und alle einfachen Genüsse sehr bald zur Langweile. Geringschätzende Vorurtheile gegen dieses Leben verschliessen den Eingang zu seinen edelsten Freuden. — Ich habe schon Menschen auf dem Lande zur höchsten moralischen Kultur aufblühen — andere am Hofe verländeln sehen! Jene hatten das Glück gehabt, im Leben auf dem Lande das Leben für ihr Land, den ächten, thätigen Sinn fürs Vaterland zu finden; diese hatten den Hof nur für die Höflichkeit zu benutzen gewußt, während Herz und Geist an den Bettelstab gekommen waren. — Man lasse sich ja nicht von der Meynung derer bethören, welche glauben, die Einförmigkeit des Landlebens

lebens verlange wenig Mühe und Nachdenken, der Wirkungskreis sey zu klein, verhindere daher den Menschen, viele Erfahrungen zu machen, und verschiedene Ansichten von der Welt zu gewinnen; weßhalb auch besonders das Landleben für eine zweckmäßige Erziehung der Kinder nicht geeignet sey. — Unsere Kinder werden, wann wir sie in die Welt senden, zwar immer dem Erstaunen und der Täuschung einige Zeit unterworfen seyn. Aber gewiß nur auf kurze Zeit. Denn, stark an Leib und Seele, bringen sie gerade jenen rechten, landfremden Beobachtungsgeist mit sich, der die Einwickelungen und den blauen Dunst der grossen Welt am leichtesten durchsieht, und ihre verwirrten Bilder auf seine einfachen und wahren Begriffe sehr bald zurückzuführen weis. — Allein, dis bringt uns von unserer Materie ab —"

„Ich bin, sagte der alte **Kronach**, vollkommen Ihrer Meynung, daß die Landwirthschaft eins der bedeutendsten Geschäfte sey. Gewöhnlich gilt sie nur für ein einträgliches Geschäft. Allein sie ist ein besseres — ich halte sie seit einiger Zeit nicht allein für das sicherste, sondern auch, nach meinen leidigen Erfahrungen im Geschäftsleben, für eins der ehrenvollesten, zu welchem sich noch gar mancher grosse edle Mensch herabstimmen wird." —

Für

Für unsern Wilibald war die weitere Auseinandersetzung dieser Sache zwischen einem gutmüthigen Wechsler und einem scharfsinnigen Denker, in hohem Grade belehrend, und sein Vater überließ sich ihr mit grosser Behaglichkeit.

Mathilde rief sie endlich zum Essen, welches Albert indessen bewacht hatte. Das Abendroth erblaßte schon, die Vesperglocken tönten, und der Storch kehrte im niedrigen stillen Flug aus seinem Froschgrunde zum friedlichklappernden Weibchen zurück. Dem Alten wurde von Herzen wohl unter diesem freyen Himmel. Die Kinder mußten sich zu ihm setzen. Schmeichelnd drückte er den Knaben an sich, und prieß die Kindheit selig. „Sie ist, sagte er, die höchste Wohlthat für ein Herz, welches der Kindheit zum zweyten mal naht. — Ja, sagte er nach einer Pause, auf diesem schönen Eiland will ich Wohnung machen. Gott lasse mich alt werden. Ich fühle noch Muth zu leben. Ich habe Lust mit meinen Enkeln hier zu spielen! Viel habe ich in der Welt gearbeitet, auch hier will ich nicht müssig seyn. — Was meynen Sie, Freund? sagte er schwärmisch zu Otto.

Während Otto ihm mit Rührung seinen Beyfall hierüber bezeugte, waren Mathildens Blicke fest an die Erde geheftet, und Wilibald, der fast

fast bewußtlos an ihren Zügen hieng, glaubte in diesen nur einen leisen, ihm unbekannten Schmerz zu finden. „O, dachte er, wie selig hätte mich jetzt ein einziger zärtlicher Blick gemacht, — und die Unempfindliche hat keinen für mich! Ihr Herz fühlt ein fremdes Weh, welches nicht das meinige ist. Ihre Gedanken sind nur irgendwo in der Welt — aber fern von dieser liebenden Brust!"

Er wußte sich nicht länger zu fassen, und während die Alten über ihren Lebensmaterreyen wärmer wurden, sagte er leise mit Verdruß zu ihr: „Mathildens Gedanken sind schon mit meinen lustigen Freunden in die ferne Stadt gezogen."

Jener Blick der gekränkten Liebe, welcher im gemeinen Leben eigentlich Verachtung bezeichnet, hier aber nur bittern Schmerz enthalten sollte, traf jetzt den Frevler aus dem sonst so milden Auge. Sie sagte nicht ein Wort.

„An wen dachten Sie?" stammelte er zornig. — Der Assessor beunruhigte ihn seit heute.

„Ich dachte wirklich in die Stadt — sagte sie aufrichtig aber betreten über seinen Blick — ich dachte an Fräulein Luise," setzte sie mit halber Stimme hinzu.

Er fühlte sich ahndend erschüttert, aber die Un-

ruhe

ruhe seiner Leidenschaft verstattete ihm keinen tiefen Blick in den Abgrund seines Glückes.

„Und Sie?“ fragte Mathilde ihren Freund, kaum hörbar. Ihr Innerstes pochte in einer neuen unbekannten Gluth, und ihr Auge füllte sich.

„Ich dachte — sagte er jetzt mit jenem leisen Feuer, womit die Zärtlichkeit der wilden Jugend Hohn spricht — und ich denke nur an die, deren Bild alle Räume meiner Seele füllt, an die, welche mich kränkte, und flieht!“ Sie stand rasch auf, und gieng ins Haus. Die Alten waren noch im lebhaften Gespräch. Träumend saß er da, bis sie zurück kam. Ihre Augen waren matt, und sie lächelte. Jetzt las Albert um den Tisch her, und sie setzte sich an dessen Platz entfernter von Willibalden. Zwar wagte sie ihm gegenüber keinen freyen Blick, aber es schien doch als sey ein besseres Verhältniß hergestellt. — Entzückt betrachtete er jetzt ihr Gesicht. Die Sonne der Liebe hatte es erwärmt, ihr Mund lebte in sehnendem Schmerz nach süßgeahndeten Vereinigungen. Die ganze Rosenknospe nahte sich der Entfaltung. — Des Vaters Zärtlichkeit stillte ihre Sehnsucht nach dem Sohne. — Sobald aber die graue Nacht eintrat, die alle verrätherischen Blicke in ihrem Dunkel birgt, sprach sie wieder oft und sanft mit Willibalden,

und

und im Ton ihrer Stimme lag ein unverkennbares Streben nach geheimer Versöhnung — eine Bitte an den Geliebten: ruhig und verschwiegen zu seyn — ein stilles Versprechen, alles willig zu gewähren, was seine Liebe fordere, nur nicht auf Kosten ihrer Jungfräulichkeit und Freyheit, damit sie nicht genöthigt werde, ihn durch neue Flucht zu kränken — ach, was lag nicht alles im Ton dieser süssen nächtlichen Stimme!

Wilibald bat sie, dem Vater einige ihrer schönsten Lieder zu singen. Willig hohlte sie die Guitarre, stelite sich dem Alten gegenüber und sang. — Balsamische Düfte stiegen aus den Blüten der Linde liebend hernieder, um sich mit ihrem tönenden Hauche zu mischen; und mit freundlichem Licht umspielten die kleinen Feuerwürmchen das Gewand der Unschuld, um durch ihre wunderbare Gluth das Dunkel von der sanftwankenden Gestalt zu verscheuchen. Der Abendwind lag stille.

Als sie geendigt hatte, umarmte der Finanzrath die süsse Jungfrau, und gieng sogleich ohne ein Wort zu ihrem Lobe zu sagen, mit Wilibalden weg.

„Es ist eine liebe Familie!" sagte er zu Hause seinem Sohn!

„Kann man wohl, antwortete Jener, sie betrachten ohne gerührt zu seyn?"

„Du

„Du hast vollkommen recht," sagte der Alte. — „Aber jetzt gieb Rechenschaft von deinem innern Haushalten. Unsere acht Tage sind längst vorüber. — Was gedenkst du zu thun, Herr Sohn!"

Ernst schaute der Sohn einen Augenblick vor sich nieder. Dann sagte er feyerlich: „Geht nicht meines Vaters ausdrücklicher Befehl auf das Gegentheil, und ist es möglich, die Mutter zur Einwilligung zu bewegen, so melde ich mich nicht."

„Und?" sagte der Vater schonend, aber gespannt.

„Wohnen Sie in Hainberg — nehmen sie mich hier zum ewigen Hausgenossen und Diener auf!" Er schloß den Vater in die Arme, und fühlte mit Entzücken, daß Jener es erwiederte. Dann fuhr er fort: „Diese kleine treuherzige Welt hier zu bessern und zu beglücken — meines Vaters Eigenthum zum blühenden Garten zu bilden, — Vater und Mutter ehren — ihrem fernen Alter Blütenbäume pflanzen — um einst auf väterlicher Flur selig im Arm der Liebe zu sterben — das sey mein Leben!"

„Du schwärmst!" seufzte der Alte. „Da stehen uns grosse Hindernisse entgegen, mein lieber Sohn. — Die Mutter ist durch ihre Ordnung und meinen Fleiß sehr reich geworden, und — hat hier eine gar wichtige Stimme! Hast du das wohl bedacht?

dacht? — Vor allen Dingen, wer iſt dieſer Otto?"

„Gott, ich weis es nicht!" Er warf ſich an ſeines Vaters Bruſt. Der Alte verſtand ihn, und ſchwieg. „Aber, fuhr er fort, ich werde es in ſehr kurzer Zeit ganz beſtimmt erfahren."

„Gut, ſagte der Finanzrath, das wird entſcheidend ſeyn. Bis dahin vergiß uns nicht." — Dieſer Ausdruck war ein Lieblingswort ſeines Vaters bey wichtigen Dingen, und unſerm Freunde drang es immer bis in die Seele. Er reichte dem Alten die Hand. „Vater!" ſagte er mit aller Fülle eines Kindes. „Mein warmes Herz, ein Leben voll Glück, und Ihre Erziehung gewährten mir ſchon theure Genüſſe. Aber einen heiligern, als das werthe Andenken an dieſe väterliche Treue, kenne ich noch nicht!" Er ſchlich von ihm, um ſich die Augen zu trocknen.

„Ich glaube Dir," ſagte der Finanzrath zärtlich. „Ihr ſeyd ein Paar gute Jungen, jeder nach ſeiner Art. — Alſo, du meldeſt dich nicht, ſondern warteſt, ob man dir etwa die Stelle anträgt, an welche wir ja am Ende auch dann nicht gebannt ſind. — Nur theile mir alle Entdeckungen über deine Familie hier, ſogleich mit."

Er ſprach von andern Dingen, und wünſchte be-

sonders lebhaft, daß der neue Bau bis zu Augusts Hochzeit fertig sey, und er diese hier recht feyerlich begehen könne.

Sobald des andern Morgens der Finanzrath abgereiset war, stieg Wilibald auf die Ruine um sich ungestört seinen Gedanken zu überlassen. — Unter seinen Füssen lebte rings umher das heitere Geräusch der Emsigkeit. Vor ihm lag in der Ferne die Stadt — eine unübersehliche Schaar von Palästen. Darinn lebte die Mutter, und all ihre grossen Zirkel. „Was treibt ihr denn dort so Grosses — rief er — was drängt ihr euch so ängstlich, ihr dickaufgeschichteten Menschen? — Kommt doch heraus, wir lieben euch ja — wir betrachten euch immer als unsere vornehmeren Brüder! Kommt auf unsere Fluren — da ist Platz, da wehen reine Lüfte, da bauen wir Brod, da ist liebliche Freyheit und Stille. Vertheilt euch, und bringt eure überflüssige Kultur mit aufs Land — wir werden dann alle genug haben!"

Dieser Gedanke ergötzte ihn eine Zeitlang. Allein, an ein ruhiges Nachdenken über seine Zukunft konnte er jetzt bey aller Anstrengung nicht kommen. — Er fühlte es mit zu lebhafter Freude, daß der Vater für sein Herz gewonnen war; und die Unruhe über Otto's Geschichte, welche der Alte

mit

mit einer gewiſſen Bangigkeit zum Entſcheidungsgrund für die Mutter aufgeſtellt hatte, war zu groß, als daß unſer Freund ſich jetzt einer verſtändigen Betrachtung hätte weihen können. — Er beſchloß endlich, ſogleich ſeinen Otto aufzuſuchen, und ſich geradezu von ihm die nöthigen Aufſchlüſſe zu erbitten.

Nahe an Otto's Wohnung ſah er die Equipage der Gräfin den Hügel heraufſliegen. Sie bemerkte ihn, winkte, und ſtieg aus, um vollends hinauf zu gehen. „Armer Mann!“ ſagte ſie mit bedeutendem Lächeln. „Für Ihre geſtrige muſterhafte Redlichkeit muß ich Sie heute zweymal betrügen. Denn eben führen wir Mathilden in die Stadt, wo ich alles anwenden will, ſie Ihnen abgeneigt zu machen. Und den zweyten Betrug erfahren Sie erſt morgen.“

„Wenn es etwas dazu beytragen könnte — ſagte er nach einigen Scherzen hierüber — Sie für Otto's Schickſal, von welchem Sie geſtern unterrichtet zu ſeyn ſchienen, freundlich zu machen, ſo erlauben Sie mir zu verſichern, daß er mein Freund iſt, und daß ſein Schickſal —“

„Ich verſtehe!“ ſagte ſie aufmerkſam. Kommt denn dieſer Gedanke von Otto?“

„Ich habe meinen Freund ſeit geſtern noch nicht geſprochen,“ ſagte er mit offenem Blick.

„Also von Ihnen?“ erwiederte sie lachend. „Wie kommt Ihr Männer doch immer zu solchen alternen ehrenrührigen Propos! — und doch muß man auch wieder sein gutes Herz beklatschen. — Nun, hier ist meine Hand! Sie haben Ihre Schuldigkeit an Ihrem Freunde gethan, und ich will die meinige thun.“ Sie drückte ihm heftig die Hand. „Der Beste von Euch ist nicht werth, daß ihn ein edles Weib durch ihre Handlungen Lügen straft!“

„Ich ahnde wohl, sagte der Betroffne, was ich jetzt verbrochen habe.“ Er kniete vor ihr hin.

„O, daß wir zum Verzeihen geboren sind!“ sagte sie, legte seine Hand flüchtig an ihr Herz, und trocknete sich dann die Augen. — Er war wie vom Donner gerührt.

„Und, fieng er wieder an, ich kenne nicht einmal die Größe meiner Schuld — ich selbst weis noch nichts von Otto's Schicksal —“

„Nein, sagte sie, und hob sanft an ihm, das spricht für Sie. Das macht alles wieder gut. — Aber halt! — Es beweist auch eben, daß Sie hierbey noch ganz andere Motive hatten, als Freundschaft. Ein Freund kennt ja sonsten die Geheimnisse des andern —“

Er schwieg. Sie hatte ihn ganz in ihrer Gewalt. „Er glaubt — sagte sie wieder, und blickte

matt

matt und zärtlich auf ihn — man kenne die Liebe nicht. — Nun, es sey! Wir sind versöhnt, und alles ist vergessen."

„Göttliches Weib!" rief er.

„Ich betrüge Sie ja heute zwey mal!" Sie öffnete die Arme, und er umfieng sie, wie der Freund den Freund. Aber der Schwärmer überließ sich seinen Gefühlen mit einem Feuer, von welchem das zarte Weib erzitterte. Bittend und ängstlich beruhigte sie ihn, um dann wieder über ihn zu lachen.

Sie giengen heiter vollends hinauf. Hart an Otto's Wohnung sagte die Gräfin, als eben Vater und Tochter aus dem Hause traten: „Sie dürfen nicht mit zu Otto's. Ich will Sie entschuldigen. Adieu!" Sie lachte und er gieng. Verwundert sah es Mathilde mit an, daß er sich nur in der Ferne verbeugte; das Mädchen winkte ihm, ehe sie in der Thüre wieder verschwand, ein freundliches Lebewohl zu.

Nach einiger Zeit rief ihn ein Bedienter der Gräfin an die Strasse. „Kommen Sie nur," sagte sie. „Wer weis, ob man sich so jung wiedersieht." Er mußte einsteigen, um eine Strecke mit ihnen zu fahren. Seine Lage war peinlich. Das unbarmherzige Weib lächelte nur immer, und

sprach

sprach nicht ein Wort. So oft er Mathilden, die gemeint hatte, ansah, trat ihn die Gräfin leise auf den Fuß. Sie veränderte keine Miene, und schien weder Mathilden noch ihn selbst dabey anzusehen.

Er mußte endlich über seine eigne Lage lachen, und das hatte sie gewollt. „Worüber mögen Sie doch heute lachen!“ sagte sie. „Ich dächte; der Tag verdiente mehr ernstliches Nachdenken. — Sieh einmal, Albert, wie weinerlich Herr Krenach da sitzt, und lacht!“

„Du siehst so närrisch aus,“ rief der Kleine und küßte ihn. „Aber du sitzest doch nun auch bey uns!“

„Es giebt, sagte Wilibald, ein Geschlecht, dem nichts unmöglich ist —“

„Hauptsächlich, fiel sie ein, das geschickte männliche!“ — Sie nöthigte ihn zum Aufsteigen. „Sonst erhitzt er sich, sagte sie zur stillen Mathilde, so sehr, daß er morgen nicht in die Stadt kann, und krank wird. — Adieu dann, einsamer, armer Freund! Auf Ihren Fluren werden sich nicht Hörner, Flöten und Schalmeyen genug finden, um das Geschrey Ihrer gerechten Klagen würdig zu begleiten.“ Sie bot ihm mit vieler Umständlichkeit ihre Wange. „Mathilden dürfen Sie nicht

nicht küssen. Das schickt sich nicht. Ich will es aber besorgen." — Mathildens Hand griff ängstlich nach der seinigen, aber die Ministerin hielt sie ab. „Kind, sagte sie, wir dürfen auch dis in seiner jetzigen bedenklichen Stimmung nicht wagen — sonst schreyt er vor allen Göttern des Waldes öffentlich aus, wir hätten ihm gar die Hand gedrückt — und was würden die Herren davon denken!"

Sie hatte ihn schon zum Wagen hinausgepredigt. Mathilde mußte jetzt selbst lachen; aber ihre Augen schlossen sich sanftwinkend zum unaussprechlichen Gruß für ihn, und als sie den Blick wieder hob, glaubte er in ein blaues Meer voll fluthender Liebe zu schauen.

„Ich gehe dann, sagte er, um mein Herz und seine Klagen vor den Göttern jenes Waldes auszuschütten."

„Und da bitt' ich, rief die Gräfin zärtlich heraus, nicht indiskret zu seyn." —

„Bringen sie ihnen meine Grüsse!" sagte Mathilde mit melodischer Stimme, und blickte noch durch eine halbvollendete Thräne nach ihrem Freund.

„Das war also der erste Betrug!" rief die Gräfin, wie der Schlag zugemacht würde. „Adieu, Willibald. — Geben Sie acht, Mathilde,

er kommt uns sogleich nach. — Freund, wen sucht Ihr? Dorthin geht der Weg nach der Stadt!

„— Und sprengt, als er seine Ritter fand,
Mit Roß und Troß über Land und Sand.
Ich gab ihm Bescheid, wann er mich frug,
Mit Rath und That, ohne Lug und Trug.

„Auf, laßt uns folgen der schönen Maid
Durch Korn und Dorn, über Au und Gau!
Meiner Rosse Lauf ich fest vertrau
Durch Moor und Rohr über Waid und Haid —“

„Apropos! Diesen Abend kommt der Graf zurück.“ Die Pferde zogen an, und Mathilde war seinen Augen entschwunden.

„Was machen denn die Weiber seit diesen wenigen Tagen aus dir?“ sagte unser Zurückgebliebener, der nicht wußte, wie ihm geschehen war. „Ich bin wie ein Romanenheld. Sobald ich mir vornehme zu handeln, handeln Andere mit mir — nichts bleibt mir übrig, als mich hier und da gegen meine kleinen Begebenheiten zu stämmen. — Und was will am Ende diese schöne Julie mit mir? Wie entzückte sie mich heute durch ihr edles, weiches

ches Herz — und wie kindisch leichtfertig betrügt sie sich wieder zuletzt! — Was kümmern wir beyde sie — Mathilde und ich? — Sollte sie wirklich uns trennen wollen, durch diese fatale Reise nach der gefährlichen Stadt? Uns, deren Vereinigungsmorgen erst im schönen Werden dämmerte? — Sollte sie mich etwa wirklich lieben, wie einst Minelli argwohnte? —"

Er bildete diesen letzten Gedanken jetzt zum ersten mal aus, und sein liebendes Herz führte ihn in eine tiefe Besorglichkeit darüber. Aber sein guter Glaube an die Frauen befreyte ihn auch bald wieder von diesen Sorgen. — Er war es ja, welcher das Geschlecht immer so warm gegen Franz und Minelli in Schutz nahm; und hierzu hatten ihn seit einiger Zeit des Mahlers fast gleiche Gesinnungen noch mehr befeuert. Dieser sanfte, hellblickende Geist kannte die Liebe in ihrem ganzen Umfang, in ihren gefährlichsten Tiefen, und war doch ein sehr warmer, aber vorsichtiger Weiberfreund geblieben. Seinem Urtheil traute Wilibald fast unbedingt.

„Wenn ein liebes Weib — hatte ihm Pinius einmal gesagt — dich mit einem süssen Blick, Händedruck oder Kuß beschenkt, so sey verschwiegen, und geniesse es in dankbarer Andacht. Du selbst

muß

mußt zu vergessen suchen, was du empfangen hast. Je mehr du empfingst, je besser — du kannst hier bis ins Unendliche annehmen — du darfst und mußt sogar, insofern die Grundsätze nicht dagegen streiten, im Stillen nach Vielem streben. Aber, ihren Gaben lege nicht sogleich Absicht bey. — Es wäre falsch und verwegen, zu glauben, daß sie dich schon liebt oder gar deinetwegen pflichtvergessen seyn wolle, wann sie dir einmal erlaubte, ihren weichen Arm heimlich zu berühren, wann sie deine heissen Blicke, deinen Kuß duldete — ja selbst erwiederte. — O nein! Sie liebt dich deßhalb noch nicht. — Es war — so mußt du vermuthen — nur ein harmloses, gütevolles Bewußtseyn ihrer beglückenden Reize, daß sie deine Kühnheit nicht bestrafte, sondern geheim hielt. Es war auch vielleicht blosse Laune des Moments, oder jene stillvorübergehende Neigung, schmelzend zu seyn, welche die Frauen so liebenswürdig macht. — Der Zufall, die Götter oder dein Glück schufen dich zu einem Gefäß, worein sie Rosen, von ihrer eignen Schönheit gebrochen, gütig legen wollte. Morgen belächelt sie vielleicht witzig dis Gefäß und sich. — Freylich aber hast du, da sie dich hierzu einmal würdig fand, nun auf immer ihr Wohlwollen, wenn du stumm und glücklich seyn willst — sie ist dir ins-

geheim

geheim gewogen, und du bist auf dem Wege, ihr stiller Freund zu werden. — Je klüger und bescheidner du dich hierbey benimmst, desto lieblichere Genüsse werden Dir blühen, wann sich die Frauen erst einmal als erotisch rechtschaffen kennen. — Solche Genüsse dürfen wir in der Stille vom Geschlecht im allgemeinen ernten — keine Pflicht wehrt uns ja, das Schöne da, wo wir es finden, zu lieben, und liebend ihm jene zarten Blüten zu entlocken, welche ein freundlicher Gott gerade zu uns hinneigte."

Durch die Rückerinnerung an diese Lehren seines Freundes wiegte sich unser Held in Ruhe. — Seine Gedanken kamen wieder in einen regelmäßigern Gang. — Er beschloß, für jetzt zu seiner Heuernte zu gehen, wo er dann den ganzen Tag darüber nachsann, was er diesen Abend seinem Otto sagen wollte. Allein, des Nachmittags brachte ihm der lange Michel ein Billet von diesem, worinn er ihm meldete, daß er auf einige Tage verreisen müsse, und ihn bat, in der Stadt ein aufmerksames Auge auf Mathilden zu werfen, und alles anzuwenden, um ihren dortigen Aufenthalt abzukürzen. Er war schon abgereiset.

Dis kränkte unsern Wilibald sehr, und als bey seiner Nachhausekunft Hanchen ihm gestand,

sie

sie habe vergessen zu sagen, daß Otto ihn diesen Morgen, als er mit der Gräfin weggefahren war, habe sprechen wollen, ärgerte ihn diese Vergessenheit so, daß sein voller Unwille über Hanchen auszubrechen drohte.

„Tummle dich, Mädchen!“ sagte in diesem Augenblicke der Verwalter. „Siehst du nicht, daß die Leute kommen?“ — Sie lief fort, und sah Wilibalden erst flehend an. „So geht es mir, sagte sie wehmüthig, den ganzen Tag!“

Schnell besann sich unser Freund auf etwas, womit er ihr Freude machen könnte, und die Ankunft des neuen Kahns am See fiel ihm ein. — Im Hinausgehen sagte er zu Hanchen: „Der Kahn ist da, und morgen früh wollen wir beyde ihn einweihen.“ Sie hatte geweint, und schrie nun wieder vor Freuden laut auf.

Mit größter Artigkeit fuhr er sie des andern Morgens eine ganze Stunde auf dem See herum, ohne über die Sonnenhitze und ihr ewiges Wonnegeschrey zu murren.

Seine Abreise verspätete sich durch mancherley zurückgebliebene Geschäfte mit Adams, so sehr, daß er erst eine Stunde nach Anbruch der Nacht in der Stadt ankam.

Er staunte schon als er das ganze elterliche Haus erleuch-

erleuchtet sah, und als der festliche Ton von Geigern und Pfeifern ihm von ferne daraus entgegenschallte. — Hier kündigte alles ein grosses Abendmahl, oder einen Ball von Starken und Gewaltigen an. — Allein, wie seltsam ward er durch die Nachricht überrascht, sein lieber Bruder sey heute — getraut worden! — Im ersten Erstaunen vergaß der Zerstreute, daß er von der Reise kam, und wollte sogleich hinein. Sein Vater trat ihm aber lachend entgegen, und hielt ihn durch seine Umarmung zurück.

„Mariane hatte ehegestern Abends plötzlich den Tag ihrer Verbindung auf heute angesetzt. Alle Einwendungen der Mütter, alle Einwürfe über Zeit und Schicklichkeit, waren durch ihre Ueberredungskunst, die Bitten der Gräfin, und Augusts gränzenlose Freude beseitigt worden. Sie hatte es dabey zur heiligen Bedingung gemacht, daß Wilibald nichts erfahren, sondern Abends damit überrascht werden solle. Madam Kronach hatte, bey dem warmen Antheil, welchen die Gräfin am Ganzen nahm, endlich nachgegeben, und der Alte lebte in einer herzlichen Freude über das gewaltige Rennen und Treiben in seinem Hause.

„Aber nun eile auch!“ sagte der Finanzrath, der während der Erzählung dessen mit Wilibal-

den

den auf sein Zimmer gekommen war. Dort half ihm alles schnell in die Kleider. In fünf Minuten war er fertig, und trat mit Blicken die von freudigem Erstaunen funkelten, in den väterlichen Saal.

Es war ein allgemeiner Aufruhr, in dem man Zucht und Ordnung völlig vergaß. Viele sprangen von der Tafel auf, um dem Schauspiel, welches einen jungen Mann ausser sich bringen mußte, näher zu seyn. Der Graf führte ihm die Brautleute zur Umarmung entgegen.

„Ist es möglich, Ihr geliebte Zwey!“ rief er, und vermochte kein Wort weiter. An seiner Brust weinten die Geschwister. Auch der Graf umarmte ihn lebhaft, und schien von der Gruppe gerührt. „Folgen Sie Ihrem guten Bruder bald nach; denn wir lieben diese Menschenart!“ sagte er leise, und stellte dann die allgemeine Ruhe wieder her.

Unser Held brauchte einige Minuten Zeit, ehe er im Stand war, sich an die Gesellschaft zu wenden, und fühlte sich fast erschöpft, als er die Runde gemacht, und seine ganze Kraft hatte aufbieten müssen, um nur in der Geschwindigkeit seinem Platz, den ihm die Gräfin zwischen sich und der Braut anwies, einige Ehre zu machen, und all den blühenden Anspielungen und witzigen Einfällen würdig zu begegnen, womit man sich längst gerüstet hatte,

te, und jetzt von allen Seiten her, wie mit Blumen nach ihm warf. Der Glanz und Wohlgeruch der reichbesetzten Tafel, die prächtige Beleuchtung, eine festliche Musik und die umherziehenden Düfte so vieler lieblichen Kränze und Blumenschnüre exaltirten bald seine Phantasie. — Noch hatte er von der Gräfin kein Wort gehört, als bey seinem Eintritt den Ausruf: „Das war der zweyte Betrug!“ Jetzt, da er wieder Athem schöpfen konnte, wandte sie sich zu ihm, und meynte, er habe sich heute Abends bis diesen Augenblick zu ihrer völligen Zufriedenheit betragen — und gestern doch so steif, wie ein alter Orientalist. „Aber wie kam das?“ fragte sie Mathilden, die ihr gegenüber zwischen dem Assessor und Italiener saß. „Imponiren wir Ihnen denn so sehr?“

„Allerdings, sagte diese freundlich, da Sie so gütig sind, mich jetzt zu Ihrer Nähe zu rechnen.“

Mit einem komischen Seufzer bemerkte Willibald leise gegen die Gräfin: „So würde Mathilde vor einigen Tagen noch nicht gesprochen haben!“

„Gehen die Moralen schon an?“ rief sie, und lachte hierüber so ausgelassen, als es nur in dieser Gesellschaft möglich war. „Das muß ich Ihnen doch

doch nachher sogleich erzählen," sagte sie zu Mathilden. „Ich wette, daß Sie mit lachen."

„Und ich, widersprach Willibald, ich wette, daß Sie weinen, wenn ich nemlich selbst meinen Satz erläutern darf."

„Doctren Sie doch jetzt sogleich weiter!" bat das neckende Weib. „Ich habe heute Fassung für fünf Alphabete Vorlesungen."

Mariane sprach fast einzig mit ihrem August. Sie saß da und glühte, und ließ sich doch von der Gräfin überreden, etwas Wein zu trinken. Selten, und nur im gleichgültigsten Gespräch blickte sie den Schwager an. Die Gräfin stand, wie es schien, mit ihr im innigsten Bunde, und leitete alle Scherze, die man wagte, sogleich sanft von ihr ab.

Aus Kronachs finsterm Keller traten heute die geheimsten tiefvergrabenen Schätze des Alterthums ans Licht, deren Untersuchung die modernen Geister allzusehr erwärmte. Der Graf, welcher das Ganze mit der ihm eignen Feinheit belebte, trug jetzt um das Trinken in Regel und Ordnung zu erhalten, darauf an, daß niemand mehr allein und umsonst trinken, sondern jeder sich dazu durch einen schönen Trinkspruch legitimiren müsse, welchen man sodann gemeinschaftlich nach alter deutscher Sitte, unter Trompeten- und Paukenschall abtrinken wolle.

Wili-

Willbald freute sich hierüber besonders des Assessors und Kapellmeisters wegen, die für die ängstliche Mathilde schon eine gefährliche Nachbarschaft zu werden anfiengen.

Franz hetzte einen Empfindsamen, der den Buchstaben N. wie L. aussprach, mit einem reichen Guthsbesitzer, dessen Aussprache den umgekehrten Fehler hatte, zusammen, verwickelte sie in Wortspiele, um Mathilden zu belustigen, und entlockte so dem Ersten die Ausrufung: eine schöne Musik zu hören, sey für ihn wahre „Himmelswolle," während der Andere noch von der Hoffnung sprach, im nächsten Jahr seine sämmtliche spanische „Wonne" recht theuer, das Bündel zu 100 thlr. zu verkaufen. Beym Gelingen dieses Unfugs ward der weinschwere Franz immer dreister, und behauptete nun selbst zur Aufmunterung des letztern Herrn, im nächsten Franziskanerkloster seyen alle „Mölche" einig geworden, daß jeder sich in einen „Schafspenz" kleiden solle, u. s. w.

Alle Welt durch die praktische Anwendung der unbedeutendsten, elendesten Scherze und Anzüglichkeiten mit Gewalt zum Lachen zu nöthigen — dis war eine eigne Gabe des Assessors, sobald er bey der Flasche soß. Zum Glück waren beyde Männer bereits in Rücksicht auf die Flasche mit ihm in glei-

cher Verfassung, und stimmten ohne Bedenken in seinen boshaften Jubel selbst mit ein. Unser Held äusserte daher nur nach einiger Zeit die Bemerkung, daß Franz seine Nachbarin auf eine sonderbare Art unterhalte.

„Strafen sie ihn doch Lügen!“ muthete Jener Mathilden zu. „Du verstehst das gar nicht so gut als ich! Ein schönes Weib verlangt eine ganz andere Unterhaltung, als zum Exempel ein Chemiker, der nur von Stickstoffgas und übersaurer Kochsalzsäure hören will — oder ein Seekapitain, ein Schiffskrittmeister, der nur Erzählungen von Lustschlachten liebt, vom Ritter Sankt Wurm, der den Lind-Georg erstach —“

„Hahaha!“ fabelte der lallende Kapellmeister. „Er will sagen: vom Ritter Sankt Stich, der den Lindgürgen erwurmte — oder vielmehr den Lindstich ergürgte. —“

„Oder gar etwas ähnliches!“ fiel der verzweifelnde Wilibald ein, und ergriff das Glas, weil er befürchtete, das Reden möchte noch verderblicher werden als der Wein. “Heil unserer Braut!“ rief er. Dem theuern Weibe zur Seite, blühte ihm die Bruder-Seele mächtig auf, und als das Geräusch der Instrumente einfiel, wandte er sich zärtlich zu ihr hin, das treue Herz auf den Lippen. Aber die

Mini-

Miniſterin zog den Gerührten leiſe, und bat ihn, Marianen, die heute ſo ſehr bedrängt ſey, nichts zu ſagen. Auch bemerkte er ſo eben, daß dieſe die Farbe veränderte. Sie reichte ihm ſtill die Hand. Er fühlte die ſeinige kurz, zitternd und heftig gedrückt; dann wandte ſie ſich wieder an Auguſt zum leiſen Liebesgeſpräch, während die Gräfin unſers Wilibalds Herzensergieſſungen mit ſchöner Rührung für ihre Freundin aufnahm.

Mit Jubel ſchüttelte die Freude jetzt ihre Schwingen über dem Gaſtmahl. Keine Seele blieb unberührt. Jedem war von Herzen wohl an der Feſttafel eines braven deutſchen Mannes. — Als aber endlich doch, aller Sorgfalt des Grafen ungeachtet, der Wein heftiger zu glühen anfieng, ſtand plötzlich die Gräfin von der Tafel auf, und rief auch ſogleich nach ihrem Wagen. Dis erregte nun einen allgemeinen Tumult, in welchem ſich unſer Held, als Sohn vom Hauſe, ſo gewaltig angreifen mußte, daß ihm die Sorge und Thätigkeit für das Schickliche, während des Auseinandergehens der Geſellſchaft auch nicht die kleinſte Betrachtung anzuſtellen erlaubten; und ehe er wieder zu Gedanken kam, waren Braut und Bräutigam, Vater und Mutter ſchon verſchwunden; ihm hatten ſie den Verſchluß des leeren Saales überlaſſen. Und als er nun verſuch-

suchte, sich die Geschichte der drey letzten Tage rubig ins Gedächtnis zurückzurufen, endeten seine Ueberraschungen und Träume damit, daß der Träumende, ohne überrascht zu seyn, auf einmal sich gähnend wieder finden, und gestehen mußte — er liege wirklich schon zu Bette und sey im Begriff, einzudämmern. — Nur wenige Augenblicke lang konnten Phantasus, Phobetor und Morpheus ihre wunderbaren Spiele an dem Müden üben — bald schmolzen die vielgestalteten Bilder friedlich in einander, und jede Farbe zerrann im sanften, alles auflösenden Oel des Schlafs.

Es gehörten mehrere Tage dazu, ehe er von dem Neuen, was ihn umgab, ein Vertrauter werden konnte. — Seine Aufmerksamkeit war jetzt hauptsächlich auf Marianen gerichtet. Ihr Herz schlug vom Augenblick ihrer Vermählung an, wie es schien, viel ruhiger als vorher. Bey dem Rausch der Sinne, in welchem sie mit einem jungen, sehr feurigen Manne lebte, fand unser Held diese Ruhe und Abspannung auch sehr natürlich. Nur that es ihm leid, Marianen nach und nach in eine Art von Pflichtgefühl versinken zu sehen, wobey sein Bruder eine zu unumschränkte Herrschaft über ihr Aeusseres erhielt. August war ein Mann, den ein solches Weib im Aeussern völlig beherrschen, in seinen

anhaltenden Arbeiten oft irre machen, abhalten und zerstreuen — in Sachen des gesellschaftlichen Vergnügens überhaupt ihm nie nachgeben mußte. Aber auf einen leisen Wink von ihrem Mann hätte Mariane sich wochenlang in sein Büreau mit eingeschlossen. — August selbst hingegen befriedigte die Wünsche seines Bruders weit besser. Der Besitz einer edeln Schönheit, und die Genüsse ihrer Liebe machten ihm das Leben werth und selig. An der vollen Brust des Glücks, gewann sein dankbares Herz die ganze Welt und ihre Bürger lieb. Es galt ihm gleich, ob ihn die Ruhe zur Arbeit, oder die Arbeit zur Ruhe stärken sollte — wenn ihn nur beydes nicht hinderte, seine Geliebte zu beglücken, ihrem Leben Rosen zu streuen. Er liebte wie ein edler Mensch liebt. Das eigne Leben — sein Ich, hatte nur noch Werth für ihn, insofern es der Geliebten theuer war, und zu ihrem Glück gehörte. Aber es schien ihm zu kurz, zu gering, um ihre Liebe zu vergelten. — Er wollte ihr nicht durch Pflichterfüllungen gefallen. Aber es machte ihn glücklich, wenn er etwas mit einer gewissen Strenge gegen sie durchsetzen konnte, wovon er einmal überzeugt war, es müsse zu ihrem Glück beytragen. — Daher glaubte Wilibald, sein Bruder bringe mehr warmes Leben und Reiz in die ehliche Verbindung, als Mariane.

Gegen

Gegen ihren Schwager betrug sie sich seit ihrer Verheyrathung äusserst zärtlich, gefällig und zuvorkommend — wie eine liebende Schwester; aber, die alte Vertraulichkeit war verschwunden. — Im Ganzen stellte sich ihr Leben und Handeln jetzt so exemplarisch rein und edel dar, daß selbst der Gott des Tadels beschämt die Augen vor ihr niedergeschlagen hätte. Von ihrer eigentlichen innigen Anhänglichkeit schien, unter allen sie Umgebenden, doch Mathilden der größte Theil anzugehören. Schmerzlich liebte sie das junge Mädchen, und ihr allein opferte sie zuweilen etwas von den Stunden, auf die sonst nur August Anspruch machen durfte. Jenes unnennbare, was ihre schwärmerischen Thränen und ihr leidenschaftliches Feuer für Wilibald so oft erregt hatte, schien jetzt von diesem auf Mathilden übergegangen. Kein Mensch ausser ihr sah Marianen nach ihrer Verbindung weinen. Nur dann, wann Mathilde sich ihr ganz überließ, und sie an die jugendliche Brust drückte, öffnete sich der geheimste Quell ihres Herzens. „Ohne dich, rief sie einmal mit Thränen aus, mag ich nicht leben — du bist meine zweyte, bessere Mariane — und könnt' ich doch alles, was an meinem Leben gut ist, in einer einzigen Thräne ausweinen, und mit dieser noch in Deine Seele

träu-

träufeln! Dein Busen würde mein Grab, und wir wären auf ewig vereinigt!" — Die gefällige Gräfin überließ ihr Mathilden oft, und sie suchte diese mit einem Eifer vollends für die Welt zu gründen, für den unser Freund die Schwester segnete.

Mathilde selbst fand sich, zu seinem Erstaunen, sehr leicht und gut in ihre jetzige Lage, die ihr doch so ganz neu war. Der Hauptgrund hievon lag freylich darinn, daß die Liebe Mariannens und der Gräfin, so wie die Eminenz der letzteren in allem was man Ton und Betragen nennen konnte, sie über jene kleinlichen, und oft desto beschwerlicheren und drückenderen Verlegenheiten, Gefahren und Thorheiten, die ein junges Weib beym Eintritt in die Welt zu überwinden hat, mit mächtiger Hand emporhoben, und daß sie fast keinen Schritt that, ohne in der Gesellschaft der Einen oder der Andern zu seyn. Im Haus der Ministerin trieb sich die schöne, und zugleich die grosse Welt konzentrirt herum. Mathilde konnte hier so manche Stufe überspringen. Ihr Eintritt in die feinsten Zirkel mußte aber leichter und angenehmer seyn — er mußte besonders mit mehr Glück geschehen, als bey weniger gebildeten Gesellschaften möglich gewesen wäre, weil sie keine gewöhnliche, gute oder schlimme, Erziehung, sondern eine Art

von

von Büchererziehung in der freyen Natur, genossen hatte. — Daher fand auch Wilibald, daß die häufigen, ihr ebenfalls neuen Zusammenkünften mit der männlichen Jugend, die öffentlichen Assembleen, Komödien, Bälle, und alle glänzenden Bilder der grossen Stadt, die sie jetzt, gleichsam aus ihren Büchern ins Leben gezaubert, um sich hergaukeln und wieder verrauschen sah, wenig Eindruck auf ihr Gemüth machten, noch weniger aber sie in Bestremdung oder Verlegenheit setzen konnten. Bald mußte er Otto's letzte Bitte an ihn für völlig überflüssig erklären. Denn seine Freundin schien an ihrer jetzigen Welt überall die Wahrheit und ächte Naivetät zu vermissen; deßwegen blieb ihr Herz immer ungerührt. Sie sehnte sich aus dieser Wirklichkeit in ihre reiner glänzende Poesie zurück. Nur in Juliens und Marianens Gesellschaft glaubte sie zuweilen den einfachen Kreis ihres schönen Lebens auf einmal wiederzufinden. Dann fühlte sich die entzückte Julie unwiderstehlich zu ihr hingezogen, und Mariane hielt die süsse Gestalt fest in ihren Armen, wie ein plötzlich wieder erscheinendes Ebenbild Gottes.

Gegen Fremde von ihr zu reden, vermied die Gräfin nach Möglichkeit. Sie hatte nicht nur auf

Maria-

Mariannens Hochzeit, sondern auch nachher in einigen bestimmteren Gesellschaften sie mit den Worten: „Eine Freundin vom Lande, Fräulein Otto!“ vorgestellt. Aber alle ihre Antworten auf genauere Fragen — an denen es, bey Mathildens Schönheit und der Liebe ihrer Beschützerin für sie, nicht fehlen konnte — waren sehr kurz und zurückweisend. — Uebrigens liebte sie das Mädchen mit einer Schwärmerey, die sie nicht verbarg, und welche ihr bey Jedermann, vorzüglich aber bey unserm Wilibald sehr zum Vortheil gereichen mußte. Dem letztern war die Gräfin, seit dem Mathilde um sie lebte und von ihr geliebt wurde, ein verehrungswürdiges Weib; ihr ganzes Wesen schien ihm noch verfeinert, noch höher kultivirt, und doch auch zu einer einfachen, unaussprechlich milden Natur zurückgebracht und erwärmt. Noch nie hatte er eine lebhaftere Freundschaft für die Gräfin gefühlt als jetzt. „Kein Wesen, sagte er, ist so fähig, das sanfte Licht von fremden, schöneren Umgebungen einzusaugen — kein Wesen schmiegt sich so lieblich in die Form des Edeln, und neigt sich so gern und leicht zu allem Schönen und Guten, als das bildsame, das bessere weibliche Herz, womit auch Julie von der Natur reichlich ausgestattet ist!“ — Von ihrer Besserung und

Ver-

Veredlung durch Mathilden war er vollkommen überzeugt. Und wenn sie ihn auch wegen seiner Moralen oft genug züchtigte, wegen seiner liebevollen Blicke nach Mathilden bewitzelte, und dieser zuweilen in seiner Gegenwart überlaut sagte, er sey mit Luisen so gut als versprochen, und sie selbst finde diese Verbindung sehr vortheilhaft für ihn: so sah er doch immer hinter allen solchen Glaukomen so viel Liebe für Mathilden hervorschimmern — ihre Art, wie sie diese schützte und leitete, war so untadelich — Mathilde selbst blieb ihm so gewogen, und schien in Rücksicht Luisens von seinen Ab- und Zuneigungen doch so gut unterrichtet, daß er in solchen Augenblicken, wo ihn die Ministerin von Herzen quälte, sich oft gerade am lautesten zu ihrem Lobe ergoß. Dann lachte sie über sein Feuer, drohte auch wohl, „seine allzuzärtliche Wärme für sie, dem Grafen zu verrathen!“

Albert — dieser beständige liebliche Schatten Mathildens — war jetzt im gräflichen Hause der Mensch, welcher unumschränkt herrschte. Um sich seiner alleinigen Liebe zu bemächtigen, würde die eifersüchtige Ministerin den Knaben völlig verzogen haben; aber mitten unter ihren zärtlichen Liebkosungen flog er doch immer in Mathildens Arme.

Arme. Der Graf liebte es, mit ihm zu spielen, und warf oft einen sehnsuchtsvollen Blick nach seiner Gemahlin, der sie auf eine Zeit lang ernst machte. In solchen Momenten hob sich ihr Auge, und ihre Mienen drückten einen zweifelhaften Ideenkampf aus.

So wohl aber unsere Mathilde sich bey ihren Freundinen befand, so sehr schien ihr eine andere Sache zu Herzen zu gehen. Madam Kronach betrug sich äusserst gefällig und verbindlich gegen sie — allein die Mutter ihres wärmsten Freundes blieb dennoch auffallend kalt. Sie betrachtete nun einmal Mathilden als ein Wesen, dem sie fremd zu bleiben wünschte. Den guten Eigenschaften, die Jedermann an ihr anerkennen mußte, ließ auch sie scheinbar volle Gerechtigkeit widerfahren; aber die Vorzüge, welche die Gräfin Mathilden gab, dienten blos dazu, die stolze Kaufmannsfrau noch mehr von ihr zu entfernen, obgleich sie nur zu deutlich sah, daß das holde Bild ihrem Sohne werth, daß es die Ursache seiner geheimsten Seufzer sey. — Alle Versuche Wilibalds, mit ihr über Mathilden zu reden, waren vergebens, und die Mutter hatte seit seiner Zurückkunft ein Betragen angenommen, welches, wie es schien, absichtlich kälter gegen ihn als gegen den Kabinetsrath

rath seyn sollte. Marianen und hauptsächlich Luisen — denn die letztere war jetzt oft bey der jungen Frau, und schien alle Reichthümer ihrer dürftigen Natur aufzubieten, um unsern Freund endlich zu ihren Füssen zu sehen — behandelte die Finanzräthin mit einer recht mädchenhaften Zärtlichkeit, und wenn einer von beyden Erwähnung geschah, strömte ihre beredsame Liebe hervor; sobald die Rede auf Mathilden kam, schwieg sie gleichgültig. Wenn Mathilde sich an sie schmiegte, ihre Hände küßte, ihr die ärgerlichsten Arbeiten abnahm, kurz, alles that, was nur ein Gemüth vermag, das die reinste Kindlichkeit athmet und aushaucht — so war und blieb sie ihr fremd. Noch weiter zu gehen, und ihre eigentliche Eroberung zu beabsichtigen, litt aber Mathildens Naturell und Freyheitsgefühl nicht, da die Alte ihr noch nicht interessant genug war, und nur durch Wilibalds Schilderungen Anspruch auf ihre Achtung erlangt hatte.

„Sollte der Charakter meiner Mutter nicht ohne Flecken seyn?“ dachte er einmal, als sie das liebe Mädchen so bestimmt von sich wies; und, ungern, aber nothgedrungen wollte er diesen Gedanken verfolgen. Allein bald darauf fang zufällig Mathilde zur Guitarre, und er sah, daß seine Mut-

Mutter einen gewissen Blick heimlich auf sie richtete, den er sehr wohl kannte, und für welchen er ihr im Herzen alles abbat, was er von ihr zu denken gewagt hatte. Sey mir gesegnet, rief seine Seele aus, du holde Musik! Preisen will ich eure Macht, ihr beseligenden Künste. Euch sandten die Himmlischen hernieder, um das Göttliche im Menschen wieder herzustellen — um ihr Bild in aller Verderbniß des Erbensohns doch ewig unverlöscht zu erhalten, und in solchen Momenten der Wahrheit mit neuem Glanze zu erfrischen!" — Aus inniger Rührung hatte der Ueberraschte schon die Mutterhand gefaßt, die er ungewöhnlich lebhaft küßte. Die Finanzräthin erröthete ein wenig, lächelte, und entfernte sich bald.

Desto zärtlicher gieng sein Vater mit der Geliebten um. Wann auf ihrem Antlitz, über der Rede oder im Gesang, die stille Freude hervorblühte, dann konnte er niemals verbergen, wie lieb sie ihm war, wie viel glücklicher sie ihn machte, als seine theure schwermüthige Marianne.

Unter den erwähnten Umständen war das gegenwärtige Leben unsers Freundes zwischen Freuden und Unruhe getheilt. — „Warum gehst du jetzt nicht nach Hainberg," fragte ihn einst sein Bruder lächelnd. Ehrlich genug antwortete Wilhelm,

bald,

bald, er wünsche hier um Mathilden zu seyn; zugleich entdeckte er ihm das, was Otto ihrentwegen ihm aufgetragen hatte.

„Hm!“ sagte August, „Mariane wäre vielleicht ein besserer Aufseher als du. Ich wüßte auch nicht, was die Kleine im Haus der Gräfin zu besorgen hätte. Es müßte der lustige Assessor seyn — der in ihren Blicken immer ein Surrogat von Essen und Trinken finden will. —“

Diese hingeworfenen Reden seines zerstreuten Bruders machten merklichen Eindruck auf unsern Mann. Den Minelli'n, den er die fromme Sünde nannte, und im Herzen beweinte, besorgte er nichts. Den Mahler hielt er für seinen ächten, warmen Freund, der ihn auch, so wie Minelli, längst mußte errathen haben. Die gesammte übrige Jugend, welche sich um Mathilden drängte, fand er völlig unbedeutend. Franz war der Einzige, auf welchen er jetzt den Blick richtete. Immer rief es ihm zu: Es ist unmöglich, daß sie Neigung für diesen fühle! Eine andere Stimme sagte: Wenn es aber doch so wäre? — Es schien wohl, daß sie des Assessors Reden nicht liebe; allein sie sprach doch oft und viel mit ihm; auch war er jetzt, so oft es nur der Wohlstand erlaubte, im Haus des Ministers, und wann Willibald ihm begegnete,

kam

kam er meiſtens dorther, oder gieng dahin. — Zwar wußte man, wie ſtrenge Franz von der Grä. fin behandelt ward, und Wilibald vermuthete ſie werde, als die freundliche Schutzgöttin Ma. thildens, ihn jetzt in deren Nähe noch kürzer hal. ten; aber Franz war feurig und klug — was blieb ihm nicht alles übrig, wenn er, unter der Begün. ſtigung ſo groſſer Zirkel, ſeine Abſichten verfolgen wollte? — Unſers Freundes Unruhe vermehrte ſich.

Zu rechter Zeit fiel ihm jetzt ein, Warnung ein, die der Mahler noch kürzlich dem eiferſüchtigen Ita. liener gegeben hatte. „Wer ſein Herz der Eifer. ſucht zur Zerſtörung hingiebt, ſagte er, der iſt ein Selbſtmörder, ein feiger Niederträchtiger, der allen Menſchenſtolz, ja den eignen Glauben an je. den ſelbſtſtändigen Werth und innern Kraftgehalt aufgiebt. Die Eiferſucht iſt eine kleine mordluſtige Krüppelgeburt. Der Stolz zeugte ſie, als er be. trunken war — von der Liebe wurde ſie in Ohn. macht empfangen, und im Schrecken geboren — der Unglaube reichte ihr die Bruſt — der Kleinmuth hat ſie groß gezogen — mit Würde und Kultur ward ſie von der Nichtswürdigkeit ausgeſtattet. — Sie begieng ſchon in früher Jugend ihren Probemord an Vater und Mutter, weil beyde die Geſpenſtermähr. chen verboten, womit Amme und Erzieher die Kleine furcht.

furchtsam und blaß machten. — Ihre Züge deuten auf den Tod. Selbst der Tod reicht ihr zuweilen Lebensnahrung. Sie ist seine beste Blutsfreundin — er scheut ihren Mord, und scheut sie, wie der Hund den Wolf."

In brennenden Farben trat jetzt dieses schreckliche Bild vor seine Seele. Er fühlte sich zu gut, zu stolz, um je von der wahren Eifersucht ergriffen zu werden. Allein, Mathilden jemals zu entsagen — — es überlief ihn eiskalt. Und doch schwur er heilig, auf den Fall, daß sie ihn nicht liebe, zu rechter Zeit unter das Panier einer männlichen Resignation zurückzutreten.

Des andern Morgens gieng er über die Strasse, vertieft in eine Sache, wovon der Minister gestern mit ihm gesprochen hatte, und wozu er jetzt die nöthigen Papiere einsehen wollte. Eben fuhr die Equipage der Gräfin von einer andern Seite an, und hielt vor des Ministers Palais. Franz sprang heraus, und hob die Gräfin mit Mathilden und einer andern weiblichen Figur aus dem Wagen. In der Halle, deren Thor noch offen stand, empfahl sich Franz. Wilibald konnte sehr deutlich sehen, daß er die Hand der Gräfin küßte, und daß Mathilde ihm, nach einer ziemlich langen Pause, den Mund, oder doch die Wange zum Kusse bot.

sor. Die dritte Person war bereits verdunkelt. Es schien unserm Freunde als ob Mathilde jetzt ihm selbst gerade in die Augen sähe. — All sein Blut wollte sich auf einmal nach dem Herzen und Kopf drängen, und unwillkührlich wich er von jenem bestimmten Wege ab. Bald kam Franz auf ihn zu, und, indem er in einiger Entfernung vorüber gieng, und ihm einen Kuß zuwarf, rief er mit vergnügtem Gesicht: „Die Gräfin und Mathilde haben dich gesehen, und lassen dich hiermit grüssen." — In diesem Augenblick bemerkte er Mathilden schon hinter einem Fenster des Pallasts. Ihre Miene und Bewegung, womit sie sich rasch entfernte, schienen ein gewisses Erstaunen auszudrücken.

Er hatte bereits den Assessor mit abgezognem Huth ungemein tief und höflich salutirt, und schritt, ganz in Gedanken verloren, auf das Palais zu. Dort fragte er die Schildwache, wer mit der Gräfin gefahren sey. „Das schöne junge Fräulein, antwortete der Mensch, und die Frau von Salen mit ihrem Sohn." So eben machte man über seinem Haupt ein Fenster zu. Im Gesicht des ehrlichen Schnurrbarts sah er ein mit Mühe unterdrücktes Lachen grimsen, und erst jetzt bemerkte der Verwirrte, daß er noch immer seinen Huth in der Hand

hielt, und in einer sehr verbindlichen Stellung vor der Schildwache dastand. Rasch empfahl er sich ihr. Kaum war das gräfliche Haus paßirt, als ihn ein kleiner schöner Knabe anhielt. „Sind Sie Herr Kronach?“ probirte er furchtsam, und war zum Weglaufen bereit. „Ich weis es nicht, — dachte er — “ich denke wohl!„ sagte er, und gab dem Jungen, der ihm einen Brief überreichte, ein groſses Stück Geld. „Es ist gut!“ sagte er, steckte den Brief zu sich, und der Knabe sprang, ausser sich vor Freuden, davon. — „Er zieht keinen Huth mehr vor uns — er ist jetzt verliebt!“ riefen zwey Frauen einander zu, und zeigten auf einen vorüberreitenden Kutscher. „Wohlgesprochen!“ dachte Wilibald, und nahm erschrocken seinen Huth vor ihnen ab. — Doch beschloß er jetzt ernstlich, auf seiner Huth zu seyn; und wann unser Freund dis that, dann konnte er sich gewöhnlich auch die ernsthaftesten Dinge bis zu einer bestimmten Zeit aus dem Sinne schlagen, oder doch sich ihrer erwehren. — Auch jetzt gelang ihm dis, und erst Nachmittags, als er einsam auf seinem Zimmer saß, ergriff ihn die heutige Geschichte wieder mit Macht. — Er beschloß, vor der Hand mit Mathilden zu brechen; wenigstens wollte er sich selbst hievon zu überzeugen suchen, damit er ihr Herz desto freyer unter-

terſuchen und beobachten könne. „Wer mir, ſagte er, unter den günſtigſten Umſtänden, in einer zärtlichen Stimmung, und vor keinen andern Zeugen als dem Himmel und den ſtillen Zweigen des Waldes, einen Kuß verſagt — hartnäckig verſagt — wer dann mich ſieht, und unter meinen Augen Franzen küßt, im Beyſeyn ſeiner Mutter küßt, und mir dieſes durch ihn ſelbſt hochmüthig ſagen laſſen kann — — ja die richtige Beſtellung einer ſolchen Poſt, in Perſon, hinter dem Fenſter verſteckt, mit anzuſehen vermag — der kann mich nicht lieben; den darf ich nicht lieben — kaum achten!"

Er entſchuldigte auch Mathilden. Es könnte ſeyn, daß der ſchöne, lebhafte und eitle Aſſeſſor durch ihre Weigerung beleidigt ward — daß das Ganze ein Scherz ſeyn ſollte — daß die Gräfin an allem Schuld war. Aber bald rief er wieder: „Nein! Nach dem was zwiſchen uns vorgefallen war, durfte dis ſchlechterdings kein Mädchen thun, die mich liebte. Julie hätte ihn nicht zudringlich werden laſſen — ſie wird vielmehr mich aufrichtig bedauern — ſo bitter ſcherzt Julie nicht mit ihren Freunden — nein, ſie ſelbſt war es, die Flatterhafte!

„Höhnest du mit solchen Scherzen
Meine Schmerzen? —
Mit dem Herzen
Treibt das Herz
Keinen Scherz!"

So sang er, und fühlte sich im Innersten gekränkt und beleidigt. — Dann überdachte er nochmals seine heutige Situation; und, um von dieser bis zur Gegenwart einen schicklichen Uebergang zu machen, rief ihm sein Gedächtniß auch einiges von den ihr nachgefolgten Lebensvorfällen zurück — der heutige Brief fiel ihm ein, und er griff begierig darnach.

Eine unbekannte Hand bat ihn, heute Abends in eine Vorstadt, wo er wenig Bescheid wußte, zu kommen. Man beschrieb ihm einen gewissen Garten als den Zusammenkunftsort sehr genau. Wilibald kannte diesen nicht; da es aber im Briefe hieß, er könne dort Gelegenheit finden, ein grosses Elend zu lindern — da die Schreibart keinen gewöhnlichen Bettler ankündigte, und da er nicht glaubte, daß in jener Gegend für persönliche Sicherheit etwas zu fürchten sey, so beschloß er, sich hinzubegeben. — Beym Weggehen kam Mariane, um ihm zu sagen, daß Mathilde bey ihr sey, und eben nach ihm gefragt habe. Er entschu-

ſchuldigte ſich aber mit Geſchäften, und gienz ſin, nig fort.

Der Abend war auſſerordentlich ſchwül; doch fiengen eben die unreifen Gewitterwolken an, vor der Annäherung der kühleren Nacht ſanft wieder in die Atmoſphäre zu verſchmelzen. — Seine Beckerin war hinter ihrem Fenſter in der Sonnenhitze eingeſchlafen, und hatte das reiche Angeſicht den Fliegen Preis gegeben; der Schuſter war auch matt, und erwiderte ſeinen gewohnten Gruß gähnend.

Als er, ſelbſt gähnend, eine gute Strecke fortgegangen und am Ende der Vorſtadt war, bemerkte er endlich, bey einem Platz, welchen er als das Luſtwäldchen eines Kaufmanns wiedererkannte, und mit einem geſchmackvollen Stacket umgeben ſah, eine weibliche Figur, die ihn zu erwarten ſchien; ſie ſah ſich im Wandeln zuweilen um, öffnete dann eine eiſerne Gartenthüre, und verſchwand im Garten ohne die Thüre zu verſchließen. Er folgte ihr ſogleich, und trat in ein angenehmes Boskett, deſſen hohe kühle Schatten für den erhitzten Fußgänger heute doppelt einladend ſeyn mußten. Die Sonne ſank bereits, als das ſchöne Dickig ihn aufnahm.

Dort hatte er nicht lange zu ſuchen nöthig. Die erwähnte Geſtalt trat ihm ſogleich entgegen. Es war ein wohlgebildetes Weib von etwa zwanzig Jahren,

die

die einen ſtillen Kummer in ihren Zügen trug. Sie bat ihn, ſich zu ihr auf eine Gartenbank zu ſetzen, und trug ihm dann mit rührender Verlegenheit ihren Fall vor. Dieſer beſtand in einer gewiſſen Liebesgeſchichte mit einem Verwandten des Grafen; Wilibald kannte ſie ſchon zum Theil, und bezeugte ihr ſeine aufrichtige Theilnahme. „Man habe ihr, ſo beſchloß ſie ihre Rede, ihn als einen wahren Freund des Grafen, und zugleich als einen Freund der Unglücklichen genannt. Da nun ſelbſt ihre mächtigſten Gönner ſich weigerten, in dieſer Sache etwas zu thun, ſo würde ſie, wenn auch Wilibald Bedenken trage ſich bey dem Miniſter für ſie zu verwenden, jede Hoffnung zur Hülfe aufgeben müſſen.“

Nach einigem Ueberlegen fand unſer Held, daß er, als ein fremder, unbefangener Mann, es allerdings wagen müſſe, ſich dieſer Perſon anzunehmen. Er ſicherte ihr jeden Beyſtand zu, der durch Vorſtellungen bey dem Grafen zu erlangen möglich ſey, ließ ſich alles vollſtändig erklären, und gab ihr einen Ort an, wo ſie die Nachricht vom Erfolg ſeines Unternehmens finden werde. Beym Abgehen wandte ſie ſich nochmals um, und rief leiſe: „Wenn es Ihnen einerley iſt, ſo bitte ich, mir nicht ſogleich zu folgen, ſondern durch das Haus den Rückweg zu nehmen.“

Sie

Sie verſchwand. Er beſchloß indeſſen, hier noch eine Zeitlang zu verweilen, und ihr dann auf demſelben Wege zu folgen, weil ihm dieſer gefiel. Mit Wohlgefallen durchſtrich er das luſtige Hölzchen, labte ſich an ſeiner Kühlung, und fand beym Hervortreten aus demſelben einen duftenden Blumengarten von ſehr beträchtlicher Gröſſe, ringsum mit wilden Gebüſchen eingeſchloſſen, die auch das vorn liegende Gartenhaus halb verdeckten. Es fieng ſchon an zu dämmern, und der ſchöne Raum war menſchenleer. Er hatte einen öffentlichen Garten vermuthet, und es that ihm jetzt leid, daß er vergeſſen hatte, ſeine Begleiterin hierüber zu befragen. Da indeſſen der Garten Reichthum — und die unverſchloſſene Thüre Gaſtfreundlichkeit des Beſitzers zu beweiſen ſchien, ſo hoffte Wilibald, im Betreffungsfall werde ihm der Wirth dieſen Genuß nicht mißgönnen. Sein Vergnügen vermehrte ſich, als er beym Ausgang aus dem Boskett eine kleine weiſſe Tafel, in die Rinde einer majeſtätiſchen Buche gedrückt, entdeckte, und darauf noch mit Mühe die Worte: Pater amico, erkennen konnte. Nicht weit von dieſer Stelle, da, wo der Blumengarten ſich öffnete, war ein weicher, einfacher Raſenſitz in der Form eines halben Kreiſes angelegt, von welchem, wie von einem Stern die Strahlen, alle

Pfa-

Pfade in die köstlichen Blumenstücke hinaus liefen, und an dessen beyden Seiten viele Lorber-, Orangen-, Myrthen- und Zitronenbäume, unbeschnittene, und zum Theil von grosser Höhe, in die Erde gesetzt waren. Der ganze Garten stand in schwellender Blüte, und zeugte vom edeln Geschmack des Herrn, aber auch von der Unachtsamkeit des Gärtners; denn einige den Blütenbäumen entfallene überreife Früchte lagen auf der Erde.

Wilibald streckte sich auf die schöne Bank, deren zartes Gras schon vom kommenden Thau kühl war. Vor ihm murmelte melodisch ein kleines Bassin, aus welchem die abendliche Frische in leisen Wellen stieg, und durch die heisse, düfteschwere Blumenluft bis zu ihm floß. Der üppige Sitz war von Rosen umblüht; eine graue Stille hatte sich über alle Wesen gegossen; leise drang nur das allgemeine Geräusch der Stadt, wie eines fernen Meeres, herein; unhörbar flüsterte der hohe Ahorn vor der hochrothen Flamme des Abendlichts — kein naher Laut unterbrach die wunderbare Schweigen, als das treuherzige Locken der Wachtel, in liebliche Pausen zersetzt — der süsse schmerzlichgirrende Ruf des buhlerischen Rebhuhns aus den benachbarten Fruchtfeldern, und der zärtliche Nachtgesang des Rothkehlchens, der zuweilen in jenen hohen, sanftschim-

schimmernden Tönen die dunkle Stille erleuchtete die dem Freund der stillen Nächte so lieb sind.

„Hat mich ein Gott an die Ufer Italiens oder Griechenlands versetzt?“ fragte er seufzend, als eine Zitrone bey ihm niederfiel. „Diese warmen Luftwogen, von den feinsten Düften der Früchte eines bessern Himmelsstrichs mit fremdem Reize durchwebt — diese nächtlich glühende Sternenwelt mit ihren zarten, leiseschwimmenden Wolkenbildern — o, lieblicher Traum, du trägst die Seele hin zur klassischen Erde und ihren Gestalten!“ — —

Eine Umarmung weckte unsern Freund. Von glänzendem Weiß umflossen, schwebte eine süsse weibliche Gestalt, die Arme sehnend nach ihm gewandt, hinter den Rosen hervor, und schmiegte sich, wie ein Traum der Liebe, zu ihm nieder. Ihr Gewand, war nur ein zarter Nebel, und glich den warmen Wogen der Mailüfte. Vor den heissen Schlägen ihres Busens war schnell das frostige Staunen geflohen. Willig in ihren Armen ruhend, fühlte er die Wange von einem leisen, zitternden Athem angehaucht, von heissen Thränen genetzt. Bald erschlossen ihre Lippen, brennend und mit unaussprechlichem Geflüster, die seinigen. Trunken von Lieblichkeit, dunkelte ihm schon das Auge unter diesen feuchten Schlangenküssen. Sie entzün-

zündeten eine ahnende Gluth in ihm. Sein Blick erlosch in der Fülle unbekannter Thränen, und seine ganze Seele verlor sich endlich in nie empfundenen Träumen, aus welchen ihn nur die zärtlichbittenden Klagen der verwundeten Göttin weckten, um ihn von neuem einzuwiegen.

„O, ihr seligen Himmel, schonet!“ schluchzte sie zuletzt gebrochen, wie im Innersten des Lebens an seligem Mord verblutend — und eben trat der sichelförmige Mond aus einer Wolke, und erleuchtete die blühende Welt, als sie sich in wildem Entzücken seinen Armen entwand, und mit abgewandtem Antlitz floh. —

Aber Wilibald streckte noch flehend die Arme nach ihr aus: „O, weile noch, rief er mit der Stimme einer nie zu stillenden Sehnsucht, weile noch, du himmlische Gestalt! Wer bist du! Werde ich dich wieder sehen?“ Es rief sanft: „Ach, nein — vielleicht nach morgen — ach nein — niemals wieder —“ und sie wollte wiederkehren, und er wollte ihr entgegen fliegen; aber schnell verrauschte das süsse Bild in den blühenden Hecken, und nur der kühle Nachtduft von den zarten Gebüschen traf labend auf sein glühendes durstiges Gesicht und auf die suchenden Hände in silbernen Thaufunken herab.

Der Gedanke an seine Sicherheit war der erst,

ste, der ihn wieder zum gewöhnlichen Leben zurückrief. Hell erleuchtete jetzt der Mond das Bosket, und leitete ihn bis zu der Thüre, die er noch unverschlossen fand. Er schlüpfte eilig hinaus, aber tiefaufseufzend verließ er das blühende Labyrinth, welches ein beständiger Zeuge seiner unwillkührlichen Verirrung in die Gewalt der Sinne blieb. Bald sah er sich wieder in besuchteren Gegenden der Stadt, und nahm, nach einigen Umwegen, den Rückzug in seine Wohnung. Als er ankam, fuhr eben die Gräfin von seinem Hause weg. Seine Verwandte waren in einiger Unruhe über den Nachtschwärmer gewesen. Mathilde hatte sich mit dem Kabinetsrath unterhalten müssen, weil Mariane noch spät zu der unpäßlichen Luise war gerufen worden. Die Gräfin hatte Abends Mathilden abgeholt.

Jede Unterhaltung war ihm für diesen Abend unerträglich. Er suchte sein Lager, um sich dort den seltsamsten Träumen zu überlassen, die jemals einem Sterblichen, als das bunte Gefolge einer überraschenden, schnell entfliehenden Wirklichkeit, erschienen sind.

Man weckte ihn des Morgens aus einem irren Schlummer, weil ihn der Minister bitten ließ, heute bald zu ihm zu kommen. Dort ward er für den

den ganzen Vormittag in Geschäfte verwickelt, deren Beendigung auch einen Theil des Nachmittags forderte. Dabey hatte er aber das Glück, den Grafen in einer so passenden Stimmung zu treffen, daß er das Anliegen seiner gestrigen Supplikantin nicht nur vortragen konnte, sondern es auch auf eine für sie unerwartet vortheilhafte Art befriedigt sah.

Erst Abends war er im Stand, über die gestrige Begebenheit in einigem Zusammenhange nachzudenken. Seine gefährliche Selbstvergessenheit und jenes Hingeben seines ganzen Wesens an eine fremde zarte Gewalt, würde ihm grosse Unruhe gemacht haben, wäre er noch unbekannter mit dem grossen Leben gewesen, und hätte er weniger frey, im Sinne des Welttons, gedacht. — Daher brachte nur der Entstehungsgrund, die Person, und die Folgen des Ganzen, sein Gedankenspiel zum lebhafteren Umlauf.

Es kam ihm sehr unwahrscheinlich vor, daß seine Supplikantin einigen Antheil an der Geschichte des Abentheuers haben sollte, da sie sich ihm durchaus unbefangen gezeigt hatte. Den Gedanken, daß sie seine schöne Göttin selbst gewesen sey, konnte er kaum denken; denn er war ihr so unbekannt gewesen als sie ihm; der Stolze fühlte sich ihr auch

noch jetzt so fremd, daß er jede Harmonie abläugnen mußte; und bey allen Vergleichungen dieser Frau mit jenem leichten, himmlischen Wesen, wandte er immer, wegen des geringen Grades ihrer Bildung und Schönheit, sogleich den Blick mit einer Art von geringschätzendem Lächeln von ihr ab. — Wer kennte aber jenes Wesen seyn, von dessen erwärmenden Umschlingungen seine Seele noch jetzt in Flammen auflodert? — „Es war keine Buhlerein!" rief er leidenschaftlich aus, und hätte in diesem Augenblick die naivesten Schwüre auf ihre Tugend abgelegt. „Es war ein liebendes Weib — ach, sie war kein Weib! Laßt mich, selige Griechen, wie ihr, in dem süssen Traume leben, daß die Unsterblichen sich gnädig den unwürdigen Menschen nähern — daß sie in Umarmungen dem Stoff der Menschheit das Göttliche beymischen — daß die liebende Göttin als entzündete Jungfrau zur Erde herabschwebt, um an der Brust des Menschen zu ruhen, um ihm, als Weib, die Idee des Schönen in Götterküssen mitzutheilen, vor deren himmlischer Gluth seine Seele vergeht! — Bist du denn etwa auf ewig abgeblüht, du götterverwandtes Volk? Sollten deine duftenden Haine sich nimmer beleben — nimmer die Mysterien ihrer kühlen Schattennächte, zärtlich Töne der gottbeglückten Menschheit, wie-

der

dererzählen?" — Nein, dein Wonneleben konnte nicht auf ewig versinken — noch lebt die Gottheit, und endlos haucht sie das Schöne über die Welt — noch blüht der Mensch in den Auen der Zeit — entgegen blüht er dem Wiedersehen!"

Allmählig zog ihn der Stoff wieder zur Erde herab. Dann betrachtete er ihr Scheidewort. — „Ach nein, hatte sie ihm zugeflüstert, vielleicht nach morgen — ach niemals wieder!" Im Ton dieser süssen Stimme, den er sich jetzt zurückrief, lag für ihn eine vogenlange Uebersetzung. „Nein, — wollte sie sagen — die Liebe hat mir Pflicht, Glück und Leben aus der Seele verlöscht — ihr habe ich alles geopfert — ich habe geliebt — aber nur dis einmal wagte ichs, ihr zu folgen — und die Grausame ruft mich Arme, die, schwächer als je, wider ihre Bande kämpft, von neuem in das selige Labyrinth. Du, den ich, ohne zu dürfen, liebe, o, zieh mich nicht zur zweyten Verirrung hin — ich wäre jetzt zu schwach, dir ein ewiges Lebewohl zu sagen, da du, von gleicher Zärtlichkeit ergriffen, das deinige mir versagst. Wolltest du meinen theuersten Willen brechen — meine Ruhe, vielleicht mein Leben und mein Alles an eine Stunde setzen, deren dunkles, halbes Glück du nie ganz kennen darfst, um nicht seiner Fülle zu erliegen — o, dann würdest

deſt du mich vielleicht — ach leider würdeſt du mich wiederfinden!"

Bey allen bekannten Frauen blieben ſeine Gedanken verweilend und präſend ſtehen. Selbſt die Gräfin, Marianen, Luiſen, und endlich gar die arme Mathilde ließ er ſeinen Nachforſchungen vorüberziehen. Aber nirgends waren die Umſtände paſſend. Auch hielt er es für unmöglich, heute das Original eines Bildes, von deſſen geheimſten Gedanken er ſeine Seele göttlich befruchtet fühlte, ohne die innigſte Annäherung und Wiedererkennung, ſich vorzuſtellen. — Er empfand es, daß er Mathilden heiſſer als je liebe, und daß, vor allen, ihre Geſtalt ſein geſtriges Bild ausfülle; allein, dieſe erhöhte Liebe gründete ſich auf ſeine geſtern erregte Sinnlichkeit, und darauf, daß er an dieſem Tage zum erſten mal die Qual der Eiferſucht empfunden, daß er beſchloſſen hatte mit der Geliebten zu brechen, und daß er ſich für ungeliebt hielt. Lauter Gründe, warum in ſeiner Liebe eine Art von Leidenſchaftlichkeit entſtehen mußte.

Nach einigen ruhigeren Betrachtungen fiel ihm auf einmal Luiſens geſtrige angebliche Krankheit im Schrecken ein. — „War ſie erdichtet? rief er. Hat man dich betrogen? — Sie liebt das Romaniſche, und iſt dabey doch eine gemeine Seele. —

Viele

Welche Möglichkeit! Welche Folgen! Welches unabsehbare Elend! — Und Mathilde — o, ich Verlorner! — Mariane! Unglückliche, konntest du deinen Freund verrathen! —"

Das letzte schien ihm wenigstens unmöglich; und er machte, um nicht ungerecht zu seyn und nicht unedel zu werden, seinen Betrachtungen ein Ende. — Nach irgend einem Umstande zu fragen, der ihm hätte Aufschluß geben können, dazu hatte er nicht Muth. — Die Hoffnung, man habe ihn in der Nacht verdammt, schien ihm angenehm aber trügerisch. — Darüber, daß er morgen nicht zum zweyten mal hingehen wolle, war er mit sich vollkommen einig, und hoffte, die auch für morgen und immer zu bleiben. Er glaubte ja in ihren letzten Tönen ein sanftes Abmahnen zu finden. Auch konnte ein zweyter Schritt zu nichts Gutem führen. Der Gedanke an die reine, unschuldige Mathilde, und seine bisher so treu bewahrten Vorsätze, alle unordentliche Liebeshändel zu vermeiden und den Frieden seiner Seele zu sichern, stärkten seinen Entschluß. — „Die Folgen (so endigte er sein Selbstgespräch) mögen hier seyn, welche sie wollen, so werde ich immer viel Entschuldigendes auf meiner Seite haben. Ich will das Abentheuer ins Geheimste meiner Brust

ver-

verſchlieſſen, bis vielleicht der Zukunft Morgenlicht über dem reizenden Dunkel aufgeht."

Gegen Mathilden, die er des folgenden Tages bey der Gräfin ſah, war er ſo freundlich und gefällig, als es einem Manne, den die Weiber zu lieben pflegen, geziemt, beſchäftigte ſich aber mit ihr gerade nur ſo viel, als nöthig ſchien, um ſich dieſes Beſitzſtandes beym ſchönen Geſchlecht überhaupt nicht unwürdig oder verluſtig zu machen. — Er war der Liebenswürdige des Geſchlechts; den Liebenden barg er vor ihren Blicken in die Tiefe der ſtolzen Bruſt. — Dieſe Art von Qual — die Mutter unendlicher Liebesfreuden, welche liebende Seelen gegen ſich und den Geliebten für die Verurſachung aller gegenſeitigen zärtlichen Schmerzen ſo erfindungsreich macht, um nur ihre Kinder deſto ſchneller groß zu ziehen — ſollte Mathildens einzige Strafe ſeyn, falls ſie ihn noch lieöte, oder jemals geliebt hatte. Und, war dis nicht, dann wollte er ſein Betragen nach und nach zu einer Ueberlegenheit emporheben, zu einer ſtolzen Werthſchätzung ſpannen, die ihr manche bittere Stunde verurſachen ſollte — vorausgeſetzt nemlich, daß bey dieſer zu früh gemachten Rechnung auch der Wirth, ſein gutes Herz, und andere Umſtände ihm das Letztere erlauben würden.

Hierbey fiel es ihm aber gleich anfangs sehr auf, daß Mathilde seit diesen zwey Tagen eine gänzliche Veränderung, und ihre Heiterkeit einen merklichen Verlust erlitten hatte. Die schönen Augen leuchteten matter als sonst, und sie blickte selbst ihren Freund nur mit einem gewissen verweinten Lächeln an, welches ihm durch die Seele drang. — Sie war genöthigt, die Dame vom Hause zu machen, weil die Ministeria sich nicht wohl befand. Doch ließ diese aus ihrem Kabinet unserem Helden öfters allerley tadelvolle Reden und strenge Sittensprüche über sein Betragen gegen Mathilden herausagen, so, daß er endlich bitten mußte, sich persönlich vor ihr verantworten zu dürfen. Das wurde aber hitzig abgeschlagen, und ihm zugleich überhaupt angerathen, seinen Besuch für dis mal abzukürzen, da gestern und heute sich noch kein Mensch so weit herein gewagt habe als er. „Ich werde es Ihnen sagen lassen, rief sie endlich heraus, wann ich wieder wohl seyn will!“ Er hörte sie lachen.

Wiewohl bey diesen Zwischenklatschereyen manches über Mathildens Neigungen vorgekommen war, so hielt Wilibald doch an sich, und vermied alle Anspielungen auf Franzen mit einer Feinheit, die ihm selbst vielleicht das größte Vergnügen

machte. Mathilde blieb einsylbig. Als er weggieng, blickte sie ihm eine Zeitlang ernst und traurig ins Auge; dann sagte sie leise: „O machen Sie, daß ich meinen Vater bald wiedersehe!“ Sie sprach das Wort „Vater“ in einem unbeschreiblich kindlichen Ton aus. — „Treue Schweizerseele, sagte er gerührt, sehnst du dich endlich nach deiner kleinen Alp zurück?“ Aber er verschloß geschwind das plauderhafte Herz wieder, versprach ihr, noch heute dem Vater zu schreiben, und bat sie in den gewähltesten Ausdrücken des vornehmen Tons, sich zu beruhigen. Sie wendete sich schmerzlich ab, und schien von seinen Mienen und Reden getäuscht. Doch der Verräther behielt seinen höflichen Anstand, und nahm noch dazu in seiner trefflich ausgeführten Abschiedsverbeugung lächelnd ein taubes Fräulein hinter ihr, zugleich mit, ohne darauf zu achten, wie sehnend die Geliebte während dieser letztern, grössern Hälfte des Komplimente, nach einer Hand blickte, die ihr sonst bey jeder Trennung so treuherzig gereicht ward. „Sie hat Mitleiden mit meiner Liebe, sagte er im Fortgehen, denn sie weis vom Assessor, was Liebe ist! — Vom Assessor? wiederhohlte er fast laut, und drückte den Huth ins Gesicht.

Der Abend kam, und Wilibald beschloß, wo-

der zu essen, noch auszugehen, damit nicht irgend ein neues Abentheuer ihn in jene gefährliche Vorstadt verschlagen könne, wo heute Abends das hoffnungsvolle Morgenroth jenes unvergeßlichen „nach morgen's" süß heraufglühte. — Aber — es war ein heisser Abend!

Keine Arbeit wollte gelingen. Seine ganze Männlichkeit schien heute in Lieb' und Unruhe aufgelöst. Er war so glücklich, so selig gewesen, daß auch das Wertheste von seinem bisherigen Leben gegen jene Stunde weit zurückblieb! Lebhaft gestand er sich bis jetzt, und sah ängstlich und schwerseufzend nach der Uhr. — Er trat ans Fenster, und schaute, wie glücklich seine Beckerin in unzerstörbarer Apathie vegetirte, und wie emsig der Schuster auf den Hafen des — Feyerabends losstach, wo ihm die Zeitungen bald neue politische Gluth im Herzen aufsahen sollten. Diese guten Werkleute kamen ihm heute nur abgeschmackt vor. „Hat denn, zürnte er, dieses Volk wohl je die leiseste Ahndung vom Zuge nach jenen Wonnen gefühlt, deren Bilder jetzt die Kammern meines Herzens zu sprengen drohen?" — Er spazierte in seinem Zimmer hin und her, mächtigen Schritts, wie ein Gewaltiger. — „Jetzt ist vermuthlich Franz bey ihr, und spöttelt mit seinem faden Witz über die zu Boden

den gedrückte Kraft meiner treuen Liebe. Seine Zärtlichkeit — spricht er jetzt zu ihr — geht nur in den stillen Hainen umher, wie ein brüllender Löwe. Sie lacht, und sagt denn mit glänzenden Augen: o, es ist doch eine redliche Seele! Und er küßt sie wieder — zehnmal küßt er sie, zur Strafe dafür, daß sie sich unterstanden hat, einen andern Gedanken, als ihn, zu denken. — Und die Gräfin ruft zwischen die Scene aus ihrem Kabinet: Recht so! damit will ich ihn höhnen, wann er wieder kommt! — Und du, Wilibald? du versagst dir die schönsten, geweihtesten Freuden, über welchen jemals der zärtliche Mond aufgieng?"

Unser Freund sah wieder auf die Uhr. Es war die höchste Zeit, und unter dem blassen Himmel schlug schon die Dunkelheit das allesverhüllende Gezelt auf. — Er nahm seinen Huth, blies einige Stäubchen davon ab, und legte ihn wieder weg. — „O Mensch, rief er aus, du Traum der Zeit! du Bild der Eitelkeit! Will der Mensch dem Herzen und den Sinnen folgen, gut! Wo nicht — warum macht er sich reisefertig?" Er bemerkte, wie seine hastigen Schritte unwillkührlich sich verhoppelten; im Busen kochte das Blut; sein Herz klopfte der nahen Seligkeit brünstig entgegen, und das Auge füllte sich mit schweren Thränen. — „Was

ist denn, fieng er wieder an, Tugend, Pflicht und Hochgefühl? Können wir wohl Eigenthümer von dem allen seyn, wenn wir uns selbst erst dazu zwingen müssen? wenn wir Verzicht darauf leisten sollen, es aus freierlicher Selbstwahl, aus zu eigen gewordenem Geschmack zu üben? Und muß ich mich nicht selbst geringschätzen, wenn ich jetzt Thränen — leichtliche — aber glühendere Thränen vergießen möchte, als je ein Glockengießer Metall vergoß?"

Er hatte sich bisher für viel besser gehalten, als er jetzt bey der Untersuchung fand; und sein Unmuth über diese Entdeckung machte, daß der Aufruhr seiner Sinne nach und nach in Elegieen über die Verderbtheit des menschlichen Geistes zerfloß. Er ergriff seine Geige, und noch nie hatten so klagende, wehmüthige Töne den Raum seines Zimmers gefüllt, als an diesem stillen Abend. Aber das eigne Herz saugte begierig die zarten Töne wieder ein und allmählig verlor sich sein ganzer Mensch im sanften Strome der Harmonie — in der Fülle jener stillwallenden Akkorde, welche die Wogen eines unruhigen Lebens so unvermerkt mit dem heiligen Oel der Kunst zu ebnen vermögen.

Als die Stille zunahm, unser Freund sich selbst vergaß, und die Saiten endlich sein Herz ruh-

ruh-

nühten — da weckte ihn ein seltsamer Ton. Sein Nachbar hatte lange Zeit geschwiegen; jetzt fieng die Flöte weich und kraftlos an zu spielen. Es war eine höchsttraurige Melodie; Wilibald beantwortete sie mit Rührung, gieng aber bald — emporgehoben durch den gröſsern Umfang des Saitenspiels — in eine Idealisirung über, in einen volltönigen Aufschwung von den Tiefen der irdischen Wallfarth in die Regionen der Form. Er hörte sogleich seinen Satz, zwar abermals schwach, aber in einer Höhe und Reinheit erwiedern, vor welcher sein gerührtes Herz erbebte. Es war der stillblühende Schall des heiligsten Friedens in der Seele — die siegreiche Anzeige von einer herrlichen Resignation. Mitten in einem Satze, dessen ganz ungewöhnliche Höhe Wilibald mit Staunen hörte, stand auf einmal der Ton verlöschend still, und er glaubte drey sanfte Schläge an der Scheidewand zu hören, die zwischen ihm und seinem Freunde war.

Ein Schauder ergriff ihn. „Bist du unglücklich, armer Freund?“ rief er empfindlich aus. „Bedarfst du meiner Hülfe? Bist du krank?“ Erst in diesem Augenblick reute es ihn, daß er nicht längst den Mann besucht hatte; er wollte sogleich hinüber; aber alles im Hause schlief schon; auch hörte er beym Nachbar mehrere Stimmen, die

seinen nächtlichen Besuch theils unnöthig, theils aber zwecklos zu machen schienen, da es ihm eigentlich um das Zutrauen des Menschen zu thun war, mit dem er, statt ihm Gutes zu erweisen, bisher nur sein sanftes Spiel getrieben hatte.

Des andern Morgens kleidete er sich früh an, und wollte eben hinüber eilen, um seinen neuen Freund zu sehen, als ihm der Bediente meldete, gestern Abends sey der Nachbar Weber — gestorben! Wilibald sah den Menschen starr an. — „Er hat mir, sagte dieser, einmal vor dem Conzertsaal ein Glaß Wein eingenöthigt, damit ich ihm Ihre Violine beschreiben sollte.“ Der Bediente, welcher in der Stille manches vom Verhältnis seines Herrn zu diesem Weber errathen hatte, konnte, da er Wilibalds Erschrecken sah, kaum die Thränen zurückhalten, und gieng hinaus.

Wilibald überließ sich ganz seinem Gram. „So war es dein Schwanenlied, du edler Freund, was du gestern noch so leise in himmlischen Tönen aushauchtest? So nahmst du mit jenen sanften Schlägen Abschied von dem Bruder, der dich so sehr liebte? — Gewiß wolltest du diesen drey Abschiedsworten irgend einen Sinn geben! O, so laß mir deinen Geist ihren geheimnisvollen Sinn noch zuwinken — ich will ihn bewahren! Ach, wie war

es denn möglich, daß der Tod dich ſo heimlich und hübiſch, vielleicht nur drey Spannen weit von meinem Nachtlager mordete!"

Mit naſſen Augen kam der Bediente zurück, und ließ die Thüre offen. „Die Frau des Nachbars iſt draußen," ſagte er, und gieng wieder.

Eine junge, reinlich gekleidete Frau trat, mit trübem Blick, langſam und zitternd ein. Sie trug ein kleines Mädchen im Arm, und, indem ſie mit erzwungener Freundlichkeit ſagte: „Wir bringen Ihnen ein Geſchenk!" reichte das Kind ihm lächelnd — eine Flöte entgegen; dann legte die Mutter ihre Hand auf das brechende Herz, zum Zeichen, daß ſie nicht weiter zu reden vermöge, und um die Gunſt flehe, in eine erbärmliche Klage ausbrechen zu dürfen. — Er theilte redlich ihre Thränen, und bat ſie dann, ihm die vornehmſten Lebensumſtände des Verſtorbenen zu erzählen, wozu ſie nach und nach Kräfte ſammelte.

Ihr Mann hatte ſie wider den Willen ſeiner und ihrer Eltern geheyrathet. Von allen Seiten hatte man ihnen Liebe und Unterſtützung gänzlich verſagt; der Verſtorbene hatte daher ein ſehr mühſeliges Leben geführt, und faſt übermenſchliche Kräfte zu Erhaltung ſeiner Frau und ihres Kindes anwenden müſſen. Seit einem Jahre waren zwar

die

die Eltern wieder gut, sie selbst aber sahen sich dadurch vor Nahrungssorgen nicht viel mehr gesichert, weil die elterliche Unterstützung nur dürftig ausfallen konnte, und weil des Mannes nie stark gewesene Gesundheit sich jetzt sehr zu verschlimmern anfieng. Das arme Weib bekannte unter bittern Reuezähren, sie selbst habe ihn oft durch Widerspruch und andere Unarten gekränkt, und sein sanftes Herz mit ihrem Starrsinn verwundet. „Ach, sagte sie, er war so gut — er hat mir alles verziehen — nie habe ich einen Vorwurf über meine hitzigen Reden von ihm gehört! Er gieng dann nur in seine kleine Stube, hier neben an; und da hat er immer des Abends Flöte geblasen; und stets kam er heiter zurück. — Vor etlichen Wochen sagte der Arzt endlich, es sey ein schleichendes Fieber, er werde wohl sterben. Und so wars auch. — Ach, von Ihnen, lieber Herr, sprach er immer mit Lächeln, und bedauerte dann gewöhnlich, daß er nicht bey der Musik geblieben sey, die er in der Jugend gelernt hatte. Er sagte mir oft, in seiner Flöte und in Ihnen liege der größte Trost seines Lebens; und, Gott verzeih' mir's, ich lachte darüber, und stellte ihm vor, er solle Sie lieber einmal um Vorschuß von zwanzig Thalern bitten. Aber dazu hatte er nicht Muth. — Gestern Abends litt er noch ei-

nen

nen harten Kampf, als er merkte, daß ihn Gott von der Welt abrufen wolle. Ich stürbe gern, sagte er, und du könntest arbeiten, und dich ernähren; aber unser Mädchen macht mir meinen Tod sauer. Für euch beyde würst du nicht genug verdienen können — ihr werdet Noth leiden — sie wird so wild aufwachsen — du hast weder Verstand noch Zeit, ein Kind zu erziehen; — und das macht mir das Herz so schwer, daß es nicht brechen will! — O, Herr, ich weinte über diesen Worten ohne Maaß; und er lag bey der Abendsonnenhitze in einer schrecklichen Angst da, die sich gegen die Nacht immer vermehrte. Ach, da fiengen Sie hier an, Musik zu machen, und er wurde bald stiller, und verlangte seine Flöte. Ich weigerte mich; aber er bat so sehr, daß ich sie ihm gab. — Ich will ihm noch etwas lehren, sagte er freundlich; denn er hat mich auch genug gelehrt. — Dann blies er, und sah dabey auf einmal so heiter aus — ach, so schön, bester Herr, daß mich ein Grauen ankam. Aber er mußte bald aufhören. Es ist verbey! sagte er, und pochte lächelnd an die Wand, daß sein guter Freund, wie er meynte, ihn nicht unrecht verstehen solle. Er ruhte sanft aus, that aber als wenn er aufmerksam auf andere Töne horchte, von denen ich doch nichts hörte. Diese Klänge, sagte er, gli-

chen

chen dem Ruf des Postihorns, wann im Frühjahr die ersten Reisenden wieder vorüberzögen, nach den warmen Ländern, wo es schon Sommer sey. — Nun drückte er erst mich, dann das Kind, und zuletzt auch die Flöte ans Herz, und gab sie dem Kinde. Morgen früh — sagte er, schon sehr matt — wann ich nun todt bin, nimm die Kleine, und laß sie dem Herrn die Flöte bringen. Sag ihm — aber weine nicht dazu — (die Frau stämmte die Hände gegen die Brust, und schluchzte heftig) sag ihm dann, er möge zu meinem Andenken die Flöte von meiner Kleinen annehmen, und mich und sie dabey nimmer vergessen. Sag ihm — o, wie wunderbar drückte er sich doch aus! — sag ihm, ich wünschte, er hätte die Töne hören können, die ich jetzt belauscht habe — mein Herz sey unter ihrem süssen Frühlingsschall gebrochen. O, es wird nicht ewig Winter seyn, meine Liebe! — Da reichte er mir ruhig die Hand, und im Nu war es aus mit ihm. — Ach, mein Herr, ich habe kein Wort von seinen letzten Reden vergessen!"

Sie besann sich. „Hat er nicht noch etwas gesagt? — Heiliger Gott, nein! Er hat nun nichts mehr gesagt!" — Ihr Thränenquell floß unaufhaltsam von neuem hervor.

„Gute Nacht, mein Freund! Deiner will ich nim-

nimmermehr vergessen!" sagte Wilibald sanft, und nahm das Kind, welches die Flöte noch hielt, in seine Arme, und drückte es, wie auf ewig, an sich. Die Kleine fieng an bitterlich zu weinen, und schlug die Aermchen um seinen Hals. — —

Eben trat der Finanzrath, der die Geschichte von dem Bedienten erfahren hatte, mit Marianen in die Thüre. Mariane fieng an zu schluchzen, und der Alte sah ihn einen Augenblick still an; dann sagte er leise: „Komm jetzt!" und führte Marianen weg.

Wilibald bat nun die Frau, ihm das Kind so lange hier zu lassen, bis sein Freund unter die Erde gebracht sey; und falle es ihr dann zu hart, sich von der Kleinen sogleich zu trennen, so wolle er weiter mit ihr über die Sache reden. Die Frau gieng endlich, die Hände im stummen Danke ringend, weg, und das arme Kind schien der bisherigen Nahrung von bittern Thränen so überdrüssig, daß es unter seinen Liebkosungen bald freundlich ward. Es trug es sogleich zu Marianen, bey welcher der Finanzrath nachdenkend saß. „Dieses ist, sagte er zu Marianen, der theure Nachlaß einer schönen, uns befreundeten Natur — eines meiner Vertrauten, den der kaltblütige Tod dahinstreckte, eh' ich noch in sein leidendes Angesicht sah. Ich vertraue

dieses

dieses Pfand einer blinden, aber glaubensvollen Freundschaft Ihrer Pflege; und — es gehe mir in der Welt wie es wolle — das nachgelassene Kind soll auch zu meinem Nachlasse gehören."

Sie fand ihm ans Herz. „O du Edelster, rief sie, nimmst du mich auch in deinen Frieden auf, der dich jetzt wie eine Glorie umgiebt? In diesem kleinen Wesen liegt für dich ein Himmel — und einzig dein Herz hat ihn dir erworben!"

„Du gutes, geweihtes Kind!" sagte der Finanzrath, und liebkoste der Kleinen, um seine Rührung zu verbergen. Sie zog ihn nach der Thüre, und der Alte gieng geduldig mit ihr aus dem Zimmer. — Mariane wollte sie selbst warten und erziehen, und konnte keine Worte finden, um dem Schwager ihren Dank auszudrücken. „Sie ist, sagte sie, mit den geistigsten, geheimsten Banden durch dich an unser ganzes Haus geknüpft. Sie soll auch selbst an unsern Schicksalen Theil haben, und Genoßin unserer Familie seyn."

Eben führte die Kleine den Finanzrath wieder herein; er gab unserm Wilibald die Flöte, zu welcher ihn das Kind hingeführt, und sie ihm aufgedrungen hatte. Das Kind war zufrieden, als der jüngere Vater ihr Erbtheil wieder zu sich nahm und setzte sich still auf Marianens Fußschemmel.

Zu

Zu Mariane hatte es bis jetzt am wenigsten Zutrauen, weil ihre Mienen noch zu leidenschaftlich, und ihre Liebkosungen zu heftig waren. Und doch nannte es sie: schön.

„Wenn du jetzt dazu im Stande bist, sagte der Alte, so erzähl uns doch diese Geschichte, von der ich noch so wenig weis.“ Wilibald sammelte seine Fassung, und gab ihnen umständliche Nachricht von seiner geheimnisvollen Freundschaft. Er behielt die einfache Erzählung der Weberin, worinn sie den letzten Willen des Verstorbenen so ängstlich zu erfüllen strebte, fast wörtlich bey. — Mariane zerfloß in Wehmuth.

„Du bist ein glücklicher Mensch, Wilibald!“ sagte jetzt der Finanzrath. „Oder soll ich sagen: Du bist ein guter Mensch? Oder war dieser Weber ein so edler Mensch? — Lieber Sohn mich dünkt zuweilen, unser Richter wird einst nicht blos fragen: was thatst du? sondern auch: was warst du? — Wie? Verstehst du mich?

Der Sohn ergriff seine Hand. „Und dann, guter Vater, wird manches schöne Herz — was jetzt, ungünstig verhüllt, unter den hehen, heissen Dachkämmerchen dieser prächtigen Strassen sehnend schlägt, und thatenlos verschmachtet — hervorleuchten, wie die ewigen Sterne.“

„Ja

„Ja, einst, — sagte Jener — so meynst ich's. — Wie abgeschmackt und sündlich kommen mir doch in diesem Augenblick alle jene vermeynte Mitleidsbezeugungen gegen verschämte Unglückliche vor, von denen ich so oft Zeuge war, die höchstens so viel heißen, als: Einen hilben Gulden gäb ich dir allenfalls, wenn ich nützte, daß du's nicht übel nähmst — acht Groschen hieng ich wohl dran, wenn ich dich retten und glücklich machen könnte! — Ich wette sie thun dem Menschen, seinem Bruder gegenüber, wenig besser, als Arm und Beine entzwey schlagen! — Du hast aber recht: Es ist allerdings etwas Grosses um — die Kunst. Sie ist ein herrlicher Thronhimmel, unter dem sich die Menschheit wiedervereinmelt und begrüßt. — vergieb mir, wenn erst heute der rechte Sinn für deinen Kunstsinn in mir erwacht! Durch die Kunst spricht Gott zu uns.

Durch die Religion, fuhr Wilibald fort, werden wir Gottes Kinder, durch die Kunst seine Freunde."

„Uebrigens, sagte der Alte, wagte der Nachbar doch gar nichts, daß er zuletzt ruhig starb, über sein Kind. Und doch hatte er keinen von uns gesehen — er wagte doch viel, für diese Welt; aber er hielt uns für Etwas! — Und wir? Wir mögen uns

uns nicht fragen, was wir thun wollen — wir wiſſen nur, was wir thun werden. —"

„So lang wir uns nemlich der Leidenſchaften erwehren!" ſetzte der Sohn mit einem Seufzer hinzu, welchen ihm die Erinnerung an ſeinen geſtrigen Abend auspreßte.

„Am Ende, ſagte der Finanzrath, muß doch alles Thun immer der Dienſtknecht des Seyns bleiben, wenn ſich auch der faule Knecht eine Zeitlang ſträubt! — Aber ſelig ſind doch die Reichen — und die Menſchen!" beſchloß er mit einem dankbaren Blick zum Himmel, und mit Luſt zog er ſich zu ſeinem Büreau zurück. „Verderbt nur die Kleine nicht!" rief er noch zur Thüre herein.

Unſer Freund erfuhr zu ſeiner Beruhigung vom Arzte, daß dem Verſtorbenen durch nichts hätte geholfen werden können, als durch den ſanften Tod; und daß der Keim zu dieſem ſchon von früher Jugend an in ſeinem Körper müſſe gelegen haben.

„Morgen früh komm zu mir!" ſprach er zum Kapellmeiſter, der das Verhältnis kannte. „Man begräbt einen deiner Genoſſen, und es ſchikt ſich, daß ihm das ſchöne Handwerk zu Grabe folge."

Er wandte den ganzen heutigen Tag für ſeinen todten Freund an, veranſtaltete ſeine Beerdigung, und entwarf einen Plan zur Erziehung ſeines Kin-

des, den seine Eltern und Geschwister von Herzen billigten. Man beschloß, die Sache vor dem Publikum in ein anderes Gewand zu kleiden, da sie in der wahren Form Aufsehen gemacht hätte. Allein Mariane gestand, sie habe bereits die Geschichte der Gräfin und Mathilden insgeheim vertraut.

Des Morgens, als der Tag noch nicht graute, erschien Minelli, und sie giengen hinüber. Feyerlich, wie zu einer neuen gressen Bekanntschaft, näherten Beyde sich dem Sarg. Der gewesene Mensch lag einsam, und von niemand als der Todtenmutter und der Wittwe bewacht, in seinem weissen Gruftgewande da. Wilibald hatte sich seine Züge viel weniger interessant gedacht, als er sie im Tode fand. Zu spät erfuhr er jetzt, wieviel ihr Leben durch das Anschauen der Person würde gewonnen haben. Die Nase des Todten war vorzüglich schön, und der ganze Kopf hatte eine regelmäßige Form. Wilibald vertiefte sich in Betrachtungen, und ergriff ihn dann leidenschaftlich bey der kalten Hand. „Mußte denn, rief er über ihn hin, unsere Bekanntschaft erst an deinem Sarg geschlossen werden, du Freundesgestalt! Mußte ich erst jetzt deine Augen sehen, da ihre milden Lichter verlöscht sind, da man dich hinträgt, deine Hülle tief in die Erde

zu

zu verbergen, wohin kein Flötenton noch Glockenschall mehr dringt! Warum kannſt du meinen Vorwurf nicht mehr vernehmen: Wenn du mich mehr liebteſt als ich dich — warum erſchienſt du mir nicht zuerſt? Waren wir nicht Brüder? — Doch du gedachteſt meiner noch, als der Ton aus dem Lande der Freyheit ſich zu dir herabſchwang. Aber da hatteſt du keine Raſt mehr — die luſterfüllte Seele mußte ja ihrem Sommer nachfliegen!"

Er fieng an, ſich ſehr zu erhitzen, und Minelli hatte groſſe Mühe ihn zur Gelaſſenheit abzuſpannen.

Als der Morgen kam, erſchienen die Träger und das Leichengefolge. Man trug ihn fort, und unſere Freunde begleiteten den Sarg bis zu ſeiner Ruheſtelle.

„Mein Herz, ſagte Minelli, wird doch nicht eher Ruhe finden, bis es ſo mit kühler Erde überſchüttet wird, wie unſer Freund hier. Dieſe polternden Schollen rufen es mir prophetiſch zu!"

Die Sonne gieng auf, wie ſie von ihrem traurigen Gang zurückkamen. Noch zwey andere Leichenbegleitungen begegneten ihnen. — Aber unſerm Wilibald war nun wohl, als er ſeinen Freund unter der Erde wußte; zwar trauerte ſein Herz noch darüber, daß er ihn verloren, und nie geſprochen

hatte; allein im übrigen war jetzt das Andenken an ihn mit einer gewissen Heiterkeit verbunden, welche die Erinnerung an sein nachbarliches Leben erzeugte, und der Gedanke an das Kind sehr erhöhte. Das Mädchen schien vollkommen gesund, und trug in seinen Zügen Anlage zu künftiger Schönheit.

Schon gestern hatte die Gräfin ihre Wiederherstellung melden lassen, und Wilibald gieng heute mit Minelli'n zu ihr. — Morgen sollten die Kinder wieder nach Hainberg zurückgebracht werden. Unser Freund hatte dieses damit bewürkt, daß er durch ihren Vater die Gräfin um die Entlassung Mathildens dringend bitten ließ. — Kronach und Minelli waren ernst, und Mariannens Erzählung hatte auch ihre Freundinen so lebhaft gerührt, daß diese sich in einer sehr weichen Stimmung befanden. Die Ministerin nahm Wilibalden beyseite in ihr Kabinet. „Ich weis, sagte sie dort, warum Sie heute so ernst sind. Das ist eine rührende Geschichte." Sie drückte ihn sanft an ihr Herz. „Ich wünschte, seufzte er, Sie hätten seine Melodieen gehört — aber diesen Morgen haben wir ihn nun schon zur Ruhe für jenen Tag hingetragen!" Die Gräfin weinte still, und fragte ihn dann wegen der Wittwe um Rath. Zum Besten dieser hatte sie schon mehr gethan, als in Wili-

balds

Balds Plan, nach dem er sie nothdürftig, aber nicht zu reichlich unterstützen wollte, für die Erhaltung ihrer Arbeitsliebe passte. Allein die Ministerin wußte einen Mann für sie, und dieser Gedanke erhielt seinen ganzen Beyfall, da es ihm bedenklich schien, die junge Frau auf ihre Lebenszeit sich selbst zu überlassen. Er übergab also, auf dringendes Bitten, diese Hälfte seines Vermächtnisses der Gräfin einziger Fürsorge, worüber sie die lebhafteste Freude empfand. — Ihr Aussehen war blaß, und er fragte besorgt nach ihrem Befinden. „Wohl, wohl!" sagte sie, und blickte ihn so lange zärtlich an, bis der holde Blick sich in einen langen Kuß gestaltete. „Kommen Sie, Freund, wir wollen heiter seyn!" sagte sie dann im Hinausgehen. „Ich lasse heute den ganzen Tag die Kinder nicht mehr von meiner Seite." Sie ergriff sogleich den Kleinen, küßte ihn, und wandte sich endlich mit glänzenden Augen von ihm ab. Mathilde, welche mit dem Kapellmeister über die Leiche gesprochen hatte, stand wehmüthig da, und Minelli bat die Gräfin, ihren Clavierunterricht zu nehmen.

Wilibald mußte der Gräfin versprechen, sie mit den Kindern morgen nach Hainberg zu begleiten, wohin er schon heute Abends hatte reisen wollen. Gern hätte er Mathildens Abschied in seinem

Haus

Hause beigewohnt — allein des Abends kam Mariane mit verweintem Gesicht, um ihm zu erzählen, daß die Ministerin nur einen Augenblick mit ihr da gewesen sey.

„In Wahrheit, sagte sein Vater bey Tisch, es thut mir weh, daß die Engelskinder weg gehen!"

„Es sind zwey liebenswürdige Wesen," erwiederte die Finanzräthin, etwas wärmer als sonst.

„Wann kommen wir zum Bruder Wilibald?" fragte Mariane lebhaft und flehend.

„In den ersten Tagen, denk' ich," sagte die Mutter, und „Recht so!" rief der Alte. „Ich bin vielleicht auch dabey, und wir bleiben wohl einige Tage dort."

Als unser Held des andern Morgens in das gräfliche Haus trat, kam Mathilde eben aus den Zimmern des Ministers. Ihre Augen waren naß, und sie reichte ihm die Hand, wie ein Mensch der Frieden schliessen will. „Bald werden wir wieder beym Vater seyn!" sagte er im kühlen Tröstenton. Sie hatte reden wollen, aber sie ließ jetzt die Rede wieder in einem Lächeln zerschmelzen.

Jedermann war schon reisefertig. Franz und seine Mutter hatten mit gefrühstückt. Beym Abschied, der von niemand als ihnen zu nehmen war, umarmte die Frau von Salen Mathilden mit war-

warmer Zärtlichkeit, und ihr Sohn stellte sich erwartend gegenüber. „Ich habe — sagte er endlich langsam, als man seiner nicht achten wollte — meinen Lohn einzufordern!“ Er breitete die Arme aus, und Mathilde entbrannte in glühender Röthe.

„Eigentlich gerade das Gegentheil!“ sagte die Gräfin. „Indessen, wir trennen uns ja heute, Mathilde“ —

In diesem Augenblick umarmt' und küßte er das Mädchen lebhaft, und sagte dann: „Wir sehen uns bald in Hainberg!“ — Sie floh aus seinen Armen, und sprang, indem sie einen schmerzlichen Blick auf unsern Freund warf, wie ausser sich nach dem Wagen.

„Sie hat mich geliebt!“ dachte er, und bat den Assessor laut und höflich, bald nach Hainberg zu folgen, während er die Hand am Busen krampfhaft zusammendrückte, und sich mit freundlicher Gleichgültigkeit der Gräfin gegenübersetzte. — Zwar leitete er sogleich ein interessantes Reisegespräch ein; allein die Frauen waren schon von der Trennung geängstigt, und die Gräfin schien melancholischer gestimmt als sonst.

Otto empfing sie mit einer Freude, deren Lebhaftigkeit Willibalden um so mehr wohl that, da er jenen kaum für fähig dazu gehalten hatte. „Ich würde es Ihnen nie vergessen, sagte die Ministerin,

sterin, wie glücklich Sie mich gemacht haben. Ich bringe Ihnen die Kinder unverdorben wieder, und hoffe, daß sie noch vollkommen das sind, was sie waren — vorzüglich mein kleiner Albert. Uebrigens habe ich Ihnen bald etwas zu sagen, wozu für heute die Zeit mangelt — es ist aber etwas gutes."

Sie verweilte nur eine Viertelstunde in Hainberg, und versprach, bald mit dem Grafen wiederzukommen.

Wilibald wollte Vater und Kinder ihrem Wiedersehen überlassen, zumal, da er seinen Freund zu Mathilden sagen hörte, sie komme gerade recht, denn er müsse heute noch verreisen, und werde erst spät zurückkommen. — Düster und schwermüthig schlich er zum alten Adams, um sich einzurichten.

Als er in den Hof trat, stand das Gesind um einen Menschen her, welcher lärmte und Schimpfreden ausstieß, worüber alle lachten. „Es ist der tolle Fritz" erläuterte der Verwalter. „Er schwärmt zuweilen in dieser Gegend umher." Wilibald nahte sich ihm, und fragte, wer ihn beleidigt habe. Der Mensch zog seinen Huth. „Allen Respekt, Herr, sagte er freundlich grinsend — aber sie haben mir dort im Stalle mein Mädchen eingesperrt, und ich muß mich doch morgen noch tausend Mei-

Meilen Wegs von hier kopuliren laſſen. Und, Herr, wenn er der Platzmeiſter bey der Hochzeit in dem Hauſe da iſt, ſo muß er die Bettelleute auch plätzern, oder —" Er hob ſeinen Pfahl gegen Wilibald, und dieſer, dem vor ſolchen Menſchen graute, befahl den Knechten, ihn zufrieden zu ſtellen. Aus dem Stall brachte man jetzt eine zerlumpte Puppe, welche ſie ihm verſteckt hatten. Er ergriff ſie mit einem hohlen, düſtern Freudengeſchrey, und ſchlug ſie einige Zeit mit der Fauſt. „So! ſagte er dann lachend. Ich habe ſie einmal recht bluträndig geſchlagen. Sie hieß Lieſchen, als ſie mir noch treu war. Aber du Balg!" brüllte er, und ſchlug von neuem auf die Lumpen los. Dann küßte er ſie, und lief unter ſchallendem Gelächter, die Puppe ans Herz gedrückt, zum Hofe hinaus.

Das Geſind lachte ſich recht ſatt, und ſchalt ihn einen Narrn und Taugenichts. — „Wenn mit ihm etwas wäre anzufangen geweſen, ſagte der grobe Hans, ſo hätt' ihn die Liſe wohl nicht ſitzen laſſen. Sie hat jetzt einen recht hübſchen Bauer, ſechs Stunden von hier, geheyrathet, und es geht ihr grunderdenwohl."

„Nu, nu, ſagte eine Magd, ich machte mir doch an Liſens Stelle ein Gewiſſen daraus! Er iſt ſonſt wohl ein rechtlicher, ordentlicher Burſche

geweſen, der über ihr allein doch einmal Hab und Guth und Verſtand verloren hat."

„Ja, Verſtand!" lachte Hans. „Er hat erſt keinen gehabt. Wenn ich ein Mädchen mit einem Andern erwiſche, ſo muß ich wiſſen, woran ich bin — aber ihrentwegen rupf' ich mir wahrlich die Haare noch nicht aus."

„Aber, ſagte Wilibald, warum läßt man ihn ſo herumlaufen?"

„O, hies es, der bleibt an keinem Ort; aber er thut keinem Kind etwas zu leid; er droht nur immer mit Prügeln."

Er ſtellte ihnen vor, wie unmenſchlich es ſey, einen ſo armſeligen Mann zu verlachen, und ſich mit ihm zu beluſtigen, da doch jeden von ihnen ein ähnliches Schickſal treffen könne.

„Ja, der Herr hat recht!" ſagte die junge Magd. „Man ſollt' es mein Seel nicht thun." Sie warf einen ſtrafenden Blick auf Hanſen.

„Schläge — ſagte dieſer, und ſchüttelte den Kopf — Schläge gehören ihm. Alle Tage Schläge müßte er haben. Ich wollt' ihm die Poſſen ſchon vertreiben, dem Tagdieb!"

„Gut, Hans, daß ich weis, ſagte der zornige Wilibald, um wieviel beſſer deine Handlungen ſind, als deine elenden Reden. Du würdeſt mir auſſer-

ausserdem ein unerträglicher Mensch seyn!" — Er gieng mißvergnügt von ihnen, und rief in der Stille seufzend aus: „O, du armes blutendes Opfer verrätherischer Liebe! Dieser rohe Hause verabscheut dich oben drein; er mißgönnt dir auch noch deine erbärmliche Lumpengeliebte, und mißbraucht sie und dich zu seinen groben Scherzen!"

Den größten Theil dieses Tages verbrachte er, trüb und in sich gekehrt, am See. Der Gedanke an seinen Verstorbenen — die quälende Liebe zur ungetreuen Mathilde, mit allen Sorgen über seine Anlage zur Eifersucht — die schreckliche Episode vom tollen Fritz — das Romantische seines schönen nächtlichen Abentheuers — alle diese Bilder pflanzte jetzt die Phantasie mit so seltsamer Mischung in die Räume seiner Einsamkeit, daß ihre schnellemporwachsende Saat seine Besonnenheit zu ersticken drohte.

Er ließ noch spät fragen, ob Otto zurück sey. Hans brachte die Nachricht: die Jungfer habe gesagt, „ja, sie erwarte ihn alle Minuten." — Nach einigem Ueberlegen, beschloß er, heute nicht zu den Bergbewohnern zu gehen, sondern noch einen starken Spaziergang zu machen. — Durch den Wiesengrund strich er allmählig den Hügel hinauf, und betrachtete den Segen, welcher die schon weißgefärb-

färbten Getreidefelder erfüllte. Sein Herz stimmte sich zur Heiterkeit.

Es wurde Nacht. Die Kühlung trat ein. Bald mußte der Mond aufgehen. In der milden, sternenhellen Dunkelheit schlich er um den Hügel her. — So schön war jene Nacht, in der ihm Mathilde das erste mal zur Guitarre sang — so traulich jene, da sie ihn Bruder nannte und umschlang — so reizend umhüllte ein warmes Dunkel noch vor kurzem seine nächtlichen Liebesmysterien — ach, welche köstlichen Nächte traten jetzt aus der Vergangenheit vor ihn hin!

Bey Otto's Hause wollte er vorüber, weil schon alles verdunkelt war. Wie er das Gebäude beynahe im Rücken hatte, glaubte er in Mathildens Kammer einen blassen Schein zu sehen. Exaltirt, wie ihn die Phantasie gearbeitet hatte, trat er herzu, und bemerkte bald, daß dieser Schimmer sich sonderbar bewegte und veränderte. Die Pulse seiner Natur setzten aus, und in heissem Zittern stellte er sich unter das grosse niedrige Fenster, um hinein zu schauen. — Das erste, was ihm in die Augen fiel, war das völlig erhellte blühende Gesicht der schlafenden Mathilde. Sorglos und glücklich schlummernd, hatte sie dem Schooß der kühlen Sommernacht die Fülle ihrer Jugend

anvertraut; sanft und friedlich schien der warme Hauch des Lebens die halbgeöffneten Lippen zu theilen. Der linke Arm lag mit lieblichgekrümmter Hand über das Haupt her, in Ruhe — weiß und rein, wie ein belebter Alabaster. Der rechte war am Lager herabgesunken, und schien, bis an die Spitzen in der Gluth der Morgenröthe brennend, zuweilen von der Ueberfülle des zuströmenden Bluts ängstlich zu zucken. — Vor der Schlummernden stand eine hohe weibliche Figur mit der hellsprühenden Blendlaterne, welche die Ursache jenes seltsamen Schimmers war. Hinter dieser Gestalt, welche Mathilden still zu betrachten schien, stand im Dunkel noch eine andere, die er für Otto's Gestalt hielt. — Jetzt bog sich das Weib, und küßte die Schlafende auf Mund und Brust. Wilibald sah nichts von ihr erhellt, als einen Theil der Nase und der gespitzten Lippen; aber er glaubte zu sehen, daß Mathilde im Traum lächle, daß ihre Lippen sich süß und sehnend öffneten, und die schwellende weisse Brust unruhiger und höher athme. Aber kaum hatt' er im Wonneschauer den Blick nach diesem Himmel gewendt, als Otto die kühne Figur zurückzog, und die Seligkeit seines Freundes in Nacht hüllte. Dagegen ward es bey einer spanischen Wand helle, hinter welcher er des klei-

ficknen Alberts Schlafstelle vermuthete. — Nach einigen Augenblicken sah er deutlich, daß Otto die rückwärts sinkende Gestalt in seinen Armen auffieng. Es ward hell, und plötzlich verlöschte man das Licht. Willibald entfloh schnell, wie das böse Gewissen aus dem Kerker. Man hätte ihn sehr leicht entdecken können. Denn eben trat der Mond herauf, und goß über alle Gefilde seinen geheimnisvollen Schimmer. — Es war ihm, als wenn er ein dumpfes Gepolter in Otto's Hause vernähme. Mit starken Schritten stieg er bis zur Ruine empor, und beobachtete dort den See. Es zeigte sich aber nichts auf demselben; und bald überließ er sich auch dem Gedanken an die schlafende Jungfrau und an Minelli's Schilderung von ihr, so ganz, daß er wenig mehr von allem, was ausser ihm vorgieng, hörte und sah.

„O, du undankbares Weib!" rief er ausser sich. „Warum verwarfst du mich, ehe du mich kanntest — mich, der Blut und Leben für einen süssen Blick von dir wagt — der jeden Moment bereit ist, sich und sein Alles für dein Glück hinzuopfern! — Aber wo ist der Andere, der dich so heiß liebt, der dein Glück so heilig hält, als ich? und ich, wie soll ich denn leben ohne deine Liebe, wird nicht das Leben ein ewiger Jammer seyn, ohne dich? — Ach, daß die-

se

se röthlichen Lippen einen Andern suchen! Daß dieses Busens reine Glanzwellen sich für einen Andern bewegen!"

Eben drang das Wiehern eines Rosses, lustig und vom vielfachen Schall der Echo zertheilt, über den See herauf, und er hörte den schon bekannten Wagen fortrollen. — Das Ereignis schien ihn jetzt wenig mehr zu kümmern. „Es ist des unglücklichen Otto's unglückliche Geliebte — dachte er — es ist vielleicht Mathildens Mutter! Alles will ich aufbieten, um sie mit meinem Freunde zu vereinigen. Aber, sie sey, wer sie wolle, ich mißgönne ihr diese Küsse, welche mein gehören, und welche jene Wilde mir selbst vergebens vorenthält! Denn sie soll mein, und keiner andern menschlichen Seele seyn!" — Sein Herz war durch das Anschauen Mathildens zum schäumenden Liebesstrom aufgelöst worden, der sich jetzt mit ihm in den bodenlosen Abgrund der Sinnlichkeit stürzte. —

„Nein, rief er am Morgen nach einem kurzen, unruhigen Schlummer aus, so darf es nicht bleiben! Der Geist soll nicht ertrinken in der fluthenden Fülle des Lebens!" Mit Tages Anbruch fuhr er mit seinem Ochsenpaar ins Feld, und arbeitete sich bis zum Umsinken matt; und da dieser Tag einer der heissesten des Sommers war, so äusserte Adams,

als

als er endlich zu Mittage nach Haus kam, seine Besorgtheit für ihn und das lechzende Vieh. Allein er ergriff bald wieder den Spaten, und arbeitete noch einige Stunden im Garten. Dann kühlte er sich ab, und gieng Nachmittags zu Otto'n, um diesem die Eröffnung seiner Geschichte dringend anzusinnen. „Es muß bald anders werden, sagte er, oder mein Untergang ist unvermeidlich. Noch fühle ich zuweilen die Möglichkeit einer vernünftigen Resignation in mir — und diese Möglichkeit soll mir nicht die Leidenschaft vor der Entscheidung entreissen!"

Otto war so heiter, als ob ihm ein grosses Glück begegnet sey. Auch schien es, daß er unsern Helden schon früher erwartet habe. Wir bleiben heute beysammen, sagte er, denn wir haben viel, viel zu reden."

Sie schlichen um den kühlen See herum, sprachen von den Anstalten zur Ernte, kehrten dann zurück, um sich unter einem Nußbaum an der luftigen Höhe zu setzen, wohin Mathilde ihnen zu trinken brachte. Diese überließ sich heute der frohen Laune so ganz, daß der Vater ihr einigemal Einhalt thun mußte. „O, bester Vater, rief sie, laß mich froh seyn, daß ich dich und all mein schönes Leben wieder mein nennen darf! Ich habe gestern schon

schon diese Bäume umarmt — diese Blumen geküßt und alle Singvögel bewillkommt. Ach, die Menschen waren in der Stadt so gut — aber (sie erröthete) doch nicht so gut, als hier — es war doch nicht mein Reich! (Sie zeigte um sich her.) Sey nur freundlich mit mir, wie du sonst warst, und immer bist!" Sie fiel ihm um den Hals, und reichte dann in ihrer Entzückung unserm Freunde die Hand. Er drückte sie lebhaft, und enthielt sich mit Mühe, das Mädchen an die Brust zu schliessen. Sie war ihm jetzt unwiderstehlich; bey ihrem Anblick vergaß er selbst seinen Nebenbuhler. Er erkrankte nur von neuem; das durstige Herz labte sich nur an den Spiegeln ihrer zärtlichen Augen, in die sie ihn, selbst liebend, willig schauen ließ. — Albert spielte um sie her, und alles war in einer so heiteren Stimmung, daß niemand den Druck der Hitze, und die Annäherung eines schweren Gewitters achtete. — Als Mathilde ihren Geschäften nachgieng, zog Otto seinen Freund wegen ihres Betragens in der Stadt zur Rechenschaft, und dieser konnte so viel zum Lobe seiner Tochter sagen, daß der Alte ganz warm für sie ward. Von seinem Verdacht wegen des Assessors schwieg Willibald zwar noch; allein er nahm sich vor, heute, wenn er erst mit Otto'n vertrauter seyn werde,

ihm alles, und selbst seine eignen Gesinnungen gegen Mathilden, offenherzig mitzutheilen.

„Wir müssen doch für das Haus sorgen," sagte jetzt Otto, da das Gewitter brausend und krachend herauszog. Sie giengen hinein, befestigten die Laden, Thüren und Fenster. Otto fragte nach dem Vieh, sah nach seinem Gesind, und gab einige Befehle. Es war bald alles in Ordnung. — Nur Albert fehlte. — Michel sagte, er habe seine kleine Jagdtasche mit glatten Steinen so voll gefüllt, daß er sie kaum ertragen können, und sey an den See gegangen, um Hüpfschlangen auf dem Wasser zu werfen. — „Warum erschrickst du?" sagte Otto. „Ich habe ihm ja nicht verboten, dorthin zu gehen; auch darf er im Kahne fahren, denn er ist ein vorsichtiger Knabe."

Michel, welcher den Kleinen sehr liebte, lief hinab an die Ufer, und alle übrigen suchten und riefen um den Hügel herum. Kein Albert meldete sich; und schon that das Gewitter ganz nahe Schläge, und der Orkan beugte die Gipfel zur Erde. Auch Mathilde rief nun wehmüthig und ängstlich nach ihrem Bruder; Willibald und Otto giengen daher ebenfalls hinab zum See, wo ihnen aber Michel keuchend entgegen kam, und sagte: „Da unten ist er auch nicht!" Sie umliefen nochmals

mals das ganze Ufer, während der Sturm über sie hereinbrach. Alles Suchen war vergebens.

Da trieb der wüthende Wirbelwind Otto's Kahn ans Land. „Seht dort!“ schrie Otto, zeigte auf den Kahn, und sank um.

Wilibald sprang dem Unglücklichen zu Hülfe, und Otto's weinender Knecht schrie mit schrecklichem Ton: „Ach, grosser, allmächtiger Gott! dort am Kahne hängt sein kleines Schnupftüchel. Das gute Kind ist im See ertrunken!“

„Wasser, Wasser!“ rief Kronach, und entblößte das gesunkene Vaterhaupt den Strömen des Himmels. Er befahl in seiner Angst Micheln, geschwind den Verwalter und die Knechte mit Stangen und Hacken herbey zu ruffen.

Otto erwachte bald; allein er erhohlte sich desto langsamer. Als er die Augen wieder öffnete, blickte er Wilibalden starr ins Gesicht, und fieng vor der Wirklichkeit heftig zu zittern an. „Ich weis es wohl, sagte er schwach, ich weis mein ganzes Unglück, worüber ich eingeschlafen bin. Mein kleiner Sohn spielte im Kahn. Er war nicht unvorsichtig, und verstand recht gut zu schiffen; aber der Wind riß ihn um, und die Last der Steine zog ihn in den Abgrund. — Bleiben Sie nur — bleiben Sie doch hier! Wir finden ihn nicht — darüber

wir nun ruhig schlafen!" Er schnappte nach Athem und sprang empor, wußte sich aber von Wilibald wieder zu einem Sitze führen lassen. — Das Wetter schlug eben in eine alte Eiche, die in Stücken zerbrach; es stürzten Wasserfluthen über die Felsen herein; den schwarzen Himmel zerrissen Flammen.

„Er wird nicht verloren seyn!" rief Wilibald, so stark er konnte. „Wir werden ihn finden; es müssen sogleich Leute kommen! Auch ists noch gar nicht entschieden, ob er im Wasser liegt!" Leider fühlte er aber nur zu tief, welchen guten Grund Otto's Meinung habe.

„Mein Freund, sagte der schwache Otto mit gedehnter feyerlicher Bitterkeit — die Welt ist eine Truggestalt, ein Schein, ein glänzendes Elend — und das Leben ist falsch! — Traut doch den schönen Stunden des Lebens nicht, mein Freund! Ich habe sie geprüft. — Wie spiegelrein war noch vor wenigen Minuten die blaue, stille Fluth dieses See's — wie reizend die segenvolle Flur im Sonnenschein und Gesang der Vögel — unsere Herzen, wie heiter und sanftgestimmt! — Und jetzt, seht doch diesen allgemeinen Aufruhr! — Die Wasserspiegel sind in wenig Augenblicken trüb geworden. Die rothen Wellen, vom Mord gefärbt, brechen sich mit wilder Gewalt an jenen Felsenzacken. Die Ufer

zittern

zittern unter unsern Füssen, und der Donner brummt hohl durch das schütternde Geheul der Brandung. — Wie scheu die gelben Blitze diese gräßliche Verwüstung erleuchten! Der Forst zersplittert im Sturm. Ungeheure Wasserklumpen prasseln über den Felsensturz herab — erzittert nicht selbst der Geist des Starken vor der gewaltigen Scene? — Und, in wenig Minuten ist alles vorüber — und — (fuhr er mit einer Langsamkeit fort, die seinem Freunde durch die Seele schnitt) mein Herz hat sein köstliches Kleinod verloren — das lächelnde Kind ist in die finstere Tiefe versunken — dort hinunter, wo jetzt die kalten Bewohner dieses Abgrundes sich zum Mahl von meinem Herzblut anschicken, und schmatzend das schöne Gesicht anfressen. —"

Das Gift des Lebens begeisterte den zerrütteten Mann. Er konnte jetzt aufspringen, und rannte nach dem Kahn. Aber Wilibald ergriff seinen Arm mit Macht, und begleitete ihn. „Ein solches unterirdisches Gemälde, sagte er, steht wohl dem Schmerz an — allein, ein Schmerz, der keine Schranken kennt, ist einer grossen Seele unwürdig! Soll ich meinen Freund vor dem Selbstmorde hüthen?"

„Fürchten Sie nichts!" sagte er, und nahm das Tuch vom Kahn, an welchem einiges Blut hieng.

„Er

„Er hat mit dem Kahn und den Wellen redlich gekämpft! — Fürchten Sie nichts — ich ertrag's! Aber — es iſt ein Schmerz!“

So eben kamen die Leute, und — Mathilde drang durch das Geheul des Sturms mit fliegenden Haaren herzu. „Habt ihr ihn gefunden?“ rief ſie, und warf ſich über ihren Vater.

„Mathilde!“ ſagte er ſanft. „Du biſt vielleicht noch mein einziges Kind — (ſie erhob ein erbärmliches, fremdtönendes Geſchrey) — ſorge für dein Leben, damit dein armer Vater nicht auch erbloſſe! Sey keine Wilde! Ich habe dich zur Menſchheit erzogen! Aber doch — was iſt der Menſch! — bleiben Sie bey ihr, mein edler Freund!“

Sie ließ ſich zu einer Bank führen, und ſaß ſtill da, ohne zu murren. Der Vater war ihr Alles; und vom Tode hatte ſie ſeit einigen Tagen die erſten klaren Begriffe erhalten. Thränen konnte ſie ſo wenig vergieſſen, als Wilibald. Sie bat dieſen nach einiger Zeit, den Bruder ſuchen zu helfen, und er ſtieg mit der Verzweifelnden hinab. Aber da ſie, um nach einer Felſenritze zu ſpähen, ſogleich bis an die Bruſt ins Waſſer trat, ſo zog er ſie mit Gewalt zurück. Schon vorher war ſie vom Regenwaſſer durchnäßt, und jezt zitterte die Arme

hef-

heftig. „Wollen Sie sich und uns ums Leben bringen?“ sagte er bebend, und bestand darauf, sie solle sich nach Haus führen lassen. Geduldig gieng sie mit; aber nach den ersten zehn Schritten war ihr zarter Körper schon völlig erschlafft, so, daß er sie auf die Arme nehmen mußte. Er trug sie den steilen Weg hinauf — sie athmete nicht mehr, schloß die Augen, und ließ das schöne Haupt sinken. — Unser armer Freund war der Verzweiflung nahe. Da begegnete ihm eine Magd, die Mathilden antrief. Sie erhob sich, und bat ihn, sie gehen zu lassen. „Ich werde immer kälter!“ sagte sie; und er stellte sie, an seine Brust gelehnt, empor. Von der Magd unterstützt führte er sie eine Strecke, und sie bat, daß man heftig mit ihr laufen möge. Bald raffte sie sich vollends empor, ward stärker, entlief ihnen, und sprang nun so schnell und absichtlos auf Nebenwegen umher, daß die Magd fürchtete, ihre Gebieterin sey wahnwitzig geworden. Aber Mathilde war eher im Hause angekommen als ihre suchenden Begleiter. Sie lag schon zu Bett, und ließ unserm Helden sagen, sie habe sich mit Gewalt erwärmt, liege jetzt ruhig, und fürchte nicht das Geringste für ihre Gesundheit. Alles was sie noch von ihm erbitte, sey, daß er sogleich ihrem Vater Beystand leiste.

Ver-

Verwundert gieng er fort, und erfuhr unten, daß bereits alle Ufer vergebens durchsucht waren. Otto schien gefaßt, und gab sehr angemessene Befehle. „Ich sagte es Ihnen wohl, — rief er Wilibalden entgegen — er liegt vermuthlich mitten in der Tiefe, die fast unergründlich ist. In seiner vorigen Gestalt sehen wir unsern Kleinen nie wieder am Tageslicht.“

Viele Bauern, die das Kind geliebt hatten, fiengen bey diesen Worten an zu weinen. Dis stimmte den Vater so ganz um, daß alle seine Züge sich zur Klage legten, und häufige Thränen zur allgemeinen Trauer aus seinen erweichten Augen rannen.

Als endlich die Nacht alles weitere Suchen vergebens und gefährlich machte, bat Otto jedermann, ruhig heim zu gehen. „Ich danke Euch, sagte er, für Eure Liebe; aber er — er ist dahin, und kein Mensch bringt ihn mir wieder!“

Stumm, aber mit starken Schritten gieng er neben Wilibalden seiner Behausung zu, und ließ dort von diesem sich in andere Kleider bringen. „O, nur noch einen Augenblick gehn Sie zu ihr!“ sagte er flehend, und öffnete eiligst seinen Schreibtisch.

„Nein,

„Nein, rief die Magd, ich soll sagen, sie schlafe, und lasse den Herrn bitten, bey Ihnen zu bleiben.“

Nachdem Otto geschrieben hatte, hörte Wilibald, daß er zu Mechteln sagte: „Reite so sehr du kannst! Die Nachricht wird sich schnell verbreiten.“ — Er hat unsern Freund, nun für seine eigne Gesundheit zu sorgen, wegen der seinigen aber nichts zu fürchten, da diese von grosser Festigkeit sey. Er gieng darauf still zu seiner Tochter, Wilibald aber nach seiner Wohnung, wo er kurze Zeit verweilte, und dann in das Haus der Trauer zurückkehrte, um bey seinen Freunden zu wachen.

Otto gab ihm, als er aus Mathildens Zimmer kam, gute Nachricht von ihrem Befinden. „Ich bin ärmer geworden, sagte er weinend, aber noch nicht verarmt. O, was soll der Vater sagen, wann ihn das Kind so zu trösten versucht, wie Mathilde mich! — Sie dankt Ihnen. Und, sonderbar ists, wie sehr die weibliche Scham in ihrem Gemüthe herrscht! Sie konnte daran denken, daß sie Ihre Bürde gewesen sey! — Uebrigens bin ich wegen ihrer Gesundheit beruhigt.“

Allmählig brachte Wilibald ihn zum Sprechen, und weinte mit ihm über den Versunkenen. Das Vaterherz ergoß sich dem Freunde gegenüber, und der Freund verlor sich selbst in diesem grossen

schö-

schönen Strom. — Auf einmal sah Otto auf die Uhr, und sagte: „Schlummern Sie doch auf dem Sopha hier, damit meine Tochter, wenn die Magd schlafen sollte, nicht ohne Hülfe sey. Ich selbst, setzte er seufzend hinzu, muß noch eine Stunde der Ruhe weihen."

Er gieng hinaus, und es ward still im Hause. Wilibald blieb ohne Bewegung sitzen, um keinen Ruf seiner Mathilde zu verhören. Allein die Magd kam nach einiger Zeit heraus, und versicherte, sie schlafe jetzt wirklich fest, und athme ruhig. — Dieses gute Mädchen schien ihre Thränen für den jetzigen Augenblick aufgespart zu haben. Sie setzte sich nieder und ließ ihnen freyen Lauf.

Im Hause war die Hitze noch groß; draussen wallte reine Kühlung durch die Nacht, und Friede säuselte nach dem Sturm wieder in allen Zweigen. Wilibald machte daher einen kurzen Gang um das Haus, und nach dem See zu. — Da drangen aus dem nahen Gebüsche leise Stimmen durch die Nacht zu ihm herauf, wovon ihm Otto's Stimme kenntlich schien. — Ach, dort wachte noch das Unglück, und der bittere Schmerz wollte den Jammer trösten! — Ein Weib wimmerte so rührend, so unbeschreiblich, daß ihre leisen Töne auch unsern mitleidenden Freund zu neuen häufigen Thrä-

Thränen hinrissen, und er zu sich selbst sprach: „So vermag nur die Mutter über ihre Jungen zu wimmern! Ihren Schmerz will ich ehren!“ — Leise gieng er zurück, und fand seine Magd noch wachend. Der Mond schien jetzt heiter ins Zimmer, und Wilibald setzte sich ihm gegenüber, um — dem Grame zu leben.

Bey allem eignen Schmerz, hatte ihm doch auch Otto's heutiges Betragen eine neue Ansicht vom Charakter dieses Mannes gegeben. — Im Ganzen fand er seine Haltung, und vorzüglich die Gesinnung des Vaters gegen die Tochter, und umgekehrt, sehr edel, und der unendlichen Liebe Beyder zu einander, vollkommen würdig. — Er vertiefte sich hierbey in die Betrachtung von Mathildens fest und treu zusammengehaltenem Leben, und ihrem natürlichen Gemüth, wodurch sie sich zu einem Grade von Besonnenheit erhoben hatte, zu dem wohl wenige Frauen der grossen Welt fähig gewesen wären. — Otto hat ihn übrigens wegen seines Nationalcharakters wieder zweifelhaft gemacht. Das Materielle seines heutigen Betragens passte allerdings völlig auf die französische Nation, da der Franke so geneigt ist, sich ein bestimmtes Bild von seinem eignen Schmerz, mitten im Schmerz, selbst und laut zu entwerfen; und

dis Bild — bey allem Hange, profaisch zu seyn — doch in recht lebhaften Farben und mit Leidenschaft auszumahlen strebt. Allein die Form in Otto's Betragen, kam ihm vollkommen deutsch und stark vor. — Von der Seelenstärke beyder Menschen hoffte er jetzt, daß der Friede ihres Lebens nicht zerstört sey, sondern wiederkehren werde.

Wie der Morgen graute, nannte Mathilde zweymal mit klaglichem Ton Alberts Namen, und verlangte von der Magd bald nachher zu trinken. Zu gleicher Zeit hörte Wilibald ein Geräusch im Hause. Es war Michel, und kurz darauf erschien auch Otto wieder, der seinen Freund dringend bat, sich nun heim zur Ruhe zu begeben.

Er thats, und erstand nach einigen Stunden wieder neugestärkt für die traurigen Geschäfte des Tages, erfuhr aber leider, daß man frühe die gestrigen Nachsuchungen wieder fortgesetzt habe, ohne den Ertrunkenen zu finden.

Als unser Held mit Anordnung einiger Reparaturen beschäftigt war, die das gestrige Ungewitter nothwendig gemacht hatte, meldete man ihm die Ankunft seiner Mutter in Begleitung des Kapellmeisters. „O, Wilibald, rief sie ihm herzlich weinend entgegen, wo ist unser schöner Albert hin!

hin! Komm, und laß mich mit der unglücklichen Mathilde weinen!"

Durch des Sohnes Erzählung wurde ihr Herz noch empfindlicher getroffen. — „Wundre dich nicht darüber, sagte sie, daß wir allein kommen. Mariane ist nicht wohl."

„Auch noch?" seufzte Wilibald. „Und du, Minelli, siehst heute so blaß aus!"

„Frage nicht nach mir!" erwiederte jener verstört. „Schaff uns das Kind wieder! O, ich will Mathilden nicht sehen!"

„Ich glaube, fuhr die Mutter leiser fort, daß Mariane schwanger ist — in diesen Umständen wird mir ihr Kränkeln äuserst bedenklich — wir alle sind in grossen Sorgen —" Wilibald athmete tief. — „Ach, setzte sie mit einer Fluth von Thränen hinzu, wenn du einen Begriff von meiner fürchterlichen Angst hättest!"

Er war zu bekümmert, als daß ihn diese Worte jetzt besonders hätten ergreifen oder befremden können. Er schwieg.

Wann geht unsre Ernte an?" fragte sie im Fortgehen, als Minelli starr auf die weissen Felder hin sah.

„Morgen!" sagte der Sohn traurig, und zeigte in die Ferne nach einer langen Schaar Menschen, die,

die, gerade im schwarzen Schatten einer kleinen dicken Wolke, an der Ernte standen, und eben zu ruhen schienen. „Ach ist nicht unsere frühe Ernte schon gehalten? der Tod hat unsere jüngste Blume, halbaufgeblüht, schon abgesichelt!"

Die Mutter nahm seine Hand, und sie stiegen den Hügel hinauf.

Minelli gieng langsam nach den Ufern des Sees zu.

„Geh nicht zu jener ungetreuen Fluth!" sagte Wilibald.

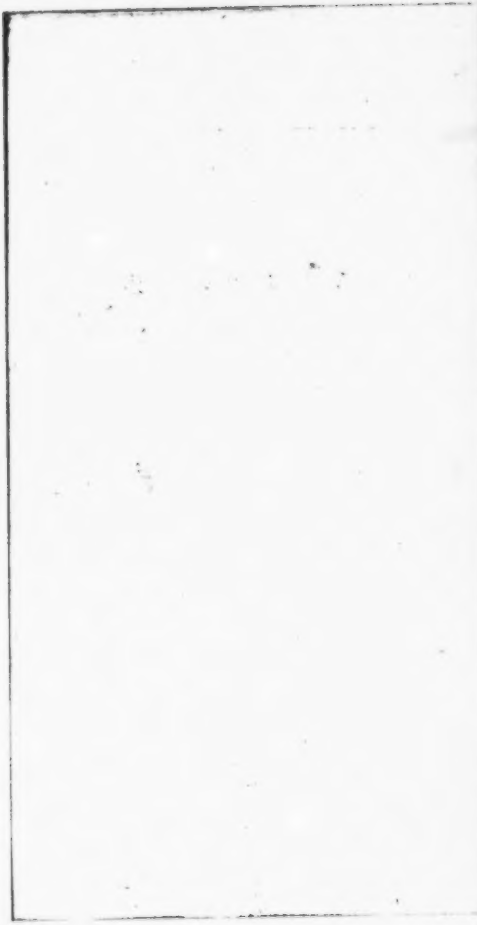
„Doch!" erwiederte er. „Ich will vor diese grausame Natur hintreten, und die falsche schelten, daß sie unsere friedlichste Blüte in ihrem Schosse so mörderisch zerknicken ließ! — Das eilende Jahr erblickt sein Ziel in der Tiefe, und rollt schon abwärts. Der Mensch soll sich erinnern, daß das Leben vergeht!

„Guter Minelli!" rief ihm sein Freund sanft nach.

Vierte Abtheilung.

Herbst.

Goldne Ernte, deine Sicheln schallen!
Doch die Flur umweht schon Todesluft,
Ach warum, ihr Lieben, müßt ihr fallen
In die früherrung'ne finstre Gruft!



Unser Held und seine Mutter trafen die trauernden Bergbewohner beym Frühstück an, welches Beyde still betrachteten. Mathilde saß im weissen Morgengewande blaß und ruhig da. Auf ihren Wangen blühte noch eine sterbende Röthe fort; ihr Auge schimmerte aus seinen verweinten Liedern glanzlos hervor, wie das erblassende Vergißmeinnicht zwischen seinen röthlichen Knospen; und aus allen ihren Zügen schien das Feuer der Jugend so ganz verlöscht, daß die Ankommenden vor ihrem Bild erschraken. Sie stand kraftlos auf, und warf sich in die Arme der weinenden Alten. „O, wir sehen wir uns wieder!" schluchzte sie.

„Es ist hart, sagte Otto nach einigen Anstrengungen, sehr hart ist es für mich, daß der Strom des Unglücks so früh die Saat meiner Hoffnungen fortgerissen hat. — Aber, die arme Schwester ist mehr zu beklagen als ich! Jeder heitere, tröstende Gedanke macht ihr Herz nur matter, wie der Schlaf dem Menschen auf dem Sterbebette. — Nie-

mals hat wohl eine Schweſter ihren Bruder ſo innig geliebt, und ſo mütterlich gepflegt, als Mathilde ihren Geſpielen. Sie konnten ſich kaum gewöhnen, nur ſtundenlang getrennt zu leben; dieſe ſeine Liebe hat mich oft geheim und tief gerühret. Und darinn liegt nun eben das Unausſprechliche ihrer Thränen, — im Gedanken an jenes beſtändige Beyſammenſeyn, und in der unerträglichen, gewaltthätigen Ueberzeugung, daß es doch nicht mehr ſo iſt!“

Mathilde hob jetzt ihr verhülltes Geſicht, und ſchaute freyer. „Ja,“ ſagte ſie, und rang die ſchönen Hände im vollen, reinſten, menſchlichen Schmerz, „das alles iſt mir oft minutenlang unmöglich, unwahr — und dann fällts auf einmal wieder ſo ſchwer und unerbittlich auf mich, daß das Herz in der Bruſt zittert. Er war ſo jung, ſo blutjung, und ſo ſchön wie ein Engel! Wäre mir nur ſein Grabhügel bekannt, daß ich meine Thränen mit ſeinem Staube miſchen könnte! Aber, dieſe bittern Tropfen zerrinnen in der ungeheuern Waſſerfläche — ſie dringen nicht zu ſeinem finſtern Aufenthalt hinab —“

„Muß nicht der Menſch, ſagte Otto, die Reiſe durchs Leben oft in viel kürzerer Zeit machen, als Albert? Und iſt er nicht dann beneidenswerth,

meine

meine Tochter? — Denk dir das glückliche Kind meiner Freundin, deren Brief ich dir neulich vorlas! — Es ward in der Morgendämmerung geboren. Die Frühsonne grüßte lieblich seine Wiege zum ersten mal. Es verschlummerte die Hitze des Tages. Im nächsten Abendthau langte es schon bey seinem kleinen Grabe an.“

„Wir wollen unserm Bruder einen Denkstein errichten, sagte Wilibald, um ihn dort zu beweinen; das wird uns wohl thun.“

Mathilde faßte den Gedanken auf, und fuhr mit wehmüthiger Schwärmerey fort: kennen Sie ein kleines Bächlein unten am See? Es quillt nur zehn Schritte vom Ufer. Das Börnchen ist so hell und rein, sein Wasser so lieblich und lau, daß beynahe durchs ganze Jahr gelbe Bachblumen und Vergißmeinnicht an seinem lustigen Rande blühen. Ich bin fast niemals ohne ein Blümchen, davon weggegangen. Jedermann lobt und liebt seine süssen Perlen. — Aber es ist gar kein Bach; der Landmann nennt es nur: den kurzen Quell!! Sein Lauf endet in so wenigen Schritten als mein kleiner Bruder Jahre zählte. Kaum hörbar fließt es still und geduldig hinab über die Felsen in den See; und begierig verschlingt die dunkle Fluth das junge Leben. — Dort am Quell will ich ein niedriges

steinernes Kreuz aufpflanzen — jenes frische Wasser will ich mit meinen heissen Thränen ermatten.“ Ihr Schmerz ergoß sich von neuem.

Der gerührte Wilibald hatte den Quell erkannt. Seine Mutter wendete den Blick ab, und sagte schluchzend: „Gehen sie jetzt mit meinem Sohne zu diesem Quell. Die reine freye Luft wird Sie stärken. Ich besorge hier Ihre Geschäfte.“

Sie reichte still ihrem Freunde den Arm, und gieng mit ihm fort. — „Wir wollen den See vermeiden, meine Liebe,“ sagte er, und führte sie nach der Ruine zu. „Dort unten ist alles verschlemmt, und eben sind meine Leute damit beschäftigt, die Pfade wieder herzustellen. — Aber ich selbst setze Ihnen den Stein ganz so, wie Ihr Wille war, und morgen soll alles fertig seyn. — Sie haben jetzt nöthig, für ihre Ruhe zu sorgen. Ich bewundere die feste Gesundheit Ihres Körpers, die ich gestern in grosser Gefahr glaubte.“ — Willig folgte die Arme.

„Ihrer Hülfe und Stärke verdanke ich mein Leben!“ sagte sie, und die Verschämtheit blühte wieder in ihrem Antlitz auf. „Hingesunken wär ich im Wald, — vielleicht jetzt todt oder todtkrank! Aber ich fühle Leben und Gesundheit durch Sie vollkommen gerettet. O, bleiben Sie unser Freund, edler

edler Mensch! Wie viel elender wären wir ohne Sie!" — Ihr Blick richtete sich auf, und sie legte seine Hand sanft an ihr Herz. „Könnt' ich Ihnen doch sagen, wie tief Ihre Güte mein Herz rührt — wie werth mir Ihre Nähe ist!"

„Das Unglück, erwiederte er mit dankbarem Händedruck, führt getreue Seelen einander näher zu."

Sie war noch matt, und er setzte sich jetzt mit ihr vor die Ruine. Doch, da lag der fürchterliche See schon wieder vor ihnen, trüb, und vom frischen Winde gekräuselt. Sie sah lange stumm auf die Tiefe hinab. „O Gott!" rief sie dann überwältigt, und sank an seine Brust. Ihr Schmerz ward hier so heftig, und ihm selbst wurde so weh, daß er es bereute, mit ihr an diese Stelle gegangen zu seyn.

Aber aus der Ruine drang jetzt der leise Ton einer Guitarre; und Minelli's Trostlied, welches er sie einst selbst gelehrt hatte, schwebte mitleidig in schwachen Klängen zu ihnen herüber. Ihr Stöhnen aus der Tiefe des Herzens mischte sich in den Gesang: aber das Herz ward erleichtert, und beym Schluß näherte sie sich der Ruine. Er trat ihnen entgegen. „O Minelli, Gott lohne es Ihrer Liebe!" sagte sie und umarmte ihn. Doch

er

er vermochte nicht ein Wort zu sprechen, und sah verstört aus. — Sie giengen nun wieder hinab, Mathilde sprach heiter, und fast immer von ihrem Vater. Ihre Schritte hatten wieder Kraft, und sie wanderte allein.

Die Finanzräthin und Otto schienen in einem lebhaften Gespräch unterbrochen zu werden. Minelli's Ankunft machte Otto'n wieder düsterer; der Italiener hatte den armen Kleinen so zärtlich geliebt!

Aber unser Held raffte sich jetzt empor, verlangte ernstlich, daß man etwas essen und trinken möge, und wollte in seinem Hause dafür sorgen. „O, sagte die Mutter, auch hier bey unserer Freundin ist alles in Ordnung."

Wie sie sich zu Tische gesetzt hatten, sprang die Thüre auf, und — Albert flog auf seinen Vater zu. — Otto blieb starr sitzen. Mathilde ward so leichenblaß, daß Wilibald ängstlich seinen Arm um sie schlug. Nur die Finanzräthin und Minelli konnten ein Freudengeschrey erheben. — Seine Kleider waren trocken, aber ganz zerrissen, und an der Hand sah man einen grossen blutigen Fleck.

„Er hat mich mit Gewalt fortgerissen, und hat mich immer geschlagen!" sagte er ängstlich. — Otto hatte noch keine Worte gefunden.

„Wer

„Wer denn?" fragte Wilibald.

„Der tolle Fritz!"

Mathilde sprang jetzt hinzu, und theilte den Wiedergefundenen mit dem zitternden Vater. Keine Sprache erzählt diese Scene wieder.

„O lieber erst waschen und anziehen!" sagte er zu Mathilden, als er erzählen sollte. Die Reinlichkeit hatte den Kleinen auch hart am Grabe noch nicht verlassen.

„Er wird gleich auch kommen!" sagte er, als Vater und Schwester ihn hinaustrugen.

„Wer denn? fragte Wilibald.

„Der Herr Mahler!"

Nach einigen Minuten trat Pinius herein, welchen Wilibald sogleich mit Fragen bestürmte. „Wir wollen, sagte er, den Kleinen selbst hören! Ich traf ihn heute sechs Stunden von hier auf einem Dorf an, und nahm ihn in meinem Wagen mit. Mein Postillon hält noch , und ich bin Willens, erst morgen zu Fuß na Stadt zurückzugehen." — Man meldete h die Sache Marianen, um dem Geri vorzukommen.

Die Familie trat herei besser Welt sprach aus ihren Zügen. Jeder Blick war ein Spiegel des Himmels, der auf ihnen ruhte. „Wer Mathilden jetzt mahlen könnte!" sagte Pinius.

Wili-

Wilibald setzte Alle in Ordnung, und stellte den Knaben zwischen sich und den Mahler. „Nun erzähle deinem Vater da über den Tisch weg, wie es war.“

„Ich stand, erzählte der Kleine, auf dem Kahn und es war eine rechte Lust, wie die Steinchen und Scherben auf dem Wasser hinflogen. Da kam Fritz ans Ufer, und sagte, er hätte mir's schon so oft verboten, auf dem Kahne zu fahren. Ich sagte, das wäre nicht wahr! und darauf wurd' er böse, und wollte ins Wasser springen, wenn ich nicht den Augenblick herausgienge. Nun weiß du wohl, Vater, wie dumm er ist; ich dachte, er ersäuft, und fuhr gern zu ihm. Da küßt' er mich, und sagte ich wäre sein Mädchen, und hieß mich Liesgen, und ich sollte mit ihm gehen, zur Hochzeit; es wurde mir ordentlich bange, wie er seine Puppe nun ins Wasser warf! Ich wollte aber nicht mit, und sagte: Fritz sey doch nicht immer so albern, dort kommt ja ein grosses Gewitter; geh lieber mit mir nach Hause; du sollst wieder mit mir vespern; ich bin ja Albert! — Und Mathilde giebt ihm auch immer zu essen, wenn er kommt. — Aber, er zog mich mit Gewalt hinter sich her, und schlug mich immer, wenn ich nicht fort wollte. Es that mir aber nicht sehr wehe, und er weinte auch dazu; und

und ich auch, weil er mich doch dauerte. — Da sagte ich endlich: Sey nur gut Fritz, ich will ja mitgehen; du mußt mich aber nicht todt schlagen, sonst giebt dir meine Mathilde nichts mehr zu essen, und mein Vater wird recht böse auf dich, und — ich habe dir doch auch nichts gethan. — Aber, lieber Vater, nun kam ein grosses, grosses Gewitter, wir wurden ganz naß, das Feuer fuhr kreuzweis über uns hin, und auf einmal riß mich das Wasser um, und ich sah nichts mehr. — Fritz hätchte mich aber heraus; und das war doch recht von ihm; sonst wäre ich vollends ersoffen. Ich habe mich auch bedankt. — Aber er prügelte mich auch wieder, weil ich ihm hätte fortschwimmen wollen, und weil ich sagte, es sey recht garstiges Wetter, und er behauptete doch, das Wetter sey recht schön. — Du weißt ja, wie ers macht, Mathilde. Es war gut, daß du mir gesagt hattest, ich sollte ihn niemals auslachen. Gewiß hätt' er mich todt geschlagen. — Er ist doch recht grob! — O, wir sind sehr weit gelaufen. Immer zog er mich durch das lange Getreide und über die dornigen Raine. Sieh nur, meine Hände bluten wieder, lieber Vater. — Und es wurde auch Nacht. Da fiel ich immer hin, und er wollte sich todt lachen. Ich wußte nicht, wo ich war; aber er sagte, wir wären

ren in einem grossen Wald, und nun kämen wir ins Hochzeithaus. Es war aber nur ein häßliches tiefes Loch in der Erde, worinn Laub und dürres Waldgraß liegt, welches ganz abscheulich roch. Fritz legte sich hinein, und ich mußte ihm nach. — Er hatte doch Brod und Brandtewein, und gelbe Wurzeln von Mathilden — ich hatte aber nichts, und es hungerte mich erschrecklich. Immer sagte er, ich wäre satt, und hätte ja eine Schwester — endlich steckte er sein Brod wieder weg — ach, und wie ich ihn recht, recht sehr bat, war er schon eingeschlafen! Da fiengs auch an mich zu dürsten — ach, das war ein Durst! Aber ich konnte Fritzen nicht mehr erwecken — und heimlich durft' ich ihm doch nichts nehmen; das ist gestohlen!"

Der Knabe sah jetzt, wie Mathildens Augen von einer heissen Thränenfluth überströmten. Das zurückgehaltene Mitleiden drohte die Kraft ihres Lebens zu zerbrechen. Albert wollte zu ihr, und unser Freund ließ ihn gehen. — „Ach, Mathilde, fuhr er dann zwischen ihren Knieen fort — ich habe recht oft an dich gedacht, und an die Geschichten, die du mir erzählt hast, von den Raben, die dem alten Manne Brod gebracht haben, und von dem Engel, welcher der armen Magd die rieselnde Quelle gezeigt hat — es war mir immer,

als

als hört' ich sie rinnen! Aber die Nacht wurde finsterer, und es hörte mich kein Engel und kein Rabe. — Da kam mir endlich in die Gedanken, daß der Vater einmal sagte: wer ein edler Mensch seyn wolle, der müsse sehr viel leiden können. Ich legte mich zu Fritzen. Der redete aber im Schlaf, und das klang so fürchterlich! Er rief immer: Ho ho, fort, du treuloser Balg! und trat mich gar sehr auf die Hand. Siehst du? — Er hats nicht gern gethan, sondern nur im Schlaf. — Ich kroch unter seinem Kittel, so, daß er mir nichts mehr anhaben konnte; und da gieng der Mond auf; und wie er durch den Wald schien, fang eine Nachtigall dazu — ach, so schön, daß mich nicht mehr hungerte; sondern, ich fieng an zu beten — das Liedchen, was du unter den Traum von der Himmelsleiter gemalt hast. — Du gute Schwester! — (Er drückte die Lippen auf ihre Stirne, und versuchte, ihre Thränen mit seinem Tuch zu trocknen.) — Nun schlief ich ein. — Aber, als ich wieder erwachte, fror mich entsetzlich, und ich schüttelte tüchtig an Fritzen. Der fuhr auf einmal auf, und fragte mürrisch, ob ich noch da wäre? — „Ja, sagte ich, Fritz; aber wenn ich weiter mit dir gehen soll, so mußt du mir erst zu essen und zu trinken geben, und meine Kleider müssen trocken gemacht wer-

werden. Wenn ich ein grosser Mensch wäre, so wollt' ich dich so lange schlagen, bist du mir etwas von deinem Brod gäbst; aber ich bin viel kleiner als du. — Denn, lieber Vater, es fuhr mir immer durch den Leib hin, wie Messer!"

Das Gefühl der grossen Menschheit und Freyheit glühte in den Zügen des königlichen Knaben, und seine Stimme erhob sich zur Männlichkeit während der letzten Worte.

„Da fieng er auf einmal an zu heulen und zu schreyen, und sagte, sein Lieschen sey noch nüchtern; und nun mußte ich all sein Brod mit Gewalt hinterschlingen, und er goß mir Brandtwein in den Mund — da wurde mir gewaltig heiß. Er sagte, wir wollen nun die Gäste laden und riß mich wieder über Stock und Stein fort. Aber es hatte jetzt gute Wege! der Tag kam bald, meine Kleider wurden vollends trocken, und es dauerte kaum zwey Stunden, so waren wir in einem grossen Dorf. Und der Herr Schulze im Dorf ist ein gar guter Mann. Er gab uns gleich zu essen, und sagte, ich müßte nicht auf einmal so viel trinken, und das wäre Lieschen. Aber Lieschen weinte sehr und küßte mich, und der Herr Schulze sagte, ich solle nicht mehr mit dem tollen Fritz gehen, und er will ihn einsperren — aber nicht prügeln. —

Er

Er wollte auch mit mir zum Herrn Pfarrer gehen; aber da begegnete uns et nHerr Plinius, und sagte, er wolle mich mitnehmen. und ich könnte auch in seiner Kutsche schlafen. Nicht wahr, ich habe recht geschlafen?"

„Ich traute kaum meinen Augen!" sagte Plinius. „Aber Albert hatte mich sogleich im Wagen erkannt, und versicherte, ich kenne seinen Vater, und der Schulze könne ihn mit mir fahren lassen, weil ich nicht so dumm sey als Fritz. Der Schulze hat mir versprochen, den Wahnsinnigen, entweder dort oder in seiner Heimath, sicher unterzubringen."

„Er ist, sagte Otto, aus unserm Kirchspiel, und ich habe schon längst prophezeyht, daß es kein gutes Ende mit ihm nehmen werde." — Er schloß den Kleinen fest an sich, und rief: „O du Sohn des Unglücks! Wer von uns hat sich wohl je in einem bejammernswürdigeren Zustande befunden, als du armes Kind, da du, vom Zufall aus dem freundlichen Gebiet der menschlichen Hülfe verstossen, einem heulenden Ungeheuer zur Beute wurdest!"

Die Finanzräthin war von der Erzählung Alberts so erschrocken, daß sie zitterte. „Aber wer mag wohl an der göttlichen Fürsehung zweifeln?" sagte sie jetzt.

Mathil-

Mathildens Herz war noch zu voll. Sie mußte die Gesellschaft verlassen, und winkte dem Liebling, der mit ihr in dem Garten lief. — Nach ziemlich langer Zeit kamen sie heiter zurück. „Sie verzeihen mir gewiß, sagte sie, meine heutige große Nachlässigkeit in der Sorge für Sie. Schmerz und Freude haben meine ganze Fassung zerrissen.“ — Sie flog wieder unter ihrer Gesellschaft herum, und jedermann fühlte sich von dem mit ergriffen, was aus ihren Augen glänzte. Selbst Willbalds Mutter war heute nicht vermögend ihr zu widerstehen — sie überließ sich Mathildens Liebe mit der größten Zärtlichkeit. Zwar sprach sie von ihrer Rückreise nach der Stadt — allein daran war heute nicht zu denken! „Bey mir, bey mir müssen Sie schlafen!“ sagte Mathilde. „Sie theilten unser Unglück so großmüthig, und doch wollten Sie uns in unserer Freude verlassen — diese nicht mit ertragen helfen? Nein, unter dieses Dach ist die Ruhe wiedergekehrt!“ — Sie hatte auch der Alten nun auf einmal so viel zu zeigen, zu erzählen, und von ihrer interessanten Wirthschaft zu reden, daß diese sich endlich gefangen gab, und von Mariens Gesundheit auf Zureden Aller das Beste hoffen wollte.

Nach einiger Zeit ward indessen die letztere Besorgnis

fergnis völlig gehoben. Mariane selbst kam mit Franzen nach Hainberg. Sie schien sich wohl zu befinden. Die Nachricht von Alberten hatte sie zwar sehr ergriffen. „Aber der Schrecken und die Freude, sagte sie, haben mich wieder stark gemacht.“

Man weihte nun den Rest des Tages dem Entzücken über den wiedergefundenen Sohn, und überließ es der Kraft des Weins, einen so schnellen Uebergang vom Schmerz zur Freude unschädlich zu machen. Selbst Mathilde wollte sich Kräfte trinken, um mit ihren Gästen wieder froh zu seyn. Ihr Gesicht gewann an Interesse durch die demselben noch eingedrückten Spuren von jenen gewaltsamen Erschütterungen. Zwar schien sie freyer, flüchtiger und wilder als sonst, und weder Franz noch ein Anderer vermochte sich einen zärtlichen Blick, eine sanfte Antwort, oder einen Händedruck von ihr zu erwerben, da sie alle Zärtlichkeit nur an Alberten, Marianen und der Finanzräthin ausließ; allein Willibald sah doch, daß seine Freundin mitten in den heitersten Ergiessungen, zuweilen heimlich den Blick nach dem Himmel richtete, und demselben tiefe, zitternde Seufzer der Rückerinnerung zusendete. Dann blickte sie immer still herüber nach ihm, lächelte ihn liebevoll und schwermüthig an,

und schien mit dem Schmelz ihres zärtlichen Auges ihm zu sagen: „Du allein, mein Freund, weist doch nur, und fühlst es, was meine Seele litt. Du allein würdest mich verstehen, wenn ich dir jetzt in einem zärtlichen Augenblick ohne Zeugen sagen dürfte, wie mir ist!“ Wildald fand sich im Gedanken an diese geheimnisvolle Mittheilung unaussprechlich glücklich.

Was ihm aber die höchste Laune, und zugleich die schönste und dankbarste Stimmung für Mathilden, gab, war ein Gespräch mit dem Assessor, welches er mit der entscheidenden, gespannten und auf Alles gefaßten Frage eröffnete: wie Franz mit Mathilden stehe?

„Bist du bey Sinnen?“ sagte dieser verwundert. „Habe ich jemals an so etwas gedacht? — Aber in einigen Tagen wird es freylich richtig zwischen uns Beyden — nemlich zwischen mir und Luisen — vorausgesetzt, daß du wenigstens dis erlauben willst!“

„Ungern so schnell!“ rief unser Held mit freudigem Erschrecken. So froh nemlich die unerwartete Wendung ihn selbst machte, so besorgt ward er doch wegen dieser übereilten Wahl seines Schwagers, der einen eigensinnigen Geschmack mit einer sehr übeln Mey-

Meynung von den Weibern verband. Er bat ihn, nicht so unbedachtsam zuzugreifen.

„Warum nicht?" sagte Franz. „Von meiner Frau verlange ich gerade nicht viel — nicht einmal so viel als mir Luise offenbar liefert! Sie ist schön, reich und anständig. Dabey speist sie gerne Gekochtes, und gehört zu der grossen Parthey derer, welche behaupten, wer lang Suppe esse, lebe auch lang. — Uebrigens ist sie wenigstens nicht kannibalisch gesinnt. Du wirst an mir als Ehemann ein Muster von Trefflichkeit zu bewundern haben!"

Das Misverständnis zwischen Mathilden und Wilibald in der Stadt berichtigte Franz nach einigen listigen Schwenkungen, und nachdem er den Verliebten hinlänglich gemartert hatte, folgender Gestalt: Die Gräfin hatte Wilibalden schon beym Aussteigen kommen sehen, und Mathilden vorgeschlagen, ihrem theuern Guthsherrn durch den Assessor einen Kuß zu senden. Nach einer Abhandlung über die Pflicht eines Mädchens zum Küssen, war es ihr endlich geglückt, Mathilden dazu zu bereden. Franz hatte von der Gräfin zum Lohn für seine Bestellung, das Versprechen eines eignen Kusses erhalten, welchen das arme Mädchen bey ihrer Abreise in so grossen Aengsten abzahlen mußte." Die Sache, fuhr Franz fort

mag unter den Frauen Aufsehen gemacht haben. Denn einige Tage darauf, nachdem ich den Kuß unterschlagen hatte, hörte mich die Gräfin — vermuthlich auf Verlangen deiner Vielgetreuen, welche Verrath merken mochte — förmlich darüber ab, auf welche Art ich meinen Kuß an den Mann gebracht habe, und wie es herauskam, daß die Sache brevi manu, durch einen tüchtigen Wurf an den Kopf, abgethan worden, sagte sie mir einige sehr ernstliche und harte Sachen darüber, daß ich so wenige Ehrfurcht für das Buchstäbliche in dem Befehl einer Dame gezeigt habe. — In der Folge versöhnte ich die Gräfin wieder, und sie verschaffte mir — vielleicht nur um dich zu plagen — doch noch meinen Kuß. — Dich selbst aber hätt' ich nicht für so abergläubig gehalten!"

Jetzt fühlte unser Freund auf einmal Mathildens damalige Lage, ihre zarte Angst, ihre gekränkte, geheime Liebe, und ihr Bedürfnis, sich ihm in einer traulichen Stunde zu erläutern. Er fühlte tief sein eignes Unrecht, und die traurige Möglichkeit, daß Mathildens Verschämtheit ihr vielleicht niemals verstattet haben würde, ihm, selbst oder durch die Gräfin, jenes Misverständnis zu lösen, welches der unartige Franz bis diesen Augenblick unterhalten hatte. — Daher ihre damali-

ge Neigung zu Thränen — daher ihre Sehnsucht, jene böse Welt zu verlassen, von der sie sich verkannt sah; und daher ihr Streben nach dem treuen und wahren Herzen des Vaters. — „O, dachte er, wie viel zarte Schonung verdient doch ein solcher Engel, der sein liebendes Herz eher verkannt und hart behandelt sehen, als die holde Scham beleidigen will! Und wie ungestümm und lieblos war ich!“ Mächtig verlangte ihn nach der seligen Zeit, wo er sich ihr schuldig bekennen — wo er das Sünderhaupt zu ihrem Busen neigen werde, um Busse zu thun.

Doch Abends, als sie stillflüsternd im traulichen Dunkel neben ihm stand, ließ er auf gut Glück einige anspielende Winke, über das Leben in der Stadt, über den Assessor, über die Kurzsichtigkeit des Menschen, und über die tiefe Reue ächter Liebe nach begangenen Uebereilungen, fallen. — Sie hatte schon seit seinem Gespräch mit Franzen eine wichtige Veränderung an ihm bemerkt, und die jetzigen Reden liessen sie nicht mehr daran zweifeln, daß hier ein heimlicher Sünder in der tiefsten Busse begriffen sey. — Ihr dankbares Lächeln bewies, daß sie ihn verstand; und jetzt fand sein Herz sich vom Strahl des seeligsten aller Augenblicke seines bisherigen Lebens getroffen, als er seine Hand von einem zarten Wesen zum erstenmal mit geheimem Zittern

leise umspannt, und heiß und zagend gedrückt fühlte.

Jeder liebende Jüngling, und jedes zärtliche Mädchen, die einst die gnidische Göttin würdig er, fand, den Himmel ihrer allesdurchglühenden Nähe in den zuckenden Wonneschauern des ersten heimlichen Händedrucks zu ahnden, sind vermögend, das Glück unsrer Liebenden nachzufühlen, und mögen unserm Freunde verzeihen, daß ihn die Macht desselben überwältigte, und er in Mathildens Ohr die sanften Worte, nur für leise Liebe hörbar, stöhnte: „Ewig, ewig Dein — und keine Zunge spricht mir den Werth dieses Moments aus!“ — Die niegehörten, ängstigenden Töne einer mächtigflammenden Leidenschaft verscheuchten die noch stumme Liebe ihrer blöden Jugend — sie flog wieder dahin, und vermied ihn für den ganzen Abend; nur nicht mit ihren lieblichen Blicken. — Er war ja ihrer Liebe gewiß, und seine ganze Seele war längst ihre Beute. — In stummer Entzückung umarmte er Marianen einigemal, weil sie an ihrer Brust gelegen hatte; und das verblühende Weib nahm ihm mit einem himmlischen Lächeln auf.

Otto machte die Gesellschaft auf den langen Michel, der unter allen Hausgenossen seine Freude über Alberts Rettung am lautesten bezeigte, aufmerksam. So oft er des Knabens habhaft wer-

den

den konnte, hob und schwenkte er ihn über dem Kopf, und bat einigemal um Erlaubnis, Fritzen bey Gelegenheit mit einem Stein am Halse im See versenken zu dürfen. Er meynte, es werde der Obrigkeit nicht darauf ankommen, wenn er ihr und Fritzen selbst diesen Dienst leiste. — Franz gab ihm vollkommnen Beyfall.

Nachdem ihn Otto endlich mit Mühe von seinem Vorhaben abgebracht hatte, sagte er: „Es ist freylich wahr, was seyn soll geschieht doch, und ich wußte ja das ganze Unglück schon ehe es geschah. — Und nun will ich Ihnen auch sagen, warum ich gestern gleich so sehr erschrak, wie Sie mich nach Alberten fragten. Es war, als wenn mich Jemand an den Kopf schlüge —"

„Ich wette auf einen Aberglauben!" sagte Otto, und nickte Michel'n freundlich zu. „Nur heraus damit!"

„Das Lachen haben Sie umsonst!" rief Michel. „Daß ein Unglück passiren werde, wußte ich so gut als ein Anderer. — Die Nacht vorher träumte mir, wir schnitten Korn. Ich war der Vorderste, und stand an einem heissen steilen Rain. So oft ich mit der Sichel einschlug, um das verwirrte Getreide herauszuzerren, schien dieses nur immer dicker und verwirrter zu werden. Die Aehren hien-

gen

gen mir oben herein in die Augen — die hintern Schnitter trieben mich — je mehr ich schnitt, je weniger konnt' ich mich des Korns erwehren — ich ängstigte mich in einem erschrecklichen Schweis ab, und konnte immer nicht auf die Höhe gelangen. Und Albert faß oben an der Höhe, wo ich hinauf mußte, auf einem grossen schwarzen Hund, und weinte über mich. Und der Hund machte gerade so glühende Augen wie Fritz wann er brüllt; und schnüffelte und bließ immer, und wann er bließ, hieng das Korn immer mehr über mich herein. — Nun, das war doch etwas?"

Albert fand sich durch den Traum sehr gerührt, und fühlte über Michels Angst, die dieser mit Händen und Füssen ausmahlte, das lebhafteste Beyleid. „Du armer Michel, sagte er, ich müßte gewiß weinen, wenn ich dich in deiner Angst an dem heissen Raine säh. — Aber hör — könntest du mir nicht einen solchen Hund verschaffen?"

Man scherzte mit Micheln über den Traum. Jedermann athmete Fröhlichkeit und launige Lust. Spät suchten sie die Ruhestelle.

Wilibald mußte des andern Morgens den Kapellmeister von neuem über die Gräfin phantasiren hören. „Ihr Auge, so klagte er, hat keinen Son-

Sonnenſchimmer mehr für den finſtern Regen meiner Thränen. Recht wie ein funkelnder Sonnenregen, ergoß einſt das Licht ihrer Blicke ſich über mein dürſtendes Leben — erſt zog ſie mich zu ſich hin, mit magiſcher Gewalt, der auch ein Weiſer nicht widerſtanden hätte — ach, wie oft ließen mich ihre ſanften Küſſe Alles hoffen, was ſie mir nun doch eine bange Ewigkeit hindurch verſagt hat! — Einmal ſank ſie mir ermattet ans Herz, und ſchwur, ſie könne ſo groſſer Liebe nicht mehr widerſtehen. „Aber — ſagte ſie dann traurig — dem Manne, den ich alles gewähre, für den ich Heil und Gewiſſen aufs Spiel ſetze, muß nicht die Ruhe fremd ſeyn. Alles, was ich bin, könnte ich mir rauben, ihn zu beglücken — nicht einzig das Leben; für den Freund wage ich auch die Sünde: aber, den Frieden ſeiner eignen Seele darf und will ich ihm nicht ſelbſt hinopfern — und dis würd' ich!" Ach dann hat ſie mich, zu fliehen!" —

„Wie ſchön!" ſagte Wilibald. „Wie wahr! Und biſt du wohl der Mann, der ihren vollen Beſitz vor den Augen der Welt wie ein Mann zu ertragen vermöchte?"

„O, ſeufzte Minelli, ich fühle wohl, — was du nicht ahndeſt — welch entſetzlicher Schall mich in deinen ſanften Worten durchfährt! —

Aber

Aber, iſt es ſo: dann, ach ihr himmliſchen Mächte, laßt mich noch am warmen Strahl dieſer Herbſtſonne zerſchmelzen, laßt mein Herz ſchon in der erkalteten Erde ruhen, ehe ſie der erſte Nord wieder härtet.

„Wenn der Menſch — ſagte Wilibald freundlich — ſich ſtark machte, wenn er recht ernſtlich wollte, ſo könnte er oft viel. Es giebt eine Reſignation, die von der groſſen Seele mit mächtiger Hand erbauet wird, ohne deßhalb Uebereilung in ihren Grundſteinen, oder Spuren der Gewalt in ihrem vollendeten Rieſenwerke zu tragen. Aber wer ein ſchmachtendes Herz im wirbelnden Strome der Sinnlichkeit zu heilen verſucht, der wird es bald in die erſtickende Tiefe gezogen ſehen. — Du athmeſt in einer ſchwühlen Luft. Könnt' ich ſie doch in friſche, ruhigſtrömende Lebensluft umwandeln! — Nicht dir, ſondern der Kunſtwelt gehört dein Leben — und du vergeudeſt es im Sprudel der Unordnung!“

„Zeige mir das Bild auſſer ihr, erwiederte Jener, was meine Seele zu füllen vermag!“

Wilibald rief: „Die Kunſt, und ein liebes, reines Eheweib!“ Minelli wurde nachdenkend; dann umarmte er ſeinen Freund, und ſagte: „Ich habe eine Art von Bündniß im Werk.“ Er nann-

te ihm ein Mädchen. „Sie iſt engelrein und gut. Aber, ſie iſt ſchön und kalt — und es giebt für mich in der ganzen Natur nichts langweiligers als dis!“

Da unſer Held fortfuhr, ihm brüderlich zu rathen, ſo gab er endlich die beſten, erfreulichſten Verſprechungen. Minelli's Hauptklage über die Gräfin war die, daß ſie ſeit einiger Zeit ſo ſehr am Grafen hange! Mit Mühe machte Wilibald ihm endlich die Lächerlichkeit dieſer Eiferſucht begreiflich.

Als er den Aſſeſſor über Marianens geſtriges Uebelbefinden befragte, runzelte dieſer die Stirne. „Deine Mutter, ſagte er, will es gerne verſchweigen. Mariane iſt mit einer Art von Einbildung befallen worden, die ſich ſchon vor ihrer Verheyrathung einmal geäuſert hat. — Nemlich: Ein Fräulein aus meiner Familie, deren Bild, unter dem Namen der Kuſine Bertha, wie ein fürchterlicher Dämon in unſerm Hauſe Unglück ſtiftet, ſtarb vor zehn Jahren — oder ſie wurde vielmehr in einer gewiſſen fernen Stadt lebendig begraben — oder ihr Leichnam wurde ausgewühlt — oder geſtohlen — oder er verſchwand — kurz, man kann der Sache nicht auf die Spur kommen, und wir halten ſie in der Familie ſehr geheim! — Durch eine Unvorſichtigkeit bekam Mariane damals einen Brief, der dieſe Geſchichte enthielt, in die Hän-

Hände, als ſie noch ein Kind, und gerade fieberkrank war. Sie fieng darüber an zu phantaſiren, und der Brief ließ einen ſo ſeltſamen, unauslöſchlichen Eindruck zurück, daß ſie in einer Krankheit, die ſie einige Jahre nachher überſtand, glaubte, und in der Fieberhitze feſt behauptete, ſie ſelbſt ſey die begrabene Kuſine Bertha. — Dieſe Phantaſie hat ſich geſtern zum zweyten mal, doch ſchwächer, an ihr gezeigt. Ihre gegenwärtigen Umſtände, die wohl dem Leben und ihrem ſo gar zarten Körper eine ungewöhnliche Spannung geben mögen, haben wahrſcheinlich dis übele Ereigniß bewürkt, welches mit ihnen ſich ändern wird.

Wilibald erſchrack, und erzitterte im Innerſten vor dem tiefen Gram, der dem Herzen ſeiner Freunde drohte. Doch des Aſſeſſors Hoffnung, die der Arzt beſtätigt hatte, daß die Schwangerſchaft dieſen traurigen Umſtand heben werde, mäſſigte ſeine Beſorgniß; und Marianens groſſe Heiterkeit und ihre eignen zärtlichen Verſicherungen eines vollkommenen Wohlſeyns, ſtellten ihn einigermaſen zufrieden.

Man zog hinaus, um die Ernte zu begrüſſen. Endlich wogten ihre geldnen Halmen der Sichel entgegen, und das freundliche Anſchlieſſen der Menſchen an einander wies auf jenen groſſen, göttlichen

chen Zeitpunkt hin, da einſt die allbeglückende Ceres die wilde Menſchheit mit Jubel durch das freundliche Thor der Geſellſchaft zuerſt einführte. — Das rege Leben in den Feldern — die Reihen der emſig arbeitenden Menſchen — die friedlichen Gruppen der Ruhenden — das Jauchzen der muthwilligen Jugend in der Nähe und aus den weiten Fernen her — das freudige Lächeln ſo mancher ehrlichen Phyſiognomie, deren Mund ſich im voraus zum Loblied auf die langerſehnte, endlich erlangte Ernte öffnete, und im Geiſte ſchon das neue Brod anbiß — und der Genius des Reichthums und Wohlſtandes, der jetzt über den Fluren ſchwebte, begeiſterte Jedermann, und verjagte auf eine Zeitlang den traurigen Gedanken, daß nach wenigen Tagen über alle die ſegenvollen Gefilde eine öde Leere ſich lagern werde — von nichts mehr erheitert, als vom ſeltnen Tone weitzerſtreuter Hirten und vom Geläute der einſamen Schafherden.

Die jungen Schnitterinen brachten der Geſellſchaft Erntekränze, ſteckten ihr groſſe Sträuſſe an, und putzten ſie mit bunten Bändern aus, um beſchenkt zu werden. — „Wer Kränze liebt, ſagte Mariane, dem empfehle ich vor allen den Erntekranz: Er hat für mich etwas beſonders Rührendes. Seine ganz eigne Zuſammenſetzung aus

allen

allen Aehren von Getreide, Vogelbeeren, Knospen, Blüten, Blumen, Obst und Bändern thut, bey der grellesten Farbenmischung, doch dem Auge sehr wohl. Jeder neue Tag stellt ihn in einer andern Farbe dar. Eine frische Farbe nach der andern verbleicht; sein Unverwelkliches, im Kontrast mit dem verdorrenden Laub und Blumenwerk, erregt täglich eine neue Betrachtung in mir. Nur das Reife daran hat Dauer, und streckt blaßfarbig, aber kräftig hervor. Alles Blühende legt sich endlich fahl und welk an die Schnur an. Zuletzt geht eins nach dem andern unter. Selbst die Bänder wehen nicht lange so lustig. Die feuchten Säfte des Kranzes durchziehen sie, und die zehrende Herbstluft bleicht ihre Farbe aus. — Da hängen wir endlich den Kranz seufzend und mißmuthig über die Thorhalle; die Spinnen wohnen darinn; die Goldammer kennen ihn aus; im ersten Sturm des Winters ist er schon zerflattert!"

Mittags, nach dieser Kranzoperation, zog alles jubelnd und schreyend in Hainberg zum Schnittersmahle ein, und Nachmittags fuhren Wilibalds Freunde sämmtlich wieder nach der Stadt zurück, mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Nur Plinius blieb noch, um auf der Ruine einige angefangene Zeichnungen zu vollenden.

Des

Des Verwalters Ernte war im schönsten Zug, und Wilibald gieng daher bald weiter, um zu sehen, wie weit sein Nachbar Otto schon fortgerückt sey. Es war ein warmer Tag; den Himmel bedeckten einzelne kleine Wolkenstreifen, weiß wie Milch, durch welche die Sonne mit halber Gewalt schimmerte; ein wahrer schöner Erntetag!

Otto saß auf einem Hügelchen, und überblickte heiter das lange Getreide, hinter welchem seine Schnitter kaum sichtbar waren. — „Sehn Sie doch — rief er unserm Helden zu, und blickte gen Himmel — Sehn Sie nur das herrliche Getreide! Wie gnädig ist doch das fürchterliche Gewitter über unserm Haupt und unsern Auen hingeflogen! Wir sammeln eine sehr reiche Ernte ein — das weiß ich nun schon seit einigen Stunden. — Und ach, mein Kind!" —

Sie setzten sich traulich neben einander und drückten sich die Hände. Nach einiger Zeit that Otto selbst den Vorschlag, ihm in wenigen Worten das Vorzüglichste seiner Geschichte mitzutheilen. Sein Freund, dem nichts erwünschteres begegnen konnte als dis, umarmte ihn, und Otto fieng an.

„Wenn Sie Frankreich für mein Mutterland hielten, so irrten Sie nicht. Mein Name ist

Saint

Saint Alban. Der Letzte von diesem einst berühmten Geschlechte, mein Bruder, fiel noch vor wenigen Jahren als ein trauriges Opfer von jenen Tausenden, die der erwachte Geist meines Vaterlandes mordlustig zur blutigen Sühne forderte. — Ich selbst kam schon in meinem funfzehnten Jahr in deutsche Kriegsdienste, nachdem ich einige Zeit vorher meine Eltern verloren hatte, durch deren Testament mein älterer Bruder dazu ausersehen war, die väterlichen Güther, die in der Gegend von Marseille lagen, zu übernehmen.

Ich hatte meine militairische Laufbahn sehr jung betreten; eine einnehmende Gestalt, ein äuserst lebhafter Geist, und eine glänzende Erziehung, wodurch damals meine Landsleute sich fast vor allen übrigen Nationen auszeichneten, führten mich schnell weiter, und stellten mich in den Sonnenschein grosser Konnexionen. Unter der Leitung eines würdigen Generals, und bey der Begünstigung so vieler Stunden der Muse, die einem Officier zu Theil werden, legte ich mich mit möglichstem Fleiß auf die Sprache des Landes, und bald auch selbst auf die höheren Wissenschaften und Künste. Meine grosse Jugend hatte mich noch keine Vorurtheile wider Deutschland fassen lassen, und da überhaupt mein Geist eine ernstere Richtung nahm, als man

gewöhnlich bey jungen Franzosen findet, so machte ich sehr bald die deutsche Gründlichkeit zu meinem Ideal, und gieng hierinn so weit, daß ich gegen die Oberflächlichkeit der französischen Philosophie, und die leichten Formen der Kunst in meinem Vaterlande einen wahren Widerwillen schöpfte, und oft bey manchen literarischen Notizen aus Frankreich ein mitleidiges Achselzucken nicht zurückhalten konnte.

Ich hatte das Glück, die beste Gelegenheit zur Auszeichnung in meinem Dienste zu finden; und die Kriegsgöttin begünstigte mich so sehr, daß ich in meinem fünf und zwanzigsten Jahre bereits eine Kompagnie erhielt.

Wenn gleich die Kriegswissenschaft nicht mein Lieblingsstudium ausmachte, so hatte ich doch darinn grosse Fortschritte gethan; und diese Kenntniss erwarben mir einen sehr eifrigen Freund an einem jungen Grafen von Reinalt, welcher als Hauptmann bey meinem Regiment stand, und fast gleiche Karriere mit mir gemacht hatte. Er suchte mit edler Unruhe mir ähnlich zu werden, um sein schnelles Avancement — welches er zum Theil den Verdiensten seines Vaters, eines der vornehmsten Officiere der Armee, verdankte — vor der Welt und seinem eignen Gewissen zu rechtfertigen, da er sich in mancher Rücksicht noch hinter mir glaubte. Wir fühlten uns

uns bald von den Banden der innigsten Freundschaft umschlungen, und eilten der Vollkommenheit entgegen.

Ein Guth des Grafen, wo seine Mutter mit ihrer einzigen Tochter wohnte, lag nur wenige Stunden weit von unserm Standort. Durch die Bekanntschaft dieses liebenswürdigen Mädchens füllte sich schnell eine Leere in mir aus, deren Daseyn ich erst im Moment ihres Verschwindens empfand, wo das reizende Frauenbild mir gegenüber erschien, um mit süsser Gewalt in mein Herz zu dringen. — Wie hat wohl die Liebe ihre Opfer schneller gefesselt! Wie hat sie mächtiger auf zwey Wesen gewürkt, als auf Sophieen und mich! Warum hätten wir auch ihrem beglückenden Rufe nicht willig folgen sollen! — Die Mutter erklärte mir täglich, daß mein Umgang eine Hauptfreude ihres Lebens ausmache. Der Vater, dem ich einige mal nahe gewesen war, hatte gegen seinen Sohn geäusert: wenn ein Mensch im Stande wäre, ihn von seinen Vorurtheilen gegen meine Nation völlig zu heilen, so sey ich es; und er rathe seinem Sohn, meine Freundschaft zu suchen. Dieser Sohn hing mit ganzer Seele an mir. Stand, Geburt und ein beträchtliches Vermögen berechtigten mich ebenfalls zum Besitz der schönen Gräfin. Daher gaben wir uns einer unbegränzten Liebe hin! und unsere heissen Küsse und

theuern Schwüre ewiger Treue lieſſen uns ein ungeahndetes Glück fühlen, deſſen höchſter Gipfel in reizender Nähe vor uns zu liegen ſchien.

Unerwartet ſahen wir dieſes Glück durch einen Brief des Grafen plötzlich zerſtört, worinn er ſeiner Familie meldete, und ziemlich trocken erklärte, er habe eine eheliche Verbindung zwiſchen Sophieen und einem Baron Falland völlig abgeſchloſſen, welches er Sophieen zu ihrer Nachricht bekannt mache. — Dieſer Baron war bereits ein hoher Vierziger ſeinem Innern und Aeuſſern nach ein unangenehmer, für Mutter und Tochter ſehr widriger Mann. Er hatte vorher noch eine Reiſe von mehreren Jahren zu machen, ehe er ſeine Verbindung vollziehen konnte. Auf Sophieens Neigung, auf ihre zarte Jugend und des Barons Alter, welchen ſie überdis nur ein einziges mal geſehen hatte, nahm der Brief nicht die geringſte Rückſicht — er führte nur die Sprache eines rauhen Kriegsbefehls. Einzig durch den unermeßlichen Reichthum des Barons konnte der Graf, der ihn ſonſt wenig geſchätzt hatte, zu dieſer unnatürlichen Verbindung verleidet worden ſeyn.

Die erblaßte zitternde Geliebte theilte mir dieſe Nachricht in ihrem Garten mit, wo ich ihrer Umarmung unter den Roſen entgegen harrte. Die

Schilderung, die sie mir dabey vom Unwerth ihres Bräutigams, und vom Starrsinn des Grafen in Rücksicht seines einmal gegebenen Worts, machte, erschütterte mich so, daß ich ihr trostlos ans Herz sank. Wir überliessen uns der traurigen Verzweiflung um so mehr, da die Möglichkeit einer Zerstörung unserer Liebe uns nie in den Sinn gekommen war. Desto mächtiger zog jetzt die Leidenschaft zum ersten mal gegen das Werk ihrer Störung zu Feld. An der Hand einer neuen, durch die Treue erzeugten Hoffnung siegte bald die Zärtlichkeit über den Schmerz. Unsere Küsse trockneten unsere Thränen — die Macht der Sinne vereinigte die Unglücklichen — und wir ahndeten nicht einmal, daß wir gefallen waren!

Einem Träumenden gleich, in Lieb und Sehnsucht verloren, und im Innern ergrimmt, wie ein Löwe, dem man die Kinder rauben wollte, kam ich in die Stadt zurück, als eben der Graf, mein Freund, im Begriff war, mit andern Officieren nach einem benachbarten Lustort zu reiten. Man ließ nicht ab, bis ich von der Gesellschaft zu seyn versprach. — Unser ziemlich langer Hinweg brachte mich wieder mehr zu mir selbst. Ich beschloß, mich morgen sogleich meinem Freunde und dessen Mutter ganz zu entdecken, und ihre Hülfe zu erflehen.

stehen. Diesen Gedanken faßte ich jetzt fest; und doppelt wohlthätig war meinem Herzen jede Aeusserung der Zärtlichkeit, die mein Reinalt gegen mich zeigte. Die Hoffnung, daß alles gut werden könne, ließ mich meine Fehler übersehen.

Unsere Gesellschaft, welche aus lauter Freunden bestand, ergab sich einige Zeit der frohen Laune in schöner Eintracht. Allein die Hitze des Tages lud zum Trinken ein, und der Graf that, was er, im Bewußtseyn einer ausserordentlichen Heftigkeit, sonst immer sehr sorgfältig vermied — er betrank sich, und gerieth bald mit einem seiner vertrautesten Freunde in Streit. Vom Hader erglühte der Wein, und aus der Gluth des Weins schlug endlich die zischende Flamme der Wuth empor. — Da sein Freund völlig schuldlos war, und ich mir gleich Anfangs vorgenommen hatte, den Grafen heute nicht in Handel gerathen zu lassen, so nahm ich mich des Gegners mit möglichster Wärme an, und wie sie schon die Degen zogen, hielt ich den Grafen fest. Dadurch leidete ich seine ganze Wuth auf mich selbst. Er ließ von Jenem ab, und nachdem er mich mit den unbilligsten Vorwürfen überhäuft hatte, verlangte der Ungestümme, daß ich ziehen solle. Niemand vermochte mich jetzt zu schützen; denn die Vernunft war unter uns schon zum Fremd-

ung geworden. Ach, das giftige Ungeheuer des Trunks brach über uns herein, und die Mordlust, die ihre Opfer aus der menschlichen Gesellschaft in diese Einöde entführt sah, wetzte den Zahn auf das hülflose Freundesleben. — Meine Thränen waren sein Gespötte. Mehrere von der Gesellschaft wollten ihr Heil an einander versuchen, und schalten mich einen Feigen. Dadurch, daß ich weder diese Verspottungen noch die schimpflichen Namen achtete, die der Graf wider mich ausstieß, erbitterte ich den letztern so sehr, daß er, lechzend nach meinem Blute, mich durch den linken Arm stach. Ich blickte ihm ernst und wehmüthig ins Angesicht, zog, und stellte mich zu meiner Vertheidigung. In diesem Augenblick stürzte sein erster Gegner erschrocken über meine Miene, herzu; und indem er mit dem Degen zwischen uns fuhr, rannte sich der Graf, wie ein wüthendes Thier, den meinigen in die Brust, und sank um.

Mit Gewalt verband man mir den Arm nothdürftig, und riß mich hinaus, und aufs Pferd. Es war mehr Zufall als Vorsatz, daß ich die Gränze glücklich erreichte. Dorthin brachte mir mein Bedienter Geld und die Nachricht von meinen Freunden, daß der Graf ohne Hoffnung auf dem Sterbebette liege. So lange sich sein Leben oder Tod noch

noch nicht entschieden hatte, war mein Schicksal zweifelhaft. Bis zu dieser Entscheidung beschloß ich in dem Dorfe, wo ich an meiner Wunde krank lag, zu bleiben. — Schnell verschlimmerten sich meine Nachrichten, und bald kam die Todespost. — „Unser Freund — so schrieb man mir — hat noch vor seinem Tode selbst die kräftigsten und rührendsten Zeugnisse von deiner Unschuld abgelegt und seinem Vater zugeschrieben. Allein, weder diese, noch die Aussage aller Anwesenden vermögen etwas gegen die wüthende Rache des Vaters, und gegen die Macht seiner wichtigen Familie. Dein Vertheidiger hat bereits erklärt, das höchste, was man erlangen könne, werde seyn, daß die Sache liegen bleibe; an Rückkehr aber sey vor der Hand nicht zu denken.

Während dessen hatte mein beherzter Diener sich auf das gräfliche Schloß gewagt, und brachte mir auf mehrere Briefe an Sophieen eine Antwort, die meinem ganzen übrigen Leben die entscheidendste Richtung gab. Sie schrieb mir, daß sie ihren unglücklichen Bruder noch gesprochen habe. Durch die Schwester sende er mir seinen theuern Todesgruß, und die flehende Bitte, ihm zu verzeihen. Auch die Mutter spreche mich von aller Schuld frey, und weine sanft über mich und ihn. Sie selbst werde,

te, und könne niemals aufhören, den unschuldigen Mörder ihres Bruders zu lieben; und wenn gleich die Schwester mit ihrer Liebe mich nicht mehr wahrhaft glücklich zu machen vermöge, so sey und bleibe sie doch mein unumschränktes Eigenthum, und fordere auch von mir ausdrücklich die unwandelbare Treue bis in den Tod. — Das holde Mädchen! Aus Liebe für meine Sicherheit wollte sie mir nicht wieder schreiben, und befahl mir, sogleich meinem Vaterlande zuzueilen. Doch bat sie mich, ihr auf sichern Wegen Nachricht von meinem Leben mitzutheilen, und ihrentwegen so lange ruhig zu seyn, bis sie mir eine Aenderung unseres Schicksals melden werde.

Der ruhige Ton ihres Briefs, der eine hohe Zärtlichkeit, eine ewige, festgegründete, unermeßliche Liebe aussprach, begeisterte mich zu niegefühltem Muthe, und schuf im Innersten meiner Seele den festen Entschluß, das Leben mit seinen Kämpfen tapfer und treulich fortzusetzen, und nach dem Besitz dieses erhabenen Weibes so lange muthig fortzuringen, bis das Schicksal meine Kräfte lähmen werde. Ich empfahl den Freunden meine Sache, nahm mir aber vor, nicht zuerst nach Frankreich zurückzukehren, sondern unter dem angenommenen und bis jetzt geführten Namen Otto, eine grosse Reise zu machen. Die nöthigen Treffungspunkte

gab

gab ich vorher meinen Freunden an, und bat dieſe, mir nur dann zu ſchreiben, wann in meinem oder Sophieens Schickſale ſich etwas Weiteres ereignen werde. Mein Bruder mußte mir hierauf die Reiſegelder anweiſen, und ich trat meine Wanderung mit beruhigtem Herzen an.

Aber meine Ruhe, welche einzig von dem groſſen Beyſpiel meiner Freundin war bewürkt worden, verließ mich bald, und keine Reiſe vermochte das Bittere des Andenkens an den gemordeten Freund und die verlorne Geliebte zu mildern. Schon bey jeder Zuſammentreffung mit Militairs, ja in allen groſſen Geſellſchaften, in jeder groſſen Stadt, kurz überall, wo ich an mein voriges Leben erinnert ward, fiel ſogleich der Kummer zentnerſchwer auf mein Herz zurück. Doch am unglücklichſten fühlte ich mich Anfangs in Geſellſchaft ſchöner Weiber, wo der Schmerz über die verſchwundene Liebe mich gewöhnlich bald wieder in die Einſamkeit vertrieb.

Bey dem allen fand ich, daß meine Reiſe für die Erweiterung meiner Kenntniſſe von groſſen Nutzen ſey; und was insbeſondere die Menſchenkunde betrift, ſo hat wohl ſelten ein Reiſender beſſere Gelegenheit zur unbefangenen Anſicht des Menſchen überhaupt gehabt, als ich, bey meinem jetzigen gänzlichen Mangel an Sinn für menſchliches Vergnügen,

gnügen, wodurch sonst gewöhnlich die Beobachtungen der Reisenden eine grosse Partheylichkeit und leidenschaftliche Einseitigkeit erhalten. — Ueberhaupt scheint mir für eigentliche Reisebeobachtungen eine ernste Stimmung des Gemüths weit geschickter als eine üppig strömende Lebenskraft, da das Reisen schon an sich den Menschen so sehr zerstreut.

Meine Freunde ermahnten mich noch immer zur Geduld, und hielten mich mit schönen Trostgründen hin. Ich war bereits im sechsten Jahre meiner Reisen begriffen, als ich zu Toulon landete um meinen Bruder zu sehen; und dort fand ich endlich einen Brief von Sophieen, worinn sie mir meldete, daß ihr Vater seinen Dienst verlassen habe, um auf seinen Güthern zu leben. Der Baron hatte seine Reise noch immer nicht geendigt. Man erwartete ihn erst nach einem Jahre zurück, wo ihm dann Sophie angetraut werden sollte. Der alte Graf, hatte seit einiger Zeit mit grösserer Ruhe von mir gesprochen; und da von seiner Gesinnung fast einzig der Gang meiner Sache abhieng, so wollte Sophie jetzt einen hellen Blick in unserm Schicksale sehen. Desto schrecklicher war ihr die herannahende Ankunft des Barons. Sie fühlte, daß seine Gegenwart sie zu Grunde richten werde, und kämpfte mit allerley verzweifelten Entschlüssen. Dieses

und

und andere Umstände hatten sie auf den Gedanken gebracht, mir am dritten Ort, bey einer Verwandten, eine Zusammenkunft zu gewähren.

In ein neues Leben riß mich dieser Brief wieder empor; und das schöne, noch nicht erloschne Streben nach Glück, flammte lebendiger im Herzen auf. — Da die Zeit der Zusammenkunft noch ferne war, so reiste ich vorher zu meinem Bruder, um meine Geschäfte zu berichtigen.

Das Vaterland umgab jetzt den Wiederkehrenden; seine blühenden Fluren und köstlichen Lüfte waren noch die alten; aber der Geist hatte sich vermummt und geschwärzt. Alles schien im Todesschlummer begraben; aber jedes Auge schielte nur, betrügerisch und klaffend gespannt, nach dem Nächsten hin, ob er endlich die Mordfaust balle. Rings um den verfinsterten Horizont des Staats leuchteten schon die Zeichen der schrecklich heranstürmenden Zeit, und wie ein ferner Donner murmelten der Freyheit Kriegestöne über die Nation hin.

Mit dem bittersten Schmerz betrachtete ich die Veränderungen, die auch mein Bruder vom herrschenden Zeitgeist erlitten hatte. Wir kannten zwar von jeher einander nur als verträgliche Verwandte, und Kinder Eines Vaters, nie als vertraute Freunde; allein seine jetzige Denkungsart mußte uns vollends

lends von einander entfernen. — Seine Industrie und grossen Konnexionen hatten ihn in jener Gegend zum reichen und bedeutenden Manne gemacht. Sein Aristokratism war völlig bestimmt; und sein Hang zu der wüthendsten Partheygängerey schien so schrankenlos, daß ich ihn für verloren gab, sobald ich mir den Sturm im Ausbruch dachte. Er ahndete kaum das Unglück, dem das blühende Frankreich bald unterliegen sollte; und alle meine Prophezeyhungen und Warnungen — alle Rathschläge zu seiner Sicherheit, waren umsonst.

Mein guter Genius ließ mich hier das Beste erwählen; und leider hat die Folgezeit meinen Konjekturen das Siegel der Bewährung aufgedrückt. — Da des Bruders Gesinnung es mir unmöglich machte, ihn zu retten, so ergriff ich desto begieriger die Mittel zur eignen Rettung, und beschloß, mich um jeden Preis mit ihm auseinander zu setzen, wobey ich dann keiner Schwierigkeit und keines Verlusts achtete. Und wohl mir! Ich erreichte meinen Zweck; ja ich war so glücklich, mein Vermögen nach kurzer Zeit bey einer deutschen Handelsstadt in vollkommne Sicherheit zu bringen. — Mit blutendem Herzen rief ich mein Lebewohl über Frankreich. Ach, noch im jetzigen Augenblick ist das schallende Hohngelächter, welches mein unglücklicher Bruder über

meine Ahndungen beym Scheiden aufschlug, die fürchterlichste Rückerinnerung, die mein Gemüth kennt. Uebrigens bezeichnet es sehr richtig die damalige Stimmung der meisten Franken.

Der ersehnte Tag unserer Zusammenkunft nahte nun heran, und ich flog auf den Schwingen der Liebe dem bezeichneten Orte zu. Meine Sophie war mir vorgeeilt, und der Zufall ließ mich sie nah am Schloß ihrer Freundin in einem kleinen Lustwalde überraschen. — Thätigkeit, unruhig bewegtes Leben, und die Lüfte verschiedener Himmelsstriche, hatten mich zum Mann ausgebildet. Sophie war zur vollendeten Schönheit aufgeblüht. Wir flogen einander in die ausgebreiteten Arme — ach, mit einer Liebesgluth, die uns alle Schmerzen einer sechsjährigen Trennung, ihren ganzen, ewigen Zwischenraum, den Innhalt unserer verlebten Tage, und alles, alles vergessen ließ, was noch ausser unserer Liebe existirte. Stundenlang blieben unsere Reden unzusammenhängend. Nur die Töne wiedergefundener Liebe und die Schwüre der Treue drängten sich in Ausruffungen, Seufzern und Küssen von unsern Lippen; und hier weihte die Liebe ihre Unglücklichen abermals zum Opfer der Lust.

Mit diesem Augenblicke hebt unser ernsteres Leben und ein beständiges Leiden an.

Unter

Unter heissen Mutterthränen entdeckte mir Sophie auf dem Wege nach dem Schloß, daß durch unsere ersten Umarmungen einem Schmerzenskinde das Daseyn gegeben worden — daß ihre Frucht Mathilde gewesen sey. — Sie hatte sich ihrer Mutter entdekt, und diese war unsere Freundin geblieben. Ihre Schwangerschaft war verheimlicht, und die Niederkunft sehr glücklich auf einem weitabgelegnen wüsten Schlesse veranstaltet worden, wo jetzt eine gute Alte, unter der Leitung eines würdigen Priesters, Mathilden erzog. — Aus Sorgfalt für meine Ruhe hatte mir das liebende Weib alles verschwiegen.

Mein starrer Schrecken über dieses nicht geahndete Ereignis, über unsere neuen Verirrungen und alle jene fürchterlichen Bilder, die jetzt aus der Zukunft sich mir entgegen drängten, konnte sie nur auf kurze Zeit zum gemeinschaftlichen Jammer herabstimmen. Das grosse Weib! Bald trocknete sie ihr schönes Auge wieder zum heitern Blick. „Geliebter!“ rief sie, und drückte mich Verbrecher fest an ihr treues, von neuem entzündetes Herz. „Dein Weib war zu glücklich — o, sie ist zu selig, als daß sie den theuern Verirrungen unserer Liebe fluchen könnte! Mißgönne mir es nicht, die Last unserer Schuld allein zu tragen. Sie macht ja mein

ein-

einziges Glück aus! Die Folgen seyen auch die schrecklichsten — ich fühle keine Reue, als die deinige! Laß mich auch deine Reue allein tragen; mit ihr wird doch ewig ein reines Glück im Busen wohnen — das Glück, dein zu seyn. Dieser Augenblick stärkt und veredelt die Kräfte meines Lebens. Was kann unsere Liebe erdulden, das ihr nicht zum Voraus schon tausendfach ersetzt wäre? Und irdische Verhältnisse, und menschlicher Wille sollen und können ja doch das Bessere von uns nimmer trennen!"

Wer könnte ein liebendes Weib, die, fern von allem Leichtsinn, nur in die stille, tiefe Fluth ihrer eignen Liebe sich versenkt, nur in ihrem Geliebten athmet und fortlebt — wer könnte sie so herzerhebende Worte reden hören, ohne sich in ihre Begeisterung mit einzumischen? — Wir schwuren aller Verzweiflung den Tod. Wir weihten einander das Leben zum Eigenthum, und gelobten uns feyerlich, in immerwährender Lebenslust auszuharren — der sinnlichen Liebe zu entsagen — alles willig zu dulden, was über uns ergehen werde — und, getrennt oder vereinigt, unser übriges Leben so lange als eine Handlung der Reue zu betrachten, bis die himmlische Macht alle Folgen unserer Vergehun-

zihungen im wohlthätigen Schlummer der Versöhnung werde enden lassen.

Es war ein edler Schwur, mein Freund! Und bis diesen Augenblick, wo das Schicksal jene Versöhnung zu winken scheint, haben wir ihn redlich gehalten. — Sophie führte mich zu ihrer Mutter, die uns mit Thränen ans Herz nahm und segnete. Ach, sie wußte nicht alles, was sie uns zu verzeihen hatte! — Aber, lassen Sie mich bey diesen Scenen vorübereilen!

Der Graf liebte Sophieen, als sein einziges noch übriges Kind, mit einer gränzenlosen Zärtlichkeit, die sich aber freylich nur auf eine egoistische Art, und einzig in der Sorge für ihr äusseres Glück zeigte. Indessen schöpften wir hieraus doch einigen Muth, und beschlossen, daß ich mich nahe an der Gränze aufhalten, und von dort aus einen Versuch machen sollte, ihm zu schreiben. Im Fall des Gelingens, und sobald man hoffen durfte, daß der Graf meinen Anblick ertragen werde, wollten dann Mutter und Töchter ihn hierauf vorzubereiten, sein Herz zur Verzeihung zu bewegen suchen, und ihn nach und nach mit unserer Liebe bekannt machen.

Ich reiste ab, um meine Mathilde zum ersten mal ans Herz zu drücken. Das zarte üppig

auf-

aufblühende Bild der Mutter erschien mir im schönsten Wachsthum, unter der besten Pflege. Ihren Lippen entlockten meine Liebkosungen den süssen Vaternamen, dem meine Seele in niegeahndetem Entzücken lauschte. — Aber, lange hier zu verweilen, war bedenklich; ich mußte mich mit Geduld dem Schicksale fügen, und nach dem Orte meiner Bestimmung abreisen.

Es vergieng fast ein Jahr, ehe ich Nachricht von meiner Sophie erhielt. Sie meldete mir, daß mein Brief an ihren Vater leider nur die schlimme Würkung gehabt, den alten Schmerz wieder heftiger zu entzünden; der Graf habe gebeten, ihm meinen Namen niemals wieder zu nennen, wenn man nicht seinen früheren Tod herbey führen wolle. Er sey seit einiger Zeit schwach und kränklich. — Uebrigens waren unsere damalige Besorgnisse nur allzugegründet gewesen. Bald nach unserer Trennung hatte Sophie sich schwanger gefühlt. Ihre und der Mutter Leiden und Besorgnisse schilderte sie mir mit einer Schonung für mich, die mein geängstetes Herz noch empfindlicher traf, und die meine Verehrung der Mutter; bis zur Anbetung, und die Liebe für Sophieen zur heiligsten Religion erheben mußte. — Das Verbergen dieser Umstände vor dem Grafen war sehr schwer geworden,

und

und nur mit gröſter Anſtrengung hatte Sophie die Erlaubniß, zu ihrer Freundin zu reiſen, erhalten, wo ſie dann glücklich — doch dis mal nach unſäglichen Leiden — mit unſerm Albert niedergekommen war, und dieſen der Sorge ihrer edeln Freundin übergeben hatte. Geſund, und geſtärkt durch die Liebe zu ihren Kindern, war ſie in das väterliche Haus zurückgekehrt, wo ſie bey dem kranken Vater — den Baron antraf. — Der Graf, der eine groſſe Beruhigung darinn fand, ſeinen Geſchlechtsnamen unverlöſcht zu erhalten, hatte indeſſen den Baron dazu vermocht, mit dieſem Namen den ſeinigen zu vertauſchen; und der eigennützige abgelebte Wohllüſtling gieng jede Bedingung willig ein, unter welcher er des Grafen Erbe werden konnte. — „Alle Verſuche, ſchrieb ſie, meinen Vater von dieſer Verbindung zurückzubringen, ſind mir mißglückt. Selbſt die Mutter bittet mich nun mit Thränen, meinem unvermeidlichen Looſe zu folgen. Bekenntniß der Wahrheit, Flucht — ja ſchon eine längere Weigerung, würden meinem ſchwachen Vater den Tod bringen. Schrecklich nah iſt der Augenblick gekommen, wo ich, um keine Vatermörderin zu ſeyn, dir, mein Freund, und allem was ich liebe, auf immer körperlich entſagen — von meinen Kindern mich auf ewig trennen, und dem Manne

angefeſſelt werden ſoll, den ich nur verachten kann!“ — Sie ſchwur mir beſtändige Treue, ergoß aber zuletzt ihr überwältigtes Herz in den bitterſten Klagen. Das meinige erſtarb in ihrem Schmerz — doch nur, um reiner wieder aufzuleben!

Ich reſignirte mich; und, mit vollem Bewußtſeyn, und aus dem Innerſten meiner Seele äuſſerte ich ihr das unbedingte Verlangen, daß ſie gehorchen, ſich fügen und dulden möge, da unſer eignes Glück doch einmal zerriſſen ſey. Dabey verſprach ich, mich niemals zu verehelichen, ſondern mein ganzes Leben nur unſern Kindern zu weihen, und im Andenken an unſere Liebe meine einzige Freude zu ſuchen. — Alles was nur die Liebe überredendes hat, bot ich auf, ſie über meine Gemüthsverfaſſung und die Zukunft ihrer Kinder zu beruhigen. — Als ich meinen Brief abgeſchickt hatte, fühlte ich mich ruhiger als ſeit langer Zeit; und nun traf ich ſogleich Anſtalt zu neuen Reiſen, welche theils zu einer leichteren Diſpoſition über mein Vermögen dienen, theils mich einen Ort finden laſſen ſollten, wo ich künftig mit meinen Kindern wohnen könnte. — Vor meinem Aufbruch hatte ich noch das Glück, Mathilden und ihren Bruder durch die Veranſtaltung jenes rechtſchaffenen Geiſtlichen unter Einer, und zwar

vortreflichen Pflege zu wissen, die mir wegen der Erziehung der Kinder keine Sorge übrig ließ.

In Venedig erhielt ich Briefe von ihr. Es war geschehen. Vor der Trauung hatte sie sich mit dem Baron erklärt, und Ursache gefunden, mit seinem Betragen völlig zufrieden zu seyn. Die Sache selbst konnte und wollte er zwar nicht ändern; allein er gieng sehr gern den sonderbaren Vertrag ein, daß beyde Eheleute in keiner andern als in schriftlicher Verbindung stehen, übrigens aber sich, so weit es möglich, niemals sehen wollten. Wirklich war er eine Stunde nach der Trauung zu seiner ältern Freundin abgereist, und Sophie befand sich, nach wie vor, im elterlichen Hause, froh darüber, daß es nun endlich in ihrer Macht stand, mir ewig treu zu bleiben.

Die Geschichte meiner ferneren Reisen, und meine eigne Seelengeschichte während derselben übergehe ich, weil sie nur zwey wichtige Ereignisse enthalten, die Hinrichtung meines unglücklichen Bruders, und den Tod von Sophiens Eltern, die binnen wenigen Wochen nach einander starben. Dis letztere bewürkte zugleich einen guten Ausgang meines Processes, indem ich nun durch die Verwendung eines Bruders der Ministerin von Sima, der in unsern Diensten stand, sogleich meinen Abschied,

ja selbst das Anerbieten des ferneren Dienstes erhielt welches ich aber ausschlug, um ganz meinen Kindern zu leben. — Durch die Bekanntschaft mit unserm Gesandten in Wien gelangte ich endlich zum Besitz des kleinen Landstückes hier, zu dessen Anbauung und Einrichtung der Rest meines Vermögens gerade zureichte, nachdem ich den größten Theil desselben für meine Kinder sicher angelegt hatte. Ich fand die Schilderung des Gesandten von Hainberg bey eigner Ansicht noch weit übertroffen von der Wahrheit selbst. Und gewiß, wer sich von der Welt zurück ziehen will, der gehe, um in Hainberg zu wohnen! Die Natur hat wenige Plätzchen so reich ausgeschmückt und begünstigt, als dieses. Sie selbst, mein Freund, wissen, wie wahr das ist.

Als ich zum zweytenmal hieher kam, um mich von dem mürrischen Adams in mein Eigenthum einweisen zu lassen, sah ich mich Anfangs genöthigt, mein Nachtlager immer in dem Dorfe, welches wir dort liegen sehen, zu suchen, bis ich den Verwalter über mein Unternehmen so weit auszusöhnen vermochte, daß er mir Quartier gab. — Einst gieng ich sehr spät in der Nacht am See vorüber, als mir eine ungeheuer lange weisse Gestalt in den Weg trat, die allerley drohende und fürchterliche Geberden machte. Wie ich drauf los gieng, schien es zwar

zu ſtutzen, beantwortete aber mein Anruffen nur mit einem hohlen, düſtern Geheul, und drehte mir mit einem mächtigen Hebel entgegen. Es blieb mir hier keine Wahl, ob ich fechten wolle, oder nicht. Ich war ſo glücklich, meinen Feind, den ich ſchnell unterlief, nach einem lebhaften Kampfe zu Boden zu werfen und feſt zu halten. „Ach, lieber Herr Amtsknecht, ſchrie er auf einmal kläglich, ſo gehts, wenn man vom rechten Wege abgeht — ich bin aber nur ein einziges mal dabey geweſen — der dürre Gabriel liegt auf dem Tod, und will hier etwas gehohlt haben.“ — Es wurde mir jetzt klar, daß ich unbekannter Weiſe hinter ein böſes Gewiſſen gerathen war; und ich bediente mich meiner Uebermacht dazu, das Geheimnis vollends ans Licht zu ziehen. Dieſer Menſch war der Genoſſe eines Diebs. Beyde hatten hier einen geheimen Schlupfwinkel, der ihren Raub verbarg, und woraus der Vermummte Lebensmittel für ſeinen kranken Kameraden hatte hohlen wollen, deſſen Namen ich ſchon mehrmals in der Gegend höchſt unrühmlich erwähnen hörte. Dieſer Gabriel war das berüchtigte Seegeſpenſt, deſſen Form ſein Freund bey heutiger Gelegenheit trug, um den ſchon einige mal hiergehörten Nachtwanderer auf immer zu verſcheuchen. Da er aus dem nemlichen Ort gebürtig zu ſeyn be-

haup-

hauptete wohin ich wollte, ſo nöthigte ich ihn vor mir her bis in das Dorf, wo ich ihm verſprach für ſeine Rettung bemüht zu ſeyn, im Fall ich die erzählte Geſchichte wahr, und ſeine Reue aufrichtig finden würde.

Michels Geſchichte — denn es war mein langer Michel — beſtätigte ſich vollkommen; und er ſelbſt erſchien des andern Morgens bey mir in Hainberg, um ſich von der Angſt ſeines Herzens zu befreyen, die ſich noch dadurch ſehr vermehrt hatte, daß er bey ſeiner geſtrigen Zurückkunft den dürren Gabriel ſchon todt finden müſſen. Er erzählte mir nun ſeine ganze Geſchichte. In der verborgnen Höhle am See, womit ihn Gabriel bekannt gemacht, ſollten von dieſem ſchon groſſe Vorräthe aufbewahrt worden ſeyn. Die Schauer dieſer Höhle, und einige darinn gefundene Todengerippe waren Urſache, daß der abergläubige Michel noch ein weniger beflecktes Gewiſſen trug, als es mir Anfangs ſchien. — Beyde hatten übrigens die Sage, daß in vorigen Zeiten eine groſſe Mörderbande hier gehauſet, und daß noch jetzt zuweilen die Geiſter der Erſchlagenen erſchienen und heulten, dazu benutzt, die vorübergehenden durch allerley nächtlichen Unfug in der nöthigen Entfernung zu halten. — Er ſchwur mir hoch und theuer, daß

er

er bis diesen Augenblick eigentlich noch nichts gestohlen habe als eine Gans, die er nächstens ersetzen wolle. Mit Thränen klagte er den Mangel und Hunger als seine einzigen Verführer an, und bat mich um Arbeit, damit er im Stande sey, künftig seine Nahrung ehrlich zu erwerben. — Ich hatte einen starken Knecht nöthig, und beschloß daher, Versuche mit Michel anzustellen, worüber er sehr erfreut war. Hierauf ließ ich mich von ihm mit den Eigenschaften meiner Besitzung und mit der ganzen umliegenden Gegend näher bekannt machen. Wie erstaunte ich aber, als er mir unter den nächsten Gütherbesitzern auch einen Baron Falland aufführte, der sich jetzt Graf Reinalt nenne, und dessen Schloß bey Michels Geburtsorte, wo ich übernachtet hatte, lag!

Die Untersuchung der grossen Höhle machte mir Vergnügen, wiewohl sie eigentlich nur in einem langen gemauerten Gang mit mehreren von der Natur gewölbten grossen Kammern besteht, der von meinem Hause an nach dem See hin läuft und in der Grotte seinen Ausgang hat. Beyde Zugänge sind mit sehr künstlichen stemernen Thüren verschlossen, die man ohne Fackelschein nicht leicht entdecken kann. Das Ganze scheint ein Werk des alten Erbauers der Ruine.

Wir

Wir reinigten die Höhle von ihren Greueln und von Michels sogenanntem Raube, der in wenigen meist verdorbenen Lebensmitteln bestand. Dann verschlossen wir alles sorgfältig, Michel mußte den obern Eingang zum Kellergrunde einebnen, und ich baute nun mein Haus über diesen Schlund.

An Ort und Stelle wird ihnen die Geschichte unserer grossen und gefährlichen Arbeiten mehr Interesse gewähren, als in meiner jetzigen Erzählung, zu deren Ende ich nun eilen kann.

Ich führte meine Kinder bald in mein Haus ein, um mich nie wieder von ihnen zu trennen. Es war natürlich, daß ich alles anwandte, um Sophieen zum Aufenthalt in diesem benachbarten Schlosse zu bewegen. Nach einigen abschlägigen Antworten ihres Mannes glückte es ihr endlich, die Erlaubniß des Mißtrauischen hierzu zu erlangen, während er selbst zu seinen Verwandten nach England abreiste.

Es ist unglaublich, wie schnell die Richtung des Menschen vom Bösen zum Guten wechseln kann, solange nur der Charakter noch keine Flecken hat. Michel war bald ein ganz anderer Mensch. Nie hat ein Knecht seinem Herrn treuer gedient, und klüger gerathen, als er, der mir noch oft mit Thränen seine Rettung dankt, und dessen wahrer Schuldner

ner ich doch jetzt zu seyn bekennen muß. — Er war es, dem ich mich entdeckte, der mir zu einem geheimen Briefwechsel mit Sophieen, und endlich zu unserem ersten Wiedersehen am Ufer des Sees, half. — Er bewachte den gefährlichen Punkt an der Heerstrasse, wann ich Sophieen heimlich über den See durch die Höhle zu ihren Kindern führte, die meine arme Freundin nur im Schlaf sehen durfte, da ausser diesem, bey einer so seltnen Aehnlichkeit zwischen Mutter und Kindern, die plötzliche Wiedererkennung unvermeidlich gewesen wäre, übrigens auch jede öffentliche Erscheinung Sophieens, wegen dieser Aehnlichkeit sogleich Verdacht hätte erregen müssen, welchen wir doch, selbst von Mathilden, entfernt halten wollten, um ihre glückliche Unwissenheit nicht zu stören.

Bey meiner Gespenstererzählung im Kruge *) hatte der lustige Michel eben einen Brief in der Grotte abgeholt, und durch die alberne Idee eines Weihnachtspopanz mich in einen Schrecken gesetzt, der den Bauern gelten sollte, mich aber ein Unglück ahnden ließ, und den er sich lange nicht hat verzeihen können.

Am Abend vor jenem schrecklichen Tage, an dem

*) S. 1. B. S. 53.

dem wir unsern Kleinen ertrunken glaubten, brachte mir Sophie die Nachricht, daß ihr der vermuthliche Tod ihres Mannes aus England gemeldet worden sey, weßhalb sie schnell zu einem Verwandten abreisen, vorher aber die Kinder noch einmal sehen wollte. Die Trennung von dem kleinen Albert fiel ihr so schwer, daß sie beynahe in Ohnmacht sank. — Und gewiß fühlen Sie jetzt alles tiefer, mein Freund, was ich bey Alberts Unglück gelitten habe. — Heute ist Sophie abgereiset, und in einigen Tagen wird ihr die Entscheidung unseres Schicksals bekannt seyn."

„Und bis sich diese Sache entschieden hat — rief Willbald, und umfaßte seinen Freund — und bis Sie am Herzen Ihrer Sophie ruhen, kenn' ich selbst keine Ruhe — sucht meine Seele keine Freuden — ist auch sogar mein Höchstes, der Gedanke an Mathilden, nur ein unvollkommnes Glück für mich. —"

Gerührt betrachtete ihn Saint Alban einen Augenblick; und Willbald, der erst jetzt den Verrath seines Herzens erschrocken bemerkte, warf sich von neuem in seine Arme. „O Mann, rief er ausser sich — Pfleger der lieblichsten Blume, die mir auf dieser Erde blüht! Werden Sie es der allzuoffnen

Freund-

Freundschaft verzeihen, daß sie — mächtiger als die Liebe in diesem Augenblick — die Geheimnisse verrieth, welche die Liebe blöd und ängstlich — ach, vielleicht noch ungeliebt, verbergen wollte!"

„Edle Seele, sagte der Alte weich, ich fand deines Gleichen noch wenig in dieser Welt! Einem Herzen, in dem solche Freundschaft lebt, wird die Liebe Rosen streuen. Aber, meine Kinder sind nicht mehr mein. Meine Stimme über sie ist nicht mehr wichtig. Ich habe sie dem heiligen Mutterherzen übergeben. — Lang genug entbehrte die Arme ihre süssen Rechte. Dafür muß sie diese nun desto unumschränkter ausüben. Wie grausam wäre es, ihr den Besitz eines Glücks, ehe sie ihn noch angetreten hat, schon streitig zu machen! — Ach, wer mißt die Wonne, mit der ich bald Mathilden sagen werde: du hast eine Mutter!"

Wilibald bat ihn, dieses noch heute zu thun, weil es grausam wäre, ihr das schöne Verhältniß länger zu verhüllen. „Nein, sagte St. Alban, es wäre grausam, ihr ein Glück zu verkündigen, welches während dessen vielleicht von neuem, und auf ewig für sie untergeht. Aber bald — morgen vielleicht, werde ich mein Loos wissen."

„Der Zug Ihres Schicksals gehe wohin er wolle, sagte Kronach, so weis ich, daß das meinige

ihm folgt." Sie umschlossen sich fest, als eben Mathilde und Albert kamen, und sich in ihre Umarmung mischten. — Mathilde war in einer sehr frohen Laune. Auf Bitten des Vaters hatte sie nochmals geschlafen, und ihr Gesicht trug die Spuren des Schreckens, die man noch heute früh an ihr bemerkte, nicht mehr. Die Augen waren wieder hell geschlummert, und glänzten wie Metallspiegel. — Unsere Freunde freuten sich ihrer blühenden Gesundheit, und Alberts unschuldiger Lust.

Während ihre Schnitter, denen Mathilde zu trinken brachte, ruhten, schnitt sie mit Willibald ein Stück ins Korn hinein. So sehr er sich auch bemühte, ihr gleich zu kommen, so weit blieb er doch Anfangs zurück. Bey grösserer Anstrengung erreichte er sie aber wieder, und hierüber ward das Mädchen sehr erbittert. Sie zankten mit einander; und, wie er, alles mit Kraft niederstreckend, eben an ihr vorüberschritt, und Otto und Michel anfiengen sie auszulachen, griff sie ihm in den Arm um ihn durch Neckerey irre zu machen, und aufzuhalten. Er war aber in einer raschen Bewegung und schnitt sich über die ganze Hand. „O weh, meine Hand, Mathilde!" rief er, und ließ die Sichel fallen.

„Hoho, das ist kein Spaß, Jungfer!" sagte

Michel

Michel und sprang herzu. „Die Dinger, sind scharf.“ Er rupfte Schaafgarbe ab, um ihren Saft in die Wunde zu drücken, die sehr stark blutete. Mathilde war vor Schrecken ausser sich. Sie wand ängstlich ihr Tuch um die blutende Hand, und konnte die Thränen nicht zurückhalten. Während des Verbindens lachte er, und fragte sie spöttisch, wer am besten schneiden könne? Als er aber sah, daß sie die Farbe veränderte und anfieng zu weinen, wollte der Frevler sie durch die Versicherung beruhigen, seine eigne Ungeschicklichkeit sey die einzige Ursache gewesen — sie habe ihn gar nicht stossen können, weil sie schon weit hinter ihm zurück geblieben sey — der Schnitt sey nicht der Rede werth — und er wolle sogleich nochmals mit ihr in die Wette schneiden, um ihr nur zu zeigen, wie man eigentlich mit der Sichel umgehen müsse!

Sie glühte vor Aerger, Zorn, Mitleid, und — Liebe. Wie er die Sichel wieder ergriff, weigerte sie sich weiter zu schneiden, und gieng in einer Art von Wehmuth zu ihrem Vater; der hielt ihr noch obendrein eine Strafpredigt über den Leichtsinn und die Unvorsichtigkeit. — Wilibald schnitt munter noch eine Strecke weg, und kam dann auch wieder zu St. Alban, wo er sich Michel n gegenüber stellte, und dessen ungeheure Füsse mit Verwunderung be-

betrachtete, welche ihn an die groſſen Fußſtapfen in der Grotte erinnerten.

„Es macht ſich doch alles nach und nach herbey!“ ſagte Michel, indem er das bunte Feld überſchaute. „Die Gerſte färbt ſich — mancher Flachs hat ſchon abgeblüht — die Störche ſind aber auch geſtern ſchon fortgezogen.“ Mathilde ſeufzte.

„Wollen wir zu unſerm Flachs?“ ſagte Willibald. Unwillkührlich machte ſie eine bejahende, aber ſchmerzliche Bewegung mitzugehen. Der Acker war in der Nähe. Nach den erſten zehn Schritten ſagte ſie aber ſchon: „Ich gehe allein — nicht mit Ihnen.“ — „Gut, gut, erwiederte er empfindlich, Sie gehen alſo jenen Weg, und ich bleibe auf dieſem.“ Sie trennten ſich beyde, ſehr erhitzt von der hurtigen Arbeit und innern Bewegung. — Willibald war heute wegen ihrer Liebe ängſtlicher als jemals. Otto's Erzählung hatte ihm die Furcht eingejagt, daß, ſobald Mathilde ihre Mutter erkannt habe, dieſer neue Gedanke ihre ganze Seele viel zu mächtig ausfüllen werde, um einigen Raum für die Geſchlechtsliebe übrig zu laſſen. Er beſorgte, daß ſeine Zärtlichkeit, gegen dieſes neue, groſſe Gefühl gehalten, Mathilden nur ein alltäglicher, langweiliger Gegenſtand bleiben werde. — Trübſinnig gieng er dem Acker zu.

Der

Der Flachs war ellenhoch, und seine glänzende blaue Fläche gewährte einen reizenden Anblick. —

„Er geräth!“ rief Mathilde von dem einem Ende des Ackers her. „Er ist schon gerathen!“ rief Wilibald von der andern Seite ihr entgegen. Sie giengen langsam auf einander los, wie zwey Mißtrauische.

„Wann der Flachs blüht, sagte sie, dann schiebt er noch neun Nächte.“

„Ein bloser Aberglaube!“ rief er; und Beyde bemerkten mit Erröthen, daß sie an der Stelle ihrer ehemaligen Zusammenkunft standen. Mathilde blickte zur Erde nieder, und schwieg. Ein Taubenflug schwirrte jetzt lustig über die Liebenden hin.

„Sie waren gewiß seit unserer Saat noch nicht hier!“ fieng er wieder an, und reichte, seiner nicht mehr mächtig, nach ihrer Hand. Mathilde verweigerte sie ihm, und trat jetzt aufglühend in den Schatten des Birnbaums. „Gewiß, ich kam jede Woche zweymal hieher,“ sagte sie, und setzte leiser hinzu: „Man hat Sie nie wieder in dieser Gegend gesehen.“

Er fühlte sich von ihrem Vorwurfe getroffen, und das Andenken an jene Minuten ergriff ihn nun mit neuer Gewalt. „Damals, Mathilde, sagte er sanft, damals waren Sie gut!“

„Bin

„Bin ichs nicht?“ Sie reichte ihm erbebend die heisse Hand, und legte die andere auf seine Schulter! „Warum sagten Sie vorhin: unser Flachs? Ist er nun nicht mehr allein mein?“

„Nun?“ wiederholte er. „Nun nicht mehr? Nein, nimmer, seitdem du mir die Seele geraubt hast!“ — Ihr Puls setzte aus, und das arbeitende Pochen des jungen Busens schwellte selbst die mitleidende männliche Brust zu bangen Seufzern an. Aber sein ganzer Mensch sprach nur das Verlangen nach einem Kusse mächtig aus. Sie war in reiner Gluth entbrannt, und hielt mit beyden Händen schwach und zitternd noch den Geliebten von sich ab, dessen Arme sie schon fest umstrickt hatten. „Ach ich kann nicht — Ihnen kann ich nie einen Kuß geben!“ lispelte sie flehend; und aus den blauen Augen, die sie im letzten sanften Kampfe bald gebrochen gen Himmel schlug, traten zwey grosse Thränen. — Dürstend trank er ihre Thränen, siegreich erbrach sein sehnender Mund zum ersten mal das blühende Schloß ihrer Jungfräulichkeit, und heilend und freundlich sog er den süssen Schmerz aus der Tiefe ihrer Lippen, wie die Biene ihre Süssigkeit aus dem Saftkelch der Blüthe zieht. — Brust an Brust, lehnten sie da, und auf den Schwingen ihrer Seufzer sandte die Liebe geschäftig der fliehenden

den Freyheit und Jugend das letzte Lebewohl nach. — „Ach Wilibald!“ tönt' es melodisch in die Vogelstimmen des Gesträuches. „O schone mich!“ rief sie leise aus der innersten Seele, und drückte ihn mit heissen Zähren an das tiefverwundete Herz. — Er hörte endlich den zarten Ruf, und nahm ihre Hand. Still vereinigt, und versunken in die Seligkeit der ersten Liebe, giengen sie langsam neben einander fort; die Abendsonne goß ihre milde Gluth wohlgefällig über sie; das leichte Gewölk zerfloß ins alte, beständige Blau, und aus allen Büschen dieses lieblichen Hügels drang tausendtönig ihr süsses Brautlied.

„O, daß ich dich endlich gefunden habe!“ rief er jetzt schwärmerisch, und umschlang sie. „Daß du schönes, theures Mädchen, mit allem was du bist, endlich mein bist!“ Sie barg ihr glühendes Gesicht an seiner Brust. „Nur diesen einzigen Abend kommen Sie nicht!“ sagte sie, und drückte ihn jetzt mit Innigkeit und Jugendkraft an den Busen. Und wie sie den Schnittern nahten, sagte sie wieder mit dem letzten Händedruck: „Aber sie kommen doch gewiß heute Abends?“ Sie fürchtete den Geliebten, und konnte ihn doch nicht lassen.

Sainz Alban hatte sich eben mit Michelin tief in die Materie vom Nutzen und Schaden der Stop-

Stoppelhuth verwickelt, und ahndete nicht, wie sehr bey unsern Liebenden binnen wenigen Minuten die Zeiten sich geändert hatten. Mathilde gieng langsam und träumend fort, ohne ihren Freund zu grüssen. Sein liebendes Auge hieng einzig an ihr, und folgte ihrem Bilde nach. Aber sie wagte es nicht, ihre zärtlichen Blicke zu erheben. Erst in der Ferne wandte sie das Antlitz nach ihm, und verdoppelte dann ihre Schritte, um noch der verfolgenden Liebe zu entfliehen, an deren Banden sie sich gehalten fühlte.

Er umarmte seinen Freund, wie sie fort war. Aber, der Mann war ihm jetzt zu kalt. Er suchte bald das Weite. In die Büsche rief er seinen Jubel; mit den hohen, freyen Verglüften zog die Anzeige von seinem Glücke über die Welt. So stürmte er auf die Ruine zu, vor welcher Plinius still da saß, um seine Phantasieen in der Abendröthe zu baden, deren Wellen schon übers ferne Waldgebirge heraufrollten. — Er stand auf. „Du bist froh?“ rief er ihm entgegen. „Diese Ruine ist ein ernster Gegenstand. Ich blicke wehmüthig mit ihr hinab, über den Strom hin — über die stürmende Fluth der neuen Zeit weg — zurück, in ihre alte redliche Epoche.“

Wilibald schloß ihn ans Herz. „Sie ist

mein, rief er entzückt, ich habe auf ihren Lippen die Götterkost der ersten Liebe getrunken. Du liegst im Arm eines seligen Geistes!“ Sein Glück strömte über, und die bilderreiche Wärme seiner Schilderung ergriff auch seinen traurigen Freund.

Pinius hatte nemlich auf dem Wege nach der Ruine einen Brief gefunden, welchen Mariane verloren haben mußte. Die Unterschrift war von ihrer Freundin Eugenia, welche Marianen einige mitgetheilte Fragmente aus deren Tagebuch zurücksandte, über das Schicksal ihrer Freundin jammerte, und ihren hohen Entschluß pries. — Diese Fragmente bestätigten nur zu sehr, was Pinius längst befürchtet hatte: — Marianens Leidenschaft für unsern Helden, ihren Kampf, und den stolzen Entschluß, alles durch den gewaltsamen Vollzug eines Ehebündnisses zu endigen, dessen Hintertreibung, schon bey Wilibalds erster Erscheinung, ihrem empfindlichen Ehrgefühl nicht mehr erträglich geschienen hatte. — Doch, auch wir wollen den Schleyer dieses unglücklichen Geheimnisses nicht gänzlich heben. — Erschrocken über die zu vermuthende tödtliche Unruhe Marianens bey Entdeckung dieses Verlusts, hatte er seiner Freundin alles durch einen Eilboten nachgesandt, sich zum Vertrauten ihres Herzens selbst geweiht, und ihr

eine

eine ewige Verſchwiegenheit zugeſichert. — Jetzt überfiel ihn neue Traurigkeit, als unſer Glücklicher auf ihn zu trat, und er bedurfte Zeit zur Faſſung, um nicht einen zweyten Frieden zu ſtören.

„Du Beſter!“ ſagte er gerührt. „Mein Herz fühlt dein Glück, und wehe dem, welcher es dir jemals zu verbittern fähig wäre!“ — Kronach fuhr fort zu ſchwärmen. „Aber, ſagte er zuletzt mit groſſer Aengſtlichkeit, warum bin ich denn ſo ſelig — und warum iſt ſie nur ſo innig, immer ſo ſchmerzlich und verſagend?“

Glaube mir, erwiederte der Mahler, nicht der erſte Kuß — nein, die erſte Sehnſuchtsthräne, von der Zärtlichkeit gegeben und von der Jugend in ſüſſem Schmerz vergoſſen, verkündigt den Silberblick der erſten Liebe, ſo wie in der erſten Liebe ein Silberblick der ſchönen menſchlichen Frühlingszeit aufſpringt, rein, wie ein Bild der Götter. — Soll nicht die Heide ſtill und tief über ihre verlorne Freyheit trauern? Laß ſie ruhig. Ihr Schmerz iſt in der ſchönen Menſchennatur gegründet. — Die erſten Thränen der Liebe entſcheiden völlig über Geſchlecht und Leben. Lange kämpft die Sehnſucht mit dem Stolz, die Zärtlichkeit mit der Wildheit und unbändigen Jugend. Aber mitten im heftigſten Kampfe bildet ſich ſchon die zarte weibliche Natur,

und öffnet zum ersten mal diese köstlichen Schleusen — und mit ihnen ein Leben voll Gefühl, eine neue Welt des Schönen und Zarten. Mit diesen Thränen ist es um die Jugend geschehen. Alles schmiegt sich in die Schranken des Geschlechts, in die Bestimmung des Weibes. Die Jungfrau hört auf, Mädchen zu seyn; — sie mag den Sinnen noch widerstehen oder unterliegen, so behält sie doch von diesem Ereignis ewig etwas Mildes, Verweintes; eine Spur von Amors Siege, die dem Blick des Weiberkenners nicht entgeht. Die Liebe hat ihr Auge schon gebrochen; seine Flammen strahlen von nun an feucht; sein Feuer brennt nur unter dem Wasser der Zärtlichkeit fort. — Es ist lächerlich, wenn ein Weib — selbst das geistvollste — zu verbergen hofft, daß sie schon geliebt hat."

Bey allen Trostgründen, die ihm jetzt der Mahler über Mathildens blöde Neigung gab, fürchtete er doch insgeheim ihre baldige Bekanntschaft mit der Mutter, die er ausser dem so sehr wünschte. Ueberhaupt hatte seine Liebe sich nie besorgter gefühlt, als jetzt, da sie am schönsten gekrönt war. Indessen dauerten diese Sorgen immer nur wenige Augenblicke; dann fiel er wieder entzückt seinem Freunde um den Hals.

Zu Hause fanden sie eine Einladung Otto's, und

und als ſie hinauf gehen wollten, kam eben Franz aus der Stadt zurück, um zu berichten, daß der Finanzrath und ihre Freunde den morgenden Sonntag hier zubringen wollten. Des Morgens vorher ſollten Wilibald und Pinius erſt eine Jagdpartie im benachbarten Salen'ſchen Walde mit dem Aſſeſſor machen, wovon dieſer ſich ſehr viel verſprach. Sie ſagten es ihm zu, und giengen auf den Berg.

Mathilde war ungewöhnlich weich und furchtſam. Es ſchien ihr erſt jetzt recht leid zu ſeyn, daß ſie ihrem Freund, der ſie ſo mächtig liebte, und im Unglück ihr treuer Beyſtand und Troſt geweſen war, eine nicht unbedeutende Wunde beygebracht hatte. Des Aſſeſſors Scherze hierüber gaben ihr zwar Laune und Witz; allein die Freymüthigkeit fehlte ihr, und die liebenden Blicke des Geliebten machten ſie ſcheu.

Saint Alban meynte, die Unart, ſich durch das Uebertreffenwerden von Andern beleidigt zu finden, ſey ihm heute an Mathilden um ſo mehr aufgefallen, da ſie ſonſt gewöhnlich nur Kindern, und ſehr lebhaften jungen Männern eigen ſey.

Pinius labte ſich jetzt mit innigem Wohlgefallen an Mathildens Seelenzuſtande. Er ergriff ihre Hand und ſagte lächelnd: „Vielleicht war

Ihr

Ihr Gemüth heute eben in einer nur ihnen bekannten, besonders lebhaften Bewegung — und dann erscheint mir Ihr Angriff auf meinen unglücklichen Freund als eine blos körperliche, unwillkührliche Handlung."

Sie antwortete, gegen Wilibald gewandt, in tiefaufseufzendem Ton: „Ich hoffe, Sie haben mir schon verziehen; aber ich muß es doch bekennen, daß ich Sie mit Vorsatz stieß, und so lange auf Sie erbost war, bis ich Blut sah. Ich hatte wahres Verlangen, Ihnen weh zu thun." Sie sah ihn zornig an.

„Und wünschten's wohl noch?" sagte Minus. „Und was hat Ihnen denn der arme Unschuldige, seit dem Sie ihn kennen, noch je zu Leid gethan?"

„O — was weis ich!" fuhr sie heraus, und wandte sich mit Schmerz von ihm, um hinauszugehen. — Wilibald winkte dem Mahler, daß er von ihr ablasse. — „Es war mir, sagte ihm dieser im Fenster, als hörte ich die Stimme der Göttinen Homer's, wenn sie sich über den siegreichen Amor so bitter beklagen, daß er ihren Götterleib den Umarmungen eines sterblichen Mannes erliegen ließ."

„Es ist aber doch sonderbar — erwiederte Franz, auf St. Albans Bemerkung, über die er wäh-

während deſſen nachgedacht hatte — daß der Menſch ſo jetwas übel nimmt! Wie viele Leute giebts, die es ſchlechterdings nicht ausſtehen können, wenn man ſie im Springen, Reiten, Heben, Mähen, Fechten, Ringen, Tragen, Schwimmen, Prügelhalten oder Geben übertreffen will! Sie werden ungezogen, ja ſie können ſich darüber duelliren, wenn Geſellſchaft dabey iſt —"

„Beſonders, fiel Pinius ein, wenn weibliche Geſellſchaft dabey iſt, und hauptſächlich im Beyſeyn ſchöner, oder geliebter Mädchen."

„Indeſſen, fuhr St. Alban fort, wird man dis nur bey Leibesübungen finden, welche eine beſondere Muskelkraft, Gewandtheit oder Behendigkeit des Körpers erfordern. In der eigentlichen Kunſt hingegen zeigt ſich der Menſch ſchon als ein freyeres und liberaleres Weſen, welches nur die Geſetze des Schönen anerkennt, und ſich gern unter ihre Macht ſchmiegt. Wer kann wohl ganz ſein Vergnügen unterdrücken, wann er in der Dichtkunſt, Mahlerey oder Muſik ſeinen Meiſter findet und anerkennt?"

„Ganz richtig, ſagte Franz, und mich dünkt, im Felde der Wiſſenſchaft herrſchte wieder eine andere Denkungsart."

Dis zog die Geſellſchaft in einen weitläufigen

Streit

Streit über Selbstsucht und Liberalität, der mit Lebhaftigkeit den ganzen Abend fortgesetzt ward. Unser Freund nahm wenigen Antheil daran. Er wiegte sich, der Geliebten gegenüber, auf den Blütenzweigen seines heutigen Traums, er wähnte die Schläge ihres Herzens zu fühlen, und der Geist ihrer Lippen flüsterte immer noch küssend zwischen den seinigen. Dann blickte er wieder hinauf zum Heer der freundlichglänzenden Sterne, die mit ihm zu lächeln, und funkelnd sich von seinem Glück zu unterreden schienen. Und so mancher süsse Blick aus Mathildens Augen voll Licht goß ihm neue Seligkeit ins Herz.

Als die Geliebte verschwunden war, zog St. Albans heutige Erzählung und die besondere Manier, womit dieser Mann jetzt einen gelehrten Streit führte, seine Aufmerksamkeit auf sich. — Er hatte in St. Albans Geschichte Poesie und romantische Wunder erwartet, und — so wie immer — nur kalte Entwickelung, und gutfranzösische Prosa, in deutscher Form vorgetragen, gefunden. — Schon längst beschuldigte er seinen Freund insgeheim eines gewissen Bestrebens, prosaisch zu seyn; und hierüber war er dann immer am ärgerlichsten, wann St. Alban sich selbst zuweilen über einem scharfen, leidenschaftlichen, imposanten, oder poetischen Satz

ungern

ungern zu betreffen ſchien, und nun ſogleich bemüht war, ſich recht rund, ruhig und proſaiſch auszudrücken, ſo, daß er auch die gemeinſten Wendungen in der Rede nicht verſchmähte. — „Ueberhaupt, ſagte er, ſcheint mir St. Alban jetzt wieder zu jenen Menſchen zu gehören, die uns nur ſelten durch ihre Handlungen, und niemals durch die Verfahrungsart, genialiſch erſcheinen. Von ihren Ausſprüchen hält man ſich beſtändig viel zu erwarten berechtigt, ohne je befriedigt zu werden. Wenn ſie einmal ihr vollſtändiges Urtheil herausſagen müſſen, ſo ſpitzen wir die Ohren darauf; es erſcheint uns unzulänglich und oberflächlich, gerade wenn es am gründlichſten iſt; wir möchten es nicht ſogleich unterſchreiben, und können es doch hinterher nicht tadeln, weil am Ende auch unſere Meynung ebenfalls ſo ziemlich darauf paßt. Immer glauben wir uns in unſerm hohen Glauben von ihnen getäuſcht, und doch fahren wir fort an ſie zu glauben; und die Unbekanntſchaft mit den Urſachen zu ihrer kühlen und leichtgehaltnen Verfahrungsweiſe erpicht uns warme Menſchen nur immer mehr auf die nähere Kenntniß von ihnen.“

Am folgenden Morgen waffnete man ſich ſehr frühe, und nachdem Willibald das Nöthige zum Empfang der heutigen Geſellſchaft mit Handchen

angeordnet hatte, zogen unsere Freunde zur Jagd aus. Diese dauerte aber viel länger als man vermuthet hatte. Der Finanzrath mußte sich Mathilden zu seiner Wirthin erbitten, und murrte gewaltig, als er sich mit seiner Gesellschaft ohne Wildhalden zu Tische setzen sollte. — Niemand vermochte die Unterhaltung die er eigentlich liebte so leicht zu finden und zu leiten, als unser Held, der sein Herz am genauesten kannte. — Noch mehr verdroß es ihn, daß auch St. Alban heute vermißt war.

August führte Nachmittags die jungen Leute auf die Ruine wo sie bald anfiengen leichtfertig zu werden. Schon bey Tisch war viel getrunken worden, und um die Tageshitze zu tödten, schlürfte man jetzt eben wieder kühlen Wein. Mathilde hatte sich geweigert mit herauf zu gehen, weil sie sich heute in einer ängstlichen Lage befand. Ein junger, lebhafter Officier, Mariannens Verwandter, war den ganzen Tag über etwas zudringlich gegen sie gewesen, und wurde jetzt im höchsten Grade, da ihm der Wein zu Kopfe stieg. Mit Ungestümm verlangte er, sie sollte ihn küssen, und schwur, sie sey das reizendste Weib auf Erden, für die er alle Martern leiden wolle. So wie sie sich fortzustehlen suchte, machte er Miene, sie nach Hause zu begleiten. Minelli und der Kabinetsrath

lich that ihm eben ernstliche Vorstellungen, als die junge Mathilde schnell nach dem See hinab in den Wald entschlüpfte. Der sinnige folgte ihr mit Eyfer. Minelli winkte dem Kabinetsrath, und Beyde liefen ihm nach. Erschrocken entschloß sich die übrige Gesellschaft zu folgen. — Das alles dauerte aber einige Zeit; und ehe sich Alle im Walde wieder zusammenfanden, hörte man schreyen, lärmen und Degen klirren; und auf einmal eilte alles nach einer Stelle, wo Wilibald eben, ringend mit dem Officier, den Degen desselben zerbrach, und im Begriffe war, ihn bey der Brust zu fassen. Minelli flog dazwischen, und man trennte sie.

Die fliehende Mathilde war gefallen, und an einem Dornenstrauche hängen geblieben. Sie hatte der Officier sie ereilt, und während er versuchte, die Schreyende mit Gewalt zu umarmen, rief ihn der zurückkehrende Wilibald ziemlich unsanft an. Mit Wuth zog der Trunkene sogleich den Degen und unser Held sein Couteau. Dem letztern gelang es aber, jenen zu entwaffnen; der Officier drang herzu, um seinen Degen wieder zu erbeuten, und in diesem Handgemenge war die Klinge zersprungen.

Mathilde fiel jetzt, halbtodt vor Entsetzen, in Marianens Arme. Plinius und Franz, die eben

eben auch herzukamen, standen da, wie aus den Wolken gefallen. „Das war der Schrey, rief ihnen Willbald zu, weßhalb Ihr mich so plötzlich vom Wege ab in den Wald springen sahet!“ — Der Officier sprach von einer infamen Behandlungsart, und verlangte Degen. „Ich weis nicht, mein Herr, sagte unser Held in der größten Hitze, wozu ein Mann, ja ein Soldat, der einer Dame Gewalt thut, einen Degen verlangen könnte — aber zum Glück giebt es hier eine Gewehrkammer — Sie sollen sogleich einen haben, um mich nur geschwind von neuem in den Stand zu setzen, Ihre Verdienste zu belohnen und Ihre Tapferkeit abzukühlen.“ Er grüßte erst jetzt die Gesellschaft, und bat den Kapellmeister heimlich, das Nöthige zu besorgen.

Es waren jetzt mehrere Männer da, und die Achtung für die Frauen wurde schnell hergestellt. Franz übernahm den Vortrag bey Untersuchung des Streits. Die Gesellschaft konnte nicht anders als zu Kronachs Vortheil entscheiden.

„Allerdings sind Sie ein Ehrenmann — ich ein Rasender!“ sagte der Officier, den der Vorfall nüchtern gemacht hatte, und wandte sich zu Mathilden. „Wenn ich mir schmeicheln dürfte, mein Fräulein, daß Sie mich nüchtern zu einer so wahnsinni-

ſinnigen Handlung für unfähig hielten, in die mich der gemißbrauchte Wein geſtürzt hat, ſo würde ich es wagen um Ihre Verzeihung zu flehen. Allein ich darf wohl erſt in der Folge auf dieſe Gunſt Anſpruch machen. Mein Vetter Kronach wird es mir indeſſen bezeugen, daß ich mich lange geweigert habe, zu trinken. — Und Sie, mein Herr, ſagte er zu ſeinem Gegner, waren mir leider ſo völlig unbekannt wie ich Ihnen; und daß unſer erſtes Zuſammentreffen, wovon ich mir vor wenigen Stunden das größte Intereſſe verſprach, ein ſo gehäßiges Licht auf mich werfen mußte, das habe ich allein zu bejammern! Inzwiſchen läßt mich mein bisheriger guter Ruf, welcher zum Glück dem Herrn von Salen bekannt iſt, doch hoffen, daß Sie, nach dem, was zwiſchen uns vorgefallen iſt, wenigſtens nicht abgeneigt ſeyn werden. —"

„Erwarten Sie alles von mir, ſagte Willibald mit einem verbindlichen Händedruck, was ein Mann ſich zur Pflicht machen kann, auf welchen man den Degen gezogen hat — der ſich aber untröſtlich darüber fühlt, daß er unſchuldig und unwiſſend das Gaſtrecht in einem Verwandten beleidigte. Eine übele Gewohnheit meines Bruders, die Leute zum Wein zu nöthigen, hat mich ſeit einigen Minuten ſchon die Sache anders betrachten laſſen;

lassen; und so tief ich auch Ihr Unglück fühle und bedaure, so sehr fühle ich mich doch zu der Bitte gedrungen, daß wir die Sache für heute ruhen lassen, und uns harmlos in Hainberg willkommen heissen. Wir befinden uns übrigens jetzt nur unter jungen Leuten und nur unter Freunden im besten Sinne des Worts."

Verwirrt drückte ihm der Officier die Hand, und entfernte sich mit den übrigen Männern. Wilibald begleitete das weibliche Geschlecht in die Ruine, und schalt dort auf die Thorheit seines Bruders. Keine der Frauen hatte das Herz ein Wort zu reden, oder sich vor Entscheidung der Sache wegzubegeben. Nach einiger Zeit wurde unser Held hinausgerufen, und seine Freundinen erblaßten. Als die Männer sich von der Ruine entfernten, wollte die zitternde Mariane ihnen nach — Mathilde weinte laut, und rief, die Hände ringend: „Ach unglückliches Mädchen, was habe ich gethan!" Nur Luise blieb ruhig, und rechnete auf den Assessor.

Nach wenigen Minuten führte ein Gegner den andern herein, und der Friede wurde verkündigt. — Der Officier war landfremd. Der Vorfall hatte sich unter vertrauten Freunden zugetragen. Daher war das Aeussere völlig dazu geeignet, die Sache zu ver-

verheimlichen. Ein Duell kannte ausserdem auch leicht grössere Feindschaft zur Folge haben, und dieser mußte gerade der Officier, in Bewußtseyn des begangenen Fehlers, ein freundschaftliches Verhältniß weit vorziehen. Franz hatte ihnen also vorgeschlagen, sich als Männer von Ehre anzuerkennen, und, wie es Verwandten gezieme, allen Groll abzuschwören. Dieser Vorschlag hatte sogleich Eingang gefunden. Man gelobte sich eine tiefe, allgemeine Verschwiegenheit an, die auch von den Frauen erbeten ward, da der Vorfall sogar den Alten verheimlicht, und überhaupt wie eine ärgerliche Spielerey unter jungen Leuten angesehen und vergessen werden sollte.

„Mit diesem letzten Trunk, — sagte der beschämte Soldat, indem er mit zwey vollen Römern auf seinen neuen Vetter los gieng — den ich Ihnen auf eine herzliche Versöhnung zubringe, sage ich dem Wein auf ewig gute Nacht!" Er hatte Thränen in den Augen, die ihm zur Hälfte der Zorn und Aerger, zur Hälfte aber der Abschied vom Wein auspreßte.

„Um Gotteswillen, mein Herr, schrie Manelli, und lief eilig herzu, wer wollte nicht trinken, solange die milde Erde noch einen Tropfen Re-

ben-

benfaft liefert! Sie sind im Begriff eine Todsünde zu begehen; und wer bitten kann, der helfe mir!“

Wirklich brachte man ihn mit vereinigten Kräften von seinem Entschluß ab, und des Kapellmeisters feurige Lobrede auf den Wein stifte sogar ein unerwartet fröliches Verhaltnis wieder her, dem sich zuletzt auch der bekümmerte Kriegsmann nicht ganz entzog, da nicht nur Wilibald selbst, sondern auch jedes andere Glied der Gesellschaft sich bemühte, ihm Achtung zu zeigen. — Aber Mathildens Güte brach ihm vollends Stolz und Herz. Sie bewegte sich auf einmal rasch nach ihm hin, und drückte, leicht vorüberschwebend, einen Kuß auf seine Lippen. Weit von ihm, neben unserm Helden stehend, rief sie dann lächelnd herüber: „Ich bin Ihnen jetzt recht gut!“ Er gerieth ausser sich, und wollte ihr danken, und behauptete, erst jetzt fühle er seine Ehre vollkommen gerettet. Man freute sich seiner Gesinnung, die Nähe der Schönheit ergriff ihn, das Gefühl vom nachbarlichen Werthe seiner eignen Menschheit erhob sich wieder, und es ward dem feurigen Jüngling wohl unter so edlen Gestalten, denen er sich versöhnt fühlte.

In Mathildens Stimmung hatte diese Begebenheit eine Veränderung bewürkt. Mit ihrer Liebe war es Ernst geworden, und sie hielt sich jetzt

gern

gern zu ihrem Freunde. Einmal nahm ſie ſeine Hand, und als er die ihrige lange ans Herz drückte, blickte ſie ihm freundlich, aber mit einer gewiſſen ängſtlichen Sehnſucht ins Auge, welche dem Blick der Geſellſchaft kaum entgieng. Sie erſchien als ein ihm untergeordnetes, zu ſeiner Parthey gehöriges Weſen, und mochte ſelbſt dann nimmer aus ſeiner Nähe weichen, wie ſie ſchon wieder zu der gröſſeren Verſammlung gelangt war, wo ihr unter einer Menge froher Menſchen auch der rüſtige Vater zur Seite ſtand. Alle Welt auſſer ihm, beſtand in ihren Augen aus kleinen Nebenperſonen, nur eines flüchtigen Anſchauens werth; aber ihm dankte ſie feyerlich für jeden zärtlichen Blick; und jeden der ihrigen wünſchte ſie mit ihrer ganzen Seele zu befrachten. — Als ihm der Finanzrath und Mariane auferlegten, daß er zur Strafe für ſein langes Auſſenbleiben, auf etliche Tage mit in die Stadt reiſen ſolle, und er ſich nun hierzu anſchickte, und ihren Vater dringend bat, ihm zu ſchreiben, ſobald er gewiſſe Nachrichten erhalten werde, und von unbeſtimmter Zurückkunft ſprach, und endlich die Arme gegen ſie zum Lebewohl ausbreitete — da ſchwoll die junge Bruſt zum erſten mal von niegefühlter Sehnſucht auf, und ihre durſtigen Lippen baten ſelbſt wehmüthig um den Abſchiedskuß.

Auf Mariannens und ihres Mannes Erinnern, daß man bis jetzt in Hainberg noch viel zu wenig verzehrt habe, wurde einmüthig beschlossen, im Herbste hier noch recht oft zu haushalten. Auch hatte der Graf von einer Reise nach Hainberg so bestimmt gesprochen, daß man sicher auf diesen Besuch rechnen konnte. „Und da muß mir, sagte Mariane, noch etwas Beträchtliches drauf gehen. Es ist ja fast so, als wenn unser Finanzminister von den Jahresrevenüen immer noch die Begräbniskosten unserer hiesigen Luft und Herrlichkeit zurückhalten oder sparen sollte!“

Unserm Freunde fuhr der sonderbare Ton, mit welchem sie das sagte, durch die Seele. Ach! Er hatte schon bemerkt, daß sie blaß aussah, und ihre Gestalt bey weitem nicht mehr so frisch und vollkommen war als sonst. — „Mariane gefällt mir nicht!“ sagte er auf dem Wege zu Minelli'n. „Das macht wohl, antwortete dieser, daß der heutige Schrecken auf der Ruine noch in ihren Zügen liegt. Aber, setzte er ernsthaft hinzu, wenn Mariane und ich uns vor zehn Jahren gesunden, und, wie mir wahrscheinlich ist, geliebt hätten — glaube nur, wir wären ein seliges Paar! Auch strömt unser Leben mit gleicher Flüchtigkeit; nur in verschiedenen Ufern. Die Gutwilligkeit unserer Welt ver-

vermag uns nicht zu helfen. Denn im Kern des Herzens arbeitet der Wurm. Unsere Hülfe bringt die Zeit. Ihre Posten schleichen schon aufmerksam an uns vorüber, und fragen, ob wir zum Aufbruche bereit sind."

Das waren Bilder, deren Anblick den fühlenden Freund tief verwunden mußte. Mit schwergepreßtem Herzen kam er in die Stadt zum väterlichen Hause. — Aber da trug ihm Mariane schon wohlgemuth sein kleines liebes Mädchen entgegen, und die Mutter rief ihm freundlich zu: „Wie gehts unserer guten Mathilde?" — Wie heiß liebte er seine Mutter für ihre Frage, und für ihr hoffnungsvolles „Unser"! Fröhlich erzählte er noch diesen Abend seinem Vater St. Albans Geschichte. „Laß das alles noch zwischen uns Beyden geheim bleiben," sagte der Finanzrath. „Aber der Himmel wende es zu unser aller Bestem; denn ich muß Dir sagen, daß mich die Sache sehr zu interessiren anfängt."

Als Wilibald des andern Tages zur Ministerin wollte, war ihr Gemahl eben im Begriff in den Wagen zu steigen. „Fahren Sie mit mir zu meiner Frau!" rief er ihm zu, und Wilibald setzte sich ein. Der Wagen hielt vor einem prächtigen Pavillon. Die Gräfin flog ihnen entgegen, und war erstaunt, unsern Helden beym Grafen zu se-

hen; oder vielmehr, sie ward über und über roth, als er sie grüßte.

„Wir besuchen dich, sagte der Graf unter Küssen, in deiner stillen Oede, und wollen im Garten noch Eins zusammen trinken, wenn es dich nicht stört.“

„Jetzt?“ fragte sie verwirrt. „Guter Sima, du erlaubst mir wohl deinen Wagen. Eben wollte ich nach dem meinigen schicken. Der Abend wird so schön, und ich wünschte noch weit weg zu fahren — auf den Wiesen am Strome hinab — wo die alten Trauerbirken stehen.“

„Dann muß dich aber Kronach begleiten!“ wandte er ein, und es entstand ein kleiner Streit, worinn die Ministerin zu bewirken suchte, daß ihr Gemahl und Wilibald beyde sie begleiteten. Sie schien dieses mit einiger Aengstlichkeit zu wünschen. Er hingegen war einmal zum Trinken im Garten aufgelegt, und bat sie, lieber ihnen Gesellschaft zu leisten. — Die Ankunft des Assessors entschied. Der Graf hatte nun Aussicht auf einen bessern Trinker, die Gräfin auf einen liebern Gesellschafter, und so reichte sie schnell, und sichtbar froh, unserm Helden den Arm, und flüsterte mit einem tiefen Seufzer: „Dem Himmel sey Dank!“

Sobald sie im Wagen saßen, ward sie ernst, und

und sagte mit rührender Stimme: „Bleiben Sie mein Freund!“ — „Theure Gräfin!“ rief er aus, und küßte ihre zitternde Hand. „Aber schwören Sie mir das, fuhr sie wieder fort, bey allem was ihnen werth ist.“ — „Beym Himmel!„ sagte er erstaunt; und milde Thränen entfielen ihren Augen.

Nach einigen vergeblichen Versuchen, zu reden, brachte sie endlich die Worte vor: „In diesem Garten durften Sie nicht bleiben — dürfen nie wieder hin!“ Sie sank zurück, und verhüllte das Gesicht. Willbald blickte um sich, erkannte das Lustwäldchen, und blieb starr neben ihr sitzen.

Er hatte geschworen, ihr Freund zu bleiben, und was ersann er nicht, sie zu entschuldigen! Aber vergebens! Die Beleidigerin des Grafen, dessen Liebenswürdigkeit ihm jetzt recht lebendig vor der Seele schwebte, mußte eine groſſe Sünderin seyn. Immer hatte sie ihn so herrlich getäuscht, indem sie unter ihren leichtsinnigen Worten schöne Handlungen verdeckte; immer hatte er geglaubt, ihr zarter Stoff sey nicht an die Sinne gebunden, und längst habe ein guter Gott ihrem Innern das Siegel vollendeter Hoheit aufgedrückt. — Aber jetzt — da saß sie ja neben ihm, die Repräsentantin des ewig sinnlichen Geschlechts, um seinen Glauben an dieses zu vernichten. Er hörte schon mit Schmerz!

des

Assessors Hohngelächter, wovor die Gefallene vergehen mußte! Die Zeit ihrer Täuschungen war vorüber, und die bittere Wahrheit strömte aus ihrem schönen Auge.

So weit sprach das Gefühl des Rechts und der Pflicht. Allein, sie selbst saß an seiner Seite — die Arme, deren Bekenntniß sein Mitleiden forderte, indem es sanft auf seine Mitschuld hinwies — die gute Seele, welche für seinen seligsten Genuß im bisherigen Leben, einzig sich selbst verurtheilte — das theure Weib, dessen Leben durch jene Nacht mit dem seinigen innigst verwebt, ja ein Theil von diesem geworden war — das schöne Gemüth, in dessen Vollgenuß er sich so unabhängig von den Sinnen gefühlt hatte, daß das Andenken an jene Augenblicke ihm ewigwerth bleiben mußte! — Fesselte ihn nicht eine dankbare Freundschaft auf immer an das holde Wesen?

Ergriffen vom Bilde der genossenen Freuden, legte er seine Hand sanft an ihr Herz. „Ich habe nur ein Gefühl, sagte er endlich; es ist das Nachgefühl einer Wonne, zu deren Genuß ich das Menschenherz weder fähig noch würdig glaubte, ehe mir jene Götterstunde schlug. — O, warum muß die Pflicht sie uns verdammen!"

Er ward wieder düsterer, und sie verhüllte das Antlitz

Antlitz tiefer. Schweigend fuhren sie jetzt zwischen lieblichem Gebüsch unter den weissen Birken hin. Der Wagen hielt, weil sie hier gewöhnlich umherzuwandeln pflegte. Beym Aussteigen gab sie ihm ein Zeichen, sich von ihr zu entfernen, und gieng langsam durch das Gesträuch. Aber ihre Angst marterte sein Herz zu sehr; er mußte bald wieder zu ihr, und fand sie auf einer steinernen Bank am Flußufer, wo sie mit gefalteten Händen saß, und weinte. Als sie ihn entdeckte, winkte ihm das reuige Weib, und sank herab auf ihre Knie. „O geliebter Freund, (rief sie, und beichtete dann, die Augen und Hände zum Himmel gewandt) meine Seele kannte die Sünde nicht. Aber mein Herz, zwischen den Stürmen der Liebe und einer heissen Sehnsucht nach Mutterfreuden herumwogend, ergab sich einmal den Sinnen — wenn die Liebe Sinnen kennt — doch du, Gott, der nach Jahrtausenden noch im weiblichen Herzen die alten Triebe erforscht, wovon einst Rahel und Lea glühten, du weist es: mein Herz wollte sich nicht ergeben — es ergab sich, um dann auf ewig geliebt, auf ewig treu zu seyn!"

„Julie!" rief unser Freund der Büssenden zu. „Die himmlische Macht, die Dir nicht verzieh, hätte nie Barmherzigkeit geübt! Sie zürnt nicht ewig

über

über jene Stunden, über jene Träume, in die uns das irre Herz wiegte!"

„Uns?" wiederhohlte sie. „Habe Dank, du Edler, daß du dich als meinen Genossen nennst. Aber ach, das ist nicht so — du warst nur die Beute meiner That. Folgtest du jenem letzten Worte, jenem Wink auf „Uebermorgen?"

„Ja," erwiederte er, mit treuherziger Sehnsucht nach Theilnahme an ihrer Schuld.

„Nein, ich folgte nicht!" sagte sie heiter. — „Aber wer in meinem Fall aus der Natur heraustreten konnte, war ein Engel, ich — ein Weib. Ach, daß der zärtlichgeschaffene Mensch sein Verbrechen nicht zu hassen vermag! Ich fühle nur Thränen. Sind es Thränen der Reue, o so ist die Reue süß. Geh und laß mich Busse thun!"

Er gieng am Gestade hinab. „Sie hat Recht," rief er aus. „Man bekleide Moses und Homer's weibliche Gestalten mit der modernen Intrigue und Kultur, so werden die unsrigen, und immer die alten, dastehen. — Der Mann hat sich verändert; die Kultur hat ihn feig und weichlich gemacht: der Charakter des Weibes aber bleibt sich in jedem Wechsel der Zeiten getreu; das heißt: seine wunderbaren Neigungen und Postulate sind, trotz aller Zeit und Bildung, immer noch dieselben. — Aber,

will

will man die Philosophie aller verschiednen sich widersprechenden Sekten in einem einzigen Bilde darstellen, so male man nur ein ächtes Weib. Glaubt Ihr, aus einem ihrer Züge den Cynismus hervortreten zu sehen, so hat — ehe Ihr noch darauf sinnen könnt, ihn zu tadeln — der folgende Zug schon einen Beleg zum Platonismus, Realismus, zur Skepsis und allen übrigen, an seinen Nachbar sanft angelehnt und mit diesem innig verschmolzen. Ihr werdet verwirrt, starrt das Ganze an, und rufft bewundernd aus: das ist ein Weib! — Und wer bin ich, dir gegenüber, schöne Julie? Kann ich je aufhören, dich zu bewundern und zu lieben? War ich nicht der Hochbeglückte durch dich, in jenen Stunden, deren zarte Bilder, in rosigte Gluth getaucht, jetzt meinem Herzen vorüberziehen? — O gewiß, auch der Himmel hört jetzt dein Gebet! Der Schöpfer selbst sprach ja einst das Wort der Verzeihung über die ersten Geschlechter: Ich will ihn nicht mehr vertilgen, den geliebten, bösen Menschen, der mein Geschöpf ist; das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf, und immerdar. — Weine nur, theure Betende! Dort sieht Hainbergs Gemäuer sonnig und freundlich zu Dir herüber. Dort lebt etwas, schön und engelrein. An jenem Bilde stärke dich!

— und

— und du, deren schuldlose Brust dort athmet — könntest du wohl je den schönen Vertrag brechen, welchen Mann und Weib frey und herzlich, mit dem heiligen Willen unterschreiben, sich den Folgen der Treue — sie seyen auch Entbehrung, Leiden und Tod — willig zu unterwerfen? Wirst du auch so innig, so treu und ewig lieben können, wie deine herrliche Mutter?"

Juliens sanfte Stimme drang jetzt aus jenem Dickig herüber. Ihre Augen waren roth, aber ihre Mienen ruhiger. Sie lehnte sich an seine Brust, und indem sie zum Himmel emporsah, flossen ihre Thränen wieder häufiger. Magdalena lag an seinem Busen.

„Schwöre mir Treue gegen deine Pflichten!" sagte er sanft, und sie hob schwärmerisch die Hände hoch gen Himmel. „Wahrlich, du bist versöhnt!" rief er aus, und hob auch seine Hand, um Treue zu schwören.

„Für Mathilden!" schluchzte sie, und zeigte nach der Ruine über den Strom hin. „Ihre und Deine Reinheit haben meine Seele gerettet. Und so laß uns mit einem Kusse von der Sünde scheiden!"

„Du süßes, vollkommnes Bild deines Geschlechts!" sagte er und drückte sie ans Herz. „Du treuer

treuer und voller Innbegriff des Weibes, wie es überall und immer war und seyn wird! Wer vermag deiner Reue zu widerstehen, die du in diesem heiligen Kuß aushauchst!"

Sie blickte ihn heiter an. „Du bist schuldlos und gut, sagte sie. Denke du, daß ich wieder glücklich sey. Auch will ich wie sonst froh und ruhig leben, und wartete meiner eine Welt voll wohlverdienter Strafe. Die Strafe ist kein Uebel, sondern die Schuld — und diese, o mein Freund, diese ist ja nun vorüber! Meine Seele kennt die Sünde nicht mehr."

Sie bewegte die schönen Glieder mit neuer Leichtigkeit, und ließ sich, unter heitern Gesprächen über die Pracht des Abends, zum Wagen führen, welcher sie aber nicht zum Gartenhause, sondern geradezu in die Stadt bringen mußte. Unsern Freund entließ sie mit einem dankbaren Händedruck.

Wilibald hüthete mehrere Tage lang sein Zimmer, und der seit einiger Zeit ihm vorgekommene vielfache Stoff über das weibliche Gemüth drängte seinen Kopf so gewaltig, daß er sich nicht enthalten konnte, seine Gedanken in einen schriftlichen Aufsatz zu bringen, der manches Gute enthielt, für unsere Geschichte aber zu vielen Raum wegnehmen würde. — Uebrigens fühlte er sich im Innern ziemlich

sich ruhig, und in Rücksicht auf das Aeussere seiner Geschichte wünschte er sich Glück, daß ihn der Zufall zum Opfer eines edeln und gebildeten Weibes gemacht hatte, die nicht von gemeiner Leidenschaft brannte, sondern nur von leichtfluthender Liebeswärme belebt war. „Wer sich einmal, sagte er zu seinem Freunde Plinius, einer ungerechten Liebe überläßt, dem wünsche ich wenigstens einen Gegenstand, der in Rücksicht auf Herz und Denkungsart eine gewisse Höhe behauptet."

„Gemeinheit, sagte der Mahler, ist hier das Allerfürchterlichste. Ein edles stolzes Weib bleibt, wenn du auch ihrer Liebe längst entflohen bist, doch deinem Leben noch getreu, und ewig geheim wie das Grab. In ihrer edeln Brust welkt die Blüte deiner Liebe nimmer. Die stolze Seele ehrt mit ihrem Geheimnis auch Dich, für den sie einst schwach war. Deine Gefahr macht sie zu der ihrigen, dein Leben liebt sie wie einen abgeschiedenen Freund, und vergißt des Wortes nicht: Er war einst mein. — Aber die gemeine Seele liebte sich selbst nur in Dir, und wenn du sie fliehen mußt, wirst du ihr zum Fremden, mit dem sie nur der Rache wegen noch in Verbindung steht. Sie verplaudert deine zärtlichen Sünden, zur Schande für sich selbst, ihrer Nebenbuhlerin ins Angesicht. Sie

giebt

giebt ſich, mit unbegreiflicher Albernheit, dem öffentlichen Gelächter Preis, um nur mit ihrer Feindin auch dir zu ſchaden, um dein für ſie verlornes Herz den Strafen einer rachbegierigen Eiferſucht in die Hände zu ſpielen. Ja, ſie ſchließt Freundſchaft mit ihrer Feindin, um nur dieſer ihre eignen Thorheiten zu entdecken, um ihr von gröſſern Beweiſen deiner Liebe zu erzählen, als du jemals dieſer Lächerlichen gabſt.“

Seine philoſophiſchen Unterſuchungen über die Frauen wurden von einem Briefe St. Albans unterbrochen, der ihn auf den Gipfel des Entzückens hob. Sophie hatte bey einem Verwandten auch ihren Vormund gefunden, und von dieſem eine Abſchrift des Teſtaments ihres Mannes erhalten. Der Baron war ſchon ſeit einem Jahre todt, aber ſeine Verwandte und Erben in Deutſchland und Engelland hatten es für rathſam gehalten, vorher ſich ſelbſt zu vereinigen, ehe ſie Sophieen mit ſeinem Tode bekannt machten. Sobald der Vormund gewiſſe Nachricht in Händen hatte, drohte er wegen dieſer Verheimlichung mit einer gerichtlichen Klage, um ſo mehr, da dem Teſtamente, nach welchem die Wittwe, auſſer dem im Ehekontrakt feſtgeſetzten lebenslänglichen Gehalt, ganz leer ausgehen ſollte, einiges in der richtigen Form abgieng. Sie hatte endlich

endlich ihren Vormund beredet, dem Prozesse zu entsagen, und einen angebotenen Vergleich einzugehen. „Kommen Sie nun, schrieb er, bald in unsere Arme. Noch heute sollen die Töne dieses Glücks Mathilden zu Ohren bringen, und im Herzen meines Alberts eine neue schöne Welt hervorrufen. In wenigen Tagen werden wir getraut. Meine Sophie grüßt sie zum Voraus."

Die Sohlen brannten ihn, weil er nicht sogleich nach-Hainberg konnte. Denn Mariane befand sich nicht wohl, und man mußte bey ihrer zunehmenden Schwangerschaft jeden Umstand hervorsuchen, der zu ihrer Aufheiterung beytragen konnte.

Eben theilte Willbald seinem Vater St. Alban's Brief mit, als er einen Antrag zu Selo's Amt erhielt. — „Entscheiden Sie jetzt über mein ganzes künftiges Leben!" sagte er zum Finanzrath und gab ihm ruhig das Dekret. „Sie kennen mein Herz und alle seine geheimen Wünsche."

„Mein Sohn, sagte der Alte nach einer langen Pause, es scheint, wir werden glücklicher in Hainberg seyn, als hier — und mich dünkt, wir müßten dort mit einander leben. Mein Wille ist, daß du ein Ablehnungsschreiben entwirfst." Entzückt umarmte er seinen Vater; und eine Stunde nachher war schon sein Schreiben an die Behörde abgeschickt.

schickt. — Dem Grafen meldete er in einem Handbriefe ganz offenherzig seine Gründe, und entdeckte ihm mit seinem Lebensplan auch seine Liebe. Er bekam sogleich in einigen sehr verbindlichen Zeilen die Antwort, daß der Graf dieser Sache wegen nächstens nochmals mündlich mit ihm reden wolle.

Gleich nach dem Abgange seines Schreibens erhielt er folgendes Billet.

Mein edler Freund!

Nach der Kenntniß von Ihrer schönen Denkungsart und Menschenfreundlichkeit, vermuthe ich, daß die nähere Bekanntschaft mit meinen Umständen Sie zur Verzichtleistung auf die bewußte Stelle zu Gunsten meiner, bewegt hat. Nehmen Sie dafür den Dank und die Segnungen einer zahlreichen Familie an! Allein die Saat Ihrer Wohlthätigkeit wird, ohne Früchte zu tragen, in den Dornen der Kabale ersticken. Ich habe so eben von hoher Hand in Erfahrung gebracht, man werde Ihnen heute über vier Wochen einen Antrag zufertigen. Ich ehre den Minister dafür, daß er dis bewirkt hat. Ein Freund aber versichert mich, daß dieser Antrag bereits ausgefertigt sey, und daß in dem Augenblick, wo Sie die Bedienung ausschlagen, sie dem jungen unwissenden Herrn von F. übergeben

geben werden solle. Bis zu diesem Punkte habe der edle Graf gestern endlich nachgeben müssen. Ich benachrichtige Sie schleunigst hievon, und bitte dringend, die Stelle anzunehmen, damit man wenigstens ausser Stande gesetzt würden möge, nebst uns Beyden auch den Staat zu betrügen.

Sello.

Es war jetzt zu spät, um den gethanen Schritt zurückzunehmen. Wilibald fühlte sich voll Unwillen, da er den geistlosen F. selbst kannte. — „O, ihr falsches Otterngezüchte!“ rief der Finanzrath aus. Er versammlete sogleich seine Familie. August und Mariane äusserten ihre Mißbilligung einer solchen Verfahrungsart, und jedermann bemitleidete den armen Sello, welcher nun auf einmal wieder, vielleicht auf lange Zeit, in seine vorhinige Lage zurückgestossen ward. — Aber die Finanzräthin erhob sich jetzt zornig, und schien zu einer Strafpredigt für ihren Sohn gerüstet, wobey sie gewöhnlich langsam zu Werke gieng.

„Mein erstes Verlangen, sagte der Vater, war, daß Ihr hieher kämet — das zweyte ist, daß Ihr mich Alle jetzo geduldig zu Ende hört, da ich allein es war, der das, was Wilibald gethan hat, befahl. Wer sodann einen andern und bessern Plan für unser gemeinschaftliches Wohl hat, der soll ihn mir nach-

her

Ihr unter vier Augen mittheilen; aber unſere Familienruhe ſoll durch kein Gezänk unterbrochen werden."

Er trug nun kurz und bündig den ſchön ausgeſonnenen Plan vor, ſich und ſeiner Gattin für die Zukunft ein ruhigeres Leben zu bereiten, im Winter mit ihr bey Auguſten, und des Sommers in Hainberg zu leben, welches er unſerm Helden zum Eigenthum übergeben wollte. Das Perſonal ſeines Comptoirs ſollte verabſchiedet, ſein Vermögen fixirt, und letzteres, zu Verhüthung künftiger Zwiſtigkeiten, ſchon jetzt unter beyde Söhne gleich getheilt werden. Zur Unterhaltung der Eltern und Entrichtung des Koſtgelds an ſeine Söhne, behielt er ſich nur wenig vor, weil er ſich immer noch als einen Mann fühlte, der ſeine und der Mutter Bedürfniſſe auch ferner ſelbſt zu erwerben wiſſen werde, da er ohnehin ſeinen alten Kaſſier lebenslang behalten mußte, und ein kleines Haus mit dieſem in Geſellſchaft von neuem zu etabliren Willens war. — Er entfernte ſich darauf mit der Erklärung, daß, wenn binnen drey Tagen niemand von ſeiner Familie etwas hiergegen einwende, er dann ſogleich ſeinen Plan ausführen werde.

Wilibald näherte ſich der Mutter. Aber ſie folgte ſchnell dem Alten. — Dieſer gute Mann mußte heut einen harten Kampf beſtehen. Ihr

bitterster Vorwurf war der, daß der Vater ihr liebstes Kind mit Gewalt dahin gebrache habe, sich zum Bauer herabzuwürdigen, und, statt nach erhabner Grösse im Staate für seine Familie zu ringen, diese zu beschimpfen. — Aus Zorn hierüber, und daß sie keinen seiner Gründe achtete, verschwieg er ihr St. Albans Geschichte. Wilibald theilte diese während dessen seinen Geschwistern mit. Mariane schwur unter Thränen, sie wolle so lange vor der Mutter knieen, bis sie ihres Sohnes Leben und Liebe segnen werde; und selbst August interessirte sich aufs wärmste für seinen Bruder. Die Geschwister wiederhohlten sich jetzt nochmals den Plan ihres Vaters, und fanden ihn ihren eignen Gesinnungen so angemessen, und im Munde eines alten redlichen Vaters so rührend, daß sie alle fest beschlossen, diesem schönen Willen durch nichts entgegen zu handeln, und die zärtlichste Sorgfalt für die Eltern ihr erstes Gesetz seyn zu lassen. Mariane und August wollten sogleich zur Finanzräthin; aber Wilibald verhinderte es, und gieng selbst zu ihr. Sie hatte geweint, und kam ihm mit finstern Blicken entgegen. „Wilibald!“ sagte sie heftig, und verweigerte ihm ihre Hand. „Du thust mir einen Gefallen, wenn Du heute auf deinem Zimmer bleibst und etwa morgen

gen frühe zu deiner Ernte nach Hainberg reiſeſt. Dein Vater und mein Sohn ſollen dir das Uebrige ſagen." — Unſer Freund erblaßte, und wollte ihr zu Füſſen ſinken. Aber ſie ergriff ſchnell ſeine Hand, führte ihn ſchweigend nach der Thüre, und ſchloß ſich ein.

Da ſaß er nun ſtill auf ſeinem Zimmer! Es war ſchon Nacht, man brachte ihm Eſſen, und deckte für eine Perſon. Er ſollte heute zum erſten mal das Thränenbrod eſſen. — Auf einmal trat ſein Vater herein. „So?" ſagte er, und ſchickte den Bedienten weg. Wilibald klagte ihm mit kindlichen Thränen ſein Leid, und bat ihn, der Mutter nachzugeben. Er wollte ſogleich zum Miniſter, und war entſchloſſen, auch übrigens alles zu thun, was ſie von ihm verlangen werde. Eine Lage, wie die heutige war, hatte er ſich nie als möglich gedacht, und er fand jetzt, daß er vielleicht alles ertragen könne — aber unmöglich den Haß ſeiner Mutter.

Der Alte küßte ihn, und beſann ſich dann. — „Vor allen Dingen, Herr Sohn, thue was dein Vater verlangt. Du machſt hier jetzt nur übel ärger. Alſo du ſezeſt dich ſogleich auf, und reiteſt nach Hainberg. Das wird der Mutter am angenehmſten ſeyn. Es iſt ſternenhell. In Hainberg kannſt

du noch essen, ausschlafen, und dort bleiben, bis wir alle kommen. Denn bald richten wir nun das neue Haus auf, und halten da ein Fest, wozu ich schon den Grafen gebeten habe. Schlag dir nur alle Grillen aus dem Kopf, und verlaß dich auf deines Vaters Wort: morgen ändert sich's — wir alle sind morgen wieder gute Freunde. Adieu, und tummle Dich, und nimm von keinem Menschen Abschied, und, hörst du, gehorche pünktlich meinen Befehlen!"

Unser Held bestieg muthig sein Roß, und sprengte aus der Stadt, zwar besorgt über den Unwillen seiner Mutter, aber getröstet durch den Gedanken, daß ihm sein Vater nie etwas versprach, was er nicht wörtlich hielt.

Noch nie hatte er die Stadt mit so grosser Sehnsucht nach Hainberg verlassen, als heute. Lächelnd blickte er nach den tausend Lichtern zurück. „Ihr freundlichen, geselligen Flämmchen, rief er ihnen zu, wie viele Intriguen und Bosheiten werden wohl jetzt bey eurem süssen Scheine geschmiedet! Lebe wohl, du unfreundliche Welt, die nur sich zu täuschen, nicht zu lieben versteht. Meine Seele komme nicht mehr in deinen Rath! Lebe wohl, du holdes Weib, die dort vielleicht jetzt über ihre Schuld weint, wo unzählige Andere lachend nach

immer

immer tieferer Sünde ringen — lebe wohl; auch wir dürfen nicht wünschen, uns wieder zu sehen! Selbst von Dir möchte ich getrennt seyn, du edler Mann, der seine theuersten Kräfte dem Staat opferte, während das, was er liebte, ihn durch mich betrog! — Fahre hin, du unsicheres, regelloses Menschengewühl, du unzuverlässiges grosses Leben! Alles will sich in jenen Mauern mit Gewalt umschaffen; — der Frohe zum Weinenden; der Böse lügt sich zum Edeln — der Gute lernt mühesam die Falschheit; der Alte spielt den verliebten Gecken — der Jüngling wandelt sich zum schwächlichen Greise um; der Mensch wird zum trügerischen Gemisch von Widersprüchen aller Art, und widerstrebt der geregelten Natur. An deine Brust will ich fliehen, Natur, du Truglose! — Wie sicher ist mir die Hoffnung, welche ich mitten im starren Froste von der Wiederkehr des Frühlings hege! Wie ruhig harrt die Veilchenknospe tief unterm Schnee ihrer Blütenzeit entgegen! Der treue Bach auf meiner Flur — er wird mir nicht versiegen; die freundlichen Gestirne kehren ewig wieder; und selbst im ungetreuen Meere werde ich immer schauen, daß die öde Ebbe nach Gesetzen mit der triumphirenden Fluth sich jagt. Ja, von deiner leitenden Hand will ich mich nicht mehr entfernen, du sanfte

te Mutter des Menschen. Dir will ich treu bleiben, um treu zu seyn wie du."

Mit einer gewissen Innbrunst fühlte er sich seinem Dörfchen näher und näher. Es war ihm, als hätte er nach einer sehr langen Reise so eben die letzte Station zurückgelegt. Rückwärts mochte er nicht wieder, da lag es grau und düster hinter ihm — vorwärts zog er mit behaglicher Langsamkeit, wie Einer, der sich das Freudengeschrey des „Willkommens" noch gern aufspart. Er wünschte sein Hab und Guth mit sich zu führen, um wie ein neuer Einwohner dort einzuziehen, wo sein Liebstes lebte. — Es fiel ihm ein, daß die guten Hainberger sich bis jetzt keiner seiner gemeinnützigen Anstalten und Neuerungen widersetzt, sondern seine Vorsicht dabey mit wahrem Zutrauen belohnt hatten — daß die beträchtlichen Vorschüsse, die er Einigen von seinem Vater verschaffte, von wirklichem Nutzen für ihre Rettung schienen — daß er schon so manchen dankbaren Händedruck eingeerntet, sich so mancher erheiterten Miene gefreut hatte. — Er fand es sogar für die Welt sehr nützlich, daß künftig hier ein Gelehrter, Kunstfreund und praktischer Landwirth in seiner Person vereinigt, eine Heimath aufschlagen sollte. Im Geist sah er sich schon, mit St. Alban, Adams und seinem Vater in Streitschrif-

schriften vergraben, und von eignen Resultaten umringt, an einem grossen klassischen Prachtwerk über die Landwirthschaft arbeiten; erblickte schon die einzelnen Kapitel, von der Jagd, Fischerey, Leinsaat und allen Arten von Viehzucht, mit den prächtigsten Kupfern und Vignetten verziert — ein wahres „adeliches Landleben!“ Er durchblätterte schon seine künftigen ländlichen Gedichte, schöner als Virgil sie zu dichten vermochte — seine philosophischen Gedanken über das Landvolk, wie noch keine waren gedacht worden. — Kurz, die grosse Welt sollte für seinen Entschluß reichlich entschädigt werden; und des eignen Glückes Räume schienen ihm unermeßlich!

So kam er in das kleine Dorf, welches zu schlummern schien. Kein Licht brannte, keine Menschenstimme war laut. Nur in einigen Ställen hörte er das müde Vieh im Schlafe seufzen, und hier und da ein Schellenhalsband leise läuten. Selbst die Mühle stand still; die Hofhunde, im ersten Schlafe, begnügten sich, den wohlbekannten Reuter mürrisch anzuknurren, und von den Häusern tönte das nächtliche Pipen aus den Schwalbennestern freundlich zu ihm herab. Leise verplauderten die Hähne den dumpfen Hufschlag seines Rosses, und überall schien eine friedliche Welt, halb im Schlummer, seine

seine Ankunft zu begrüssen. Der Kampf des Tages war gekämpft — das ängstliche Fortleben in der Nacht war dem glücklichen Hainberg noch unbekannt — volle Ruhe hatte sich über seinen Wohnungen gelagert.

Aber vom Guthshause her schimmerten jetzt noch die vornehmeren Lichter ihm entgegen. Dort drängte sich die gröstere und manchfaltigere Arbeit auf einen Punkt hin, und die Menschen mußten noch wachen und leben, um dem Einzelnen Ruhe zu gewähren.

Herr Adams hatte sichs bequem gemacht. Er saß im besten Herrschaftszimmer auf weichen Polstern bey seiner Pfeife, und leerte mit der Nichte eine Flasche Wein. Die Nichte las, und der Onkel schrieb emsig in ein grosses Buch. Jeder hatte sein besonderes Licht vor sich. Ein schönes Stück Kuchen lächelte auf Dresdner Porcellain vom Tische herüber, und die Fenster waren mit den duftenden Blumensträussen der Nichte besetzt. — Wilibald grüßte sie mit einer Art von Ehrerbietung, und umarmte dann die beyden reinlichen, weißgekleideten Menschen recht herzlich. Es gefiel ihm, daß sie die Guthsherrschaft so schön zu repräsentiren verstanden.

„Sie dürfen sich nicht wundern, sagte Adams, daß

daß Sie uns in einem so sardanapalischen Leben antreffen. Wenn wir einmal des Tages Last und Hitze so recht mit Macht überwunden haben, dann weis ich immer des Abends nicht wie ich es mir Hanchen und mir selbst gut genug machen soll. Am Schlafe liegt uns dann weniger, als an einer recht netten Pflege. Da lebe ich immer gern noch ein Bißchen bey Licht. In meinen Gedanken ist mir dann keine Bequemlichkeit zu vornehm — nichts ist mir zu gut — für das herrlichste, was ich genieße, ists mir nicht schade. Ich kann die Leute nicht leiden, die nach der Arbeit sogleich alles, wie es kommt, verschlingen, und dann zum Schlafen umfallen. Immer bereite ich mich erst zu meinem Paar Stündchen Schlummer ordentlich vor."

Wilibald lobte das verständige Paar, und sah in des Alten Buch. Er hatte so eben eine recht artige Bemerkung über die Behandlung der Bienen eingetragen. „Wenn Sie mich einmal todgefüttert haben, sagte Adams, so bekommen Sie an diesem Buch einen wahren Schatz. Ich habe es blos Herrn Otto's wegen angefangen, und wenn er auch viel besser zu reden und zu schreiben versteht als ich, so muß ich doch bekennen, daß ich in vielen Stücken gar nicht seiner Meynung bin. Doch habe ich ihn überall mit Liebe zu widerlegen gesucht."

Das

Das war ein schöner Zug für unsern Helden, wenn gleich das Ganze nur aus einzelnen, nicht geordneten Gedanken bestand. Adams mußte ihm sogleich die Mittheilung des Werks zusichern.

Indessen hatte die Nichte auch unserm Freunde zu den nöthigen Lebensmitteln verholfen, und legte nun ein Zeichen in ihr Buch, um noch ein Bischen mitzusprechen. Er erbot sich das Buch, und erblickte den Siegwart. — Warum wählen Sie sich nicht neuere Schriften aus unserer Büchersammlung?"

„O ich habe schon lange nach dem Siegwart gestrebt. Das Buch hat mich schon vor vielen Jahren einmal sehr angenehm gerührt; daher lese ich es jetzt so gern wieder, und werde es immer und ewig lieb behalten. Es geht doch überall so fromm und gefühlvoll und redlich darinn zu. Und wenn es auch jetzt viel schönere Bücher giebt, so hatte ich doch einmal an diesem meine Lust, und bleibe dem Verfasser immer dafür verbunden."

„Im Grunde sagen Sie da etwas sehr Gutes," versetzte Wilibald. „Gegen Niemanden betragen wir uns gewöhnlich undankbarer und menschenfeindlicher, als gegen einen Autor. Das Gute und Schöne, was uns während seiner Unterhaltung so herzlich und innig vergnügte, vergessen wir zuweilen am Ende des Buchs, sobald dieses nemlich nicht

recht

recht auf unsere Wünsche paßt — sobald das Buch einige bedeutende Fehler enthält, oder von einem bessern verdrängt wird. Dadurch, daß es ein Anderer noch besser macht, entbindet uns ja dieser doch nimmer von der Dankpflicht gegen den vorigen, dem wir gut waren, der uns Gutes that! O gewiß, der Mensch ist ein sehr undankbares Geschöpf gegen seinen Autor! Er weis seine Fehler nicht zu ertragen, hat kein Mitleiden mit seinen schwachen Stellen, verhöhnt ihn in öffentlichen Gesellschaften, und sieht es recht schadenfroh mit an, wann die Kritik mit der unbilligsten Strenge dem armen Manne den Rücken zerhaut, der doch alles was er konnte that, um seine Mitwelt zu vergnügen. — Wie duldsam sind wir nicht gegen die nichtgelehrten Schwächen der Menschen! Ist nicht auch der Autor, als solcher, unser Nächster? — Nein, wer etwas Gutes oder Liebliches in einem Buche fand, der muß nie vergessen wollen, daß es in diesem Buche stand; sonst nenne ich ihn einen Liebtosen! — Was aber nun Ihren Siegwart betrift, Hanchen —"

Hanchen ermunterte sich und gähnte ihm so herzliche Versicherungen ihrer Aufmerksamkeit zu, daß er die angefangene Materie abbrach, und die Ruhezeit seiner müden Freunde schneller herbeyführte, als Herr Adams gestatten wollte. — Wie er sich nieder-

niederlegte, dachte er wieder mit einem tiefen Seufzer in die Stadt zurück. Hätte ihm sein Vater, ehe er ihn nach Hainberg zu reiten befahl, entdekt, daß er bereits ganz andere Nachrichten durch den Kabinetsrath wußte — daß dieser geschmeidige Geschäftsmann in einem wohlausstudierten Vortrage der Mutter nicht allein St. Albans Geschichte ausführlich erzählt, sondern ihr auch entdekt hatte, Franzens Verlobung mit Luisen werde nächstens gefeyert werden, wie Mariane von ihr selbst erfahren habe — daß die Mutter durch diese Umstände und Marianens Bitten, schon völlig umgestimmt war, und nur, als eine strenge Mutter, ihren einmal dem Sohne gegebenen Befehl nicht schnell zurücknehmen, sondern erst des Abends spät den Verstossenen auf seinem Zimmer besuchen, und zu Gnaden annehmen wollte — daß dieses ihr Betragen gegen Wilibalden den Finanzrath in grosse Hitze gebracht, und er sich vorgenommen hatte, ihr durch Wilibald's plötzliche Abreise eine unruhige Nacht zu machen; — hätte nicht sein Vater das alles ihm verschwiegen: gewiß er wäre viel ruhiger dem Schlaf entgegen gegangen. — Doch trösteten ihn seines Vaters Worte — er fühlte sich schon in Mathildens Nähe — und von ihrem süssen Bild umschwebt, dämmerte er allmählich ein.

Frü-

Frühe weckte ihn Adams. Es war ein Bote von seiner Mutter gekommen. — „Du bist — so schrieb sie — noch gestern in der Nacht weggeritten; Dein Vater ist zum erstenmal in meinem Leben zornig über mich gewesen. Du wolltest mir zutrauensvoll etwas entdecken, was du mir erst später durch deinen Bruder mußtest sagen lassen, weil ich dich verstieß. Ich habe deinen Vater beleidigt, und auch dich, mein lieber Sohn gekränkt. Der Wille meines Mannes soll mir heilig seyn, und ich lege gern und willig, das theure Glück meines Kindes in seine und des Himmels Hand. Ich verlange, daß du in Hainberg bleibst, bis ich zu dir komme. Aber sage mir schriftlich, daß du mich wieder liebst. Dann erst werde ich ruhig seyn, und deinen Vater durch deinen Brief versöhnen. Mögest du nie so starke Leidenschaften mit ins Alter bringen, wie deine ewig treue Mutter!"

Unter Freudenthränen antwortete er ihr; in reiner Dankbarkeit ergoß sich des Kindes Herz gegen die Mutter. Er beklagte es rührend, daß ein Mißverständniß sie eine lange Nacht über sein Herz in Zweifel habe setzen müssen, und lieferte ihre eignen Zeilen, die ein Sohn zu behalten Sünde thun würde, wieder zurück.

Lange war ihm nicht so innigwohl gewesen, wie

an diesem schönen Morgen. Er fühlte sich mit dem Himmel und der ganzen Welt verbrüdert, und triumphirend wie ein Kind des Glücks flog er jetzt den Hügel hinauf. — „Der Herr, rief ihm Michel zu, ist diesen Morgen vertreist." Er sah so froh aus, daß ihm Willbald die Hand schüttelte. Mathilde sollte im Garten seyn.

Er schlich sich hinein, hinter die Kirschensträuche. Da saß sie auf der steinernen Bank zwischen zwey Haselnußhecken; still und selig. Sie betrachtete einen halbfertiggebundenen Strauß, und sah zuweilen ernsthaft in die Höhe. „Mathilde!" rief er leise, und breitete, wie sie ihn entdeckte, die Arme weit aus. Sie sprang auf und schloß ihn an sich. „Ach, endlich, rief sie, kommt mein Freund! Sie wissen es — ach, ich habe eine Mutter!" — Melodisch drangen jetzt der Kindlichkeit geheimste Töne aus ihrem schönen Herzen hervor. Er stand vor der blühenden Gestalt wie ein Entzückter, und die Geliebte wiegte sich selig in seinen ausgestreckten Armen. Sie schien die feurigen Bilder ihrer Phantasie an der Frühsonne anzuzünden; er küßte die Freudenthränen von den funkelnden Augen, und raubte ihr die süssen Töne, ehe sie den verklärten Lippen entflohen.

„Aber, o mein geliebter Freund, rief sie, du

weißt

weißt nicht, daß sie in diesem Augenblicke schon auf ewig vereint sind — daß sie noch heute diesen Hügel herauf kommt, um in mein Herz einzuziehen! Ach, wie soll ich sie würdig empfangen, die mich einst freundlich küßte als sie mich unter bittern Thränen gebar! Ich habe ihr Haus geschmückt, wie einen schönen Garten — ach, könnt' ich Arme auch mein Herz mit ihren Tugenden ausschmücken, wie einen Himmel! Mit diesem Strauße will ich an ihr niedersinken — aber unsere Frühlingsblumen sind, wie die Blüte ihres Lebens, schon vorüber — nur beständiger sind die Kinder des Herbstes — wären sie doch ewig, wie meine Liebe und Treue!"

Seine Hand immer an ihr freudigklopfendes Herz gedrückt, zog sie ihn fort in das Haus, welches einem wohlriechenden Putzschranke gleich. Albert tummelte sich frohlockend unter den Blumenkränzen herum. „Eine Mutter — rief er, und schlang sich um Wilibalden — die Mutter kommt! Weißt du, was das heißt? Sie ist aber viel schöner als deine — sie ist verloren gewesen — der Vater hat sie wieder gefunden, und bringt uns heute die Mutter!" Unbekannte Freudengefühle zogen den kleinen Mund zu sanftem Jammer.

Allein, unser Freund ward still, und blickte ängst-

ängstlich nach Mathilden. Ihr zärtlicher Händedruck vermochte ihn nicht mehr zu trösten.

„Nicht so still, mein Freund!" rief sie. „Aus allen Blumen meines Lebens blühen ja heute noch neue, höhere empor!"

„Geliebte, entgegnete er, vielleicht ist mein Gedanke Thorheit — aber sage mir, wird im Zuge dieser neuen Seligkeit das Andenken an die Liebe deines Freundes nicht vergehen — sein Bild nicht verrauschen?"

„O, ich verstehe dich!" sagte sie. „Sind denn die Räume dieses Herzens so klein, daß dein liebes Bild je von mir scheiden müßte?" Sie drückte ihn schmerzlich und innig an die Brust, und gab sich freywillig seinen heissen Küssen hin — der trunkne Geist blinkte selig auf den Thränen ihrer Liebe. Albert schmiegte sich ängstlich an die Schwester. Doch sie nahmen den besorgten Kleinen mit in ihre Umarmung auf.

„Aber du darfst — sagte sie auf einmal wieder, und wurde glühendroth — nicht wahr, Sie dürfen wohl nicht hier bleiben? Wenn die Mutter einen Fremden bey ihren Kindern sieht" —

„Fremd?" sagte er. „Ach, ich wußte es wohl — und doch soll ich nicht zagen!" Sie gerieth in Angst, und in ihrem Herzen wußten sich Liebe und Kind-

kindliche Scheu nicht vor einander zu retten. Er überließ aber der letzteren freywillig das Feld, und versprach, sich zu entfernen, weil es so seyn müsse. Ihre Zärtlichkeit kostete auch bald seine Sorgen weg. — Er gieng, und nahm sich vor, die Wonne dieser Menschen auch nicht von ferne zu stören. Zu seiner Ernte trat er hin, band Garben, und zog mit den segenbelasteten Wagen in die Scheunen ein, deren weite Gerüste sich immer höher füllten, und ihm für den Winter eine reiche Ausbeute versprachen.

Für den Nachmittag beschloß er einen Spaziergang in die Ferne, um seinem geliebten Hügel nicht allzunahe zu kommen. Der Himmel war blau, und nach Osten zu herbstlich gestreift. Die Schwalben, der bessern Heimath eingedenk, schienen ihren Schwung eifriger nach Süden zu richten, und schon versammelten sie sich in Schaaren zum zwitschernden Abschiedchor. — Er schweifte über Berg und Thal, und machte endlich in einem kleinen grünen Bergkessel Halt, wo er sich der Länge nach ausstreckte, und hinauf in den blauen Raum sah. — So bald er sich hier emporhob, lag rings um ihn her eine grosse herrliche Welt, und zu seinen Füssen murmelte tief im Dickig ein Bach vorüber, dessen weisse Schaumflocken er sanft durch die dunkelgrüne romantische Nacht dahinschiffen, bald schneller fließen, bald

an schwarzen Basaltblöcken scheitern und sich vervielfältigen sah — während die Sonne zuweilen durch das flüsternde Laubdach einen Blitz in die vielen Spiegel hinab, und nach unserm Freunde wieder heraufschickte. Dort stimmten die erfrischten Singvögel freundliche Danklieder für die Najade an, und das lustige Eichhorn schmatzte schon so abendlich, und hüpfte auf den vergoldeten Eichenwipfeln von Zweig zu Zweig, und harrte seinem Liebling, der Abendröthe, entgegen. Ueberall spielte das Leben in lieblicher Lust. — Sobald er sich hingegen zurück in seine Tiefe legte, hörte und sah er von dem allen nichts. Ringsum war er eingeschlossen in ein Ufer von kümmerlichem Berggraß, und über ihm lag es blau und endlos da; tief und steil, als läg es unter ihm.

„Wie mag es kommen, rief er aus, daß keiner, der irgend ein scharfer Denker ist, diese Lage und diesen Anblick lange erträgt? Warum fühlt sich der Mensch so angst und bang vor diesem Raume? Man sagt: *) Da, wo der Raum des Sternsehers endlich in blasse Nacht verlischt — wo der arme Herschel, seufzend, und erschrocken vor der ewigen Flucht des Gränzenlosen und Undurchdringlichen, die

*) So viel ich weis sagt unser J. P. F. Richter etwas Aehnliches.

die optischen Fühlhörner einzieht, und, verlassen von allen Gränzen sich nach einer Insel der Beschränkung umsieht, die ihn vom Sturz ins Endlose rette — da beginnen erst die poetischen Räume, das unbegrenzte Reich menschlicher Phantasieen. — Aber, welcher Gedanke umgiebt denn das All noch ausser jenen Regionen? Wessen Wagen rennt über den Spitzen des Fabellandes ohne Zeit dahin? Wessen Auge erspäht das Atom meiner Menschheit freundlich, als einen Schimmerpunkt im alten Lichtmeer? Wessen Stimme, gebieterisch und erfreulich, zischt durch das Endlose hernieder, und zuckt in meinem Busen? — Gott. — Wer faßt Ihn? — Einzig das Herz mit der mächtigen Religion, die da glaubt, der bange Mensch und seine kindlichen Gedanken sollen in all dieser furchtbaren Grösse nicht zum Untergang aufgelöst werden, nicht verloren gehen in der bodenlosen Fluth! — Was ist wohl mächtiger, was erhabener, als des Menschen Herz? Durch das Herz allein ist der Mensch wahrhaft mit der Gottheit verwandt. — Auch mein Sinn gieng jetzt von der Beschränktheit aus — in der Endlosigkeit verlor sich mein Verstand, selbst die Vernunft — aber im Herzen fand ich alles wieder, Stille, Ruhe, Trost! — Nehmt dem größten aller Menschen das Herz: er wird zum Gemeinen,

zum Verzweifelnden, zum Selbstmörder, der seine Hand nach dem Abscheulichsten ausstreckt!" — Er sprang empor, und schaute um sich. Die Welt schien ihm schöner zu blühen, und das Leben lieblicher zu tönen. Denn in seinem Herzen fühlte er Raum, das Alles zu umfassen, Alles zu lieben.

Die Sonne bereitete sich schon zum Scheiden, und im Westen flogen kleine Gewölke auf. Eilig sprang er hinab, um noch den Gipfel des nahen höhern Berges zu erklimmen. Als er die Mitte desselben erreicht hatte, stand der Wald am östlichen Hange neben ihm halb im Schatten. Unten ruhten die Bäume in dunkelm Grün, während oben die zitternden Wipfel von der Abendsonne zu Goldkanten erglühten. Ueber Hainbergs Hügel hieng jetzt die Sonne. Neben ihr entdeckte sein Auge eine weisse Gestalt — ein Weib — es war Mathilde — sie bewegte sich — sie mußte es seyn — es war ihr Lieblingsort — das Uebermaaß des Glücks hatte sie in die freye Natur getrieben! — Eine üppigblühende grosse Bergwiese überzog an jener Stelle den ganzen lieben Hügel. Dunkel umgrünte jetzt die zarte Au jene weisse Gestalt, und schoß, so wie sich die Sonne beym Scheiden auf dem Rande niederzulassen schien, auf allen Seiten die Farbenstrahlen des Herbstthaues, wie Pfauengefieder, von

sich.

sich. Aber Mathilde, langsam fortwallend, stieg den wohlbekannten Pfad empor, und blieb neben ihrer Nachbarin, der Sonne, stehen. Er machte sich seitwärts höher hinauf, um sie in der Sonne selbst zu schauen, die jetzt schon den Hügel berührte, und dort Mädchen und Wiese zu küssen schien. „Ich sehe dich nicht mehr — rief er, vom Glanz überwältigt — mein Auge wird schwach! Aber ich weis — fuhr er fort, und drückte die Abendlüfte brünstig an sein Herz — ich weis doch, daß jetzt dein werther Schatten mich hier trifft, da du, meiner Seele Licht mir vor dem Licht der Sonne schwebst. Geheimnißvolle Mittheilung! Noch nie war meine Liebe mir so nahe, wann sie mir fern war. Das mitleidige Licht des Himmels strömt den reizenden Bildumriß von ihrem Herzen aus bis her an das meinige, zur magischen Vereinigung. Ich lebe und athme hier ganz im Schattenreich ihrer Gestalt — der Himmel selbst hat ihr Bild über mich ergossen. — Haltet euch wacker, gute Augen — ja, in der Sonne seh' ich ein rosiges Feenkind — ihr weisses Kleid dunkelt sich — o schonet mein, ihr göttlichen Flammen — wehe mir, es wird zum schwarzen Punkte —"

Er war erblindet, ein grauer Nebel schwebte vor seinen Augen, die er schliessen mußte. Erst

nach

nach einiger Zeit vermochte er die grüne Wiese wieder zu erkennen, wo jetzt die Sonne verschwunden war, und die Gestalt herabzog und in die Büsche tauchte.

Aber oben, über seinem Haupte, brennte noch alles im Abendfeuer. Mit grosser Anstrengung klimmte er zwischen den Felsen empor, und erreichte glücklich den allerhöchsten Gipfel dieser Gegend. Dort strömte noch die himmlische Kugel den Schlagschatten über eine ferne spitzige Waldkuppe herüber, an deren unterm Hang die Feldbäume zum letzten mal in räthselhaftem Rosenlicht aufglühten, und lange strahlige Schattenarme nach unserm Freunde zu reichten. „Vergebens, rief er aus, vergebens rollt das Abendgewölk neidisch seine Wellenmassen der Königin und mir vorüber! Denn die Göttliche hat einen Tropfen ihres Bluts in jene himmlischen Wasser geträufelt — und entkommt zu blutigen Goldwogen müssen sie nun den Abglanz ihrer ewigen Schönheit tragen, und über alle Lande des Abends ausbreiten. — Dort färbt sie noch ein kleines buschiges Wiesenthal mit hellem Saftgelb, während die andern Thäler schon zum glanzlosen Weißgrün einer neblichen Dämmerung erblassen! Wunderbarer Sonnenstrom! Fandest du denn dort die Hütten der Unschuld und des Friedens, daß du jenes kleine

ne

ne Thal vor allen liebst? Ha, noch einmal tritt sie, frey und groß, aus dem Gewölk, um die Dämpfe dieser Welt zum himmlischen Brandte zu entzünden. Ehrerbietig fliehen die Wolkenheere auseinander. Zu spät flieht ihr! Schon berührt sie die hohe Waldspitze — sie sinkt — o weile noch, du lebendiges, heiteres Licht! — Seltsam! Von beyden Seiten seines Abschiedsgipfels her wirft noch der Sonnengott seine Flammenpfeile über die goldne Welt mir vorüber — nur ich stehe in dem magischen Dreyeck von Schatten da, und staune hinaus in die rothe Ewigkeit, wie der entzückte Paul Gerhard staunte, als er sang:

Ach, denk ich, bist du hier so schön,
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden:
Was soll es erst nach jener Welt
Dort oben in des Himmels Zelt,
Im goldnen Schlosse werden!

Ehrlicher Lette, oder Schlesier! Gewiß, du schautest da in dein rechtes Vaterland, als das heilige Land der Abendröthe sich vor deinem Auge ausbreitete! — Schnell, wie ein Blick, wachsen jetzt, mir zur Rechten und Linken, jener Kuppe die

Schat-

Schattenflügel — bis in unabsehbare Fernen haben sie schon das fliehende Licht verjagt — ach, es ist versunken! — Veilchenblau schiessen noch einmal die dunkleren Speichen des halben Strahlenrades an dem flimmernden Gewölk herauf; — welcher Menschengeist wagt es zu ahnden, wohin sie eilen, wo sie im grossen Ringe des Raums ihr Ziel finden, wie fern der geheimnisvolle Kranz liegt, in den sich diese Speichen fügen müssen? —"

Es verfinsterte sich jetzt vor dem müden Auge unseres Freundes ein Wolkenbild nach dem andern zu dunkelm Blutroth — und auf einmal war die Welt erkaltet.

Abends hatte er keine Ruhe mehr. Er mußte die Bergbewohner sehen. Blöd und langsam trat er hinein, als die Familie das Abendbrod aß. Sophie saß ihm und der Thüre zugewandt; die Kinder auf beyden Seiten, und St. Alban vorn, lauschten ihrer Rede. — Mit Erstaunen betrachtete er das Weib. Es war Mathilde, die vollkommne Mathilde, wie sie am Morgen nach Alberts Verschwinden da saß. Ueber ihre Züge hatte das Unglück nichts vermocht. Nur Gluth und drängende Fülle mangelten ihr, und die Schwärmerey der ersten Liebe, um ganz Mathilde zu seyn.

Alle

Alle sprangen, wie bey einer erwarteten lieben Erscheinung, auf und umarmten ihn. Er mußte sich setzen. Sophie sagte: „Alles, was mir im Leben lieb und theuer ist, hat mir schon das Bild meines neuen Freundes vorgehalten und meine Augen sehen es nun endlich rein und getreu wieder. Ich würde Sie diesen Abend fast an jedem andern Orte, wie jetzt erkannt haben.

St. Alban reichte ihm von Zeit zu Zeit mit stummem Lächeln die Hand. „Der Himmel — sagte er endlich mit schwächerer Stimme als sonst — hat heute vier selige Menschen auf diesem Hügel zusammengeführt, der mir nun wie das heilige Gebirge Ararat erscheint. Aus seiner Arche schauen wir, nach den verronnenen Fluthen des Unglücks entzückt, über die neuaufgrünende Welt hin! Um das Glück dieser vier Menschen zu fassen, sind Sie, mein Freund, vielleicht auf Erden der Einzige —"

„Der Fünfte!" sagte unser Held mit weichem Ton, weil er sah, daß Mathilde vor Wonne das Gesicht verhüllte. „Und dieser — fuhr er sich fassend fort — fühlt es wohl, daß der Antheil an diesen Stunden, den er für sich raubt, ihm nicht gebührt; allein der Moment Ihres ersten Erkennens, verehrte Frau, war meinem Herzen zu theuer, um den Zügel der Verhältnisregeln zu dulden.

Neh-

Nehmen Sie auch mich in das Reich Ihrer Liebe mit auf!"

Mit innigem Wohlgefallen an seiner Rührung, und in den Worten der reinsten Güte sicherte ihm Sophie diese Aufnahme zu. Man wurde von Herzen froh. — Aber, so schön auch Alles von Einem Geiste belebt war, und so sehr man ihn bat zu bleiben, so fest fühlte doch Wilibald eine gewisse Pflicht sich zu entfernen. Er gieng bald fort. Seine Freundin begleitete ihn mit dem Licht. „Mathilde, Mathilde!" sagte er beym Abschied. „Auch uns darf nichts mehr trennen! So führe auch ich, Geliebte, dich bald heim, daß du mein ewigtreues Weib seyst!" Das zarte Kind wandte sich erschreckt von ihm. Aber sein brünstiger Kuß fand ihren liebefeuchten Mund; und leichtes Herzens flog der Glückliche hinaus in die schöne Herbstnacht.

Ohne bey Mathilden zu seyn konnte er nun nicht mehr in Hainberg leben. Er beschloß also am andern Morgen, zu seiner Mutter nach der Stadt zu reisen. — Dort lächelten ihm zufriedene Gesichter entgegen, und alle Wogen der Familienunruhe hatten sich schon zur vorigen stillen Fläche geebnet. Seine Mutter sagte: ich will dich nun nicht mehr tadeln, da auch dein guter Vater dich

für

für verständig hält, und weil ich weis, daß die deine eigne Ruhe nicht lieber ist als die meinige. Glaube auch nicht, daß mich hierbey gewisse andere Gründe hauptsächlich leiteten — Genug, ich bin zufrieden mit Dir."

Seine Erzählung von dem, was er in Hainberg gehört und gesehen hatte, machte Jedermann sehr begierig auf die Bekanntschaft der Neuangekommenen. Unter Allen aber freute sich doch der Finanzrath am herzlichsten und lautesten über Willibalds Erzählung, und darüber, daß nun bald der Tag seines Hainberger Baufests anbrach, wo er dort ein grosses Mahl bereiten und alle seine Freunde dazu einladen wollte.

Auch dieser Tag erschien endlich. Willibald war mit dem frühen Morgen dort. Er fand aber noch so viele Vorkehrungen zu treffen, daß ihn die Gesellschaft überraschte, ehe er noch seinen theuern Hügel besteigen konnte. — Für unsern Helden war dieser Tag sehr wichtig. — Heute sah er zum erstenmal die Gräfin wieder. Heute erkannte diese und ihr Gemahl in Sophieen eine ehemalige werthe Bekanntschaft. Heute näherte sich die Mutter Sophien mit liebevollem Zuvorkommen, und Mathilde blühte endlich zum erstenmal in ihrer schwesterlichen Umarmung schöner für ihren Geliebten

zen auf, welcher alles zehenfach ehrte, was der stolzen Mutter nahen durfte. Mathilde selbst war überrascht, und fühlte sich mit Entzücken geliebt. Aber unser unruhiger Freund fand leider seine Furcht gegründet. Das Mädchen schien ihn selbst nur selten zu bemerken, und nur für ihre und seine Eltern da zu seyn.

Vollendet stand jetzt der Bau vor ihnen, und der Meister brachte seine Einladung zu der gewöhnlichen Zimmermannspredigt an, die einer seiner Gesellen abhalten mußte. Sie zogen Alle feyerlich hinaus; und vom hohen Dachsparren, neben einem behänderten Fichtenwipfel, ließ der gute Junge seinen Spruch herabtönen. Er schilderte in endlosen Gassenalexandrinern des lieben Handswerks Brauch und Lauf, von Noah's Arche bis zum Hainberger Bau. — Der Graf, welcher eine solche Operation noch niemals gesehen hatte, fand sich durch die Baupredigt sehr erbaut. Der Bauherr selbst, war, ungeachtet des gemeinen Aeussern, doch recht im Innern gerührt, und hielt seine liebe Mathilde ans Herz geschlossen, die ihm verwandte Eindrücke wehmüthig nachzufühlen schien. Der junge Mensch bekam am Ende manches schöne Stück Geld, und Franz bemerkte: für den elenden Samen, welcher

chen er vom Dache herab auf die Steine gestreut habe, sey seine Ernte nur allzureichlich ausgefallen.

„Führen Sie mich in ihren Garten!“ sagte die Gräfin, und gieng mit Wilibalden bis zu einer Laube. Dort umschlang sie ihn in stummen Thränen. Ihre Lage ergriff ihn mächtig. „Nicht mehr so!“ sagte er erschüttert. „Es ist vorüber, theures, gutes Weib!“

„Wilibald, sagte sie jetzt, wir wollen uns nicht lange mehr sehen. Schriftlich melde ich Ihnen noch meinen Entschluß, der schon gefaßt ist. Fürchten Sie nichts für meine Ruhe. Ich weis zu bereuen, nie aber zu verzweifeln. Nur die Fortdauer Ihrer Freundschaft und Achtung — einzig dieses ists, was mich zuweilen noch beunruhigt. Ich kam, um Dich noch einmal zu bitten. Halte Wort — bleibe, getreu bis in den Tod, mein Freund — und wenn ich einst des Trostes bedarf, so stehe mir bey! — Der Himmel belohne Dich dafür aus dem Füllhorn goldner Zeiten!“ Freudig schwur er ihr sein Herz auf ewig zu, und eine eigne Heiterkeit leuchtete aus allen ihren Mienen, wie sie mit ihm zur Gesellschaft zurückgieng.

Aber jetzt nahm ihn der Graf beyseite, um ihm seiner ausgeschlagenen Stelle wegen Vorwürfe zu machen. „Ich hatte, sagte er, ganz allein auf

Sie

Sie gerechnet, und wiewohl ich im Ganzen mit Ihren Gründen einverstanden bin, so hat doch Ihr Weigern der Sache nun eine Wendung gegeben, die ich längst fürchtete, und nur mißbilligen, keineswegs verhindern konnte. Ich selbst habe an Ihnen wohl am meisten verloren; mein herzlicher Wunsch ist aber, daß Sie, den ich auch hier wiederfinde, desto weniger an mir verlieren mögen."

Willibald setzte ihm die Sache noch einmal vollständig auseinander, und sein Feuer dabey bewürkte, daß der Graf zuletzt ganz gleichstimmig mit ihm zu seyn schien. Nach einigem Besinnen sagte er aber mit Bedeutung: „Sollte Sie Ihr Entschluß gereuen, lieber Kronach, so wüßte ich allenfalls noch heute ein Mittel" —

Er dankte dem Grafen für seine Güte, beharrte aber fest auf seinem gefaßten Entschluß.

„Kennen Sie ganz die Lage Ihres Herrn Vaters?" sagte der Graf mit einer gewissen Schonung, und mit verhaltenem Lächeln.

Willibald erschrack, und sein Auge suchte ängstlich den Vater, welcher ihm gegenüber stand, und mit verschränkten Armen in diesem Augenblick starr auf den Boden niedersah. „Um Gotteswillen, rief er mit Entsetzen, was ist vorgefallen!"

„Mein Freund!" sagte der lächelnde Minister

mit

mit einem recht liebevollen Händedruck. „Sind Sie ein Mann?"

Er erhob sich. „Es war, sagte er mit festerem Ton, immer mein höchstes Streben, ein Mann zu seyn. Ich will doch sehen, was aus mir geworden ist!"

„Dann gehen Sie zu Ihrem guten Vater!" beschloß der Graf, und ließ erst jetzt seine Hand los.

Der Finanzrath erschrack vor dem Schrecken seines Sohnes, und sagte düster: „Hat der Graf mit Dir gesprochen?" — „Ja." Der Alte zog ihn in ein Nebenzimmer, wohin ihnen der Graf nach einigen Augenblicken folgte.

„Ich habe alles verloren!" fieng er an. „Morgen schliesse ich Buch und Thüre zu. Verzeihst du einem Vater, der dich betrog?"

Er fiel seinem Vater in die Arme, und drückte ihn einige Zeit stumm an sich. „Und wie lange trugen Sie das Elend schon allein im Herzen? War ein treues Kind Ihres Vertrauens nicht werth?"

„Laß das jetzt! Ich bin ein Lügner! Und was konnte dir das helfen? (Der Graf trat herzu.) — Aber hätteß du doch die Stelle noch zu hoffen!"

„Alles, Alles!" seufzte unser Freund, und sah

bitter einige Minuten zur Erde nieder. Aber Alles drängte ihn zu dem einzigen schmerzlichen lauten Ausruf: „O Hainberg!"

Der Finanzrath ward über den Ton dieses Wortes sehr weich, und sagte mit halber Stimme: „Hainberg wird mir bleiben; aber auch das nicht ohne grosse Schuldenlast."

Wilibald schwieg eine Zeitlang, und wandte sich darauf zum Grafen: „Dann, großmüthiger Mann, bleibt mein Entschluß der vorige! Und — sagte er zu seinem Vater — warum sollten wir denn die Flügel sinken lassen, solange Hainberg noch unser bleibt? Hainbergs größte Reichthümer liegen noch in seinem Boden vergraben. — Wo ist unser Elend? Wie mag uns der Mangel drohen, solange mein Kopf und Arm noch kräftig ist? O, mein theurer Vater" —

„Das Uebrige, sagte der Alte, kannst du dir sparen — denn nun tritt — ich weis das schon — der Poet zum Fenster herein!" Er öffnete lachend die Arme. „Wilibald, du bist ein braver Kerl! Wir haben Dich belogen!"

„Verzeihen sie mir!" sagte der Graf. „Ich habe Ihnen diesen Schrecken oder blinden Lärm höchst ungern gemacht; allein mein alter Freund ist nun ruhiger, und ich selbst bin überzeugt, daß

Ihr

Ihr Entschluß das Werk einer verständigen Ueberlegung, und nicht etwa auf romantische Säulen gebauet war, wenn ihn gleich Liebe und schöne Schwärmerey zuerst veranlaßten" —

„Ich will dirs mit wenigen Worten erklären," fiel der Finanzrath ein. „Ich war weit davon entfernt, dich für ein Kind zu halten. In allen Punkten traute ich dir, ausser in Rücksicht deiner Meynung vom eigentlichen Leben auf dem Lande und der Neigung zu diesem. Nie war es dir recht abzuhorchen, ob du mehr Widerwillen gegen arme Krautjunker, oder gegen reiche Städter hegtest. Daher mußte ich wissen, ob du etwa ein „adeliches Landleben" hier nur für einige Zeit zu spielen Lust hättest, um den Klassen in der Stadt aus dem Wege zu kommen, oder ob das Land und die Natur selbst dich reitzten. — Und so schlage ich denn nun von Herzen in deine Hand ein!"

Der Getäuschte begriff jetzt kaum, wie er sich, bey einer kurzen Erwägung der Umstände, und bey dem ihm so genau bekannten Charakter seines Vaters, von einem Angeben habe bethören lassen können, wozu die beyden Herrn nur auf der kurzen Herreise den Plan gemacht hatten. — Allein die grosse Bestürzung hatte ihm zu bald die Ueberleg-

angskraft geräubt. Und noch jetzt fühlte er sich in einer bänglichen Stimmung, und war so stille, daß dem Grafen der gutgemeinte Scherz leid that, seine Mutter aufmerksam ward, und selbst Mathilde ängstlich nach dem Freunde sah. Dis Alles kam indessen bey Tisch nicht nur ins vorige Gleichgewicht, sondern es trug auch nach einiger Zeit dazu bey, ihn in eine besonders frohe Stimmung zu setzen, welche seine beyden Versucher von ganzer Seele mit ihm theilten.

Der Hauptsammelplatz unserer Gesellschaft für den Nachmittag war der gewöhnliche in der Ruine. Man durchstreifte den Wald, fuhr auf dem See, spähte nach reifen Weintrauben, und trieb allerley lose Künste, wobey Mathilde sich unter den Mädchen am muthwilligsten zeigte. Die Jugend ward aber endlich so ausgelassen, und Kleidung, Haarputz und Gliedmasen wurden so wenig geschont, daß man den Mädchen aufgeben mußte, sich still in der Ruine zu halten, wo die älteren Damen sasen. — Hier konnte man aus den Fenstern den übrigen Theil der Gesellschaft auf dem See schiffen sehen, und der Felsen, worauf das Gemäuer stand, ragte so weit in den See hinaus, daß man die Kähne nicht bey der Grotte landen sah, sondern es schien, als wenn sie tief in die untern Felsen

hinein-

hineinschifften. Man konnte mit einem Sprung aus dem Fenster sich über den senkrechten Felsen, seine kümmerlichen Sträuche und die bey der Grotte stehenden Bäume hinweg, bis weit in den See stürzen. So schien es wenigstens, wenn gleich die Felsen auch in der Mitte so viele Kimmen und Abschüsse hatten, daß sie fast überall gangbar waren. — Mathilde trat ans Fenster und sprach mit dem draussen stehenden Wilibald. Die Vergangenheit preßte ihr einen Seufzer aus. Wann sie auf die dunkle entsetzliche Wasserfläche sah, die unter ihr lag, so fühlte sie einen Schwindel, und die Festigkeit der dicken Mauer, worinn sie sich befand, schien ihr kaum Sicherheit vor der Gefahr eines Sturzes in den Abgrund zu gewähren. Sobald sie hingegen den Blick über den weiten See weg nach dem flachen Lande hin erhob, fand das Auge auf einmal wieder Trost. Während Wilibald unter dem Fenster herumkletterte, theilte sie ihm diese Empfindung mit, und beyde riefen sich einiges ins Gedächtniß zurück, was ihnen hier denkwürdig geworden war. Aber eine Bangigkeit ergriff Mathilden, als er jetzt bis zum obersten Gipfel klimmte, und, um sich dem Fenster zu nähern, fast unter ihren Füssen stand. Sie bat ihn so zärtlich, von dieser Stelle wegzugehen, und zu ihr ins Zim-

ner zu kommen, daß er es versprach. In dem Augenblick wie er Anstalt dazu machte, wankte er auf die Seite, bückte sich über den schrecklichen Abhang hinaus — sein Fuß schien fehl zu treten — er that den Sprung — sie sah ihn in der Luft zwischen der Felsenspitze und dem Wasser sinken — er verschwand in der Tiefe — und mit einem Schrey fiel die Arme ohne Bewußtseyn zurück.

Alles sprang erschrocken zu ihr. Die Ohnmacht war fest und tief. Man leistete ihr alle mögliche Hülfe, und als man eben mit neuem Schrecken an die Ursache ihres Umsinkens dachte, schlug sie die Augen auf, und zu gleicher Zeit trat Willibald, einen schönen Vogel in der Hand haltend, herein, um ihr diesen zu bringen. „Gott, rief er, ist sie über meinen Sprung erschrocken?“ Er hatte den seltnen Vogel unterm Felsen in Nest entdeckt, und ihn mit einem Sprunge glücklich erhascht. Der Sprung war an sich nichts weniger als gefährlich; allein, da er in der Ueberraschung ihr die Ursache desselben zu sagen vergessen hatte, so mußte ein tödtlicher Schrecken die Folge seyn.

Sie hielt ihm kraftlos die Arme entgegen, und zog sie sogleich schnell wieder zurück, als sie sich besann, und ihre weinende Mutter vor sich sah. Ihre

re Gemüthsbewegung war äuſſerſt heftig, und Gluth und Bläſſe wechſelten ſchnell in ihrem Geſichte ab.

„Es iſt mir wohl!“ verſicherte ſie die beſorgte Mutter; aber Wilibald mußte ihr ſogleich in die zitternde Hand angeloben, niemals wieder von dieſer Stelle hinab zu ſpringen, ſolang ihm ihr Leben werth ſey. — Sie ſahen hinaus, und lieſſen ſich die Stelle zeigen. Mariane fand die Ohnmacht ſehr natürlich, da ihr ſchon vor dem bloſſen Gedanken ſchwindelte und elend ward. Mathilde gab ſich zwar alle mögliche Mühe, um wieder hinaus zu ſehen; allein, ſo ſtark auch ihre Natur war, trat ſie doch bey jedem Verſuche blaß und zitternd wieder zurück, und man rieth ihr ab.

„Aber, gutes Kind, wie war dir wohl!“ ſagte Mariane und ſchloß ſie an ſich.

„Ich will dir ſagen, antwortete ſie, was ich noch davon weiß. Sie kamen — ſagte ſie zu Wilibalden mit einem zärtlichen Blick — von der Stelle herauf, wo wir neulich mit Marianens Vetter ſtanden. Ich ſprach, und war in Gedanken. Wie Sie zu klettern anfiengen, fühlte ich mich ſchon beklemmt, und je näher Sie der gefährlichen Stelle kamen, je ſchwerer ward mein Herz. Ich war zornig auf Sie, weil Sie mich in ſo vergebliche Angſt ſetzten — ach, ich hätte alles hingegeben, um

Sie

Sie von dieser Stelle wegzuzaubern, und dann recht hart zu bestrafen." Sie wandte sich erröthend zu Marianen. „Wie er sprang, fuhr sie fort, glaubte ich in der schwarzen Tiefe die Wasserkreise zu sehen, die über ihm zusammenschlugen. Allein mich dünkt, daß zwischen dem Sprung und der Empfindung dieser Kreise vor meinen offenen Augen eine gewisse schwarze, fürchterlich lange Pause war. Denn der Felsen ist so schrecklich hoch und dann der See wieder so grundlos! Ich sah die Felsenzacken von seinem Sturze bluten. Zerträmmert kam er bey der Tiefe an. — Das letzte, dessen ich mir bewußt bin, weis ich nicht eigentlich zu nennen. Es war mir, als würde nun auch der Grund der Ruine hinter mir herauf und über den See hin gehoben — er senkte sich mit mir langsam und dröhnend in die Tiefe. In diesem Augenblick fühlte ich etwas Angenehmes — o, es war mir wohl — ein milder Thränenquell schien im Innern meiner Seele aufzuspringen — gewiß, es löste sich ein heisser Tropfe im Herzen ab — so war mir — und da muß ich wohl gefallen seyn."

Sie hohlte tief Athem, und unter Mariannens Küssen lebte sie bald wieder auf. — Wilibald erinnerte sich eines ähnlichen Gefühls auf dem Straßburger Münsterthurm, wo ein Freund über ihm

ihm am obersten Geländer stand, und, um nach etwas zu sehen, sich plötzlich weit über das Geländer hinausbog. „Sein grosser Officiershuth, sagte er, kam mir in diesem Augenblick so ungeheuer und so wer vor, daß ich glaubte, er müsse den Gebückten längst aus dem Gleichgewicht gezogen haben.“

Mathilde konnte diese Geschichte im jetzigen Augenblick nicht anhören, ohne beyde Hände vor die Augen zu halten. Die Finanzräthin fürchtete, Wilibald habe durch seine Unvorsichtigkeit Mathilden auf immer dem Schwindel ausgesetzt. Das ließ diese aber nicht auf ihren Vielgeliebten kommen. Sie zog ihn zum Fenster, strengte sich an, und beschrieb ihm die Punkte wo er gestanden hatte. Aber sie drängte sich sanft an ihn und ließ seine Hand nicht von ihrem Herzen los. „Du bist mir, lispelte sie ihm zu, wie ein theuer erkauftes Eigenthum — tödte mich, oder erhalte dir mein Leben — ich bin dein.“ Sie weinte.

Mit diesem Augenblick war ihre Liebe zu unserm Helden nicht nur in die alten Rechte eingetreten, sondern auch in einen leidenschaftlichen Schwung empor gehoben. Eine Zerrüttung hatte das schöne Herz unmittelbar bedroht. Die kindliche Liebe verlor das Emphatische, und die Geschlechtsliebe behielt

den

den Sieg. Ungern ließ sie ihn von ihrer Seite, und selbst aus den Umarmungen ihrer Mutter blickte ihr Auge immer noch nach ihm, und hieng oft minutenlang, wie trauernd, über seiner Gestalt.

St. Alban hatte für den folgenden Sonntag die ganze Gesellschaft zu sich geladen. Auch der Graf wollte wieder kommen. „Weißt du schon, sagte Minelli zu unserm Helden, daß da Mathildens Geburtstag ist? Wir alle haben uns dazu ausgerüstet. Thue deßgleichen.“

„Ihr boshaften Seelen!“ rief Jener. „Was soll ich nun in dieser kurzen Zeit beginnen?“

„Du schenkst ihr einen Ring!“ sagte Minelli freundlich. „Ich gebe dir endlich meine Einwilligung. Auch sieht man ja wohl, wie die Sachen nun bey Euch stehen. Weißt du, daß ich versprochen bin?“

Keine Nachricht hätte jetzt seinem Freunde erfreulicher seyn können, als diese. Wie warm umhalste er ihn, welchen er nun für immer gerettet glaubte! Aber Minelli hatte Thränen im Auge, und fragte düster nach Marianen. Wilibald gab ihm die Versicherung, daß mit ihrer Schwangerschaft auch ihre Gesundheit zunehme. „Herrlich!“ sagte Minelli. Gerade so, wie mit der wachsenden Liebe zu meiner guten Braut auch meine

Ruhe

Ruhe zunimmt! Du glaubst nicht, wie dankbar ich dem Himmel bin. Sollte nicht am Ende noch alles gut werden in der Welt?"

Wilibald bat seinen Vater, ihn in die Stadt begleiten zu dürfen, wo er einen Ring für Mathilden bestellen wollte. „Hm!" sagte dieser. „Du willst wohl dort meine Bücher einsehen, Herr Sohn? — Nun, ich that dir heute weh. Dafür habe ich auch etwas Neues für dich. Die Mutter und ich haben Deinetwegen mit St. Alban und Sophieen gesprochen. Der Tag war so schön dazu. Das Haus schien sich nach Bewohnern zu sehnen. — Die Sache wird wohl gehen; aber sey heute nur still."

Der Alte hatte vollauf zu thun, um sich der Liebkosungen des Sohnes zu erwehren. Dieser wußte Abends nicht wie er in die Stadt zurückgekommen war. Er entdeckte es Marianen. Sie schwieg einige Augenblicke, und sagte dann mit einer heiligen Thräne: Gottlob, Bruder, daß endlich dein Glück vollendet vor mir dasteht!" Sie hatte etwas Fieber, und mußte sich niederlegen. Am Morgen sah sie todtenblaß aus. Bald verstärkte sich das Fieber, sie durfte das Bette nicht verlassen, und konnte bey Luisens Verlobung, die

an

an diesem Tage vor sich gieng, nicht gegenwärtig seyn.

Unser Held hatte heute seine besonderen Betrachtungen über Frauzen anzustellen. „Dieser Mensch will glücklich seyn, und hat doch in der That ohne sein Herz, ja ohne wahre Zuneigung gewählt! Nur aus guter Bekanntschaft, und weil die Sache wohl gut thun könnte, schliessen sie sich an einander an, wie zu einem Spaziergang, auf welchem man sich mit einem begegnenden Bekannten zu amüsiren hofft. Da ist weder Liebe noch Verachtung! Ohne auf das Glück der ehelichen Innigkeit Anspruch zu machen, scheinen doch Beyde in Rücksicht auf das Anständige ihrer Verbindung, und bey der Aussicht auf ein sicheres Aeussere, sich sehr wohl zu befinden. Sie fürchten keine Langweile, da Er zum Scherze, Sie zum Sprechen geneigt ist. Die Leidenschaft kann beyde nicht beunruhigen, weil Seine Heftigkeit an ihrer Kälte verzweifeln müßte. Und tritt ein kleiner Zwiespalt ein, dann geht Er eine kleine Zeit hierhin, Sie dorthin; denn sie können ja einander entbehren. — Die wahre Ehe in der grossen Stadt! — Ihrer sind viel Tausend. Ihre Theilhaber lachen gewöhnlich überlaut, wenn man die Kälte ihrer Verbindung tadelt, und finden in allen liebenden Seelen nur empfindsame Närrchen.

chen. Denn ihr Leben soll ihren Satz beweisen; und es geht ja vortrefflich immer weiter fort. — Aber nun bricht einmal plötzlich die eigne oder fremde Leidenschaft herein, und bläst das grundlose Glück hinweg, wie leichten Schaum. Schnell entflieht der niebewährte Glaube; und die alles schützende Gottheit der Ehe, die mächtige Liebe, hört nicht mehr auf die, welchen sie von jeher ein Fremdling war!"

Franz errieth einen Theil seiner Gedanken, und sagte: „Du wunderst dich sicherlich über die Possierlichkeit, mit der ich meine Braut liebe! Ein weiser Mann legt seinem Glücke Zügel an, und nimmt sie selbst in die Hand, sonst läuft es mit ihm davon. Ich beginne freylich ein wenig prosaisch — aber frage mich, und sieh uns in etlichen Jahren einmal wieder — du sollst dann ein Stückchen Poesie von meiner Fabrik sehen!"

Er hatte sich jede Feyerlichkeit, jede Ueberraschung expreß verbeten, um nur die ganze Sache recht in Prosa abzuthun, welches Bestreben unser Held tadelte, und für ein affektirtes Wesen erklärte.

Des Abends war Souper bey Kronachs, wo die Gesellschaft bis tief in die Nacht versammelt blieb. Die Gäste waren zahlreich, und unterhielten sich lebhaft in bunten Gruppen. Der größte Zirkel versammelte sich um den Grafen, welcher einige

nige Erläuterungen über eine gewisse Spuckgeschichte gab, die seit Kurzem aktenmäßig geworden war, und grosses Aufsehen machte. Der Graf meynte, es seyen einige Umstände dabey, welche schlechterdings nicht erklärt werden könnten. Er gab diese Umstände an, und Viele aus der Gesellschaft beeiferten sich, das Unbegreifliche derselben zu heben, welches aber nur durch gezwungene und fast eben so seltsame Voraussetzungen möglich war, als die Geschichte an sich zu fordern schien.

Zuletzt bemerkte der Minister selbst: die so gewöhnliche Sucht der modernen neugierigen Welt, allem Unbegreiflichen sogleich auf die Spur kommen zu wollen, falle sehr leicht ins kindische, und oft sey ihm eine so unberufene Erklärung viel lächerlicher vorgekommen als zehen zu erklärende Unbegreiflichkeiten. — Dis führte bald auf Ahndungen, und nach und nach füllte das Geisterreich den ganzen Saal. Man stritt, widerstritt, wurde stiller, und sah es gern, daß die Kerzen düsterer brannten.

Aber welch ein fürchterlicher Schrecken bereitete sich indessen für unsern Freund! — Zufälliger Weise richtete er während dieses Streits den Blick in ein entferntes Fenster, und sah immer starrer hin, weil er dort eine lange hagere weibliche Figur bemerkte, die ihm vorher nicht unter seinen Gästen

vorge-

vorgekommen war. Ohne Bewegung blieb die Figur stehen; von Jedermann entfernt lehnte sie an der Mauer, nahe bey der Thüre eines Speisegewölbes, welche zu klaffen schien. Indem er seinen Nachbar aufmerksam machte, der so wenig davon zu denken wußte, als er, wankte die Gestalt nach der Thüre des Gewölbes zu, und öffnete sie. Erschrocken sprang Wilibald auf, und rief: „Ist das ein Geist?"

In diesem Augenblick wandte sich die Frau, und die ganze Versammlung sah mit Erstaunen, daß sie verschleyert war. „Habt Ihr noch keinen Geist gesehen?" rief es laut und hohl unter dem Schleyer hervor, und wankte langsam auf die erstarrte Gesellschaft los. „Ich bin nur ein Name." schrie sie gedehnt und hell. „Mein Andenken ist längst aus dem Buche der Zeit verlöscht — es schreyt nur noch aus dem Schlunde der Vergessenheit herauf: Bertha, Bertha!" — Sie hob indem sie zusammensank, den Schleyer, und Wilibald war schon mit Entsetzen auf die todtenbleiche — Mariane zugestürzt, um die Unglückliche in seinen Armen aufzufangen. Sie zitterte im Fieberfrost, und sagte, indem sie ihm aufmerksam ins Gesicht sah: „Wahr, und wahrhaftig, ich bin die Kusine Bertha!"

August und seine Mutter, welche jetzt athemlos

les hereinstürzten, hatten die Kranke allein bey ihrem Mädchen gelassen, weil sie sich wohl zu befinden schien. Aber in einem Fieberanfall hatte sie das Mädchen beredet, sie in unkenntliche Kleidung zu hüllen, und durch das Gewölbe bis an den Saal zu bringen, wo sie die Gesellschaft sehen wollte. Da sie aber nicht wieder zurück wollte, so hatte das Mädchen Mutter und Sohn zu Hülfe rufen müssen. Die angehörten Geistergeschichten hatten das beklagenswürdige Weib auf ihre fixe Idee von der Kusine Bertha zurückgebracht.

Die wirkliche Erscheinung eines Geistes hätte kaum einen kälteren Schauder über die Versammlung bringen können, als diese fürchterliche Entdeckung. Die Frauen zitterten und ergossen sich in Thränen der Wehmuth über die Arme und ihr hartes Schicksal. Der furchtbare Geist des Unglücks hatte sich der Gäste so ganz bemächtigt, daß, selbst bey den besten Versicherungen des anwesenden Arztes, fernerhin an keine ruhige Miene mehr zu denken war. Alles gieng in bangem Grausen auseinander.

Am folgenden Morgen befand sie sich zu Jedermanns Freude, sehr heiter, und der Arzt erklärte nochmals, er halte ihre Krankheit nicht für lebensgefährlich, wiewohl die Natur damit umzugehen

schei-

ſcheine, ſich des unreifen Keimes zu entlaſten. Sie befand ſich auch einige Tage darauf wieder ſo wohl, daß ſie den Vorſchlag that, ihre Verwandte nach Hainberg zu St Alban zu begleiten. Da man ihr dis verſagen mußte, ſo ließ ſie doch nicht ab, bis Wilibald mit ſeinem Vater St. Albans Einladung zu folgen verſprach, da ihr Mann und die Mutter ſich nicht von ihr trennen wollten. — Sie hatte die Form von Mathildens Trauring ſelbſt gewählt, und beym Abſchied von ihrem Schwager übergab ihm die Geopferte den Ring, mit den zärtlichſten Küſſen für Mathilden. „Wenn du unſern Mahler ſiehſt, ſagte ſie, ſo bitte ihn, daß er wegen des Innhalts des bewußten Briefes bey unſerer Verabredung und ſeinem Verſprechen einzig und für immer beharren möge. Grüſſe deine Braut, du lieber, ſeliger Menſch. Sage ihr, ich würde gewiß auch bald zu Euch kommen.“ Sie ſchickte ihr ein goldnes Herz, mit der Aufſchrift: Ich bin ewig bey Euch.

Wilibald fand St. Alban's Haus noch leer, und überreichte bey ſeinem Glückwunſche Mathilden einen Blumenſtraus und ſeinen Ring. Sie betrachtete dieſen eine Zeitlang mit Erröthen. Dann ſchlug ſie die Augen zum Himmel, und helle Thränen ſtrömten herab. Ahndend traten die Eltern

dern herzu, und die Familie umarmte sich in stummer Rührung. — Marianens bedeutende Krankheit, ihr Geschenk mit der auffallenden Schrift, und Wilibalds Besorgnisse ihrentwegen, gaben Mathilden neue Thränen, und die Stimmung Aller war ernst und traurig. Erst als Franz, welcher spät kam, neue gute Nachrichten von Marianen und die Bitte von ihr überbrachte, man möge heute auch auf ihre Gesundheit trinken, wurde die Gesellschaft heiter. — Graf und Gräfin liessen sich durch den Mahler entschuldigen.

Pinius übergab Mathilden ein Geburtstagsgeschenk, welches für unsere Freunde von grossem Werthe war. Es bestand in einem Oelgemälde, dem Werk einer reifen Kunst und Ueberlegung, welches ihre drey Freundinen darstellte. Mariane lehnte an einer Säule, auf Mathildens Gesang horchend, die mit der Zitter vor ihr stand. Die Gräfin, seitwärts, schien sich zum Duo mit Mathilden zu rüsten, oder zu pausiren. Beyde waren liebevoll gegen Marianen hingewandt. In dem Ganzen zeichneten sich überall lebendige und reine Farben aus. — Das Edelste hatte der Künstler in Marianens Figur gelegt. Es war ihm gelungen, in einem tragischen Lächeln den Moment ihrer geheimnißvollesten Trauer aufzufassen.

Ihr

Ihre ganze Form lebte harmonisch im plastischen Zeitmaße. Sie trug einen dichten schwarzen Flor über Rosenfarb. Hie und da schien der Faltenbruch romantisch. Eine kleine Kniebeugung war sichtbar. Ihr dunkelndes Gewand, das verdrückte Feuer im Auge, und das Hingesunkene der ganzen Figur liessen den Charakter nirgends zweifelhaft; überall blieb die tragische Bedeutung herrschend. — Der Gräfin Bild war vollkommen reich. Sie schien geretzt, beinahe erhitzt, und ihr Fleisch glühte im Gepräge des höchsten Lebens. Das Gewand war glänzende Seide, die Gewandwerfung licht, fast bis zum Blendenden, der einzelne Faltenwurf flüchtig, und an einigen Stellen beynahe überladen. Eine bescheidene Durchsicht der Schenkel und Kniee erhöhten die Lüsternheit. Sie trug Tropfenperlen, und das Haar war mit Gestein durchflochten. Alles deutete auf Leben und Gluth. — Mathildens Bild zeichnete sich hauptsächlich durch die Farbe des Fleisches aus. Das Nackende — welches der Künstler, vom Gedanken einer kühnen fesselosen Jugend geleitet, hier am wenigsten gespart hatte — war überall sanft, aber die Anatomie desselben doch fest und sicher angegeben. Sie trug Musselin, und das braune Haar in griechischem Kostum. Die Faltenpartheien und die

ganze Gewandwerfung war ruhig, aber in den Schenkeln kräftig. Die, mit der Zartheit des Fleisches zusammengehalten, und das Ganze in einem so warmen Kolorit, riß unwiderstehlich hin. — Die Beywerke bestanden in einem Baum und wenigen Büschen von dunkelm Grün um die Säule. Der Schatten bezeichnete die Mittagszeit. Im Vordergrunde sprang eine Felsenquelle in schöne Blumenränder. Mathilde trug einige dieser Blumen.

Ausserdem hatten Franz, Minelli und der Mahler noch einen Wechselgesang gedichtet — eine Art Duodram, welches vor einigen aufgezognen Teppichen, hinter die etliche Musiker gestellt waren, aufgeführt wurde, dessen Mittheilung wir aber, des Raumes wegen, bis zu einer andern Zeit versparen. — Ein Mädchen sang zuerst in süsser, kunstloser Melodie. Es trat darauf ein Mann in griechischem Gewande zu ihr, und sang, wie er aus fernen Landen komme, bessere Lüfte gekostet habe, und einer würdigeren Vorwelt nahe gewesen sey. Sein Gesang gefiel ihr, und sie glaubte, Thor aus einem ihr unbekannten Vaterlande zu vernehmen. Sie verlangte, daß er ihr Wegweiser werden, und sie zu jenen Ländern führen solle. Er wurde nun ihr Freund, und klagte, daß er dem Vaterlande, wovon sie so sehnsuchtsvoll gesungen,

auch

auch unter jenen Zonen nur im Bilde, im Herzen- und Geſange näher gekommen — daß aber die wirkliche edlere Welt längſt zum Himmel geflohen ſey. — Zuletzt vereinigte ihre ſchöne und gleichein-fache Geſinnung beyde Sänger zu gemeinſchaftlichem Leben auf einer reizenden ſtillen Flur. — Das Ganze wurde zu einer ſehr leiſe gehaltenen Allegorie auf Wilibalds Zuſammentreffen mit Ma-thilden.

Unſere Freunde lebten übrigens heute in einer ſtillen Heiterkeit. Selbſt Minelli war ruhig und trank weniger als ſonſt, ritt auch des Nachmittags bald nach der Stadt zurück. Der einzige Wili-bald übernachtete in Homberg, und wollte erſt des andern Morgens wieder zu Marianen.

Als Pinius ſich von ihm trennte, gab er ihm ein Billet von der Gräfin, welches er erſt dann eröffnen ſolle, wann er allein ſey. Sie hatte fol-gendes geſchrieben: „Ich habe endlich über mich ſelbſt geſiegt. Mein edler Gemahl weis mein gan-zes Verbrechen. Er ſah meine Reue, und hat mir alles großmüthig verziehen — ach, alles, bis auf den erſten flüchtigen Gedanken der Untreue, der mir ſchon längſt durch den Buſen fuhr! Ihnen hatte er nichts zu verzeihen; aber er kennt Ihr ſchuldloſes Herz, und liebt den, der ihn nie täu-

schen wollte, wie zuvor. Ich habe mich freywillig vom Angesichte meines Ludwigs auf ewig verbannt. Die grosse Seele hat um mich geweint — ja, mit heissen Thränen bat er mich, an seiner Seite fortzuleben. Das tröstete, das versöhnte mich! Wilibald, mein Herz ist wieder rein, ich bin wieder ein edles Weib — denn dieser Treffliche hat vor mir gekniet, er hat die Niedrigkeit wieder geadelt — er hat die Untreue beschworen, ihm treu zu bleiben! — In wenigen Tagen reise ich ab, auf ein kleines Landhaus, was ich am Genfersee besitze. Da, wo Julie liebte und litt, da will ich bereuen. Ich habe ihm endlich mein Scheidungsbekenntniß, unter Drohungen gegen mein Leben, aufgenöthigt. Er versagt mir das seinige, was ich nie verlangte, ich, die sich selbst so sündlich von ihm schied. Aber auch dis tröstet mich, daß er es mir versagt; so kann ich, geschieden, ewig ihm treu seyn. Vielleicht darf ich einst seine Kinder sehen, sie erziehen, und dann über ihrem Anblick edlere Thränen vergiessen, als mir jetzt die Schuld auspreßt. — Suchen Sie ihn zu bereden, daß er Urlaub zu einer Reise nach seinen Güthern nimmt; und retten Sie unsern armen Minelli — mein Herz bricht von den Tönen seiner Leidenschaft! — Lebe dann froh, gute Seele — halte mich für glück-

lich

ſich — denn ich werde nie elend ſeyn — aber denk' oft von deinem See her an jene Ufer, wo deine Julie lebt."

„O Gott, rief Wilibald aus, warum mußte denn gerade ich Aermſter die unglückliche Veranlaſſung ſeyn, ein ſo ſchönes Band zu trennen — zwey Herzen von einander zu reiſſen, welche insgeheim noch viel ſeliger lebten, als ich ſelbſt jemals ahndete!" Er konnte ſich nicht gerade als den eigentlichen Verbrecher anklagen; aber ſein Zartgefühl maaß ihm doch einen ſo großen Antheil an dieſem unglücklichen Ereigniß bey, daß er eine gewiſſe Unruhe nicht unterdrücken konnte, die ihm auch ſeinen Schlaf raubte. Nur in der einzigen unſichern Hoffnung glaubte er einigen Troſt zu finden, daß es vielleicht, bey der Denkungsart des Grafen, und dem leichten Blute ſeiner Gattin, noch möglich ſey, die Getrennten nach einiger Zeit wieder zu vereinigen; und dann, hoffte er, war die liebenswürdige Gräfin, ſicherlich das Weib, welches das Unmögliche ſelbſt möglich, und alles vergeſſen machen konnte. „Wie viele Thorheiten wollte ich mir verzeihen, — ſagte er, und warf ſich ängſtlich auf ſeinem Lager hin und her — wäre ich doch nur jenes einemal mehr als ein Weiſer geweſen, da ich mich den Sinnen ſo ſorglos überließ!"

Wie

Wie es Tag ward, drang ein furchtbarer Unglücksbote von seinem Vater zu ihm herein. Mariane war diese Nacht gestorben, und Mineli hatte gestern bey seiner Nachhausekunft einen Blutsturz überstanden, der keine Hoffnung für sein Leben übrig ließ. — Er rang die Hände in thränenlosem Schmerz, und befahl, zu sattlen. Aber noch ehe dis geschehen konnte, kam ein zweyter Bote vom Mahler, der ihm einen Brief des unglücklichen Mineli überbrachte. Helle Thränen eines niegekannten Jammers stürzten ihm aus den Augen als er den Brief überflog. Er schrie, wie wahnsinnig, nach seinem Pferde.

„Am Werke meines Lebens — so schrieb sein sterbender Freund — ist die Feder gesprungen, und das beste Blut des Herzens ist verströmt. Die Kunst ist lang, das Leben so kurz! Meine Seele lebte in Melodien, während das Leben in wilder Dissonanz hinabschäumte und endlich verklang. — Ich fühle, daß mein Blutsturz zurückkehren wird — und Dir, der mein wärmster und reinster Freund war, will ich meine letzten Augenblicke weihen. Du allein fühlst es mitleidig, daß mein Herz zu warm war, um Hestia's Götterbild zu verehren. Eros und Himeros zerrissen es unerbittlich. — Gestern hätte ich noch einige schwere Stunden, als

mein

mein Zufall vorüber war. Ich fürchtete beſonders meinen Tod in der Zeit des Zwielichts. Du kennſt ſelbſt die ſeltſamen Empfindungen, die mich immer ängſtigen wann die Sonne hinabgeſunken iſt — der holde Tag entfliehen will — der graue Flügel des Abends ſo frözelnd mit einemmal über die Natur hinfährt — wann die Fieberſchauer ſich wieder auf den Krankenbetten lagern — das Nachtgeflügel erwacht — das Wild ſich anſchickt, die Saaten ſeines Feindes, des Menſchen, zu verderben — und die Bosheit ſcheu und hämiſch aus ihren Höhlen hervorſieht — ach, mir graute fürchterlich vor dieſen Minuten! Meine Sterblichkeit ſtand wie ein blaſſes Geſpenſt vor mir. Alle Syſteme durchrennte die wilde Phantaſie. Was werde ich ſeyn? rief ſie. Soll ich zahlloſe Leiber pythagoriſch durchirren? Von Vernichtung zu Vernichtung, flattern? Oder ſoll alles auf einmal vermodern — die Materie mit dem Geiſte wieder den Elementen einverleibt werden — als Pflanze aus der dunkeln Erde hervorwachſen — ach, in kurzer Zeit nicht einmal das Fünkchen in der Flamme des Heerdes, nicht mehr ein Theil des milden Regens ſeyn, den der Himmel träufelt, ja des leiſen Windes, der den Liebenden durch die Blüten entgegen ſeufzt — nur geſtaltlos fortrinnen auf der allgemeinen ſchrecklichen Fluth, bis das letzte Atom

wie die Wasserblase zersprengt und vertilgt ist? Oder wie soll der Mensch bestehen, wann nun einst die Erde wiedergiebt, was in der Stille ihres Staubes ruhte — wann der Erzengel mit Posaunenschall das klingende Feldgeschrey der grossen Auferstehung anhebt — wann das Thor der Ewigkeit aus den Angeln der Zeit springt, und der erste Strahl vernichtend hereinzischt, und die Welten im Goldblick des heiligen Morgenroths zerschmelzen — was soll aus dem Sünder werden, wann die Natur sich auflöst? — So, Wilibald, fuhr ich fort, und stürzte endlich auf mein Angesicht, als die Sonne bald scheiden wollte. Aber Plinius ergriff mich, und mahnte mich, ans Fenster zu treten, und nach der untergehenden Sonne zu schauen. Es wurde mir bald wohl. Zitternd stand ich vor den grossen Waldwellen des Parks da, und die Blätternacht schien über mich zu trauern. Aber vor dem Walde blühte jetzt noch ein wunderbarer Frühling über den Teich zu mir herüber. Da standen niedrige Weidenbüsche, die mit ihrem weissen Laube die Blüten des Hainbaums nachahmten — Gruppen von Silberpappeln bildeten mit schneeigem Gipfel die reizenden Wellen der Birnblüte — rother Hollunder, und hochblühende Sommergewächse dazwischen äfften eine täuschende Frühlingsfarbe nach — hinter dem

dem allen die majestätischen Buchengewölbe — Eichen dunkelten dazwischen — Ahorn und Birke hiengen ihr manchfältiges Grün, Gelb und Roth über das Waldduukel gekräuselt herab — und das Ganze ward jetzt von der Abendsonne zu tausend grellen Lichtern angezündet, und konnte würklich für einen Moment in meinem Gemüthe die Zeit um vier Monathe verjüngen. Aber mit Thränen sieh ich bald aus der wiedergeträumten Kindheit des Jahres zurück, und rief bittend in die Wirklichkeit hinüber: o täusche mich nicht in dieser Stunde, holde Natur! Deine Blüten dort sind nur Blätter und Früchte; deine Laubgewölbe hat schon der Reiff des Todes gerühret — darum erröthen sie in der scheidenden Sonne, wie Sterbende vom kalten Brand! Dieses Gelb wird nimmer ergrünen — ach, nimmer, wie jene zartfarbigen Sprößlinge des Frühlings — ergrauen wird es bald, und dann in braunen goldgefleckten Blättern, giftigem Gewürme gleich, auf mich herabfallen! — diese armseligen Reste von lachendem Hellgrün sind nur verspätete unreife Säfte, die sich bald in scheußliches Schwarz hüllen. Aber mit Pracht legst du deinen sanften herrlichen Schmuck nieder, du Müde! Geh zur Ruhe, Natur! Ich weis ja einen Odem des Frühlings, über den Sternen wehend, welcher der Natur den Kreislauf der

der Wiedergeburt verheissen hat — der alle Zerstörung ewig wieder vertilgt. Nach kurzem Schlummer wird sein belebender Sturm über die Erkaltete hinrauschen — im Chor der Auferstehung werden die zahllosen Keime wieder heraufbrechen — Frühling wird ertönen — und des Blütenlebens soll kein Ende seyn vor dem Herrn der grossen Flur. — Und du, o Mensch, wolltest allein ein Fremdling in der Natur seyn — du, ihr eigenstes, schönstes Glied? — Mein willkommen! Mit dem Laube falle auch der Mensch! — — — — Ha, Mariano läßt mich grüssen — Mariane ist schon frey, wie ein Adler. Plinius weinte nur, und wollte mir es verhehlen. Ihre letzten Worte waren: Ich bin ewig bey Euch. — Fahre wohl, holdes Weib! Mein Flug ereilt dich noch. — Höre jetzt auch meinen letzten Willen, Bruder. Ich bitte dich, laß mich in Haimberg neben die Grotte begraben. Ich vermache Mathilden meine Leibguitarre; meine musikalischen Manuscripte meiner Braut; mein Violoncell der guten Julie, und meine Literalien dir. Für Plinius mein Geld, und Franz soll alle übrigen Instrumente haben. Sieh, nun bin ich ja frey und blos! — Sieh Mathilden meinen Todtengruß. Sie war mein Glaube, du mein Helfer. — O, weiße Mathilde! Auf Dich lebte ich — auf

dein

dein ſüſſes Bild will ich nun ſterben. Mein, die Schönheit iſt ein Theil des Himmels, und nicht ein vergängliches Erbe der Zeiten. Dis Antlitz iſt ein Tempel, worinn die Hoffnung eines beſſern, ewigen Lebens gepredigt wird. — Bruder, ich ließ dieſe Nacht zwey Geiſtliche rufen; einen Prieſter, der mich verſah, und einen Lutheraner. O, es waren zwey würdige Abgeſandte, und Gott lohne ihren Troſt. Aber ich kehrte bald zu meiner kräftigeren Predigerſtimme zurück, zu Mathilden! Ihre Züge ruffen mir jetzt mit vollem, heiligem Schall in die Seele: Es blüht eine Unſterblichkeit — und endlos windet Gott ein helles Grün des Lebens um die myſtiſche Schlange der Ewigkeit! Drum, bange Menſchenbruſt, verzage nicht in deiner letzten Noth! Nur ein höchſter, einziger, wahrer Gott konnte dieſe Züge geſtalten, deren Schönheit wie ein freundlicher Gaſt auf Erden erſcheint — deren Blick auf den kurzen räthſelhaften Traumbildern unſerer Maaß- und Zeitform nur gütig weilet; aber kein Gott kann ſie wieder vertilgen! Oder, mag etwa der Ewige den klaren, unendlichen Tropfen wieder vernichten, welcher einmal mit dem Born der Schöpfung aus ſeinem Herzen ſprang? — Höchſter über den Sternenwelten urſt jetzt erkenn' ich dich — und nur aus deinem

Geſchöpf,

Geschöpf, nur aus deinem Abbild erkennt man dich — und einzig das Herz vermag dich zu ergründen. Du allein fandest nur dis Engelsbild, welches jetzt Trost in meine letzten Stunden herüber weht! Du wirst nicht zugeben, daß das Schöne der Verwesung zum Raube werde. Alles was mit dem Siegel deiner Herrlichkeit gezeichnet ward, das wird dem Staube wieder entblühen. Wonne, Wonne sonder Maaß! auch ich bin dein Gesiegelter. Es erkohr sich ja das Schöne, und mit ihm alles Höchste oft auch diese schwache, arme Brust zur Wohnung. Nun werden die Schwächen der Erde bald verblutet seyn. Was der Erde gehörte, fahre hin! Auch der Himmel hatte immerdar seinen Theil an mir — darüber jubilirt jetzt die besiegelte Seele. — Dort, Vater — ja, du hast wahrlich ein Dort bereitet, ein heiliges Land, wo die hohen Seelen sich wieder versammeln, wo das Schöne endlich dem Schönen himmlisch vermählt wird. — Ich sehe die Flammen alles Lebens verzischen, im Wirbel der Elemente — langsam und bloß zieht dann der grosse Strom von Asche Dir vorüber — aber, ach, Liebruder! Du sammelst die göttlichen Funken aus dem verbrannten Weltschaum in deine Urne, und bildest liebliche Sterne daraus — und über dem Strome rauscht es im ewigen Frühlingschor: Herr deine Todten werden leben!

leben! — — — Da zieht mich das Leiden noch einmal zur schönen Erde nieder — ich fühle, Bruder, es kehrt zurück, bald zum letztenmal — denn die bange irdische Natur sieht nach Hülfe umher — im Herzen wird es so warm — so lieblich — so voll. — Ich will siegeln und zu dir senden. Gern sah ich dich noch einmal — du warst ja mein liebster, mein allertreuester Freund — o weine nicht, daß du mir nicht beystehen kannst, wann nun die Todesangst zu früh über dis junge Leben hereinbricht. Denk, daß dein Freund wie ein Mann gestorben sey. Und das will ich. — Aber lebe wohl, und vergiß dieses Lebewohl einer treuen Seele ewig nicht! — — Pinius mahnt mich zu schliessen — leb wohl, Allerbester, du Bruder! Es schickt sich auch alles zum letzten Kampfe an — ich will ihn freulich ringen — er kommt. Mutter Gottes, heilige Maria, seliger als Keine war, bitte, daß die grosse Stunde sanft über mir hinziehe — daß der göttliche Mittler auch mich liebend sammle zu seinen geweihten Sündern — Cäcilia, du Himmlische, vertritt deinen treuen Sohn — laß die Seele sanft hinüberschweben auf den Schwingen deiner Töne — hin in jene ewigen Melodieen am Throne der Gebenedeyten."

Wild sprengte unser Freund nach der Stadt, um das theure Leben noch zu erretten. Ach, er fand in

Minel-

Minellis Wohnung einen Todten, in seines Vaters Hause eine Leiche.

Mariane hatte verlangt, daß man ihren Leib, und auch in einem besondern Behältnisse das Herz nach Hainberg bringen möge. Sie war sehr ruhig gestorben. Der Arzt fand einige Hauptgebrechen in der Brust. Ihre Leibesfrucht war schon seit längerer Zeit todt.

Der Schmerz lag schwer und hart auf unserm Wilibald. Aber wann er seine Eltern weinen sah, oder den ganz hingesunkenen, trostlosen Auguſt, oder Minelli's verwaiſte Braut — dann riß er sich mit Kraft empor, und er und Pinius behaupteten ihre Stärke. Die arme Gräfin saß Stundenlang mit gefalteten Händen sprachlos da, und zwischen ihren Lippen schwebte immer ein wehmüthiges M.. zum Ausrufe jener theuern Namen bereit. — Die Anſtalten zu ihrer Reiſe, und zu einer andern, welche der Graf unternehmen wollte, wurden jetzt bekannt gemacht, und beſchleunigt.

Nach einigen Tagen führte Pinius, welcher die Leichenanſtalten beſorgte, beyde Lieben, die, bis in den Tod sich immer fremd, doch in einer so geheimnißvollen Verbindung geſtanden hatten, nach Hainberg. Man begrub sie an beyde Seiten der Grotte, in zwey schöne Felſengräber. Alle Hainbergs

berger giengen mit zum Grabe, und streuten ihnen gutwillig eine stille Saat von Thränen.

Am folgenden Morgen setzte man ihre Leichensteine. „Laßt uns wieder zu ihnen gehen!" sagte Wilibald. — Es war ein rauher Tag. Man sah schon Blätter fallen, ein scharfer Wind rauschte über die Haferstoppeln, und der Landmann eilte, um den Waizen in die Erde zu bringen. — Der Künstler, welchem Pinius die Steine angegeben hatte, begegnete ihnen, und hatte seine Arbeit geendigt. „Ach, Sie haben für unsere Freunde die aller letzte Arbeit verrichtet!" rief Mathilde ihm entgegen, und Alle brachen wieder in Thränen aus. Aber Wilibald eilte voraus, und blieb starr vor der Grotte stehen. Denn zwischen den Gräbern knieete ein Weib. Es war Julie, in Reisekleidern. Unwillkührlich breitete er seine Arme gegen die Betende aus. Doch sie stand langsam auf, legte ihren Finger auf den Mund, und zeigte auf die Gräber, dann in die Wolken. Ihr Herz wollte brechen. Sie verschwand in dem Gebüsch, aus welchem es noch leise zu ihm zurückschallte: Lebe wohl!

Auf Marianens Grabstein war ihr Liebling, die Harmonika, auf Minelli's Mal aber

die

die romantische Guitarre abgebildet. Beyder Namen prangten oben darüber.

Lange sahen die armen Zurückgebliebenen stumm hin nach der aufgelösten Herrlichkeit. Dann erhob sich unser Freund, wie ein Held, und rief begeistert aus: „So bildsam, wie das Waizenkorn ist auch der Kern des Menschen! Der Genius des Todes hüthet diese Steine, und verscheucht alles Leben aus ihrem traurigen Raum. Aber es wird eine Zeit kommen, wo wir nicht mehr schwermüthig von ihren Gräbern Rosen brechen, wo keine melancholische Nachtigall hier klagt, wo die, welche jetzt mit der Natur einschlummerten, sich ermuntern, und zwischen den Blüten eines ewigen Frühlings hervorrauschen — eine Zeit, wo keine Zeit mehr seyn wird! Heilige Hoffnung, unter deinem Panier will ich treulich leben; will ich glauben, daß all die Theure, Werthe nicht vergebens dahin gesäet sey, in die Flächen der Zukunft. Ja, es wird nicht ewig Winter seyn!“

„Das wird es nicht — Dein Vater ahndete es, meine Kleine!“ sagte Pinus. Er hob Wilibalds Pflegetochter, die ihrer zweyten Mutter Grab besuchen wollte, zu seiner Brust empor, und zeigte ihr etwas auf einem dritten Denkstein, der noch aus den Büschen ragte. „Was ist das, Liebe?“ sagte er weich. Mathilde weinte laut im Hinsehen.

„Eine Flöte,“ sagte das Kind, und blickte, mit Augen in welchen die Geister künftiger Thränen glänzten, nach dem Denkmal ihres Vaters.

Sie giengen. Ueber den See herüber hörte man Juliens Wagen abfahren, dessen Rollen sich bald nach Süden hin verlor.

Die reisenden Maler

Ein Roman

von

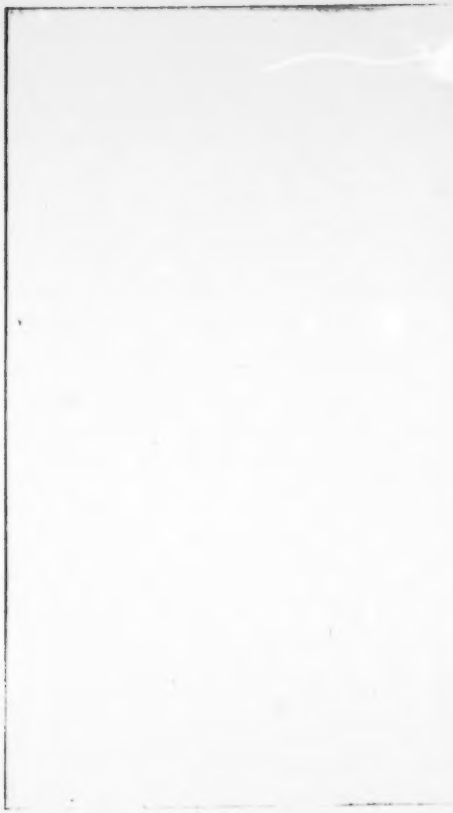
Ernst Wagner.

Erster Band.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen, 1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die reiſenden Maler.



„Schaut, ihr Buben, die Schatten wachſen, und die Sonne geht zur Ruh!“ rief der Zigeunerhauptmann. „Unſer Stündel vom Dreyherrenſtein bis ins Babenberger Rauhthal hält ſechzig Minuten. Sattelt die Maulthiere.“

„Wie abgeſchmackt!“ ſagte Herr von Steinach zu einem alten Zigeuner, mit dem er ſich unterhielt. „Wenn es euch, wie ihr ſprecht, niemals an Gelde fehlt, warum zieht ihr nicht von einem Gaſthofe zum andern? Warum macht ihr die allerverrufenſten Winkel zu euern Meilenzeigern und Nachtquartieren? Und dann — warum mögt ihr nicht, wie andere Menſchen, ſagen: Von Sabinium bis nach Babenberg iſts eine volle Stunde?“

„Herr, (antwortete der geſchwätzige Alte) unſer Hauptmann ſpricht, es klänge beſſer.

Du hast uns Zigeunerpack gescholten — gut, wir sind auch Zigeuner, aber von den ächten. Vor der Welt sind wir ehrliche Glashändler, vor Gott Leute, welche die Freyheit lieben. In jedem Hotel giebt es Ungeziefer, Menschen und schädliche Dünste — beym Vieh liegen wir schon lieber, wenn einmal die kalte Jahreszeit herrscht — aber im Wald ists doch am lustigsten, da lebt sich der arme Mann zum König, da wachsen frische Kronen für ihn. — Sieh, wie dort der Junge das Eichhorn jagt, von Ast zu Ast! — Und was haben dir die stillen Plätze gethan, die wir zum Nachtlager suchen, weil sie düster sind, und trocken — weil der feuchte Thau sie meiden muß? O, schöne Nächte! Da rufen uns, wahr und wahrhaftig, die Geister, und lehren uns manche schöne Kunst. Du glaubst keine Geister — wie gedenkst du denn einer zu werden? — Aber, du bist gut. Der Hauptmann hat dich durch unsere richtigen Pässe ruhig gemacht. Die Obrigkeiten des Landes lieben uns immer noch von Alters her. Glaub' es nur, der Zigeuner bringt Segen und gute Zeit ins Reich. Du

bist treuherzig. Wir danken dir, daß du uns die Ruhe auf deiner Drittelsgränze gegönnt hast. Wir danken dir für Wasser und Weide im Land."

Mißbilligend schüttelte Steinach den Kopf. — Die Bande lag schon seit etlichen Tagen bey dem sogenannten Dreyherrenstein. Es stießen in dieser reitzenden Gegend dreyerley Gränzen zusammen. Auf zwey Seiten verbreitete sich in großer Herrlichkeit der berühmte Park mit dem landesherrlichen Sommerschlosse Sabinium, wo gegenwärtig der fürstliche Hof mitten im Genusse der schönen Natur lagerte. Von drüben her spitzten sich zwey unmittelbare Reichsritter aus zweyerley Kantonen mit ihren Ländern in den stumpfen Fürstenwinkel ein. Der mächtigere dieser Beyden, der Minister von Hohenblat, war seit einiger Zeit vom Fürsten, Alters wegen, in Ruhe gesetzt. Seine Vorfahren, die sich große Reichthümer erworben hatten, bauten, aus Erbitterung über eine Gränzstreitigkeit, oben an ihrem Dorfe Hohenblat ein neues Schloß hart an die Gränze. Kaum fünfhundert Schritte davon

ſtieg der Hauptflügel der fürſtlichen Gebäude empor, welchem nun das Ritterſchloß gegenüber prangte, um den Regenten an das Ende ſeines Reichs zu erinnern. — Beſcheidener machte es des Fürſten zweyter Nachbar, der Vater unſers Herrn von Steinach. Er baute zwar auch ein neues Schloß, blieb aber damit eine Stunde weit von der Gränze weg, auf einem ſchönen Hügel in der Mitte ſeines Dörfchens Hallenbach, wo er freylich auch ſo gut als Hohenblat der herrlichen Ausſicht nach dem ſtolzen Sabinium hin ſich freuen, und ſogar die fernen Thürme der feindlichen Reſidenz erblicken konnte. Leider genoß er dieſes Vergnügen nicht lange. Er ſtarb, und hinterließ eine durch den Gränzſtreit gewonnene, durch andere Prozeſſe und das Bauweſen ſehr vermehrte Schuldenlaſt, welche nun dem Sohne kaum die nothwendigſten Wohnzimmer des neuen Schloſſes auszubauen erlaubte. Zum Glück aber war doch unter der Regierung des vorigen Fürſten der Streit noch verglichen, und der wichtige Dreyherrenſtein von neuem berichtigt worden. Als Urkunde eines hier geſchloſſenen

ewigen Friedens hatte überdieß der Fürst auf seine alleinigen Kosten einen prächtigen, mit passenden Inschriften gezierten Stein setzen, um diesen herum einen großen runden Platz reinigen, einebnen und mit zartem Kies bestreuen lassen, der zu ewigen Zeiten als eine gemeinschaftliche Esplanade in Ordnung gehalten werden sollte. Auch war zu mehrerer Verschönerung dieses Platzes, von welchem man den größten Theil des Parks übersehen konnte, auf dem höchsten Punkt an der fürstlichen Seite ein geschmackvoller Pavillon erbaut, worin die Hofgärtnerfamilie wohnte, und den man die Einsiedeley nannte. Das Ganze lag mitten zwischen dicken Waldpartieen und einzelnen blühenden Bosketen in einer romantischen Gruppirung.

Man hielt den Ort heilig. Es war seinen drey Obrigkeiten schon zur Gewohnheit geworden, ihn mit allen Handlungen der Gerichtsbarkeit zu verschonen, und mancherley Unfug hier so lange als möglich zu ignoriren, damit nur der ewige Friede nicht zu schnell enden möge. — Dieser von allen Seiten begünstigte

Provinzenwechsel — die Schönheit des Ortes selbst — einige sich durchkreuzende Landstraßen — die Nähe Sabiniums und mehrerer großen Dörfer — die Fruchtbarkeit der Gegend, nebst einer anstoßenden großen Viehweide — alles vereinigte sich zu einem sichern und angenehmen Aufenthalte für die Zigeuner, welche niemals durch die Gegend zogen, ohne den Dreyherrenstein zu besuchen, einige Tage lang ihr Vieh dort stark zu füttern und daneben im Wald ihr Lustlager aufzuschlagen.

Heute schienen von der großen Bande, die sich täglich noch vermehrte, alle Büsche umher belebt. Herr von Steinach, dem der väterliche Gränzstreit noch stärker in den Gliedern lag, als den zwey andern Herren, befürchtete immer einen Entfall, und hätte daher die ungebetenen Gäste sehr gern in ein größeres Reich gejagt. Allein ihre Papiere waren bereits von den drey Justizjarien untersucht und gut gefunden worden — der ganze Hof hatte das Volk heute selbst in Augenschein genommen, und, statt es zu verbannen, mit Beyfall und Silbergröschchen beschenkt — die Tochter des

Ministers Hohenblat hatte ihnen einen Vogel abgekauft, und sich, aus Zuneigung oder Neugierde, beym Kaufe weit über die Hälfte verlehen lassen — auch konnte niemand den Zigeunern bis jetzt etwas übeles vorwerfen, außer, daß sie die Hallenbachsche Weide mit Eifer und Sachkenntniß benutzten. Aber gerade dieß letztere gönnte ihnen Steinach noch am liebsten, weil die Huth ihm allein zugehörte.

Ein anderer Hauptgrund, warum er die Bande gern angefeindet hätte, war ihr wunderliches Betragen, und — was er aus diesem schloß — der unrechtmäßige Besitz eines in ihrer Mitte lebenden sehr artigen Mädchens. Die Welt nannte diese das schöne Kordelchen, und Steinach hielt sie für eine Geraubte, wenn gleich alle Zigeuner auf ihre Ehre und Redlichkeit versicherten, sie sey von ächtem Blut, und des Hauptmanns Geliebte. — Der Hauptmann war dem Drittelsherrn der fatalste Mensch unter dem ganzen Trupp — und doch glich sein Aeußeres einem schönen, majestätischen Spanier. Er wußte seine Gesichtszüge — die von tiefer Weltklugheit und Anlage zu Intri-

guen jeder Art zeugten — zur niedrigſten Gemeinheit zu verzerren; er ſuchte ſich die Phyſiognomie eines gewöhnlichen Landſtreichers mit Gewalt anzuzwingen; er ſchien einen Reichthum von Bildung zu verhehlen, um nur kein Vertrauen bey den Menſchen zu erwerben, und keine Aufmerkſamkeit zu erregen. Sein Geſicht war zu lachend, um einem Unglücklichen anzugehören — zum Wildfange ſchien er zu ernſt — man mußte auf einen vollendeten Böſewicht rathen. — Alle Worte und Mienen dieſes Menſchen entſchlüpften dem Beobachter ſchnell, wie die behenden Schlangenkinder der Verſtellung; nur ſeine Leidenſchaft für das junge Mädchen konnte oder wollte er nicht verbergen. Steinach hatte ſich ſchon viele Mühe gegeben, das gefärbte, ſchlanke, ſchwarzäugige Ding aus den Klauen dieſer Nomaden zu befreyen. Aber des Hauptmanns Antworten hierüber blieben immer kurz, kalt und abſchreckend. Das Mädchen ſelbſt war dem Zigeunerleben ſehr ergeben, und that mit dem Hauptmann äußerſt freundlich und vertraut.

„Arme Verführte! (ſagte Steinach, als

ſie einmal allein bei ihm ſtand.) Was reizt dich an dieſer wilden Geſellſchaft? Ihre häßliche Farbe? Ihre grobe, ekelhafte Nahrung? Ihre geheimnißvollen Reden — Ausſprüche eines lächerlichen Unſinns? Ihre ſeltſame Natur und Lebensweiſe — eine Art von viehiſcher Freyheit mitten in der nomadiſchen Sklaverey? — Tritt doch heraus aus dieſen abſcheulichen Kreiſen — Komm mit mir — werde ein freyes, gebildetes Weib, und lerne die Ordnung wieder lieben!"

Aber er konnte nichts von ihr erhalten, als einige freundliche Winke, daß ſie ihn recht wohl verſtehe; und endlich die naive Antwort: „Komm nur mit mir, und es ſoll dir wohl gefallen — Wer hat dir denn geſagt, daß ich unordentlich oder verführt ſey?"

„Toll biſt du wenigſtens!" rief er, und mußte doch mit lachen, als ſie ihm hohnlachend die weißen Zähne wies. Aber kurz darauf, als er mit dem alten Zigeuner redete, und der Hauptmann bey dem Mädchen hinterm Buſche lag, um ihr Liebeserklärungen zu machen, hörte Steinach deutlich, daß ſie in gebrochnem

Spanisch die lebhaften Worte sagte: „Hauptmann, ich bin gern in eurer Gesellschaft, und ich bleibe bey euch; aber, so bald ich noch eine einzige Zumuthung der Art von euch hören muß, melde ich mich bey der nächsten Obrigkeit. Ich will unter eurem Schutz, aber nicht in eurem Herzen leben. Und was gehen euch die Maler an, und dieser wohlgebildete Jüngling hier — wahrlich, er ist der schönste Mann, den ich noch sah!" — Der eifersüchtige Spanier schwieg, und warf verzweifelnd den Kopf ins Gras zurück.

Eben sprang die Thüre der nahen Einsiedeley auf, und Fink — einer der drey reisenden Maler, die sich seit etlichen Wochen bey dem Hofgärtner Erdmann eingemiethet hatten, um die schönen Gesichter des Hofs, und die Natur- und Kunstwunder des Schlosses und Parks zu malen — flog auf Steinachen zu. — Dieser hatte ihn und seine Kameraden einige Jahre auf ihren Kunstreisen begleitet, und gehörte zu den Freunden der drey Künstler.

„Glück auf, Steinach! (schrie der lustige Maler.) Was gilts, du gehst mir hier ins

Gehege? Die Nase der ächten Chevalerie wittert alles Schöne aus, wenn es auch meilenweit in Diebs- oder Dachslöchern steckte! — Kordelia! Wo bist du! Kordelia! Lustig, du schneller Falke, komm hervor, Liebchen!"

Das Mädchen sprang erfreut auf ihn los. Er schloß sie in die Arme, rieb den braungefärbten Mund mit seinem Tuch, und küßte dann mit größter Zärtlichkeit ihre röthlichen Lippen, welches die Kleine von Herzen erwiederte, und den erstaunten Drittelsherrn freundlich dazu anlachte. Der Hauptmann war emporgesprungen, und sah mit verschränkten Armen zu.

„Hauptmann, (sagte Fink) du sollst binnen einer halben Stunde hundert Dukaten für das Mädchen haben — laß sie bey uns — sey kein Hans Dampf!"

„Ich bleibe für tausend Dukaten keine einzige Nacht mehr hier!" antwortete jener mit einem finstern Blick auf Kordelien.

„Seht ihr, wie lieb ich dem Hauptmann bin?" sagte diese, und winkte befehlend ins Gebüsch, indem sie ihren Arm um den Maler schlug, und zu schweben begann. Ein Weib

griff jetzt in die Zitter, und ein Knabe rührte eine kleine Pauke zum Tanz. Sie flogen in den seltsamsten Sprüngen und Verschlingungen um den Dreyherrenstein herum. So oft der Tanz über Steinachs Gränze hinwirbelte, machte Kordelia dem schönen Drittelsherrn dieses bemerklich, indem sie entweder einen Lustsprung that oder ihm freundliche Blicke und Küsse zuwarf.

Auf einmal schrie alles laut: „Die Alte, die Alte ist da!" Das Mädchen entschlüpfte ihrem Tänzer ins Gebüsch, und kam bald mit einer uralten, aber noch rüstigen Frau zurück, die von jedermann jubelnd begrüßt ward.

Die Alte betrachtete, indem sie sich nach Zigeunerart verneigte, die Fremden einen Augenblick aufmerksam, und wie es schien, mit großem Erstaunen. Dann fuhr sie schnell herum — und als sie das Gesicht den Fremden wieder zuwandte, war dieses mit einem schwarzen Florschleyer bedeckt. — „Was ist dir, alte Zaubermutter?" fragte Kordelia. Die Alte trippelte im Kreise herum, und sang leise und hohl:

„Mein Herz liebt nur die Einsamkeit.
Was kümmern mich falsche Seelen?
Der Heimweg ist böse und weit.“

Das Liedchen mußte wohl dem Hauptmann bekannt seyn. Es überflog ihn gleich bey den ersten Tönen ein lebhaftes Erstaunen. Darauf sagte er zankend: „Jetzt haben wir nicht mehr Zeit zu singen.“ — Indem er mit einer hellkreischenden Kommandopfeife das Signal zum Aufbruche gab, und darauf alles von der Weide und aus den Büschen herzudrang, um seine Befehle zu vernehmen, wandte sich Kordelia traurig zum Maler. „O sieh — sagte sie leise — wie schön dort die Waldnacht grünt und dunkelt! Die liebe Finsterniß kommt, und um Mitternacht wird es so still und warm! Komm doch mit mir — o, wüßtest du, wie lieblich es dort ist! Ich will dich an die Brust schließen und dir dienen. Du sollst meine Augen küssen, du junger, heiterer Mensch, und mir zur Seite ruhen — das darf der wilde Hauptmann nicht.“

„Still nur! (flüsterte die Alte, die sie

behorcht hatte.) Ihr sollt euch nicht zum letztenmal gesehen haben — in dreymal drey Tagen kehrt mancher Reisende zurück." — Fink holte tief Athem, und schien gerührt. Die Alte seufzte schwer und laut.

„Wie pretiös du thust, alte vermummte Bettel!" sagte Steinach, und lachte über ihre mystischen Winke.

„Aber sey du glücklich! (seufzte Fink.) Von Herzen sag ich dir mein Lebewohl, du gutes, verwildertes Kind!" Er küßte einen leichten Zug des Abschiedsschmerzes von ihren Lippen. Sie streichelte seine Wange, und reichte dann Steinachen spöttisch ihre Hand zum Kuß. — „Deine Hand könnte sehr schön seyn — sagte dieser stolz — doch ich will dich nicht in deinem Leichtsinne stärken! Aber deine Lippen sind von einem Künstler geadelt. —" Er hielt ihr seine eigne Hand entgegen. — „Nun ja, du bist besser und schöner, als ich," antwortete sie bescheiden, und küßte Steinachs Hand mit Inbrunst. Er zog sie jetzt verwirrt zurück. — „Bringt die Katze!" rief sie dann gebieterisch.

Der

Der Zug war schon auf dem Marsch. Drey Knaben brachten Maulthiere für Kordelien, ihre verschleyerte Alte und den Hauptmann, welcher jetzt nochmals den ganzen Platz übersah, und zur Abreise trieb. Alle Pferde und Maulthiere waren schwer beladen. Auf den Körben und Ballen flatterten mancherley seltene Vogel, und die vielen Hunde sprangen bellend um die Lastthiere her.

Schnell wie eine künstliche Springfeder hüpfte das leichte Mädchen auf. Aber im Moment des Aufschwungs ward ihr Knie, weiß und glänzend wie reines Elfenbein, einem einzigen schnellen Blicke des aufmerksamen Steinachs sichtbar. — Sobald sie saß und die Zitter in der Hand hielt, ließ sie eine ungeheuere häßliche Meerkatze zu sich emporspringen, auf deren gepolsterten Rücken man zwey Falken hob und daran befestigte. Auf die andere Seite ihres Quersattels nahm sie einen großen verkappten Schuhu. Zwischen diesen Gesellschaftern hing das Mädchen in malerischer Nachlässigkeit schief auf dem geschmückten

Maulthier da; die Zitter ruhte auf ihrem übergeschlagnen Knie.

„Ruft Adio! Adio!“ schrie sie, und kitzelte das Maulthier an den Ohren. Das Thier grunzte laut und lief mit ihr fort, der Schuhu stieß seinen nächtlichen Ton aus und rasselte mit den Schellen, die Meerkatze wimmerte, und die Falken erhoben ein gellendes Geschrey. — Schnell holten sie den wüsten Zug ein. Die Knaben purzelten in den abentheuerlichsten Weisen neben den Maulthieren her, und schlugen künstliche Räder.

Der ganze Lärm zog über die Weide gegen Süden hin, wo der dunkle Babenberger Forst lag. Zwey himmellange Kerls stießen jetzt querfeldein noch dazu, und wurden mit einem lauten: Burrassa! bewillkommt. Bald ward es stille. Man hörte Kordelia's hellen Gesang zur Guitarre noch eine Zeitlang, bis der abendlich dämmernde Wald die Gestalten und Töne verschlang.

Steinach hatte lächelnd dem Zuge nachgesehen. „Laß uns aufrichtig seyn! (sagte er zu Finken.) Wir zögen von Herzen gern mit ihnen, wenn wir nicht eine nähere Bekanntschaft fürchten müßten."

Der Maler verbarg es nicht, daß sein Blick feucht war. „O glaube mir, rief er aus, ich ginge nicht mit! Ihr habt Recht, daß ihr mich immer als einen Wildfang betrachtet. Aber ich fühle meine Wildheit wunderbar gezähmt, seitdem ich an diesem Weibe endlich meinen Mann gefunden habe. Sie bringt mein flüchtiges Leben zum Stehen. Vor ihrem wilden Flug erschreck' ich und werde flügellahm. Ich könnte weinend hinknieen vor diese sorglose Braut des Jammers, und sie um ihre Rückkehr anflehen — ich möchte mich unter ihre Genossen aufnehmen lassen, oder die ganze abscheuliche Bande vertilgen, wenn ich nur sie zu retten wüßte, in der vielleicht ein großes Weib untergeht."

„Gewiß, (sagte Steinach) sie ist ein unglückliches Opfer der verkehrten Erziehung, oder einer unordentlichen Leidenschaft."

„Nichts scheint mir doch unerklärlicher, (fuhr der Maler fort) als das Zutrauen, welches oft der Mensch so schnell zum Menschen faßt. Ich fürchte keineswegs, wie du, ihre nähere Bekanntschaft. Ich glaube fest an Etwas, das ich nicht sehe — an ein köstliches Kleinod, welches in diesem Busen, ihr selbst unbekannt, der Entdeckung noch entgegenharrt. Ihr vertraue ich. Alle meine Geheimnisse dürfte Kordelia wissen. Mein Leben — und wenn ihr durch den Raub desselben Millionen zu Theil werden könnten — würde ich doch im mitternächtlichen Schlummer sorglos ihren Armen hingeben. Und wahrlich, so wie sie ihren reitzenden Gliedern die Häßlichkeit nur anheuchelt, so verbirgt sie auch die Grundfarbe ihres Gemüths, welche einzig die Schönheit ist!"

Die beiden Reisegesellschafter des Malers, Schweizer und Brixenfels, kamen jetzt aus dem Park, wo sie gezeichnet hatten, zurück, und wurden durch ihre Freunde von der Abfahrt der Zigeuner benachrichtigt. Sie statteten dem betrübten Fink ihre Kondolenz ab,

und ließen ſich die Abreiſe Kordeliens von ihm ſchildern.

„Es ſcheint mir doch, (ſagte Schweizer) daß du zu viel hinter Kordeliens Maske ſuchſt. Ein ſehr intereſſantes Zigeunermädchen iſt ſie freylich, deren Geſang und Tänze uns ein ſeltnes Vergnügen gewährt haben — aber, ob ſie mehr iſt?"

„Allerdings iſt ſie mehr! (fiel Brizenfels ein.) Ihre äußere liebliche Geſtalt, die ſchöne Form ihrer zarten Glieder, ihr Lächeln, der lebendige Ausdruck von Unbefangenheit, Unſchuld und Reinheit in ihren Bewegungen, Reden und Liedern — alles dieß iſt untrüglich, und liefert einen vollſtändigen Beweis ihres innern Werths und einer ſchöngebildeten Seele. — Lächelt nicht über meine Behauptung! — Es iſt wahr, die Schönheit beſticht den Beobachter oft zu ſchnell, beſonders da, wo ſie unter einer ſo ungünſtigen Hülle hervorſchimmert, wie bey Kordelien. Allein, es iſt auch eben ſo wahr, daß der äußere Menſch nicht bis zu einem gewiſſen Grade von Vollkommenheit ſchön ſeyn kann, ohne zu-

gleich ein schönes Gemüth zu besitzen. Und mit dem Untergange dieses Gemüths muß auch die körperliche Schönheit versinken, wie mit dem Sonnenlichte der Tag. Denn der aufgelöste Geist zieht auch das warme Leben mit sich hinab — der innere Streit niedriger Eigenschaften hebt sogleich die Einheit in den Zügen des äußern Bildes auf — ein kalter Glanz gießt sich über das Aggregat von uninteressanten Fragmenten des Schönen, und die schöne Lüge wird schnell einer traurigen Wahrheit zur Beute. — Nichts ist leichter, als in einem sogenannten schönen Gesichte die innere Nichtswürdigkeit zu lesen. Da greift recht sichtbar der Unwerth, wie mit einer Kralle, aus dem Gemüth heraus, um jede Harmonie der einzelnen Züge zu zerreißen. — Von dem allen aber seht ihr noch keine Spur in Kordeliens heiterm Angesicht; und Fink hat Recht, wenn er jetzt an sie glaubt. — Freylich mußt du sie zu vergessen suchen, sobald du einen Blick auf ihre Zukunft richtest, deren Unwürdigkeit wohl keinem Zweifel unterworfen ist."

„Ich liebe sie nicht, (sagte Fink) aber es bleibt mein theuerster Wunsch, sie zu retten, weil ich weiß, daß es hierzu noch Zeit ist. Gott, warum reißt denn das Schicksal oft den Menschen so unaufhaltsam hinabwärts! Und öfters gerade den, welcher uns nur für die Höhe geboren scheint! — O saht ihr nicht, wie unumschränkt sie über die Bande und ihr finsteres Oberhaupt herrschte?"

„Die Vorsehung (erwiederte Brixenfels) läßt fast niemals die Weiberschönheit zu ihrer höchsten Macht gedeihen, weil sie eben das Mächtigste zwischen Himmel und Erde ist, und doch das Gefährlichste und Vergänglichste. — Der Inbegriff aller Tugend und Größe im Weibe läßt immer noch zunächst einen Wunsch übrig — die Schönheit! Sie allein, schon an sich mit allen Tugenden verwandt, macht das Gemüth für jede derselben wenigstens empfänglich, und ertheilt dann selbst der Tugend noch die allgeltende adliche Standeserhöhung. — "

„Sehr richtig! (fiel ihm Steinach bey.) Der denkbar höchste Grad von Herrschergewalt,

den das Gute über die Menschheit zu erreichen vermag, ist endlich nur noch durch die Schönheit möglich. Und so würde eine Selbstherrscherin, die das größte und beste Weib auf Erden wäre, erst dann die Mächtigste seyn, wenn sie die Schönste, und wahrhaft schön wäre. Diese Göttliche würde höher als die ganze Menschheit stehen. Um jedes Widerstreben gegen ihre Macht zu vernichten, dürfte sie sich nur zeigen. — Leider hat uns die Geschichte noch kein Beyspiel von einer solchen Erscheinung geliefert!"

Sie geriethen tiefer in die Materie von der Wahrnehmung des Schönen, und Schweizer meinte: seines Freundes Brixenfels vorhinige Behauptung — daß der Schluß, von den äußern Abzeichen des Schönen (von Körperreitzen und Kunstäußerungen) auf eine schöne Seele, unträglich sey — habe ihn nicht befriedigt.

„Wenn du (antwortete Brixenfels) die Menschen sagen hörst, dieser oder jener Dichter sey und handle ganz anders, als er dichte und lehre, so glaube nur: dieß ist im Grunde

nichts gesagt. Hat etwa der Beurtheilte noch kein vollständiges Werk geschaffen, dann sagt es noch weniger als nichts. — Wer im Stand ist, durch eine Kunstschöpfung den Menschen in seiner höchsten Reinheit — einen in jeder Rücksicht trefflichen und vollkommnen Charakter — ohne Vorbild, ganz frey aus seiner Seele ans Licht zu rufen, und, bis zum letzten Zuge neu ausgebildet, aufzustellen, der ist selbst dieser reine herrliche Mensch, und muß es nothwendig seyn. — Das Kunstwerk des gemeinen Menschen vermag nie die Vollendung zu erringen. Wissenschaft, Klugheit und Studium reichen hier nicht aus. Denn die Kunst ist göttlichen Ursprungs, wie das Herz und Gewissen. Die scheinbare Reinheit einer solchen Schöpfung wird vor dem Blicke des scharfsinnigen Beobachters sehr bald, und recht unter seinen Augen sich trüben. An einzelnen unwillkührlichen Blößen wird er die Tücke des Heuchlers im Ganzen schnell ahnden und errathen. Und wenn auch dem Heuchler der höchste Grad von Verstellung in der Kunst gelingt, so wird und muß doch seinem Ganzen

gerade die Eigenschaft eines Ganzen fehlen. Selbst die höchste Künstlichkeit in seiner Darstellung wird uns kalt lassen, weil ihr zur Erwärmung Einheit und Leben abgeht — weil der unwahre Künstler kein Herz zu geben hat, also auch nimmermehr die Herzen zu rühren vermag. — Alle Ausnahmen von dieser Regel sind nur das seltsame Spiel eines blinden Zufalls."

„Das alles (sagte Fink, der allmählig wieder heiter ward) gehört eigentlich in die wichtige Lehre von den zweyten Bänden. Diese sind meine wahren Lieblinge, wann ich ein Urtheil über einen gewöhnlichen Romandichter fällen will. Im ersten Bande zieren sich die Autoren meistens, und machen allerley Umstände und weitläuftige Anlagen. Auch soll und muß doch wenigstens kurz nach der Vorrede ein rechter Hauptcoup ausgeführt werden. Daher pfropft der Dichter alles mühselig zusammengetragne Hab und Gut im ersten Bande hinter einander her. Ists ein Werk von drey oder vier Bänden, so sind die mittlern die langweiligsten, und — wie in England die jüngern

Brüder — von allen Mitteln entblößt. Der Dichter läßt ſie ohne Bedenken leer, weil er ſchon auf das was nach der Vorrede kam pocht, auch immer eine gewiſſe Idee von Wohlgerathenheit mit dem ganzen erſten Bande zu verbinden pflegt, — dem er ja während der Fertigung des zweyten alle noch übrigen Wunden verbunden hat — und für den Nothfall immer noch zu ſeinem künftigen Benjamin hofft, er werde, wenn das ſtrafende Publikum, wie Joſeph, nach dem Korporal ſchicken will, die Sünden der mittleren Brüder vergeſſen machen. — Endlich tritt denn nun dieſer Benjamin auf — und mit ihm meine reinſte Luſt! Jetzt hilft kein Läugnen, keine Entſchuldigung mehr; der reine Menſch des Dichters — ſey er auch noch ſo ſchmutzig — muß heraus! Der Autor iſt auch wegen der Kataſtrophe ſeiner Geſchichte ſchon ſelbſt ſo ſehr in der Rage, daß ihm die Schönheiten nur noch in der Angſt entſchlüpfen; dafür ſind ſie aber auch ſeine eignen, ſeine ächten Herzenskinder. Hauptſächlich iſt das Finale immer mein ſicherſter Probierſtein darüber, ob Einer ein tüchtiges Buch machen

kann oder nicht. — Ich habe einen unordentlichen Bücherverleiher gekannt, dessen Bibliothek zuletzt noch aus einigen Tausend zweyten, dritten und folgenden Bänden bestand. Es war ein rechter Schatz von jüngern Brüdern; sie standen so bescheiden da, wie des höchstseligen Falstaffs Armee von verlornen Söhnen. Der Besitzer hoffte, „die beste Kraft stecke doch darin.“ „Auch die beste Wahrheit, rief ich ihm zu; und Sie dürfen stolz seyn auf den Besitz einer so ausgesuchten Bibliothek!“

„So sind auch (fing Steinach nach einiger Zeit wieder an) alle Abstoßungen und Annäherungen zwischen dem Schönen und Gemeinen sehr sichere und entscheidende Kennzeichen der Naturen — aber freylich nur für den Beobachter, welcher ihr Geheimes und Leises richtig aufzufassen weiß. Das kühne, annähernde Streben des Schönen zum Schönen zeigt sich auch mitten unter den Wechselwirkungen der Konvenienz; ja oft verräth es sich unwillkührlich mitten im Reichstagssaale des großen Tons. Weißt du noch, Fink, wie wir neulich deine schöne Prinzessin Franziska belauschten? —“

Dieſe Erinnerung bezog ſich auf eine groſſe Theegeſellſchaft beym Miniſter Hohenblat, der zuweilen den Hof bey ſich verſammelte, und vor einigen Tagen auch, nebſt unſern Malern, einen jungen liebenswürdigen Dichter von bürgerlicher Herkunft eingeladen hatte, um ſeiner Tochter Ida eine Freude zu machen, und den Vorurtheilen ſeiner Gattin durch den Sinn zu fahren. — „Der junge Menſch (fuhr Steinach fort) bediente ſich im Feuer der Rede gegen die Prinzeſſin der freyen Worte: Ich verſichre Sie, es thut mir äuſſerſt leid, daß ich Ihre Meinung nicht auszurotten und Sie zur Annahme der meinigen zu bewegen vermag. Er hatte während deſſen ohne Erlaubniß ihren Arm genommen, um ein Medaillon daran zu betrachten, deſſen Schönheit ſie längſt kannte, weßhalb ſie, ohne hinzuſehen, ernſthaft in ihrem Geſpräche fortfuhr, und ihm den Arm noch einen Augenblick überließ, als er ſchon wieder aufſah. — Dagegen vergaß er ſich niemals ſo weit, daß er zu der kleinen koketten Fähndrichin — die den bittern Zug um den Mund hat, und über jede zurückgeſchlagne Prätenſion blaß

wird — anders geſprochen hätte, als: Ihre Gnaden, und: wie Ihre Gnaden befehlen, und ſo oft es möglich war: Ihre Gnaden haben Recht. Dort hatte er Muth, hier war er feig. — Jede nahm ſeine Anreden für bekannt an, und glaubte, ſie ſeyen in der Regel. Franziska blieb freundlich, jene bitter. Hinterher ſagte die Prinzeſſin: Ein ſehr artiger Mann! während jene die Lippen verzog — hoffentlich darüber, daß er die Fürſtentochter ſo ohne Courtoiſie abgefertigt, und beym Arme genommen hatte. — Einen andern Grund gab es nicht."

Die Kritiker zogen jetzt noch einige Parallelen in der hieſigen ſie umgebenden Welt, die Fink eine prächtige Welt voll lieblicher Geſichter und niedlicher Geſtalten nannte; er ſelbſt kam aber bey allen dieſen Vergleichungen am übelſten weg. Man ſtellte dem Flüchtlinge zuerſt ſeine geliebte Kordelia gegenüber, und ſchlug eine gemeinſchaftliche Leibes- und Seelen-Bleiche vor. — Dann die Jungfer Zehlein, eine alte fromme Schwägerin des Hofgärtners, welche Fink den ganzen Tag mit

ſeiner verfolgenden Liebe neckte, um den alten Erdmann zu beluſtigen, und ſeine Tochter Gundchen zu ärgern, die ihrer verſtorbnen Mutter Schweſter liebte. — Ferner verglich man ihn mit dem wilden Fräulein Luiſe. Sie war die einzige Tochter des alten reichen Generals von Hochſtein, welcher mit ihr und ſeiner Nichte Emilie, die Fink ebenfalls ſehr genau kannte, ſeit einem Jahr hier im Schloſſe ſeines Schwagers, des Miniſters, wohnte, und ſein Leben auf dem Lande beſchlieſen wollte. Luiſe war eine ſiebzehnjährige Männerfeindin, die übrigens nach Finks Meinung über alle Schönheiten der hieſigen ſchönheitreichen Welt hoch emporragte, und mit der er ſich gern unterhielt, ſo oft es ihre bizarre Laune erlaubte. — Der General hatte einen Kammerdiener, Namens Lenz. Ein ſtudierter, witziger, aber dem Trunk ergebner Menſch, welcher im Stillen ein heirathluſtiges Auge auf die zänkiſche Philippine, Luiſens Mädchen, gerichtet hatte. Wegen dieſer ſeltſamen Neigung betete Fink ihn an, und half ihm ſeine komiſchen Plane einleiten. Auch mit

diesem Lenz stellten ihn seine Freunde jetzt zusammen.

Lange wehrte sich Fink, und warf dagegen auch den Andern ihre Sünden, und allerley verbotene Neigungen zu den Frauen dieses Landes vor. Da aber alles mit immer neuen Vergleichungen auf ihn einstürmte, schrie er endlich, im Begriffe fortzulaufen: „Glaubt ihr etwa mich dadurch zu ärgern, daß ihr mich zum Jedermannscharakter macht? Gerade der Genius besteht aus dem Besten aller Art, und jedes Beste ist ein Stück von ihm! Er setzt allen Menschen ihr Leibgericht in der köstlichsten Zubereitung vor, — würzig und reich, andächtig und friedlich, wie das Abendessen eines Dorfpfarrers, der am Wintersonntage zweymal gepredigt hat — und in seinem eignen Leben ists ewig Festtag. — Genug, die Frauen alle lieben mich mehr als euch insgesammt — und das verdrießt euch eben! Sie gehören mir alle eigenthümlich an, und betrachten mich wie ihres Gleichen; deßwegen zürnt ihr auf mich — wiewohl ich keine davon heirathen werde, als etwa Luisen, wenn Cordelia

Delia nicht zurückkehrt, oder höchstens die süße Franziska, wenn sich der Vetter gut in mich zu schicken weiß. — Und damit habt ihr genug, und könnt schweigen und gehen!"

Er entließ ihnen. Die Freunde trennten sich, nachdem sie für morgen, auf den Fall einer günstigen Witterung, ein gemeinschaftliches Frühstück hier vor der Einsiedeley verabredet hatten. Jeder schien vergnügt und heiter; nur Steinach sah düster vor sich hin, und ging seufzend über die stille, schon vom Nachttau erfrischte Flur, nach seinem Landhause zu.

Der junge Tag zog mit Jubel herauf. Vor dem siegreichen Strahl der Morgensonne sanken alle Nebel vernichtet in die Tiefen; auf den Fluren ward es hell und laut; die gestärkte Menschheit setzte mit Lust ihre Lebensreise fort; aus allen Büschen sandten sich Nachtigallen und Grasmücken ihre melodischen Grüße zu — die Töne ihres Wechselgesanges vereinigten sich mit dem Gebet der hochschwebenden Lerche und mit

dem großen Geschrey des Feldes, zur allgemeinen gotterfüllten Morgenhymne.

Die zwey Maler durchstrichen den Park, und blieben bey der emsigen Kunigunde stehen, die vor dem Pavillon das Frühstück für sie bereitete. Fink raste schon auf den Bergen umher, und Steinach kam eben an. Man setzte sich unter die herrlichen Bäume, und scherzte mit Gundchen, welche die Wirthin machte. — Aber die Gesellschaft wurde bald sehr unangenehm durch einen Besuch des Majors von Warnek gestört, der zum Hofe gehörte, überall für einen verliebten Wüstling galt, und schon einigemal den Pavillon beschlichen hatte, um die Bekanntschaft der reisenden Künstler zu machen — eigentlich aber, um Gundchen zu erobern. Vater Erdmann, der diesen Schatz wie ein Argus hütete, sah nichts mehr als die Besuche des Majors und seines Freundes, eines Grafen Wallenberg, dessen Frau die Geliebte des Fürsten war, und der in keinem bessern Rufe stand, als Warnek. Es war dem Gärtner auch zu seiner großen Freude geglückt, sein Haus von allen

Hofherren frey zu behalten, welchen er, ohne die Dazwischenkunft der Maler, Quartier zu geben genöthigt gewesen wäre.

Unter den Künstlern war vorzüglich Brixenfels — man wußte nicht warum — dem Major recht von Herzen gram, und nahm ihn auch jetzt sogleich aufs Korn. Allein Fink, der eben herbeysprang, ließ niemanden dazu, sondern stellte sich sogleich dem Major ins Licht, als dieser, Gundchen gegenüber postirt, die längst gewünschte Bekanntschaft mit einem vornehmen Kunstgespräch eröffnete, worin er von dem Aufenthalt der drey Maler in Rom redete, und Italien eine große Kunstkammer nannte.

Fink, der ihm überall ironisch beypflichtete, sagte: diese Benennung sey zum Erstaunen treffend, und eben so könne man auch jede große Kunstkammer ein kleines Italien nennen. — Vermuthlich habe das jüngste Gericht von Michel Angelo die Ehre dem Herrn Major bekannt zu seyn, welches Einige zu den ersten Kunstwerken von Rom rechneten, wiewohl es im Grunde nur als ein leichter Gedanke gegen das eigentliche Meisterstück dieses berühmten

Künstlers betrachtet werden dürfe; dieß hänge gleich daneben, sey in Oel gemalt, und sehe sich doch vollkommen an wie in Kupfer gestochen, welcher Umstand bekanntlich dem Oelgemälde erst einen ganz neuen Werth gebe; übrigens stelle der Vordergrund ein feuriges Luftzeichen mit einem Windstoße vor, der so wahr und fleißig gearbeitet sey, daß man ihn zu hören glaube; der Prospekt enthalte ein großes dunkelblaues Irrlicht, um dieses einen summenden Mückenschwarm, wovon man schon einige todt ins Gras herabstürzen sehe; im Hintergrunde betrachte man eine der reitzendsten Gegenden von Italien, die aber von einem hohen düstern Fichtenwalde völlig verdeckt werde. — Das Ganze müsse Jeder, der es nicht gesehen, für eine Lüge halten, auch sey es in der That völlig unbegreiflich — doch möchten wohl die am richtigsten rathen, welche das Gemälde für ein allegorisches Nachtstück ansprächen — wiewohl doch schwerlich ein Gemälde mit mehr Licht anzutreffen sey, als dieses, wenn man es anzünde — denn es sey auf neuentdeckte ganz massive Asbestleinwand

gemalt — beym Anzünden im Hintergrunde ſehe man dort ſogleich einen feuerſpeyenden Berg — der Fichtenwald verdorre u. ſ. w. — So ging es in einem fort; immer wußte ſich Fink zu rathen, und eine Abſurdität mit der andern zu entſchuldigen. Er ließ den unwiſſenden Kriegsmann nicht zum Worte kommen, ſondern riß den Erſtaunten immer von Lüge zu Lüge ſchnell und gewaltſam hinüber. Endlich gewann dieſer doch ſo viel Athem, daß er aus dem Detail entkam, und ſich nun über einen Zufall beklagte, der ihn voriges Jahr von einer Reiſe nach Italien abgehalten habe; dieſe ſey beſtimmt geweſen, ihn zum Kunſtkenner zu bilden. — Aber Fink meinte, der Herr Major habe ſich ja hier unterdeſſen zum Obriſtwachtmeiſter gebildet, welches nicht ſchlimmer ſey — überdieß komme er immer noch zu früh in Italien an — weil jetzt die franzöſiſchen Republikaner, und hinter ihnen her die Koſaken, Türken und andere Völker eine vollkommne Kunſtreformation in Italien vorgenommen hätten, von der man, wenn auch manches gut: Werk darüber abhanden gekommen, doch

allgemein hoffe, daß der verschiedene Geist und Geschmack jener Nationen sich über das sämmtliche Italien verbreiten, dem träge gewordenen Italiener einen Haupt-Kraft- und Kunststoß geben, und eine ganz neue Aera schaffen würden.

Bey allen diesen Drangsalen — welche ihm Fink mit so gutmüthiger Freundlichkeit zu bereiten wußte, daß es kaum möglich war sich darüber zu erzürnen — kam auch der arme Warnek nicht um ein Haar breit weiter in der Bekanntschaft mit seiner schönen Gärtnerin, weil Gundchen immer nur lächelnd auf ihre Arbeit sah, und sich an des Malers Evolutionen zu ergötzen schien. Alle für sie bestimmten feurigen Blicke nahm Fink auf eigne Rechnung bestens in Empfang, und bezahlte sie reichlich wieder. So oft Warnek sich seiner entledigt glaubte, schlüpfte er wie ein Aal wieder in die Unterhaltung herein, und bediente den unglücklichen Major. Als dieser endlich Gewalt zu brauchen versuchte und sich geradezu darüber beklagte, „daß das schöne Kind nicht den geringsten Antheil am Gespräche nehme" —

und Gundchen ihn lächelnd fragte, „wer von den Herren denn wohl hierbey etwas gewinnen würde?“ — und er mit dem zärtlichsten Feuer „Sich selbst“ als einen solchen nannte — und Fink gleich wieder ironisch sagte: „Es käme darauf an, Herr Major!“ — und als auf die fixirende Frage: „Wie verstehen Sie das?“ nun auch die übrigen Maler anfingen, künstliche Schlingen und Fallstricke von anderer Art zu legen, aus denen selbst der boshafte Steinach seinen Standesgenossen nicht zu erretten Lust hatte, sondern ihn noch tiefer hinein zog: da nahm er endlich Gelegenheit, seinen Besuch für heute abzukürzen, empfahl sich wohlgemuth und dachte: „Diese Pinsel sollen mir wohl das Schätzchen nicht ewig mit ihrer groben Ironie umkreisen, wie heute. Hab' ich doch die Dirne einmal gesehen; man darf sich ja nun grüßen und anreden wo man sich trifft!“

Alle waren froh über den Rückzug des Majors; aber Jeder wollte doch an Finks Art zu persifliren und ironisch zu seyn etwas tadeln. — „Einmal sollte er fort; (schrie Fink)

fort ist er, und hat sich noch dazu für erzeigte Ehre bedankt — wollt ihr mehr, so laß ich ihn sogleich wiederkommen, und stelle mich neben ihn; was wetten wir, ihr sollt ihn behalten, bis er euch die Mittagssuppe kalt geschwatzt hat?"

„Gut! (sagte Steinach.) Ich meine nur das: Wer einem Andern etwas weiß machen will, wovon dieser nichts wissen kann, oder notorisch nichts weiß, der verdient den Vorwurf einer gewissen Gemeinheit. Die ächte Satyre macht den Stallmeister bügellos, und setzt den Professer unter den Terzianer — umgekehrt wird sie gemein und niedrig. So kam es mir schon neulich vor, als du einem beschimpften Juden bewiesest, eine Kanaille gehöre unter die Säugthiere und sey eigentlich eine ostindische Elster, ein delikater Fisch, der wiederkäue und die Klauen spalte. — Ich hasse diese Art von burlesker Persiflage von Herzen, wenn gleich Herr von Kotzebue sie empfiehlt. — Am lächerlichsten erscheinen mir ganze Gesellschaften, die einem Ankommenden seltsame Fragen vorlegen, deren witzige Beantwortung

ihm die Unbekanntſchaft mit der Sache unmöglich macht. Der Fremdling wird betreten, zumal wenn er wirklich Geiſt beſitzt. Man wundert ſich wohl obendrein, warum er nicht ſogleich das erräth, worin nach dem Wahne der wahnwitzigen Verſammlung der Witz beſtehen ſoll. Endlich, nach großem Zeitverderb, kommen dann zwey armſelige Worte Geſchichte zum Vorſchein, welche den neuen Gaſt gewiſſermaßen beſchämen, — nicht für ſich, ſondern als den Repräſentanten der Geſellſchaft ſelbſt — und welche gewöhnlich, zur Strafe der zu Schulden gebrachten Gemeinheit, eine Art von ſtiller übler Laune über die Verſammlung verhängen, weil nun aus einem ſolchen Scherze nichts mehr zu machen iſt. —"

„Das iſt alles nichts! (antwortete Fink) Ein tüchtiger Satyriker bläſt ſeinem Nächſten heimlich eine Laus an die Halsbinde, lockt dann gute Freunde herzu, ſticht ſie ihm mit der Nadel höflich ab, und verbrennt ſie öffentlich am Licht. — Aber wenn du doch bey dieſer Gelegenheit von ganzen Geſellſchaften reden willſt, ſo kommen mir gerade die am langwei-

liaſten vor, wo man bloß erzählt, und den für den Erſten hält, welcher die meiſten Notizen und Geſchichten zu Markte bringt. Vermuthlich ſind jene hübſchen Männer eure wahren Geſellſchafter, die beym Pfeifchen oder Gläschen in ſchönverzierter ächter Förſtersproſa von Feuer- und Waſſersnoth, Raub und Mord, Krieg, Hunger und Fährlichkeit zu erzählen wiſſen. Ich ſehe ſie im Geiſte vor mir ſitzen, und euch um ſie her mit Augen voll Liebe! Eine Jagdgeſchichte jagt die andere — da iſt das Wild zuſammengeſtürzt — dort hat es geſchweifet — dort iſt es entflohen. Nun noch zur Abwechslung eine einzige verwandte Reitgeſchichte, die aber bald von euch ſelbſt mit zehn andern überritten wird — „Was für eigenſinnige Pferde giebt es aber auch in der Welt — und wie viele hat nicht ſchon der N. gehabt — und doch verſteht er den Handel — wenn er nur nicht ſo viel Unglück hätte — und ſo ſonderbare Moden — zum Exempel — beſonders im Solospiel!“ — Da hat man ſich nun auf einmal in die Spielgeſchichten hineingeſcherzt — und in der That, es iſt auch

unbegreiflich, wie wunderbar zuweilen die Trümpfe sitzen — hauptsächlich im Lhombre — — Doch, ich will kurz seyn: die bequemen Männer in einer solchen Gesellschaft fassen Zutrauen und kommuniciren sich. Die Weiber können dazwischen sprechen, und sich Anmerkungen über einander mittheilen; das allgemeine Resultat ist also gewöhnlich: der Herr Doktor, Förster, Oberst, Kammerjunker — ist ein äußerst unterhaltender Mann — ein sehr guter Gesellschafter!"

„Deine Schilderung (erwiederte Steinach) trifft zwar, wie ich hoffe, keinen von uns, aber sie ist allerdings sehr treffend, und die ihr zum Grunde liegende Beobachtung hat einen wichtigern und neuern Gehalt, als es auf den ersten Blick scheint; denn sie paßt eigentlich, unter wenigen Einschränkungen, auch auf viele unserer ausgesuchtesten und vornehmsten Gesellschaften, deren Unterhaltung, sobald wir sie hinterher unbefangen untersuchen, in ein angenehm erzähltes Nichts verfliegt. Dem gewöhnlichen Einwurf, man habe sich doch die Zeit angenehm durch den Schwätzer

vertrieben, muß immer mit der Antwort begegnet werden: Man soll die Zeit nicht mit einer so elenden Unterhaltung vertilgen. Die gute Unterhaltung besteht nicht in Sachen, sondern in deren Ansicht, Form, in Darstellungen, und in dem Raisonnement darüber. Ein geschmackloser Gesellschafter und ein fader Romanleser verlangen nur jene Erzählung, womit sie das Ungeheuer der Langweile, das ewig wieder ersteht, ermorden — wodurch der Mensch die menschliche Rede und die Buchdruckerkunst herabwürdigt — und welche nicht den leisesten Ton für die Ewigkeit im Gemüthe nachhallen läßt. Dem Himmel sey es geklagt: oft glauben selbst die bessern Menschen sich durch solche Unterhaltung wahrhaft erbaut, und übersehen dabey den genialischern Gesellschafter, der jene formlosen Erzähler angähnt und die Elogen auf sie belächelt, während er selbst mit zehn Worten lebendiger Reflexion mehr zur wahren Unterhaltung beyträgt, als Jener mit zehntausend Worten todter Geschichte."

Brixenfels meinte, dieses Verkanntwerden sey zum Glück, auch in schlechteren Gesell-

schaften, doch nur selten der Fall des eigentlichen Genie's. Denn dieses greife gewöhnlich mit Absicht nach gemeinem Stoffe, nach inhaltlosen Fabeln oder elenden Klatschgeschichten, um daran seine eigne witzige Bearbeitung und schöpferische Geisteskraft zu verherrlichen. Das komische Genie insbesondere sey für alle Geister unwiderstehlich, und müsse einen Haufen Bauern eben so gewiß belustigen, ja zum Lachen forciren können, als einen Haufen Staatsminister.

„Am liebsten, (sagte Fink) tummle ich mich in solchen deutschen Gesellschaften herum, wo man gut altfranzösisch ist, zwey Sprachen redet und keine versteht, wo die Koketten und alle ältliche Herren sich mit der ehemaligen Pariser Formel so lange ins französische Jahrhundert zurückängstigen, bis der heilige deutsche Laut in falschen und abgeschmackten Gallizismen verklingt. Oder in solchen Gesellschaften, wo ein einziger großer literarischer Gigant sich aufbläht, um irgend ein kleines, gutes, harmloses Zwerglein mit einem Berge von Gelehrsamkeit zu erwerfen — oder wo meh-

rere poetische Bologneserchen, die alle mit Epigrammchen trächtig gehen, um solch eine große, finstere Dogue herumklaffen, die eins nach dem andern erbeißt — das heißt: in ächt deutschen gelehrten Gesellschaften. Oder in den Weiberzirkeln kleiner Städte, wo eine Reihe schöner, geschmackvoll gekleideter Mädchen still sitzt, auch wohl zuweilen aufsteht, sich noch ganz artig verbeugt, und nur durch die unbeholfenen Reden den Fremden plötzlich zu lachen macht, welcher sich von dem allen wirkliche Bildung versprach, und nicht weiß, daß die schönen Kinder nur das Alleräußerste von ihrer Residenz abgesehen haben, und nun glauben, darin bestehe die Bildung, und damit könne man wirklich in Gesellschaft gehen. — Aber ihr selbst, meine Herren, verkennt oft den genialischen Werth des Menschen, sobald dieser gern viel reden mag, wie zum Exempel der Bescheidenste meiner Freunde — oder sehr lebhaft zu seyn pflegt, wie ich. Wer lange überlegt, ehe er sich mit ein paar klugen Worten hervorwagt, der ist sicherlich ein dürftiger Kopf. Viel reden fordert Kunst. Besser ists etwas thun als vie-

les unterlaſſen. Ein urtheilfertiger Menſch trägt gewöhnlich ein ſchuldloſes Gewiſſen in der Bruſt — ſein Gott verläugnet ſich nicht, und hat ihm den Stempel des Freymuths auf die Stirne gedrückt — und aus den Lippen geht es hervor, rein und wahr, wie es oben geſchrieben ſteht. Wozu hinterm Berge halten? Das Genie will Luft — ſein Reichthum ſtürzt ſich wie ein Bergſtrom in das weite Land. Welche große Sachen haben nicht ſchon tolle Engländer durch wildfluthendes Raiſonnement, ja durch bloßes Schwatzen herausgebracht! Man hat ſie ſich ausreden laſſen. Aber bey uns Deutſchen — o wie mancher ſchöne Geiſt, der kaum die erſten Sätze gethan, wird jährlich auf unſern kritiſchen Hatztheatern erwürgt! — Wahrlich in dem Moment, wo ſich das Genie zeigt, iſt es die Schuldigkeit aller Welt, ihm zu huldigen. Wer thut nicht Blicke in die Heimath der Kunſt und des Geſchmacks, wann der Genius in die Harfe greift? Wer mag ihm widerſtehen, wann er den volleſten Reichthum unſerer Gefühle umfaßt, wie ein plötzlich helltönender Paukenſchall die Fülle der reißendſten Sympho-

nie? — Was? Ich darf und will meinen Zeitgenossen nichts von dem was ihr Eigenthum ist entziehen, so lang ich diese treue Zunge noch zu regen und durch Trank und Speise für meine Mitwelt zu erhalten vermag! — Ihr Menschen, die ihr da sitzt und vegetirt wie stille Haine — warum haltet ihr mich für toll? Laßt sehen, was habt ihr vor meinem Ich voraus? — Wenn ich witzig bin wie Demokrit und Protagoras, und euch obendrein für meine werthen Landsleute erkenne, wie hiermit geschieht, so weigert ihr euch meinen Witz gut zu nennen, weil sein geheimer Sinn gewöhnlich nicht tiefer versteckt liegt, als der Vogelscheu in der Gerste, und weil ich die Masse von Klugheit nicht an euch bemerken will, die euch aus dem Füllhorn der Zukunft verheißen seyn mag; wer hat da Recht? — Wenn ich an diesem herrlichen Morgen die Spitzen der Gebirge suche, mich wie ein Kind des Himmels in Gluth und Thau, in Licht und Schatten berausche, und wenn die befreyte Seele sich über irdische Landschaften hinaushebt und dem heiligen Frühroth die Flügel entgegenschlägt, so

sitzt

ſitzt ihr hier, trinkt Thee, ergebt euch allenfalls der Empfindſamkeit dabey, radebrecht die Mutter Natur, oder ſucht das kleine Reſtchen von kauſtiſchem Salzwaſſer an euern eignen archilochiſchen Dornen zu gradiren, damit es nicht dumm werde, oder damit ihr euch, wie es ſo eben das Anſehen hat, noch obendrein über meine Strafruthen luſtig machen könnt; wie denn heut zu Tage auch die politiſchen Lumpen das größte Recht und Vergnügen daran ſuchen, einen prächtigen Palaſt abgeſchmackt und lächerlich zu finden. — Wenn ich liebe, wenn ich von der Schönheit getroffen vor ihr hinſinke, und die Lebendige ans Herz ſchließe, ſo möchtet ihr lieber ſie vorher abmalen — oder Ovids Kunſt zu lieben mit Noten in usum Delphini ediren — oder ein bürgerliches Luſtſpiel ſchreiben, worin ein Unterzollrechnungsreviſor die Tochter des Oberviceſalzkaſſeneinnahmsdeputationsſekretairs nicht lieben darf, weil er einen ſubalternen Titel hat, und einen kurzen — oder ein häusliches Gemälde in fünf Akten, worin Aeltern und Kinder ſich wechſelſeitig den Lebenspfad mit Roſen und Fußangeln beſtreuen müſ-

sen, damit am Ende alles gut werde — oder ein raisonnirendes Verzeichniß aller jetzt lebenden Gelehrten, welche die Katzen nicht leiden können — oder Lebensläufe aller todtgebornen Autorenkinder — oder — o, was könntet ihr nicht alles schreiben, während ich lebe! Zum Exempel ein Werk mit einem vornehmen oder Universaltitel — das Ganze der Menschenzucht — Bemerkungen über alle Gegenstände und Nichtgegenstände, ein Lesebuch für Jedermann und Nichtjedermann, besonders aber für Menschen und solche die es gern werden wollen — Momus, oder die Natur, wie sie seyn sollte, nebst einigen Blicken auf verschiedne besondere Weltkörper — über Romanheldinnen, und etliche andere Spielarten von Miltons Seraphim, ein Handbuch für Jungfrauen und solche die es nicht sind — die Kunst alles was einer Bestimmung fähig ist in Geld zu verwandeln, nach den Bedürfnissen unserer Zeit eingerichtet — über Blähungen und Stuhlzwang in pragmatischer Hinsicht, in zwanglosen Heften — — Doch ich muß mich selbst unterbrechen, um auf den Major zurück zu kommen;

denn ich sehe vor lauter vorgesteckten Zielen keinen Pfad mehr, und Gundchen naht uns schon wieder. — Ihrem Vater und euch kann die Manier völlig gleich seyn, in der ich diesem Freyer ihren Korb überreiche — genug er geht, und meine heutige Lust mit ihm soll, wenn der Himmel will, nicht die letzte gewesen seyn. Aber sagt mir, wie euch diese neue Bekanntschaft gefällt; und was haltet ihr von seinen Absichten auf Gundchen?"

„Die Franken (sagte Brixenfels) waren, selbst in den Zeiten ihres galantesten und abgeschmacktesten Euphemismus, doch viel vertrauter mit Unschuld und Natur als unsere dermaligen überladenen Landsleute, welche jetzt Ausgeburten, wie dieser fatale widrige Mensch, unter sich zeugen, bilden und dulden können. Seht nur in sein Gesicht — jeder Muskel zerrt eine neue Untugend ans Tageslicht — o es giebt nichts unwürdigeres als den deutschen Menschen, wenn eine verkehrte Kultur seine Menschheit verkrüppelt hat! — Selbst das Ernstere an ihm, die Leidenschaft, wird geckenhaft und formlos —"

„Bewahre! (rief Fink.) Du kennst meinen zarten Major sehr schlecht. Ueber die Leidenschaft ist er längst erhaben! Glaubst du vielleicht, daß er den Plan habe, unser unschuldiges Kind, es koste was es wolle, unmenschlicher Weise zu verführen, und sie dann etwa standesmäßig sitzen zu lassen? — Nein, nein, so weit denkt er nicht. Der Gute ist aus der Residenz — das heißt, aus seiner Ordnung, gekommen. Gundchen wohnt ihm bequem, und sie ist irgend ein weibliches Geschöpf; dergleichen stehen hier und da in seiner vorgeschriebenen Diät; unser Freund sorgt für seine Gesundheit; er betrachtet das Laster als officinell, wie Gartenluft oder heilsame Kräuter. — Ferner: Er wirbt um die Hand der schönen Ida, um — seinen Fuß näher und fester zum Fürsten zu setzen, der sie und ihren Vater verehrt. Er betet zugleich das Fräulein Hofdame von Landstein an, weil diese wahrscheinlich, sobald sie geheirathet hat, derselben höchsten Ehrenstelle entgegenblüht, in welcher die Gräfin Wallenberg seither nach und nach gereift ist. Alles dieß, es betreffe wen es wolle, verspricht

dem Major ein angenehmes Leben, führt ihn zum Arrangement seiner zerrütteten Vermögensumstände, und gehört überhaupt zu seiner bequemeren Einrichtung. Selbst unter Luisens Freyer wagt er sich zuweilen. Doch nicht sie, die Schönste ists, die ihn reizt — nicht sie, die Tyrannin schreckt ihn zurück — nur für den Vater, für dieses alte theure Liebchen, de cujus hereditate quaestio est, brennt er in rechtlicher, reinjuristischer Gluth, ohne sträfliche Nebenabsichten auf die Tochter. — Uebrigens hat mir der alte Erdmann diesen Morgen schon gestanden, daß er mit seinen Einmiethlingen sehr zufrieden sey, und es lieber sehe, wenn wir ehrlichen Leute seine Tochter dutzten, als wenn drüben die Herren Kavaliere sie mit Engel- und andern Spitznamen beehrten und den pluralem gebrauchten."

„Er ist ein wackerer Alter, (sagte Schweizer) bis auf den Linné. Schon die Erziehung seiner Tochter giebt ihm einen Platz unter den achtungswerthesten Männern, wenn gleich die schöne Ida die eigentliche Schöpferin ihrer

feineren Bildung iſt. Aber ſobald er in den Linné kommt —"

„Wann werdet ihr doch Toleranz lernen! (fiel Fink ein.) Ein jeder Menſch muß ja ſeinen Narren mit ſich herumtragen — wenigſtens in ſeinem Metier! — Aber ich bitte euch, ſeht! Dort kommt ſie ſelbſt hergeſchwebt, die herrliche Luiſe. Seht doch, wie hoch ſie ſich trägt an der Seite des rüſtigen Vaters — wie üppig und unbändig es einherſtolzirt, das köſtliche Wild, dem die edelſten Jäger im Morgen- und Abendthau nachjagen — für welches auch der Beſte ſich über dornige Felſen reißt, und ſeine Kraft in Liebe verblutet!"

Ida lief erfreut auf ihre Schülerin und Freundin Kunigunde zu, und ſchloß ſie in die Arme. Langſam folgte ein ganzer Zug von der Hofgeſellſchaft, die Prinzeſſin an der Spitze. Dieſe hatte ſich mit dem alten Erdmann in einen Blumenſtreit verwickelt, und forderte jetzt Schweizern, der vorzüglich ſchöne Blumen malte, zum Richter auf.

„Ich behaupte, (rief der Alte) daß die Franzoſen, revera und dem Sinne nach, eine

ganz andere Blume dem Andenken geweiht haben als wir. Denn bey ihrer Germandrée denken sie sich weiter nichts, und doch ist sie unser Garten-Vergißmeinnicht, das eigentliche Cynoglossum omphalodes Linnei. Ihre buntschäckige Pensée hingegen nennen wir Stiefmütterchen — ein Name, an den kein Mensch gern denkt; und das ist die wahre Viola tricolor Linnei. Ich will es Ihrer Durchlaucht aus zehn Büchern beweisen —"

Schweizer that den nöthigen Ausspruch und stellte den Alten zufrieden. Man begrüßte sich, trat in Gruppen zusammen, und spann Gespräche an, die bald in die allgemeinere Unterhaltung gezogen, bald von einzeln umherwandelnden Paaren eifriger fortgesetzt wurden.

Unsere Maler hatten bey Hofe große Aufmerksamkeit erregt — nicht sowohl wegen ihrer schönen Kunsttalente und des damit verbundenen Grades von höherer Bildung, als vielmehr wegen des sehr beträchtlichen Aufwandes, welchen sie hier machten. Zwar hielten sie nur einen einzigen Bedienten, der noch dazu ein armes verwaistes Malerskind seyn sollte, und

zugleich ihr Schüler war; aber sie hörten ziemlich glänzend, zwey davon schienen nur für sich selbst zu arbeiten, und suchten keinen Verdienst. Es fehlte ihnen nicht an Aufträgen zu Malereyen aller Art; allein sie wählten immer aus diesen bloß die schönen, für sie selbst interessanten Arbeiten, und wiesen alles übrige mit einer gewissen feinen Bestimmtheit zurück, welche um so größere Verwunderung erregte, da ihre unmäßig theuern Preise ihnen nur wenige Kunden versprachen. Am unbegreiflichsten war es, daß Brixenfels, welchen man im Besitz der Reise-Kasse wußte, und dessen Kleidung und Lebensart überhaupt den größten Reichthum bewiesen, sich dennoch unter allen am begierigsten nach Arbeit und eigentlichem Verdienste bezeigte. Dieser Mann schien unter seinen Gesellschaftern das große Wort zu führen. Die beiden übrigen faßten selten einen Entschluß ohne seine Zustimmung. Nichts war ihm zu kostbar, sobald es darauf ankam, den Erdmannschen Hausgenossen ein Vergnügen zu verschaffen, oder den Hohenblat- und Hochsteinschen Familien irgend einen schö-

nen Genuß zu bereiten. Oft ließ er sich am Morgen für ein flüchtig gearbeitetes Portrait eine Summe auszahlen, die dem Käufer ungeheuer vorkam, und deren doppelten Betrag der Maler schon des Nachmittags in einer Lustpartie wieder verschwendete, oder Abends in einem Feuerwerke zu seiner und seiner Freunde Lust aufsliegen ließ. Mit Bewunderung seiner trefflichen Kunst konnte man ihn nicht bestechen; es war ihm nur um reichliche Bezahlung zu thun; wenigstens schloß man dieß aus der Gleichgültigkeit, mit welcher er das Lob einiger Kenner und fremden Künstler aufnahm. Dabey hörte man ihn oft über Fleiß, Mäßigkeit und gute Wirthschaft reden, und diese Tugenden seinem Freunde Schweizer, hauptsächlich aber dem lockern Fink, nachdrücklich empfehlen, während er selbst doch nur die erste davon zu besitzen schien. — Zu diesem allen kam, daß vor einigen Tagen das Hoffräulein von Landstein aus einem Gespräch unter unsern Malern in den Büschen eines kleinen Boskets ganz vernehmlich die bedeutenden Worte gehört hatte: „Nicht doch,

lieber Graf, und wärst du auch noch zehnmal reicher, so muß doch immer eine Art von Rechnung unter uns bestehen, damit niemand sich dem Leichtsinn ergebe, oder in seiner natürlichen Freyheit gestört werde." Leider hatte man nicht erlauschen können, an welches Glied der Gesellschaft eigentlich diese Rede gerichtet gewesen, oder wer sie gesprochen; allein, wieviel hatten nicht die Maler seit jenem Augenblick an Interesse gewonnen, da ein verlarvter reicher Graf unter ihnen steckte! Der größte Verdacht fiel freylich auf den stolzen Brixenfels, wegen seiner reichen und vornehmen Umgebung. Allein wenn man zuweilen bemerkte, wie schnöde der leichte Fink seine beiden Gesellschafter behandelte, und wie willig diese doch immer seine tollen Streiche vertraten — oder wie nachlässig Schweizer seine Kunst in Rücksicht auf Geldverdienst betrieb, so — wußte man eben nicht was man denken sollte, und suchte deßwegen die Maler nur desto emsiger auf. Diese hielten aber ihr scheinbares Inkognito fest, und lebten übrigens in so völliger Gleichheit, daß man einzig

auf dem reichen Brixenfels die natürlichſte Grafenpräſumtion konnte haften laſſen.

Auch heute fehlte es nicht an allerley kunſtreichen Fragen und Antworten. Fräulein Landſtein theilte ihr Geheimniß im engſten Vertrauen Ida'n und Luiſen mit. Erſtere erhielt nemlich von Schweizern, die zweyte von Brixenfelſen täglichen Unterricht im Zeichnen; daher hätten beide vielleicht etwas näheres wiſſen können. Ida ſchien betroffen von der Nachricht. Luiſe lachte über die Neugierde der Landſtein. „Ich will es den Augenblick erfahren! (ſagte ſie.) Denn der Vetter iſt mit ihnen gereiſet. — Vetter, geſchwinde hieher!“ Steinach, der in beiden Familien vorzugsweiſe der Vetter hieß, trat ſogleich vor ſie. „Welcher unter Ihren Malern iſt eigentlich der Graf?“

Steinach that ſehr verwundert, und gab an, er ſelbſt ſey einige Jahre lang ein Geſellſchafter dieſer drey Menſchen geweſen, und halte ſie für wahre reiſende Maler, da er ſie während ihrer ganzen Bekanntſchaft faſt immer reiſend und malend gekannt. Sollten ſich etwa

Grafen unter ihnen verborgen halten, so werde sicherlich der ungeschickteste Maler der reichste Graf seyn; und er bitte die Damen, seine Freunde sogleich nach diesem Maßstabe zu untersuchen, wozu er von Herzen behülflich seyn wolle.

Die Landstein, welche dergleichen vom rechten Weg abführende Scherze schon an Steinachen gewohnt war, schwieg und warf den Kopf zurück. Luise lächelte schadenfroh. „O ich lache nicht mit Ihnen, (sagte sie aber schnell zum Vetter) und wissen Sie wohl, daß es eine unleidliche Anmaßung ist, in Gegenwart einer Dame Geheimnisse zu behalten, sobald sie das verbietet?"

Er verbeugte sich tief, und sagte: „Ich bin aber ein armer Landedelmann, der nicht einmal ein Geheimniß im Vermögen hat. Alles was Sie da sagen, schöne Kusine, ist übrigens gut und werth, daß Sie die Regel einigen der vornehmsten unter Ihren Lieblingsfrepern selbst einschärfen."

„O, der sadwitzige Mensch!" rief die erbitterte Luise, und stieß mit ihrem Sonnenschirmchen heftig nach seiner Hand.

„Meinen innigſten Dank für dieſen neuen Beweis Ihrer Gnade!“ ſagte Steinach etwas lebhafter, aber mit einem wirklichen Lächeln, indem er ein Paar große Augen nach dem blauen Fleck auf ſeiner Hand richtete. Während deſſen hatte er ſich beider Hände Luiſens bemächtigt, die er langſam, aber mit ſolcher Stärke drückte, daß ihr der Schmerz Thränen in die Augen trieb.

Sie kam zu ſich. „Steinach, (ſagte ſie) es war eine Ungezogenheit — man ſoll mich nie eine zweyte der Art verüben ſehen — aber Sie kennen meine ſchwache Seite —“

„Die Freyer?“ erwiederte er, und behielt die kleinen heißgedrückten Hände in den ſeinigen, weil „ihre Beſitzerin noch immer kühler werden müſſe.“

„Und dann, ſind Sie unwahr geweſen; (fuhr Luiſe fort.) Wer wird Ihnen glauben, daß Sie keine Geheimniſſe hätten?“

„Welche?“ fragte er verwundert, und ließ ſie endlich los.

„O die entſetzlichen Männer!“ rief ſie aus,

und hob zum Beweiſe ihrer Anklage die rothen Händchen gegen Steinachen empor.

„Es iſt wahr, beym Himmel! (ſagte ihr Feind mit komiſcher Wehmuth.) Ach, dieſe zarten Hände erröthen in meine Seele über das gebrauchte Recht des Stärkern. Aber Gott ſey Dank, daß es noch Damen giebt, die uns dieſes unſelige Recht aus den Händen zu winden wiſſen, indem ſie zu ihrer Uebung an uns das Prävenire ſpielen! Und gewiß, die ſublimſte Tugend an einem ſchönen weiblichen Weſen iſt und bleibt doch immer: perſönliche Tapferkeit!"

„Nein, Steinach, (ſagte Luiſe glühend) ich will es endlich halten, Sie ſollen gar nicht mehr in meiner Nähe geduldet werden. Gehen Sie mir aus den Augen!"

Er verbeugte ſich, und trat zu ihrer Freundin Emilie, die ihn für dieſen Abend zu einem Spaziergang auf den benachbarten Hügel einlud. „O nein, (rief Luiſe dazwiſchen) du gehſt mit mir allein, Emilie. — Herr Fink, Sie ſollen uns begleiten, wenn Sie artig ſeyn wollen —"

„Wie ein Halb-Gott! (ſchrie Fink.) Es iſt ganz recht, Steinach, daß man dich ausſchließt! Niemand wird ſich, Gott ſey Dank, deiner annehmen!"

Man ſtritt nun über die Abendparticen, die Alten miſchten ſich drein, und die Prinzeſſin (die nicht gern lange in Luiſens Geſellſchaft war) entſchied endlich dahin: Luiſe und Emilie ſollten, von Finken und Schweizern begleitet, auf ihren Hügel wandern; Franziska ſelbſt wollte mit Ida'n und der Landſtein einen andern beſteigen, um den Untergang der Sonne zu ſehen, wozu Brixenfels eingeladen wurde. Steinachen hatte die Prinzeſſin vergeſſen, und als ſie zu ſpät ſich ſeiner erinnerte, verlangten Luiſe und die Landſtein mit großem Eifer, man müſſe die Geſellſchaften nunmehr als geſchloſſen anſehen, und führten ſo viel Nachtheiliges von Steinachen an, daß Franziska ihn endlich ausſchließen mußte.

„Es giebt (ſagte der Verſtoßene) noch einen dritten Platz, wo ich von jeher am liebſten die Sonne untergehen ſah, welchen aber

außer mir nur wenige Menschen kennen. Ich werde ihn von meinem Gut aus besteigen, und mich Ihnen allerseits gleich nahe befinden, ohne meiner Kusine ihre Freude zu verderben. Aber ich prophezeihe einen herrlichen Abend."

„Wir sollten lieber alle dem Herren von Steinach folgen! (meinte Franziska.) Er kennt die Gegend am genauesten."

„Wenigstens wäre es schön, (versetzte Luise) wenn er selbst uns hierum ersuchte. Aber ich will den Platz wissen, Vetter!"

„Morgen (sagte er) will ich um Erlaubniß bitten, Ihre Durchlaucht und das Fräulein Landstein ganz allein dahinzuführen."

„Guter Vetter, den Platz!" schmeichelte Luise.

„Morgen!" sagte er, und blieb unerbittlich.

Alles trennte sich, nachdem man die nöthigen Treffungspunkte verabredet hatte, unter lautem Lachen und Scherzen über den verlassenen Steinach, der sonst die Seele aller gesellschaftlichen Anstalten war.

Schweizer ſetzte ſich in ein abgelegnes Eckchen am großen See, um dort eine der ſchönſten Baumgruppen des Parks zu zeichnen. Halb im Gebüſche verſteckt, das Reißbret auf dem Schooß, arbeitete der Künſtler geheim, ſtill und emſig; er labte ſich an den hochemporgrünenden Gewölben des gegenüberliegenden Waldes und der reinen Spiegelfläche des Sees zu ſeinen Füßen. Von der Seite her ſpielte ſich zwiſchen ſchwarzem Geſtein ein ſanftgeſchlängelter heiterer Bach aus dem Wald in die breite Fluth hinab, welcher aus jenen Finſterniſſen noch eine neue Labung mitzubringen ſchien, indem er ſüßtönend in die Tiefe rann, und dort leiſewallende Ringe bildete, welche dem Baumſchatten im tiefen Spiegel ein ſaftiges, feuchtes Leben mittheilten, und die Empfindung einer kühlen Einſamkeit vollendeten. Die ſanften Waſſerkreiſe zogen ſo langſam, daß man zwiſchen ihnen zuweilen die Singvögel auf den Zweigen der Tiefe erblickte. Denn die ſeltneren Waldvögel liebten dieſe friſche Einöde; da wohnten die geſprenkelte Droſſel, das Rothkehlchen und die gelbſchnäblige Amſel mit der Nach-

tigall in vertraulicher Nähe beysammen; alles kam hieher, um über dem lieblichen Gemurmel zu singen, und aus dem kühlenden Waldbache zu nippen; selbst der liebe Vogel der Kinder, der scheue Kuckuck, ließ einmal sein seltnes Gefieder sehen; er schwang sich aus dem hohen Dickig zur dunkeln Waldwiese herab, pickte heimlich nach dem Gewürm und erfrischte seine Schwingen in dem hier ewig perlenden Thau. — Desto heller war es vorn, neben unserm Künstler, auf der zarten Wiese. Da prangte über dunkelm Gras der Schmelz von tausend Blumen; gelbfarbig floß der Sonnenschein hernieder; Schmetterlinge, summende Bienen und Käfer trieben sich spielend um all die Honigkelche herum, und freundliches Leben durchhüpfte die Au in zahllosen Pulsen.

„O sagt mir doch, (rief der Begeisterte aus) wo grünen denn lieblichere Bäume als auf deutscher Erde! — Wie viel edles Laubwerk ist an dieser kleinen Stelle versammelt, die einzig von der vaterländischen Natur geschaffen, von der Kunst nur beschützt und versteckt ward! — Dort unten an den Ufern bilden saftvolle Hasel-

nußstauden und blaue Erlenbüsche eine tiefe Nacht, in welche der melodische Bach, wie schlaftrunken, über die finstern Steine hinabschreitet, indem er noch zuweilen mit seinen Silberblicken mich anblinzt. Ueber diesem Dunkel strebt zuerst die gelbliche Esche wie ein Berg empor. Ihr zur Seite wanken die blühenden Rispel der edeln Hainbuche, und des Lindenbaumes sanfte Wogen. Kolossale Rothbuchen drohen über jenen hervor wie grüne schroffe Felsen, und einzelne Trauerbirken behängen wieder diese Zacken mit hellen flüsternden Ranken. Aber mächtig überragt noch mitten eine weißliche Wolke, aus Blättern des hohen Ahorns gewebt, die vielfarbigen Gruppen — und nur jenen majestätischen Eichen an der Seite ist es verliehen das Ganze endlich zu überwältigen; ernst stehen sie da, ungeheure Greise, und greifen empor nach der Himmelshöhe. — Die edle zarte Erde duldet keine ärmlichen Pflanzen; die hungrige Aspe und die unreine Saalweide werden hier wie Fremdlinge verdrängt vom schöneren Stammvolke des Landes — o deutscher Boden, wie herrlich lohnst du dei-

nen Künstlern, und welche köstlichen Wohnungen bietest du deinen gefiederten Sängern!"

Mit inniger Lust zeichnete er weiter. Auf einmal schrie ihm eine gellende Stimme zu: „He, was macht er hier?" — Unser Freund erblickte nicht weit von sich einen Menschen im grauen Ueberrock, welcher, da auf seine seltsame Courtoisie nicht sogleich Antwort erfolgte, nochmals hitzig ausrief: „He, hört er wohl?"

„Mein Freund, (sagte Schweizer mit einiger Hastigkeit) hat er vielleicht hier zu befehlen?"

Der Mensch ward vor Hitze blutroth, und sprang, ohne ein Wort zu sagen, mit aufgehobenem Stocke nach dem Künstler zu, welcher sich erhob und ihn mit ziemlicher Ruhe erwartete. Zehn Schritte von Schweizern gleitete er auf dem Rasen aus, griff nach einem Zweige, verfehlte diesen, und stürzte hinab in den See.

„Ich bedaure von Herzen!" rief ihm sein Gegner zu, warf den Ueberrock ab, und setzte ihm mit einem ächten Schwimmersprunge nach, langte aber fast zu spät bey dem Feind an;

denn dieser hatte im Kampfe mit dem Wasser und der Angst schon alle Kraft verloren und begann eben unterzusinken, als ihn der leichte Schwimmer wieder zum Leben emporzog. Er trug den Ohnmächtigen mit nicht geringer Mühe ans Ufer und in die nahe Fischerhütte. Dort warf die gute Natur bald das wenige verschluckte Wasser aus, und nachdem er von Schweizern entkleidet, mit dessen Ueberrock umhüllt und in die Thüre an den warmen Sonnenschein gesetzt werden, erholte er sich langsam, und faßte seinen Retter ins Auge.

„Mein unbekannter Freund, (sagte er und drückte Schweizers Hand ans Herz) ich fürchte, Sie werden noch nachtheiliger über mich urtheilen als vorher, wenn ich Ihnen sage, daß ich der Fürst dieses Landes bin."

Erst vor wenigen Stunden war der unsern Malern noch unbekannte Fürst von einer Reise zurück- und in Sabinum angekommen. — Schweizer überblickte schnell ihre beiderseitige Lage, welche augenblicklich, und zwar mit der möglichsten Delikatesse, verändert werden mußte. Er führte nur wenige Worte zu seiner

Rechtfertigung an; sein Gegner beklagte sich desto bitterer über sich selbst, seinen Jähzorn und die böse Gewohnheit, über Jeden, der ihm nicht sogleich antworte, ärgerlich zu werden.

In wenigen Minuten hatte Schweizer für Beide trockne Kleider aus der Einsiedeley durch die Gebäsche herbeygeschafft, und heimlich nach dem Kammerdiener des Fürsten geschickt. Während der Toilette blieb der Fürst in tiefer Rührung über den Eifer des Malers; er sprach von Ablegung seiner Fehler, von Anstellung und Belohnung des beleidigten Mannes; ja endlich erbot er sich zu jeder Art von Genugthuung wegen jener heftigen Drohungen. Aber der Maler zwang seinen eignen Stolz in die Schranken einer männlichen Kurzsylbigkeit, und erwiederte die gegentheilige Herablassung mit keiner tieferen Demuth als das Verhältniß erlaubte, welches nach den Formen der großen Welt zwischen jeder Person von hohem Range und einem freyen angesehenen Fremden bestehen muß. Um der Rührung des Fürsten mit Herzlichkeit zu begegnen, dazu fühlte Schweizer sich zu kalt, und der erste Moment ihrer

Bekanntschaft hatte zu unangenehm eine seiner schönsten Gemüthsstimmungen gestört. Sobald er daher den Kammerdiener von ferne kommen sah, entschlüpfte er schnell mit dem verbindlichen Vorschlage: die schicklichste Wendung der ganzen Geschichte dem Gutdünken des Fürsten ganz allein zu überlassen, da außer ihnen beiden zum Glück noch keine Seele etwas von dem Vorfalle wisse.

Allein nach wenigen Stunden brachte man ihm ein Billet des Fürsten, worin dieser ihn so dringend für einige Augenblicke auf sein Zimmer einlud, daß er sich entschließen mußte, den seltsamen Gang zu thun.

Der Fürst stand freundlich da, und befand sich vollkommen wohl. Seine Tochter hielt ihn umschlungen und hatte heftig geweint. „Ja, er ists!" rief sie, flog auf Schweizern zu, drückte ihn ans Herz, und überließ sich ganz jener frohen schwärmerischen Zärtlichkeit, womit der höhere Adel unter den Menschennaturen sich zuweilen schnell findet und im Wechsel himmlischer Grüße berauscht. Dann blickte sie, die Retterhände fest an die königliche Brust gedrückt,

zum Himmel auf, und die blühenden Lippen hauchten süßjammernd das edle Wort des „Danks“ hervor. Eine fallende Thränenperle schien hellglänzend den melodischen Hauch zu theilen. „Gott, (rief sie) du wirst den edeln Menschen glücklich machen — ach, warum vermag es Franziska nicht!“ — Mit verhülltem Gesicht ging sie von ihm. Er war im Innersten gerührt, und wollte eben versuchen zu reden, als die Prinzessin schnell den Saal verließ.

Lächelnd hatte der Vater die Scene mit angesehen. Er sah jetzt der Tochter still nach, trocknete die Augen, und umarmte den Maler. „Wagen Sie es immer mit mir! (sagte er.) Zum Glück sind die Fürsten gewöhnlich besser als sie scheinen. Auch ich fühle seit heute manches in diesem verderbten Herzen, was eines edeln Freundes werth ist. So lang ich athme, kann und werde ich nie vergessen, was wir beide thaten — aber Ihnen und der ganzen Welt außer meiner Tochter will ich es ewig zu verschweigen suchen, daß Sie mein Leben retteten. — Nur eine einzige Frage beantworten

Sie jetzt meinen Wünschen gemäß: Wollen Sie es nicht verschmähen, künftig ein Einwohner meines Landes zu seyn? — Es wäre ein wohlthätiges Ereigniß für mich!"

Schweizer fühlte jetzt eine bestimmtere Zuneigung zu diesem Fürsten, welcher, bey starken Leidenschaften, doch im Besitz einer überwiegenden Herzensgüte, eines bewegsamen Gefühls und einer gewissen offenen und geradsinnigen Biederkeit seyn mußte, wenn nemlich die allgemeinsten Regeln der Menschenkunde auf sein Betragen anwendbar bleiben sollten. — Durch eine lange interessante Unterredung kamen sie einander viel näher. Uebrigens beantwortete Schweizer die vorgelegte Frage nur mit der herzlichen Versicherung, daß ihm und jedem Künstler der Aufenthalt in einem so reitzenden und gesegneten Lande sehr wünschenswerth seyn müsse, er selbst aber bis jetzt noch an zu viele Verhältnisse mit seinen übrigen Gesellschaftern und Andern gebunden sey, um das fürstliche Anerbieten zu benutzen. — Sie trennten sich, wie Freunde.

Die Erde ſchimmerte vom Sonnenglanze ſchon röthlicher unter dem dunkeln Himmelblau, die Pflanzenwelt erwachte allmählig aus der Ermattung des heißen Tages zu kühlerem Leben, und ein ſanftes Wehen erfriſchender Lüfte zog wieder prophetiſch von Oſten herauf, den ſchönen Abend zu verkündigen.

Alle Glieder unſerer Geſellſchaft bewegten ſich jetzt emſig zur verabredeten Abendwanderung. Vor dem Hohenblat'ſchen Schloſſe war der Verſammlungsort, und von hier aus zogen beide Parteyen, die inzwiſchen am Hofe noch viele Begleiter gefunden hatten, jede ihren beſtimmten Weg.

Die ſchöne Fürſtentochter fühlte ihre Bruſt noch zu voll von der Begebenheit des heutigen Morgens, um die frohe Stimmung der übrigen Geſellſchaft zu theilen. Sobald man im Freyen war, zog Franziska ihre herzensvertraute Ida hinter die Uebrigen zurück, und entdeckte ihr das ganze heutige Ereigniß. Ida gerieth über dem Erzählen in die lebhafteſte Bewegung. Zuletzt ſagte ſie: „Ich halte meinen Lehrmeiſter zu allem fähig, was die Welt

groß und edel nennt; aber ich läugne es nicht, dieſe ſeltſame Geſchichte liefert mir auch zugleich neue Beweiſe von ſeinem bizarren Charakterſtolz, über deſſen Größe ich erſtaune, wenn ich ſie gleich nicht zu tadeln verſtehe."

„So genau kennſt du ihn? (ſagte Franziska, und fuhr erröthend fort:) Sage mir, Liebe — denn du ſollſt das Geheimſte in meiner Seele wiſſen — warum thut mir dieſe Umarmung ſo weh — und warum wird ſie mir doch ſo theuer, ſo unvergeßlich? Warum ſeh' ich ſeit jenem Moment kein anderes Bild vor mir, als den großen ſchönen Maler mit dem hohen Blick? — Mir iſt, als hätte ſein ruhiger Kuß eine ſüße Ruhe dieſes Herzens aus meinen Lippen gezogen, die ich nicht eher kannte als in jenem Augenblick, wo ſie mir geraubt ward. — Ida, wie ſoll ich dir das beſchreiben, worüber erſt jetzt mein ganzer Stolz ſich empört! — Erſt jetzt fühle ich es, daß dieſer Undankbare es war, der unaufgefordert unſern Kuß zuerſt endigte — wer gab ihm ein Recht über meinen Kuß? — Sanft und kalt wies er mich von ſeinem Herzen zurück — Das dan-

kende Mädchen war so ganz fein — aber aus seinen Fingerspitzen starrte meiner Brust die kalte Schicklichkeit entgegen — nur mit seinem glänzenden Auge rief er dann meine Seele wieder freundlich zu sich hinüber — und ich, ich weinte darüber, daß ich nicht alles was mein ist und in mir athmet, ihm zum Lohne reichen konnte —"

Franziska hielt an, weil sie die unruhige und erstaunte Ida außer Fassung sah. Dann umarmte sie ihre Freundin mit einer Art von Schmerz, und sagte: „Ich verstehe dich wohl. Du nennst mich eine Thörin. Die Oberhofmeisterin würde vielleicht gar ohnmächtig bey dieser Erzählung. Ich weiß es ja, er ist und bleibt ein reisender Maler. Mein Vater ist der Fürst. Ich bin seine Tochter. Es giebt einen Prinzen Friedrich, der, seitdem ich ihn als Kind eine Stunde sah, mein Verlobter ist — der nächstens ankömmt, um die zitternde Braut heim zu holen —"

„Er gilt allgemein (sagte die ängstliche Ida) für einen der liebenswürdigsten Männer —"

„Gut — (fuhr die Prinzessin mit bitterm Lächeln fort) die Fürstenkinder sind ja bekanntlich so mächtig und groß, daß man sogar für ihre Neigungen, und hauptsächlich für die heiligste und geheimste derselben, besondere aus geschmackvollen Männern bestehende Spruchkollegien errichtet hat, weil ein eigner Geschmack nur der Roture geziemt —"

„O Gott, nein, sie sind arme Kinder!" seufzte die weiche Ida, und nahm ihre Freundin an die Brust.

„Stille nur — (sagte Franziska küssend) du siehst also, daß ich allerley zu bedenken weiß — daß ich meine Geschichte und Bestimmung kenne — daß ich wenigstens nicht verrückt bin. Aber sollte ich denn auch nicht einmal das Geheime, was mein fühlendes Herz rührt, deinem freundlichen Ohre vertrauen dürfen, welches schon lange mein geheimster Beichtstuhl war? Will selbst die Freundschaft erschrokken und ängstlich zurückweichen, sobald eine Prinzessin gestehen muß, daß auch sie auf Augenblicke sich einer schönen befreundeten Menschheit vermählt und eigen gefühlt — ach, daß

auch sie an der Stelle des Herzens ein so süßes Leben empfunden habe? — Sage mir doch, was deiner Franziska fehlt, du kaltes Mädchen! Sie scheidet ja nun bald von dir — dahin, wo vielleicht schon eine Gräfin Wallenberg ihr gegenüber harrt — o sage mir, ob es Liebe ist — hast du nie geliebt?"

Ida drückte sie an sich, und weinte. „Nein, (sagte sie seufzend) ich habe bis diesen Augenblick von Liebe nichts gewußt! Aber Franziska kränkt mich, wenn sie mein Herz der Kälte beschuldigt — ach, ich fühle etwas anders — und, wie soll ich das ausdrücken, was ich selbst noch nicht verstehe —"

„Verzeih mir! (unterbrach Jene.) Ich weiß, du warst vorhin nur ängstlich über meine Ruhe, über meine Zukunft — und dann fiel es dir aufs Herz, daß dein eignes Schicksal dem meinigen so ähnlich ist — ich kenne ja die Plane deiner Aeltern —"

Die Annäherung der Landstein und anderer Damen machte dem herzlichen Gespräch ein Ende, dessen Fortsetzung nur die Prinzessin

zu wünſchen, Ida hingegen gern zu vermeiden ſchien.

Wiewohl unſere zweyte Geſellſchaft ebenfalls aus guten Bekannten beſteht, unter welchen jetzt gerade die heiterſten Geſichter und die froheſten Scherze herrſchen, ſo ſcheint es doch billiger, daß wir dieſe ihrer Luſt überlaſſen, und dagegen dem einſamen Steinach auf ſeinem Spaziergang auch eine Geſellſchaft, nemlich die unſerer Leſer, zuführen.

Sinnig ſchritt er von ſeinem Dörfchen her den weſtlichen Feldhang hinab, und ergötzte ſich an der großen, ſanftgebognen Fläche, in deren ausſtrömender Fruchtbarkeit und abendlichem Sonnenglanze ſich jetzt Myriaden Geſchöpfe wohl zu thun ſchienen. Ueber dem vieltönigen Geräuſch der zirpenden und klappernden Heuſchrecken, Käfer und anderer Inſektenarten zwitſcherten heitere Schwalben, und ſtießen in pfeilgeſchwinder Kreuzung durch die Lüfte. Das ganze Gefild ertönte lieblich und ſchimmerte im Zitterglanze des Sommers. — „Wer ſollte es

glauben, (ſagte Steinach heiter) daß im vorigen Jahr ein Hagelwetter dieſe ganze Flur und mit ihr meine Hoffnungen für mehrere Jahre verwüſtete?"

Nun überſchritt er ein ſchmales Wieſengründchen, ſtieg dann ſeinen hohen Berg langſam hinauf, und ſah, wie während des Steigens eine groſſe Welt mit ihm emporwuchs, aus den Fernen ſich allmählich nachhob und ringsum majeſtätiſch entfaltete. „Lebe wohl, (rief er endlich aus dem Wehen der reineren Höhenluft hinab) lebe wohl für heute, Hallenbach mit allen deinen Sorgen! Denn für dieſen Abend gehöre ich nun dem Himmel an, und der ganzen herrlichen Welt unter ihm."

Er trat ſchnell in ein kleines Laubwäldchen, um dem Blicke der beiden Spaziergeſellſchaften zu entgehen, welche jetzt auf verſchiedenen Wegen ſich ſeinem Berge näherten. Denn alle Parteyen beſtiegen eigentlich den nemlichen Berg — nur jede auf beſonderm Wege eine verſchiedene Kuppe deſſelben. Steinach hatte für ſich die mittlere gewählt. Dieſe war die höch-

höchſte; aber wegen ihrer buſchigen Felſen hielt man ſie von weitem für unzugänglich.

Lange zog noch der Wanderer durch den Hain und ſeine ſeltnen Blumendüfte ſtill aufwärts. Mit einemmal trat er aus dem kühlen Dickig hervor — und die heiligen Abendfernen lagen unabſehbar und brennend vor ihm da! — Hier, wo ein ungeheurer ſchroffer Felſen kühn und herriſch in den breiten ſchiffreichen Hauptſtrom, welcher ſich reißend um ihn bog, hinaushing, und des mächtigfluthenden Nachbars ſpottete, der ſchon ſeit Jahrhunderten an ſeinen Grundſäulen vergebens ſpülte und grub — wo das Auge unterwärts nur das große Waſſer, ſchwarze Waldraupen und gefährliche Schlünde um ſich her erblickte, und deſto ſanftere Labung aus den entfernten milderen Landſchaften ſog — hier, wo jetzt noch die Abendſonne das zarte Moos an den einladenden Felſenſitzen und Lagerſtellen warm küßte — wo die Winde ſchliefen, und ſelbſt von Oſten kein Lüftchen herzudrang als die Abendkühle, die, mit den leiſen Duftwellen eines balſamiſchen Blumengeiſtes beladen, aus dem Walde zog — hier war das geheime

Lieblingsörtchen unſers Freundes! Selbſt verborgen vor der Welt, konnte er ſich hier einen allgemeinen Blick über ihre größeren Maſſen hin eröffnen. Es ſchien ihm, als müßte alles Kleinliche vor dem Schauplatz dieſer Höhen ſchnell verſinken. In ſeine Bruſt zog die Freyheit ein, wie eine Bothſchaft aus heimiſchen Regionen. Der Felſen mit ſeinen wilden Roſen und üppigen Ranken war ihm ein umblühtes Ufer der Lebensluſt, von dem der lechzende Geiſt wie ein Fremdling ſich hinabtauchte in unbekannte Tiefen, in das unendliche Meer der Phantaſie.

„Du große edle Heimath meines Erdenlebens! (flüſterte er froh und kindlich über den Strom hinaus.) Wie ſchön ſind deine Größen in ihrer Herrlichkeit angeſchaut! O Natur, wie klein iſt doch der Menſch, welchen deine Kleinheiten unzufrieden und ängſtlich machen können! Du leitest und ſorgſt ja überall, vom Weltenſyſteme herab bis zu dieſem kleinen Baume, welcher noch liebend ſeine Wurzel über die Felſenſchlucht zu ſpannen ſcheint, um der Haltung des Ganzen ſeinen Dienſt zu leiſten. Dem

Menschen schwillt das große Herz von deiner Pracht, und sein Auge findet auch noch im Halme die Spur deiner Größe wieder. — Aber, wann nun in deinem Reiche das weidende Lamm den Wurm zertreten — wann der Sturm die einzelne kleine Flur auf der einzigen kleinen Erde verheeren muß — o Mutter, wann du mehr für die Menschheit sorgst als für die Sorgen ihres einzelnen Gliedes — wie kann dann der ungerechte Mensch dir zürnen und glauben, du hättest sein vergessen? Er, welchen dein Gott zum freyesten seiner Geschöpfe bildete — er, der sich selbst den König deiner Werke nennt, der sich rühmt, so manchen Lauf deiner Welten zu ermessen, der dazu geschaffen ist den kühnen Blick auf deinen Zusammenhang zu richten, und selig wie ein Gottverwandter in die Himmelshöhen aufzuschauen? — Nein, nimmer will ich vor deinen einzelnen Unbegreiflichkeiten erschrecken — der Verstand staune über deine Größe — aber das Herz soll ewig deine Schönheit liebend umfassen!"

Herrlicher schien in diesen Betrachtungen die Welt vor seinem Auge aufzublühen. —

Vom Fuße seines Felsens aus ergoß sich ein weites paradiesisches Thal mit dem breiten Gewässer bis hin zur tiefsten Röthe der Abendfernen, in einen Landsee, welcher den Horizont schloß, und über dessen wallender Goldfluth die scheidende Sonne hing, Welt und Seele entzündend. Bis zu jenem wunderbaren Purpurgemisch von Wasser, Land und Himmelsgluth, schossen von beiden Seiten manchfachgebogne Berge und Hügel auf das schöne Thal zu, und in reitzenden Wellenlinien tief in seinen Busen herein. Jeder Hügel trug auf seiner mit Getreide und wildem Gehölz bewachsenen Stirne eine verschiedene Farbe — vom saftigsten Blumengelb und Birkengold bis zum trocknen Fichtenblau, bis zum düstern Haidebraun. Keinem aber fehlte das schöne lichte Grün, dessen wechselnde Tinten, wie in glänzenden Wogen, zum Wiesenthal und seinen bläulichen Saaten üppig herabzuschwimmen schienen — doch da unten floß alles Grün der Welt in ein einziges Meer von Fruchtbarkeit zusammen, über welchem der Gott der Farben seine glänzenden Gezelte aufgeschlagen hatte.

„Selbſt der große Fluß (ſagte Steinach) müßte in grünem Schimmer ſtrahlen, wenn nicht die Abendſonne jetzt vor ihrem Untertauchen ihn zum weißen Feuer umwandelte, in welchem jede Farbe zuſammenflammt und vergehen muß. — Schöner Strom, du ziehſt von meinem Herzen aus grüßend hinab nach der fernen Sonne — und ach, ihr holdes Bild winkt mir liebliche Grüße aus jenen Spiegeln zu, und ſein Glanzlicht ſtrömt in hüpfenden Schlangen wieder ſtromaufwärts nach der betroffenen Seele zurück! — Wie liebt doch alles dieſes ſüße Thal, wie freudig drängt ſich alles hinein, und wie ehrerbietig ſchmiegen ſich ſelbſt die Rieſenglieder der beiden unabſehbaren Bergketten überall nach dem Thalbuſen herab! O gewiß, dieſe Berge mit ihrer alten dunkeln Waldung, über die kaum das ferne Hochgebirge herüberblaut, verjüngen ſich gern zu lieblichen Hügeln, und ſchmücken ſich feſtlicher gegen die ſanfte Höhlung des wirthlichen Thales zu mit jungen Fruchtbäumen und zartem Gebüſch!"

Eben ſprang von einem der nahen Hügel eine Heerde brüllender Kühe, die Schellen freu-

dig schüttelnd, herab nach ihrem heimathlichen Dörfchen. Das einzelne junge Birkengesträuche, vom Abendglanze vergoldet, theilte dem durchrennenden Vieh eine so hellrothe Farbe mit, daß es einem Rudel Hirsche glich. — Die lauten Stimmen der arbeitenden Schiffer, das ferne Blöcken einzelner Schafheerden, die Abendglokken aus den Dörfern und das allgemeine Getümmel des Thals tönte wie eine sanfte Begleitung zum nahen Gesange der Waldvögel herauf. Das schwarze Moos an den alten Eichen und im Innersten der Klüfte erglühte lieblich im Abendschein. Auch die Staubwolken der heimkehrenden Heerden wirbelten geröthet empor, ähnlich dem Farbendufte, in dem die westlichen Gebirge sich badeten. Silberne Wasserstreifen blinkten überall aus dem quelligen Wiesenthale hervor, wie edles blitzendes Gestein. Aber im See wetterleuchtete es mächtiger — denn die glühende Scheibe walzte schon zur Hälfte in seiner Fluth, und sprudelte das siedende Gold aus der Tiefe herauf. Matt und friedlich funkelten dazwischen die goldnen Thurmknöpfe, wie angeschmolzen von jener himmlischen Gluth.

Aus allen Dörfern stieg der Abendrauch auf dem dunkelgrünen Grunde in hellblauen Säulen hoch empor, und sank dann in sanften Biegungen, um sich bald an die Nebel der feuchten Thäler anzulegen. — Das letzte Spätroth verweilte noch mitleidig auf einer hohen verfallnen Ritterburg, um an einen längstverflognen Sommer zu erinnern, der auch ihren düstern Mauern einst inwohnte. Und — ach, jetzt war die Königin hinabgestiegen, und selbst die höheren westlichen Luftkolonnen schienen zu ergrünen, wie die Felder jenes reineren Himmels, unter dem Welschlands Gefilde schimmern.

„Du kommst doch morgen wieder! (rief Steinach der Gesunkenen trostreich nach.) O wohl dem Menschen, dem du morgen wiederkehrst, du süßes Licht, du ewige Freundin alles Lebens, dessen Lust du mit jedem Morgen verjüngst!" — Es war im Augenblick so still um ihn her geworden, daß er jetzt nur noch eine einzige Stimme, aber diese deutlicher als vorher, vernahm. Aus den schwarzen Abgründen zog ein heiterer Gesang, von der Gui-

tarre kaum hörbar begleitet, durch die Abendstille herauf. — Unser Freund ward, so wie er länger auf die Töne lauschte, trüb und schwermüthig. Auf einmal wandte er sich zum Weggehen um, und seufzte laut: „Arme Kordelia!" — Denn unter seinen Füßen lief eine Felsenschlucht hinab in das dunkle Babenberger Rauhthal.

Im Umdrehen sah er plötzlich zwey weibliche Gestalten, schon in der Dämmerung des Waldes, fortfliehen. Ueberrascht von ihrer Nähe rief er sie mit starker Stimme an. Allein er hörte darauf nur einen hellen Schrey im Walde und ein Rauschen durch das Dickig, konnte aber bey weiterem Nachsuchen nicht das Geringste mehr erblicken. — Gedankenvoll trat er seinen Rückweg an.

„Deine Miethsleute machen wohl dem Vater großen Rumor im Hause?" sagte die Prinzessin des andern Morgens, als sie Ida'n und Kunigunden in der Nähe der Einsiedeley traf.

„O faſt gar nicht; (antwortete Gundchen mit Herzlichkeit) ſie ſind oft abweſend, ſie reiſen in benachbarte Städte, und zeichnen im Park — es ſind recht gute, ruhige Leute.“

„Welcher iſt denn der beſte und ruhigſte?“ fragte Ida, und betrachtete ſie mit heimlicher Neugierde.

Betreten antwortete die Kleine: „Hm, ich glaube, Herr Brixenfels!“

„Aber die andern beiden — (fuhr Franziska ſtreichelnd fort) plagen die mein armes Kind?“

Sie meinte, Fink ſey der luſtigſte — doch habe er ſich niemals ungeſittet betragen.

„Du biſt wohl ſehr glücklich — (ſagte die Prinzeſſin mit ſchmelzendem Ton, ſtockte aber ſogleich, als Ida herüberſah) denn, liebes Mädchen — denn über unſere unartigen Menſchen aus der Reſidenz würdeſt du dich mehr zu beklagen haben, wenn ſie deine Miethlinge wären.“

Eben lenkte Schweizer flüchtig um einen Buſch herum, und wollte, nachdem er ſich gegen die Damen verbeugt, ſeinen Weg zur Einſie-

beley verfolgen. Aber Franziska reichte ihm füßerschreckend die Hand entgegen. Er trat ehrerbietig herzu, um die reichende Hand auf einen Moment leise zu fassen; dann verbeugte er sich tief, wie Einer dem hohe Gnade zu Theil ward, küßte mit einem freyen Anstande Ida's Hand, wie ein Freund, und schien, als das Fräulein hierüber leicht erröthete, ihr Gesicht mit einem aufmerksamen Blicke zu betrachten. Drauf deutete er der freundlichen Hauswirthin die Wiederholung seines Morgengrußes an, und blieb einen Augenblick Hand in Hand mit ihr vor den Damen stehen, während Franziska zu reden anfing und die verlegne Ida kaum athmete.

Der Maler unterstützte indessen die ziemlich sichtbare Anstrengung der Prinzessin, ein Gespräch schnell anzuknüpfen, durch einige leichte Wendungen, und so kam bald eine artistische Unterhaltung in den Gang, bey welcher alle Theile sich wohl befanden, und die durch manche naive Zwischenfragen der anspruchlosen jungen Gärtnerin noch interessanter ward.

Ueber den Vorzug zweyer Ansichten im Parke.

hegte Franziska eine andere Meinung als Schweizer. Um einiges dabey zu erläutern, öffnete dieser sein Portefeuille. Beym Durchsuchen der Zeichnungen fiel ein kleines Brustbild heraus und vor der Prinzessin nieder. Sie und Ida bückten sich über dasselbe, und so schnell auch Schweizers Hand darnach fuhr, so wenig konnte er verhindern, daß beide es begierig betrachteten.

„Ida, Ida, (rief die Prinzessin lebhaft) das bist du! Es ist dein Bild! Geben Sie her." — Er mußte es ihr überliefern. Mit einem gewissen Erstaunen betrachtete sie bald ihre Freundin, bald deren Bild.

„Ja, ich glaube es selbst! (sagte jetzt Ida glühend und mit wankender Stimme.) Aber wie kommen Sie zu diesem Bild? Ich glaubte, Sie malten niemals Portraits? — Oder wer malte dieses Gesicht?"

„Es war ein kleiner Versuch!" erwiederte er endlich, ein wenig verlegen, doch das Fräulein fixirend.

„Ich habe Ihnen nicht gesessen." sagte Ida leise, aber fest.

„Tant mieux! (rief Franziska lächelnd.) Und doch ists zum Sprechen!"

„Mein Fräulein, (sagte der Maler mit einer artigen Kopfneigung) verzeihen Sie der Kunst den Raub dieser Schönheit, deren Ideal leider doch ein alleiniges Eigenthum Ihrer lebendigen Gestalt blieb. Ich bin Landschaftsmaler; aber auch alle Formen reitzender Köpfe spreche ich als mir zugehörig an. Wer wird mich dafür bestrafen?" — Er wandte sich lächelnd zur Prinzessin. „Und selbst von dem schönsten Fürstenantlitz, dessen Glanz je über einem armen Maler aufging, ist auch nicht der kleinste Zug vor meinem diebischen Pinsel sicher, seitdem jene Sonne mir einen solchen Morgen schuf."

Franziska erröthete. „Ich sollte (sagte sie zu ihrer Freundin) seine Kunst nicht loben, weil seine Worte so glatt und schmeichlerisch sind, daß sie die Treue seiner Bilder verdächtig machen. Aber dieses Bild hier — ach, es ist doch so treu, so schön, daß ich es behalten muß. — Ich will Ihnen sehr dankbar dafür seyn, lieber Schweizer."

Er legte hiergegen augenblicklich eine beschei-

dene aber lebhafte Protestation ein, und führte an, die Kopie sey des Originals noch völlig unwerth, sie gehöre bloß zu seinem Studium, und sey auch nur Skizze. Eine vollkommnere solle aber Brixenfels liefern, der ein eigentlicher Portraitmaler sey.

„Nein! (sagte sie.) Gerade diese kleine Skizze freut mich so sehr, und ich glaube nicht, daß man das Bild meiner Ida jemals wieder in diesem wahren, seelenvollen Leben aufstellen wird."

Der Künstler wollte nicht von seinem Bilde lassen, und schlug endlich vor, ein besseres Gemälde auszuarbeiten, wozu ihm aber Ida sitzen möge.

„Gar nicht! (sagte diese.) Wer gab Ihnen das Recht, mich so heimlich mir selbst zu rauben? Sie haben sich nicht offen um mein Eigenthum beworben, sondern hinterlistig darin eingeschlichen, wie ein böser Sachwalter auf zweifelhaften Rechtswegen. — Nein, nun gewiß nicht mehr!"

Er bat vergebens. Franziska trug darauf an, Schweizer solle zur Strafe auf ihrem

Zimmer die Bilder beider Freundinnen für einander fertig malen; dabey solle ihm weder die Erlaubniß, eins oder das andere für sich zu kopiren, noch selbst das Recht, für seine eigne Arbeit einen Preis festzusetzen, gestattet seyn.

Dieser Vorschlag kam nach einigem Wortwechsel zur Genehmigung. Doch behielt sich der Maler vor, noch acht Tage lang Unterricht bey seinem Freunde zu nehmen, und erst dann das Werk zu beginnen.

Indem die Frauen sich entfernten, brachten ihm Brixenfels und Fink ein Einladungsbillet für die drey Künstler zur Gräfin Wallenberg, bey welcher heute der Fürst mit dem Hofe dejeunirte. Brixenfels hatte die Einladung angenommen, worüber Schweizer sein Mißfallen äußerte.

„Es ist nicht zu ändern; (sagte Schweizer) aber ich bitte euch, macht, daß wir von diesem Hofe wegkommen, wo man anfängt, auf unser Wesen zu lauern, und allerley von uns zu errathen, wovon wir selbst kein Wort wissen. Auch habe ich so eben einen Arbeitsauftrag erhalten, der mir, ohne unangenehm

zu seyn, in so mancher Rücksicht gefährlich, ja verderblich werden kann —"

„Hoho, Gott erhalte dich! (sagte Fink.) Wie bist du auf einmal in diese sonderbare Angst gerathen? Du, der bisher der wärmste Lobredner unsers hiesigen Aufenthalts war — der nirgends so freundliche Wirthsleute gefunden hatte; nirgends so köstliche Nahrung für Geist und Kunst und Herz; nirgends so viel schöne Köpfe auf so reitzenden Nacken unter einem so zahlreichen Hofpersonale; niemals so herrliches Wetter in einer so wunderbaren Naturkunst und Kunstnatur — als eben hier! — Und nun ist ja noch obendrein der Fürst und Herr dieser ganzen Habseligkeit gestern auch dazugekommen —"

„Der hat mir eben durch einen Magen voll Wasser den Appetit verdorben!" fiel Schweizer ein. Er mußte jetzt seine Freunde mit dem gestrigen Abentheuer bekannt machen, um wegen ihres seiner Meinung nach nöthigen schnellen Aufbruchs von hier sich mit ihnen zu berathen. — Fink gerieth außer sich. „O du Glückskind! (rief er.) In deinen un-

würdigen Armen lag sie! — diese irdischen, harten, breiten Schultern hat ein Engel umschlungen! — Wüßt' ich nur, um welche Zeit der Fürst am See spaziert — ich stellt ihm eine Art Garn, oder belegte das ganze Seeufer mit Fallschlingen und Fangeisern — ja, das thu' ich, und ich will des Kuckucks seyn, wenn er mir entgeht oder ungerettet aus meinen Klauen kommt! — Aber ich dächte, du hieltest übrigens diese Bekanntschaft warm. Berge und Thäler vereinigen sich ja durch Erdbeben — warum nicht du und meine Prinzessin durch die Kraft einer menschlichen Handlung, die nun einmal das Herz des fürstlichen Vaters zum feuerspeyenden Berge gemacht hat? — Gewiß, an deiner Stelle würde ich diesen Krater für meine künftigen Anlagen benutzen, so lang er noch warm wäre. Wer weiß, ob er nicht zur Paradiesesebene für dich einsänke? Und, sein hitziges Temperament abgerechnet, ist er immer ein Schwiegervater wie er seyn soll!"

„Was werden Kordelia und Luise davon denken, (antwortete Schweizer) daß du deine Bräute so leichtsinnig verschenkst, wie eben

eben jetzt die arme verlobte Franziska, auf die außer dir auch noch obendrein ein anderer unglücklicher Prinz verzichten müßte!"

„Ich liebe diese Art Menschen nicht sehr, (sagte Brixenfels) deren Leidenschaft, wie die deines Fürsten, gleichsam sich selbst tausend Kleinigkeiten aufsucht, um nur jeden Augenblick zum vollen sträflichen Ausbruche bereit zu seyn; wiewohl dergleichen Leute im Grunde gewöhnlich Unzufriedene, oder gar Unglückliche sind, über deren Charakter dieser böse Zug nur insofern entscheidend ist, daß man sie eines gewissen stolzen Neides über jede bessere, schönere und vortheilhaftere Lage ihres Nächsten beschuldigen muß. — Uebrigens giebt es ihrer sehr viele. — Sie sind nur im höchsten Glück oder Glanze lustig, und suchen auch dann noch ihre Lust im Emporragen über alle Andern. Sie zeigen sich nur gütig an der Spitze irgend einer Mehrheit. Sie lachen am liebsten zu Pferde, mit Fußgängern — aber niemals zu Fuße mit einem Reiter — und sobald ihnen auf einem Gange etwa gar ein fataler Mensch oder ein Feind zu Pferde begegnet, werden sie so

erbittert, daß sie ihm thätliche Beleidigungen anzuthun wünschen, zumal wenn der Widersacher schön zu Pferde sitzt, oder scharf und hart an ihnen vorüberreitet. Sie zanken gern, sobald sie Recht haben, an Orten, wo es Aufsehen erregt; und insgeheim geben sie nur ungerechte Verweise, oder solche, wobey sie Widerstand vermuthen. Allgemeine Lobeserhebungen, die man über einen andern ausspricht, finden sie gern übertrieben, und suchen ihnen gewöhnlich mit Scharfsinn irgend einen entkräftenden Witz entgegen zu stellen; — doch ist Letzteres schon ein schlimmes Zeichen. — Der höchste Grad dieser menschlichen Unart aber zeigt sich bey jenen Menschen, die durch einen gewissen düstern, unnatürlichen Hang zum Unangenehmen alles Schöne entweihen — ja hierdurch, mit recht gemeinem Neid, auch Andere im Genusse des Schönen stören. — Nehmt an, ihr befindet euch mit einem solchen vor dem blühendsten Naturtheater, mitten in einer schönen Frühlingswelt. Ihr sucht das Schöne ruhig zu genießen, und fühlt euch in stiller Betrachtung selig entzückt — während Jener

euch kaum Beyfall zugrinset, in der gröſten Hitze unruhig umhergeht und späht, ob nicht dort ſich Leute zanken, ob nicht irgendwo Schaden oder Frevel geſchieht, und ob er etwa Urſache findet, dazwiſchen zu ſchreyen und zu lärmen. Freundlich ſchimmert euch die Quelle aus ihrem Blumenufer an, wie ein holdes Auge aus dem die Seelenruhe blickt — aber er prellt mit unbarmherzigen Schlägen arme Fröſche hinein, und trübt die heitere. — Im heiligen Spiel der ſchönen Ruhe wird ſolchen Menſchen augenblicklich angſt und bange. Sie ſuchen nur Aerger und Unglück auf. Ihre Lieblingsnahrung beſteht in einer innern verdrießlichen Unruhe, die ſie durch unnöthiges Einmiſchen in alles Fremde — durch Aufſuchung der Unruhe, Thränen und Bosheit Anderer — ängſtlich zu vermehren und zu konzentriren ſtreben. Gänzlicher Mangel an Beunruhigung beunruhigt ſie ſogleich tödtlich. — Alles das hätteſt du bey jener Gelegenheit dem Fürſten zu Gemüthe führen ſollen. — Uebrigens ſehe ich in der erzählten Begebenheit noch nichts, was uns ſo ſchnell aus unſerm reitzenden Tempe vertreiben

müßte. Laß es doch zu, daß die Götter dieses Landes dich insgeheim anbeten; und gehe lieber, statt Sabinium zu fliehen, bald jenen Weg, den Fink vorhin dich führen wollte. Ja, höre jetzt ein Wort im Ernst an, mein Freund! Siehst du nicht, daß die schöne Ida dir hold ist?"

„Dir wenigstens mehr als mir! (erwiederte Schweizer verdrießlich.) Wenn sie nemlich Jemanden hold zu seyn vermag."

„Eifersüchtiger! (rief Brixenfels lachend) du verräthst durch diese seltsame Besorgniß nur deine eigne Neigung zu ihr. Sie liebt mich öffentlich, um insgeheim von meinem Busenfreunde zu träumen. — Warum zieht sie mich denn nicht zu den berühmten malerischen Vorlesungen und Lehrstunden, die ihr zu auflauernden Zwischenträgern eurer verstockten Zärtlichkeit gemacht habt? — He, bist du etwa nach ihrer Meinung ein gelehrterer Maler als ich? — Nein, du entkommst uns dießmal nicht. Dein Onkel bat mich sehr dringend, nach den Töchtern des Landes für dich auszuschauen. — Sage mir, wie steht es seit etlichen Wochen mit deiner Grille?"

„Was nennſt du meine Grille? (ſagte Schweizer mit einiger Verwirrung.) Das Glück der Liebe außer den Sphären meines Standes zu ſuchen? O, erinnere dich doch aller unſerer gemachten Bekanntſchaften von meinem Stande! Was fanden wir?"

„Wir fanden manches Gute — (antwortete Jener) aber deine Grille, mein Freund —"

Schweizer ſtand gedankenvoll da. Plötzlich fuhr er heraus: „Wohlan, es ſey eine Grille, ich lege ſie ab!" — Seine Freunde umarmten ihn, und Fink rief: „Glück auf, ſchöne Ida!"

„Aber, (fuhr er fort und ſah feyerlich zum Himmel) Geiſt meiner verlornen Sophie, höre meinen Schwur: Keine werde je mein Weib, die nicht den armen Maler Schweizer liebt!"

„Dieß neue Vorurtheil hat einigen Schein; (ſagte Brixenfels) doch wozu der Schwur? Wahrlich, Bruder, er thut mir leid. Du ſetzeſt das Glück deines Lebens aufs Spiel — zumal wenn die Liebe ſich deines Herzens bemächtigt hat. Gewiß die Leidenſchaft würde dich in einem leichtmöglichen Falle ganz elend

machen, und dein ſeltſamer Schwur, den du nimmer brichſt, wäre Schuld daran!"

„Fürchte nichts für meine Ruhe! (verſetzte Schweizer.) Ich will nicht ſagen, ich ſey ein Mann — aber ich habe Kraft in mir, vieles zu ertragen. — Doch es iſt wahr, ihr Bild wohnt ſchon feſt und tief in meiner Bruſt, und mein Herz und Sinn gehören ihr ſo ganz an, daß ich auch ihrem herrlichen Vater und ſelbſt der ſtolzen aber trefflichen Mutter mich innigſt verwandt fühle — und dieß alles ohne die geringſte Hoffnung, daß Ida meine Probe beſtehen werde! — Denn ſagt, iſt nicht dieſe Ida der Sprößling einer uralten, reichen, reichsfreyadlichen Familie? Wie iſt es möglich, daß ihr Mund dem armen reiſenden Maler ſage: ich liebe dich! — Und liebt ſie mich denn? Sey aufrichtig, Brixenfels, und geſtehe, daß du allein der beſtändige Empfänger ihrer ſchönſten herzlichſten Worte biſt! Einzig du weißt ihre liebſten Wünſche, und haſt ihr ganzes Vertrauen — das macht, weil ſie, mit der übrigen Welt, ſchon längſt den verkappten Herrn Von und Zu in dir ahndet — o guter Wit-

helm, glaube mir, ſie ſind alle von demſelben Gelichter!"

„Schäme dich dieſes entweihenden Gedankens! (ſagte Brixenfels.) Wie kam denn der antiariſtokratiſche Teufel dazu, daß er gerade in die unſchicklichſte Wohnung fuhr, in einen Reichsgrafen, der noch dazu ſtandesmäßig verliebt iſt bis in den Tod!"

„O alter Erdmann! (rief Fink dem Kommenden zu.) Bleibt ewig bey euerm Leiſten, wie der große Linné auch that! — Die Welt iſt gut; aber der Menſch in ihr — Linné'n bey Seite geſetzt — denkt und thut gern alles, und alles gern — nur nicht, was er ſoll. Die Ariſtokraten wollen in die Demokratie avanciren, und ich ſelbſt wäre Narrens genug die Prinzeſſin zu heirathen. Der Menſch klügelt und ſpielt an ſeiner Beſtimmung — er hält ſie für ein Spielwort, aus dem er auch noch ein Wortſpiel hervorwitzelt, ſo wie es eben ſein Herz begehrt, und wie die gute nachſichtige Welt es expreß lobt. — Gebt eurer ſchönen Tochter einen Lehrmeiſter — unvermerkt wird er euch zum Mehrleiſter — gut! Fahrt nur

nicht ſo auf! Denn endlich müßt ihr doch den Pfarrer holen laſſen. Ihr thut es auch, und der Pfarrer kommt — aber der möchte ſchon wieder lieber pokuliren als kopuliren! So ängſtigt euch einer nach dem andern durchs Leben hinab; ihr werdet vor der Zeit zum Greis am Stabe — während euch ſelbſt noch der Greis am Grabe von der Neſtel verbotener Jugendluſt glüht. Und ſo hängt die Welt durch ihre Güte und Freundlichkeit ſich ſelbſt einen Spitznamen an. Sie verſchwendet Beſoldung und Atzungskoſten an ganze Kohorten von Spielnarren — dafür ſchilt man die Beſte ein Narrenſpiel, und — ſpielt lachend weiter!"

Im Hohenblat'ſchen Schloſſe ging indeſſen einiges vor, was für unſere Geſchichte wichtig werden dürfte, weßhalb wir es vor allen Dingen nachholen.

Steinach kam früh dort an, und ließ Emilien um eine geheime Unterredung bitten, weil er ihr intereſſante Nachrichten von entfernten Verwandten mitzutheilen hatte. Lenz,

der Kammerdiener des Generals, brachte ſchnell die Antwort zurück, Fräulein Luiſe ſey gerade mit Emilien in einer ſehr nothwendigen Arbeit begriffen, und laſſe den Vetter bitten, da ihr Vater noch ſchlafe, im Gartenſaale ſo lange zu verziehen, bis ſie ihre Freundin miſſen könne, deren Geheimniſſe ſie dann nicht ſtören werde; bis dahin habe Lenz Befehl, den Herrn von Steinach zu unterhalten.

„Sie müſſen wohl einmal ſehr hitzig mit meinem Fräulein zuſammengekommen ſeyn! (ſagte Lenz) denn ihre Augen funkelten recht, als ſie mir die Antwort gab; und Fräulein Emilie, die nichts weiter thut als daß ſie ihr vorlieſt, mochte reden was ſie wollte — es blieb dabey.“

Luiſens auffallende Behandlungsart machte ſelten einen merklichen Eindruck auf Steinachen, weil beide einander von ihrer Kindheit an kannten. „Du ſollſt alſo wiſſen, (ſagte er jetzt) daß ich, dem Befehl deiner Gebieterin gemäß, von dir unterhalten ſeyn will; und zwar von dir ſelbſt, als Materie für die ich gerade Stimmung und Zeit habe. Nicht, daß

mir etwa deine Lebensweiſe unbekannt wäre! Denn dieſe beſteht faſt einzig darin, daß du die Gegenwart nach Möglichkeit hinters Licht führſt, um dich dann über die Vergangenheit zu mockiren, und bey der Zukunft durch allerley Poſſen und Klatſchgeſchichten zu inſinuiren. Aber ich will dich bey dieſer Gelegenheit unterſuchen, alter Sünder! Du biſt ſchon ſo lange mein Freund, und biſt Kammerdiener, und ewig Kammerdiener! Woran liegt es, daß der General dich, bey deinen Capacitäten, nicht wenigſtens zu ſeinem erſten Einnehmer macht?"

„Sie ſagen, mein Durſt litt es nicht — (erwiederte Lenz) den Durſt ſoll ich mir erſt abgewöhnen. Aber mein Durſt iſt ein Erbſtück — o, für den Erbdurſt iſt noch kein Löſchmittel erfunden! Ein ſolches Uebel läßt ſich nur ſtillen, aber nie vom Grund aus heben, wie zum Exempel eine einzelne Flaſche! Denn, um den ausgetrockneten See des ererbten Lebens wieder fiſch- und ſchiffbar zu machen, muß ich Zeit und Geſundheit zuſetzen, und ihn gläſerweiſe voll tragen — darüber kann ich zum alten Manne werden — oder nicht — und

wollen sie mich nicht eher weiter befördern, so muß ich eben als Kammerdiener hinab in die Grube fahren. — Nun frage ich: hat jemand, seitdem ich an den Mängeln meiner Voraltern fühle, mich aus Trunkenheit einen dummen Streich machen sehen? Antwort: keine Seele! — Auch sagt man, ich könnte, statt mich zur alten Jungfer zu bilden, etwa gefälligst heirathen und unschwer ordentlich werden — aber, warum giebt mir Seine Excellenz nichts zum Erstern, nemlich gute Grundsätze zum Letztern, die mir eine in mancher Rücksicht arme Frau nicht selbst anprägen kann? Denn ein armer Teufel, qua armer Teufel, vermag niemals ordentlich zu leben. Um ordentlich zu seyn, werde der Mensch vor allen Dingen reich und groß gemacht; dann wird man Wunder sehen! — Ich weiß was ich sage. Habe ich nicht studirt — und wie? Augenblicklich unterwerfe ich mich dem strengsten Examen! — O mein Herr, hören Sie nur Einiges aus meiner traurigen Geschichte!"

„Das habe ich längst gewünscht!" sagte Steinach, und Lenz fuhr mit heiterer Langsamkeit fort: „Anfänglich studirte ich zwar

nur Theologie — dann sattelte ich aber um, und wählte Philosophie — da kam ich ins wahre rechte Fach! Die ersten Schritte unseres Kants habe ich mit scharfem Blicke beobachtet, und noch in dieser Stunde liegen die neuesten Streitschriften seiner Nachfolger auf meinem Tische. — Aber als Vehikel nahm ich mir die Cameralwissenschaften vor, und legte mich insbesondere auf Oekonomie, die mich bald sehr anzog — ach, zu meinem Unglück! Ich machte nemlich, um etwas Ganzes und Neues über die Lehre von Weinproben und gebrannten Wassern zu liefern, einige Privatversuche. Leider gelangen diese. Ich vergaß vor Freuden sie gemeinnützig zu machen, blieb einzig bey meinen Proben stehen, setzte mich endlich dazu, und fiel zuweilen vor Entzücken um. — Guten Theorien folgt die Praxis auf dem Fuße nach. — Indessen muß ich es meinem Verstande nachrühmen, daß er noch zu rechter Zeit über die Sinne Herr ward. Bey meiner Zurückkunft von der Akademie hatte ich mir das Probiren beynahe gänzlich abgewöhnt, und war übrigens ein brauchbarer Mensch. Ich meldete mich zu

allerley zweckdienlichen Stellen — aber, da war mein Ruf schon vor mir her gegangen, auf welchen man sich leider nun schon bey jedem Rufe, warum ich anzurufen Beruf fühlte, mit Achselzucken berief. Meine Verwandten waren ausgestorben. Ich stand ganz allein da. — Daher faßte ich den verzweifelten Entschluß, meine übrige Habe zu Geld zu machen, und mit meiner jugendlich schönen Gestalt aufs Theater zu gehen. Ich mischte mich, um meine Kräfte im Kleinen zu versuchen, unter eine wandernde Gesellschaft, wurde mit Frohlocken aufgenommen und sogleich angestellt. — Wir führten den verlornen Sohn auf, worin ich, als das allegorische Hauptschwein, welches bey Tisch vorlegte, mit Beyfall debütirte. Als meine Rolle zu Ende, und ich ablief, wünschten mir alle Kameraden zu meiner theatralischen Laufbahn Glück und umarmten mich. — O glückseliges Volk, du wurdest so treuherzig bekatscht, als kaum irgend eine menschliche Truppe!"

„Schnell rang ich mich nun in die Menschheit empor — ja ich ward sehr bald in allen Stücken der Protagonist, und machte der Gesell-

schaft Ehre. — Bald stellte ich als ein edler homerischer Held meinem Nebenhelden ein Bein, oder erlegte ihn mit einem tüchtigen Prügel — bald klagte ich in einem verdorbenen Diskant als brüllender Achill um meinen zarten Patroklus — bald stach ich als Hamlet den Polonius angeblich hinter der linken Tapetenwand todt, und der alte Scheim fiel mir aus den Kulissen rechter Hand im Rücken listig hervor — o, wir wußten, daß wir Spaß machten — wir wußten uns zu freuen, wenn ihn das Publikum für Ernst nahm — und gewiß, wenn jemals das Genie sich auf Bretter herniederschwang, so geschah es über unsern leeren Bierfässern! — Ließ man uns in die Säle der Großen, dann wählten wir gute Wiener Stücke, deren Spaß im Ernste gemeint war; so oft wir aber unterm heitern Himmel auf den Fässern das Volk erbauen mußten, war uns alles recht — Hamlet, Emilia Galotti, Don Karlos, Egmont! Für das Publikum ist es auch im Grunde eben so belustigend anzuschauen, wenn sich etliche Esel um eine gemalte Distel schlagen, als wenn die Hasen den Untergang des

unglücklichen Löwen in pleno beſchließen. — Nie hat wohl eine Truppe ihr Publikum beſſer gekannt als wir! Immer trafen wir das rechte Stück, das unſere Welt liebte. Die Welt gab uns zu leben, daher mußten wir auch zu leben, und lebten nur für ihre Luſt. — O, warum mußten denn Bosheit und Neid jenes ſchöne heitere Leben ſo ſchnell zertrümmern! Hören Sie, und bedauern Sie mich! — Da ich, als der Einzige der ächte Muſenmilch auf einer hohen Schule gekoſtet hatte, ſehr bald unſerer Geſellſchaft unentbehrlich, ja im Grunde ihr Oberhaupt geworden war, ſo beſchloß der neidiſche Regiſſeur meinen Sturz, um den ſeinigen zu vermeiden, an dem ich Unſchuldiger doch nie gearbeitet hatte, als in ſo fern ich mir bey der Auswahl unſerer draſtiſchen Darſtellungen von ſeinem ſchwarzen Genie niemals etwas weiß machen laſſen wollte. — Seine erſte Rache fühlte ich in einem kleinen Stück, worin ich als Dieb zu Boden geſchlagen ward. Man hatte mir ausdrücklich verſprochen, daß ich mit einem einzigen falſchen Streich ſolle gefällt werden. Aber ich bekam unbarmherzige

Prügel, und hinterher noch obendrein Vorwürfe vom Regisseur darüber, daß ich zu bald gestürzt sey. — Des andern Abends gaben wir Schillers Räuber vor einem Reichsbaron. Es war ein Festtag, an dem der Pöbel betrunken war. Ich — natürlicher Weise als Karl Moor — stolzirte wie ein Gott! Als ich die schlafenden Räuber mit einem Schusse wecken will, versagten mir zwey Pistolen, weil der Regisseur Thee über die Schlösser gegossen hatte. Ich mache meinen Versuch mehrmals — das Parterre geräth in Bewegung — ich in Angst; eben faß' ich mich zum Extemporiren — da fällts einem Esel unter den schlafenden Räubern, der mein Freund war, zur unrechten Zeit ein, mich zu retten — er fährt auf, und schreyt wie besessen: Horch, ein Schuß! — Ein schallendes Gelächter ertönte — der Baron schimpfte öffentlich, und als Amalie, unsere schönste Aktrice, in Trauerkleidern zu seiner Beruhigung aufs Theater sprang, rief er, freundlich ihr nach dem Garten winkend, laut herüber: „Ich bediene mich meiner Freyheit" und lief fort. — Dieses zur unglücklichen Stunde ausgesprochne

Wort

Wort „Freyheit", welches von jeher das Stich- und Schlagwort des aufrühreriſchen Pöbels war, machte ihn auch jetzt ſchlagfertig — man ſtürmte das Theater, ſchrie, ſchalt und warf nach uns. — Denn ach, die Welt will lieber alles, als — nicht getäuſcht werden!"

„Wir mußten dem Unglücke weichen, zu deſſen Urheber der Regiſſeur jetzt mich allein laut angab. — Sie wiſſen ja, wenn die jubelnden Gaſſenbuben ein Häufchen Hunde in einem engen Paß aufgebracht haben, und die Knurrenden im Sturme vor ſich hertreiben, wie dieſe Thiere ihren Stolz gekränkt fühlen, und zuweilen alle von fremder Hand über ſie gebrachte Schmach plötzlich an ſich ſelbſt unter einander zu rächen ſuchen! Es bedarf nur auf einem ſolchen Jammermarſch irgend ein Kamerad an den andern zu ſtark anſtreichen, ihn ſtoßen, zu laut werden, wider den andern fallen oder geworfen werden — gleich fahren ſie wüthend über einander ſelbſt her. — So auch hier. Jedermann von uns ſchlug nach allen Uebrigen. Zuletzt ſchlugen Alle auf mich. Karl Moor ward für todt nach Hauſe gebracht. —

Des andern Morgens, als die Justiz sich in unsern Streit mischen wollte, war die ganze Gesellschaft schon fort. Mich, mit meinen Effekten und Wunden, hatten sie zurückgelassen. — Nach meiner Genesung wanderte ich, da es noch ziemlich gut mit meiner Kasse stand, nach einer Residenz; und da ich viele Gelehrsamkeit und ein ganz hübsches Talent vorzeigen konnte, so machte der Direktor einer ansehnlichen Gesellschaft einen Kontrakt mit mir. Vor allen Dingen mußte ich nun singen lernen, da die Gesellschaft meistens Operetten gab. Es ging gut — nur konnte ich mich nicht an das verdammte Ritornell gewöhnen; immer fluchte ich und stampfte unwillkührlich mit dem Fuße, so oft es eintrat, wenn ich gerade im Begriffe war recht heftig brav zu thun. O das Ritornell hat mich um meinen ganzen Ruhm gebracht!"

„Doch ich werde nun sehr kurz seyn. Vom Theater kam ich unmittelbar in den Schuldthurm, aber bloß durch die Schuld meiner Gläubiger. Nemlich, mein gesammtes Mobiliarvermögen war unter der Hand bey einigen Leihanstalten unbeweglich gemacht worden, und meine

liegenden Grundstücke hatte ich selbst gemeinschaftlich mit meinen Gläubigern schon längst so mobil zu machen gewußt, daß ich nun die Welt nicht länger bewegen konnte, meine eigne Person mobil zu lassen. Zum Glück aber waren meine Zeitgenossen nicht so ruchlos, daß sie mich, wie die Athenienser den Sieger bey Marathon, auf der Pritsche verschmachten ließen. Seine Excellenz, mein Herr General, fand mich, zerriß das Gewebe der Bosheit, welches mich umstrickte, mit goldner Hand, und machte mich zu seinem Kammerdiener. — Uebrigens kann man in neuern Zeiten weder sagen daß mein Durst sich wieder bey mir eingefunden, noch daß ich mich gänzlich mit ihm abgefunden habe. Ich lebe aber ziemlich übern Fuß gespannt, und nach dem wahren Hoftone mit ihm; ins Angesicht schmeichle ich ihm zuweilen, und insgeheim, glauben Sie mir, bin ich ihm von Herzen gram. — Das ist das Wahre von dieser Sache, mein Herr. Glauben Sie der Welt nicht, wenn sie mich für einen vertrockneten Badschwamm hält — für ein reduzirtes, vazirendes, verstoffenes Subjekt! Ein solches Objekt

kann nimmer aus einem Menschen werden, den der Geist der Philosophie irgend einmal belebt hat. In seinem Magen kann wohl allmählig der Weinstein der Zeit anschiessen, wie in der lieben Natur das Eis des Winters — aber sein Geist und Herz wintern nimmermehr zu; und so lang ich lebe, werde ich bey allen Leuten von Extraktion wohl gelitten seyn; und bis zu seinem Grabe soll man im alten Lenz einen ewig jungen Frühling schauen!"

Steinach versprach Lenzen, dem General seinetwegen Versorgungsvorschläge zu thun, und bat ihn, das Trinken vor allen Dingen ganz zu unterlassen; und dieß werde nicht zu schwer seyn, da er wirklich einen Geist besitze, der noch im Stande sey, dem Körper zu gebieten. „Das größte Unglück (sagte er) ist eben, daß gewöhnlich die Menschen in ihren kleinen Räuschchen jenen Leuten von Extraktion, selbst wenn sie diesen untergeordnet sind, in einem gewissen geistreichen Glanz erscheinen, dessen bleiches — mir von jeher fürchterliches — Zwielicht das Unsittliche und Verderbliche bey dieser Art von Unordnung völlig überblendet.

So habe ich oft die abgeschmacktesten Pfennigspäße mit Louisd'oren belohnen sehen — und ach, zum größten Schaden und Verderben deiner und deinesgleichen! Verzeih mir diese Bemerkung; ich habe übrigens gar nichts gegen den Frühling deines Geistes und Herzens; aber ich möchte seine gerühmte ewige Jugend vor dem Einfall eines starren Winters bewahren."

„Reden wir von etwas anderm! (sagte Lenz.) Wir dürfen auch nicht ungerecht gegen mich seyn. Wenn ich zuweilen meine Person den Freyern unseres Fräuleins gegenüber betrachte, so fühle ich mich plötzlich würdig, ihr Heirathsanträge zu machen. Sehen Sie doch unsere dermaligen zwey Freyer an! Herr von Warnek — ein veralteter Kandidat des Kriegs, der mit dem Krankenhauche seines Leibes und Geistes die Lüfte dieses allzuduldsamen Hofes verpestet — was denkt und thut er wohl Gutes, außer daß er täglich etwa vier Stunden an sich waschen, bügeln und frisiren läßt, um recht festlich geschmückt da zu stehen, wann unser Fräulein ihn ins Angesicht verlacht? Haben Sie in seinen Reden jemals Gehalt entdeckt? In sei-

nen Meinungen Art oder Unart? Spuren von That in seinen Unternehmungen? — Seine Urtheile erregen nur Bedauern, wie längstverspätete Vorurtheile, und sein Antlitz sieht aus wie eine Winterbirne, die schon im September Fallflecken hat. — Und dann der Baron von Krüniz, der nun schon seit vier Wochen unser Gast ist, und noch immer nicht das Herz hat, seinen Antrag zu machen? Wie kann ein reicher Gutsbesitzer bey der Werbung um ein schönes junges Weib, die ihm zwanzigtausend Thaler Revenüen zubringt, so abscheulich vorsichtig seyn, daß er vier Wochen lang alle Avancen ihres Vaters behutsam umgeht, ohne sich zu erklären, oder wieder abzureisen?. Giebt es einen vorsichtigern Einfaltspinsel auf deutscher Erde, als diesen?"

„Es ist wahr, (versetzte Steinach) das Betragen dieses Mannes ist unbegreiflich. — Er weiß, daß es der höchste Wunsch des Vaters ist, die theure einzige Tochter verehligt zu sehen, und kennt ihre Schönheit und jenen ungeheuern Reichthum, auf welchen auch er so großen Werth zu legen scheint. Er genießt

das volle Zutrauen des Alten. Luise selbst behandelt ihn schonender und wohlwollender als irgend einen ihrer bisherigen Liebhaber. Und doch schweigt er! — Aber wer weiß, welche besondere Absicht oder Leidenschaft sich hinter der Maske dieser seltsamen Vorsicht, Einfalt oder Furchtsamkeit verbirgt? — Vielleicht ist er ein edler Mann, der wahrhaft verständig noch mit sich zu Rathe geht, oder auf eine kluge Resignation hinarbeitet? Oder er hat, da ihm ihre ungemessene Freyheit in Ansehung der Wahl eines Gatten bekannt ist, ihre Neigung schon längst insgeheim geprüft, und sinnt jetzt aus Stolz auf die Abwendung einer abschlägigen Antwort, oder gar auf empfindliche Rache für sich und alle seine Vorgänger? — Ich gestehe dir aber, daß ich dieses Letztere nicht dulden würde; denn Luise hat ein edles, reines Herz, welches übrigens keinem schönen Gefühle verschlossen ist."

„Gewiß, (sagte Lenz) Sie thun Herrn von Krüniz zu viel Ehre an. Er ist nichts weiter als ein Narr, ein ungelenker, verstockter Krautjunker, der nie werth seyn wird, in

dieſer reitzenden Pfründe zu abbatiſſiren. — Aber, im Vertrauen geſagt, wir werden die Wahrheit bald erfahren. Als der junge Graf neulich unerhört von hinnen geſchieden war, ſah ich den General bis zu Thränen gerührt, und ſelbſt das Fräulein weinte über ihren Eigenſinn, oder, wie ſie ſich ausdrückte, über die Halsſtarrigkeit ihres Herzens gegen des Vaters Wünſche. Sie bat ihn, frey über ihr Herz zu befehlen, und als er dieß verweigerte, nahm ſie wieder einen ſcherzenden Ton an, und verſprach, an ſeinem nächſten Geburtstage, der nicht weit entfernt iſt, ihm ihre Wahl bekannt zu machen. So ſchläfert ſie immer den Alten wieder ein, und hat die Welt zum Narren."

Eben klingelte der General nach Lenzen, und jetzt erſchien endlich Emilie. — „Ich weiß nicht, (ſagte ſie) ob die Anweſenheit des Herrn von Krüniz, oder andere unbekannte Umſtände Luiſen ſeit einiger Zeit in eine beſonders übellaunige Stimmung geſetzt haben, die ihr ſonſt fremd war. Aber ich fühle es mit einer Art von Wehmuth, daß ſelbſt wir beide, ihre Jugendfreunde, von dieſer Laune

nicht mehr verſchont werden, wovon auch Sie ſo eben neue Beweiſe erlebt haben. Jede Kleinigkeit macht tiefen Eindruck auf ihr Herz; und ſo fühlt ſie ſich wirklich heute noch durch das, was Sie ihr geſtern über ihre Freyer ſagten, bitter gekränkt."

„Das iſt recht; (meinte Steinach) denn da ſie die Männertyranney verabſcheut, ſo zeige man ihr nur mit edelm Ernſte wahre männliche Ueberlegenheit, damit ihre wilde Furcht ſich in Achtung umwandle. Erſt dann vermag ſie Zutrauen zu faſſen; und wann nun der Mann ihrer Seele — der ihr noch nicht erſchienen iſt — herzutritt, ſo wird die Liebe ihr Herz den Gang aller zärtlichen Herzen führen."

Sie unterredeten ſich jetzt von Steinachs mitgebrachten Neuigkeiten. Dann trug ihm Emilie die ſonderbare Bitte vor, daß er auf einige Zeit, und bis ſie ihn ſeines Dienſtes wieder entlaſſen werde, die Scherzrolle eines Liebhabers bey ihr ſpielen möge, und zwar ohne jemals nach der Veranlaſſung zu dieſer Bitte zu fragen.

„Sogleich will ich es! (versetzte er mit einem Kusse.) Warum nennen Sie das Scherzvolle?"

„Ernsthaft, guter Steinach!" sagte das sanfte Mädchen, und sah ihn gutmüthig an. — Sie waren von jeher so innig vertraute Freunde gewesen, als dieß bey Personen verschiedenen Geschlechts möglich ist.

„Wirklich?" (schrie er lachend.) Nun, es sey was es wolle — topp, Emilie! Ich frage nach nichts; ich scherze mich hinauf bis zum Bräutigam; aber Eins sage ich vorher: ich heirathe nicht!"

„Das wäre zu viel verlangt! (erwiederte sie heiter.) Auch darf schlechterdings keine dritte Person etwas mehr als ungewisse, leise Muthmaßungen darüber erhalten, daß ein Verständniß zwischen uns bestehe — um des Himmels willen keine Beweise durch Worte oder Handlung! — Sie sehen, wie viel ich Ihrer Feinheit anvertraue, mein Freund. — Selbst bey Ihnen kann ich übrigens diese unerhörte Zumuthung vor der Hand durch nichts rechtfertigen als durch die Erklärung: daß mein Zweck

durchaus rein, ernst und schön ist. — Aber gut daß Sie vom Heirathen sprechen. Sie haben ein Examen auszuhalten, Steinach! Warum wollen Sie weder heirathen noch eine Bedienung annehmen?" — Sie sah ihm fest ins Gesicht.

„Schöne Freundin, (sagte er) Sie könnten mich beider Antworten überheben, da Sie meine Lage genauer kennen als die übrige Welt. Ich bin ein vereinzelter Mann, der nur durch seine eignen Kräfte fortbesteht. Wer sein Aeußeres und seine Umgebungen verbessern will, der fange zuerst einzig bey seinem innern Menschen an. Nur dann hat er Muth und Glück zu jenem Geschäfte — wie auch ich fühle, seit dem ich mir selbst vertrauen darf. Erst muß der Mensch etwas seyn, ehe er die offenen Schranken des Wirkens zu betreten wagt. — Und habe ich denn noch so wenig gethan, Emilie?"

„Sie verstehen mich falsch. (sagte sie.) Mit inniger Ueberzeugung habe ich Sie schon oft als ein edles Muster für junge Männer anerkannt. Aber —"

„Ich verstehe Sie sehr wohl. (unterbrach er.) Aber hören Sie mich. Als ich von meinen Reisen mit dem Prinzen zurückkam, und den zerrütteten väterlichen Heerd überblickte, fand ich, daß mein Vermögen in weniger als nichts bestehe — aber ich sah auch zugleich die Möglichkeit vor mir, durch Sparsamkeit, Fleiß und kluge Einrichtungen das Andenken meines unglücklichen Vaters dem Tadel zu entreißen, die Gläubiger zu befriedigen, und auch meinen verarmten Bauern ein stärkendes Beyspiel vor die Augen zu stellen. — Gewiß, es gab damals kein dringenderes und würdigeres Geschäft für mich, als dieß. Wie weit es mir geglückt ist, und mit welchen reitzenden Hoffnungen ich jetzt sogar dem freyen Besitze meines selbstgeretteten väterlichen Erbes entgegen sehen darf, das alles wissen Sie. — Habe ich denn nicht dadurch dem Staate genützt, daß ich mir und vielen Andern zum Recht und Eigenthume wieder verhalf, und mich zu einem Menschen ausbildete, der nun bald, vor eignen Sorgen gesichert, seine freyen Kräfte der Mitverwaltung des Staats weihen, und dann auch auf Familien-

glück Anſprüche machen darf und wird? — Freylich iſt es wahr, meine Liebe, — und dieß Gefühl macht Sie eben beſorgt für Ihren Freund — daß die Jugend ſchnell entflieht, daß ich die meinige in großer Anſtrengung und Dürftigkeit verliebe, und daß ein Amt, ein Weib, mich vielleicht ſchneller in die Lage verſetzen würden, nach der ich ſtrebe. Allein mein Stolz verſchmäht dieſe fremden Hülfen. Mein Gewiſſen ſagt mir: Hebe dich durch eigne Kraft, und du wirſt ein Mann ſeyn! Wer die Schätze, die ihm Schickſal, Geburt und Naturell im Innern ſeines Kreiſes angewieſen, unbenutzt verderben läßt, und die bequemen Hände nur nach dem vorüberfliegenden Glück des äußeren Zufalls ausſtreckt, der iſt ein Sünder. Denn, nachdem er eine Nahrungsquelle, die von der Natur für ihn ausſchließlich geöffnet ward, auf ewig ſich und Andern verſtopft und verderbt hat, greift er wie ein Dieb nach dem Gut, was ſeinem Nächſten beſtimmt war, und deſſen Verluſt vielleicht dieſen zu Grund richtet!"

„Strenger Mann! (ſagte Emilie.) Wer

möchte Sie nicht für die Rechtlichkeit Ihres Gefühls lieben, da Sie selbst der Welt und ihren Bürgern so warm zugethan sind? — Aber, wenn ich auch Ihren Grundsätzen nicht zu widersprechen vermag, so kann ich doch eben so wenig über die Härte Ihres Schicksals ruhig seyn —"

„Ich bin nicht unglücklich, meine gute Emilie!" sagte Steinach, und drückte ihre Hand an die Lippen.

„O, das ist prächtig, (rief die eintretende Luise) daß der Vetter nun auch noch zärtlich wird! Was man doch alles an einem Vetter erleben kann!"

„Laß ihn nur; (sagte Emilie mit sanfter Stimme) er ist so gut — er ist besser als wir beide sind."

„Aber besonders heute (fiel Steinach ein) will ich mich als eine wahre Sehenswürdigkeit an Güte zeigen. — Kusine, habe ich Sie gestern beleidigt?"

„Ich dächte, wir schwiegen davon, Herr von Steinach!" war Luisens Antwort, indem

ſie ſich zum Fortgehen anſchickte, und Emiliens Arm nahm.

„Der Scherz über die Freyer entfuhr mir in einer Art von Zerſtreuung. (ſagte er, und ließ ſich lächelnd vor ihr auf ein Knie nieder.) Sie haben mich empfindlich genug dafür beſtraft. Strafen Sie mich ferner, aber zürnen Sie nicht mehr, liebe Luiſe, wenn ich Ihnen jetzt erkläre, daß mir Ihr Zorn weh thut, ja im Grunde gewiſſermaßen unerträglich iſt.“

„Sieh doch, (lächelte Luiſe) ſieh doch, Emilie, wie artig er ſeyn kann! — Wollen wir ihm verzeihen? — Ey, wie ſchnell du mir dein ſchwachherziges Ja zunickſt! — Wird er nicht noch boshafter werden — ſeine Bosheit wiederholen? — Nun, Auguſt, ich will es noch einmal wagen Ihnen zu verzeihen!“ — Sie hob ihn freundlich empor, und ſtand in Gedanken da, als er ſie brüderlich in die Arme ſchloß. Aber ihr Auge flammte auf einmal von ungewöhnlichem Zorn, wie ſie ſich von der Kraft des kühnen Mannes umfaßt fühlte. In wilder Bewegung preßte ſie den Tiefküſſenden von ihren Lippen zurück. „Steinach!

(lispelte ſie, außer ſich vor Entſetzen) Sie wagen es! — Ein Menſch außer meinem Vater unterſteht ſich! — Sie gehen den Augenblick — und kommen niemals wieder vor meine Augen — und —" Scham und Unwille ſchloſſen ihren Mund, und drohten in Thränen hervorzubrechen. Sie ging höchſt beleidigt von ihm. Emilie hob warnend den Finger gegen Steinachen auf.

„Ich war der erſte Mann außer dem Vater? — (ſagte er verwirrt.) Wohl mir, du ſchöne, ſüße Geſtalt! — Jetzt ſehne ich mich wahrhaft nach ferneren Strafbefehlen, von dieſen leidenſchaftlichen Lippen ausgeſprochen! Wohlan, Luiſe, ſperren Sie mich in ein Kloſter! Mein Verbrechen reut mich nicht. Brecht den Stab über das ſündige Glückskind — werft mich in ein finſteres Gefängniß — Hallo! Heran mit Euern Strafen! Auf mit Euern Kerkerthoren! —"

Sie war dießmal bis zum äußerſten Grad entrüſtet, und ſtand noch am Fenſter, ohne ihn anzuſehen.

„Es wäre Heucheley, (fuhr er fort) wenn

ich

ich Beſſerung verſprechen wollte. — O du, meine ſanfte Emilie, ſage mir, was iſt wohl in dieſer verderbten Welt ſüßer und unſchuldiger als ein ſolcher Kuß? — Komm, du mädchenhaftes Weſen! Du ſinnſt nicht auf Rache, wie jene zürnende Göttin!" — Er umſchlang und küßte Emilien recht herzlich.

„Ich frage, ob Sie gehen wollen, Steinach!" ſagte Luiſe. Sie glühte heftig, und warf jetzt einen Blick nach Beiden herüber, vor welchem Emilie erſchrak.

„Blauäugige wilde Taube, (ſagte Steinach wehmüthig, und kniete den Blitzſtrahlen ihrer Augen gegenüber ins Zimmer) verzeih nur dieß eine, letztemal dem armen Steinach, der ja doch im kaumverrauſchten Momente ſeliger war als je! O Luiſe, ſeyn Sie nicht härter als ein Mann!"

„Gehen Sie jetzt, beſter Steinach!" ſagte die beſorgte Emilie zärtlich. Er ſtand auf, und Luiſe ging ſchon raſch nach der Thüre, indem ſie mit ungewöhnlich ernſter Miene zu Emilien ſagte: „Ich wünſchte, du gingſt mit

mir in den Garten, wenn du nemlich magſt. Oder, willſt du lieber bey ihm bleiben?"

Aber die Ankunft der beiden alten Herren hielt die Mädchen noch zurück. — „Bleibt nur hier, (ſagte der Miniſter an der Thüre) Ihr dürft es auch hören, was uns hieher führt. — Mein guter Vetter, Sie kommen mir heute wie ein hülfreicher Engel zum Troſte. — Wir alle kennen die Idee meiner Frau, unſere Ida mit dem Präſidenten von Pölten zu verheirathen. Bis heute war nur im Innern der Familie die Rede von der Sache, und ſelbſt der Präſident hat nur insgeheim der Mutter Eröffnungen gemacht, ohne ſich noch förmlich zu erklären. Allein ſo eben finde ich meine Tochter in Thränen und mit gefalteten Händen in ihrem Zimmer. Auf einer Frühpromenade mit der Prinzeſſin hat nemlich die Hofdame einige Worte über die neue Verbindung fallen laſſen; bey ihrer Nachhauskunft hat Ida den Morgenbeſuch des faden Warneks und endlich den des Präſidenten ſelbſt aushalten müſſen; und ſo ſitzt vorhin das arme Mädchen in der übelſten Laune von der Welt, erſchrickt vor

meiner Ankunft, und geräth in ſichtbare Angſt, als ich ihr des Präſidenten Beſuch zum erſtenmal mit einiger Beziehung bemerklich mache. Dazu kommt gerade die Mutter, welche Pöltens Namen nennen hört, Ida's Thränen bey dieſer Veranlaſſung ſogleich mißbilligt, und der Tochter allerley zu Gemüthe führt — ſie kenne die Wünſche ihrer Aeltern — der Gehorſam gegen dieſe und die Regeln der geſunden Vernunft ſeyen bey ihrem Entſchluſſe beſſere Leiter als eine bloße jugendliche Zuneigung oder Gleichgültigkeit des Herzens — Pölten ſey ein braver Mann — ſeine Familie eine der erſten im Lande — ſeine Güter groß und unverſchuldet — ſeine Geſtalt und ſein Betragen ernſt, aber angenehm — ſeine Ausſicht zum Miniſter, bey Landſteins Alter, gewiß — kurz, Sie wiſſen ja, wie lebhaft meine Sophie über die ganze Sache denkt."

„Möge doch meine Tante dieſen Zwang niemals bereuen!" rief hier Luiſe mit Heftigkeit, indem ſie Emilien an ſich zog und das Zimmer ſchnell mit ihr verließ.

„Herr Bruder! (ſagte der General mit

einem rührenden Lächeln.) Wo giebt es wohl Aeltern, die beſſere Töchter haben, und doch in dieſem Punkt unglücklicher ſind, als du und ich!"

„Ich läugne nicht, (fuhr Jener fort) daß auch ich anfänglich der Mutter beypflichtete. Ida ſelbſt that nur die einzige blöde Frage, ob ſie ihre Aeltern ſo früh verlaſſen ſolle? Wir verneinten dieß. Denn nach unſerm Plane wollen wir Eine Familie ausmachen. Mein verlorner Sohn kehrt nicht zurück. Ich bin alt geworden, und der Kummer über den Verluſt des Geliebten hat meine Stirne früh mit Runzeln gezeichnet. Auch Sophie ſehnt ſich nach Ruhe. Und wo könnten wir dieſe finden, als in der beſtändigen Vereinigung mit unſrer Ida, von der wir die Pflege unſers Alters erwarten? — Selbſt die von dieſer Verbindung abhängende Sorge für ihre Mutter berührte ich, da alle Güter mit meinem Tode dem Fürſten heim fallen. — Das Mädchen gerieth in Angſt und erklärte, ſie wolle unbedingt gehorchen, und bitte nur noch um eine Woche Zeit zu ihrem Entſchluß. Allein die Mutter

äußerte, es ſey unſchicklich, mit einer Mutter von Bedenkzeit zu reden, beſonders wenn es auf eine Sache ankomme, wobey die Wahl für ein vernünftiges Kind nicht ſchwer ſey — ihre Mutter verlange keinen blinden Gehorſam, ſie ſey keine Tyrannin. — Das arme Mädchen erblaßte über dieſe nie gehörten Reden, wollte ſogleich ihr Jawort geben, und warf ſich in Thränen zerfließend der ſtrengen Mutter ans Herz. — Im Innern erſchüttert, befahl ich jetzt, ſogleich von der Sache abzubrechen, da meine Tochter immer ein freyes Weib bleiben ſolle, der Präſident auch weder ihr ſelbſt, noch uns bis dieſen Augenblick einen ordentlichen Antrag gemacht habe. Aber alle meine Beruhigungsgründe und Zuſicherungen ihrer vollkommnen Willensfreyheit konnten die Gemüthsbewegung der zitternden Ida nicht ſtillen. Sie klagte ſich ſelbſt des Ungehorſams an, den doch ihr ſanftes Herz nie kannte! Ich habe nun mit einiger Haſt die Weiber getrennt. — Sie, lieber Steinach, kennen Beide, und ſind der Liebling meiner Frau. Gehen Sie zu Sophien, oder rathen Sie mir!"

Steinach besann sich lange. „Ich gehe nicht zu ihr, (sagte er dann) weil ich wenige Beyspiele davon kenne, daß ein Weib von festem Charakter jemals einen so theuern Lieblingsplan freywillig aufgegeben hätte, und weil außerdem hier jeder Dritte das ehrwürdige Zutrauen in der Familie nothwendig einigermaßen stören müßte. Mein Rath ist dieser. Sie verlangen von Mutter und Tochter, daß niemand binnen acht Tagen die Materie berühre, und auch dann nicht, ohne die erste Veranlassung dazu von Ihnen selbst. Da übrigens doch einmal eine Art von Spannung zwischen beiden Damen existirt, die sich bis dahin leider nicht aufheben läßt, so bitten Sie zugleich Ida'n insgeheim, daß sie Ihrem Vater nach Verlauf dieser von ihr verlangten Zeit ein volles, geheimes kindliches Vertrauen schenke. Sie wird vielleicht schon heute oder morgen hierzu geneigt seyn — ja ihre Sanftheit und grenzenlose Liebe bürgen mir fast dafür. Aber gewiß hatte sie wichtige Gründe für ihr heutiges Benehmen; denn ich selbst weiß, daß sie den Präsidenten sehr hoch schätzt."

„Am beſten iſts, wir geben ſogleich den ganzen Plan auf. (ſagte der Miniſter.) Ich ſehe zu deutlich, daß ſie ihn nicht liebt. Die Mutter muß durch einen Machtſpruch zur Ruhe gebracht werden.“

„Wozu dieß, ohne Noth? (verſetzte Steinach.) Ida's Herz ſoll nicht bedrängt werden. Man gewähre ihr Ruhe, um es ſelbſt zu prüfen — und wir werden das Reſultat eines vernünftigen Frauenzimmers erwarten dürfen.“

„Ich bin vollkommen Ihrer Meinung. (ſagte der General.) Was können wir bey Ida's Bildung und Charakter zu beſorgen haben?“

„Wohl! (beſchloß Hohenblat.) Ich will Ihnen folgen. Aber bereden Sie doch meine Tochter dazu, daß ſie jetzt mit Ihnen zu der Gräfin Wallenberg geht. Denn die Prinzeſſin, welche dieſe zweydeutige Geſellſchaft aus Zwang auch beſuchen muß, hat ſchon zum andernmal nach ihr geſchickt.“

Steinach ging zu ſeiner Muhme, und fand ſie noch in Thränen. Sie ſchien ſein

Mitwissen zu ahnden. „O Steinach, (rief sie) ich wollte Sie könnten den Aufruhr sehen, in dem mein verlornes Herz herumwogt! Ach, ich verdiene die Großmuth meiner Aeltern nicht!“

„Gutes Mädchen! (sagte er) Es giebt keine tiefer fühlende Seele, keinen zärtlicheren Freund für Sie, als Ihren edlen Vater. — Aber lassen Sie uns zur Gräfin gehen.“

Sie blickte ihn schweigend an, drückte auf einmal freundlich und innig seine Hand ans Herz, als hätte sie Trost in seinen Worten gefunden, und bereitete sich dann, ihn zu begleiten.

Unter dem kühlen Laubdach einer großen prächtigen Lindengruppe versammelte sich jetzt eine zahlreiche Gesellschaft. Die Gräfin wollte ein musikalisches Dejeuner im Freyen geben. Der Fürst liebte das Freye und bewunderte gern ihren Gesang, der von herrlichem Umfange, vorzüglicher Reinheit, und wirklich bewundernswürdig war.

Dort ſchlich ſchon ſeit einiger Zeit Warnek mit ſeinem Freunde Wallenberg gähnend umher. — „Verdammtes Leben hier! (ſagte Warnek.) Ich reiſe noch aus Deſperation in ein Bad, oder heirathe gar. — Erſt ſchreyen ſie alle nach der lieben Natur; ich werde es erleben, daß man die Lhombretiſche im ganzen Schloſſe zerſchlägt. Und nun ſind ſie gar hinter die Kunſt gerathen, und überall am Hofe muß man von den Malern ſprechen hören. Die Wichte geniren mich im höchſten Grade mit ihren groben Anmerkungen. Ich mußte geſtern meinen ganzen Witz zuſammennehmen, um die Eſel nach Würden abzutrumpfen. Und was wirds am Ende ſeyn, als reiſende Schmierer — Sonderlinge? — Und Fürſt, Miniſter, General und der einfältige Steinach werden ſich lächerlich machen, weil ſie mit dieſen gotteserbärmlichen Nichtsnutzern unſre Geſellſchaften verderben. Aber man muß ſich einmal mit der Miſere ſchleppen, weil ſie Mode geworden iſt. — Nein, Wallenberg, wir gedeihen hier nicht! —"

„Eigentlich (ſagte Wallenberg) hätt'

ich mir die Maler doch weit dummer vorgestellt. Dem artigen Fink redet meine Frau sehr das Wort; sie spricht, er sey ihr Liebling. Wenn ich nur erst wüßte, wer die Menschen wären! — Aber sage mir, wie stehst du mit der schönen Hohenblat?"

„Hm! (meinte Jener) ich dächte, wenn ich mich dekouvriete! — Nur hält der alte Schulmeister, der Pölten, sie noch zu warm. Ich glaube mit der Landstein ging es eher, sobald nur deine Frau mir ein gutes Wort ablegen wollte — und beym Teufel, ich muß bald ein reiches Weib haben, sollte es auch der weibliche Teufel, die Hochstein, werden."

Der Graf zuckte die Achseln, und meinte dann, mit der Landstein könne es doch wohl gehen, und seine Frau werde sich der Sache annehmen, sobald Warnek ihr insgeheim verspreche, gleich nach dem Abschluß dieser Verbindung seinen Dienst und den Hof zu verlassen. Der Minister Landstein sey, nach einem kürzlich sich ereigneten Vorfall, außer Stande sich länger zu halten; aber bey Gelegenheit einer schicklichen Verheirathung seiner Tochter könne für

ihn selbst und für Warneken noch gar manches Gute mit eingehandelt werden. — Wallenberg, der sich seit einigen Jahren hier für einen russischen Grafen gab, machte aus den Verhältnissen seiner Frau am hiesigen Hofe kein Geheimniß gegen seinen Freund. Dieser schien übrigens wohl zu der vorgeschlagnen Verbindung geneigt, wollte sich aber keinesweges zur Entfernung vom Hofe entschließen.

Vom geheimen Sekretär des Fürsten, der eben vorüberspazierte, hofften die beiden Konsorten mehr über die Maler zu hören. Aber Herr Züger, der sonst ziemlich viel vom Fürsten erfuhr, und es gern mittheilte, äußerte nur, es stecke etwas Besonderes hinter den Malern — der Fürst interessire sich sehr für sie — der Name Brixenfels solle erdichtet, und dieser ein Mann von hohem Range seyn — nach Einigen ein reicher Emigrant, der die übrigen beiden um Gottes willen ernähre und mit sich im Lande herumführe — gestern habe man den Fürsten in ganz ungewöhnlicher Kleidung aus der Gegend des großen Sees kommen sehen, von dem die Wohnung der Maler

nicht weit entfernt sey — der Kammerdiener ziehe die Achseln über jede Frage — Einige muthmaßen gar auf einen weitläuftigen Verwandten des Fürsten.

„Halt! (sagte Warnek.) Ich werde das Ding erfahren. Die Hofgärtnerstochter wird und muß es alles gründlich wissen."

„Ha, du kennst sie? (fiel Wallenberg ein.) Tant pis pour elle! Aber zu spät! Denn schon seit mehr als acht Tagen ist sie so gut als mein! Für dießmal werden der Herr Bruder abfahren!"

„Sachte, sachte! (rief der Major.) Was gilt die Wette, ehe drey Tage vergehen, bin ich mit ihr zu Rande! — Aber, welcher köstliche Bissen!"

Man ging die abscheulichste Wette ein, die jemals das Laster über den Tod der Unschuld schloß. Züger lächelte ungläubig dabey.

„Doch nicht selbst in unsere kleine Zielscheibe verschossen, Herr Sekretär?" fragte Warnek mit einem vornehmen Lächeln.

„Behüte! (sagte der Sekretär mit ironi-

ſcher Demuth.) Die Maler werden ihre Wirthin ſchon zu decken wiſſen!"

„Schon wieder die verdammten Maler!" rief Warnek. — Sein Freund ſprang jetzt nach den ankommenden Herrſchaften, und Züger ging beyſeite, als der Major den Kopf zurückwarf, weil die Oberhofmeiſterin mit der Landſtein herzutrat; beide hatten das Wort „Maler" gehört.

Aber die ältliche Dame beſchloß, den Sekretär vor ſeiner Entlaſſung noch zu benutzen, und that ihm eine verbindliche Frage über ſein Wohlbefinden.

„Fräulein Landſtein hat eine ſuperbe Toilette gemacht!" rief der Major entzückt dazwiſchen.

„Für Herrn von Warnek!" ſagte das Fräulein mit edlem Stolz, und lächelte ſchnöde zum Himmel auf, wie es der Tochter des regierenden Miniſters geziemte.

Warnek faßte aber ihre Rede beym Wort, und ſagte: „O der dreymal glückliche Warnek!"

„Stille nur; (bat die Oberhofmeiſterin, der es um wichtigere Sachen zu thun war)

bringen Sie den Strom seiner Artigkeit nicht in den Lauf. Man sage was man will — Warnek ist unser galantester Herr am Hofe. —" Er küßte die ehrwürdige Rechte mit seligem Lächeln.

„Hoffentlich doch nach mir, meine gnädige Frau!" rief ein herzutretender Kammerherr, und bückte sich zärtlich und tief über die vazirende Linke.

„Wenigstens dem Kammerherrn unbeschadet! (sagte die Sieggewohnte, und fuhr fort auf ihr Thema zu kommen, indem sie sich an den wartenden Züger wandte:) Wir sprachen eben vom Maler Brixenfels. Haben Sie auch schon von dem gestrigen sonderbaren Gerede gehört —"

„Weiter nichts, Ihre Excellenz, (sagte der voreilige Züger) als was ich so eben dem Herrn Major mitgetheilt habe."

„Wohl!" sagte die Oberhofmeisterin mit jener gnädigen Kopfneigung, wodurch man im Audienzzimmer gegen vornehme Supplikanten den Absolutionssatz: „Gehe hin in Frieden!"

ausdrückt. Sie wandte sich langsam nach Warneken um.

„Die Menschen sollen einen erstaunlichen Aufwand machen, wie mir die alte Zehlein gestanden hat.“ sagte die hitzige Landstein zum Sekretär, welcher aber aus Rache zerstreut nach seiner Uhr sah, und, ohne sich zu ihnen umzukehren, seine Promenade bereits fortsetzte.

„Die Sache verhält sich so!“ hob Warnek mit zufriedener Miene an, indem er die Damen einen seitwärts leitenden Blick sehen ließ; denn der Fürst und die Gräfin nahten eben mit Finken, an dessen jugendlicher Lust und Leichtigkeit die letztere ein sichtbares Wohlgefallen fand.

Das Dejeuner war glänzend und geschmackvoll – jeder Genuß piquant — jede Erfrischung eine feine Kostbarkeit. Symphonieen rauschten aus duftendem Rosengesträuch hervor, und ländliche Gesänge wechselten mit leichten Tänzen ab. Das volle üppige Leben rauschte in seinen schönsten Akkorden durch den Kreis. Nur die Prinzessin war heute ungewöhnlich ernst.

Die Gräfin ließ sich nicht lange zum Singen bitten; sie gab ihnen eine große italienische Arie, die mit äußerster Präzision vorgetragen, und vollkommen gut begleitet ward. Der Text drückte das blöde Liebesgeständnis eines Mädchens aus. Unsre Maler stellten sich ziemlich weit von ihr, und jeder fand sich durch die Schönheit des Gesanges und durch die reinweiblichen süßen Töne ihrer Stimme innig und wunderbar gerührt. — Ihr leichtes Gewand schmiegte sich wie eine weiße Dufthülle um die schöngestalteten Glieder.

Nachdem die verdienten großen Lobsprüche zu Ende waren, welche jeder Mund mit Herzlichkeit aussprach, sangen auch einige andere Frauen allerley Kleinigkeiten, und zuletzt nahm man die bloße Instrumentalmusik wieder vor. — Steinach ging zu seinen Freunden, welche sich von neuem in die Ferne gestellt hatten. „Nun, was sprecht ihr über die Gräfin?" fragte er.

„Das göttliche Weib!" rief Fink aus, der sich gänzlich bezaubert fühlte, so oft ihr Auge ihn anlächelte.

„Nu-

„Ruhig! (sagte der strenge Steinach.) Habt ihr sie wohl betrachtet, als sie die wollüstigen Laute des immer wiederkehrenden „mio caro" zum letztenmal so sterbend hervorächzte. Es war, als ob eine ganze Sündenwelt sich in den schwarzen flammenden Augen malte! Unwillkührlich schloß ich meinen Blick, und da hörte ich selbst die reine Stimme unstet in ihrer Brust herumwanken, wie einen unwilligen Fremdling, der im Hause des Lasters verschlossen ist."

„Du sprichst vermessen, und gegen alle Duldung! (meinte Fink.) Wir kennen leider einmal ihr Verhältniß zum Fürsten. Auch ist es wahr, daß sie sich heute recht für die Ungezogenheit Anderer angezogen hat, um uns alle eben unwiderstehlich anzuziehen. Auch fühlen wir selbst tief genug jene einladenden Blicke, die zuweilen aus dem Wasser ihrer dunkeln Augen zucken — jene süßen leisen Winke zum geheimen Gastmahle der Zeitlichkeit, die ein begehrendes volles Herz oft nicht länger zu verschließen vermag, die aber nur dem Geweihten erkennbar, dem Gemeinen verborgen sind.

Allein ich liebe dieß an ihr. Laßt sie doch, sie ist redlich, und ihre Seufzer, ihre Blicke und die schmachtenden Lippen sagen es, daß sie liebt. Sie liebt nicht Einen, sondern mich — euch — das Geschlecht, dem sie sich durch eignen Genuß dankbar vermählt fühlen muß! Ihre Schuld gewinnt durch Größe und Offenheit wieder eine Art von Unschuld, oder doch eine gewisse Naivetät, die mich im Herzen rührt."

„Nein, Steinach hat Recht; (sagte Schweizer) ich liebe sie nicht. Ein unreiner Geist vermag uns keinen reinen und vollständigen Kunstgenuß zu bereiten."

„Und warum wollt ihr euch (fuhr Fink fort) bey dem klaren himmlischen Gesange, wie Sklaven, vom bösen Gedanken an ihre Schuld binden lassen? Auch zeigt sie euch ja in ihrem Blicke, während sie singt, keine andern Hörner ihres elenden Mannes, als höchstens die moralischen; und — mit eurer Erlaubniß — laßt mich doch einen Ehemann auf dieser Erde sehen, der nicht wenigstens tausend platonische Hörner trüge!"

„Ein solcher (sagte Brixenfels) wird

freylich wohl schwer zu finden seyn, so lange nicht die Obrigkeit alle reitzenden Männergestalten, den gesammten Mondschein, die süßen Träume, und jene schönen stillen heißen Sommernächte verbietet, welche dem Schlafe junger Frauen in der Einsamkeit so gefährlich sind. — Uebrigens muß gewiß auch der Strengste von solchen lieblichen Tönen, wie die Gräfin aushauchte, sich entzückt fühlen. Aber auch ich wünschte dieser wollüstigen Sängerin, was Steinach ihr zu wünschen scheint, — aber was eigentlich? — Nun ja, ich wünschte, daß die Götter sie — wie einst die unglückliche Echo, die aus Liebe zum Narziß ins Reich der Töne hinübersterben, und bis auf ihre Stimme verschwinden mußte — gnädig von allem Körper und Sinn ganz entfesselten, so, daß uns von ihrem Leben nur das Einzigreine, ihr süßer Gesang, zurückbliebe! — Dann erst könnten wir den Silberklang ihrer geläuterten Erscheinung liebend anbeten. — Und ach! Selbst im Tonleben der armen Echo muß sich uns ja doch noch immer das treffende Bild eines Weibes aufstellen, welches dem flatternden Sturme des

Wechsels schon auf ewig hingegeben ward! Ist nicht jene Unglückliche dazu verdammt, in jedem, auch dem gemeinsten Tone die Stimme ihres Verlornen zu errathen und begierig nachzuahmen? Ihre Brust sehnt sich treulich nach Etwas, das für sie dahin ist — und doch muß sie auch dem Schändlichsten bereitwillige Antwort entgegenhallen. — Nein, Freund, ich wünschte diese Sängerin zum schuldlosen Kinde zu verjüngen — dann solltest du sie, und eine Gräfin Wallenberg, und einen Kastraten eine und dieselbe Melodie singen hören, und hinter dem Vorhange rathen und dein Urtheil darüber abfassen! Glaube mir, es ist kein leeres Gewäsch, daß schöne Natur und Reinheit des Herzens sich in jeder ächten Kunstäußerung offenbaren und wahrhaft aussprechen!"

„Alle meine Genüsse wollt ihr mir doch verleiden! (sagte Fink.) Ihr werdet nicht ruhen, bis ich Kordelien nachreise, und mit der Geliebten nach Indien oder Abyssinien ziehe, um die verdrückte erste Quelle der Menschheit dort wieder zu suchen, und zu fassen, und ihr Silber mit frischen Blumen zu umpflanzen!"

Die Dazwischenkunft des Fürsten unterbrach ihr Gespräch. Er und die Gräfin schienen es heute ganz darauf anzulegen, unsere Maler durch Wohlthun und Genüsse aller Art auf immer zu fesseln. Jetzt da alle Damen tanzten, und Schweizer, Fink und Steinach auf die Einladung der Gräfin ebenfalls mit der bunten Reihe fortflogen, zog der Fürst Brixenfelsen auf die Seite, wünschte in einer Art von feyerlicher Anrede sich und seinem Sommerschlosse zur Anwesenheit unsrer drey Freunde Glück, und hieß die Künstler, indem er dem vornehmsten unter ihnen die Hand drückte, mit einer ächtdeutschen Biederkeit willkommen, die dem Maler innig wohl that.

Dann kamen sie auf die Kunst zu reden, wobey der Fürst sich als einen sehr warmen Freund und gebildeten Kenner zeigte. — Er beklagte, daß es nicht möglich sey, ein jedes großes Kunstwerk ins allgemeine Eigenthum der Welt zu bringen, die doch auf alle Meisterstücke in jeder Kunstart gleiche Ansprüche haben müsse, sobald sie nemlich dagegen auch die Ansprüche des Künstlers an ihre allgemeine Dank-

barkeit befriedige — wozu aber leider bis jetzt nur sehr unvollkommne und beschränkte Vorrichtungen getroffen seyen.

„Gewiß ists, (sagte Brizenfels) daß bey einer solchen allgemeinen Anstalt, die sich allerdings denken läßt, die Welt — ja schon eine einzelne Nation — in gewissem Sinn allmächtig seyn würde, da hingegen dem Privatmann, und selbst dem mächtigen Fürsten, hier immer allzuenge Grenzen vorgezeichnet sind. — Ein Glück aber ists, daß der ächte Sohn der Kunst nur aus Liebe zur Muse singt. Er denkt des Lohnes nicht — und während seiner Kunstschöpfung haben ihm schon die Himmlischen jenen Lohn gereicht, den keine Welt zu geben vermag. — So hat freylich bisher oft einzig die Muse selbst das Werk belohnen müssen, was die Welt vergaß. — Man hätte übrigens schon sehr viel gewonnen, wenn man nur bewirken könnte, daß nirgends ein Kunstgenie unterdrückt würde — daß dieses himmlische Phänomen, das in allen Zeitaltern der Welt nur als eine Seltenheit erscheint, niemals unbeachtet unterginge — und wenn man

dafür sorgen wollte, daß es dem Kunstgenie, während der eigentlichen Lehrjahre, weder an Brot noch Lehre fehlte. Denn die Kunst verlangt gar nicht, im Ueberflusse zu leben. Ueberfluß ist dem Kunstfleiß offenbar nachtheiliger als eine sorgenvolle beschränkte Existenz. — So schwer es nun aber auch ist, der Welt über den wirklichen Nutzen der Kunst die Augen zu öffnen, so unermüdet muß doch jeder gebildete Mensch nach diesem großen Zwecke streben; und ich selbst, gnädigster Herr, gestehe offenherzig, daß ich schon längst einen Plan im Herzen trage, der etwas unsrer gegenwärtigen Idee ähnliches zur Tendenz hat."

Der Fürst war begierig auf einen solchen Plan, und ließ sich von dem Maler ausdrücklich versprechen, daß er denselben bald vollenden und mittheilen wolle. Bey dieser Gelegenheit wiederholte er gegen Brixenfelsen den Antrag, welchen er bereits Schwelzern gemacht hatte. „Da Sie schon lange gereist sind, (sagte er) so kann ich Ihnen meine Residenz mit gutem Gewissen zum beständigen Aufenthaltsort empfehlen. Ich habe mich längst

nach einer ſolchen Geſellſchaft geſehnt, wie Sie und Ihre beiden Freunde gewähren." — Er erbot ſich in ſehr verbindlichen Ausdrücken, die drey Freunde in ſeine Dienſte zu nehmen, für das Nothwendige ihres Lebens auf immer zu ſorgen, und es ihnen dabey, ſo lange er lebe, nicht an Arbeit mangeln zu laſſen. Auch werde er zu der Realiſirung des gedachten Planes gern eifrig mitwirken, ſo weit ſeine Kräfte reichten, weil es von jeher ſein Wunſch geweſen ſey, etwas Großes für die Kunſt zu thun.

Melodiſch klangen die letzten Worte im Ohr unſers Malers, denn ſie ſchienen treu und ernſtlich gemeint, und kamen aus dem Mund eines ſehr reichen Fürſten, von deſſen hohem Sinne für Schönheit und Kunſt das elyſiſche Sabinium laut genug zeugte. — Brixenfels faßte die Fürſtenhand mit einer Art von Inbrunſt, und pries ſich glücklich wegen der Eröffnung dieſer reitzenden Ausſicht für ſeinen Kunſtplan. Aber er lehnte das Anerbieten zu einem feſtgeſetzten Dienſtgehalt, zwar mit dankbarer Rührung, doch ziemlich beſtimmt ab, und bat dagegen um Erlaubniß, das ganze künftige Jahr

als Privatmann in der Reſidenz zubringen zu dürfen, welcher Aufenthalt ohnehin nöthig ſeyn werde, ſobald der Fürſt etwas für den Kunſtplan zu thun beſchließe.

„Wie kommt es doch, (ſagte der Fürſt) daß die meiſten großen Künſtler gewöhnlich jeden, auch den leiſeſten und angenehmſten, Dienſtverband ſo ſehr ſcheuen? Iſt ihnen etwa die Freyheit in dieſer Rückſicht unentbehrlicher als andern Menſchen?"

„Eigentlich wohl! (erwiederte Brixenfels) doch dürfte die ganze Vorausſetzung nicht bey allen Künſtlern als Regel anzunehmen ſeyn. Auch kann und muß ja die wahre Freyheit des Menſchen bey allen Dienſtverhältniſſen immer fortbeſtehen. Selbſt ich für meine Perſon fühle in dieſem Augenblick eine aufrichtige Neigung, mich dem Dienſte eines ſo edeln Fürſten ganz hinzugeben. Allein, um freymüthig zu reden, gnädigſter Herr — mir graut vor mancher bittern Empfindung, vor der Verzichtleiſtung auf manche Freude; und hievon liegt freylich die Urſache zum Theil in meinem Stand, in mir

ſelbſt, und in meiner Einrichtung für die Zukunft —"

„Ich verſtehe Sie nicht ganz; (ſagte der Fürſt theilnehmend, und fuhr mit lebhafter Wärme fort) aber bey Gott, ich fühle den Werth eines ächten Künſtlers und ſeines Umgangs tief und warm im Herzen! — Sie ſollen keine Sorgen haben — Sie und Ihre Freunde ſollen in meinem Schloſſe wohnen, mit mir eſſen und trinken — ich will keines Vergnügens achten, an dem nicht meine Freunde mit mir gleichen Theil nehmen — oder glauben Sie nicht, das ich das alles halten kann und werde?"

„Ich würde Ihre ächtfürſtliche Zuſage beym Worte faſſen, gnädigſter Herr! (verſetzte der Maler.) Uebrigens meinte ich vorhin zwar nicht gerade jene höchſten Erholungszirkel und Vergnügungen des Hofes — aber doch jenen innigen und freundſchaftlichen Umgang mit Eurer Durchlaucht eignen Perſon, welchen der Fürſt leider einem Manne meines Standes, ohne gewaltſame Motionen zu bewirken, nur höchſtens ſo lange als dieſer ein Fremder iſt gewähren

kann; und wobey vorzüglich mir ſich jeden Augenblick ängſtliche und niederſchlagende Empfindungen aufdrängen würden, ſobald ich als Diener in einem gewiſſen Range ſtände — ſelbſt wenn ich das Glück hätte mich Ihrer beſondern Freundſchaft wahrhaft würdig zu machen. — Iſt es denn dem Künſtler, der ſich einmal durch ſaure Anſtrengungen zur Unabhängigkeit emporgerungen hat, ſo ſehr zu verdenken, daß er lieber ſeine Freyheit zu behaupten ſuchen, und da, wo ihm die Meinung entgegen tritt, ihr mit ſtolzer Freywilligkeit lachend vorübergehen — als durch gewiſſe Verbindlichkeiten gefeſſelt, ſich unter ihr thörichtes Geſetz beugen will?“

„Dabey muß ich Ihnen aber erklären, (ſagte der Fürſt) daß Sie alles was in dieſer Rückſicht irgendwo bis jetzt hat geſchehen können, an meinem Hofe wirklich realiſirt finden würden. Genug, ich halte redlich was ich verſprach! — Aber noch niemals iſt es mir ſo hart aufgefallen — o, man hätte es mir in meiner frühen Jugend ſagen ſollen — wie ſo gar nichts ſich für die Schlechtigkeit anführen

läßt: daß die Welt oft einen beſſeren Menſchen dem ſchlimmern in jeder äußern Rückſicht nachſetzt! — Und ſoll denn dieſe elende Meinung ewig dem Fürſten ſeine liebſten Lehrer und Freunde rauben?"

„Sie kann dieß nicht immer, (antwortete Brixenfels) weil ſie, wie geſagt, nur einen beſtimmten Theil von Gelehrten und Künſtlern drückt, und dieſem unerträglich iſt. — Was aber mich ſelbſt betrifft, ſo liegt ein beſonderer Grund zu meiner jetzigen Verfahrungsart nur in dem einzigen Umſtande, daß ich gegenwärtig damit umgehe, ein Weib zu nehmen."

Der Fürſt ſah ihn mit großen Augen an, und ſchien ſich auf die verſchiedenen Gerüchte von ſeiner Standesverläugnung zu beſinnen.

„Ueber das Heirathen der Künſtler (fuhr der Maler fort) wäre zwar viel zu ſagen. Vorausgeſetzt aber, daß ein Künſtler ſein Weib mit Ueberlegung und aus Liebe ſich verbindet, darf ich behaupten, daß er liberaler und inniger liebt als ein anderer Menſch — daß ihm alle Lebensgenüſſe und Freuden an der Hand

der Geliebten doppelt werth ſind. Und hier, gnädigſter Fürſt —"

„Schonen Sie mich nicht! (rief der Fürſt ſeufzend.) Wir kommen gar in die Materie von den fürſtlichen Abendzirkeln, und von der Tafelfähigkeit der Frauen! — Gewiß, jeder brave Mann ſollte einer Geſellſchaft, die ihm durch die Ausſchließung ſeiner geliebten Gattin eigne Geringſchätzung zeigt, den Rücken weiſen — das würde vielleicht helfen, und die Fürſten würden ihre Fürſtinnen, gegen die ſie gerade in dieſem einzigen Punkte zu nachſichtig, in allen andern tyranniſch genug ſind, ſehr bald zu beherrſchen wiſſen, ja zuweilen beherrſchen müſſen. — An dem Zanke zwiſchen den Ständen überhaupt ſind zwar auch größtentheils nur die Fürſten in Perſon Schuld — denn welchem unter ihnen iſt wohl jemals ein braver Mann — ja, wie höchſtſelten iſt ſogar ein abgeſchmackter Hochmüthiger darüber aus dem Dienſte gelaufen, daß Einer von ungleichem Stand und gleichem Werth auch im Aeußern gleiche Ehre mit ihm genoſſen? — Immer haben die Fürſten ſich nur durch alberne

Vorspieglungen, durch eigne Vorurtheile und Mangel an Energie von ihrer Pflicht abhalten lassen. Indessen hat freylich die Sache noch zu vielerley andere Schwierigkeiten gefunden — auch ist doch wenigstens in dieser Rücksicht schon einiges wirklich Gute geschehen, wobey ich mein eignes Beyspiel mit ruhigem Gewissen anführen darf —"

„Ich wäre vielmehr geneigt, (fiel Brixenfels ein) diese Sache an sich selbst nur als eine sonderbare, aber zur besten Welt gehörige Einrichtung zu betrachten, über die man heut zu Tage lieber schweigen sollte, bey der noch dazu der löbliche Bürgerstand die größte Schuld trägt, und die mich überhaupt in der großen Welt weit weniger genirt hat als zum Beyspiel Kaufmanns-, Militair-, Bauern- oder Gelehrtenstolz. Ich gestehe sogar, daß ich oft dem sogenannten Adelstolze mich freywillig ausgesetzt, und ihn mit einer Art von Lust anerkannt habe, wovon freylich der Grund einzig in der Ueberzeugung liegt, daß der Adel — wenn auch nur der höhere — sich von jeher unsterbliche Verdienste um die Kunst erworben

hat, und bis jetzt unter allen Ständen am meisten die Künstler schätzt und hebt. — Allein die Sache mit den Frauen, die nach Ihrer Durchlaucht Meinung nur den Fürstinnen zur Last fallen soll, halte ich mit Ihnen für eine wirkliche Unverzeihlichkeit, und die größten Staatsdiener haben dieß schon mehrmals öffentlich gesagt. Mit den Männern macht man an allen Höfen die schönsten, herzerhebendsten Ausnahmen; die Frauen verstößt man unerbittlich. Womit hat denn dieses liebe Geschlecht — welches doch zehmal größere Ansprüche auf Feinheit und Bildung im Gesellschaftlichen machen darf als wir — eine so unmenschliche Härte verdient? — Soll nicht der zärtliche Gatte jedes Gastmal, jedes Vergnügen hassen, von welchem sein Weib auf immer, und bloß aus der elenden Ursache ausgeschloßen bleibt: weil sie das Weib, oder gar nur die Tochter eines Bürgers ist, und als solche den sonderbaren Haß der Frauen in der höhern Potenz nun einmal tragen muß?"

„Das war es eben, (sagte der Fürst leidenschaftlich) worauf ich nun kommen wollte.

Giebt es wohl eine ärgerlichere Empfindung als diese? — Das Empörende dabey liegt gerade in den verſchiedenen Potenzen. Aus Geſchlechtshaß erpicht man ſich darauf, bey dieſer Ungerechtigkeit auch noch inkonſequent zu ſeyn. Warum dünkt ſich die Fürſtin, die nur Gattin iſt, beſſer als ihr Mann, der doch Regent iſt, und der mit Bürgern ſeines und des andern Geſchlechts friedlich iſt und ſich freut? — Etwa aus Geſchlechtsſtolz? Nein, denn ſie erniedrigt und beleidigt ja ihr eignes Geſchlecht, indem ſie der ganzen Bürgerklaſſe deſſelben zumuthet ſich für ſchlechter zu halten als das männliche dieſer Klaſſe, mit dem ſie ſelbſt zu leben ſich faſt niemals weigert. — Alſo ſollen wohl gar die Weiber in den niedern Regionen geringer ſeyn, und oben im Fürſtenſtand anfangen beſſer zu werden als die Männer? — Will denn niemand dieſe Ungereimtheit endlich einſehen?"

„O, die guten ſanften Fürſtinnen ſind es ja niemals ſelbſt!" rief Brixenfels aus, dem es ſchon lange leid that, ſo weit gegangen zu ſeyn, weil nach dem öffentlichen Gerüchte die Gat-

Gattin des Fürſten höchſtliebenswürdig, aber ſtolz war, und von ihrem Gemahle getrennt lebte, worüber dieſer noch zuweilen in Hitze gerieth.

Der Fürſt warf einen ernſten Blick auf Warneken und Wallenbergen, die in einiger Entfernung ſich mit der Oberhofmeiſterin unterredeten, und welche man öffentlich als die Störer einer vormals glücklichen Fürſtenehe nannte. Dann begegnete ſein Auge einem ſüßen Blicke der reitzenden Gräfin. Still drückte er des Malers Hand, und ſeufzte. — „Aber wir ſind mit der Materie vom Adelſtolz vorhin nicht zu Ende gekommen. (ſagte er.) Dort habe ich auch eine ganz andere Meinung als Sie, deren Erläuterung ich mir vorbehalte. Uebrigens gebe ich Sie mit dieſem allen noch nicht von meinen Anſprüchen los. Erſt wollen wir ſehen was ich wirklich vermag."

„Haben Sie etwas Gutes am hieſigen Park gefunden?" fragte jetzt der Fürſt, als die übrigen Maler und mehrere Perſonen herzutraten.

Die Maler machten seinem Geschmack eifrige Lobsprüche, sowohl über das Ganze der ungeheuern Gartenanlage als über die Schönheit der Staffage durch die reitzenden Gestalten seines Hofes, wobey auch das malerische Studium des Menschen sehr gewinnen müsse.

„Ja, die Herren sind hier sehr gut, gnädigster Herr! (sagte Warnek.) Sie haben auch eine kleine artige Hauswirthin, deren Gesicht allerliebst aussieht."

„Wer kennt sie nicht — (erwiederte der Fürst) sie heißt Gundchen, und glüht in der frischesten Jugend. Ein gar liebes, unschuldiges Kind!"

„Ewig schade, (meinte Wallenberg) daß das arme Mädchen nicht mehr Bildung hat!"

„Ja, und zuweilen so schnippische Antworten giebt, Herr Graf!" setzte Fink schnell dazu.

Der Fürst lächelte und sagte: „Sie wird bey ihrer jetzigen Bildung vermuthlich am glücklichsten seyn. Wenigstens (bemerkte er gegen Warneken und den Grafen) bin ich gar

nicht dafür, daß wir die Vollendung ihrer Bildung übernehmen."

„Es ist ein Gesicht — im allereigentlichsten Verstande wie gemalt!" sagte Warnek mit einer wichtigen Kennermiene.

„Oder — (berichtete Brixenfels spitzig) eine treue Kopie ihres Gesichts würde ein schönes Gemälde seyn."

„Auch gut! (lachte der Major, und sah den Fürsten ironisch an.) In verbis simus! sagte mein Hofmeister."

„Behüte der Himmel, Warnek! (rief ihm der Fürst zu, welcher nachgedacht hatte.) Das hieß, Sie sollen nicht sagen: ein schönes Gesicht sieht aus wie gemalt. Sondern: das ist ein vollkommnes Gemälde, welches aussieht wie ein schönes Gesicht. — Nicht so, lieber Brixenfels?"

„Vollkommen so meinte ich," erwiederte dieser.

Der Major besann sich. Aber als Fink, sein Erbfeind, sich leicht gegen ihn schwenkte, und lustig zu rezitiren anfing:

„Die höchste Kunst ist rar und klein,
Die schöne Natur ist klar und rein —"

fügte sich Warnek schnell. „Sehr richtig, gnädigster Herr! (rief er.) Vollkommen wahr! Ich war eigentlich — oder verstand im Grunde — ich hatte nur — mich nicht deutlich genug ausgedrückt."

„Au contraire — (entschuldigte ihn der freundliche Fink) am Ende sind es auch in der That bloße Worte, Herr Obristwachtmeister. Ponamus, wir müßten sagen: Es ist Noth in Holland — und wir sagen: Holland ist in Noth — so beträgt der Unterschied keine Dreyersemmel. Schlimm genug, daß es wahr ist! Die Darstellungsart ist eine bloße Manier!"

„Lieber Fink, (sagte der Fürst) man hat mir gestern etwas von Ihrer Arbeit gezeigt, was mir äußerst wohl gefiel. Es war ein satyrisches Stück —"

„Das ist ganz ohne meinen Willen geschehen, gnädigster Herr! (versetzte Fink.) Läugnen will ichs nicht, daß ich ein Freund von Strafruthen bin. Aber Jedermann weiß,

wie ich höre, daß ich dergleichen nur im strengsten Inkognito fertige. — Ich habe verschiedene heilsame Piecen für die Residenz bearbeiten müssen. Uebrigens richtet mich der Beyfall eines so großen Kunstkenners ungemein auf, da meine Freunde mich immer darüber auszanken."

„Wir sind der Meinung, (erläuterte Brixenfels) daß dergleichen Arbeiten zu sehr von der höheren Kunst abziehen, und zu leicht in gemeine Karrikaturfudeley ausarten. Auch würde unser flüchtiger Kamerad sich dadurch vollends ganz verflüchtigen, und uns ein ungenießbares, herzloses Phlegma zurücklassen."

„Gott bewahre! (rief Fink.) Im Grunde, gnädigster Herr, thun sie nur deßwegen so toll, weil sie Mangel an Absatz für ihre ernsten Produkte fürchten, sobald ich es zu einiger Vollkommenheit in der Satyre werde gebracht haben, die doch der Mensch so gern kauft, so lange sie nur ihn selbst und seine nächsten Blutsfreunde verschont; et ma foi, elle l'attira toujours, puisqu'il ne s'attire jamais une Satyre. — Aber, wenn England

an Hogarth seinen ganzen Trost, und Holland an Troost seinen ganzen Hogarth hatte — warum soll sich Niemand des deutschen Vaterlandes annehmen? — Welcher pittoreske Christ kann sich des Malens enthalten, wann er einen kleinen dicken fetten Mann sieht, welcher Sporn und einen Degen trägt, und über eine empfangene Ohrfeige weint? — Ein gutes sanftes komisches Bild ist ein Meisterstück. Alle Gegenstände eines solchen Bildes sprechen einander mit so gefälliger Reflexion an — das Ganze dünkt uns so frey und nothwendig wie die Theile, und entwickelt bey jedem Beschauer einen freundlichen Zug um den Mund! — Schade nur, daß ich meine zwey besten Stücke nicht bey mir habe. Aber ich will sie wenigstens Ihrer Durchlaucht beschreiben. Das eine führt den Titel: Hektors Abschied, und ist auf ein Ehepaar gemacht, welches in einer der freundlichsten und ungebundensten Verbindungen lebte, und zwar bey Gelegenheit einer Reise, die der Mann um eine ferne Geliebte zu besuchen unternahm. — Alles auf diesem Gemälde ist schön. Ein junger reitzender Mann

lehnt ſich mit ſeiner blühenden Gattin vor der Halle des Hauſes, während ein hochherziger Diener die prächtigen Roſſe bey den antiken Stufen hält. Hektors rechte Hand faßt das weiche Kinn der holden Gattin zu Bewerkſtelligung des Abſchiedskuſſes; die linke hält das Händchen ſeines lieblichen Kindes, iſt aber über dem ſüßen Vergeſſen der ganzen Welt tief in die Fülle des Buſens ſeiner ſchönen Amme geſunken, wo ſie von dieſer ſanft verdeckt und angedrückt wird. Süßlächelnd ſchielt die Amme mit Vorſicht nach ihrer reitzenden Herrin; aber dieſe iſt harmlos mit dem Abſchiedskuſſe beſchäftigt, und indem ſie ſich mit unbeſchreiblicher Anmuth zu deſſen Empfange neigt, wendet ſie zugleich flehende Blicke nach der im nahen Garten aufgeſtellten Statüe eines Pan's, auf welche auch das liebe kleine Kind erfreut hinſieht, und ihr mit dem einen Händchen ſeinen herrlichen Blumenſtrauß zeigt. Hinter dieſem Pan wird eine Wade mit geſporntem Fuße von ungemeiner Schönheit ſichtbar, und über dem Haupte des Gottes ragt ſtatt des linken abgebrochnen Hörnchens eine Hand des

wartenden Vizehektors mit Uniform empor, die den Finger drohend hebt, und die Welt darüber im Zweifel läßt, ob ihr Drohen der Mutter oder dem allzuaufmerksamen Kinde gilt, welches aus seinem Mantel den wohlbekannten Pan zu begrüßen scheint. Hier ist also, da auch alle Büsche in der gehörigen hoffnungsvollen Blüthe stehen, jedes Ding in der Regel. Nur über den Diener, als die einzige gemeine Seele, hat der Künstler — wie irgend ein Dichter bey ähnlicher Gelegenheit sagt — die ganze volle Schale der Leidenschaft ausgegossen! Er steht zwischen vier Pistolen und neben dem am Boden liegenden Schwerdte seines Herrn mit flammenden Augen da, und ballt die Faust gegen die ungetreue Amme, die, fühllos gegen seine Abschiedspein, ihr Herz und Alles so lächelnd in die waltende Hand ihres Schöpfers ergiebt. — Wenn das nicht die glücklichste Vereinigung des Antiken mit dem Modernen ist, gnädigster Herr, so gab es nie eine! — Aber ich eile zum zweyten Gemälde, zum großen Orgelspieler, das heißt, zum Triumphe meiner Kunst! Leider kann ich nur die Ge-

schichte desselben geben, da die Hauptsache, der Ausdruck in den Gesichtern, keine Beschreibung verstatter. Es führt die Ueberschrift aus einem alten Kirchenliede:

„Laß Welt und Teufel widerstreben:
Gott steht allein in starker Kraft.“

Ich machte in meiner zarten Jugend die Bekanntschaft eines Organisten in einem kleinen Städtchen, der ein sehr geschickter Spieler war, aber schon damals — wie jetzt so viele Künstler und Kritiker — den Lieblingswunsch im Busen trug, in eine künstlerische Darstellung alles Mögliche, und noch Einiges mehr zu legen, und bey der Aeußerung einer Kunst zugleich alle übrigen Künste, und diese auch zu allen Sinnen auf einmal, mitsprechen zu lassen. — Gewiß, der selige Unhold ist zu früh für unsere Kunstepoche, und zu spät für seine ruinirte Orgel erblaßt! Im Laufe der Woche studierte er immer auf dieß und jenes musikalische Impromtü, wozu ihm dann Sonntags die Kirchenlieder, invita Minerva, Anlaß geben mußten. Ein solches war denn auch die obige Stelle,

wozu er mich vor dem Ausläuten expreß invitirte. — Schon beym Anfange des Verses ließen, vermöge des Trompetenregisters und Posaunenbasses, allerley drohende Vorzeichen auf etwas Außerordentliches schließen, durch welche Verfahrungsart der Künstler seinen Stadtrath bey Zeiten aus seiner Ruhe aufzuscheuchen pflegte. Plötzlich, als „Welt und Teufel" nahten, stellten sich, auf des Organisten Wink, zwey handfeste Schüler neben ihn, und fingen auf dem obern Manuale mit Fingern, Armen, Achseln und Gesichtsmuskeln solchergestalt zu „widerstreben" an — und ein dritter haushoher Kerl begann einem zum Himmel schreyenden Rückpositivchen mit seltsamen harmonischen Dissidien und Purzelbäumen dermaßen Gewalt anzuthun, daß endlich auch die ganze musikalische Bürgerschaft im höheren Chore willig zu widerstreben genöthigt ward. Der Erhabene saß indessen — mitten zwischen den zwey Welten, und den Teufel mit der ganzen Bürgerschaft im Rücken — ruhig an Gottes Statt da, und während er mit Allem, was an Fingern, Fußspitzen und Absätzen ein Stück vom Erundten

ergreifen und erkratzen konnte, eine Art von tasto solo hielt, wovor ich noch jetzt zuweilen mit Schrecken und Grauen zusammenfahre, und damals selbst seinen drey langen Satanen bange ward, sah er vorn mit verklärten Augen zum Himmel, und mit dem Hinterkopfe den Rücken hinab bis auf das Pedal. — Nun bitte ich Ihre Durchlaucht, und frage im Namen der Kunst: sollen dergleichen Gegenstände unverewigt untergehen?"

Der Fürst lachte, und Fink triumphirte. „Ohne die Abmahnungsgründe Ihrer Freunde näher zu untersuchen, (sagte Jener) muß ich Sie meines Beyfalls versichern; und, aufrichtig gesprochen, ich trage selbst großes Verlangen nach baldiger Ansicht Ihres Hektors und der singenden Gemeinde. Uebrigens möge Gott allen Gegenständen gnädig seyn, die das Unglück haben, Ihnen auf diese Art zu sitzen!" Er wandte sich warnend zu seiner Begleitung.

„Ich glaube, (sagte der Graf verbindlich) die Ehrensäulen sitzen nicht sonderlich fest in Ihrem Pinsel. Wir können immer auf unserer Huth seyn. Doch bin ich wohl am sichersten

vor der Satyre, da ich unter uns allen bekanntlich am tugendhaftesten lebe."

„O, (antwortete Fink mit einer tiefen Verbeugung) ein junger Mensch weiß sich zu bescheiden. Auch verfolgt die Satyre allerdings nur den, der ihrer werth ist. Dieß alles ungerechnet, werden übrigens der Herr Graf, sobald ich die Ehre haben sollte Ihnen näher bekannt zu seyn, leicht finden, daß ich die sanfteste und ehrlichste Haut unter meiner ganzen Bekanntschaft bin!"

Für den Nachmittag schlug jetzt der Fürst Schweizern und Brixenfelsen eine Fahrt nach seinem benachbarten Jagdschlosse vor. Fink war schon zu allerley Promenaden, und Steinach bey der Hohenblat'schen Familie verfagt. Franziska und Ida waren nur kurze Zeit da geblieben, welches die Gräfin zu verstimmen schien, weil es ein baldiges Auseinandergehen der Gesellschaft veranlaßte. Luise hatte auf der Gräfin Einladung die kurze Antwort gegeben: sie lasse bitten, Emilien und sie zu entschuldigen.

Sobald der Fürst mit den Uebrigen fort-

ging, zog Schweizer ſeine Freunde tiefer in den Wald. „Schöne Neuigkeiten! (brach er affektvoll aus) Blutige Neuigkeiten! Jedermann ſagt mir, dieſen Abend werde Ida an den Präſidenten von Pölen verlobt."

„Ey, (ſagte Steinach) mir geht da ein düſteres Licht auf! — Nun? der Fall ſcheint dich zu geniren?"

„Ach Bruder, (fuhr Jener heraus) ſeit einer Stunde ſeh' ich, daß ich ihr nicht gleichgültig bin. Sie würde mich vielleicht lieben —"

„Schön, (erwiederte Brixenfels) ſo wird ſie ſich nicht mit dem Präſidenten verloben —"

„Du biſt ſonderbar! (fiel Schweizer ein) Der Vater — die Mutter — o, ich ſage dir, der Präſident iſt die erſte Partie im Lande —"

„Laß dir ſagen, (tröſtete Fink) er iſt ein kleines Bißchen Pedant — und du —"

„Ich bin — (ſagte Schweizer ſtockend, und wie außer ſich) ich bin — ein Bürger —

mein Gott, ich bin ein armer, reisender Maler! — Ja, ich muß den entscheidenden Schritt endlich wagen — aber, mir graut vor dieser mißlichen Probe!"

„Und warum eben? (sagte Fink.) Alle fürchterlichen Prädikate, welche du dir eben jetzt beylegtest, vertragen sich sehr wohl mit der wahren Liebe. Die Liebe ist ja nicht von irdischem Adel — sie sucht keinen andern Reichthum als den angestammten ihrer eignen Größe und Ewigkeit — sie ist selbst eine reisende Malerin, ein himmlischer Gast, der sich über Länder und Meere schwingt, um über die trüben Augenblicke der Sterblichen ein rosiges Licht zu malen. — Aber Brixenfels hatte Recht, daß er dir von dieser Probe abrieth. Laß sie fahren. Sie fängt ohnehin schon an unnatürlich zu werden. Betrachte dich selbst. Kurze Worte und halberdrückte Seufzer fliegen schon wie flackernde Flämmchen aus deinem entzündeten Herzen. Ein einziger holder Blick, den Ida dem Präsidenten in deiner Gegenwart schenkt, wird deine Leidenschaft so mächtig entflammen, daß ihre glühenden Wogen über dir

zuſammenſchlagen. — Holla, Freund! Was haſt du gegen die Stände? Entdecke dich!"

„Nimm mich zu deinem Brautwerber an. (bat Steinach.) Du wirſt in den beſten Händen ſeyn. Auch kann ich dir zum Troſte ſagen, daß in der nächſten Woche von der ganzen Verlobungsgeſchichte noch kein Wort in der Familie geſprochen werden ſoll, wie ich gewiß weiß."

„Ich mich entdecken? (rief Schweizer.) Nein, nein! — Auch du weißt nun alles, Steinach — aber ich ſchwöre dir ewige Feindſchaft ſobald du das kleinſte Wort verräthſt! Dieſe Sache duldet keine Uebereilung. Laßt mich allein handeln. O, ich fühle es wohl, das zarte, ſüße Bild wird mich durch die Welt begleiten — ihr Herz, ſo ſtill, ſo tief und rein, wie der blaue See in dem der Himmel gern ſich ſpiegelt! — Die holde blühende Geſtalt — aus jedem Winkel der Erde, all überall wird ſie mir entgegentreten! — Aber mein Vorſatz ſteht feſt: erſt will ich den innerſten Quellpunkt ihrer Liebe ſchauen. Mich, Ida, mich ſollſt du lieben! — Und liebſt du mich

nicht so, wie ich dir jetzt als ein befreundetes Wesen erscheine, so bist du für mich verloren!"

Brixenfels reichte seinem unruhigen Freunde die Hand. „Des Menschen ganzes Sinnen (sagte er) geht oft nur darauf hin, wie er sich selbst so betrüge, daß ihm die Augen übergehen. Er versucht es, die Wahrheit in selbstgemachten Schlingen zu fangen, während die Göttliche in Unsichtbarkeit zerfließt. — Aber, sey ein Mann. Handle selbst; und der Himmel leite dich zum Glück!"

Die Stille, welche heute über dem Familienmahle im Hohenblat'schen Hause schwebte, beunruhigte den theilnehmenden Steinach um so mehr, da er jetzt die Ursachen derselben im Zusammenhange zu kennen glaubte. — Nur Luise schien gutes Muths, und setzte durch manchen freundlichen Scherz auch endlich ihren Vater und den Baron Krüniz in die frohste Laune. — Beide Familien, wiewohl sie verschie-

ſchiedene Flügel des Schloſſes bewohnten, lebten doch faſt den ganzen Tag in einer wohlgeordneten und zwangloſen Gemeinſchaft, und in jeder Abtheilung derſelben war der Vetter eine gleichwillkommne Erſcheinung an guten und böſen Tagen.

Aber heute vermochte er es nicht, den Geiſtern einen allgemeinen Einklang des Frohſinns mitzutheilen; und da er einmal beſchloſſen hatte, vor der Hand keinen Theil um Vertrauen zu bitten und jeden nur im alten Zutrauen zu erhalten, ſo kürzte er ſeinen Beſuch ab, als die Miniſterin nach Tiſch einigemal anfing ihn in eine abgeſonderte Unterredung zu ziehen. In ſich gekehrt, und gedrückt von der Hitze des Tages, wandelte er einer kühlen Einſamkeit entgegen, und verlor ſich bald in die dickſten Schatten des Parks.

Hier ſaß er lange auf einer weichen Raſenbank, und ging mit ſich darüber zu Rath, ob und in wie fern es wohl gut und Pflicht für ihn ſey, ſich in die Herzensſache ſeiner Freunde zu miſchen. Gern hätte er Ida'n und ihre Aeltern aus einem Mißverſtändniſſe

gerissen, welches die erstere tödtlich beunruhigen, die letztern aber in den größten Schrecken versetzen konnte, und doch so leicht zu lösen war, so lange nur noch kein Theil irgend einen übereilten Entschluß gefaßt oder ausgeführt hatte. — Aber auf der andern Seite — wer gab ihm ein Recht über die theuersten Geheimnisse seines Freundes, den er so innig liebte, dem er eben so viel Treue schuldig war als dieser Familie, und der, bey den redlichsten Absichten, doch nun einmal das ganze volle Glück seines Lebens in der Bewahrung jener Geheimnisse und der Ausführung seiner romantischen Grille suchte? — Um Schweizern einen so glücklichen Erfolg seines Unternehmens zu prophezeihen als Fink ihm heute versprochen hatte, dazu war Steinach selbst zu sehr Mann von Welt und von Stande; auch konnte er im Grunde das Herz des Fräuleins nicht für so leichtsinnig — oder doch die Stärke ihrer Liebe noch nicht für so ausgemacht und groß halten, daß sie den Wünschen seines Freundes entsprechen werde.

Lange erwog er hin und her. Aber das

Resultat fiel doch endlich dahin aus, daß er dem Eigensinne des Grafen nachgeben, und wenigstens so lange schweigen wollte, als er keine allzuleidenschaftliche Stimmung oder tiefsinnige Gemüthsbewegung an der zärtlichen Ida wahrnehmen werde. Uebrigens beschloß er, für die ersten Tage sich immer nahe um seine Freunde zu halten, damit er im Nothfalle sogleich selbst oder durch Emilien zu der Entscheidung ihres Schicksals wohlthätig mit einwirken könne. Glücklicher Weise verstatteten ihm eben seine eignen Geschäfte Zeit und Aufmerksamkeit hierzu.

Noch mit diesen Betrachtungen beschäftigt, bemerkte er durch eine kleine Oeffnung der finstern Laubwand, an welche der Garten des Ministers stieß, einen weißen Schimmer, und sah, indem er die dichten Zweige zurückbog, daß es Luise war, die ihren Weg gerade auf seine Laube zu nahm. Sie hatte sich in ein dünnes, fast durchsichtiges Gewand gehüllt. Das schöne Haar war griechisch um das Haupt aufgeflochten, und ihr reitzender Schwanenhals und das himmlisch glühende Gesicht tranken

frey die Schattenkühle ein. — Die Stelle des Gartens war geheim und dunkel, ringsum von hohem Baum- und Strauchwerk eingeschlossen. Mitten hatte der Minister ein geschmackvolles kleines Badehaus angelegt, an welchem junges Geißblatt lieblich emporblühte.

Unser Philosoph athmete kaum, als sie ihm jetzt in der Nähe ihren vollen Anblick gab, und in Unschuld die jugendlichsten Formen der Glieder, die fast überall, und in allen Stellungen der Grazien süßwechselnd, durchzuschimmern schienen, dem Auge bot. — So reitzend hatte er sich Luisen nie gedacht! — Sie stand einen Augenblick, reckte den königlichen Hals scheu empor — die glänzenden blauen Augen funkelten spähend nach allen Seiten, und selbst ihr Leibwächter, ein großer finsterer Doguenhund, schnüffelte nach Steinachs Laube hin, worin dieser, als ein Dieb ihrer Geheimnisse, vor der möglichen Entdeckung zitterte. Allein, sie wähnte sich geheim und sicher, und jetzt — wer beschreibt Steinachs Entzükken! — jetzt öffnete sie für die Kühlung auf einen Moment das Busentuch; und — mit

einem tiefen, zärtlichen Seufzer, der nur dem verſchwiegnen Zephyr galt, hob ſie dieſem ſanft-hauchenden Freunde ihren durſtigen Blick und die jungen halbentblößten Hügel einer wallenden Bruſt entgegen, vor deren Schönheit und reinem Schimmer unſer Freund mit ſeiner ganzen Philoſophie in ein tiefes Ach verſank.

Aber, es war nur ein kurzer Augenblick, der ihm zu Theil ward. Auf eine Bewegung ihres liebkoſenden Wächters, dem ſie den Rükken zukehrte, fuhr die Erſchrockne ſchnell herum, und — das keuſche Geheimniß war verhüllt! — Jetzt ſchwebte das Mädchen zum Bade hin, und Steinach fühlte ſich von einer gewiſſen Ehrfurcht ergriffen, als die hohe glänzende Geſtalt im Dunkel des Eingangs noch einmal gebieteriſch umherſah. Sie verſchwand, und indem ſie leiſe die Thüre verſchloß, hörte er einige Töne ihrer melodiſchen Stimme, worauf das ſchwarze Ungeheuer ſich vor den Eingang ſetzte und unſerm Freunde das verdrießliche Antlitz wies. — Die Stille des Orts ward feyerlicher — ſelbſt die Singvögel ſchienen die geweihte Einſamkeit zu ſcheuen,

und flogen leiſe nach der andern Seite in die lichteren von der Abendſonne ſchimmernden Geſträuche — und unſerm Lauſcher war wie Einem der auf böſen Wegen wandelt.

Wir wollen für jetzt Steinachs Empfindungen nicht näher unterſuchen, ſondern nur berichten, daß nach einiger Zeit ſeine Aufmerkſamkeit auf die andere Seite der Laube gerichtet ward, wo er ein leiſes, lieblichtönendes Geſpräch vernahm. Sobald er ſeine Stellung etwas veränderte, zeigte ſich ihm in einiger Entfernung die Gräfin Wallenberg, und der luſtwandelnde Fink. Im Geſpräche lehnte ſich das reitzende Weib nachläſſig an den dunkeln Stamm einer alten Eiche. Ihr Begleiter ſchien ſie ſehr angelegentlich zu unterhalten, und nahm jetzt zärtlich ihre Hände zwiſchen die ſeinigen, um die weißen Arme mit Küſſen zu bedecken, welches ſie lächelnd gern geſtattete.

„O wie ſelig, (hörte Steinach den ſchönen Jüngling bitten) wie ſelig, wer nur an dieſen ſüßen Götterlippen ſaugen, und den Schleyer dieſes alabaſternen Paradieſes heben dürfte —"

„Liebes, unzufriedenes Kind, (flüsterte das erwarmende Weib) schon der Sonderbarkeit wegen vermag meine Hand nicht dich zu strafen —"

Ihre Lippen faßten sich lechzend im Durst der Sinne, und begannen das Spiel einer zärtlichen Ausgelassenheit; die Arme verstrickten sich im sanften Kampfe; und süßer schien die Nachtigall ihren Beyfall herabzuschmettern. — Wildfremd tönte ein leises Geplätscher von drüben aus dem sichern Aufenthalte der Keuschheit dazwischen.

„Des Todes sey Jeder, der sich jenem heiligen Dome zu nahen wagt!" sagte Steinach, und sandte einen tiefen Seufzer nach dem öden Badehaus. — Er hatte indessen hier Gelegenheit, über die seltsame Laune und Feinheit einer ächten Liebeskünstlerin zu erstaunen. Man konnte es ihr recht ansehen, wie gern sie für den jungen Maler in ihre ganze Schwäche versunken wäre; und doch wußte sie sein loses Spiel, wie die Unarten eines schönen Kindes, mit der lieblichsten Laune zu zähmen, weil sie einmal in der Wollust schon bis

zu festen Grundsätzen gediehen war, nach welchen sie beym Ende dieses Rendezvous noch schlechterdings das letzte Wort, und Recht behalten wollte. So innig sie nach seinem Genusse verlangte, so wenig vergaß sie doch die Gefahren dieser Vertraulichkeit mit einem jungen heftigen Menschen, der vielleicht zu unbesonnen war, um dann ihre hiesigen Verhältnisse zu schonen. — Aber bey all ihrem Reichthum von Witz, Kunst, Klugheit, Naivetät und wahren Reitzen, zeigte doch der Zufall Steinachs Blicken so manches Geheime an ihrem Leben und ihrer Gestalt, was bey der Zusammenstellung mit seinem vorhinigen schönen Bilde in ein widriges Licht fallen mußte.

Fink schien endlich sich zu resigniren. Aber seinen letzten Kuß begleitete ein etwas lauter Ausruf der Extase. — Laut schlug auch auf der andern Seite der wachsame Hund an, und im Augenblicke hörte man dort die verscheuchte Göttin mit wildem Geräusch auffahren, so wie der Schwan bey Annäherung des Jägers mit schnellem Flügelschlage sich aus den Wassern in die Lüfte hebt. — Das luftwan-

beinde Paar hatte ſich erſchrocken in den Waldpfaden verloren, und nach wenigen Augenblicken flog auch ſchon die verhüllte Luiſe wie ein geſchwindes Reh in ihre Hecken zurück.

Steinach kannte zwar die Liebe weniger aus Selbſterfahrung als aus guten Theorien; aber es war wohl natürlich, daß alles was er jetzt geſehen und gehört hatte, eine ſehr phantaſiereiche Stimmung in ihm erregte, der er ſich im Fortwandeln um ſo lieber hingab, weil ſie ihn zugleich auf einen Plan führte, nach welchem er den leichtſinnigen Fink von dieſer und ähnlichen Ausſchweifungen noch zu retten gedachte. — Er konnte freylich ſelbſt nicht umhin, ſich die reitzende Wallenberg bis zu jenem unwiderſtehlichen Zauber auszumalen, welchen das Weib erſt durch die höchſte Stärke der eignen Liebe erhält, wann die Beſiegte nicht mehr zu widerſtehen wagt, ſondern ſelbſtbegehrend ſich dem Triebe der Natur ergiebt, und, nach deren Gebot, den Mann in hoher Wonne umſchlingt. Allein das Bild hievon blieb ſo weit hinter ſeinem Ideale zurück, daß er bald mit Selbſttadel und Wider-

willen den Blick davon abwandte. Unruhig flogen seine Gedanken von Gegenstand zu Gegenstand, von einem Reitze zum andern; er vertiefte sich in Betrachtungen über die Liebe und ihre seltsam verschiedenen Arten, und schrie sein Wehe über die Sinnlichkeit der Menschen.

„O wahrlich! (fuhr er fort.) Die wahre Liebe stammt vom Himmel, und soll den Menschen hinaufheben und vergöttern! — Die irdische Liebe lechzt nur den schon bekannten Vereinigungen entgegen — sie ringt einzig nach der sichtbaren Ueberfülle eines üppigen Lebens — ewig dürstend verlangt sie nur, sich in das schwellende Blütenmeer des Fleisches zu tauchen — in wilden Wechselflammen verzehrt sie sich — wahnsinnig rennt sie bis jenseits aller Wünsche — dort stirbt sie, getroffen vom Loos des Fleisches, vom Fluche der Zeit! — Sie ist wie ein reicher Weinberg, in welchen wir mitten in seiner Erntezeit geladen sind. Unter allen Rebenzweigen hervor schimmert Gold- und Purpurgluth die Glühenden an. Ueberall reißt uns das hochmüthige Gelächter des Ueberflusses. Der Genuß zieht mit Siegesgeschrey

vorüber, und begierig stürzen wir seinem Paniere nach. Das Lieblichste, das Beste von Allem wird willig unser Eigenthum. Bekränzt mit dem bunten Laub der Ernte — umringt mit Körben voll süßer Früchte und allerley köstlichem Naschwerke sitzen wir da; ja, man nöthigt uns, selbst zum Traubensaft statt — Wein zu trinken! — Wie scheiden satt! Und so endet der zeitliche Rausch!"

„Aber, was hat denn die Erde Göttliches, womit ich dich zu vergleichen wage, du schöne, unschuldsvolle, himmlische Liebe, deren Strahl im Herzen des Jünglings eine Ewigkeit entzündet, und, ach, nur Einmal sein Herz trifft — nur da, wann der Schuldlose im Leben zum erstenmal auf der niebetretenen Gränze der Geschlechter ahndungsvoll der zagenden Geliebten naht! — O, du bist ja nur ein seliges Kind, das in endloser Jugend und Schönheit zwischen den Reichen der Religion und der Poesie herumfabelt — und doch nenne ich dich ewig die wundervolle keusche Mutter aller Gedanken der Unschuld, aller Blüten der Reinheit, die der wachsende trübe

Strom des Lebens nimmer aus der Seele wieder fortzureißen vermag! — Ich will dein Wesen und Treiben dem treibenden Frühlingshain im Heraufsteigen der Morgensonne vergleichen, in dessen Heiligthum zwey schöne Kinder zum erstenmal eintreten. — In der fernen Stadt geboren, kannten sie das Aufblühen des Jahres nur aus der Erzählung ihrer Aeltern und der geschwätzigen Amme; nie sahen sie den Frühling werden, bis der Vater aufs Land zog. — Der erste anbrechende Morgen weckt die Glücklichen zum Spiel in der freyen mildwehenden Luft. Da liegt der nahe Wald vor ihnen, abenteuerlich in mystischem Weißgrau. Schwarzbraun schlummern noch seine Tiefen, von der röthlichen Knospenschaar und den helleren Stämmen nur sparsam durchschimmert. Aber der Frühduft von all jenen strebenden Blütensäften zieht heran, und schon der Instinkt läßt die Kleinen dort etwas Sehnenswerthes ahnden. Sollen sie es wagen? Die Aeltern verboten es nicht — sie wissen es nicht — Vater und Mutter schlummern noch unbesorgt! — Ja, endlich betreten sie, schüch-

tern und feyerlich, das romantische Reich der Knospen. Aber die Herzen pochen. Ein Fröſteln befällt die Unſchuldigen. Die Seele erbebt ſo wunderbar in dieſem Dunkel; und in der Morgenluft weht eine leiſe Stimme: wachet auf, denn die Zeit des Frühlings iſt da! — Jetzt werden ſie weinen; und zitternd faſſen ſich die kleinen Hände! — Da blickt die Morgenſonne ſiegreich ins Heiligthum herein — überall flattert ſchon ein freundliches Grün durch den Wald — leichtfertig laſſen junge Birken ihre Rispel und duftigen Wellenlocken auf die Locken der Kinder nieder — mit ſanftem Säuſeln ſpricht ihnen jeder Baum Troſt zu — das Chor der Waldvögel begrüßt ſie — ein immer ſchwellender Reichthum von roſigem Glanz umſtralt ihre Geſtalten — auf dem jungen Moose wird jetzt die ſeltne Waldblume von der Beleuchtung ſichtbar — und mit den Thauperlen des Morgens miſchen ſich die zarten Kinderthränen. „Es iſt der Frühling!“ rufen die Glücklichen, und das ganze Land der Hoffnung thut ſich auf vor ihrem Blick. — Unvergeßlich, und in wechſelloſer Schönheit liegt

dieſer Morgen bis zum Abend ihres Lebens in der Seele da. Keine Zeit vermag ſeine Wonnen aus dem Reiche der Vergangenheit zu vertilgen!“

Ein ſtarker Donnerſchlag weckte Steinchen aus ſeinen Betrachtungen, die ihn die ſchnelle Veränderung der Luft und ein annähherndes Gewitter nicht hatten bemerken laſſen. Alles bebte vor Gluth. Der Wind war aus Mattigkeit eingeſchlafen, und nur die zitternden Bewegungen der heißen Lüfte verkündigten die Angſt der Natur vor dieſen nahen Schrecknissen. Das zackige Wolkengebürge wogte langſam herauf, kreiſend in der Zwillingsgeburt des Segens und Verderbens. — Schon fielen einzelne Tropfen. Die Wagen der zurückkehrenden Luſtfahrer raſſelten heran. Alles ſuchte Schutz — die Menſchen ſicherten ihre Wohnungen vor dem Sturme — die Vögel verſteckten ſich ängſtlich unter die Dächer der Gebäude — und ſelbſt die Bewohner des Sees

kamen in Schaaren aus ihrer matten Tiefe neugierig herauf an die seichten Ufer, um von dem langentbehrten kühleren Wasser des Himmels zu schlürfen.

Kaum hatte Steinach die Einsiedeley erreicht, als die Wolken anfingen, majestätisch in Blitz und Donner auszubrechen, und ihren Reichthum in fruchtbaren Güssen herniederzuströmen. — Glücklich stand er in der Thüre da; denn er konnte sehen, wie der liebe Regen gerade nach Hallenbach zog, und sich über seine ganze Flur ausbreitete. Das Gewitter hatte sich schnell und gnädig entladen, und bald schmolzen die Gewölke in einen allgemeinen nebligen Schleyer zusammen, der nach Westen zu von der Abendsonne schwach erleuchtet ward. Ein frischer Wind zog durch die Luft, und wehte die Tropfen von den gesättigten Bäumen.

Bald gesellte sich auch Schweizer zu seinem Freunde. Er stattete Bericht von seiner heutigen Fahrt und der verstärkten Anhänglichkeit des Fürsten ab. Dann beschlossen

die Freunde, den bevorstehenden schönen Abend bis auf in die Nacht im Freyen zu genießen.

„Das ist abscheulich, bey dem lieben Gewitter solche Possen zu treiben — und den Augenblick geben Sie mir es wieder!“ tönte jetzt die laute Stimme der Jungfer Zehlein in der Einsiedeley. Fink stürzte zur Thüre heraus und rief zurück: „Ey was, das Gewitter ist längst vorüber, und wir dürfen wieder lustig seyn!“

„Apropos, Herr Fink!“ sagte Steinach, und schilderte ihm den Platz wo er ihn belorcht hatte, mit allem was man da sehen und hören könne, so genau, daß er roth ward.

„Ein böses Omen, (sagte Schweizer) daß der Delinquent bey diesen Bemerkungen die Farbe ändert!“

„Uebrigens (versetzte Fink) verspare lieber dein Gezänke bis wir uns einmal unter vier Augen sprechen können; denn gegenwärtig bin ich wieder wegen eines Diebstahls auf der Flucht. — Du hast doch einmal die Ehre gehabt mit anzusehen, wie ein großer Mann

ſich in die vorliegenden Umſtände zu fügen pflegt. — Auch kannſt du dich ſelbſt der ganzen Predigt überheben, weil ich dir dann vor allen Dingen werde berichten müſſen, daß Sie und ich noch zuletzt einen ſehr ſanften, äußerſt ſeltſamen, aber ewigen Abſchiedsvergleich geſchloſſen haben, der mir jetzt ſo ſauer nicht mehr zu halten wird, ſeitdem ich des Feindes Land in jener Nähe zu recognoſciren das Glück hatte. — Ha, dort kommt der neue Feind, oder vielmehr der alte böſe!"

„Ich bitte mirs in vollem Ernſt aus, Herr Fink!" rief jetzt die heranſtürmende Jungfer Zehlein mit einer höflichen Verbeugung gegen die beiden Andern.

„Um des Himmels willen! (ſchrie Fink.) Helft, helft! Sie will mich entführen — ſie will den grauſamſten Akakt begehen!"

„Was hat Ihnen der leichtfertige Dieb genommen, Mamſell?" fragte Schweizer die Aufgebrachte.

„Nichts von Werth! (ſagte Fink.) Einen Kuß — und den will ſie wieder! Nun, da bin ich!"

„Spaß apart! (drohte sie.) Meine Nichte versichert mich auf Ehre, Sie hätten's genommen."

„Geben Sie mir (rief der Dieb) vorher mein gestohlnes Herz zurück! — Jungfer Gertrude Christine Zehlein gestehet also ein, daß sie vor menschlichen Augen in den einzigen Sohn verliebt ist, der jemals des Unterzeichneten vermuthlichen Vater Papa genannt hat? — Nun, und was hätt' ich denn?"

„Wenn ich's denn sagen muß — (gestand sie mit Erröthen) mein Neglischee!"

„Pah, (schrie Fink) ein da und dort verstopftes Nachtjäckchen von flöhfarbigem Schwanenboy! Ihre Nichte war froh, daß es endlich einmal durch mich wegkam. Und soll ich denn auch nicht das kleinste Pfand und Angedenken von diesem unvergeßlichen Leichnam zu meiner Ergötzlichkeit besitzen? — Aber, es sey! Ich werde es mit allen seinen schwachen Seiten restituiren, sobald ich erst einen Kuß erhalte, und das langersehnte Jawort, hier vor zwey Zeugen unter freyem Himmel. — O,

welch ein ſüßer Blick! Wahrlich, unter allen Aepfeln, die alljährlich von der alten und jungen Menſchheit bey und außer, auch auf und unter dem Tiſche gegeſſen werden, iſt doch keiner von ſo köſtlichem Geſchmack als der Liebesapfel, der deinem Augapfel ſo ſehr gleicht, ſüße Gertrude! — Ich will des Satans ſeyn, wenn wir nicht noch ein Paar werden! Leider habe ich meine Neider — aber beſſer iſts Neider, als Mitleider. Laß ſie alle kommen, und dir Liebeskantaten und Serenaten bringen, und die künſtlichſten Melodien heruntergurgeln — ha, mein Herz ſoll tasto solo halten, wie mein Orgelſpieler, und durch ſeine Eintönigkeit alle ihre Modulationen überſchreyen. — Die Hand her! Mein Gott, bringen Sie mich doch nicht durch Ihre Grauſamkeit tagtäglich tiefer in den Abgrund des Generalbaſſes! — Sieh mich an, liebe Mitchriſtin! Hier ſteht ein nettes, frommes, devotes Männchen — hier blüht die Blume unter der ganzen chriſtlichen Flora — hier ſteht die ganze werthe Chriſtenheit en nuce! — Mein Herz kennſt du — ein edles Herz — ein großes Herz — unge-

heuer groß — enfin ein Herz, worin man einen Gaul todtjagen kann!“

„Man muß ſich nur vor fremden Leuten ſchämen! (ſagte ſie mit unzerreißbarer Geduld; denn ſie war dem Thoren von Herzen gut.) Du lieber Herr Chriſtus, ich könnte ſeine Mutter ſeyn!“

„Und ich dein Sohn — (fuhr Fink fort) ich weiß es wohl — aber was thuts? — Du adoptirſt mich erſt, mein Kind — dann heirathest du Vater und Sohn auf einem Brete! Davon haben alle Theile Vortheil. Unſere Ehe wird nicht kinderlos ſeyn; denn ich, als mein nunmehriger Vater, bringe dir ſogleich mich, als einen wohlgeſtalteten Knaben zu. Bey der Gelegenheit komme ich wieder einmal in jenes ſelige Alter, in dem der Menſch noch Vater und Mutter ungeſtraft um einen Apfel prügelt, und Zucker dafür bekommt, daß er ſeinen Großvater eine Canaille ſchalt. Dieſer Stand der Unſchuld ſoll mir wohl ſchmecken. Du wirſt eine gute Stiefmutter ſeyn, und ich, ich werde über den ehelichen Pflichten gewiß die Schuldigkeit eines Vaters nicht ver-

nachläſſigen. O, man ſoll kein treueres Vaterherz in der Welt finden als das meinige! Ich will meinen Vater halten wie einen leiblichen Sohn! — Und wenn dich der Mann in unſrer Ehe, wie nicht zu hoffen, barbariſch traktirt, und du kommſt mit der Sävizienklage an einen Referenten, der auch ein böſes Weib hat, ſo wird dir wieder ein doppelter Profit aus dieſer Tripelalliance erwachſen — nemlich, du verklagſt mich bey einem andern Gericht als deinen ungerathnen Rangen, und enterbſt mich hinter dem Rücken deines Mannes de facto!"

„Werden Sie bald ein Ende machen?" ſagte ſie zornig.

„Mit deiner Noth? (erwiederte er.) Du ſiehſt ja, wie ich mir den Kopf zerbreche. Aber wenn ich dir ſo nahe bin — wenn ich auch nur ſehr vorſichtig und liſtig am rauchenden Schlunde deiner Liebe herumſpaziere, ſo vergehen mir doch ſogleich die Sinne von dieſen Dämpfen. Doch halt! Die Sache wird ſich machen laſſen. Da beſinne ich mich

auf einen Einfall, über welchen das Kalb in der Kuh lächeln soll —"

Endlich trieb die Ungeduld das geplagte Weib fort, und Fink lief hinterher, um ihr seinen Einfall in der Küche mitzutheilen.

„Wer wird ihm doch Charakter geben, (rief Schweizer dem Forteilenden nach) diesem lockern Aggregat von tausend genialen Nüancen! Er springt mit seinem Kopfe so toll als klug um — er verschwelgt den Reichthum seines Geistes in unnatürlicher Ueppigkeit — und ach, diesen Sinn verträgt die Kunst nicht!"

„Laß ihn noch wüthen! (sagte Steinach.) Ich hoffe, der Augenblick ist nahe, wo diese trüben Formen sich endlich zum bestimmten klaren Ganzen gestalten werden."

Die zwey Freunde schweiften jetzt, da die Pfade schon wieder trocken waren, durch den Park, dessen ganzer Bezirk die würzigsten Wohlgerüche aushauchte. An der Gränze fanden sie auch die drey Damen aus dem Hohenblat'schen Hause, mit dem Baron Krünitz, die einen Gang durch den Fürsten-

garten gemacht hatten. Luiſe rief ſogleich Steinachen zu: „Kommen Sie doch mit in unſern Garten; mich dünkt, es wäre dort noch ſchöner als hier; und wir haben auch mehr Ausſicht, als in dieſer Waldgegend.“

„So bin ich wieder zu Gnaden angenommen? (ſagte Steinach.) So geht mir noch ſpät am Abend meine liebe Sonne wieder auf?“ Sie lachte freundlich mit ihm, und ſagte nichts.

„Das dank' ich meiner Emilie!“ ſchmeichelte er, und küßte dieſe im Fortwandeln leiſe und heimlich auf den Mund. Luiſe ſah eben herum, und erröthete, ſprach auch kein Wort weiter, bis ſie alle im Garten auf einer hohen Terraſſe mitten unter den Blumen ſtanden. Nur Emilie und Steinach blieben noch in einiger Entfernung, und ſprachen in abgeſonderter Vertraulichkeit.

„Erlauben Sie mir, (ſagte Schweizer) bey Gelegenheit der glücklichen Wiederaufnahme meines Freundes die Bemerkung zu machen, daß die Frauen niemals ſanfter und friedlicher geſtimmt ſind, als in der lieblichen Abendkühle.

nach einem heißen Tag, oder überhaupt, sobald sie die Kleidung des Tages mit dem leichtwallenden Abendgewande vertauscht haben, in dessen reitzender Hülle auch Sie, meine Damen, uns jetzt erscheinen."

„Sagen Sie lieber: (erwiederte Luise, indem sie sich tiefer in ihr weißes Gewebe hüllte) daß das Weib überhaupt gegen den Feind seiner Freyheit weit öfter gütig ist, als es seyn sollte! — Emilie! Hast du dein Herz von seinen Geheimnissen bald entledigt?"

Wie sie nicht hörte, schlich Herr von Krünitz leise zu dem kosenden Paar, und sagte: „Darf man stören, mein schönes Fräulein?"

„O, es herrschen keine Geheimnisse unter uns beiden, Herr Baron!" rief sie und sprang mit Steinachen zu den Uebrigen.

„Doch, doch, Herr Baron! (sagte Luise.) Um vergnügt zu seyn, müssen diese Beiden sich immer von Andern absondern."

„O nein, erwiederte Emilie) ihr sollt sogleich Antheil nehmen. Wir erinnerten uns an einige Jugendszenen. Wißt ihr noch, Ida

und Luiſe, wie wir in jenem Winkel einmal Steinachen begruben — und, als er ganz mit Blättern und Moos bedeckt war, und kein Zeichen des Lebens mehr gab, alle drey anfingen zu weinen?“

„Wir ſind einige Zeit zuſammen erzogen worden, (erläuterte Luiſe) und mein Vetter verſprach damals noch weit mehr Gutes als er jetzt leiſtet, wo es unter andern auch zu ſeinen Hauptgenüſſen gehört, mich zu ärgern.“ — Sie zog Emilien freundlich an ihre Bruſt, warf Ida'n einen Kuß zu und fuhr fort, indem ſie den heitern Blick auf Steinachen richtete: „Wer von uns ſehnt ſich nicht in jene glücklichen Zeiten zurück? Ich ſchäme mich nicht, euch zu geſtehen, daß ich mir kein höheres Glück wünſche, als — noch eine einzige Stunde gerade ſo mit euch zu ſpielen wie damals! O, wie ſchön, wie gut und froh waren wir! Und wie einſam fühlt Jeder ſich jetzt gegen jene geſellige Zeit, ſelbſt mitten in unſerer Vereinigung! Werdet ihr mir glauben, wenn ich es ausſpreche: daß einzig die Erinnerung an jene blühenden

Augenblicke meinem Herzen eigentliche hohe und reine Freuden gewährt? — Mir ist dann immer so wohl und wehe, als schaute ich von einer steilen Felsenküste ins Weltmeer, und über die forteilenden Schiffe hin, in den blauen Raum, um die Heimath ferner Freunde aufzusuchen — ach, ich vermag es ja nicht, (beschloß sie mit weicher Stimme) meine eigene Rührung zu schildern!"

„Es ist so schön, (sagte Ida) wann das Leben sich uns beym Andenken an Jugendgespielen zuweilen auf Momente zum Frühlinge verjüngt!"

„Luise! (sagte Steinach, und drängte sich an sie, und hielt ihre Hand fest an seinem Herzen.) Welch ein Himmelreich haben Ihre Worte in mir aufgeschlossen! Auch mir war es jetzt wieder, als schlänge sich der Strom meines Lebens plötzlich herum, und blitzte wieder hinauf zum stillerrorspielenden Perlenquell der Kindheit und zu seinen süßen Blumen! — Wahrlich, ich war droben, und spielte wieder mit deinen kleinen Händen!"

Sie sah ihm zärtlich ins Auge, und ver-

barg die herabrollende Thräne nicht. „August, (flüsterte der wehmüthige Mund), ist sie denn ganz unwiederbringlich dahin, diese Zeit?“

Er nickte schmerzhaft, und fuhr dann fort: „Sobald der Mensch bey dem Pfahl angelangt ist, woran das Schicksal sein Leben bindet, erscheint ihm die Lage desselben schwärzer als sie seinen Freunden vorkommt, die sie nur von außen betrachten und ihn oft glücklich preisen wann er es am wenigsten ist. Er schaut hinaus, und sehnt sich nur nach den Genossen seiner Jugend zurück; wo diese sind, da, glaubt er, weile auch noch das Glück seiner Kindheit. Aber drin bey ihm scheint alles ausgestorben, und nur die Erinnerung treibt noch spärliche Blüten. — Er schätzt sich der armen Wachtel gleich, deren Häuschen von außen schön grün und bunt gemalt ist. Doch am Vorgitter brennt die Sonne — und ach! wann draußen im Lande der Freyheit der wohlbekannte Strich ihrer Gespielen durch die kühlen Lüfte vorüberzieht, stößt sich die kleine Gefangene am zierlichen Schnitzwerke das Köpfchen ein! — Aber, das Vögelchen hat

Recht — der Mensch Unrecht; denn nichts soll dem Freygebornen seine Freyheit rauben. — Und bin ich denn selbst frey? O, ich fühle es wohl — mein Herz wird sich sehnen wie das Herz des kleinen Vogels, wann nun einmal meine reisenden Freunde wieder bey Hallenbach vorüber, und nach den wohlbekannten Alpen hin ziehen. —"

Schweizer und Ida hatten seit einigen Minuten sich, Hand in Hand, Eins in des Andern Blicken gespiegelt. Die allgemeine rührende Stimmung ließ es die Uebrigen nicht bemerken, daß Ida bey den letzten Worten sich lebhaft wegwandte, und nach ihrem Tuche griff — und daß Schweizer Steinachen einen freudeglühenden Blick zuwarf. Die beiden Freunde reichten sich die Hände, Ida und Luise sahen in die Ferne hinaus, und der bescheidene Kränz äußerte seine Rührung dadurch, daß er Emiliens Hand an seine Lippen drückte, und herzlich ausrief: „Der gute Herr von Steinach!"

„Aber, (fuhr Steinach jetzt fort, und wandte sich von neuem zu Luisen, als die

Wachteln im Felde ſtärker lockten) wir dürfen nicht vergeſſen, daß die Gottheit uns die unſchuldigen Freuden jenes verlornen Kinderparadieſes das ganze Leben hindurch in ſchönen Bildern nachempfinden läßt. — Sind wir nicht jetzt alle — freylich nur für den Augenblick — wirklich wiedervereinigt? Sind wir nicht in ſo mancher Rückſicht —, obgleich nicht im Ganzen — mehr als Kinder? — Seht doch um euch! Dieſe üppige Natur giebt heute ein herrliches Bild von unſrem eignen Leben. Sie iſt nicht mehr der Frühling des Aprils — aber ſie iſt der zweyte, reichere Frühling des Sommeranfanges, der letzte mächtige Safttrieb des Jahres, welchen der warme Regen hervorgelockt hat. — Er gleicht jenen Regen, Emilie, die wir unſre Morchelregen nannten, wann im Frühlinge das erſte fruchtbare Naß auf die lauſchende Erde niederträufelte, und in Einer Nacht der Raſen herrlich aufgränte — wann alles duftete, die Blüten aufſprangen, und ſelbſt die todte dumpfe Erde des Tannenwaldes, vom linden Frühlingsſchauer erwärmt, dem Menſchen ihre zar-

ten köſtlichen Morcheln zur frühen Jahresfeuer freundlich hervortrieb, und den ſuchenden Kindern zum Freudenplatze ward! — Hat nicht unſer Gewitter denſelben Duft, jenen Frühlingsrauch zurückgelaſſen? — Mir iſt, als hörte ich überall neue Knospen mit wollüſtigem Geräuſch aufgehen — fettes Grün bricht im Triumphe hervor — liſpelnd küſſen ſich neuverwandte Zweige; und tauſend Blätter, die noch nie den Geſpielen naheten, ſtrecken ſich in wachſender Sehnſucht zum erſtenmal nach einander zu, wie die Arme der Liebenden — ſüß duftet die Birke ihr Harz umher — die Knoten der Balſamtanne ſpringen vor Ueppigkeit, und fließen von ſelbſt über — eine neue Hoffnung iſt heute, zu neuem Glanz ihres tröſtenden Grüns, dieſer unvertilgbaren Farbe des beſſern Lebens und der Unſterblichkeit, vom Himmel herabgeſtrömt. — Seht, wie dort die Saat ſchwillt! Der bläuliche Dampf einer übervollen Kraft hat ſich auf ihren Wellen gelagert, und zieht geheimnißvoll den Schleyer über die bräutliche Begattung des Sommers mit der reitzenden Au. —

Und des Menschen Herz sollte in dieser Zeit der Wonne ungerührt bleiben, und seine eigne süße Bestimmung, die Liebe, vergessen können? — Ha, der Westen flammt noch im Purpur — gewiß ist in diesem Augenblik hinter jenen Bergen das Wolkenland zerrissen; denn fern am östlichen Gebirge blitzen noch zinnoberrothe Kanten unter der rauchenden Stirne. — O, hätten wir Flügel, um uns aufzuschwingen in das Regenbogenmeer, und dort die scheidende Kugel noch einmal mit Jubel zu grüßen! —" So verlor sich Steinach noch eine Zeit lang in seiner feurigen Phantasie.

„Guter Junge! (sagte Schweizer, und drückte ihn an sich.) Dein Herz ist heute so schön und wunderbar bewegt."

„Der Gewittertag hat es gerührt. (versetzte Jener.) Ihr wißt nicht, was es heißt, etliche Jahre lang völlig einsam leben, und täglich dem kargen Gotte des Reichthums opfern zu müssen! — Aber was will ich? So nahe meinem Ziele, kann ich mich jetzt durch eine Kleinigkeit frey machen, die noch dazu von

mir selbst abhänget! Die Welt wird mir wohl thun. — Soll ich wieder mit euch ziehen?"

„Herrlicher Gedanke!" sagte Schweizer.

„Steinach!" riefen Luise und Ida mit flehender Stimme.

„Nein, (sagte Emilie, und blickte ihn zärtlich an) ich rathe ihm nicht ab. Er weiß sich selbst zu rathen."

„Emilie, wenn du mich noch liebst, so sey ruhig! (bat Luise.) Laßt uns lieber diese schöne Welt noch durchstreichen und genießen — denn es dunkelt schon. Aber kein Wort mehr von jener Thorheit!" Sie nahm Steinachs Arm, und man wandelte traulich durch den Garten, umwogt von den Düften der Rose und dem leisefließenden Nachtviolenbalsam. Nur selten ließ sich hier und da ein Wort der Rührung und Bewunderung hören. Man fühlte still die Schönheit des Abends, und fühlte, daß auch jeder Geführte davon gerührt war. — Aber Ida hatte vorhin schnell und ängstlich Emiliens Arm ergriffen, und die beiden Herren gingen nun ver-

verdrießlicher nebenher, als Steinach an der Seite seiner Versöhnten.

„Ich danke Ihnen heute sehr glückliche Augenblicke! (sagte er nach einiger Zeit zu Luisen.) Warum sind Sie nicht ewig so, meine Liebe?"

„Weil ich mich vor euch Männern fürchte; weil — ich habe es Ihrem Schweizer vorhin schon erklärt — weil überhaupt nach meiner Meinung die Frauen in der Regel viel zu gütig gegen euch sind. Ich versichre Sie, August, daß diese Meinung mir wahrhaft von Herzen geht und meine Seele wider die Männer empört!"

„Sie haben allerdings Recht — (sagte er nach einigem Besinnen) dieß liegt aber nicht in uns allein, sondern hauptsächlich in den besondern Pflichten, welche schon die Natur Ihrem Geschlecht, oder dieses sich selbst gegen das unsrige auflegt. — Ich will es versuchen, Ihre Gedanken hierüber zu berichtigen, wenn Sie mir versprechen wollen, nicht ungeduldig und heftig zu werden."

„Nicht doch Steinach — (sagte sie gut-

müthig) wie kann man einer Freundin ein solches Versprechen abfordern, so lange man nicht Willens ist, Unsinn vorzubringen! Oder, bin ich denn schlimm?"

„Bewahre! (lachte er.) Nur sehr lebhaft und scheu! — Aber, ich fahre fort. — Schon das ist im Grunde ganz irrig, daß man gewöhnlich die Frauen für das physisch zartere Geschlecht hält. Das männliche bedarf einer weit größern und sorgfältigern Pflege als die Frauen, die schon in der zartesten Kindheit viel leichter gedeihen und mit weniger Mühe großgezogen werden. — Ich getraue mir zu behaupten, daß dieß wenigstens bey fünf Sechstheilen unsrer europäischen Menschen als Regel gilt; auch nehmen es die Frauen selbst, wie ich sehr oft bemerkt habe, für bekannt an. Und so erscheint mir denn in ihrer eignen Meinung, „daß der Mann neben ihnen wie eine edlere, oder doch wichtigere, zartere, seltnere Pflanze zu betrachten sey," wirklich der erste Grund von ihrer gutwilligen Unterwürfigkeit, und von jener innigen Anhänglichkeit für uns, die außerdem unbegreiflich seyn würde.

Wie könnte auch sonst die Frau, gleich vom Hochzeittage an, und oft schon früher, so viele Verrichtungen für den Mann übernehmen, die man ohne Bedenken Magddienste nennen darf — deren Verweigerung übrigens, es sey auf dem Lande oder selbst in den höheren Ständen, jede Nachbarin an der andern mit der größten Bitterkeit zu tadeln pflegt — für die aber doch der Mann eigentlich noch gar nichts zur Gegenleistung thut, als daß er eben Mann heißt, zufrieden ist, oder höchstens einmal seinen Beyfall darüber äußert, daß die Frau ihre Schuldigkeit that, welche Aeußerung gewöhnlich von ihr sehr hoch, und von ihren Freundinnen oft noch mit stillem, zweifelhaftem Lächeln aufgenommen wird. — Ohne gerade mehr Stärke zu besitzen, wendet doch das Weib gewöhnlich mehr Kraft und Behendigkeit auf als der Mann. Freywillig stellt sie sich neben ihm in offenbaren Nachtheil, indem sie allen jenen häuslichen Verrichtungen sich unterzieht, die ihm zu unbequem, vielleicht gar zu unanständig sind. Ja, wie oft arbeitet die Frau eines Handarbeiters wirklich här-

ter und anhaltender als er selbst — wobey sich immer noch ohnehin versteht, daß sie, während er ruht, für die ganze Verpflegung des Hauswesens obendrein allein sorgen muß! — Wehe der Frau, wenn sie eher schlafen geht, oder später aufsteht als ihr Mann — wenn sie den Kranken nicht mit der größten Sorgfalt wartet, und nicht die Nächte an seinem Bette verwacht — wenn ihr Bestreben, zuweilen ein Wort zu den männlichen Geschäften mitzureden, oder ihren Antheil am Hausregiment zu behaupten, nur irgend sichtbar wird — wenn sie sich den kleinsten Genuß erlaubt, wovon sie dem Manne nicht das Allerbeste zutheilt — wenn sie Gesundheit und Jugend für ihre Kinder zu schonen wünscht, oder etwa gar dem Manne deßhalb Vorstellung thut — wenn sie irgend eine Lieblingsneigung blicken läßt — und, wehe ihr, wenn etwa der Mann selbst über einen von diesen Punkten, deren ich noch sehr viele anführen könnte, nur die leiseste Beschwerde äußert! — Unerbittlich lästert man die Arme sogleich, und nennt sie bequem, lieblos, herrschsüchtig, selbstsüchtig, und wie die

Ehrentitel alle heißen! — Dem Manne hingegen legt man alle jene Dinge fast gar nicht zur Last; denn, sagt man, er darf es ja, er ist ja der Mann! — Steht er nun aber wirklich früher auf — wacht er einmal am Krankenbette eine halbe Nacht unter lauten Klagen über Mangel an Ruhe für seine vielen Geschäfte — erlaubt er seiner Frau das ihr gebührende Hausregiment zu führen — macht er ihr, die doch für Momente seines Glücks Jahre hindurch leidet, ein einziges Vergnügen, oder verweigert beym Mahle den besten Bissen, um ihn seiner Pflegerin zu gönnen — schont er die Geliebte für seine eigne Liebe und Wonne — hält er seine Lieblingsleidenschaft, gerührt von den Thränen der Gattin, nur einigermaßen in Schranken: o, wie dankbar ist sie dafür, wie heiß liebt sie ihn, mit welcher Wärme fließt sein Ruhm und Lob von ihren Lippen!"

„Ihr Männer! (brach hier Luise aus) rührt euch denn alles dieß nicht? Habt ihr denn kein menschlichfühlendes Herz? — Aber lassen Sie uns von andern Dingen reden!"

„Geduld, Liebe! (sagte Steinach.) — Und wie volltönig schallt es nun sogleich aus dem Munde der Welt: Welch ein guter Mann! Wie opfert sich dieses Muster von guten Ehemännern auf! Wer sich einen bessern Mann als diesen wünschen wollte, wäre keines Hellers werth! — Gut, Luise, — und wer ist es denn nun, der alle diese Urtheile fällt — der in hundert Fällen neun und neunzig mal unbesehen und ungehört dem Manne Recht giebt und das Weib verurtheilt? — Ihr eignes Geschlecht ist es, meine Freundin! — Dieses Geschlecht, welches immer nur mit einer Art von Scherz die Gleichheit der Geschlechter verfechtet, nur insgeheim zuweilen die Männer unterjocht — aber im Ernste stets die Schuldigkeit anderer Frauen zum unbedingten Gehorsam anerkennt — oft sogar in diesem Gehorsam selbst eine gewisse Ehre sucht — öffentlich die Männer wegen des Pantoffels höhnt und reitzt — öffentlich die herrschsüchtigen Frauen mit Hohngelächter an den Pranger stellt — und es mit einer ächten Schadenfreude ansieht, wann

einmal dieſer oder jener Mann ſein Weib mit Gewalt zur Raiſon gebracht hat! — Niemand iſt geneigter die Frauen gegen ihre Männer zu vertheidigen als wir ſelbſt — und Niemand widerſpricht uns gewöhnlich mit größerer Leidenſchaftlichkeit (ich möchte es eine allgemeine Eiferſucht nennen) als die Frauen ſelbſt, ſobald wir die Güte, Treue und Schönheit eines weiblichen Weſens in Schutz nehmen. Die meiſten Frauen (ich weiß, was ich ſage) läugnen es gar nicht, daß ſie den Männern gewogner ſind, und — was mehr ſagen will — daß ſie unſerm Geſchlecht überhaupt mehr Gutes zutrauen, als dem ihrigen. — Was ſagen Sie hierzu?"

„Ich verſtehe Sie vollkommen; (ſagte Luiſe mit einem ängſtlichen Seufzer) aber ich habe keinen Sinn dafür, um dieſe Widerſinnigkeiten für wirklich wahr und gangbar unter meinem Geſchlechte zu halten — wiewohl ich Manches aus Ihrer Schilderung ſchon ſelbſt mit angehört, dieſes aber nur für

die Schlechtigkeit einiger elenden Auswüchse erklärt habe."

„Freylich (fuhr er fort) zeigt sich diese Sinnesart nicht in der Kindheit, sondern nur erst dann an den Frauen, wann sie mit Männern in irgend eine Verbindung kommen, bey welcher das Geschlecht mitspricht. — Aber, nehmen Sie nun einmal an, das alles wäre vollkommen wahr, wie es ist, so können wir dabey nicht umhin, folgende Reflexion zu machen: Es muß doch sicherlich Etwas vorhanden seyn, was den weiblichen Sinn ewig zum Nachtheil der Frauen und zum Vortheil der Männer lenkt! Der Mann muß etwas mehr seyn — die Fülle der Menschheit muß ihn wohl mit einer gewissen Auszeichnung verherrlichen! —"

„Hören Sie auf, Steinach! (rief sie.) Ich weiß nicht, warum dieses Gespräch so sonderbare Empfindungen in mir erregt! Ich möchte nicht einmal, daß die Uebrigen es hörten. Wir wollen auf sie warten."

„Nur noch wenige Worte! (schmeichelte er und zog sie fort.) — Die Abzeichen der

physischen Kraft erscheinen freylich nur allein an der Gestalt des Mannes, so wie auch der eigentliche hohe Muth ausschließlich auf seiner Stirne wohnt. Zur Zeit der wahren oder eingebildeten Gefahr tritt der Einzige wie ein Gott in den bangen Kreis von zwanzig Frauen — und lächelnd kehrt der Muth in jede Seele zurück. Eine einzige Starke würde oft den Schwachen bezwingen können — aber mit Ernst springt er empor; es ballt sich die Männerfaust, welche im Rufe der That sieht; aus seinem Blick und den zornigen Falten der Stirne droht die furchtbare sieggewohnte Erstgeburt; und ihrer zwanzig entflichen zitternd seinem Angriffe. — Mit freundlicher, tiefer Verehrung tritt der Mann vor seine Königin — aber ernst und ehrfurchtsvoll naht er dem königlichen Manne. Sey es auch, daß er Jene zehnmal mehr fürchtet, zehnmal mehr für sie wagt, und ihr eine zehnmal größere Macht über sich zugesteht — ewig wird er sie doch mit jener Heiterkeit betrachten, die selbst eine gewisse große Monarchin natürlich fand und

erwartete. — Das Weib iſt in beſtändiger Thätigkeit, und die Geſtalten ihres beweglichen Lebens ſpielen um den ruhigen Mann her — aber plötzlich hebt der Kühne die Laſt einer That mit raſchem Arm empor, und das erſtaunte Weib ſieht ſeine Mannheit von neuem auf immer gerechtfertigt. — Lange läßt er ſich von den Ideenbildern der unendlich reichen weiblichen Vernunft ſcheinbar hin und her leiten — auf einmal greift der herrſchende Verſtand durch; den Blick feſt auf den Ausgang gerichtet langt er dort glücklich an, und das Weib ſchmiegt ſich dankbar an ihren Leiter. — Oft ſcheint er blind für ihre Tugenden und kaum duldſam für ihre Gefälligkeiten — aber, Keiner wage es ihren Namen anzutaſten! Die Hand am Schwerdte, verkündigt er die Ehre ſeines Weibes; und das Chor der Männer ruft ihm zu: Du biſt ein Braver; die Schaar der Feindinnen tritt erſchrocken zurück; und die Bedrängte ſchließt ihren einzigen Retter froh ans Herz. —"

„Sie ſchildern mir da einen intereſſanten Mann; aber wo iſt er?" fiel das Fräulein

furchtsam ein. Denn Steinachs Stimme war zuletzt stärker, und sein Schritt mächtiger geworden.

„Lassen Sie mich vollenden. (erwiederte er.) — Ferner: Das Weib, ehe es selbst liebt, fühlt sich als die Königin der Schöpfung. Unter einem Heere von demüthig scheinenden Anbetern dünkt sie sich eine Sonne, deren Loos es sey, geliebt zu werden; nicht, lieben zu müssen. Aber, der Blick des Geliebten trifft sie. Ihr ist nun, als müßte sie lieben — und ach, der Mann allein vermag dieses Sehnen zu stillen! Ihr Stolz fühlt sich auf einmal vernichtet; und dadurch, daß jetzt der Mann ihn wieder hebt, und, indem er selbst furchtsam um ihre Liebe fleht, den ersten wirklichen Schritt zu jener wonnevollen Vereinigung thut — schon durch dieß Einzige —"

„Werden Sie mich fortjagen!" sagte Luise schnell, und verbot ihm lebhaft, weiter zu reden. Aber sie blieb sanft gestimmt, und hatte mit Interesse zugehört.

„Sie lassen mich nicht zu meinem Schlusse

kommen! (beſchwerte ſich Steinach.) Und gerade dieſer wäre wahrſcheinlich ſehr vortheilhaft für Ihr Geſchlecht ausgefallen."

„So ſchien es eben nicht. (ſagte ſie.) Doch, ich mag nichts weiter hören. O Auguſt, (fuhr ſie mit zärtlicher Stimme fort) wie viel ſchöner dachten wir doch in unſerer Kindheit! Da war Keiner beſſer als der Andere — Jeder liebte mit gleicher Zärtlichkeit. Sie waren bald mein Herr, bald mein Bruder, dann wieder mein Bedienter. Wir nannten uns (ſetzte ſie leiſe hinzu) auch einmal Bräutigam und Braut; gerade als ich die ſchmerzhafte Augenkrankheit hatte, von der Sie und der alte herrliche Winzer mich ganz allein heilten!"

„Es war ein böſes Wageſtück von uns! (fuhr Steinach ſich erinnernd fort.) Konnte ich Unbeſonnener nicht damals dieſe ſchönen Augen, jetzt ſo rein wie Aganippens Perlen, auf ewig ſchließen? Aber der alte Winzer hatte ein ſo ehrliches Geſicht, und als er mir den Rath gab, heimlich unter Ihr Augenwaſſer etwas von jenen klaren Tropfen zu

miſchen, die der friſchgeſchnittene Weinſtock im April ausläßt, — und ich nun meiner Braut dieſen Vorſchlag mittheilte, da warſt du ſogleich willig, und ich Glücklicher durfte hinüber ins Thal gehen, und die köſtlichen Frühlingsthränen des Weinſtocks ſammeln, um dieſe holden Geſtirne meiner Kindheit darein zu tauchen. — Ach, du weinteſt vor Schmerz, als ich es zum erſtenmal that. Und beym dritten Bade fielſt du mir um den Hals, und wir riefen in unſerer Entzückung den lieben Alten, und belohnten ihn —"

„Guter Auguſt!" ſeufzte die ſchöne Jungfrau. Sie ſtanden am Scheideweg um die Uebrigen zu erwarten, und hatten ſich im Koſen, ohne zu wiſſen wie, ſanft und innig umſchlungen; ihr ängſtlich emporwallender Buſen wärmte ſein Herz, und unter ſeiner Hand zitterten die hohen Pulſe des ihrigen; kindlichrein ſchmiegten ſie ſich an einander, ſeligverborgen unter dem Schleyer der düſteſchweren Finſterniß. — „Guter, lieber Knabe! (jammerte das wunderbare Weib.) Warum biſt du mir denn entflohen, und kehrſt nimmer

zurück zu mir — zu deiner —" — „Geſpie-
lin!" wollte ſie ſagen; aber ſüßſpielend ſogen
ſchon ſeine Lippen den melodiſchen Hauch der
„Geſpielin" aus ihrem ſehnſuchtheißen Munde.
Niegefühlte Schauder durchzitterten jetzt im
langen ſchlürfenden Kuſſe die Bruſt dieſes wil-
den Kindes.

„Ich bitte dich um Gottes willen, Au-
guſt, laß mich aus deinen Armen fort, wenn
du nicht willſt, daß ich in dieſem Augenblicke
ſterbe!" rief ſie, und umfing ihn doch mit
einer Kraft und Jugendfülle, wovor auch ein
Stärkerer als er erbeben mußte. — Indeſſen
ermannte er ſich, und ließ die Geängſtete.
Aber indem ſie die Ketten ihrer Umarmung
ſanft löſten, fühlte Steinach eine brennende
Thräne ſeiner Freundin auf der Wange. —
„Es war nur ein Augenblick — (ſeufzte er)
verzeih mir, göttliches Weib. — es war nur
ein kurzer Traum aus der Kindheit — unſre
Beängſtigung hat es uns nur zu laut geſagt,
daß wir jenem traulichen Alter längſt entwach-
ſen ſind — daß es nie wieder ſo werden kann,
wie es war!"

„O weh!“ rief sie noch leise zurück, und entfloh mit pfeilgeschwinden Schritten nach dem Schlosse.

„So nicht — so geht es nicht weiter, Freund Steinach! (sagte der Zurückgebliebene zu sich selbst.) Du darfst nur kühnlich bald dein Bündel schnüren! — Aber dieser Kuß? — O, so laßt doch die Geschlechter küssen! Wer weiß, wie schnell uns die Zeit von diesem kurzen Leben ohne Gruß- und Kuß scheiden läßt!“ — Er schien Etwas in seinem Innern gewaltsam niederzudrücken, indem er sich unruhig im Kreise herumdrehte, und einige hohe Balletsprünge that.

Die Frauen kamen ihm gerade recht. „Luise ist schon hinauf! (rief er und sprang ihnen entgegen.) Gute Nacht — denn ich habe noch eine Strecke zu laufen, und das ist mir heute vorzüglich lieb. Aber Jeder nimmt sich zum Abschied einen Kuß, meine Herren! Denn das Leben ist so dürftig als kurz!“ — Er umstrickte die schlanke Ida, die in dieser großen Geschwindigkeit, worin die Uebrigen seinem Beyspiele folgten, kaum

wuſte wie ihr geſchehen war, als ſie ſich plötzlich tief in der Umarmung und unter den glühenden Küſſen ihres Lehrmeiſters mit ſüßem Schrecken wiederfand, und nun, ein leiſes tiefes Ach aushauchend, ihren Arm ſchnell dem Baron überreichte, ohne in ihrer Angſt zu bedenken, daß auch dieſer blöde Freund ſchon verlangend daſtand, um einen Kuß in Ehren zu wagen.

„Steinach, Steinach! (zankte Emilie unter dem lieblichen Kußgeräuſch) laſſen Sie mich endlich, oder ich verklage Sie noch heute bey Luiſen! Wie ſeltſam kommen Sie mir dieſen Abend vor!“

„Bring ihr den letzten, gute Emilie!“ ſagte er heimlich, und drückte den Abſchiedskuß auf ihren Mund.

Krünitz führte die allarmirten Mädchen von dannen. Die Andern horchten ihnen nach. Emilie ſchalt noch leiſe zurück: „Ihr unartigen, wilden Männer!“ und die zarte Ida ſagte zerſtreut: „Ich fürchte, die Nachtigall ſingt dieſen Abend zum letztenmal. Denn ihre Zeit iſt vorüber.“

„Ich

„Ich nicht! (sagte der feurige Schweizer mit halber Stimme.) Ich hoffe, daß sie in deiner Seele heute zum erstenmal schlug, mein theures Kind!“

„Wohl euch, liebe Mädchen, (sagte Steinach) daß diese verschwiegnen Büsche keinen eurer stillen Seufzer ausplaudern, wovon sie heute Zeugen waren! — Aber lebt wohl, mein Freund. — Es bleibt dabei: ich ziehe mit euch fort — und, obgleich nicht auf derselben Straße — doch auf einer andern, welche mich in das bunteste Gedränge der Welt zurückführt!“

Die Anstalten zu dem bevorstehenden Geburtstage des Generals waren in vollem Gange, und wiewohl man nur allerley Familienkleinigkeiten vorbereitete, weil der Alte keine Feten litt, so hatten doch die Mädchen nicht nur in Gemeinschaft so viel Geheimes zu treiben, sondern Jede vergrub sich auch noch außerdem so tief in eine eigne Privatmysterie, daß man

im ganzen Hohenblat'schen Hause zu dieser Zeit nichts als Geheimnisse und komisches Mißtrauen bemerkte. Wer an eine Thüre klopfte, mußte sich gewöhnlich mit der leisen Antwort beruhigen: „Dahinein darf jetzt Niemand!"

Da die Familie bey Hofe sehr geliebt ward, so nahm auch dort Alles den innigsten Antheil am Geburtstage. Unsre Künstler hatten dabey das herrlichste Leben! Als Männer von Geschmack zog man sie und Steinachen — den wir selbst schon als ein Stück von ihnen zu betrachten gewohnt sind — von allen Seiten her zu Rathe. Selbst die blühende Franziska hatte Schweizern bey dieser Gelegenheit in eine kleine Mysterie eingeweiht; Schweizers geheime Konferenzen mit der geliebten Ida wurden ebenfalls häufiger, wenngleich der Blick des armen Fräuleins sich täglich mehr trübte; Luise und Emilie, als die vertrautesten Schwestern, wählten den erfindungsreichen Fink zu ihrem Schaffner, wobey Herr von Krüniz zuweilen assistiren durfte, doch erst nachdem er die

tiefste Verschwiegenheit gegen Steinachen (dessen Bosheit Luise bey solchen Gelegenheiten fürchtete) angelobt, und einiges Genie, mit Ehrlichkeit verbunden, bewiesen hatte. — Kurz, es läßt sich aus diesem allen leicht schließen, daß jetzt so mancher süße Blick, so mancher zarte Händedruck — vielleicht noch Etwas mehr — sich unter dem andächtigen Schleyer des Mystizismus verbarg, ohne daß die Welt diesen lieblichen Schleichhandel entdecken und abschaffen konnte, da das Eine vorgespiegelte Geheimniß, wodurch die gesammten wirklichen Geheimnisse begünstigt wurden, ein öffentliches war.

„Im allerengesten Vertrauen muß ich dir gestehen, (sagte Fink geheimnißvoll zu seinem Freunde Lenz, nachdem er an verschiednen Thüren vergebens Einlaß begehrt hatte) daß in dieser meiner jungen Brust noch niemals eine so ungeheure Menge von Geheimnissen logirt, gewirthschaftet und mich getreten hat, als jetzt — und ich mag es kaum mir selbst in meinem geheimsten Kämmerlein gestehen, daß ich aus Schwachheit dennoch schon gar man-

ches davon verloren habe. Sobald ich einer Dame über ihre mir anvertrauten Geheimnisse Rede und Antwort geben soll, und nun bedächtig in meinen Busen greife um all die kleinen Dinger auseinander zu suchen, da rollt oft genug ein fremdes Stück mit hervor, was gerade in die feindseligsten Augen fällt. Und so existirt denn, bey meiner Treue, keine Dame in ganz Sabinium und Hohenblat mehr, vor welcher ich selbst nicht schon auf den Knieen gelegen, und die ich nicht schon um Gottes willen habe bitten müssen, mich armen Verräther selbst nur nicht zu verrathen! Der Himmel sey mir gnädig, wenn sie einmal alle mit mir rechnen wollen, und in corpore! — Da sind der Herr Kammerdiener doch viel glücklicher als ich!"

Lenz beschwerte sich aber, daß er gerade jetzt in der verdrießlichsten Lage sey. Steinach habe mit dem General seiner künftigen Versorgung wegen gesprochen, und ihm darauf durch das Fräulein Emilie die alberne Antwort sagen lassen: Im Fall, daß bis zu einem bestimmten Tage (welches eben der Geburtstag war)

keine Klage über ihn einlaufe, und er besonders an diesem letzten Tage keinen Tropfen von irgend einem geistigen Getränke genieße, werde er des gedachten Tages von einer besondern Gnade des Generals das Weitere vernehmen. „Giebt es denn etwas Niederträchtigeres für ein Gemüth wie meines, (fuhr Lenz fort) als eine solche Albernheit durch die dritte Hand? Wüßte ich nur erst, wie viel die Gnade an Geld oder Wein jährlich betragen soll, und ob es der Mühe werth ist, darauf los zu fasten? Aber Herr von Steinach steht mir keiner Rede, und Fräulein Emilie, die sonst meine größte Gönnerin ist, hat seit dieser Zeit ein wachsames Auge auf mich gerichtet, und versagt es sich mitunter nicht einmal, einem Manne wie ich bin, stückweise die Tugend einzuschärfen! — Aber das Schlimmste kommt noch! — Vorhin muß mich ein böser Geist regieren, daß ich zu Fräulein Luisens Kammerjungfer im Scherz sage, ich hätte diesen Morgen Etwas an ihr gesehen. Das nimmt sie sehr übel, und verlangt binnen einer Stunde eine unumwundene Erklärung über dieß Etwas, was doch

beym Himmel ein wahres Nichts ist! Denn was hätte ich sehen sollen, ich, der aus keinem Auge mehr sehen konnte — weil ich mich jetzt immer sehr frühe im Morgenthau, ehe die falsche Welt aufsteht, mit dem lieben Gebete versehen, und den Gott des Weins um Geduld für den ganzen Tag anrufen muß. — Nun wird sie mir nicht glauben, und mich verklagen und um mein ganzes Glück bringen."

„Thu ihr deinen Heirathsantrag! (rieth ihm Fink.) Dann muß sie dich überall vertreten, und mit der Hochzeit erlangst du noch obendrein, dem Römischen Rechte gemäß, das jus immorigeram fustibus castigandi!"

„Tritt doch in dieses Kabinet an die Thüre! (bat Lenz.) Du kannst uns dort behorchen. Denn sie kommt schon herangewüthet." — Fink trat hinein.

Heftiger Thürenschlag und der durchdringende Schrey nach einem Bedienten verkündigten dem zitternden Saale die Annäherung der furchtbaren Philippine. Ruhig sah Lenz die Rachegöttin eintreten, und warf ihr ein friedliches Kußhändchen entgegen.

„Nun? (fing sie an, und stellte den linken Arm in die Seite.) Werd' ich's bald erfahren? — Sie sollen mir den Augenblick sagen, was Sie an mir gesehen haben?"

„Soll ich den Augenblick? (sagte Lenz höflich.) Kein Mensch muß müssen! spricht ein weiser Jude. — Doch, abstrahirt davon, ob ich soll, so will ich jetzt einmal! — Ach, theure Mamsell, ich sah nichts — so gut als nichts — aber ich sah zugleich — zürnen Sie nicht — Ihre runden Waden habe ich gesehen, als Sie sich die Kothurnenschleifen banden — o, niemals stand noch ein niedlicherer Fuß auf einem glücklicheren Stuhle! Nun bin ich bekanntlich der Sinnlichkeit ein wenig ergeben, und diese Waden — wenn ich gleich, ich will es beschwören, so gut als nichts davon sah — sind mir seitdem schlechterdings unvergeßlich — sie haben selbst mein ausgedorrtes Herz angebrannt — meine Sinnlichkeit findet keinen Trost mehr — soll denn mein sehnsuchtsvoller Blick ewig aller Reihe des Weibes entbehren? Grausame!"

„Was gehen mich Ihre seltsamen Reden

an! (sagte sie etwas beruhigter.) Denn das ist erstlich eine Lüge! Ich thue dergleichen Dinge immer sehr geheim ab —"

„Nicht mehr als billig! (entgegnete er.) Sie sind ja auch längst abgethan, und müssen freylich für Jedermann ein Geheimniß bleiben — das kann ich versprechen —"

„Und zweytens (fuhr sie fort, und kam ihm wieder näher) habe ich mir schon oft solche Späße verbeten, die einer auf ihre Ehre haltenden Person nachtheilige Gerüchte bringen können. Denken Sie etwa, daß mein Fräulein apart eine Mamsell für Ihre Späße hält? Sie sind ein unhöflicher Mensch! Ha, Sapperloth, ich will —"

„Schone doch meines jungen Lebens, gutes Kind! (bat Lenz.) Beym Fluchen hat man niemals viel Segen zu erwarten! Ach, und ich hatte gerade so etwas Ernsthaftes mit Ihnen zu reden —"

„Ja, Sie, und etwas Ernsthaftes! (sagte sie.) Nun? Geschwind, was war es denn? Werd' ich es bald hören?"

Er trat einen Schritt zurück, und sagte

feyerlich und freundlich: „Hätten Sie wohl Luſt, mich zu heirathen?“

„Ich glaube, der Wein iſt Ihnen einmal zu Kopfe geſtiegen, Herr Lenz!“ ſagte ſie beſänftigter.

„Ey, (fuhr er fort) es wird genug Leute geben, die das glauben! Aber Gottlob, daß es nun heraus iſt! Der Plan zu meiner Heirath iſt ſo plan, als je unſer Dorfſchulze auf dem Plan einen vorgetragen hat. — Heirathe den alten Wittwer nicht, mein Kind, von dem du behaupteſt, er habe dir eigenhändig geſchrieben. Ich kenne ihn. Er iſt ein Schläger, ein Schmeißer — ein rechter Bravo gegen euer zartes Geſchlecht! Er hat ſeine vorigen Weiber unter der Geſtalt aller ihrer Liebhaber beſchlafen, um ſie nur hinterher ungeſtraft dafür abprügeln zu dürfen! Ungerechnet, daß er meinen eignen Namen einmal unnützlich geführt hat! — Nun? Wollen wir ein Komplot zuſammen machen? — Aber, zanke nicht mehr ſo ſehr in meiner Gegenwart, liebes Kind! Es iſt nur deines eignen guten Namens wegen bey deiner Nachwelt,

deren übles Urtheil ich, nach allen mir nun für dich obliegenden Pflichten, bald gründlich zu widerlegen hoffe. — Nun? Wollen wir?"

„Lieber Lenz, Sie schwärmen wahrhaftig! (sagte Philippine freundlicher als in langer Zeit.) Und wenn ich mich auch über Manches wegsetzen wollte — über Alter, Aufführung und Trinken — haben Sie denn Brot?" Sie lachte.

„I nun, (versetzte er hingeworfen) der General hat so ein Wörtchen gesprochen. Ihrer wurde dabey zwar nicht gedacht — doch, Sie wissen ja, daß ich niemals meines Herrn Geheimnisse ausplaudere! — Also wäre das nichts?"

„O, mit leeren Händen wird mich niemand bekommen! (lenkte jetzt die Jungfer wieder ein.) Ich will auch nicht gerade nach zeitlichem Reichthum freyen — ich habe mir ziemlich gespart —"

„Ach du Engel! (schrie Lenz.) So log mein Herz mir nicht? Wohlan, wisse denn, daß ich deine Tugenden von jeher, und schon vorigen Winter liebte, als du das Legat erhiel-

test und ich die Kellerschlüssel abgeben mußte. Schon damals schrie ich dir heimlich die Ohren von meiner Sehnsucht voll — und du vernahmst es nicht! O, ein Stein hätte sich meiner erbarmen mögen, wenn ich so zagend deiner Tugend gegenüber stand, wie die Armuth am verschlossenen Thore des Ueberflusses — wenn ich so mit meinen Seufzern die gefrornen Fensterscheiben auf sieben Schritte weit aufthaute! Ja, Blödigkeit, das Laster der Blödigkeit ist von jeher mein Verderben gewesen!"

„Erst sagen Sie mir, (verlangte Philippine) was der General mit Ihnen gesprochen hat."

„Hm! (versetzte er.) Erst sagen Sie mir, wie ich Ihnen gefalle? Daß ich eine passable Person präsentire, sehen Sie. — Denke dir nun dazu, daß ich ehemals schön war — schön wie die junge Eva! — Was du jetzt hier erblickst, ist nur Satyre auf den Glanz meiner ehemaligen Schönheit — nicht einmal Ruine — ach, die verheerende Zeit hat auch

sogar die Ruinen meiner Schönheit, wie die von Karthago, verweht —"

„O, (lachte sie) ich dächte, es fänden sich doch auf Ihrer Nase wohl recht ansehnliche Rubinen!"

„Halt! (schrie Lenz, und zeigte auf die Nase.) Man unterscheide! — Durch unsre Heirath, und bey einer vermuthlich mit Mäßigkeit bereiteten Kost meiner pflegenden Ehehälfte, würden die Ruinen dieser Rubinen wohl bald vollends demolirt werden. Aber, wollten uns die guten Feen zum Besitz eines alten aus ächten Rubinen erbauten Gemäuers verhelfen, so sollten, durch den successiven Ruin desselben, diese Rubinen bald in neuem Glanze emporflammen! Nemlich — verstehen Sie mich recht — diese Art künstlicher Rubinen gehört eigentlich ins Thierreich — oder soll ich sie wegen ihrer wonnevollen Entstehung dankbar zum Pflanzenreiche rechnen? — Ich weiß nicht, ob Sie nunmehro den Unterschied der beiden Wörter richtig fassen?"

„Schweigen Sie endlich! (rief Jene.) Was weiß ich! — Aber —"

„Eine kleine Geduld! (begütigte Lenz.) So wie es mir nun höchst schmeichelhaft ist, daß Sie in den armseligen Ueberresten meiner einstigen diamantenen Schönheit doch noch den bescheidnern Rubinenglanz gütigst entdecken, so will ich bey dieser Gelegenheit nur noch das einzige Favorable für unsern Bund anführen — bey dem Sie gewissermaßen mit diesen Rubinen vereinigt werden — daß in den Ritterzeiten bekanntlich, Gelb mit Rubinen besetzt, die Farbe der belohnten Liebe war. Und —"

„Ich will wissen, was der General sagte!" tönte jetzt Philippinens Stimme mächtiger hervor.

„Schönes Kind, (sagte Lenz) Sie sind zu hitzig — Sie sind voller Leben und Feuer — letzteres sogar bis auf Ihre schönen gelben Haare! Doch ich darf nicht plaudern. Indessen, die Rubinen dieser Ruinen, welche offenbar mein einziger Fehler sind — — aber Sie wenden sich ja von mir — es scheint, Sie wollen heute nichts mehr von meinem Fehler und meinem Treffer wissen —"

„Sie sind ein Narr! (steigerte sich endlich

Philippinens Zorn.) Sie sind nicht mehr nüchtern — getrunken haben Sie — Sie sind besoffen — ja, besoffen ist der Kerl!"

Sie rennte fort, und Lenz ließ ruhig seinen lachenden Freund aus dem Kabinet. „So gehts, lieber Fink! (sagte er.) Ich war ein großer Exeget und Polemiker — da riefen die Leute: er lernt die Schrift radebrechen, und kann auf theologisch schimpfen. — Ich ward ein Philosoph — da sagten sie: er wird toll. — Ich legte mich auf die Kameralwissenschaften — da schrie Alles: mit seiner üblen Wirthschaft thuts nicht lange mehr gut. — Ich ging aufs Theater, um die Welt von dort herab zu bessern — da sprach die falsche: seht, er legt sich auf die liederliche Seite! — Ich kam in Ketten und Banden — und das allgemeine liebloſe Urtheil war: endlich ist er in seinem rechten Fache! — Man erhob mich mit Heereskraft aus dem Kerker, und vertraute mir den Dienst in der Kammer eines reichen Generals an — der Teufel! warum mußte ich aber den Kellerschlüssel wieder hergeben? He! Wer der Kammer vorstehen kann,

wird doch wohl einem einfältigen Keller gewachsen seyn? — Und werden denn nicht in sehr vielen und mancherley Fällen die Kammerkräfte am füglichsten aus dem Keller rekrutirt, und in den Staaten umgekehrt? — Aber jetzt, da ich endlich beschließe, mich über alles Vorige nicht weiter zu ärgern, sondern im Stillen zu nützen, und dem gemeinen Verstande durch nöthige Distinktionen fortzuhelfen — da heißt es gar: er ist besoffen. — Das möchte nun seyn — denn der gemeine Mann mißbraucht dieses Wort bekanntlich sehr oft; er weiß gar nicht, was dazu gehört, und nennt schon gewöhnlich Etwas besoffen, was nach meiner Theorie noch kaum angetrunken ist. — Doch, was mich am meisten ärgert, ist folgender leidige Fall: während man mir andern Theils mit dem Prädikate „besoffen" Grobheiten anthut, obstinire ich mich meines Theils, so nüchtern herumzufahren wie ein Fisch im Mutterleibe. Und! welcher Widerspruch! Gerade jetzt, wo meines Herrn Geburtstag bevorsteht, muthet man mir zu, nicht zu trinken, also, mich nicht zu freuen;

da ich doch in dieser gnadenreichen Zeit eigentlich tagtäglich bey Anbruch des Morgens schon viel getrunken haben, und an dem großen Tage selbst schon frühe beym ersten Hahnenschrey für todt zu Bette gebracht seyn, und kein Zeichen des Wiederaufkommens mehr geben müßte, wenn noch Gerechtigkeit und Harmonie in der Welt wäre! — Aber hörtest du denn, mein Freund, wie fröhlich diese Jungfrau ward, als der Posaunenschall der Erlösung in ihre Ohren drang? — Ich versichre dich, es ist ein ungeheurer Entschluß! — Diese Jungfrau — meine Frau! Dieses seltsame Konglomerat von allerley Giftwurzeln zu meiner ewigen Hausarzney! Dieses Flaschenfutter zu des Teufels Zankwasser für meinen beständigen Haustrunk!"

„Laß nur dem Schicksal seinen Lauf. (tröstete Fink.) Es muß einmal geliebt seyn — du wirst sie schon zu bessern wissen — von weiblichem Geschlecht ist sie wenigstens offenbar — und der Bauer sagt im Sprüchwort: Eine Laus im Kohl ist doch besser als kein Fleisch!"

„Zu

„Zu dem allen kommt, (fuhr Lenz fort) daß ich mich diesen Morgen schon über zwey alte Zigeunerinnen entsetzlich habe ärgern müssen. Sie wußten Verschiedenes von meinem Schicksal und von der Geschichte unsrer adlichen Familie hier, und vermaßen sich hoch und theuer, es stehe mir ein ganz nahes und unerwartetes Glück bevor, welches groß sey, wenn es mir auch anfänglich ziemlich bitter schmecken werde. Dabei behaupteten sie, ich müsse wohl schon verheirathet gewesen seyn; und als ich mich unter Schimpfreden auf meine Keuschheit berief — du weißt, daß ich in meine Jungfrauschaft meinen größten Stolz setze — sagten die alten Trampelthiere, sie getrauten sich dennoch zu beschwören, daß es so sey. — Ich weiß nicht, sagte ich verwirrt, was ihr Lumpenpack verheirathet seyn nennt, aber ich kenne einen Bräutigam, der für euch Beide hinreichen wird — und griff nach dem Prügel. — Im Fortlaufen krähten sie noch, der Minister werde sie wohl besser aufnehmen als ich, sobald sie es nur verlangten. Und ich solle dich vom schönen Kordelchen aus dem

Badenberger Rauhthale grüßen. — Das Volk hat mich vollends blutdürſtig gemacht. — Apropos, ad vocem Durſt! — (Er zog eine klein. Bouteille aus der Taſche, trank, und drückte die Flaſche ans Herz.) O du — wie ſoll ich dich nennen — die in ihrer Fülle reizender als Hebe mit ewiger himmliſcher Freundlichkeit mich anlächelt —"

„Eingeſteckt! (rief Fink.) Man kommt!" — Lenz brachte ſeine Freundin in Sicherheit, und Steinach und Emilie traten herein.

„Freund Lenz, (fragte Steinach) wodurch haſt du Finken in dieſe ernſte Stimmung verſetzt?"

„Ich? — (ſagte Lenz.) Ich ſann eben mit ihm darüber nach, woher es wohl gekommen, daß der gute Homer als ein kleiner Junge ſo viele Naſenſtüber überm Lateinlernen erhalten, da hingegen der luſtige Ariſtophanes bekanntlich im achten Jahre ſchon ſeinen Speciss und Danz auswendig konnte —"

„Alſo — (drohte Steinach) in welcher Zeit des Wortes bibo leben wir, mein gelehrter Herr Kammerdiener?"

„Mit dem Präsens ist es in diesen Zeiten eine verdammt kitzliche Sache. (Erläuterte Lenz, und sah recht nüchtern dazu aus.) Denn es sind gewisse Worte wie Honig in mein Herz gefallen. — Hätt' ich nicht heute vor Tage schon das Perfektum, wiewohl auf eine höchst imperfekte Art, einigermaßen auf meine Seite gebracht, ich müßte ja wahrlich am Strahle des ewigen tantalischen Futurums verschmachten — denn diese tägliche Langeweile wird noch einige jüdische lange Tage lange dauern! — Aber auf den Tag nach dem längsten freue ich mich wie der Christ auf den jüngsten — denn an diesem will ich in einem neuen Leben wandeln, und ihn weidlich zu verkürzen suchen, so wie ich dann einmal etwas Plusquamperfektes zu liefern bemüht seyn werde —"

„O du Teufelsbraten! (sagte Fink.) An diesem Tage wirst du deine Seele schon so früh verprassen, daß du noch für des Satans Frühstück gar wirst. — Bedenke das Ende! Es wird dir dann nichts frommen, daß du jetzt das Wort bibo so poetisch flektirt hast —"

„Ich dächte doch! (meinte Lenz.) Denn, habe ich etwas Poetisches verübt, so bin ich ein Dichter; und man hat noch kein Beyspiel, daß der Satan einen Dichter gefressen hätte. Bekömmt er nun ja einmal sündlichen Appetit nach Bardenbraten, so läßt er doch sicherlich einen von jenen fetten Dichtern, die bey den Mahlzeiten singen — so einen rechten Bratenbarden rösten, und verschont dürre Dinger wie Unsereins, die außer ihrer Unschuld kein Loth Fett im Leibe tragen, und bis dato Gott sey Dank weder für Geld noch Viktualien gesungen haben. — Oder bin ich denn wirklich so dick als ich scheine?"

„Mein lieber Lenz, (sagte Emilie) nehm Er sich in Acht. Mein Onkel stellt Ihn auf die Probe. Philippine war so eben wieder sehr aufgebracht auf Ihn, und aus Seinen eignen Reden läßt sich schließen —"

„O gnädiges Fräulein, (sagte der Verfolgte) glauben Sie doch dieser bösen, giftigen Zunge nicht! — Ich lasse gleich, so wie ich da stehe, die Nüchternheit meines Geistes durch eine unparteyische Kommission untersu-

chen! — Diese Philippine ist nie gut und freundlich, als wann sie mir eine versalzte Suppe gereicht, oder Fischgalle in den Wein gethan hat. Sie ist so mager als die sieben dürren Kühe Egyptens zusammengenommen, und möchte gern mich und Meinesgleichen verschlingen. Alle ihre Reden sind ein Gewebe von Verläumdung, dessen Zeddel aus fremden Lügen besteht, und von ihrer eignen Bosheit den Einschlag erhält. Ich würde ihr nicht glauben, wenn sie mir auch in diesem Augenblick eidlich versicherte, sie habe mich in der vorhergehenden Minute belogen. Und wenn man ihr für ihre Verläumdungen den Mund verleimte, so würde sie doch ihre Afterreden noch durch das Organ, von welchem diese den Namen haben, ausstoßen! Ehe sie anfängt mit mir zu zanken, besieht sie sich immer erst heftig im Spiegel, rückt die Haube zurecht und steckt Ringe an. Wenn sie sich ärgern will, legt sie sich zu Bett und bestellt vorher Kaffee, oder eine Weinsuppe mit Zimmt, zur nachherigen Stärkung. — Das sind die allergefährlichsten Menschen, meine gnädigste Ge-

bieterin! — Sobald es über einen guten Namen hergehen soll, läßt sie ihr Stübchen mit weißem Sande recht hell und blank scheuern, wie ein schreiblustiger Pfarrer für den Studierheiligenabend; sie bittet sich eine Freundin, räuchert, macht sich's bequem und läßt bey der Bewirthung etwas aufgehen. Wenn sie ja einmal Gutes thun muß, so macht sie ein Gesicht wie ich mir das Antlitz eines Juden vorstelle, der von zwey Mann Wache zum christlichen Abendmahle geführt werden sollte. — Mit den bösen Geistern, die Philippinen besessen halten, könnte man in Ländern, die auch weit von der See liegen, alle Säue ausrotten, und doch würde die gute Person noch wenig Linderung spüren — o nein, die zahllosen Teufelchen in diesem Pandämonium drücken sich auf so kleine Häufchen, und rücken so zusammen, wie die Milton'schen — und zu einem Kühlbade für sie würden die Schweine der Gergesener und aller fünf Welttheile nicht Gondeln genug abgeben — der größte Theil dieser Teufelchen würde immer noch ledig und zu Fuß nebenher schwimmen müssen —"

„Er ist nicht klug! (schalt Emilie.) Das Mädchen ist zänkisch — aber so schlimm ist sie nicht!"

„Lenz meint es gar nicht so böse. (sagte Fink.) Es ist nur wieder so eins von seinen Miniaturgemälden in gigantischer Form. — Ich möchte dich vollends einmal in Versen alle deine höchsten Gefühle hererzählen hören — es müßte ein sublimes Stück von melischer Dichtkunst seyn! — Die gute Philippine hat übrigens so viel Tugend als irgend Eine in diesen letzten Zeiten; aber Lenz will durch solche Reden nur verbergen wie sehr er sie liebt, wie gut er insgeheim mit ihr steht —"

„Nun, gesetzt auch diesen ärgsten Fall! (rief Lenz mit Erbitterung.) Verdient sie denn aber durch ihre Verläumdungen meine Gunst, und diese Gnade noch obendrein, daß man sie entschuldigen will? Und alles auf meine Kosten? Ist es nicht Verläumdung, wenn sie einen Mann, der nur halb so vernünftig redet als ich, für betrunken ausgiebt? Eine Ehrenschänderin ist sie — o hätt' ich nur ihren sämmtlichen guten Namen hier! Ich

wollte ihn auf einmal ganz zu Grunde richten, und mehr über seinen Sturz lachen, als ich in meinem Leben über zwey ähnliche Fälle gelacht habe — einmal, als ein Marktschreyer, mit dem ich in Händel verwickelt war, mitten auf seinem Theater plötzlich die Stimme verlor, indem ihm durch eine besondere Zulassung Gottes das Zäpfchen schoß — und einmal, als ich einen akademischen Prosektor, welcher seinen lebendigen Pudel unbarmherzig zu zerschneiden und wieder zuzuheilen pflegte, allein erwischt, und heimlich zu seiner Territion selbst in den anatomischen Bock gespannt hatte!"

„Verzeih ihr! (sagte Steinach.) Wirf einen Blick auf ihre vorigen Verdienste um dich — auf ihre Tugenden —"

„Tugenden? (schrie Jener.) Wo sind sie? Sie besitzt ihre Paar Tugenden nur höchstens praesumtive, wie manche verderbte Weiber unsrer verderbten Zeiten die Keuschheit besitzen. Man nennt sie die Stillen, so lange sie nicht gereizt werden. Man glaubt, sie seyen im wahren Besitze dieser Tugend, während es ihnen nur an Veranlassung fehlt, von ihr zu

ſcheiden. Nur die Folie des öffentlichen Stolzes giebt dem Glas ihrer Keuſchheit den Glanz eines Edelſteins — Mangel an Gelegenheit iſt die lockre Faſſung, die noch alles in dieſem Glanze zuſammenhält. — Nun, wenn Sie meinen, ich könnte nicht friedfertig ſeyn, ſo will ich dem ſanften Linde augenblicklich zur Verſöhnung nachſetzen!"

Er lief fort, und Emilie äußerte ihre Beſorgniſſe über ſein unmäßiges Leben mit einer Art von Wehmuth, weil ſie ihm außerdem ſehr gewogen war.

„So iſts, gute Emilie, (ſagte Steinach) wenn der Menſch das Glück einzig im ſinnlichen Wohlbefinden für den Augenblick ſucht, und ſich auch noch dann, wann das Gewiſſen ſeine unbeſtechliche Stimme hierüber erhebt, zu ſehr gehen läßt! Indeſſen hoffe ich noch immer viel für Lenzens Wiedergeburt —"

„Mir iſt gar nicht bange für ihn. (ſetzte Fink dazu.) Der Grund ſeines Innern enthält einmal unzerſtörbare Reichthümer von Bildung. Angenommen, er glaubte ſich wirklich im Beſitz des wahren Glücks, (was ich doch

nur für affektirten übellaunigen Trotz gegen sein widriges Schicksal halte) — angenommen, er versänke auch einmal gänzlich in der Umarmung dieses schrecklichen Glückes, so wird er doch schnell erwachen und schnell fühlen, daß er am Busen des Elends erwacht ist; und der Genius, den ihm die Götter von der Geburt an beygesellten, wird ihn retten —"

„Dein guter Glaube thut mir in der Seele wohl. (sagte Steinach.) Er ist auch der meinige, und ist mir um so theurer, da mir der gute Lenz Gottlob nur als ein ins Unglück gerathener, oder liederlich gewordener Fink erscheint."

„Eine Ehre, (lachte Fink, und wandte sich an Emilien) welche ich nur in so fern zu schätzen weiß, als Ihr Herr Vetter bey fremden Leuten mit desto tieferer Achtung von mir spricht! — Allein — um nicht das zu vergessen, wovon ich noch reden wollte: Dergleichen Leuten kann doch meistens durch eine Kleinigkeit geholfen werden. Aber lassen Sie uns nun einen solchen Unglücklichen betrachten, wie Herr von Warnek ist! Wie mag

Einem von dieſer Art aufzuhelfen ſeyn? — Er iſt ſtolz auf den eigenthümlichen Beſitz des Schönen — und lebt doch in der Tiefe des Abgeſchmacks! Er exiſtirt, wie manche gelehrte Werke, nur noch in der Ueberſetzung. Das Original von ihm iſt verloren gegangen — es iſt im Feuer übertriebner Kultur verbrannt. — Könnte man ihm die Kultur abnehmen, dann ſähe man erſt die wirkliche Geſtalt, und er würde nicht mehr mit fremden Zungen reden, ſondern aus ſeinem Originalhalſe pahen. — Was? Ein ſolcher Menſch — das ſchwöre ich Ihnen zu — hält in ſeiner Krankheit uns Alle noch obendrein für einfältig! Während wir ihn unten in den Sümpfen des groben Stoffes herumwaden ſehen, und ſein Unglück beſeufzen, erblickt er ſich ſelbſtgefällig im Spiegel ſeiner Eitelkeit — wie ein reiner Geiſt durch die Tempelhallen des Schönen wandelnd! — Nun frage ich: was für Mittel und Wege hat die Gnade Gottes übrig, um ſo Einem beyzukommen?"

„Hauptſächlich die Frauen, (ſagte Steinach) da die Männer zu verdrießlich hierzu

sind. Und wirklich macht Luise ihm zuweilen mit zwey Worten oder einem einzigen Blicke seinen wahren Gehalt nach dem ästhetischen Steuerfuße viel verständlicher, als dieß seinem besten Freunde durch stundenlange Ermahnungen möglich wäre."

„Apropos, Steinach! (rief Emilie erschreckend.) Ich habe etwas vergessen." Sie berichtete ihm leise, daß sie ihren allerseitigen nächtlichen Abschied im Garten Luisen geschildert, und — da diese mit auffallendem Unmuth Steinachs Betragen getadelt und sich erkundigt, ob er nichts von ihr selbst gesprochen — Steinachs Abschiedskuß richtig bestellt, und dabey seine heitere Laune mit großer Wärme vertheidigt habe. Luise sey darauf sehr trübsinnig in ihr Schlafzimmer gegangen, und befinde sich seit jenem Abend wieder in einer so unleidlichen Stimmung, daß sie heute Warneken, wegen einer äußerst geringfügigen Zudringlichkeit, im Beyseyn des Herrn von Pölten geradezu an die Ohren geschlagen, und dem Baron Krünitz etwas Bitteres gesagt habe. Hierdurch werde sie sich

von neuem die nachtheiligsten Benennungen und Urtheile zuziehen.

„Ich will ihr einmal Vorstellungen machen. (sagte Steinach.) Am schlimmsten sind doch immer Sie selbst daran, meine gute Emilie. Es gehört eine Engelsgeduld dazu, um diese Launen zu ertragen. Zum Glück reicht Luisens Herz der duldsamen Freundschaft desto schönern Lohn —"

Eben öffnete Luise eine Thüre, und sah heraus. Sie schien von einer gewissen Empfindung überrascht, und erröthete leicht. „Guten Morgen! (rief sie mit gezwungener Freundlichkeit.) Es scheint, du verklagst mich! Falsche!" — Sie legte auf das letzte Wort durch Ton und Blick einen besondern Ausdruck des Vorwurfs, welchen sie mit ihrem Lächeln nicht verbergen konnte.

„That ich das jemals?" sagte Emilie sanft; und in Luisens Angesicht blühten die Blumen der Zärtlichkeit auf.

„Aber wenn es nun anders wäre — wenn Emilie es dem Vertrauten vertraut hätte?" versetzte Steinach mit einem Blick, vor dem

Luise blöde die Augen niederschlug, und hochroth ward. Aber sie nahm sich schnell zusammen. „Emilie, laß uns eilen! Herr Fink, geschwinde auf mein Zimmer! Vetter, ich wünschte, Sie gingen zu meinem Onkel. Er hat sehr dringend nach Ihnen gefragt — gehen Sie, und ärgern Sie die Menschen nicht mehr!“

Was wollte er machen? Sie verschwand. Die Andern flogen ihr nach. Philippine verschloß die Thüre. Man lachte drin. Er ging.

Während dessen saß Schweizer neben dem arbeitsamen Brixenfels in der Einsiedeley, um ein Päckchen Briefe zu studieren, welches von seinem Onkel angekommen war. Es mußten sehr interessante Nachrichten darunter seyn; denn er ließ oft die Briefe sinken, um über ihren Inhalt einige Minuten lang ins Blaue hinaus zu träumen.

Nach einiger Zeit bemerkte Brixenfels, der an Luisens Brustbild malte, die beson-

dere Bewegung seines Freundes, und sah von der Arbeit auf. „Du hast gute Briefe?“ fragte er.

„Vortreffliche! (rief Jener entzückt aus.) Bis auf die leidige Nachricht, daß die Kränklichkeit meines Onkels doch zuzunehmen scheint. Vermuthlich aus diesem Grunde wünscht er sehr angelegentlich, daß ich meine Reisen endigen, und ihn von der Last meiner Güterverwaltung befreyen möge — wiewohl mir der herrliche Alte selbst nur die Schönheit und den blühenden Zustand dieser Güter zum Grunde seiner Bitte angiebt, und es für unverantwortlich hält, einem solchen Eigenthume länger den Rücken zu weisen. — Es thut dem Herzen so wohl, wenn es plötzlich einmal allerley werthe Gestalten aus der Jugend im alten Wohlbefinden an sich vorüberziehen sieht. — Ich läugne es nicht, daß ich mich heute von Herzen nach meiner Heimath sehne. — Wie kommt es denn, Wilhelm, daß der Mensch sich für seine Privatgeschäfte, für das, was ihm am nächsten liegt — ja wirklich für alles was zu seinem Eigenthume gehört, selten so

geneigt und thätig fühlt und bezeigt, als zu den Verhältnissen mit Andern, oder auch selbst zu Geschäften für Andere und zur Einmischung in allerley Fremdes? Wie viele Leute z. B. kennen die häusliche Lage Anderer weit genauer als ihre eigene! Wie viele giebt es, die vom Glück auf alle Art dazu ausgerüstet scheinen, um sich und dem Innern ihres Hauswesens selbst zu leben, und ihrem ganzen Vermögen allein vorzustehen — die aber den größern Theil ihrer Einkünfte Andern für die Besorgung oder Verwaltung derselben überlassen, und sich mit Gewalt und Hast nun in fremde Händel stürzen, worin sie zuweilen die eigne Ruhe verlieren und ihren gänzlichen Untergang finden! Hast du nicht oft bemerkt, daß selbst bessere Menschen kleine Geschäfte für Andere mit einer gewissen dringenden Eile abthaten, und ein wichtigeres — was aber zu ihren eignen gehörte — von einem Tage zum andern verschoben? Wie können wir dieß mit dem menschlichen Egoismus zusammenreimen?"

„Es giebt uns eben einen Beweis davon, (sagte Brixenfels) wie verwerflich und unlau-

lauter die gewöhnliche menschliche Selbstsucht ist. Statt die wahre Nächstenliebe von *sich selbst* anfangen zu lassen — statt diesen schlichten, ehrlichen Grundsatz im Leben sich und seiner Familie zum Heil auszuführen, affektirt der Mensch sehr häufig eine großherzig seyn sollende Neigung sich *für Andere aufzuopfern*! Dieses soll ihm, so glaubt der Thor, mehr Ehre bringen als Jenes. Dadurch, daß der Egoismus sich auf eine solche für ihn selbst verderbliche Art zu schmeicheln sucht, wird er aber nicht etwa besser, sondern nur dümmer und liederlicher. — Man sage was man wolle, so bleibt mir der Satz wahr: Der Mensch lernt keine schwerern, mühesamern und wichtigern Geschäfte im Leben kennen, als seine eignen. Denn die Kunst des Lebens ist die schwerste. — Vor allem sorge doch der Baum für tiefen Grund, für Mark und Rinde — dann erst strecke er seine Zweige nach der Fremde hinaus, um dort sichern Schutz und Schatten zu gewähren. Wie soll der Nächste sichern Trost an dir finden, wenn dein inneres Wesen im Verdorren ist? — Daher kommt denn auch

die menschliche Trägheit — die schon der selige D. Luther für unsere wahre Erbsünde hält — in unsern eignen Geschäften weit öfter zum Vorschein, als in fremden Händeln. Jene sind verdrießlich — diese bringen uns äußere Ehre. Bey diesen können wir so manche Auskunft treffen, so manches auf Andere schieben — bey jenen gilt keine Ausflucht; der Mensch soll sich selbst helfen, im Angesichte der Welt. Hier treibt es von außen her auf uns los, und da muß man Rath schaffen — dort pressirt ja nichts außer uns selbst; und, wann es nun nächstens geschehen wird, so soll die Welt noch zeitig genug darüber erstaunen! Denn auf die Welt ist bey dem gewöhnlichen Egoisten alles berechnet. Er will nicht der Beste, Edelste und Größeste seyn — er handelt nicht aus innerer Ehrsucht oder aus Selbstliebe — sondern, die Welt soll glauben, er sey das alles — d. h. er handelt aus Sucht nach der äußern Ehre, er ist ein Selbstschmeichler. — Wer als ein freyer Geist im Innern waltet, und die Faulheit von innen heraus zu vernichten vermag, der

ist sein eigner Freund, und wird seinen Nächsten lieben können als sich selbst. Und diese Kraft ist das ausschließliche Erbtheil der vortrefflichsten Menschen. Aber wer nur den Götzen der äußern Ehre anbetet, wer zum Guten nur durch die Peitsche von außen getrieben werden kann, der betrügt mit sich selbst auch die Welt. Denn während er ihr eine Zeitlang zu nützen scheint, behält er mit seinem Egoismus auch den Eigennutz, die Habsucht und andere Laster bey — und wie kann er diese jemals lassen? Im Innern dehnt sich ja die Trägheit noch immer, und will und muß ihr Futter von fremden Leuten bekommen! — Viele Menschen würden das, was ich dir so eben sagte, vollkommen verstehen, und leider wahr finden müssen; du selbst, lieber Karl, vielleicht am wenigsten, weil dieß alles weder auf dich noch deine Lage paßt — außer etwa, in so fern du dir es jetzt, wie ich vermuthe, zum Vorwurfe machst, daß dein Vermögen, deine Güter und Unterthanen dir selbst noch so wenig bekannt sind."

„So war es allerdings, als ich dir jene

Frage that. (versetzte Schweizer.) Und es ist mein ernstlicher Vorsatz, dieses bisher so mühesam bearbeitete Innere nun auf meine nächsten Umgebungen zu veräußern."

„Wiewohl aber (fuhr Brixenfels fort) der Egoismus ein recht heimliches Geschwür im Menschen ist, das er sich nicht aufstechen läßt, weil er es Niemanden entdecken mag, so finde ich mich doch sehr geneigt, ihn, als zur besten Welt gehörig, in Schutz zu nehmen, sobald ihm von jener wahren edlen Selbstliebe, die ich dir vorhin schilderte, nur irgend Etwas beywohnt. — Denn, wie könnte es wohl an sich schlimm für die Welt seyn, daß jeder Mensch sich im Grunde für den Besten, Klügsten u. s. w. hält? daß in seinen Augen jedem Verdienste eines Andern — auch wenn er es willig anerkennt — doch immer noch Etwas zu fehlen scheint? Weil er selbst die Sache nicht sagte, that, schrieb oder betreiben konnte? Weil das Ding von ihm doch vielleicht wenigstens eine andere Form würde erhalten haben — allerwenigstens in gewisser Rücksicht, hier und da? —

Glaube mir, Bruder, es geschähe in der Welt gar nichts, geschweige denn etwas Gutes, wenn nicht Jeder in dem süßen Wahne lebte: Dieß und das habe ich recht schön gemacht — die Welt wird und muß es loben — Dieß wird an mich kommen, denn wer könnte es außer mir?"

„Es ist ein sehr interessantes Geschäft für mich, (sagte Schweizer) an einem ganz neuen Bekannten den Egoismus zu entdecken. Oft scheint uns ein Mensch so unbedeutend, daß wir ihn kaum als für sich bestehend, sondern nur als das überflüssige, höchst geringfügige Anhängsel irgend einer großen langweiligen Mehrheit betrachten. Aber, da kommen wir schön an, wenn ihm gerade unser Schicksal Gelegenheit macht, sich uns zu erkennen zu geben! Hilf Himmel! Der Kerl hat seinen aparten Wirkungskreis, um den die Welt sich ehrerbietigwartend herumlagert, oder doch dreht! Von ihm und seinen Meinungen spricht man! Er ist ja ein nothwendiges und berühmtes Glied des Ganzen, und hat sogar schon allerley gedacht und gethan! — Kurz,

wir glauben zu träumen, fangen endlich an zu lachen, und rufen heimlich aus: Fürwahr, ich selbst könnte mir kaum so viel einbilden, als Er! Aber da kneipt uns das Gewissen mit einer beißenden Bemerkung über unsere eigne Selbstsucht plötzlich wach — und nun werden wir auf einmal höflich gegen den fremden Herrn! — Doch, laß uns jetzt lieber von meinen Briefen reden! — Es sey demnach beschlossen, wir reisen; und dieß in wenigen Tagen! — O, Bruder, die Vergangenheit lebt heute so deutlich vor meiner Seele! Alles ist mir so neu — wie wir uns auf der Akademie fanden, und wie unsre Freundschaft im Morgenschimmer des Lebens sich sonnte und gedieh — wie du dich der Wissenschaft abthatst, und der Kunst ganz hingabst — wie man dich zum Hofmaler machte, ohne Brot versteht sich, damit die Kunst keine Neider hätte und dein eignes Vermögen auch an den Mann käme — wie es mir indessen noch schlimmer erging, meine theure Amtmannstochter starb, und der Onkel mir mit Heirathsanträgen zusetzte, um den Schmerz über die un-

vergeßliche Sophie zu heilen — wie du mich tröstetest — wie uns die Welt wieder lachte, und wir unsre Reisen antraten — wie wir unsern Fink fanden — wie du ihn und mich rettetest, und uns leben lehrtest — o Wilhelm, du, der mir Alles ward — wie könnte ich dich jemals lassen!"

Sie hatten sich einander genähert, und umschlangen sich jetzt. „Die Kunst, (sagte Brixenfels) und dein eignes rastloses Streben nach Vollkommenheit haben dich gehoben. — Aber wohlan, laß uns endlich den Gedanken ausdenken: Das Ziel unsrer Reise ist da, und — die Trennung naht! — Wird sie denn ewig seyn?"

„Nein, nicht Trennung — laß dieß fürchterliche Wort nicht über unsre Lippen kommen! (rief Jener mit Schmerz aus.) Höre mich erst zu Ende. In der Mitte meiner Besitzungen mußt du deine Kunstanstalt gründen. — O nein, (fuhr er mit weicher Stimme fort, und zeigte ihm einen Schenkungsbrief mit großen Confirmations- und Consensssiegeln bedrückt) mein Wilhelm darf nimmer von mir scheiden! —

Das kleine Haus zu Neuenburg, und dreyhundert Morgen Land um das Häuschen her, sind auf ewig dein! Nicht dein — Wilhelm, sey stille, und verstoße mich nicht — nicht dein, sondern der Kunst! — Denkst du noch an die große Wiese, die lieblichen Wäldchen, den mächtigen schiffreichen Strom, an dessen Ufern wir fischten, jene Weingärten, nur tausend Schritte entfernt von der reichen herrlichen Stadt? — Dort thut sich deine Heimath jetzt auf — dort im schönen Thale wird dein stiller Herd seyn — jene Wellen werden leiser vorübergleiten, um den Bildner nicht zu stören — nur den beglückten Freund werden sie täglich in seine Arme tragen. —"

„Du bist ein feuriger, trefflicher Mensch! (fiel Brixenfels ein, und umarmte ihn mit tiefer Rührung.) In diesem schönen Augenblicke durchschaue ich erst deine ganze Herrlichkeit! — Aber, mein Vaterland ist die Welt — mein Kunstplan ist das Wichtigste an meinem Leben — und, wenn ich gleich nicht befugt bin, der Kunst die reiche Gabe ihres reichen Freundes zu verschenken, so müssen doch vorher noch gar

viele weit wichtigere Umstände mit diesem schönen Lokal in glückliche Verknüpfung kommen, ehe ich dein edles Anerbieten anzunehmen vermag. — Ich bin für den Augenblick zu sehr bewegt, um mich weiter zu erklären. Verschließe nur alles, du edler Mann, bis wir eine besondere Unterredung über meinen Plan abhalten können — und dieß wollen und müssen wir nächstens. Denn unser gesammtes Leben scheint sich seinem wichtigsten Punkte zu nähern."

„Gut, (sagte der Graf beruhigter) ich wollte für jetzt nur Hoffnung; und die hast du mir nicht geraubt." — Er dankte seinem Freunde mit einem Händedruck.

„Nun? (rief der eintretende Fink.) Was macht der alte Onkel? Vorwürfe über deine großen Reisekosten? Lies nur flüchtig durch, und wenn es ein Zankbrief ist, so schick' alles unerbrochen zurück!"

„Er befindet sich nicht wohl, (sagte Schweizer) und wünscht daher meine baldige Zurückkunft."

„Leere Ausflüchte! (versetzte Fink.) Es

ist nur der Verwandtengeiz, der ihm in die Glieder geschlagen ist. Auch findet man selten einen Menschen, der mit seiner ganzen Familie sich schriftlich so wohl befindet, als mündlich, wo man ihn schon eher überführen kann, daß ihm Essen und Trinken schmeckt. Daher halten viele Leute ihre Briefe so geheim vor ihrer Familie. Wollte man überhaupt alle Lügen aufzählen, die auch der Beste — sobald er nur irgend eine starke auswärtige Korrespondenz zu führen hat — täglich macht, so wäre oft an unserm ganzen Leben kein wahres Wort! — Neulich habe ich den Leibarzt darüber abgehört, wie jetzt hier die empfindsamen Freundinnen sich zuweilen das Wort geben, ihn herumzujagen, indem sie einander als kränklich bemitleiden. Er komme nie hinter die Wahrheit, behauptete er, und man müsse oft nur gute Nahrungsmittel, Mangel an Bewegung und stärkenden Schlummer verordnen, um selbst Ruhe zu haben. — So kommt er z. B. zur sanften Frau A., und fragt nach ihrem Befinden. „O mir mir, lieber Doktor, geht es — wie immer — leidlich — Sie wissen

ja, daß ich nicht gern klage — aber, gehen Sie doch zu der guten B. — Gott, was das Weib leidet!! —" Er eilt zur Frau B. „Ach, ruft sie ihm sanft entgegen, bester Doktor, Sie können mir endlich bestimmt sagen, was die arme A. macht — Gewiß hat die Gute Sie zu mir geschickt — und der Engel leidet selbst so sehr!!" — Nein, es geht recht gut, sagt er beherzt — aber, da trifft ers! „O, wie kennen Sie das glauben, sagt sie — Sie sollten doch ihre Natur besser kennen — aber freylich, sie ist, wie ich; sie klagt nicht gern, und es wird einmal sehr bald um diese papierne Gesundheit geschehen seyn — O, das liebe Weib ist sich selbst so entsetzlich hart!" Zum Glück kann er dieß Letztere wahr finden, da er weiß, daß die Frau A. sich Abends zuweilen einen dicken Leib ißt. — Doch endlich — sollte es auch erst bey der Frau X. Y. Z. seyn — muß denn wohl einmal eine Krankheit genannt werden, und da kommt nun so Etwas zum Vorschein wie „Mattigkeit zum Umsinken — rasendes Kopfweh — Magenkrampf", wobey

immer das bequeme Hauptübel der „entsetzliche ewige Hunger ist!“ Kurz — alles läuft, sobald er es ins Deutsche übersetzt, gewöhnlich auf die Klage jenes Spaßvogels hinaus, der zum Arzte sagte: „Ach, Herr Doktor, ich bin erschrecklich krank — ich verliere allen Appetit, zur Arbeit — und bey meiner unnatürlich starken Eßbegierde bin ich dennoch beständig mit einem unauslöschlichen Durste geplagt — welches mich denn, wie Sie leicht denken können, so abmattet, daß ich nun schon seit langer Zeit eben die ganze Nacht zu Bette liegen muß!“ — Doch alles dieß geschieht mündlich nur mit Vorsicht, weil man sich die Zufuhr des Proviants nicht abschneiden darf; schriftlich aber hat die menschliche Verkehrtheit freyes Feld. Da spielt mancher Mann, der einen Geldbrief schreiben, oder sonst eine bestimmte Antwort von sich geben soll, auch mit den wichtigsten Wahrheiten und Gefühlen. — „Ich kann heute nicht antworten — ich leide wieder einmal entsetzlich an meinem alten Uebel,“ soll heißen: an meiner Frau — an meinem Beutel — und, du mußt warten! — „Gott, mein Bruder ist todt —

verzeihen Sie — aber ich kann heute nicht weiter — diese Szenen haben meine Gesundheit vernichtet!" soll heißen: Gottlob, mein Bruder ist zwar unbeerbt gestorben, und wie gern gäbe ich meine Frau drum, wenn meine Schwester auch so sanft und selig aufgelöst würde, als jene Zwey, damit ich dich bezahlen und ferner anführen könnte — aber zu beiden letztern Dingen weiß ich heute noch keinen Rath. — „Eine nothwendige Reise hat mich verhindert eher zu antworten." soll heißen: Es geschah aus Faulheit oder Geiz oder Furcht, und ich bin nicht hinter dem Ofen vor gekommen — oder gar: aus Aerger darüber, daß ich deinen Mahnbrief beantworten sollte, bin ich von Hause weggegangen, habe angeblich eine Reise nach Geld gethan, und bin mit neuen Schulden glücklich zurückgekommen. — Nun? Wem von euch, meine Herren, ist nicht einmal wenigstens etwas Aehnliches passirt?"

„Keinem! (sagte Brixenfels lachend.) Und man kann nichts Frecheres und Unverschämteres sehen als dich, sobald du das menschliche Herz zu verläumden anfängst! — Höre,

Fink, wollen wir unſre Reiſen endigen, und die Augen nach dem Norden wenden?"

„Ich bin bey Allem — (antwortete Fink) aber — da müßten wir ja auseinander? Wie wird das ſeyn, Kinderchen?" — Er ward nachdenkend, und legte nach einiger Zeit mit wehmüthiger Miene ſeine Hand auf des ſchweigenden Brixenfels Schulter.

„Der Graf (fuhr dieſer endlich fort) hat vorgeſchlagen, daß wir vor der Hand noch auf ſeinen Gütern zuſammenleben ſollen, da ihm die Alpen zum zweytenmal zu hoch ſind. Er hofft indeſſen, daß wir Beide unſern bisherigen Fleiß verdoppeln werden, um auch in jener theuern Gegend unſre eignen Erhalter zu ſeyn, in ſo fern dieß ſeiner gaſtfreyen Weiſe und den bis jetzt unter uns beſtandenen Geſetzen angepaßt werden kann. Unter dieſen Bedingungen dürfen wir alſo von ſeinem Anerbieten Gebrauch machen —"

„Bravo!" rief Schweizer ärgerlich, und wollte fort.

„Geduld! (ſagte Brixenfels.) Mein Rath iſt alſo dieſer. Schweizer reiſt ab, und

wir beide ziehen langsam hinterher, mit möglichstem Fleiß und Geize, damit der Ueberschuß unsrer Reisekasse, der in Sabinium so sehr gelitten hat, endlich wieder wachse. Du hast bisher, laut meiner Rechnung, ziemlich oft Louisd'ore zur Kasse geliefert, aber auch viele verthan — Denkst du, deine tollen Sprünge kosteten nichts? — Das heißt also nur so viel, du sollst Gott fürchten, und im Fleiße nicht erkalten. — Uebrigens sind wir kapabel, aller Welt zum Trotz, der ganzen Gesellschaft hier noch vor unsrer Abreise ein dejeuner dansant zu geben, wovon man reden soll. Ist es dir recht, lieber Karl?"

Der Graf hatte nichts dagegen, wenn es auf seine alleinige Kosten geschehe, und Brixenfels dabey, wie immer, die Hauptrolle spiele.

„Das Letztere wird vielleicht nicht mehr nöthig seyn. (meinte dieser.) Denn mich dünkt, du spürtest seit einigen Tagen schon gewaltigen Drang, dich aus der Grillenwelt wieder in den Grafenstand zu erheben."

„Aber, ihr sollt mit mir reisen, (eiferte

Schweizer) und dort ruhen, und mein gehören, und unſern Kunſtplan beginnen!"

„Den bereden wir erſt noch hier. (ſagte Brixenfels.) Ja, Fink, an den Plan ſoll es nun mit allem Ernſte gehen."

„Endlich? (rief Fink erfreut aus.) Aber noch Eins — wie ſieht es dort mit den Frauen aus? Lieferſt du uns auch weibliche Geſellſchaft quantum satis gratis? — Denn wer ſoll mit mir ſpielen, ſchäkern und mich putzen, wie Gundchen und Emilie und Ida thun? Giebt es dort dergleichen hübſche Dingerchen?"

„Verſteht ſich! (ſagte Schweizer.) Mädchen zum Küſſen und zum Malen! Und du ſollſt ſie in die Schule nehmen!"

Fink jauchzte laut, und fiel ſeinem Freunden um den Hals. — „Nur vergeßt nicht, (ſagte er) bey dem erſten Beſchluß über den Kunſtplan hauptſächlich mich zu Rathe zu ziehen, da ich ohne Ruhm zu melden die Welt von einigen Seiten beſſer kenne als ihr."

„Guter Fink, (ſeufzte Brixenfels) des Menſchen Machwerk wird vergebens für die Ewig-

Ewigkeit berechnet! — Aber Steinach — Steinach geht mir nahe! Er war es, der uns hier um sich her versammlete — er ist wieder so innig mit uns vereinigt — ich möchte sagen, er ist der Beste unter uns — und ach, wir müssen ihn nun in diesem Winkel zurücklassen, wo er vielleicht noch lange mit seinem Mißgeschicke fortkämpfen wird — o, das thut mir im Herzen weh!"

„Ich habe ihm die besten Vorschläge gethan; (sagte Schweizer) aber er hat mir auf eine Art widerstanden, die ich nicht tadeln konnte. Uebrigens bin ich nicht im Geringsten unruhig über sein Schicksal, und es freut mich, daß auch er jetzt in einer gewissen Krise lebt, und sich nach einem größern Wirkungskreise sehnt. Glaube mir, er weist seinen Wiesen und Kohlbeeten den Rücken, sobald wir fortgehen."

„Herrlich, herrlich! (rief Fink.) Und vielleicht gewinnen wir ihn gar für unsre Sache! — Also wäre denn nun alles im Klaren! Ich blicke wieder mit neuer Lust eine Strecke ins Leben hinein! — Ich sehe uns

alle ſchon auf deinen Gütern herumwirthſchaften, und drücke den alten Onkel ans Herz. — Aber, wie ſoll ich von hier wegkommen — ach, wie wird mir ſeyn, beym Scheiden von all den lieben Weibern! Hätt' ich nur Thränen genug — ich wollte ſchon heute einen ganzen Sund oder Belt damit vollweinen! An das liebe Gundchen und ihr ſüßes Koſen und Spielen bin ich nun einmal gewöhnt — und wirklich iſt ſie mir zur Unterhaltung die Liebſte unter Allen. — Sie ſteht gerade in dem intereſſanten Alter, wo die zärtliche Jungfrau im Mädchen erwacht — wo das Mädchen am Abend nicht mehr eher einſchläft als es ſoll, ſondern ſpäter — wo es ſtatt feſt zu ſchlafen nur ſo leicht hindämmert, daß eine Nachtigall es wach ſingen kann — wo es gern allein geht — insgeheim in ſeinen Briefchen kramt — mancherley ſchreibt, und alles wieder verbrennt — des Morgens mit einem tiefen Seufzer, aber doch freundlich erwacht, dann über ſeltſame Träume klagt, und dieſe auf keine andere Art erzählen will als durch Errathen. — Und mit dieſem zarten Jugendgewande, meine

Herren, bin ich, mit eurer Erlaubniß, auch noch ein wenig angethan, und gefalle mir, Gundchen gegenüber, ganz teufelmäßig wohl darin — wenn gleich neulich der alberne Steinach mich in dieser Hinsicht mit einem Gaskogner verglich, welcher sein Hemd vier Wochen lang auf Einer Seite trug, und dann beym Umwenden desselben vergnügt sagte: il fait bien beau être dans le linge blanc! — Das beyseite gesetzt, freue ich mich dießmal ganz unbändig auf unsre Trennung, weil sie so schnurstracks zu unsrer Wiedervereinigung führt! Wenn wir nun so einpacken, und auf die Postillons fluchen, und auf unsern Bedienten losprügeln — und nun in Sabinium und Hohenblat Abschied genommen, und uns wer weiß noch aus welchen festen Banden losgewunden haben — und nun da stehen, und an die rothen Augen sechs Augenbäder halten, und uns durch den frohen Gedanken an unsre eigne Trennung wieder erheitern — und endlich Schweizers Postillon zuerst bläst, weil er einen Grafen fährt — und ich mich über den Kerl ärgere — aber zuletzt wieder gut werde —

und nun so vor dich hintrete, und sage: o du theurer Graf, lebe dann wohl — wohl — Gott, ich kann nicht mehr — sey glücklich, und nimm meinen besten Segen und meine letzten Ermahnungen! Handle stets als Christ, wenn du etwas Erkleckliches aus dem Judenleibzoll nehmen willst — kreuzige dein Fleisch und Bein, wenn deine hochmüthige Frau behauptet, sie sey auch eine Rippe daron — sey gutthätig, wenn dein Appetit dich um eine milde Gabe anspricht — lebe keusch, wie der weise Salomo — sey vorsichtig, ehe du dich gegen Andere nachsichtig zu seyn entschließest — sey getreu, gegen alle Frauen, damit du deiner eignen die Treue gegen dich allein mit desto größerm Recht einschärfen könnest — sey ein Mann gegen sie, lieber Graf — fürchte dich in dieser Welt vor nichts, was eßbar ist, sondern sey tapfer, gegen deine Bedienten und Unterthanen — Kurz, mein Freund, sey Alles was du willst, nur zur rechten Zeit, und mit einer guten Art, die uns durch die Welt hilft. — Was? Wenn bey unserm Abschiede nicht alles sich wörtlich so begiebt, wie ich

jetzt prophezeihte, so sagt, ich hätte eben gelogen!"

Unruhig schwebte die kränkelnde Iba, mit dem Strickkörbchen am Arme, in ihrem Zimmer umher. Alle Fenster waren geöffnet, und liebliche Kühlung wehte von außen herein. Aber im Innern des entzündeten Mädchens pochte ein feuriger Gast; das süße Gift der nächtlichen Küsse war in alle Adern gedrungen, und hatte die Schmachtende schon bis zu jenem Zustande gebracht, in dem ein junger Busen, von seiner eignen Fülle beunruhigt, keinen Frieden mehr kennt, als den, welchen die Liebe, nur im Triumphe noch großmüthig, unterzeichnet — bis zu jener zärtlichen Beklommenheit, worin bey jedem leisen Wort und Seufzer die Sehnsucht öffentlich mitspricht, und jeder stille Blick schon aus der Thräne des Selbstgeständnisses hervorschimmert. — „O meine theure Franzieka! (rief sie aus.) Warum mußtest du mich mein eignes Herz in dem Spiegel des deinigen sehen lassen! Ich kannte die Liebe nicht, und

erblickte mich plötzlich als ihre Beute. Sorglos schlummerte ich an der Brust eines niegekannten Glückes — ach, ich war so selig, da mein Auge noch in unschuldigem Spiel an seiner Gestalt hing, und süßere Nahrung aus den Strahlen seiner zärtlichen Blicke sog als die Biene aus Blütenkelchen! — Seine holden Worte drangen in mein offnes Herz — er war ein Freund, den meine Seele liebte — o, es wäre ewig so geblieben! Aber du, Franziska, wecktest mich so unbarmherzig aus dem schönen Traum — und wozu? Nicht zur Vernunft, noch zu meiner Pflicht — nein — zur Eifersucht bist du erwacht, Unglückliche, und das Elend liegt weit und schrecklich vor dir da! —" Sie schluchzte laut. — „Du sollst zu Grunde gehen — (fuhr sie fort, und verweilte vor einem Spiegel) deine Blüte muß verbleichen, Ida! — Er nannte mich einmal schön — wie mir da sein Lächeln wohl that! Ach, er hatte den Zauber ihrer Lippen noch nicht gekostet — und wie tief stehst du unter jenem prächtigen Bilde, armes Mädchen! — Gab es jemals ein hoffnungsloseres Sehnen, als das meinige? —

Und, während eine thörichte Liebe mich langsam verzehrt, und die Qual der seltsamsten Eifersucht mein Herz zu zerreißen droht — was soll ich, was kann ich thun oder sagen — was darf ich der Welt gestehen? — Soll ich meine Aeltern mit der Entdeckung tödten, daß ich aus Liebe zu einem reisenden Maler wahnwitzig geworden bin? — O, meine herrliche, stolze Mutter, du sollst es nie erfahren, warum dein Kind verschmachtet ist! — Oder soll ich ihm selbst meine Liebe gestehen, ihm, der mich vielleicht nie geliebt hat — ach, ihm, dem noch gestern Franziska insgeheim ihre Hand an die Lippen drückte? — Oder der Prinzessin Geständnisse thun, ihr, die thörichter ist als ich? Sie auf den Knieen um den Mann bitten, welchen ich nie besitzen darf? — Oder mich Steinachen entdecken, daß er die Romanheldin verachte? — Und wenn nun diese fürchterliche Prüfungswoche vorüber ist, soll ich den Präsidenten mit meiner Hand betrügen? Diesen Würdigen? — Pölten, Pölten! Wüßt' ich, daß du willig und kalt und treu genug wärest, um mich an deiner Seite nach und

nach verbluten zu sehen — könnt' ich dich zu meinem Freunde gewinnen — o, ich wollte dich wie einen Gott ehren, ich wollte Muth fassen, dir sogleich mein ganzes Herz öffnen, und die deinige seyn! Meine Freundschaft sollte dir lohnen."

Sie dachte jetzt diesen letztern Gedanken zum erstenmal deutlich aus. Er gab ihr eine Art von frohem Muth, und hielt jeden tragischen Entschluß von ihrer Seele fern. Nur der einzige Zweifel peinigte sie, ob dann Pölten auch großmüthig genug seyn werde, ihre Hand noch anzunehmen? — Sie war zu gebildet, um nicht sogleich ihre ganze mitleidswerthe Lage zu übersehen — zu tief verwundet, um sich von dieser Liebe selbst zu heilen — zu enthusiastisch, um nicht sich selbst willig zum Opfer für das Glück der Aeltern zu weihen — zu kindlich und zart, um ihre Mutter durch Geständnisse zu kränken, welche ohnehin nichts ändern konnten — und zu stolz für jedes Geständniß an die Welt, oder an den Mann ihrer Liebe, der, wie sie glaubte, längst in einer andern strafbaren Leidenschaft brannte, und

ſeine ganze Seele ſchon an die fürſtliche Braut verloren hatte. Denn bey Franziska's Schönheit ſah die Beſcheidne nicht ein, wie der feurige Mann einer Zuneigung widerſtehen könne, welche die Prinzeſſin ſo ſchlecht zu verbergen wußte, ſobald ſie mit ihm, oder Ida'n allein war, und die ſie doch vor der Welt ſo trefflich beherrſchen konnte! — Niedergedrückt von der Hoheit ihrer Freundin, fühlte Ida eine gewiſſe Erbitterung gegen ſie, ja ſie fürchtete gar, die einſt ſo edle Franziska bald verachten zu müſſen, ſeitdem ihr die Unbefangene — die kein Geheimniß vor ihr verſchloß — mit einer gewiſſen naiven Freude erzählt hatte, ſie ſey von Finken benachrichtigt, daß die Maler ſich vermuthlich bald am Hofe ihres Bräutigams niederlaſſen würden. — Das arme, von allen Seiten geängſtete Mädchen, glaubte jetzt ſchon fern bis in die Vorhöfe eines Verbrechens zu ſchauen — ihr reines Herz fand eine Art von Troſt in dem eignen Vorſatze, von allem Glück freywillig zu ſcheiden — und mit rührender Luſt hieß ſie den Gedanken an Pölten willkommen. — Aber

sie kannte die volle Stärke ihrer Liebe noch nicht!

Mitten in diesem Kampfe sah sie den Wagen ihrer Peinigerin heranrollen. Freundlich flog Franziska ihr entgegen, und drückte sie ans Herz. Fräulein Landstein war ihre Begleiterin.

„Du bist so heiß als ich, liebes Mädchen! (sagte die Prinzessin.) Gieb acht, wir zerschmelzen noch in diesem afrikanischen Sommer! Die Nacht war so frisch und kühl — und dennoch klopfte mir das Herz vor innerer Gluth. Sage mir doch, warum giebt es keine Betten von Eis — und warum habe ich weder Ruhe noch Rast? — Ey, wie du jetzt roth bist!"

„Ich fürchte nur, (erinnerte die Landstein) Ihre Durchlaucht werden sich bey den frischen Nächten einmal erkälten."

„Ach, du weißt viel! (rief Franziska, und machte sich's kühler, und athmete in tiefen Zügen.) Was gäben wir wohl jetzt für eine solche Nacht, Ida, wie die waren, als ich dich im Frühlinge bey mir hatte?"

„Sie sind dahin!" seufzte Ida.

„Ich hoffe, es iſt dir recht — (fuhr Franziska fort) ich habe Schweizern und ſeinen Freund hieher beſchieden, weil der letztere über die beſte Richtung unſrer beiden Geſichter vorher zu Rath gezogen werden ſoll? Auch wünſcht Schweizer ſelbſt, daß man die Fertigung der beiden Gemälde doch lieber ſeinem Freund anvertraue, ihn ſelbſt aber, weil er noch wenige Köpfe gemalt habe, nur hie und da ſeine Meinung dazu ſagen laſſe.“

„Auch ich wollte ſchon neulich hierum bitten, weil ich es beſſer fand.“ antwortete Ida, und fühlte, daß ein beträchtlicher Stein ſich von ihrem ſchwachen Herzen abwälzte.

„So werden Sie alſo (ſagte die Hofdame) das ſeltne Glück haben, von einem Grafen gemalt zu werden, der noch dazu höchſtwahrſcheinlich ein deutſcher Reichsgraf iſt. Denn man weiß ſchon alles Nöthige von ihm — nur der Name geht noch ab, da nach unſern Nachrichten gegenwärtig deren Etliche ſich auf Reiſen befinden ſollen.“

„Iſt's endlich heraus? (rief Franziska.) Nun, die Sache wird mich bald ſelbſt

interessiren. Man muß ihn zu entdecken, und vor dem Hofe bloß zu stellen suchen." — Sie gerieth in ein tiefes Nachdenken und seufzte. — „Wir haben ja (sagte sie zuletzt) den herrlichsten Maaßstab für die wahren Kennzeichen des vornehmen Anstandes von einem der größten Geister. Ida, laß uns doch unsern Lieblingsdichter darüber um Rath fragen, welchen unter den drey Reisenden wir nach jenen Kennzeichen als den Vornehmsten, als den Grafen zu betrachten haben!"

Ida holte das Buch, und mußte die zu dieser Materie gehörige Stelle vorlesen. *) Dann bemühten sie sich, das dort Gesagte auf unsre Freunde anzupassen. Die Landstein war am geschwindesten damit fertig, Brixenfelsen mit dem gräflichen Ehrenkleide anzuthun, und meinte, der Dichter selbst räume offenbar ein, daß Keiner eigentlich vornehm thun könne, der nicht vornehm geboren und

*) Was Serlo in Göthe's Wilhelm Meister B. 3. S. 193. über den vornehmen Anstand sagt.

erzogen ſey. Brixenfels betrage ſich aber wahrhaft vornehm.

Franziska hingegen fand, mit gleicher Parteylichkeit, das Meiſte der angegebnen Regeln eben ſo anwendbar auf Schweizern, als auf Jenen. „Du weißt es einmal, (gab ſie der Landſtein Schuld) daß Brixenfels der Vornehmere iſt, und darum biſt du nicht mehr zu einem unparteyiſchen Urtheile tüchtig. Wir Beide aber ſind noch nicht völlig überzeugt, und können uns alſo noch unbefangen auch die zwey Uebrigen als Grafen denken. Auch tritt ja hier — ſoviel iſt ausgemacht — der Fall einer abſichtlichen Verſtellung ein; und, wenn man von phyſiſcher und geiſtiger Leichtigkeit in der Haltung einen richtigen Schluß auf vornehme Erziehung machen dürfte, ſo würde ich gewiß vor Allen auf den gewandten Fink rathen, deſſen wildes Herumfahren vielleicht nur angelehrt iſt. — Aus dieſem Allen ergiebt ſich übrigens, daß wir jetzt gerade ſo klug ſind als vorher, und unſern Dichter noch ſehr ſchlecht verſtehen.“

„Ich glaube nicht, (ſagte Ida) daß er

diese Grundsätze überhaupt auf gebildete Künstler angewendet haben will. — Wir finden, so scheint es wenigstens mir, folgende hervorstechende Züge an diesen Malern: an Brixenfelsen, der seinen Charakter nur vorsichtig und selten zeigt, weltkluge Erfahrung, und eine gewisse Unnahbarkeit für leidenschaftliche Gefühle, verbunden mit einem hohen Grade von menschlichem Stolze, welchen er gegenwärtig, wie ich glaube, in Künstlerstolz eingekleidet hat — an Schweizern, edeln Charakterstolz, große Leidenschaftlichkeit, und — (ihre Brust hob sich jetzt höher, da es dem Freunde galt) tiefes, feuriges Gefühl für alles Herrliche — endlich an Finken, leichtflammendes Feuer zum Guten, Scharfsinn und Genie zu Allem, jugendliche Lust an jeder Fülle des Lebens, alles dieß aber ohne freye Thatkraft, und noch in einer schülerhaften Empfänglichkeit für jede Richtung. — Ein Urtheil über ihren Kunstsinn und ihre Künstlerkräfte wage ich nicht zu fällen. Allein, Jedermann wird schon in der ersten Stunde ihres Umganges sich überzeugen, daß sie sämmtlich in der Schule der größten und

kleinſten Welt erzogen und ausgebildet ſind; und daher würden ſie, auch wenn der Fall jener abſichtlichen Verſtellung nicht, ſondern nur eine völlige Fremdheit ſtatt fände, zwar an ſich nach den Regeln unſers Dichters beurtheilt, aber nimmermehr würde durch dieſe Regeln allein mit Sicherheit der Graf entdeckt werden können, den Fräulein Landſtein unter ihnen vermuthet, und welchen ich ſelbſt übrigens mit ihr — nur aus andern und mehrerley Gründen, als ſie — einzig in Brixenfelſen errathen würde."

Man bat ſie eben um Vorlegung ihrer Gründe, als unſre Freunde erſchienen. „Wir wollen ſie doch ſelbſt darüber hören!" flüſterte Franziska. — Sie begrüßten ſich, und Brixenfels fing ſogleich an, einige Attitüden zu entwerfen, woraus die Damen dann wählen ſollten. Schweizer ordnete ihre Haare, ſchmückte ſie und ließ die lieblichen Geſtalten in mancherley Bewegungen ſeinem Freunde vorüberſchweben. Als er ſich dann ſetzte, um auch zu zeichnen, fiel ihm die aufgeſchlagne Stelle des Dichters in die Augen.

„Erinnerst du dich noch, (sagte er, und reichte seinem Freunde das Buch) wo wir einmal über diese Stelle gesprochen haben?"

„Sehr wohl." antwortete Brixenfels, und gab, da die Damen leise zusammen sprachen, Jenem einen Wink, auf seiner Huth zu seyn.

„Ich wollte, (fing Franziska an) Sie erläuterten uns diese Stelle, von der wir noch eben sprachen. Serlo sagt, der vornehme Anstand sey eigentlich negativ. Dieß kommt uns schwer vor. Es muß doch in diesem Negativen auch eine gewisse wohlüberlegte Aktivität versteckt liegen — man muß doch den vornehmen Mann auch, indem er als solcher handelt, darstellen können — auch möchten wir lieber über das wirkliche Vornehmseyn, als über das Scheinen Aufschluß haben —"

„Ich verstehe jetzt. (sagte Brixenfels mit einem beißenden Lächeln.) Sie wünschten eine Regel, nach welcher man sogleich beurtheilen könnte, ob Einer der vornehm thut, nicht etwa ein Gemeiner ist — und umgekehrt.

Und

Und dieſe Regel fürs praktiſche Leben aufzufinden, wird ſehr ſchwer ſeyn."

„Voyés le traître!" liſpelte die Prinzeſſin.

„Nein, (ſagte Ida) das war es nicht allein. Die Frauen lieben die Ausführlichkeit, und faſſen einen ſolchen Begriff dann am leichteſten, wann ihnen der Lehrer beide Extreme giebt, und nun das, was in der Mitte liegt, herauszufinden ihnen ſelbſt überläßt. Alſo, wir wollen wiſſen: Was iſt ein vornehmer Menſch im beſten — was iſt ein gemeiner Menſch im ſtrengſten Sinne des Worts?"

„Ein vornehmer Mann — (ſagte der lebhafte Schweizer) ein Mann, der zuerſt nimmt, vor Andern genommen oder geſetzt wird — iſt eben ein Jeder, der durch Umgebungen, Betragen, Thun und Laſſen im Aeußern den Vorzug vor Andern behauptet."

„Bemerken Sie, (ſetzte Brixenfels dazu) wie begehrungswürdig jetzt das Prädikat Vornehm auf einmal erſcheint! Iſt es nicht eben ſo gewiß der letzte Adel alles irdiſchen Glücks und zeitlichen Werths in den Augen

der ganzen groſsen Welt, als das Schöne zuletzt auch die Tugend noch zu adeln vermag? Ja, das Schöne selbſt, in einer gewiſſen Vollendung gedacht, läßt ſich eigentlich nur im Glanzlichte des Vornehmen denken."

„Ein gemeiner Mann hingegen (fuhr Schweizer fort) ſteht wegen ſeiner Umgebungen und ſeines Betragens immer in einem gewiſſen Nachtheile gegen Andere in Rückſicht des Aeußern."

„Um aber (fiel Jener wieder ein) den reinen Begriff des höchſten und ſtrebenswertheſten Vornehmſeyns zu faſſen, müſſen wir uns vor allen Dingen Standeshoheit, Geburt, Tugenden und Glücksumſtände völlig wegdenken — denn ſie ſind an ſich keine nothwendigen Bedingungen des Vornehmen, ſondern nur oft vorkommende Eigenſchaften, und Hülfsmittel dazu."

„In dieſem Sinne (meinte Franziska) kann alſo ein Kaiſer gemein, ein armer Abbe vornehm ſeyn."

„Vortrefflich! (rief Brixenfels.) Uebrigens enthält das Vornehmthun oder ſcheinen

nur eine uninteressante, oft widrige und lächerliche Prätension; das Vornehmseyn aber ist schon ein ernsthaftes und wohlgefälliges Postulat des Würdigen und Edlen."

„Wir wünschen, daß man uns lebendige Beyspiele und einzelne Bilder von beiden Extremen aufstelle." verlangte Ida.

„Der Vornehme (fuhr Schweizer fort) scheint in der Gesellschaftsreihe aus Zufall voranzugehen; er nimmt aus Gewohnheit den ersten Platz ein, wenn er ihm gebührt; dort ist er gern gesehen. Der Gemeine drängt sich noch auf den untersten Plätzen vor; man lächelt über ihn, selbst wenn er auf dem letzten steht, und wünscht ihm ein besseres Betragen. — Beym großen Gastmahle nimmt der Vornehme die feinsten Speisen an; vom strengern Leibgerichte redet er wie von einer Schwachheit; man setzt es ihm vor, aber nur wie im Scherz, und überreicht es wenigstens in einer eleganten Schale. Der Gemeine behauptet: „es esse sich am besten aus irdener Schüssel auf ungedecktem Tische; Kohl mit Kartoffeln gemischt sey seine Leibspeise", und

lobt sein Essen öffentlich, während man nach dem Vornehmen hinsieht, ob er nicht hierüber lächeln wird. —"

„Ich wünschte (erinnerte hier Brixenfels) du nähmst deine Bilder mehr aus der eigentlichen Konversazion. Zum Exempel so: Gieb zwey Menschen in der Gesellschaft einen Wink über die Plattitäde eines Dritten. Mit kaum sichtbarer, behender Mimik quittirt der Vornehme über deinen Wink; aber seine Mienen zeigen nur höchstens an, daß er sich amüsirt; du erfährst zwar sicherlich, daß dein Saame auf ein gutes Land fiel, aber ohne daß ein Anderer hiervon Kunde erhält; und du selbst, wenn du ihn kompromittiren wolltest, würdest mit jener blasgeschriebnen Quittung nichts gegen ihn beweisen können. Der Gemeine aber empfängt den Witz deines Winks, wenn er ihn verstand, mit Frohlocken; er ruft auch wohl: Da haben Sie Recht! u. s. w., so, daß du erröthen mußt, wenn nun der Verspottete aufmerksam wird, oder ein andres Mitglied sich in euern Blick- und Wortwechsel mischt. — Doch, fahre nun weiter fort!"

„Der Vornehme (ſagte Schweizer) will nichts als ein bedeutendes Glied der Geſellſchaft ſeyn; dadurch macht er ſich in der Stille zu ihrem Könige. Indem er nur, wie jedes Glied, die gegenwärtige, oder vielmehr eine andere noch vornehmere Geſellſchaft repräſentiren will, achtet ihn wenigſtens die anweſende dankbar für den Anführer. Sobald dieſer den Saal verlaſſen hat, fühlen ſich die Gemeinen frey, glauben lauter reden zu dürfen, unternehmen es, auch zu repräſentiren, und werden dadurch poſſierlich. Sie wollen imponiren, und die gemiſchte Geſellſchaft wird endlich über ſie lachen, als wären ſie Thoren. Während deſſen aber glaubt man den abgegangenen Vornehmen immer noch im Hintergrunde zu ſehen. — Der Vornehme drückt ſich behutſam und allgemein aus. Der Gemeine ſetzt ſeinen ganzen Ruhm bey dem ärmlichſten Detail aufs Spiel; ſchnell, hitzig und kühn geht er auf jede Meinung ein, und unaufhörlich ſchallt es: Ja, Nein und Ich. — Es iſt ſchwer, dem Vornehmen eine Beleidigung anzuthun, weil er ſich nur der Strafe, niemals der Beleidigung werth

machen kann. Der Gemeine scheint uns über seinen edelsten Handlungen und Aeußerungen zuweilen Nasenstüber zu verdienen, weil die Vorbringungsart so ärgerlich und ohne Form ist. — Wer in der Uebereilung etwas Selbstbeschämendes redet, sieht sich gewiß in diesem Momente von keinem Vornehmen angeblickt; es geschähe denn aus Neugierde, wenn dieser den Fehlenden nicht kennt, oder ihn aus der Stimme nicht sogleich errathen konnte. Der Gemeine schaut ihm gerade ins Angesicht, und kann sich des Lachens kaum erwehren. — Der Vornehme billigt im Gespräche der Versammlung keine Persönlichkeit, und weiß die gegen ihn selbst gerichtete durch Ernst und Klugheit zu verhüthen. Der Gemeine beklatscht jede, zieht die zweydeutige selbst auf sich, und vertheidigt sich darüber mitten im Zirkel. — Gestern verlor der Vornehme im Prozeß eine wichtige Geldsumme, heute gewann er eine zehnmal wichtigere; aber bey seinem gestrigen Souper bemerkte man keine Besorgtheit; beym heutigen keine Verschwendung; heute, wie gestern, nur die gewohnte schickliche Pracht. Der Gemeine, in

gleichem Falle, legte beide Ereigniſſe ſeinen Gäſten aus jeder Schüſſel mit vor. — Indem der Vornehme im Umgang alles Unſchickliche vermeidet, wird er ſehr oft das Würdige deſto leichter finden. — Er darf niemals Etwas gut heißen, was wider die Geſetze des Tons und der geſellſchaftlichen Uebereinkunft läuft; ſelbſt der trefflichſte Witz, der aber dieſe Geſetze übertritt, darf ihm kaum ein zweydeutiges Lächeln abgewinnen, wäre auch ſein Herz darüber innig erfreut. — Seine Leidenſchaften trägt der Gemeine zur Schau; der Vornehme zeigt ſie nie; er äußert keinen Haß, nur leichte Verachtung; nie zeigt er Liebe und Bewunderung, nur Freundlichkeit und Aufmerkſamkeit, höchſtens Anhänglichkeit und lebhafte Billigung; nie wird er im Zorn aufbrauſen, ſondern nur in hohem Grade mißbilligen; kein Hochgefühl darf ihn hinreißen, keine Fühlloſigkeit erniedrigen: ſobald der Affekt ihm zu nahen droht, wirft er ſich vor dem Angeſichte der Welt in die Stellung der ewigen Regel zurück. — Den wahren Beleidiger ſucht er im Anfange von ſeinem Vorſatz abzubringen, es ſey, wie ſchon geſagt,

durch Klugheit oder Höflichkeit, durch Nachgeben oder feine Wendungen. Gelingt es nicht, so bringt er ihn, wo möglich, durch Andeutung seiner Ueberlegenheit augenblicklich zum Schweigen, stellt ihn mit einem einzigen sicher treffenden Witze dem Spotte des ganzen Zirkels aus, verwickelt ihn mit andern Gliedern, oder sich selbst mit dem Interesse der ganzen Gesellschaft, macht ihn, nach Umständen, durch tiefen Ernst vor den Folgen zittern, oder sucht doch wenigstens eine Ursache des plötzlichen Abbrechens oder Entfernens geschickt herbeyzuführen. Furcht und Wuth müssen ihm gleich unbekannt scheinen. Denn er ficht mit den leichten Waffen der Behutsamkeit und Ironie. Selbst den Officier, der seinen Widersacher arretiren sollte, würde er noch mit anscheinender Ruhe herbeyrufen, und Jenem auch in diesem Augenblicke keine Unhöflichkeit sagen. Der höchsten Nothwehr bedient er sich in der Gesellschaft nur dann, wann er vorher durch seine Haltung sich der öffentlichen Meinung ganz bemächtigt hat, und gewiß versichert ist, daß das allgemeine Urtheil dahin ausfallen müsse:

sein Gegner habe ihn mit Gewalt zu diesem Schritte genöthigt. — Nur in Gesellschaft kann und muß er der vornehme Mann seyn; und zwar freilich in jeder; selbst in der Gesellschaft seines Bedienten, weil ja dieser ausplaudern könnte; aber in jeder Gesellschaft beträgt er sich natürlicher Weise nach eignen Regeln. — Als vornehmer Mensch braucht er zwar noch nicht ein Gelehrter oder Künstler zu seyn; aber er muß nothwendig alles das, womit Unwissenheit und Ungeschick sich lächerlich machen, kennen und vermeiden, und dieses da, wo es gerade gilt, aufzufinden und zu belächeln wissen. Die Gesellschaft muß auf sein Urtheil — selbst über das Wichtigste und Größte — jederzeit begierig seyn; dieses muß dann nicht nothwendig so ausfallen, daß es die Sache selbst erschöpft, aber immer so, daß die meisten Menschen seines Kreises bey dem beständigen Glauben erhalten werden: Wenn er wollte, Zeit hätte, mehr Veranlassung bekäme, u. s. w., so würde man vielleicht unter Allen von ihm das Beste hören. Seine Mienen müssen in den Augen des aufmerksamen Beobachters der

Probierstein für alle Sätze seyn, welche die Gesellschaft vorbringt und in ihre Unterhaltung zieht. Brächte ein Mitglied wahre Absurditäten auf, so müßte er diese völlig überhören zu wollen scheinen."

„Ich werde in meinem ganzen Leben keine vornehme Person! (rief die Prinzessin aus.) Wie ist es denn möglich, von Außen so vielerley zu beobachten, und doch auch im Innern grundgut zu seyn?"

„Bey der Vernachlässigung dieser Regeln (beschloß Schweizer) kann der Mensch zwar immer eine hohe, große, reiche, gelehrte, geschickte, edle, ehr- und liebenswürdige — aber nie eine vornehme Person im höchsten Sinne dieses Worts seyn. — Allen jetzt genannten Eigenschaften hingegen vermag er durch das Vornehme noch einen neuen Werth, die schöne Form, zu geben."

„Nun, (sagte die Landstein) so suchen Sie uns denn ein Paar Beyspiele beider Eigenschaften von unsrer Bekanntschaft aus, damit Jedermann nach dem Reiche der Vollkommenheit desto eifriger trachten könne."

„Ihre Gnaden selbst (erwiederte Brixenfels) werden das Gewagte, ja ich möchte sagen das Unschickliche einer solchen Beyspielaufstellung so wenig verkennen als wir. — Uebrigens wird aber auch das Vornehme unter den von meinem Freund angegebnen Bedingungen nur selten gefunden werden. Allein, es giebt noch ein menschliches Betragen in der Mitte der beiden dargestellten Extreme — zu warm, um vornehm zu seyn, zu erhaben, um sich jemals dem Gemeinen zu nähern — und dieses ist gewöhnlich das schöne Erbtheil edler Seelen."

Schweizer lenkte jetzt das Gespräch mit Eifer auf andere Gegenstände, und nachdem sie ihre Attitüden geendigt hatten, ließ Brixenfels die Prinzessin auswählen. Während Ida in einem entfernten Fenster dasselbe that, versank Schweizer in ihrem Anschauen, und blieb wie bewußtlos vor der Geliebten stehen. Als sie aufsah, und über seine feurigen Blicke erröthete, rief er unwillkührlich aus: „O diese sanfte Gestalt ist mir so heilig — sie ist liebenswürdiger als die Schönheit wenn sie Kranke

pflegt!" — Er fuhr empor, und schien aus einem Traume zu erwachen.

„Schweizer! (drohte sie leise und süßlächelnd.) O dieser Mann ist mir so verderblich — er ist gefährlicher als ein Lehrer wenn er schmeichelt!" — Aber sie wandte sich schnell gegen das Fenster, um ihre Bewegung zu verbergen. — So zart auch ihr ganzes Wesen war, so leicht und schnell glühte es doch ihm gegenüber auf.

Er griff mit einer gewissen Hast nach seinem Huth, und es kam bald zum Abschied. Brixenfels ward nun förmlich zu Fertigung des Bildes beauftragt, welches in zwey Exemplaren gemalt werden sollte. Die Freundinnen wollten unter einer alten Eiche des Parks nebeneinander sitzend dargestellt seyn. Ihre Hände sollten vereinigt werden. Ida im linken Arme die Guitarre haltend, und die Prinzessin mit der rechten Hand eine Rose vom überhängenden Strauche brechend. Die Köpfe zu einander geneigt, und in kosender Vertraulichkeit. Beide Figuren in Morgenklei-

dung. In den Hecken sollten einige Singvögel sichtbar seyn.

Brixenfels mußte da bleiben, und die Prinzessin zu ihrem Vater begleiten, damit dieser den Plan des Gemäldes selbst sehen und seine Meinung über die Ausführung desselben sagen könne.

Als Schweizer sich beurlaubte, faßte Franziska seine Hand, und ihre Freundin glaubte die Bebungen eines sanften, langen gemeinschaftlichen Druckes zu sehen, während der Graf sich verbeugte und wieder hob.

„Heute zur gewöhnlichen Stunde?" fragte ihn die Prinzessin schmelzend mit ihren süßen Lippen. Er bejahte es freundlich — und ein neuer Dolch fuhr unserer Ida durch das zärtliche Herz.

Der Abend war heiß. Schwermüthiger als noch jemals schlich Fink auf der Spitze des Bergs am Walde hin und her. Keine Kühlung floß heute zwischen den alten Bäumen hervor; nur ein warmer, würziger Geruch

von den Kräutern und Erdbeeren drang leise heraus, und schien das Herz mehr zu ermatten als zu erquicken. Es war dem Wandler wohl — aber zu wohl. Das Leben war ihm zu mächtig und still.

In einiger Entfernung weidete ein Landmann seine Stiere und Kühe — oder vielmehr, er sah zu wie das müde Vieh im Schatten lag, und ruhte selbst, an einen alten Stamm gelehnt. Lange schon hatte er den immer wiederkehrenden Spaziergänger sehr aufmerksam beobachtet. Endlich nahte er ihm, und sagte, indem er seinen Huth rückte, mit behutsamer Freundlichkeit: „Er ist gewiß der Herr Amtsschreiber aus Hohenblat!“ — Dieser Mann war seit vier Wochen vollkommen wahnsinnig. — Der Maler fing laut zu lachen an, und fragte den Bauer, was ihn auf diese Vermuthung geführt habe? — „Ich dachte nur so, Er wollte sich bey dem schönen Wetter da oben eine Motion machen!“ antwortete der Alte, zog sich schnell und höflich zu seinem Vieh zurück, und überließ unsern Fink einem tiefen Nachdenken.

„Sonderbare Prätenſion! (rief er aus.) Alſo — ob und wie ein Menſch mehrere Stunden lang vor dieſem ſchönen Gehölz auf und nieder — und zwar in der einzigen Abſicht, um in die Abendſonne, auf die grünen Matten hinab und über Berg und Thal zu ſchauen — da herumſpazieren könne, ohne förmlich toll zu ſeyn — das vermag mancher Bauer bis auf den heutigen Tag noch immer ſo wenig einzuſehen und zu begreifen, als ich die Natur in ihrem Zuſammenhange? — Was könnte wohl den ganzen Bauernſtand und alle Landleute höher heben, und beſſer, rührbarer und menſchlicher machen, als wenn man ſie vor jedem andern Bildungsverſuch erſt zu einer äſthetiſchen Anſicht der Natur emporarbeitete, welches nur leider nicht mit den großen gewaltſamen Staatsſchrauben geſchehen kann! — Die unerträglichſte Sommerhitze, wenn ſie nur gerade in die Heuernte fällt, heißt oft bey dem Landmann „ſchön Wetter"; und erſt dann, wann ihm der Schweiß über das Geſicht ſtrömt, tauft er bey Gelegenheit etwa das Schönſeyn in

hübsch Warmseyn um. — In der Regel hat er keinen einzigen ästhetischen Blick für die Natur. Es ist ihm unmöglich, einen Naturgegenstand anders, als nach dessen physischer Beschaffenheit zu betrachten — jeder muß Nutzen bringen, und nur in so fern er diesen leistet, interessirt sich der Bauer dafür, weil er sich den Nutzen und Schaden von keinem Naturwunder wegdenken kann. — Ich kenne nur ein einziges Beyspiel aus meiner Jugend von wirklichem Gefühl eines Landmanns für Naturschönheit. Ach, ich sehe ihn noch vor mir, den lieben, freundlichen Mann! Er hatte keinen bessern Namen als Hans Heinrich Grebner, und war nur ein Dorfschulze. — „Dort oben auf dem Berge, (sagte er einmal) da bin ich immer so fröhlich — man kann so weit um sich sehen. — Und des Morgens in den frischen Feldern, hinterm Pfluge, wenn die Sonne aufgeht — da läßt man oft das Vieh stehen, und sieht hin — ey, lieber Gott, es ist so schön!" Er sprach das Wort „schön" mit einem Angesicht aus, dessen Züge ich im Himmel wieder-

derzusehen wünsche! — — Aber wer sollte diese ästhetische Ansicht der Natur in all die harten Herzen oder Nerven zaubern? Die Schullehrer sollten die Kinderherzen dafür empfänglich machen; denn die Kindheit ist am reinsten, und vergißt das einmal gefühlte Schöne nimmermehr. — Und der Geistliche sollte weniger ein Schwarzkünstler gegen die Sünden und Laster der Hölle, und mehr ein heiterer Prediger der Werke Gottes, ein Verkündiger der göttlichen Schönheit und Pracht in der Natur seyn! Wären die Prediger bessere Künstler, fühlende Dichter — o, wo könnte wohl eine warme, lebendige Naturschilderung passender seyn, als in einer Frühkirche, die von der Morgensonne lieblich durchstreift wird! — Welche Anwendungen überall! — „Schaut — würde ich ihnen zurufen — schaut das alles nicht so todt hinter eurem Pfluge an! Der Mensch ist ja gemacht um das Haupt zum Himmel zu erheben. Er sey kein niedriger Erdwurm. Er blicke nicht allein auf die junge Saat, weil sie sein ist und ihm Segen verheißt, sondern weil sie Gott, ihren ein-

zigen Schöpfer und Herrn, in jeder Wallung verkündigt — weil sie so schön ist! Er schaue nicht nach der reinen Abendsonne, weil sie ihm für morgen dürres Heu verspricht, sondern weil sie Gottes Herrlichkeit über die geröthete Welt und über alle fühlenden Menschenherzen strahlt! Darum hebet eure Häupter empor zum blauen Raume der großen Schöpfung, oft und mitten in eurem Tagewerk, und nicht allein zur Zeit der Mitternacht, wann eure Geschäfte in Finsterniß gehüllt unter dem Sternenhimmel da liegen, oder wann das schlaflose Auge vor der Sorge aufwärts flieht, und das bange Herz zu Gott seufzt!"

Melancholisch blickte unser Maler nach dem gähnenden Nachbar hinüber. — Die Sonne wollte scheiden, und trat jetzt noch hinter eine kleine schwarze Wolke mit glänzendem Saum, die nun ringsum Feuerstrahlen schoß. Finster lagen die Wälder unter ihr; aber ein feines schillerndes Blau zog dunstig um die fernen Bergköpfe, an deren einem jetzt ein goldner Nebel vorüberzog, seine Spitze mit einem himmlischen Kusse berührte, und dann unter

die fliegenden Gewitternebel fuhr, die ſchon im Gebirge zu wohnen ſchienen. — Endlich tauchte die Sonne hinab, in wunderbarem Dunkel, wie goldnes Blut — und nun erhellte und röthete ſich auf einmal gegen Südoſten ein weitausgebreitetes Gewitter mit fürchterlichen Wolkenfelſen und Schichten, zwiſchen welche die Sonnenſtrahlen ſich noch mit voller Kraft eindrängten, und dem bangen Auge das erhabene Wolkentheater recht bis ins Innerſte entblößten. Sichtbar wachſend in ſeinen Zacken, gab es entfernte, aber erſchütternde Donnerſchläge, und drohte ſchon der Ruhe dieſer Nacht den gewiſſen Untergang. Der ganze Oſten flammte noch einmal in rothem Schimmer empor — alles verglimmte nach und nach in weißgraue Maſſen — und hier und da fing ein blaſſes Wetterleuchten durch die Gluth der Lüfte zu zucken an.

„Ich muß doch bey dieſem Gange noch Steinachs Lieblingsfelſen auskundſchaften!“ rief jetzt Fink, und bog in einen Waldweg ein, der nach der höchſten Kuppe führte. Lange folgte er der immer ſchwächer werdenden Spur;

da sie aber zuletzt wieder abwärts leitete, verließ er sie ganz, und suchte nur beständig die höchste Klippe zu erklettern. Felsenklüfte und dickverwachsenes Gesträuch machten ihm aber dieses unmöglich, und er sah sich genöthigt, den Rückweg zu suchen, als es schon dämmerte, die Donnerschläge näher krachten und helles Wetterleuchten durch den Wald fuhr. — Seine allzugroße Eile, um noch aus dem Holze zu kommen, führte den Irrenden nach der unrechten Richtung, und bald kannte er keine Himmelsgegend mehr. — „In der Tiefe muß doch der Wald ein Ende nehmen!“ rief er ärgerlich, und rennte immer abwärts durch die dicksten Sträucher, und sprang über die breiten Felsenspalten wie ein Reh, bis endlich die Nacht und der einbrechende Gewittersturm ihn nöthigten, langsam hinabzusteigen und sich geduldig in sein Schicksal zu ergeben. Die Blitze leuchteten ihm von einer gefährlichen Stelle zur andern, und wenn gleich das Wasser schon in den Schlüften herabscheß, so gewährten ihm doch die hohen Bäume noch einigen Schutz vor dem Regen.

Aber endlich, als er sich in der Tiefe eines Abgrundes zu befinden schien, ließ das Gewitter nach, und selbst die Blitze des Himmels verbleichten und versagten dem Verirrten das letzte Rettungslicht. Er befand sich jetzt in der größten Gefahr; überall von Abgründen bedroht und von Wassern umbraußt, sah er keine andere Hoffnung vor sich, als durch Hülfe eines abgerissenen Asts — mit dem er vor sich hinfühlte — einen erhöhten, sichern Platz zu erreichen, und dort zu übernachten.

Auf einmal, als er sich zwischen zwey Hekken vorsichtig durchwand, fiel ihm ein flammendes Feuer aus einiger Ferne her in die Augen. Nach der ersten Ueberraschung hielt er es für einen vom Blitz getroffnen brennenden Stamm, und tappte drauf zu. Allein so wie er näher kam, und schon einiges Licht von jener Gluth erhielt, schien es tief in der Erde zu lodern; schwarze Gestalten bewegten sich um die Flammen her, in welche von oben feuerrothe Büsche und Ranken herabnickten; hohle Menschenstimmen und allerley Töne von seltsamen musikalischen Instrumenten ließen sich

hören — und mit Erstaunen fand sich unser Maler vor der Höhle des romantischen Bärenberger Rauhthals wieder.

Behutsam schlich er bis zum Eingang der hohen Grotte, und blieb nun hinter einer dicken Buche stehen, ganz verloren in Betrachtungen über den wunderbaren Schein, der von der Gluth in die Tiefe des Waldes hinausschoß; bezaubert von dem glühenden Laubwerke, wovon die Regentropfen wie kleine Leuchtkugeln niederträufelten, und heimlich erfreut über den Anblick der längstbekannten abentheuerlichen Gestalten und über das Wiedersehen seiner reitzenden Kordelia, welche er emsig um das Feuer her laufen sah. Der Hauptmann schien abwesend.

„Nun stimmt das alte Lied von der Heimath an, mit dem neuen Texte! (schrie jetzt das liebliche Mädchen.) Die Kräuter sieden, das Wurzelwerk duftet herrlich, und die fetten Hühner schäumen in den Kesseln. Halloh! Rührt die Pauke! Dann schmaußen wir vollauf."

Ein neues Leben schien sich auf einmal der

wilden Horde mitzutheilen, und rauschend fing die Musik wieder an. — Unser Fink hatte noch nicht lange zugehört, als er in die seltsamste Stimmung verfiel, die jemals sich seiner bemeistert hatte. Die Worte tönten nur wie ein fremder, nie gehörter Laut in seine Ohren; aber die Melodie, oder vielmehr das Ganze klang ihm doch so wunderbar in der Seele wieder, wie der plötzliche Schall einer Freundesstimme mitten in der Fremde — wie die fernen Schläge einer Glocke, deren ähnlicher Ton uns an das längstvergeßne Geläut in unserm kleinen Geburtsdorfe wieder erinnert. — Von einer unbekannten Sehnsucht schwoll ihm das Herz, und seine Augen füllten sich den Egyptern gegenüber mit heißen Thränen.

Kordelia.

Es dämmert der Morgen, die Wachteln zieh'n,
Schon färbt sich der himmlische Raum.
Es glänzen die Berge, die Nebel entflieh'n,
Das Maulthier schüttelt den Zaum,
Und schreyt, und blickt ohne Rast und Ruh
Nach Süden den Pyrenäen zu.

Chor.

Es ſehnt ſich und ſchaut ohne Raſt und Ruh
Nach Süden dem Vaterlande zu.

Kordelia.

Doch nimmer, Hispania, ziehen wir
Zu deinen Thälern nieder!
Valenzia, du Luſtrevier,
Nie ſieht mein Auge dich wieder!
Auf, auf, zieht fort ohne Raſt und Ruh
Gen Süden der beſſeren Heimath zu.

Chor.

Wir eilen und zieh'n ohne Raſt und Ruh
Gen Süden der beſſeren Heimath zu.

Kordelia.

Fort, oſtwärts, in das Land der ewigheitern Luft
Wohin nicht fällt des großen Bernhards
Schatten!
Fort, fort, wenn ſelbſt die heil'ge Roma ruft,
Fort durch Neapels blütenreiche Matten!
Und ſteuert und zieht ohne Raſt und Ruh
Gen Süden der wärmeren Heimath zu!

Chor.

Wir ſteuern und zieh'n ohne Raſt und Ruh
Gen Süden der wärmeren Heimath zu.

Kordelia.

Wo die Myſterie ward erzeugt,
Wo Götter Erſtlingslieder ſangen,
Wo an der Weisheit Bruſt geſäugt
Der Menſch den Wundergeiſt empfangen,
Wo ſtolz der Pyramiden Laſt die Erde beugt,
Da, wo zu immerſproſſendem Segen
Das uralte Land, vom Delta umarmt,
Im brünſtiger Sonnengluth ewig erwarmt,
Da geh'n wir auf wohlbekannten Wegen.
Drum kämpft und zieht ohne Raſt und Ruh
Nach Süden der lieblichen Heimath zu.

Chor.

Wir kämpfen und zieh'n ohne Raſt und Ruh
Nach Süden der lieblichen Heimath zu.

Kordelia.

Da wo der wunderbare Ibis einſt gehauſt,
Wo ſchäumend, durch Gebirge fortgewunden,

Egyptens heil'ger Strom in Katarakten brauſt,
Da haben wir den alten Pfad gefunden —
Doch, wo der Nil in zarter Kindheit quillt,
Dort iſt der Born, der unſer Sehnen ſtillt!
Drum ſteuert und zieht ohne Raſt und Ruh
Gen Süden der heiligen Heimath zu.

Chor.

Wir ſteuern und zieh'n ohne Raſt und Ruh
Gen Süden der heiligen Heimath zu.

„Da bin ich!" ſchrie Fink überlaut, ſtürzte durch den Kreis, und warf ſich der erſchrocknen Kordelia ans Herz. Alles erkannte ihn wieder, jubelte und drückte ihm die Hände.

Kordelia drängte ihn endlich ſanft von ſich, und betrachtete ſeine Geſtalt mit einer gewiſſen bloden Aengſtlichkeit, die ihm auffiel. „Haſt du Hunger, oder Durſt?" fragte ſie haſtig, und da er trinken wollte, lief ſie zu der Alten, welche tief im Winkel lag, und jetzt aufſprang, um mit Kordelien ins Innere der Höhle zu gehen.

Das Mädchen kam bald zurück, und überreichte ihm einen Becher mit süßem spanischen Wein. Schnell hatte er diesen geleert, und jetzt ergriff sie seine Hand und sagte leise: „Komm, komm — du mußt!“ — Sie zog ihm in die dunkle Tiefe. Er hielt sie umfaßt, und ging wie ein Träumender an ihrer Seite fort. Erst als er sich von dicker Finsterniß umgeben fand, und in Kordelia's Hand ein banges Zittern fühlte, fragte er aufmerksam: „Wohin führst du mich?“ — Sie umschlang und küßte ihn in wilder Zärtlichkeit, und indem sie dann mit sanfterer Stimme sagte: „Sey nur ruhig, du bist mir theuer!“ führte sie ihn vorsichtig an ihrem Finger weiter fort.

Auf einmal fühlte er den leitenden Finger nicht mehr, und als er um sich faßte und rief, war Kordelia verschwunden. Betäubt stand er da, und ehe noch irgend ein Entschluß in ihm entstehen konnte, drückte eine eiskalte Hand sich fest um die seinige, und zog den Erstarrenden langsam fort. Eine hohle Stimme flüsterte dazu: „Bald werden wir wieder in Sicherheit seyn.“

Nach langer Angſt ſah er ſich wirklich dem Schooß der Erde wieder entführt. Auf einem gangbaren Waldpfade ſtand er im Lichte des freundlichen Mondes da, und erblickte an ſeiner Seite ein krummgebognes ſchwarzes Mütterchen voller Runzeln, worin er die Alte zu erkennen glaubte. — „Nun gut, Mutter; (ſagte er) aber wozu das alles?"

„Der Hauptmann wird noch zurückerwartet, und er hat dir und Steinachen den Tod geſchworen." erläuterte die Alte. Sie ermahnte ihn zur Eile, und trippelte, ihres hohen Alters ungeachtet, ſo geſchwind vor ihm hin, daß Fink Mühe hatte ihr zu folgen. Endlich ſtand ſie am Ausgange des Waldes ſtill, und bat ihn, nun ohne weitere Beſorgniß auf dieſem Pfade fortzulaufen, der ihn nicht ferner werde irren laſſen.

„Du biſt mir Dank ſchuldig. (ſagte ſie, und weigerte ſich, als er nach ſeiner Börſe griff.) Aber, könnteſt du wohl aller Rache entſagen, wenn dein Beleidiger dir alles vergütete? Sage mir, mein Sohn!"

„Gott weiß, Mutter, daß ich es kann

und werde! (antwortete Fink, ſehr verwundert, aber ſeltſam gerührt.) Doch wie iſt mir? Deine Stimme bewegt mein Herz. Wer biſt du, gute Alte?"

„Dann nimm dieß! (ſagte ſie.) Es gehört dein. Aber öffne es nicht eher als am morgenden Abend. Vielleicht ſeh' ich dich dann wieder."

Sie hatte während deſſen ſeine Hand oft an die verdorrten Lippen gedrückt, und ihm zuletzt eine kleine Kapſel eingehändigt, die ihm ziemlich ſchwer vorkam. Jetzt trat ſie ſchnell in den Wald zurück.

„Mutter, Mutter!" rief der Träumende. Aber er hörte, daß ſie ſchon mit großer Eile auf einem andern Rückwege ſich durch die Waldbüſche drängte. — In unbekannte Gefühle verſunken, folgte er dem bezeichneten Pfad; und kaum war er eine Viertelſtunde fortgegangen, als ihm der weiße Thurm von Hallenbach in die Augen ſchimmerte.

Ende des erſten Bandes.

Die reisenden Maler

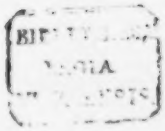
Ein Roman

von

Ernst Wagner.

Zweyter Band.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen, 1806.



Die reiſenden Maler.

Das Morgenlicht funkelte an den Kanten des fernen Gebirges; der Hauch einer frischen Nacht hatte alle Gewittermassen aufgelöst, und selbst die kleinen Wölkchen zerflossen sichtbar, und schienen aus dem tiefen Blau in die Morgenkühle der Erde niederzuträufeln. — Schweizer und Brixenfels wandelten auf einer Waldhöhe am äußersten Ende des Parks, wo an diesen ein großer Forst anstieß, der sich weit in der Tiefe ausbreitete. Fink schlummerte noch, müde von seiner gestrigen Anstrengung.

Jetzt stieg die Sonne herauf und erleuchtete das waldige Thal, worin ein manchfaches Leben herumlärmte. Eine Menge Landleute war damit beschäftigt, das abgeschlagne Holz aufzuladen und nach Hause zu fahren. Die Peitschen knallten, die Menschen schrien

und das Vieh wieherte und brüllte. Zugleich fällten die Holzmacher hier und da die alten ungeheuern Eichen für das Bauwesen; und ihre Sägen und Beile tönten mächtig durch den Wald. Von Zeit zu Zeit gebot der Fall eines niedergeschmetterten tausendjährigen Riesen eine kurze Stille.

„Wie kommt es doch, (fragte Schweizer) daß wir uns in diesem lichten sonnigen Haine durch das Donnern seiner fallenden Bäume unter den mörderischen Streichen der Aexte und dem vollen Geschrey der Holzernte wahrhaft belustigt fühlen, da hingegen die große Herbststerne auf der Flur mich immer so traurig macht?"

„Du siehst hier (erwiederte Brixenfels) die schöne neue Jugend sogleich vor dir, welche man für den Forst aufsparte, und die nun in erhöhter Ueppigkeit sproßt und treibt. Das überstämmige Alter ist begraben, und überall strebt Kraft und Schönheit empor. Die Nacht ist vom Walde genommen — seine Schauer sind in Traulichkeit umgewandelt — die Lichter der Sonne brechen herein und küssen das

neugeborne zahllose Volk der jungen Sprößlinge. Heiter wandelt der Mensch auf dem endlich wieder erwärmten Boden; jenes wohlbekannte Laub der Maiblume verspricht ihm für den nächsten Frühling wieder das Aufblühen ihres zarten aromatischen Glöckchens; und schon duftet ja dort der Waldquendel, und die süße Erdbeere lauscht glühend unter ihrem dunkeln Blatt."

„Wie die Waldschläge, so sind die Menschengenerationen! (sagte Schweizer.) Die neue ist und bleibt die schönere, und unaufhaltsam verdrängt sie die alte, während sie selbst schon anfängt, gegen die kommende Unrecht zu behalten. — Aber der Tod wäre für Niemanden mehr fürchterlich, wenn der Mensch sich öfter mit den Bäumen des Waldes zusammenstellte. Warum sieht er doch gewöhnlich nur sich allein im Grabe — und nicht zugleich sein ganzes Geschlecht in der Ruhe des Todes um sich her? „Dort werde ich liegen, — spricht der Sinnliche — und wo ist dann dieses Lebens Stärke! Mein Grab wird bald zum grünen Rasen geworden seyn; auch die

Reſte dieſes Leibes werden endlich Andern den Platz räumen müſſen; die zehrende Luft wird meine Gebeine bleichen und zerlöchern, daß ſie leeren Bienenzellen gleichen — ach, und mit dieſem ſtarken Arme werden einſt die loſen Knaben ſpielen!" — Du kleiner Menſch! Machſt du es wohl anders mit den Bäumen deines Schöpfers, als der Erhabne mit dir thut? Aber kennſt du deine Beſtimmung und Seinen Willen? Weißt du, wie Er die Geſchlechter in der großen Fluth der Zeit auflöſt, oder wo Er ſie wieder im Raume ſeiner Natur anſchießen läßt und ſammlet — und wozu? — Oder kann etwa der Geiſt dieſer Bäume durch Luft und Flammen untergehen und verſchwimmen in das furchtbare Nichts? Und biſt du denn nicht beſſer als alle dieſe herrlichen Bäume, du lebendige Seele? — Ich weiß nicht, Bruder, was der Menſch mit ſeinen furchtſamen Zweifeln will, ſobald ich nur das Wenige betrachte, was er vom Kreislaufe der Natur einzuſehen vermag!"

„Mit dieſen Gedanken, (verſetzte Brirenfels) wirſt du den Furchtſamen wenig Troſt

geben, die nur mit Hiob wollen getröstet seyn. Aber so viel ist wahr: Ihr Scheiden aus dem Leben müßte eigentlich einen großen Theil seiner Bitterkeit durch die Anschauung nachbarlicher Allgemeinheit, und schon durch die Betrachtung eines solchen Waldes verlieren, worin ein ganzes Geschlecht mitten unter den Blüthen des kommenden abfällt und versinkt. — Und beym Lichte besehen, ist es bloß das Zerflattern und Zerstieben des kleinen geliebten Körpers, was dem Menschen oft unerträglich scheint — und das große Prinzip des Versammlens und der körperlichen Wiedervereinigung ist es, was er gern klar hätte, und doch nicht einzusehen vermag."

Unsre Freunde setzten dieses Gespräch noch weiter fort, und nach einiger Zeit stieß auch Fink zu ihnen. Sie suchten sich nun den fernsten und versteckteſten Platz aus, um dort eine ungestörte Unterredung über ihren Kunstplan zu halten, wozu ein Theil des heutigen Morgens bestimmt war. — Schweizer, der unter Allen am heißesten und leidenschaftlichsten für die Sache eingenommen schien,

sollte eigentlich das Wort dabey führen. Fink wollte durch Bemerkungen und Zweifel überall Vielseitigkeit in die angestellten Betrachtungen zu bringen suchen; und Brixenfels, welcher insgeheim von einem weit größern Enthusiasmus für das Werk beseelt war, als er sich merken ließ, wollte in allen Punkten sich belehren und überzeugen lassen. „Ich wünschte nur, (sagte er) wir hätten auch Steinachen mit dazu nehmen können, und noch einen Fremden — etwa einen recht großen Gelehrten, Staats- oder Weltmann! Denn von allen Fehlern und kleinen Dummheiten oder Kindereyen eines Lieblingsplanes befreyt uns nichts so leicht und gründlich, als die muthige und freymüthige Mittheilung desselben an einen Fremden — und gerade an den Einsichtsvollesten und Weisesten. Man entledige sich nur von Allem offenherzig gegen ihn, und fürchte seine Klugheit nicht. Am wenigsten verschweige man ihm das, worüber unser Gewissen noch nicht ganz ruhig ist, und wobey eine gewisse geheime Schaam uns das Geständniß immer erschweren will. Denn dieses Verschwiegne, welches

eben die Lieblingskindereyen enthält, bleibt sonst lange oder ewig unberichtigt in uns hängen."

„Von mir könnt ihr versichert seyn, daß ich euch nichts verschweige!" rief Fink. — Sie setzten sich, und Schweizer fing an. *)

*) Um die Leser nicht durch eine zu lange Unterbrechung im Zusammenhang unsrer Geschichte zu stören, wollten wir das hier berührte Kunstgespräch, und die demselben angehängte Aufforderung und Nachricht für das Publikum, erst in der Beylage liefern. — Wir wollten bitten, daß man diese lese und überlege; und wir hofften, daß mancher treffliche Deutsche und manches edle deutsche Weib sie beherzigen — daß im Vaterlande viele heiligen Akkorde sich zur allgemeinen schönen Harmonie stimmen würden! — Das Publikum sollte jener große richtende Fremde seyn, von dem unser Maler spricht. — Wer wollte sich nicht gern von den Weisen berichtigen, von den Kalten tadeln und vom gemeinen Haufen der Unverständigen verlachen lassen, wenn nur das tröstende Gewissen ruft: Du hast es redlich mit der Kunst gemeint.

Aber ach! — Als schon das erste Bändchen dieses kleinen Werkes unter der Presse war, fuhr der alles verheerende Sturm des Kriegs heulend

Am Ende ihrer Unterredung faßten sie noch einen gemeinschaftlichen Entschluß über das, was man schon jetzt dem Fürsten von der Sache eröffnen könne, falls er das Ganze zu wissen begehren und fortfahren werde, sich so

über das unglückliche Vaterland herein — Elend kam von neuem an die allgemeine Tagesordnung — und überall schallte die erschreckliche Losung: Mord! — Weinend blickte die Hoffnung auf das zitternde Leben, auf die fliehende Kunst — und hob die Flügel zu bessern Regionen. — Wer weissagt uns jetzt, ob Dezennien die neue Wunde zu heilen vermögen, welche Monate der Kunst schlugen? O wessen Auge erblickt in den Fernen der Zeit noch einen grünenden Keim!! — Schlummre dann, du werthes Kind der Phantasie, bis dich vielleicht einst das Feldgeschrey einer bessern Aera weckt, wann wir und tausend warme Menschen dem Staube längst wiedergegeben sind!

Die Leser unsres Buchs verlieren, als solche, nur wenig — nemlich die vollständige Auszeichnung der Charaktere unsrer drey Maler; und dieß wird zum Glück nur dem Buche schaden, welches wir bloß zum Vehikel jener Beylage bestimmt hatten.

eifrig für den Plan zu intereſſiren wie bisher. — Alle waren zuletzt von den ſchönſten Hoffnungen belebt, und fühlten ſich von ihrem eignen Feuer erwärmt. Am meiſten triumphirte der Graf, welcher nun ſchon die Erfüllung jenes Lieblingswunſches vor ſich ſah, ſeinem Brixenfels auf immer nahe zu ſeyn.

„Der geſtrige Abend, (ſagte Fink) hatte mich an Leib und Seele gelähmt, und eine unruhige träumeriſche Nacht mattete mich vollends ab — wie dieß zuging, das ſollt ihr noch heute vernehmen. Kurz, ich hielt es dieſen Morgen in allen Zeitwörtern, die ein Heben, Tragen oder Fahren anzeigen, mit dem passivo, wie mein ſchlafender Prälat, den Ihr ſogleich ſehen ſollt. Aber unſer Kunſtwerk hat mein ganzes Leben wieder ſo zur Luſt aufgeregt, daß ich heute meinen tollen Tag haben werde. — Vor allen Dingen will ich frühſtücken; das Uebrige wird ſich finden. — Doch halt! Ich habe ja noch Einiges zu entdecken. Erſtlich — ihr, die ihr euch zu ſagen erfrecht, ich liebte die edlen Szenen nicht — was haltet ihr von dieſer Skizze,

die ich vor einigen Tagen nach der Natur zeichnete, und gestern kolorirte?" — Er öffnete sein Portefeuille.

Es war Ida, wie sie tief im Gebüsche vor einer jungen Bettlerin, die mit Thränen ein neugebornes Kind betrachtete, auf den Knien lag, und ihr freundlichen Trost zuzusprechen schien, während sie das nackte Kind in ihr Busentuch wickelte. Fink hatte sie belauscht, und wußte auch, daß man an demselben Tage eine arme Kindbetterin ins Hohenblat'sche Haus gebracht hatte, wo diese sich noch jetzt befand.

„Du hast die Idee fast ganz erreicht, (sagte Schweizer.) Man vergißt das zufällige Edle, und sieht nur das Schöne. Du hast den wahren Alltagsmoment ergriffen, in dem eine schöne Seele erscheint, wie im gewöhnlichen Werkeltagskleide — nemlich den, in welchem sie Gutes thut." — Er träumte eine Zeitlang über dem Bilde, und Brixenfels fand dasselbe wohlangelegt.

„Ich dächte aber, (meinte Fink) du besäßest dir diese schöne Seele auch endlich ein-

mal näher in ihrem Bratenrocke — nemlich, wann sie liebt!"

„Apropos! (fiel Brixenfels ein.) Ich muß dich ernstlich um Eile bitten, mein unentschlossener Freund! Denn Steinach schweigt nicht lange mehr, und — er thut wohl daran! — Das arme Kind grämt sich — die Last der Verhältnisse drückt ihre heiße Liebe — sie klagt um dich Undankbaren, wie Sappho, und ahndet einen Phaon in Dir. — Wie wirds?"

„Nun ja, (seufzte der Graf) ich will — noch heute soll es seyn — und morgen — ach, morgen ist sie vielleicht auf ewig von mir gerissen!"

„Dudeldumdey! (trällerte Fink.) Aber zweytens, seht einmal den gegenwärtigen Prälaten, den ich gestern mit dieser Kutsche im Hallenbacher Hohlwege vorfand! Eine fromme Gemeinde hatte ihn zum Heil ihrer Seelen in einem alten gebrechlichen Fahrzeuge holen lassen; es war eine Karosse, in der ich kein Maß Bier holen möchte, geschweige denn ein solches Faß voll Wein, wie mein schlafender Freund eins unter dem Herzen trug. Auch

war das Fuhrwerk von der Last schon gebrochen, als ich dazu kam. Aber mein auserwähltes Rüstzeug des Himmels hatte sich mit Geduld gewaffnet und schlief sehr sanft, ohne sich darum zu kümmern, daß die Bedienten und Bauern mit großen Hebeln den Prälatenkasten nebst dem Kastenprälaten lüfteten, und Erstern mit Ketten banden und seine Oeffnungen verstopften, während aus dem Munde des Letzteren die Geister der Verdamung ungebunden hervortönten —"

„Nach jenem Bilde gleich ein solches! (rief Brixenfels unwillig aus.) Fink, Fink, wie ists möglich! — Ich weiß es wohl, daß du am eifrigsten nach der Satyre strebst, weil du gerade zur Satyre am wenigsten Talent hast; so wie du am allerliebsten französische Wortspiele zusammen zu flicken suchst, weil du eben die französische Sprache nicht verstehst; das alles ist sehr in der Ordnung, da bekanntlich jeder Mensch nichts lieber thun will, und auf nichts eitler ist, als — was er nicht vermag: allein, diese Geschmacklosigkeit im Zusam-

sammenstellen — ja schon im Erzählen, habe ich bisher noch nicht an dir gekannt!"

„Seyd nur stille! (schrie Fink.) Morgen ist auch der große berühmte Geburtstag, und mithin schon heute Geburtstagheiligerabend — also laßt nur heute noch einmal Fünfe gerade seyn, denn ich will übermorgen gottesfürchtig werden. — Aber weiter! — Unser Fürst hat sich vor oder nach dem neulichen Dejeuner bey der Gräfin vermuthlich so gut divertirt, daß er heute Abends dagegen eine Fete unter freyem Himmel giebt — eine Art Maskenball — Fackeltanz — kurz eine Anstalt von der eignen Erfindung Seiner Durchlaucht. Der Hauptsammelplatz soll in der Gegend des kleinen erotischen Gartenlustkabinets am See seyn, worin der Fürst nach großen Anstrengungen zuweilen einige Augenblicke in der Stille durch Gutesthun sich selbst zu rekreiren pflegt, indem er herabgekommene vacirende Tugenden mit der Reichs- und Landesintegrität begnadigt — und woran ich erst vor fünf Minuten eine Spitzbüberey des Baumeisters entdeckt habe, vermöge deren dieser Galgenvogel

den kürzlich erneuerten antiken Bewurf des Hauses mit allerley gemalten Naturseltenheiten, Muscheln, Pflanzen und Versteinerungen hat verzieren lassen, unter welchen die Liebessteine oder Hysterolithen in vielen hundert Exemplaren von seltner Größe sehr auffallend prädominiren. — Dort also werden heute alle Formen, Unformen und Uniformen von Sabinium und Hohenblat sich zum allerliebsten festlichen Ganzen formen. — Und nun laßt mich zu meinem Frühstück!"

Im Schatten des kühlen Boskets an der Einsiedeley schlich Kunigunde strickend umher, und sang leise, indem sie die Rosenbüsche betrachtete:

„Wann die Reben wieder blühen,
Rühret sich der Wein im Faße.
Wann die Rosen wieder glühen,
Weiß ich nicht wie mir geschieht."

Sie hatte dieß Lied einigemal von Finken zur Guitarre singen hören, und immer

lag ihr nun der geheimnißvolle Vers im Sinne. — „Du wunderbarer Dichter, *) (seufzte sie) weißt du wohl, daß mir eben so seltsam zu Muth ist, wie dir? — Und warum sprichst du es nicht ganz aus, was mir ist und wie mir im Herzen geschieht! Ich habe ja noch nie geliebt, wie du!" —

Unsanft sah sie sich auf einmal in ihren Empfindungen durch die Dazwischenkunft des Grafen Wallenberg gestört. — „Gelingt es mir endlich, mein reizendes Kind wiederzusehen!" — rief er entzückt, faßte ihre Hand und wollte Kunigunden ohne Umstände umarmen.

„Mein Herr, was steht zu Ihrem Befehl!" — sagte das erschrockne Mädchen und trat zurück, so weit das Festhalten seiner Hand es erlaubte.

„Gar nichts, als viele tausend Küsse!" erwiederte er, und machte neue Versuche. Sie entflammte endlich in gerechtem Zorn, und suchte sich mit Gewalt loszumachen. Aber er

*) Göthe.

hielt sie am Kleide, schlang sich dann fest um ihren Hals und suchte sie in den Wald zu drängen. Kunigunde ballte jetzt die kleine Faust, und fing an stärker zu werden, jemehr der Graf zur Gemeinheit herabsank.

„Vergessen Sie nicht, (sagte die Entschloßne drohend) daß man jedem unbekannten Mädchen wenigstens Höflichkeit schuldig ist. — Ha, ich werde mich bey unserm Fürsten beschweren — zum Glück erscheint er eben dort unten —"

„O Teufel, du hast Recht! (schrie Wallenberg im Hinsehen, ließ sie los, und suchte ihren Unwillen zu begütigen.) Sey mir nur ein Bischen gut, mein spröder Engel, und verrathe mich nicht! Ich liebe dich über alles, und du mußt mein werden. Diesen Abend im Dunkeln siehst du mich hier zu deinen Füßen — du weißt, ich bin Graf Wallenberg — und es soll dein Schade nicht seyn!"

Er entschlüpfte eilig, und überließ das verschämte Mädchen einem sehr bittern Gefühle, welches bald in Thränen ausbrach. „Wie tief hat man mich in diesen wenigen Augenblicken

beleidigt und erniedrigt!“ rief ſie mit ängſtlichem Erſtaunen aus, und war ſchon im Begriffe, ſich dem Fürſten, welcher in der Ferne mit ihrem Vater vorüberging, zu Füßen zu werfen, als endlich die Schaam jedes andere Gefühl beſiegte. — „Wie hülflos muß ein armes Mädchen ſeyn, (ſeufzte ſie) wenn ſogar ein Mann von Bildung und Stande ſich nicht ſcheut, ſie ſo unedel zu behandeln wie dieſer niederträchtige Graf ſich gegen mich betrug! — Und — würde ich wohl ſelbſt beym Fürſten den wahren Sinn für die mir angethane Beſchimpfung finden? Würde er ſie nach Verdienſt beſtrafen? — Es muß doch irgendwo einen Schutz vor ſolchen Gewaltthätigkeiten geben? Und wo finde ich dieſen? Wäre doch mein Vater hier geweſen, oder ſeine Gäſte!“

Die freundliche Achtung, welche unſre Maler bis dieſen Augenblick Kunigunden beſtändig bewieſen hatten, that ihr jetzt doppelt wohl, und beruhigte ſie nach und nach über die Ungezogenheit des Grafen. — „O gewiß, Brixenfels hätte dieſe Behandlung nicht geduldet!“ ſagte ſie nach einiger Zeit mit einer

gewissen geheimen Freude. Aber sie erschrak von Herzen, als Brixenfels in demselben Moment aus dem Walde trat, und überrascht von ihrem Anblick seine Schritte verdoppelte und ihr entgegen rief: „Schön, schön, daß ich Sie hier so ganz allein treffe, meine geliebte Freundin!"

Aengstlich machte sie sich zum Weggehen bereit — zitternd überließ sie ihm dann ihren Arm, um welchen er freundlich bat — und erst als er den Weg nach ihrem Hause einschlug, athmete sie wieder freyer, und fragte ihren Begleiter, woher er komme.

„Von meinen Freunden, (sagte Brixenfels.) Ich habe Sie jetzt um etwas zu fragen, meine Liebe, wovon mir das Herz schon längst so voll ist — aber, gutes Mädchen, warum weichen Sie mir seit einiger Zeit immer aus? Noch vor acht Tagen waren wir so traulich! Warum jetzt anders?"

„Ich wüßte nicht —" stockte sie hocherröthend, und ihre Hand bebte, und suchte sich aus der seinigen sanft loszuwinden.

„Doch, doch, Gundchen! (fuhr er fort.)

Habe ich Sie unwiſſend auf irgend eine Art gekränkt, oder beleidigt?"

„Ach, ſo gewiß nicht! (ſagte ſie erweicht, und ſeufzte tief dazu) — Aber laſſen Sie mich jetzt zu meiner Tante — ich komme vielleicht wieder." — Allein ihr Feind, der ſie jetzt zurückhielt, war mächtig, und gefährlicher, als der vorige.

„Nein, mein ſüßes Mädchen! (erwiederte der Maler, indem er ſie leiſe umfaßte.) Du zitterſt — aber ich kann dich jetzt nicht laſſen. Sage mir, warum ſprichſt du nur mit den Uebrigen ſo freundlich — warum fliehſt du mich?"

„Ich weiß es nicht!" lispelte ſie, und wagte einen fragenden Blick auf ihn; dann blieb ſie in Gedanken ſtehen, und ſah ſeitwärts nieder.

„Sind meine Geſellſchafter dir lieber als ich?"

„Ach! — (rief ſie leidenſchaftlich, und er fühlte ſeine Hand heftig gedrückt.) O ich will nun fort — mir zerſpringt die Bruſt!"

„Keine ſolche Frage weiter! (ſagte er mit

lebhafter Wärme) — Du fühlst es, daß ich dich liebe, daß du mein Leben bist. Darf ich dich vom Vater zu meinem Weibe begehren?"

Sie erbebte mächtig, und sah starr zur Erde. Ihr Gesicht glühte. — „Warum scheust du dich — (fuhr er fort, und umschlang das Mädchen inniger) warum bebt dein Herz zurück vor dem Wort der Liebe? Das runde Ja ist so schön im Mund eines deutschen Mädchens! Laß immer den Verstand dir zurufen: „du liebst!", wenn gleich die zarte Jugend deiner Gefühle auf den zauberischen Schall dieses Wortes noch ängstlich horcht, und sich vor ihm verstecken will. — O senke diesen süßen Blick nicht — denn was nützt er der fühllosen todten Erde? Blicke nicht in das Blau des Himmels — denn die Strahlen dieses schönen Auges verlöschen wie Blitze in dem unermeßlichen Raum. Holde Liebe, in meine sehnsuchtsvollen Blicke leite die deinigen, damit diese zwey verbrüderten Wesen sich fassen, und unsre Seelen einander festhalten, treu bis zum Tode!"

Das Mädchen schmiegte kindlich ihre Wange

an die Wange des Freundes. Sie hing ſich während ihres langen Kuſſes feſt um ſeinen Hals, und vergoß ſanfte, herzliche Thränen. Tief gerührt von ihrer Innigkeit ſchloß der Glückliche ſein Eigenthum, wie auf ewig, ans Herz.

„Ich weiß nicht, (ſagte ſie jetzt) ob es recht iſt, was ich thue — aber — (ſie ſchluchzte von neuem) mir iſt ſo unausſprechlich wohl!"

„Welcher Schritt (rief er aus) könnte wohl unrecht ſeyn, den du ſchuldloſes Kind je thatſt! — Sieh, mein Leben ſoll mit dem deinigen ſich in Eins geſtalten — und dieſe ganze freundlichliebende Natur ſey ein Zeuge und Vorbild unſrer Treue! — Ach, das Weib des Künſtlers iſt wohl ſehr geplagt. Oft ſitzt er gekrümmt und blaß da — im Innern drängt es mächtig ſein Herz, und heißer ſehnt er ſich nach ſeiner Kunſt als nach der Geliebten, deren Händedruck er dann kaum fühlt, und nur träumend erwiedert. Sein Haus iſt klein, und ſein Herd ſelten reich. Sein Leben erſcheint der Liebe nicht immer warm, ſondern zu mancher Zeit düſter, ja langweilig und

mürriſch. Das Weib hat oft keinen Troſt an ihm für ſich und ihre Kleinen. — Aber du, die mir nun Haus und Geſundheit verſtändig beſchirmen will, wann mein Geiſt in fremden Regionen weilt — o denke nur getroſt, daß dein unſchuldiges Bild nie aus meiner Seele weichen werde! Tief verborgen, aber mächtig glüht die Liebe auch in dieſer Bruſt — und dankbar will ich die Wünſche deines Herzens zu errathen ſtreben — und jeden ſchönen Augenblick des übrigen Lebens, welchen mir die Kunſt verleiht, widme ich dir und dem was uns theuer iſt."

„Aber mein Vater! — (fuhr ſie erſchrocken auf.) Er wird niemals in dieſe Liebe willigen — Sie kennen ſeinen Widerwillen gegen Kavaliere — er hält Sie für einen, und Jedermann ſagt ſo! Ach, das wird mein Herz zerreißen!"

„Sey ruhig! (ſagte er.) Komm, wir wollen ihn ſogleich aufſuchen. Er wird den Vertrag nicht brechen, der mit dieſem reinen Verlobungskuſſe beſiegelt iſt."

„Himmel! (rief Kunigunde, und zeigte nach der Thüre, aus welcher Fink hervor-

ſah.) Ich wollte, ich wäre weit weg! O ſchonen Sie mich!"

„Excellent!" ſchrie Fink. — Vor übergroßer Freude ſchlug er auf Händen und Füßen ein Kunſtrad um den Dreyherrenſtein herum, und ſtand im Augenblick aufrecht vor unſerm erſtaunten Paare da, mit dem bibliſchen Spruch: „Und Gott ſchuf ſie, ein Männlein und ein Fräulein!"

„Sie haben mich erſchreckt!" ſagte Kunigunde mit lieblicher Blödigkeit.

„So?" antwortete er feierlich, und ſtellte beide Hände in die Seiten.

„Nun, was haſt du vorzutragen, Fink!" lachte Brixenfels.

„Kinderchen, (fing jener an) wenn ihr Beide euch nicht bis zum allertödtlichſten Grade liebt, ſo ſoll mich der böſe Feind alsbald auf dem Gebirge Ararat kielhohlen! — Nur pflegt der Genius ſich in ſolchen Fällen viel beſſer zu helfen, als Herr Brixenfels! Ich ſelbſt fange gewöhnlich mitten in dergleichen Ueberraſchungen plötzlich an, eine Geſchichte weiter fortzuerzählen — und recht laut — zum Exempel ſo: Der

große Mogul alſo, Mamſell Erdmann, ward, wie ich ſchon in dieſer langen Geſchichte erzählt habe, verdrießlich. „Schält mir meinen Reichsapfel, ſagte er zu ſeinen Räthen, und ſchnitzt ihn fein ſäuberlich, wie ihr immer am Staate ſchnitzert, deſſen ſymboliſche Weltkugel ich euch endlich auf einmal aus euern Zähnen zu ziehen die meinigen rüſte — denn ich habe jetzt eben Luſt, Thaten zu verrichten, und heute will ich euch noch alle zu Rittern oder Krüppeln ſchlagen!" Allein der Kanzler — welchen wir ebenfalls ſchon längſt kennen, meine Verehrte — der Kanzler, welcher gerade heute ſeinen Deputat- und Spendierwein aufgefüllt, und von dem Ueberlaufe ſeines dießjährigen Faß und Naſas, den ſein letztes Stückfaß ſich zu faſſen geweigert, faſt zu viel in den Mund gefaſſet hatte — dieſer Kanzler fühlte ſich jetzt begeiſtert und kühn genug, um dem durchlauchtigſten Mogul vernünftige Vorſtellungen über ſeinen Zorn zu thun. Er ergriff das Szepter des Reichs, und ſchlug damit ſo lange auf den Kaiſer, bis dieſer verſprach, ſich zu faſſen. „Unüberwindlichſter Gebieter, begann er dann, mein demüthigſter Rath

in dieſer höchſtbedenklichen und verdrießlichen Sache wäre unvorgreiflich der, daß man vor allen Dingen den großen Zentauer befragte, wer das Orakel, welches unſre Schweine und Kinder ſeit kurzem zu freſſen pflegt, auſſer uns Beiden etwa erlegen könnte? Sollten die Prieſter keine geſcheidte Antwort ertheilen, ſo müßte man jedem fünfundzwanzig Prügel, unzielſetzlich ad posteriora, geben, und das Orakel ſelbſt um funfzig Thaler ſtrafen, oder nach Befinden mit einjähriger Einſchließung im Zucht- und Tollhauſe anſehen u. ſ. w." — Schaut, ſo würde ein Herz von Kopf ſich aus ſeinen Schwachheiten herauslügen. Dergleichen Dinge werden leicht plauſibel, und ziehen unvermerkt von der Hauptſache ab — man gewinnt Zeit, Laune und den guten Willen des Richters, um ſich auf noch mehreres zu beſinnen, und ſelten kommt das Geſpräch wieder auf den Anfang zurück, welcher in unſerm Falle leider ein Liebeskuß war! — Nun?"

„Iſt ein Kuß das Zeichen der Liebe?" fragte Brixenfels.

„An ſich nicht — (ſagte jener) denn du

ſollſt einen gerechten Richter haben! So wie denn auch Einer, der ein Kruzifix im Hauſe hat, darum allein noch nicht ein Chriſt oder guter Katholik wird. Aber —"

„Nun? Wollen Sie nicht vollenden? (ſagte Brixenfels.) Warum ſtockſt du?"

„Aber — (fuhr Fink fort) ein Kruzifix erregt doch überall chriſtkatholiſche Gedanken, mein Freund! — O, ich ſchwöre es bey den ſüßen Schmerzen, welche die Schlacht der erſten Liebe ſchlägt, daß eure Küſſe mir ſelbſt tief in die Seele gedrungen ſind — denn ich gedenke jetzt an dich, Kordelia, an deren Herzen ich in dieſer noch kaum entflohenen Nacht keuſchere Freuden genoß, als je das reine Licht des Tages beſchien! — Doch, apropos, blödes Gundchen, laſſen Sie Sich dienen! Als ich neulich ſo ſchön um einen Kuß bat, keuſche Seele — ey, da war ein Kuß eine große Sache!"

„Sie behaupteten doch, es ſey etwas Kleines und Unbedeutendes," ſagte das furchtſame Mädchen, und erröthete wieder.

„Worauf darf ich nun dieſes liebliche Erröthen beziehen? (fragte er.) Auf meinen dama-

ligen Fall ſchwerlich — denn es war leider nur ein unglücklicher Verſuch zu küſſen! Alſo auf den jetzigen Kuß, der vortrefflich gelang!"

„Es giebt ein Drittes, (ſagte Briefels.) Ein zartes Weib erröthet am leichteſten über die Indiskretion eines Andern, in deſſen Seele. Und dieß iſt der gegenwärtige Fall."

„Wie gelehrt! (rief Fink.) Aber, wir Beide wollen unſern Streit ſelbſt führen, Schönſte — denn die Sache muß nun einmal zur Sprache kommen. Alſo, ich hätte behauptet, ein Kuß ſey etwas Kleines und Unbedeutendes? Leider verſtand ich es damals nicht beſſer, oder, ich muß wohl betrunken geweſen ſeyn! — Was nennen Sie denn klein — was unbedeutend? Ach, meine junge Freundin, nehmen Sie doch zum Exempel ein Beyſpiel an dem unſchuldigen verachteten A. B. C.! Wie nachläſſig, wie wenig feierlich, o wie leichtſinnig machen wir die erſten Verſuche, uns ſeiner Schätze und Freundſchaft zu bemächtigen — und doch ſchließt es uns gar bald die Pforte der litterariſchen Geheimniſſe, ja das große Thor zur vollen Seligkeit alles Wiſſens auf! Ach, beſte,

Gottlob noch schuldlose Seele, die nach der Grammatik meines Herzens Einer, Eine, Eines ist, der, die, das da soll oder muß gerettet werden — halten Sie doch nichts für unbedeutend, was auf das größte Verderben deutet, wie zum Exempel ein Kuß! — Wassertropfen, lieber Engel, machen ja endlich das Weltmeer — aus Sekunden bilden sich Jahrtausende, und leichte Ideen zeugen Thaten der Unsterblichkeit!"

„Welch eine erhabne Steigerung! (lachte Brixenfels) — O du langsamer Strom der Zeit! Hast du keine mitleidige Welle, die uns endlich gegenwärtigen Thoren mit den faulen Bretern seines Witztheaters von diesem zarten Boden hier wegspülte? — Finden Sie das blühend, Herr Fink?"

„Mitunter! (sagte Fink.) Und welcher große Blumist läßt nicht eine Aloe gern auf seine eignen schweren Kosten blühen, und hat noch obendrein Geduld, wenn das Blümchen so dürftig ausfällt, wie manche Einfälle! — Aber ihr dürft noch nicht fort, Kinderchen. Ich muß euch vorher mit zwey reisenden Musikern bekannt machen, die mir so eben mein gutes Glück durch

ihren

ihren Unſtern zugeſandt hat. Ich werde ſie und einige ihrer vorzüglichſten Kameraden zeichnen. Dort unten im dickſten Forſte ſoll die Exekuzion vor ſich gehen — denn in jener Finſterniß werden mir ihre Geſichter herrlich leuchten, welche ſich gegen einander verhalten wie die Morgenröthe zum Nordlicht. Beide Figuren ſollen ſchwärzlich geätzt, und nur die Naſen ſollen nach Hogarth'ſcher Manier ins Glühende getrieben, und roth in Kupfer geſtochen werden. Aber ich will dabey dieſes reifende Verdienſt fürſtlich belohnen und erquicken. — Raphael! (ſchrie er nach dem Bedienten.) Komm geſchwinde! — Meine Herren! Bemühen Sie Sich doch heraus. Nur heraus, meine Herren!" —

„Seht doch dieſe Naſen — (zeigte er jetzt nach etlichen aus dem Hauſe tretenden Bierſiedlern, die ihre Bücklinge machten) ich fürchte mich ſelbſt wieder vor ihrem Feuerſchein. Aber das Nordlicht dort bläſt eine alte handfeſte Klarinette recht allerliebſt, und die Morgenröthe hat ſich dermalen ganz dem Dudelſacke geweiht. — Meine Herren, das iſt die Mamſell

Erdmann, eine angehende Virtuosin — und dieß der Herr Kunſtrath Aloe, auch Einer vom Handwerke. Ohne Umſtände, bedecken Sie Sich, wir ſind in der freyen Natur. — Rachael! Wo der Junge bleibt! — Alſo, wenn es Ihnen gefällt, ſo gehen wir hinaus in den Wald, meine gelehrten Herren Muſici. Dort will ich Ihre werthen Perſonen abkonterfeyen, ſo gut es ein Anfänger vermag, und dort werde ich bitten, daß Sie mir ein recht ſchmachtendes Andante aufwixen — ſo ein ſanftes Preſto — denn ich liebe eine herzhafte Muſik gar ſehr. — Mein Porteſeuille, Rachael! Und ſchaff uns ſogleich Wein dorthin!"

Der Junge hatte Bedenken. „Die Jungfer Zehlein (ſagte er leiſe und lachte dazu) hat ein vortreffliches Glas Koſent im Keller — man bekommt es zu London in Koventgarden nicht beſſer —"

„Welche Entdeckung! (ſchrie Fink.) Wie war es möglich, lieber Junge, daß du bisher all dieſen Reichthum von Witz ſo gut verſtekken konnteſt! Seht ihr den Löwen in der Eſelshaut? Riecht ihr die Aloe in dieſem

Miſtbeete? — Himmel, wenn eine ſolche Belle vollends witzig wird, was kann da Gutes herauskommen! — Wein, ſage ich, Fratze! Haſt du keine Achtung für die Kunſt?"

Die Unruhe unſrer armen Ida hatte den höchſten Gipfel erreicht; hoffnungslos ſaß ſie mit verweinten Augen da, und der angſtvollſte Abend ihres bisherigen Lebens ſchien anzubrechen. In heißen Thränen war ſie am Morgen dem geliebten Vater in die Arme geſunken, bereit, ihr ganzes Geheimniß willig zu entdecken. Allein er konnte ſie nicht vollkommen verſtehen. „Geduld! (hatte er ihr gerührt zugerufen) Geduld, mein Kind! Ich werde dich hören, ſobald jene acht Tage verfloſſen ſind. Du biſt meine einzige, aber meine freygeborne Tochter — ich ſelbſt ſtreute einſt guten Saamen in dieſes Herz — und ich darf nun einer ſchönen Ernte entgegen hoffen!"

Sehnſuchtsvoll harrte ſie auf Steinachs Ankunft. Er ſollte ihr letzter Troſt und Freund in der Noth ſeyn. Aber Steinach ſaß heute

tief in seinen Papieren, und ging mit raschen Entschlüssen für seine eigne Zukunft um.

So sank denn die Unglückliche allmählig zur düstern Schwermuth herab, und malte sich mit erhitzter Phantasie die Bilder ihres Schicksals aus. Sie lebte schon seit einigen Stunden ganz allein in ihrem Zimmer, und bange Seufzer und Thränen waren die gefährlichen Gesellschafter ihrer Einsamkeit. — Von eignen Versäzen konnte nicht mehr die Rede seyn. Sie war ja bereits entschlossen, sich für den Willen ihrer Eltern zu opfern. Man verlangte nichts von ihr — man ließ ihr scheinbar alle mögliche Freyheit — aber sie selbst wußte nur zu wohl, was man erwartete, und was ihr eigner Charakter ihr zu thun befahl. Die Stimme der Vernunft schwieg längst; denn sie hatte laut und deutlich gesprochen, aber sie war nicht mächtig genug, um die Angst des liebenden Herzens zu stillen. — Bisher hatte unsre Freundin sich noch immer mit der Ferne ihrer Zukunft zu beruhigen oder zu betäuben gewußt. Sie war im Herzen seiner Liebe gewiß, und sobald sie ihn allein

ſah, fühlte ſie lebhaft, auch Franziska's Neigung für Schweizern könne ihr ſelbſt nur in ſofern gefährlich ſeyn, daß ihre eigne Liebe dadurch immer mächtiger emporſchwelle — und in dieſer Fluth wünſchte ja das allzuzärtliche Herz den Tod zu finden. Allein jetzt fuhr ihr ein Gedanke durch die Seele, den die Verirrte — unbegreiflich genug! — noch niemals ausgedacht hatte. „Wird es immer ſo ſeyn? (rief ſie.) Wird er immer in dieſen Gegenden verweilen? Nein! Bald wird das drohende wirkliche Leben wieder eintreten, um auf einmal dieſen Schlummer meiner jugendlichen Seligkeit zu ermorden — alle meine Rosenträume werden plötzlich zu Tode erblaſſen! — Wann nun der ſchöne Sommer verflogen iſt — ach, dann werden dieſe Zugvögel emporrauſchen, um dort eine mildere Heimath zu ſuchen, wo bald ein neuer Frühling aufkeimt — mein Herz wird ſich den Schwingen des Geliebten nachheben, und gebrochen in das kalte Land zurückſinken."

„Ich will mich an dieſes Klima gewöhnen! (beſchloß ſie endlich.) Zum letztenmal

ſey er heute mein Lehrer!" — Aber ihre Faſſung verließ ſie, als jetzt ſeine männlichen Fußtritte im Saale tönten. Erſchöpft lehnte ſie ſich zurück.

„Meine reizende Schülerin iſt krank — Verzeihung, wenn ich Sie beſchwerte!" ſagte der eintretende Schweizer. Er ſah erhitzt aus, und blieb erſchrocken über Ida's trübe Miene vor ihrem Sopha ſtehen. Es mußte ihm etwas Seltſames begegnet ſeyn, denn ſeine Blicke waren unſtät und verwirrt.

„Ihrer Freundin iſt nicht wohl, (antwortete ſie ſanft.) Aber bleiben Sie immer, lieber Schweizer. Wenn es mit dem Zeichnen nicht geht, ſo ſprechen wir zuſammen. Meine Geſundheit iſt bis jetzt noch gut — mein Leiden iſt von anderer Art. Aber, was iſt mit Ihnen vorgegangen?"

„Mit mir? (fragte der Unruhige zerſtreut, und machte einige Schritte ſeitwärts.) Ja, ich komme auch zu früh — ich glaubte, Sie würden heute keinen Unterricht nehmen — ich wollte aber doch fragen — eigentlich führt mich eine große Neuigkeit ſo früh zu Ihnen!

Fink ſagte mir eben jetzt, er habe von Mehreren der Nobleſſe gehört, daß Sie, meine Freundin, dieſen Abend mit dem Präſidenten von Pölten Sich verloben wollten!"

Sie erblaßte, und konnte nur mit Mühe die Worte ſchwach vorbringen: „Man hat eine Unwahrheit geſagt."

„Gewiß?" rief er ſchnell, und blickte ſie mit einem Feuer an, vor dem das ſchwache Weib erröthete. Doch nahm ſie alle Kräfte zuſammen.

„Dieſe Verlobung kann aber in einigen Tagen geſchehen," fuhr ſie in beſtimmtem Tone fort, und ſetzte, als ihr ſeine heftige Bewegung merklich ward, mit ſanfterer Stimme dazu: „Meine Eltern wünſchen die Verbindung ſehr angelegentlich."

„Und Sie? (fuhr er wieder lebhaft heraus) — Aber ich habe ja noch kein Recht auf Ihr Vertrauen erworben — und es iſt gewiß höchſt ſonderbar, daß ich mich in die theuerſten Geheimniſſe Ihres Innern auf eine Art einzudrängen wage —"

„O nein, mein edler Freund! (fiel Ida

ihm rührend in die Rede.) Wir kennen uns wohl erst seit Monaten; allein, es steht sicherlich außer meinen Eltern Niemanden ein heiligeres Recht auf mein Vertrauen zu, als Ihnen. Seit unsrer kurzen Bekanntschaft hat meine Seele mehr Schönes und Edles gefaßt, als während meines ganzen vorigen Lebens. Und nur eine gewisse besondere Stimmung hielt mich bis jetzt ab, Ihnen etwas von dieser Sache zu entdecken. — Aber nun — Bester — ich bin einsam und ohne Freundin — rathen Sie mir!"

„Ich? — (sagte er tief erschüttert, und fuhr dann nach einer langen Pause mit edler Wärme fort.) Der Präsident, so wie ich ihn kenne, ist ein braver, fast in jeder Rücksicht trefflicher Mann. Geburt und Stand, Gesundheit und Vermögen, hauptsächlich aber sein gebildeter Geist und edler Charakter, und selbst sein ernstes und doch angenehmes Betragen im Umgange — kurz das Ganze seiner herrlichen Eigenschaften berechtigt ihn allerdings zu dem Glück, sich meiner Freundin antragen zu dürfen. Es bleibt daher nur die

einzige Frage übrig: ob Sie ihn lieben? — Und dieſe Frage —"

„O guter Mann, (unterbrach ſie ihn ängſtlich) fahren Sie noch weiter fort — ſein Lob klingt ſo ſchön aus dieſem redlichen, wahren Munde! Ja, ich fühle es — er iſt das Alles wirklich! — Aber, ich ſoll Ihnen jetzt dieſe Frage beantworten —"

„Muß ich ſie zurück nehmen?" murmelte er.

„Ich wollte, Sie hätten mir gerathen," ſagte Ida.

Er behauptete dagegen, dieß würde ihm, ohne ihre eignen Geſinnungen zu kennen, unmöglich ſeyn. „Entdecken Sie Sich mir ganz, (fuhr er bewegter fort.) Es iſt Zeit hierzu — Ida! der Frühling iſt verrauſcht — die Nachtigallen ſchweigen, und die Blütenzeit unſrer Freundſchaft naht ſich ihrem Ende. In etlichen Tagen reiſen wir —"

„Und kommen — und gehen —" rief die Ueberraſchte, indem ſie aufſtand und ihm ſtarr ins Auge ſah.

„In ein andres Land, (ſagte er) und

ſehen vielleicht dieſe glückliche Gegend niemals wieder —"

„Das erwartete ich nicht! (ſtöhnte das Mädchen ſchmerzlich hervor, und ihr Auge füllte ſich.) So früh — ſo auf einmal — wollen Sie Ihre — Schülerin verlaſſen — Schweizer!" — Sie faßte ſeine Hand, und er drückte die ihrige ans Herz.

„Die Umſtände (fuhr er fort) können meine Abreiſe ſchon für morgen nothwendig machen." — Sie weinte ſanft. — „O es war ſo ſchön hier, (ſagte er, im Innerſten erweicht) es war mir ſo wohl in unſrer Einſiedeley, wann der Schatten flüſternder Blätter in der Abendſonne lieblich an jenen gerötheten Wänden umherzitterte, und mich zum Fenſter lockte — und, wann das ſcheidende Licht des Himmels dann noch ſo freundlich aus Ihren Gartenbäumen dort zu mir hinüberſchimmerte! — Seliges Andenken, ſüßes Gefühl, was ich im Herzen mit mir nehme! Dieſe milden Thränen meiner Freundin heiligen es — denn ſie fließen meinem Anden-

ken — ach, keine Sprache hat Worte für den Werth dieſer Thränen! — Aber, theure Ida, wir vermögen nicht der Zukunft zu entrinnen — und der nächſte Augenblick, vor welchem ſelbſt mein ſtarkes Herz erbebt, ſtämmt ſich uns ſchon mit unwiderſtehlicher Gewalt entgegen — er will durchlebt — er muß gelitten ſeyn!"

Sie hing ſich feſt an ſeinen Arm. „Ach, Mann! (flehte ſie zu ihm auf.) Wohin führen Sie mich!"

„Wir wandeln auf dem geraden, ebnen Pfade der Natur, (ſagte er mit freundlichem Ernſte.) Vergeſſen Sie jetzt auf einen Augenblick Alles was uns umgiebt — Alles außer uns Beiden — jede hergebrachte Verhältniſſform — Die Welt vergehe um uns her, und nur dieſe reine Natur rede zur befreundeten Natur! — Willſt du?"

„Ich will! (ſagte ſie mit Innigkeit, und richtete ſich ſchwärmeriſch empor.) Aber ſeyn Sie edel!"

„Könnteſt du jenen Mann lieben?"

„Nein! Aber ich werde ihn achten — ich werde den Segen meiner Eltern im Herzen tragen!"

„Und wirst du glücklich seyn, himmlisches Weib?" sagte er in höchster Spannung.

„Nimmer, nimmer! (rief sie, außer sich.) Denn die Liebe hat dieß Herz gebrochen!" Sie umschlang ihn, und hing wie todt in seinen Armen.

„Ida, mein theures Weib! (schluchzte der Ueberselige.) Dieß Herz stirbt ja nur den schönen Tod der Liebe. — O all ihr seligen Geister des Himmels, schwebet herab, und bezeuget diesen heiligen Bund, den die Macht der reinsten Liebe schließt — dessen Treue erst enden soll, wann die Ewigkeit vergeht —"

„O Gott, diesen Bund — (wiederholte die seufzende Ida mit bitterm Tone) diesen Bund, dessen seligen Frühling der Sturm des Schicksals sogleich wieder zerstört!" — Sie raffte sich empor, und entzog ihre Lippen seinen Küssen. — „Jetzt ist nun dieser Augenblick vorüber! (sagte sie mit festerer Stimme.) Ida hat geliebt — ich komme wieder, meine

theure Eltern! Eure gute Tochter kommt zurück!"

Aber er hielt ſie umfaßt, und die Erfüllung ſeiner Wünſche umnebelte ihn, wie ein wunderbarer Traum. — „Iſt es wahr! Iſts möglich! (rief der Schwärmer.) Du liebſt mich — mich ſelbſt — deinen Karl — deinen Schweizer! — O geſegnet ſey dann die Luft, welche die erſten Laute deiner Liebe, rein wie Harmonie des Himmels, zu meinem Ohre trug! Ach, dieſer Menſch, dieß Herz und Leben ſey dir auf ewig ganz geweihet! — Doch blicke nicht ſo trauernd nach dem Manne, den du liebſt, mein holdes Leben! Oeffne dein Herz der Freude, und vertraue dem Geliebten, dem du theurer biſt, als ſein eignes Weſen. Ich werde handeln, und ich ſchwöre dir, daß du jetzt und ewig mein biſt! Ja, mein Weib! — Und Vater und Mutter, der ganze Hof, und Erde und Himmel ſollen es wiſſen!"

„Ach, Geliebter, dieſer allzuſchöne Traum wird bald zerrinnen!" ſprach ſie wehmüthig, und heiße Thränen des Schmerzes rannen über ihre Wangen. Aber noch einmal ſchloß

sie ihn mit schwärmerischem Mitleid fest an ihre Brust, und weinte sich satt über ihre Liebe.

„Fasse dich! (sagte er, und schaute ihr groß und redlich ins Auge.) Verzeih dieser Mystik, und meiner Schwachheit! Halte aus bis morgen — ja bis zum Augenblicke meiner Abreise! — Kann ich dich betrügen, Engel? — Nein, traue meiner Liebe — täusche Alles — täusche dich selbst — sey nur froh, und halte dich und Alles hin bis morgen! Morgen sollst du von mir hören. O vergiß es nicht, Ida, daß die wahre Liebe glauben muß!"

Er machte sich sanft aus ihren Armen los, und entfloh schnell. — Sie schwankte auf ihre Polster zurück. — Es war eine Art von süßem Wahnsinn, in welchen sie jetzt verfiel. Ihr Busen, neubewegt von den Pulsschlägen einer geliebten Männerbrust — die schmachtenden Lippen, so roth und warm von seinen Küssen — und das jungfräuliche Herz, so bange von den nie gekannten Gefühlen dieser grundlosen Zärtlichkeit! — Verschämt ruhte sie da, wie die Keuschheit im Arm der Liebe, und selig, wie die Liebe im Schooße der Keuschheit. — Er

ſelbſt hieß ſie ja fröhlich ſeyn, und hoffen. Der Getreue konnte ſie nicht täuſchen. Er befahl ihr, Vater, Mutter und ſich ſelbſt zu täuſchen; und — Ida wollte! Alles verſchwand vor ihrer Liebe, nur ſeine Worte blieben zurück, und wehten wie zärtliche Geiſter um ihren Sinn. — Allmählich fand ſie Licht in ſeinem geheimnißvollen Betragen. Es ſchien ihr, er ſelbſt habe ſich jetzt zu dem Geheimniſſe bekannt, von welchem das Gerücht ſo vieles ſprach. Zum erſtenmal wagte ſie es, nach den ſternenvollen Himmelsräumen der Hoffnung hinzuſchauen — und der Glaube an das Wort des Geliebten zog triumphirend in die frohe Seele ein.

Hoch ſtand noch die Abendſonne am Himmel. Aber um das Antlitz unſrer ermatteten Freundin floß ſüße Dämmerung. Nach langer Angſt trat jetzt die Ruhe in der Geſtalt des liebenden Jünglings ſanft lächelnd vor ihren Geiſt hin. Melodiſch tönte Luiſens Silberſtimme von Emiliens Zither begleitet aus der Ferne des Gartens zu ihr herauf. Entzückt ſchloß ſie das verweinte Auge. Der Liebe zauberiſches Lächeln ſchwebte auf ihre Lippen nieder, und in

rosige Träume gewiegt feierte ihr keusches Herz seine Brautnacht.

Vor der Einsiedeley trieb sich während dessen Fink mit dem Sekretär Züger herum, welcher den Malern seinen Besuch machte. Brirenfels wollte noch nicht von der Arbeit ablassen, wiewohl Fink öfters nach seinem Fenster hinauf rief, es werde nächstens Zeit seyn, sich zu maskiren, und er begreife nicht, wie man an einem Geburtstagsheilgenabend, der noch dazu mit einer Extrafete gefeiert werde, so abscheulich arbeiten könne. — Unten leerten sie einige Flaschen, und Fink, der seine geheimnißvolle Kapsel erst am späten Abend öffnen wollte, hatte schon keinen ruhigen Augenblick mehr, und suchte sich durch Trinken und Reden hinzuhalten. Seine ganze Seele war heute mit bunten Bildern und romantischen Hoffnungen erfüllt. Er hatte gestern ganz neue Zeichen einer fernen Vergangenheit in seinem Gemüth entdeckt; aber alles flimmerte verworren durch einander; und sobald er sein Gedächtniß an-

anſtrengte — ſo oft er nach einigem Zuſammenhange jener Reminiszenzen mit ſeiner Gegenwart ſtrebte, überlief ihn nur ein wunderbarer Schauder dunkler Ahndungen.

Sie ſprachen über den Unterſchied zwiſchen dem Grafen Wallenberg und ſeinem Freunde Warnek, welche zu Finks, und noch mehr zu Brixenfelſens Verdruſſe wieder in der Nähe umherſchlichen; und Züger fühlte ſich geneigt, den Major für das kleinſte Uebel unter Beiden zu halten, weil er doch wenigſtens in gewiſſem Sinne immer mehr Fait von der Artigkeit und Höflichkeit zu machen ſuche, als jener — der ihn neulich nicht eingeladen hatte!

Fink war anderer Meinung. „Wallenberg (ſagte er) iſt ein natürlicher, offner, wilder Sünder, der ſogar noch Spuren von Gutmüthigkeit, ja ſelbſt von Kraft zeigt, und der vielleicht einſt im Strome des Unglücks und der Welt zu Grunde ging. Aber der Major ſcheint bloß ein Badaud, der aus eigner Neugier und geckenhafter Neigung zu Hauſe hinterm Ofen laſterhaft ward, und nie gelernt hat, wie der Menſch dieſes ſeyn könne, ohne von der großen

Welt obendrein ausgelacht zu werden, oder wie hoch und theuer er ſeine Seele eigentlich dem Teufel zu verkaufen befugt ſey. — Ich verſichre Sie, der Unterſchied zwiſchen zwey ſolchen Ausgeburten des Zeitalters iſt ſchwer und wichtig. — Der Graf weiß, daß er dumm und ſchlecht iſt; er jagt dieſen beiden Prädikaten frech und öffentlich nach. Warnek hingegen macht Prätenſionen und will gelobt ſeyn wegen ſeiner Aufführung, Wiſſenſchaft und Tapferkeit, während er ſo albern erſcheint wie mancher alte Krautjunker des Mittelalters, der ſein Schwert nie auszog, als, um Obligationen ans nächſte Kloſter, die er nicht leſen konnte, mit dem Knopfe zu unterſiegeln. — Beide Freunde ſind zuvorkommend artig; allein man bemerkt ſogleich in Warneks Betragen die Höflichkeit des fürſtlichen Hofes, mit der, welche er zu Haus im Viehhofe nun einmal erlernt hat, in jener lächerlichen Vereinigung, die leider weit häufiger angetroffen wird, als viele Leute zugeben wollen. Aber der Graf hat als Parvenü ſchon beſſer in der Welt gelernt, wo und wie die Artigkeit zu gebrauchen iſt. — Er hat keinen Wiz, doch

beweiſt eine und andere Naivetät, die ihm zuweilen auf Koſten des Verſtandes entſchlüpft, daß Manches aus ihm hätte werden können. Allein wann der Major ſeine faden Witze ſo langſam und mühſelig zu präpariren anfängt, ſo iſts als hörte man einen ungebornen Eſel ſchon wiehern. — Der Graf hat Temperament, und ſehnt ſich nach der Wolluſt wie das Thier; draußen auf der Jagd, im Dunkel der Wälder, ſchreyt er auf allen Gränzpfaden, gleich dem heißen Hirſche, nach der Unzucht; und wo er ſeine Wechſel hat, da ſproßt weder Gras noch Holz, die Unſchuld flieht erſchrocken ſeine Wege, und ich glaube, der Regen des Himmels verſchmäht ſie, wie die giftigen Fußſtapfen des Erlkönigs. Aber der bequeme Wanst liebt das Häusliche, Weichliche und Abgeſchmacktniedrige des Laſters. Er rüſtet ſich erſt mit ſtärkenden Getränken, lauert dann vor den Thüren, und ſchleicht bedächtlich unter den Fleiſchbänken, an den Ecken alter Kirchen, und in jedem tief verborgnen Winkel herum, wo das zahme Wild der Pandemos allnächtlich ſeine geheimen Bahnen wechſelt. — Schon nach dieſem Wenigen

können Sie nun Ihre Auswahl bestimmen, um die wir Beide übrigens uns wohl keinen Finger abbeißen würden."

Endlich trat auch Brixenfels heraus, und mit ihm die Jungfer Zehlein, um Finken ein Stück von seiner heutigen Maskenkleidung anzuprobiren. So fleißig sie auch für ihn gearbeitet hatte, so sehr plagte er sie doch mit seinen gewöhnlichen Unarten; und wiewohl er sich in diesen heute weniger als jemals mäßigen konnte, so entlief ihm doch das gutherzige Mädchen nur, um desto emsiger an seinem Schmucke zu nähen.

„Im Grunde (sagte er, als sie fort war) bin ich ihr in vollem Ernst ergeben. Ich möchte die gute Zehlein wohl in ihrer Blüte gekannt haben! Diese warme, thätige, ganz liberale Anhänglichkeit an eine Hand, die uns so oft schlägt, hat man seit etwa vierzig Jahren fast ganz verloren, und mit ihr ein herrliches Paradies für Freundschaft und Liebe. Gewiß, man schämt sich jetzt, und hält es für lächerlich, am Freund und Geliebten mit so viel Ernst und Frömmigkeit zu hängen, wie dieses liebe ver-

blühte Kind an uns. Bloß die Matronen zeigen jetzt zuweilen jenes Feuer wieder, was im Busen unſrer kältern Zeitgenoſſinnen nur ſelten noch Nahrung findet. — Das macht, weil die heutige Welt überhaupt den Enthuſiasmus und die Wärme für alles Gründliche viel weniger kultivirt als damals. Wir ſehen ja dieſes auch in den Künſten und Wiſſenſchaften deutlich genug —"

„Gott bewahre! (proteſtirte Züger.) Welche erſtaunlichen Fortſchritte haben wir nicht ſeit jener Zeit im Wiſſenſchaftlichen, und überall gemacht!"

„Ich läugne die Fortſchritte des Ganzen nicht, (ſagte Fink, und trank hurtiger) denn welche Gewalt könnte dieſe hindern? Aber jeder einzelne Menſch will jetzt alles zugleich und auf einmal ſeyn und thun — und nichts mehr mit Feuer und von ganzem Herzen! Das Wiſſen wird nur immer breiter gezogen, und jedes oberſte Prinzip deſſelben läßt man unerörtert aus den Augen ſchwinden. Die Vielwiſſerey iſt Gelehrſamkeit — die Tauſendkünſteley nennt man Kunſt — und ach, ſelbſt der reine Metall-

ſpiegel der Menſchheit iſt aus einander gelaufen wie Queckſilber. — Aber wie weit ſind wir denn auch eigentlich ſeit jener Zeit weiter gerückt? Herr, was wollen Sie viel von großen Fortſchritten reden? — Betrachten Sie zum Exempel die Rechtsgelehrten. Haben ſie etwa die Gerechtigkeit reſtaurirt? Doch, das wäre zu viel verlangt! Aber, ruft man nicht noch täglich das mildrichterliche Amt vergebens um die Gunſt an, daß es dem Bauer in ſeiner eignen Sprache erkläre, wovon vor Gericht eigentlich die Rede iſt? Hörte ich nicht noch kürzlich, als erbetner Zeuge, daß ein ſehr geſchickter Notar eine höchſt wichtige Frage folgender Geſtalt vortrug: „Nun weiter, lieber Mann! Artikel fünf. Wahr jedoch, daß Zeuge die quäſtionirte Piece mehrmalen ſelbſt eingeſehen?“ Die Antwort war: „Herr, darauf kann ich Ihm nicht antworten“, und ſie änderte ſich — nachdem der gewiſſenhafte Notar wirklich hingeſchrieben: „Zeuge könne hierauf nicht antworten“, und ich mir die Freyheit nahm zu fragen: „Habt ihr nicht die Handſchrift ſelber geleſen?“ — dahin ab: „Mehr als zehnmal,

Herr, und bin dabey gewesen, wie sie der Schuldner machte!" — Habe ich nicht ferner erst gestern eine juristische Stylübung von einem wegen seiner gedrängten und blütenreichen Kürze berühmten Advokaten gelesen, die sich so anfing: „In der, auf die von dem Johannes Gobelschen vorgeblichen Anwald, in einer von hochfürstlicher Regierung längst entschiednen, und jetzt durch das in den Augen eines jeden Unbefangnen einleuchtend inepte, und dem nur in verfänglichen Labyrinthen herum irrenden Geschäftsgange des Herrn Gegners wenig Ehre bringende berüchtigte Gobelsche sogenannte Libell, von neuem aufgewärmt und zur Ungebühr gegen mich wieder aufgegriffen werden wollenden mütterlichen Illatensache, erst unter dem 16. März — ohe! ohe! also vier ganzer Tage zu spät — eingereichte, der gesunden Vernunft ins Angesicht widersprechende Schrift, für deren Mittheilung ich Ew. gebührend danke, höchsterlaßnen verehrlichen Resolution vom 20. d. m., befindet sich unter andern auch folgender Passus u. s. w." — Wollten wir vollends auf den Eid, die Abfassung der Eidesformeln und

andere dahin gehörige Dinge kommen, so würden wir heute nicht fertig. — Lassen Sie uns zu den Aerzten übergehen. Hat die Arzneykunde die Charlatanerie endlich verjagt? Haben unsre Aerzte die Marktschreyer etwa dadurch zum Schweigen gebracht, daß viele von ihnen eine gewisse medizinische Mode einführten, vermöge deren viele vor fünf Jahren heilsame Mittel gegenwärtig Gift seyn — im nächsten Dezennium aber die nemliche Krankheit ganz allein heilen müssen? — Und die Theologen? Wenn es damals noch viele von Blutgier heiße Mörder des Geschmacks gab, so sehen wir jetzt desto mehr kalte Moralisten. Jene glühten doch für Eine Religion — diese bestreiten — bloß mit ihrem nachlässigen, herzdurchschneidenden Lächeln — Alle. Das Neueste aus jeder Meinung ist ihnen nur auf Monate gut genug; und selbst viele Katholiken, die nun einmal für aufgeklärt gelten wollen, haben sich — besonders wenn sie aus den Klöstern entsprangen — in ihren Fortschritten etliche mal zu viel überpurzelt, um nur den Protestanten es in der Aufklärung zuvor zu thun. Der Unglaube neckte lange den Aber-

glauben; und dieſer erpicht ſich nun darauf, jenen an Herzloſigkeit zu übertreffen — und das ſollte er nicht; denn damals, in ſeiner Nacktheit, war er in gewiſſem Sinne ſchön; jetzt, in der unnatürlichen Hülle dieſer Feigenblätter, iſt er falſch, widrig und krüppelhaft. Gewiß, die Zeiten, wo der Menſch etwas für ſeine Götter wagte, ſind vorüber, und nirgends herrſcht eine beißendere Kälte als in den Flachfeldern der Theologie! — Aber unſre Philoſophen? — Nun? Haben ſie endlich den Grundſtein der Wahrheit einmüthig geſetzt? Iſt der erſte allgültige Satz gefunden? — Bald wird die Philoſophie in myſtiſchpoetiſche Düfte zerfließen, und die Aeſthetik wird einen Geſchmack von ihr annehmen wie das Fleiſch von der Sommerhitze! Ueber all den vielen Philoſophien, die einander jagen und verdrängen, kommt das Philoſophiren und die Philoſophie ſelbſt nach und nach ganz aus der Mode — das Nothwendige, was ſie fürs gelehrte Leben überhaupt enthält, wird von unſern jungen Leuten verſäumt; weil es von ihren Lehrern verächtlich behandelt wird. Der Schüler ſieht, daß auch die abgeſchmackteſte

Philoſophie, die jeder Tollhäusler ſich ſelbſt macht, eine Zeitlang fortkommt — wohlan! er macht ſich auch eine, und erklärt durch dieſe ſogleich alle übrigen für Unſinn, damit er nur der Mühe ſie zu ſtudiren überhoben werde. Maulaffen, die keinen Baumeiſter'ſchen Syllogism zu bilden vermögen, wagen ſich gleich in die Tiefen der Metaphyſik; und ſtatt der gelehrten, eifrigen Wahrheitsforſcher aus Leibnizens und Kants Schule erhalten wir häufiger als je ſchlechte Denker, verworrne Köpfe und faule, enzyklopädiſche Nichtsnutzer, welche glauben, die Humaniora ſeyen entbehrlich, der Philoſoph bedürfe keiner Schulſtudien, und die Welt müſſe ihn ſchon ernähren, wenn er nur mit Grobheiten und widerſinnigen Poſtulaten um ſich zu werfen verſtehe. Aber der Staat weiſt ihnen dann mit Verachtung den Rücken, und daran iſt niemand Schuld als ihre Lehrer — ich will es ihnen ins Geſicht ſagen! — Steckt Eure Naſen in die Bücher der alten Graubärte, ſeht wie das Ding zuſammenhängt, und lernt erſt etwas Tüchtiges, Ihr Kindsköpfe, ehe Ihr Euch unter die Philoſophen

miſchen wollt; ſonſt nimmt ſich das gerade ſo aus, wie eine Silhouettenſammlung, die ich einmal auf einem Studentenzimmer ſah, wo man die Geſichter der Stubenburſche unter die Schattenriſſe großer Männer, wie Rattenſchiſſe unter die Pfefferkörner, gemengt hatte! — Doch, erſchrecken Sie nur nicht vor meinem groben Eifer! Ich meine es nicht ſo böſe, und bin übrigens ſehr für unſre Welt, weil wir Alle auch mit dazu gehören. Aber Sie ſehen doch, Beſter, daß gar Manches gegen unſer Zeitalter ſich ſagen läßt. — Hauptſächlich verdrießt es mich, daß man jetzt in allen Dingen ſo ſehr erkaltet, die von unſern Vorfahren zur wiſſenſchaftlichen Bildung für unumgänglich nothwendig gehalten wurden. — Freylich iſt es auch auf der andern Seite für den Witz ein vortreffliches Schauſpiel, wenn man nun zuweilen einen alten Kriegsminiſter findet, der mehr Latein und Griechiſch verſteht, als ein junger Univerſitätsmagiſter! Es gilt im Grunde gleich, wo die Gelehrſamkeit ſteckt, wenn ſie nur im Ganzen weiter vorrückt. Auch iſt das Ding gewiſſermaßen billig, da doch in unſern heutigen

Staaten der Minister mehr gilt als der Magister — wie können dergleichen Länder gut lateinisch seyn? — Selbst der Bauer, Gott verzeih mirs, der sonst nicht weiter sah, als man etwa mit einer Kuh wirft, hat ja Gottlob seit Kurzem gar Manches eingesehen, und weiß es jetzt selbst sehr wohl, daß die Benennung „Ein kluger Bauer" bey den vornehmen Leuten noch immer keine sublimeren Ideen von Glanz erregt, als wenn man ungefähr von einer Sau hört, sie sey sehr reinlich. Aber er lacht darüber, arbeitet wacker immer auf seine Bildung und Gelehrsamkeit los — hauptsächlich in der Lehre von Zurathhaltung der Düngmittel — und setzt sich, wenn er durch die Flur wandelt, gern einer schweren Krankheit aus, um nur nicht eher zu pissen, bis er an seinen eignen Kleeacker kommt. Was? Er versteht uns jetzt vollkommen, wenn wir ihm begeistert zurufen: „Freund, wer die Natur in ihrer reichsten Fülle schauen will, der trete in der Farbenfeier des Abendlichts vor sie hin!" — „Ganz recht, — sagt er mit seligem Lächeln — ganz recht: Wer sein Gras recht theuer verkaufen will, der führe den Käufer

in der Abendſonne auf die Wieſe!“ — Iſt das nicht auch idyllenartig? Sehen Sie wohl, wie unſre Aeſthetik dem Staate in ſeinen gemeinſten Gliedern nützt? — Gott verdopple mich, das Zeitalter iſt nicht ſo ſchlimm, als ich es vorhin ausſchrie! Klüger werden wir täglich, und naiver auch. Und wenn gleich Arkadiens alte Schäferwelt auf ewig vorübergeſchwebt iſt, ſo ſehen wir ja auch heutzutage noch die gebildetern modernen Metzger mit ihren rothgezeichneten Stichhaufen auf den Fluren herum weiden! Nun behaupte mir noch Einer, es fehle uns an einer feinte moutonniere!“

Raphael, welcher mit zwey Briefchen vorſichtig nach dem Hauſe vorüber ſchlich, hemmte hier den Strom ſeines Raiſonnirens, zu dem er beſtändig Wein goß. — „Zeige doch her! (ſagte Fink, und hielt den Jungen an, dem er nicht ganz traute.) Was für künſtlich gebrochne Briefe trägſt du da? Und offen? Warum drücken die Leute ihren Thorheiten keine Siegel auf? Ey, und ohne Aufſchrift? Alſo an mich?“.

Indem er die Billete öffnete, that der Junge

ängstlich, und zog ihn auf die Seite. „Es ist nichts an Sie, (flüsterte er leise.) Das eine gab mir ein Major, und der andere Herr, der es am See schrieb, sagte, er sey ein Graf. Ich soll beide der Mamsell Erdmann heimlich geben. Diesen Augenblick begegnete mir erst der Graf. Ich konnte ja nicht dafür." Er zeigte ihm einige Geldstücke. — Es entdeckten sich ein Paar galante Ausforderungen für Gundchen auf diese Nacht.

„Ich werde alles bestens besorgen, (sagte Fink, indem er ihn einigemal derb an die Ohren schlug.) Hier ist für die künftigen Mühewaltungen dieser Art einstweilen ein kleiner Vorschuß! Einen Esel, der bey uns im Ueberflusse lebt, und aus Dummheit und Habsucht doch von fremden Leuten Geld nimmt, ohne zu wissen wofür, den sollte man eigentlich mit Füßen treten — oder nach Gelegenheit reiten — ja, gen Himmel möchte ich die Bestie sprengen, wenn mich nicht unten auf Erden die Hottentotten für ihresgleichen ansähen — oder mit Pulver sollte man ihn füllen, und zum Nachtische mit glühenden Kohlen füttern! Geh, mein

Sohn, ſey verſchwiegen wie ein Grab, und ſündige nicht mehr!"

„Nun?" fragte Brixenfels.

„Die Sache iſt geheim, und wichtig, und vortrefflich! (rief Fink, und warf Küſſe nach dem fürſtlichen Schloſſe hinüber.) Der Himmel hat euch heute wunderbarlich in meine Hände gegeben — ich werde euch zu ſchütteln wiſſen — hu, ein furchtbares Hexenwetterchen will ich euch im Tiegel meiner Laune einrühren! — Aber, Gott, ich halte es nicht länger aus!"

Er fuhr ſchnell mit der Hand in den Buſen, und ſprang ins Dickig. Züger konnte ſein Erſtaunen über dieſe rhapſodiſche Wildheit und Unart nicht verbergen, und ſelbſt Brixenfels, welcher beides längſt an ſeinem Kameraden kannte, begriff nichts von dem, was heute den Flüchtling ſo außer aller Haltung gebracht hatte. — Aber Fink ſtand nach wenigen Minuten ſchon wieder vor ihnen; Schrecken lag über allen ſeinen Zügen, und haſtig fragte er den Sekretär: „Hören Sie doch — wir ſprachen vorhin von der Hohenblat'ſchen Familie — Sie

wissen ja Alles — wissen Sie wohl, wie die Baronin mit ihrem ganzen Namen heißt?"

„Sophie von Hohenblat, geborne von Hochstein, Schwester des Generals Adalbert von Hochstein, einzige Tochter des Kabinetsministers —" Der umständliche Züger hielt an, weil Fink während dieser Worte leichenblaß ward, und sich zitternd auf eine Bank setzte. Er sprang jetzt empor. „Leben Sie wohl!" rief er, und eilte in die Einsiedeley.

„Wir müssen uns aber nun wohl zu der Fete rüsten, (sagte Züger nach einigem Kopfschütteln) sie wird vortrefflich ausfallen. Es soll ein Theil des Parks illuminirt werden, allem Mondscheine zum Trotz. Maskenrecht und jede andere Art von Freyheit wird statt haben. Viele Menschen vom Lande sind eingeladen. Keine Stelle des ganzen Parks soll weniger schicklich zum Herumwandeln einzelner Gruppen seyn, als die andere. Kurz, der Fürst will alle Gêne gänzlich verbannt wissen."

„Also wie im Paradiese! (sagte Brixenfels.) Und das Schicksal unsrer ersten Eltern wird

wird bey diesem paradiesischen Nachtfest an der Tagesordnung seyn!“

Eben war Züger weggegangen, als Schweizer mit fliegenden Schritten auf seinen Freund loskam, und ihn entzückt in die Arme schloß. „Ich mußte erst einen Lauf ins Weite thun — (stöhnte er) meine Brust war so voll — die Würfel sind gefallen!“

„Und du hast gewonnen?“ fragte jener.

„Ein holdes, engelreines Weib, (rief Schweizer) deren Glück ich mein ganzes Leben weihe! Wilhelm! Ein solches Weib — ein solcher Freund — nun verhänge der Himmel Glück oder Unglück über meinem Haupte — ach, ich bin ein seliger Mensch!“ — Im Arme des Bruders schwoll ihm das Herz von neuer Wonne auf. „O Brirenfels! (sagte er nach einer langen stummen Pause.) Was wäre doch alle Lust des Lebens ohne des Freundes Theilnahme! Ein reines, volles Mitgefühl ist der heiligste Nektarbecher für den Glücklichen — ein labender Krankenkelch für den Leidenden!“

Der erhitzte Fink sprang jetzt wieder zu ihnen, und fragte mit glühenden Blicken: „Wem gleicht dieses Gemälde — und was sagen diese Buchstaben, und dieser Zettel?“

„Es ist eine verblühte Ida — (sagte Brixenfels, indem sie alles betrachteten.) Die Zeichen sind S. v. H. g. v. H. — nach Zügers Angabe wäre das die Ministerin von Hohenblat — sie selbst wird diesen Brief am besten anzuerkennen wissen — hier unten in der Ecke steht noch: „Nota. Nachdem das Kind sehr geprügelt worden, hat es ausgesagt, es heiße Philipp, und das Bild stelle seine Mutter vor.“ — Wie kommst du zu dem allen? Dein Name ist Philipp — du gleichst unsrer Ida —“

„Ihr wißt, (erläuterte Fink) daß dem Minister sein kleiner Sohn in den Ardennen gestohlen, oder gar gefressen ward — und daß ich als Knabe unter Räubern und Mördern lebte — dieses Bildchen gab mir gestern die alte Zigeunerin, als mein Eigenthum, zurück. — Sagt mir, bin ich der Sohn des Barons? — Geheimnißvoll, wie das verhüllet

Bild zu Saiß, erſcheinen mir dieſe Züge! O ſagt — bin ich werth, ihnen anzugehören?"

„Dann drücke ich dich als Bruder ans Herz — Ida iſt meine Braut!" rief Schweizer, und zog ihn entzückt zu ſich. Freudiges Erſtaunen ſchwebte auf jedem Geſicht, und wie aus Träumen erwachend beſchauten ſie bald das Gemälde, bald den ſtarr ſehenden Freund.

„Beruhige euch! (ſagte zuletzt Brixenfels.) Bekämpft noch auf kurze Zeit die Eindrücke dieſes wichtigen Moments. Mir iſt, als fing es in unſerm Leben an zu tagen. — Hört zuerſt auf mich, der am meiſten zum Reden gefaßt iſt. — Erdmann will mir ſeine Kunigunde, um die ich ihn heute gebeten habe —"

Mit neuem Erſtaunen lief Schweizer auf ihn zu, und Fink ſchrie: „Vortrefflich! Er ſoll die Tochter vor dem Major hüten, und kapert ſie dem Vater für ſich ſelbſt weg. O Jupiter Xenios, wie kannſt du dieſe Verletzung des Gaſtrechts erdulden!"

„Ich ſage, (fuhr jener fort) er will mir

sie nicht zum Weibe geben — einem reisenden Maler wohl gern, aber keinem verkappten Edelmanne, wofür mich die Menschen halten. Es ist dem Alten vollkommen Ernst damit; die vielen albernen Nachstellungen nach seiner Tochter haben ihm eine Art von Aversion vor allen jungen Edelleuten gegeben. Auch scheint ihm eine Trennung von ihr sehr hart. Also, was Rathe?"

Schweizer meinte, der letztere Punkt sey so gut als berichtigt, weil er selbst bekanntlich dem Alten schon lange gern gesagt hätte, daß er zu Hause ihn sammt seiner allerliebsten Schwägerin vortrefflich placiren wolle. Das Erstere aber müsse sich wohl finden.

„Ueberlaßt nur das Erstere mir! (sagte Fink.) Mir glaubt er am liebsten; und will er nicht glauben, so bin ich ja hier vielleicht nun bald angesessen — so kann ich ihm mit liegenden Grundstücken Caution dafür machen, daß du zur puren Canaille und Roture gehörst."

„Thu das, Fink — dann ist mir geholfen!" bat Brixenfels ziemlich ernsthaft.

„Ein artiger Casus! (lachte der Graf.) Im Grunde sind wir Menschen doch von Herzen absurd!“

„Mitunter und sans comparaison! (sagte Fink.) Uebrigens freut es mich doch, daß du dieses endlich findest — aber nicht bloß des Brixenfelsischen Schwiegervaters wegen ist es mir lieb; denn der hat doch Manches für sich, und wird auch durch Zufall seine Grille dießmal eher durchsetzen, als ein gewisser Freund! —“

„Es ist freylich wahr, (gestand der Graf) der kluge Mensch sollte endlich einmal die Thorheiten der Stände und Klassen völlig ignoriren — Jeder sollte nur immer sein Individuum fest ins Auge fassen. Unbeachtet, würden sich dann vielleicht manche Albernheiten aus der menschlichen Gesellschaft fortschleichen, die jetzt noch, wie alte Pedanten, sich wichtig machen und aufblähen. — Und nun, Freunde — mein süßes Mädchen ist mein — aber bis jetzt weiß keine Seele ein Wort —“

„Ich wollte, (fiel ihm Fink ein) du ließest mich zuerst reden —“

„Was euch beide betrifft, (versetzte Brixenfels) so ist bey der Entwicklung dieser zwey Begebenheiten die äußerste Vorsicht nöthig. Wir haben eine sehr würdige Familie vor uns — eine Mutter, welche, ungeachtet ihres warmen Herzens, doch Konvenienz, Welton und Delikatesse zu Haupbedingungen bey jeder ihrer Handlungsweisen macht — einen Vater, der einen dumpfen, schrecklich verjährten Schmerz in seiner Brust trägt. Soll die Freude diesen ehrwürdigen Gemälden eine heilsame Restauration geben, und ihren düstern Ton aufhellen, so ist eine kunstreiche, sorgfältige Bearbeitung erforderlich. Wir müssen über Finks Entdeckung vorher noch einige besondere Nachrichten einziehen, wozu es heute zu spät ist."

Fink lehnte sich schwärmerisch an ihn. „Denke für mich! (bat er.) Ich bin so ruhig, wenn ich dich reden höre und umfassen kann! Du allein sollst mir meinen Himmel bereiten — Dann kommt, ich führe euch jubilirend in das Heiligthum — ich rede dann auch für dich, guter Karl! — Morgen sey der

Tag des Glücks! — O Brixenfels, wenn ich an die Wiedervergeltung deiner Freundschaft denke — wie klein erscheine ich mir dann! — Apropos, jetzt rüstet euch eiligst zur berüchtigten Fete! Ich habe noch ganz besondere Rüstungen zu machen, und muß vor allen Dingen nachsinnen, woher ich all das Blut nehmen will, was ich gern vergießen möchte."

„Laß endlich die tollen Streiche!" sagte Brixenfels im Weggehen.

„Hoho! (rief jener.) Es giebt Sachen in der Welt, die dich näher angehen als du glaubst. Es ist schicklich, daß die Tugend vor allen Dingen das Laster bestrafe, und ich hoffe dieses noch eher zu thun, als am morgenden Geburtstage, wo die meinige geboren wird!"

Der Abend dunkelte, Kühlung ergoß sich über die Natur, und schon blickten einzelne Sterne bloß aus dem grauen Raume nieder.

Ueberall füllte sich jetzt der Park mit Menschen. Edle und reiche Maskengruppen des Landadels zogen umher — neckende Harlekine

fuhren dazwiſchen — Zigeuner, Schornſteinfeger und junge Teufelchen zündeten die Lampen an — Götter und Nymphen badeten ſich in den Baſſins — die verſchwenderiſch erleuchteten Waſſerkünſte waren angelaſſen — das Landvolk gaffte, trank und ſchrie nach Herzensluſt. — Niemand war dabey unglücklicher als der arme Erdmann. Er hatte ſich auf eine Anhöhe neben der Einſiedeley poſtirt, wo die koſtbarſten Gewächſe ſtanden, und wohin alles drang, um den Hof zu ſehen; dort kämpfte er mit ſeinen Gartenknechten gegen die bunte Menge, wie Pharao gegen das rothe Meer. „Lauft doch nach der Wache! (rief er immer ſeinen Leuten zu; ärgerlich darüber, daß der Fürſt dieß ausdrücklich verboten hatte.) Wie kann denn der Fürſt ſolchen Unflath von Menſchen hereinlaſſen! Ich höre mich ſelbſt nicht mehr vor dieſem ſataniſchen Gequäk — auch die Orangerie verſchonen ſie nicht — keine Obrigkeit und kein Chriſtenthum gilt etwas — und in den amerikaniſchen Hölzern da drüben tummelt ſich das Laſter der Unzucht in eigner Perſon herum — nun, Gott helfe euch wie-

der zu eurer Keuschheit — ich habe den Tod davon!"

Auf einmal fuhr ein langer glänzender Trompetenstrahl vom Lustschlosse herauf, ein kriegerischer Marsch ertönte, die Pauken wirbelten, und die große Janitscharentrommel donnerte in dumpfen Schlägen darein. Der prächtige Hofzug kam aber nicht hier vorüber, sondern er bewegte sich, weit umher leuchtend, nach andern Punkten, und Alles strömte nun fort, um die Fackeltänze mit anzusehen. So bekam endlich unser gelüftester Alter Luft, und da er seine Tochter bey Luisen, welche diesen Abend unpäßlich war, in Sicherheit wußte, fing er an sich zu beruhigen, schickte die Leute dem Gedränge nach, und schlich seiner Behausung zu, die nun wieder einer Einsiedeley glich, und für den Rest der Nacht keine weitern Zudringlichkeiten zu fürchten hatte, da er die Illumination hier verlöschen ließ, und da der Dreyherrenstein in der Gespenstergeschichte der ganzen weiten Gegend so berühmt war, daß alles Volk ihn bey Nacht sorgfältig ver-

mied. — Unten ward nun das eigentliche Feſt von der Muſik gleichſam angezündet.

Nach dem erſten Lärm verbreitete ſich die Menge durch den ganzen Garten, und jeder fand Raum, Freyheit und Gelegenheit genug, ſeine eigne Beluſtigung aufzuſuchen und zu finden. Selbſt der Hofzirkel verlor ſich bald unter dem übrigen Publikum — man theilte die Muſik für mehrere Plätze aus — es bildeten ſich einzelne Tänze — Trinkgeſellſchaften — an abgelegnen Orten hörte man muntere Bauernlieder — Geſänge zur Guitarre und zärtliche Liebesgeſpräche. — Von unſern Familien fehlte, außer Luiſen, niemand als Steinach, der ſich mit dringenden Geſchäften entſchuldigen ließ.

Gern hätte Ida in ihren ſüßen Phantaſien die Nacht einſam verträumt; allein die Prinzeſſin hatte ſie ſo lange mit Bitten beſtürmt, bis ſie erſchien, und den ganzen Abend ſich nicht von ihr zu trennen verſprach. — Bald genug entdeckten die Freundinnen unter den Masken die hohe Geſtalt des Grafen, aber zu geheimer Freude unſrer Ida vermied

er es, ſich ihnen zu nähern, obgleich Franziska's Bewegungen hierzu immer Gelegenheit gaben. „Er hat uns doch längſt bemerkt, und vorhin im Gedränge gegrüßt! (ſagte ſie endlich, und ſetzte ſich mit Ida'n an einen beſondern Platz, wo ſie von allen Seiten geſehen werden konnten.) Aber er weiß nicht, daß zehn Worte von ſeinen geiſtreichen Lippen mir lieber ſind, als dieſes ganze nächtliche Freudengewimmel!"

Der Graf ſtand betrachtend ihnen gegenüber. Franziska's Auge hing an ihm, und Ida glaubte zu ſehen, daß das Herz ihrer Freundin immer höher und unruhiger ſchlage. „Schweizer!" rief dieſe jetzt ſanft, und hob die Hand, um ihm zu winken. Es blieb unentſchieden, ob er ſie bemerkt habe; denn während ihres Winks drehte er ſich ſchon nach der Seite, und ging in lebhafter Bewegung nach einem Gebüſche zu. — „Ich komme wieder!" ſagte die Prinzeſſin mit wankender Stimme, ſtand langſam auf, und ſchien ihm zu folgen. — Dieß war zu viel für unſer liebendes Mädchen. Beide mußten ſich

wohl verſtehen. — Nur wenige Augenblicke kämpfte ſie mit ſich ſelbſt; dann fuhr ſie empor, und ſchritt raſch um die Hecke herum. — Aber eben ergriff der ſchon entfernte Schweizer eine ſchlanke Nymphe, und walzte ſtürmiſch im Reihen fort; Franziska ſtand mit verſchränkten Armen im Dunkel, und ſah unverwandten Blickes hinüber.

„Was willſt du?“ herrſchte die Erſtaunte unſrer Ida zu. Aber ſie ſchwankte ſogleich tiefer in die Dämmrung, um nicht bemerkt zu werden. Ida warf ſich ihr zu Füßen. „O Franziska, (rief ſie außer ſich) Gnade für mein ſchwaches Herz! Ich liebe dieſen Mann mehr als mein Leben, und ſein Verluſt — ach Franziska — zerreißt mir die Seele! Erbarmen für mich Verirrte!“

Franziska hob ihre Freundin ſchnell empor, und ſuchte durch leichte theatraliſche Bewegungen die Sache ins Komiſche zu ziehen, da einige Masken ſich näherten. — „Das war es alſo! (ſagte ſie dann ernſt und kalt.) Mich dünkt aber, ich hätte wenigſtens vormals einige Anſprüche auf dein Vertrauen

gehabt, Ida. Indeſſen iſt mein beſtimmter Wille, daß wir dieſen Abend davon ſchweigen, und jetzt tanzen!" Sie war während dieſer Worte ſchon ins Helle getreten; Ida flehte um Gehör; allein ſie faßte bereits die Hand des Präſidenten, und wies ihren herzukommenden Kavalier Ida'n zum Tänzer an.

Aus der Spitze des Boskets ſchwebte jetzt Fink luſtig in die Dämmrung der Einſiedeley hervor. „Trefflich fortgeflohen! (rief er.) Während ich hier eine andere himmliſche Privatfete bereite, denkt die Welt, ich tanze dort unten in guter Ruhe!" Er unterſuchte nochmals die beiden aufgefangenen Liebesbriefe. Der Graf, als größerer Weltkenner, ſagte Gundchen einige ziemlich feine Schmeicheleyen, machte dann große Verſprechungen, und wollte zum Empfang eines einzigen Kuſſes punkt zehn Uhr am Bosket erſcheinen, da, wo ſich zuweilen ein Geſpenſt ſehen laſſe. Der Major ſchien ſeiner Sache gewiſſer, und führte nur an, man habe heute am Hof über-

laut von ihren Reizen gesprochen, und er hoffe, sie werde ihm, der sehr gerührt davon sey, ein kleines Rendesvous Abends zwischen Zehn und Elf am genannten Orte nicht versagen, wofür sie ihn dankbar finden solle. Wallenberg war also der Erstererscheinende.

„Raphael!" rief Fink leise, und dieser flieg aus einem Busche mit den nöthigen Kleidungsstücken und Geräthschaften hervor. „Ich bin froh, (sagte er) daß Sie kommen; es ist doch hier so todt und leer; und beym Dreyherrenstein drüben hat schon Etwas dreymal geseufzt und gewimmert, daß es mir eiskalt durch alle Glieder fuhr."

„Albernes Kind! (begütigte jener.) Das Geisterwesen ist in dieser Nacht unser Acker und Pflug. Ich bin ja selbst der Dämogorgon, der alte große Haupt- und Staatsgeist, der dich zu seinem Mit- und Viceteufel ernannt hat, und beschützen wird. Verdienst du nicht von neuem Ohrfeigen, wenn du dich als Geist vor Gespenstern fürchtest? Willst du denn auch hier und überall unter allen Teufeln immer der dümmste bleiben?"

Aber, indem er dem Knaben während ihrer Toilette Muth einsprach, kam ein seltsames Geräusch von der Hallenbacher Seite des Dreyherrensteins her, ihnen immer näher. Es rasselte und schlug in jenen Hecken, wie das scheue Wild, wenn es durch den Wald bricht, und dazwischen ließ eine ängstlich stöhnende Stimme sich zuweilen hören. Raphael verlangte von Herzen nach der Illumination.

„Huhu!" schallte es auf einmal dumpf heraus. Der Wald schien sich in diesem Augenblicke zu theilen. Eine ungeheure Eule rauschte mit Geschrey über die beiden Lauschenden hin, und aus dem Dickig schwebten jetzt zwey Gestalten, noch dunkler als die Nacht, hervor. Die eine, an welcher in der Gegend des Herzens ein bläulicher Schein flimmerte, warf sich über den Gränzstein, wie eine Betende, und man hörte eine weibliche Stimme rufen: „Jesus, heilige Maria, Sabinium, Sabinium und meine Erlösung!"

„Fort, fort, ohne Rast! (schrie hier die andere Gestalt mit hohler Stimme, und griff

nach jener.) Dorthin mußt du, dorthin sollst du!"

Sie kamen auf unser ungleiches Paar los, und der Knabe hielt seinen Herrn krampfhaft umfaßt. „Wer da!" rief Fink, und im Moment verschwand der wunderbare Schein, und die Figuren verstoben im Gebüsche mit einer Schnelligkeit, die den Maler in das größte Erstaunen setzte.

„Hab' ichs nicht gesagt!" winselte endlich der Junge wieder, und wollte fort in die helle menschliche Gesellschaft.

„Ich muß gestehen, (entgegnete Fink nach einigem Nachsinnen, und hielt die Uhr vor die Augen) mich geniren diese seltsamen Nachtvögel, welche weder zu meinem noch zu jenem Feste zu gehören scheinen, und mit der Finsterniß so vertraut umgehen, wie mit ihres Gleichen. Indessen, es wird Zeit, daß wir uns fertig machen. Sey nur getrost, und zieh deinen Herrn mit Furcht und Zittern vollends an. Zu deiner Beruhigung haben wir ja auch ein tüchtiges Krakeelmesser bey uns." Er schnallte den Degen unter seinen Weiberrock.

„Denn,

„Denn,“ (sagte er) wenigstens der Kriegsheld sollte doch Mäuse machen? Und mich dünkt, für die gute Sache wären seine Pistolen immer geladen. Aber welche Sache wäre wohl dem stolzen Herrn gut genug?“ — Am Ende brachte denn Fink aus seiner Figur ein ziemlich herzbrechendes Gundchen heraus, welches, die Größe abgerechnet, im Dunkeln allenfalls einige Augenblicke täuschen konnte. Raphael, der in eine Art von Bocksmaske gehüllt war, sollte sich während der ganzen Operation verborgen halten, und nur auf ein gegebnes Zeichen mit erschrecklichem Gebrüll hervorbrechen. Zur Gesellschaft hatte ihm Fink seinen Pudel verwilligt, den er jetzt brünstig ans Herz drückte.

Sie versteckten sich nun im Bosket, und nach kurzer Zeit erschien der Graf, als spanischer Grand gekleidet, leicht maskirt, und einen langen Degen an der Seite. „Es könnte vielleicht doch eine von meinen prächtigen Verheissungen Wirkung gethan haben! (sagte er, nach allen Winkeln umherspähend.) Hier ist eine erwünschte Stille — dort tanzen die gott-

losen Farbenkleksen — da im Hause schimmert auch noch ein kleines Licht — alles herrlich; nur das liebe Gundchen fehlt! Sollte der verdammte Vollmond sie schrecken? Wahrlich, ich kann es den Liebenden gar nicht übel nehmen, daß sie gewöhnlich den Vollmond anbellen wie die Hunde. Mein empfindsames Herz ist ihm gram, das schwöre ich bey allen Dünsten, die jemals diese Sonne der Liebe aus den Schweiß- und Angstnebeln zärtlicher Seelen von Profession gezogen, in empfindsame Wolken verwandelt und herniedergethränt hat! — Wie viele meiner schönsten Plane sah ich schon vor seinem sonderbaren Lichte schnell versinken! Wie manchem schönen, schon vor Wollust erblassenden Gesichte hat diese kalte, vorwitzig heraufrollende Silberkugel unter meinen Augen plötzlich die Funken der Scham angesprüht! Und wie oft hat dieser Schimmer einst über mich selbst eine gewisse seltsame Kälte gegossen, die mich hinterher so wohlthätig erwärmte — auf die ich damals noch nicht fluchen konnte! — Gewiß, der Vollmond ist und bleibt ewig ein Brotdieb aller günstigen Liebe! — Aber was ist das?"

Eben zeigte ſich Fink an der obern Seite des Boskets, und ſchlüpfte, ſo wie er ſich vom Grafen bemerkt glaubte, wieder hinein. Walkenberg flüſterte erfreut: „Viktoria, Herr von Warnek!“ und ſtürzte mit wilder Begierde der Geſtalt nach. Fink trat bald wieder unten heraus, ließ jenen eine Zeitlang herumirren, ſtellte ſich ruhig an einen Baum, und fing an, wie ein Jäger, der ſeinen Haſen reizt, den Grafen leiſe und zärtlich auf dem Finger zu locken.

„Aber wo biſt du denn, mein Täubchen? (rief dieſer endlich im Bosket.) Ich werde mir erſt alle Rippen im Leibe entzwey fallen!“

„I du allerärmſtes Engelchen! (lispelte Fink.) Hier bin ich ja, mein Herzenswürmchen — hier außen, mein Eichhörnchen!“ — Aber die Galle lief ihm zu früh über. Der Graf ſprang aus dem Bosket hervor, und ſobald er ſich dem Baume näherte, erhielt er von dem blöden Mädchen eine ſo gewaltige Maulſchelle, daß er zurückprallte, und dem Umſinken nahe war.

„Gelt, Herzchen, (ſpöttelte des Malers

Weiberſtimme) euch Kindern klingt doch keine Schelle häßlicher vorm Ohr, als die Maulſchelle, und keine Feige ſchmeckt euerm Naſchmäulchen bitterer, als die Ohrfeige?"

„Ha, gewiß wieder die verfluchten Maler!" rief der allarmirte Graf, und drang mit dem Degen herzu.

„Halt, Schurke! (ſchrie Fink mit männlicher, aber immer verſtellter Stimme.) Ich bin nicht wehrlos, und du ſollſt an mir eine ſo feige Memme finden, als du je mit deiner Tapferkeit in die Flucht hinter dir her geſchlagen haſt." Er zog, und vertheidigte ſich. Der Graf ſtutzte, als er einen guten Fechter vor ſich ſah. Schon beym dritten Stoße ward er desarmirt; Fink warf ihn ſchnell zu Boden und ſetzte ihm den Degen auf die Bruſt. „Nun, Hallunke? Ich will dich lehren die Unſchuld verführen! Thu dein Gebet — den Augenblick fang ich dich ab! Wir haben Maskenfreyheit, und ein gewiſſer Maler Brixenfels, der Einzige, auf welchen Verdacht fallen könnte, wird deinen Mord mit gutem Gewiſſen abſchwören können."

„Eh bien! (ſagte Wallenberg.) Ich bin in Ihrer Gewalt, und niemand iſt freymüthiger als ich. Ich hätte das Mädchen gern erhaſcht; auch würde ich Sie, mein Herr, nicht mit dem Degen angefallen haben, wenn ich Sie bewaffnet geglaubt hätte. Nichts iſt mir lieber, als das Leben. Wer Sie auch ſind — erbarmen Sie ſich! Ich will ein frommer Menſch werden —"

„Nichts Pardon! (drohte jener und hob den Arm zum Stoße.) Wohin ſoll man beiden Leichnam bringen? Wo liegt deine Grafſchaft?"

„Ich glaube im Zweybrückiſchen! (ſagte der verwirrte Wallenberg, dem jetzt zu grauen anfing.) Oder an der Eder — dort giebts welche — ich will ſie Ihnen verſchreiben — und wenn ich ein Graf wäre, der eine hätte, ſo gäb ich gern meine Frau vollends drum! Unter uns, mein Herr — ich bin ein armer Teufel, aber von hübſchen Eltern — und wenn Sie mich noch umbringen, ſo verrathen Sie wenigſtens alles dieß meiner Frau wegen nicht, die mir viel Gutes erwieſen hat.

Aber warum ſoll ich ſo unvorbereitet zum Himmel fahren?“

„Lieber Gott! (rief Fink mitleidig und ließ ihm wieder Luft.) Nein, ich ſchenke Ihnen das Leben; und das Grafenweſen und die Frau ſollen unter uns bleiben. Aber, Sie müſſen noch eine Lektion bekommen, oder doch eine mit anhören — und hier ſind Sie mir jetzt einmal im Wege — (Er beſann ſich) — Gut, Sie ſteigen ſogleich auf dieſen jungen Baum, und bleiben völlig ſtumm und ſtille ſo lange oben ſitzen, bis ich ſelbſt ein Zeichen zum Herabſpringen geben werde. Dann iſt die Sache abgemacht — alles bleibt auf ewig unter uns — und auch Sie mögen dann meinetwegen in Sabinium bleiben, nach Ein- oder nach Zweybrücken laufen, und entweder in die Oder oder in die Eder ſpringen! — Aber beym erſten Verſuche zur Flucht werden Sie niedergeſtoßen; denn es koſtet mich nur ein Wort, um hier noch mehrere Teufel brüllen zu machen. — Wollen Sie?“

„Ich will, (ſagte jener, und ließ ſich auf den Baum heifen.) Es hat mir längſt vor

eurem Reviere gegraut, ihr verdammten Maler! Der Himmel helfe uns von einander!"

Der Graf entdeckte ihm, daß Warnek, wie er schon vermuthet, als Schornsteinfeger maskirt, übrigens ganz unbewaffnet sey. Fink warf die Degen weg, und stellte die vorige Stille wieder her, indem er sich mit einem schwarzen Packet in das Dunkel zurückzog. „Still nur, du redlicher Mann am Hofe! (rief er bald darauf leise, als der Pudel wieder knurrte.) Gewiß witterst du den zweyten Theil meiner Bußpredigt; du Edler!"

Es war wirklich der Major. Furchtsam schlich er herum, und behielt immer den bedenklichen Dreyherrenstein im Angesicht. — „Wenn mir nur Wallenberg nicht zuvorgekommen ist — (sagte er, und fuhr zusammen, als dieser leise vom Baume herab seufzte) denn vor den Malern bin ich sicher — die tanzen wie die Heiden. Ich wollte nur, das liebe Prinzeßchen erschiene — denn lange mag ich hier nicht allein bleiben, wo der Teufel sein Wesen treiben soll, wie einfältige Leute sagen."

Unser Pseudogundchen erschien, und ver-

ſchwand, wie das erſtemal, und Warnek ſetzte ihr mit ſchnellen Sprüngen nach. Während ihres Herumirrens im Walde machte der Graf einen Verſuch, herabzuſteigen. Als aber eine fürchterliche Geſtalt, neben welcher noch ein Paar große grüne Augen funkelten, ſich mit einem langen Pfahle gegen den Baum aufrichtete, blieb er ruhig.

„Warum ziehſt du mich wieder ins Freye, mein Engelchen? (fragte jetzt der Major, als Fink ihn herauslockte, ſich langſam gegen ihn umdrehte, und ſtehen blieb.) Schön! du biſt auch maskirt. Aber komm zurück ins Bocket!“ Er wollte ihn umarmen.

„Wen ſuchſt du? (heulte Fink in einem ſchneidenden Weibertenor und trat zurück.) — Das Ende deiner Laſter iſt gekommen!“

„Davon hernach, (ſcherzte der Major.) Jetzt komm du erſt, und küſſe mich — es fängt an zu regnen, und die Fete wird bald vorbey ſeyn. Komm, liebes Geſpenſtchen, und ſpiele nicht länger Komödie!“

Aber als auch er jetzt die grünen Augen des Pudels in der Nähe glimmen ſah, fiel

ihm doch aus Franzisci hohem Trauerfaale die hölliſche Liebſchaft eines gewiſſen Lieutenants zu Lyon in Frankreich ſo ſchwer aufs Herz, daß er mit einigem Zittern nach ſeinem Liebchen griff. So wie er die Maske berührte, ſprang dieſe in Stücken auseinander. Er ſah eine ſcheußliche Teufelslarve mit flammenden Geſichtszügen und ungeheuern Hörnern ſich ausdehnen. Die Geſtalt wuchs zuſehends, ein ſchwarzer Talar fiel über das weiße Kleid herab, Fink zuckte ein Paar fürchterliche Krallen auf den Major, der ſchwarze Bock hüpfte herzu, und der ſtumme Pudel holte ihm mit einem Sprunge die Schornſteinfegerkappe vom Kopf. — Alles dieß war das Werk eines Augenblicks. Warnek erhob ein entſetzliches Geſchrey, und lief fort. Brüllend wollten ſie ihn eine Strecke verfolgen. Aber Raphael fiel bald nieder, und verwickelte ſich ſo in ſein Bocksgewand, daß er am Boden zappelte.

„Nicht einmal zum Nachſetzen iſt der Junge zu brauchen, (zankte Fink.) Auf der Flucht wird gar nicht mit ihm fortzukommen ſeyn! —

So, da oben? (sagte er, als der Graf auf dem Baume über die Geschichte zu lachen anfing.) Das menschliche Herz ist doch ein trotzig und verzagt Ding! Weiß der Herr nicht, daß ihn Gottes Güte zur Buße leitet?"

Die Gesellschaft mehrte sich jetzt auf einmal. Von der einen Seite kam Kunigunde mit einer Laterne, von der andern Brixenfels und Schweizer, und aus der Einsiedeley Erdmann nebst der Jungfer Zehlein mit Lichtern.

„Hat jemand hier Schaden genommen?" sagte der Alte und leuchtete nach allen Seiten.

„Himmel! Ach! Welches Scheusal!" riefen die übrigen, als Fink mit seinen Umgebungen völlig sichtbar ward.

„Nun? (sagte er mit einer Geisterstimme.) Wer wundert sich darüber, daß hier der Geist des Dreyherrensteins erscheint, und vor Arbeit wie ein Braten schwitzt? — Wir kennen dich wohl, Alter! In der Hölle sagt man, du seyst hier oben Hofgärtner, und man glaubt allgemein, daß du die seltensten Nelkenableger erst heimlich in kochendes Wasser tauchst, ehe

du ſie an fremde Blumiſten verſchickſt, und die Goldfaſaneneyer vorher heftig ſchütteiſt, ehe ſie an auswärtige Brütanſtalten abgeliefert werden. Aber es fehlt die in der ächten Gartenkunſt noch hier und da. Zum Exempel, weißt du wohl, wie man ſpaniſche Grands auf Aepfelbäume pfropft? — Da ſtehen ſolche Bäume des Lebens von meiner Fabrik. Seht her! An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!"

Er ſchüttelte heftig am Baume. Der Graf ſprang und fiel auf die Erde, raffte ſich ſchnell auf, drückte die Maske feſt, und flog davon. „Es bleibt alles unter uns!" rief ihm Fink nach, und gab ſich nun durch Abnehmung ſeiner Larve zu erkennen.

„Gott behüte mein Haus (rief der Alte) vor ſolchen ſauern Aepfeln! Das war wieder ein leibhafter Kavalier!"

„Gott ſey bey uns! (kreuzte ſich die näher kommende Zehlein, die eins von ihren Kleidern erkannte.) Dieſer Teufel iſt Herr Fink. Sie nehmen gewiß noch ein Ende mit Schrekken, Herr Fink!"

„Wie kommſt du ſchon wieder zu dieſen

unbegreiflichen Schnurren?" fragte Brixenfels, der unterdessen auch den Bock gehörig untersucht und ans Licht gezogen hatte.

Aber Fink wollte nur im Hause hierüber Antwort geben, und wandte sich an seine Zehlein. „Vor allen Dingen, o Abendsonne meines Lebens, reiche mir zu essen, was das Haus vermag, und dazu ein Glas des allerfeinsten Churfürstlichdoppeltkräutermagenbitters! Während meines Essens bleiben wir noch en famille beysammen, und ihr sollt alles haarklein erfahren, was ich euch von dieser wahrhaften Geschichte zu erzählen für gut finde. — Dann schlaft, und heiligt euch auf morgen — morgen ist ein sonniger Tag! — Das Laster, lieben Freunde, lauscht auf allen Bäumen — drum muß die Tugend zuweilen ein Exempel statuiren."

In dunkelm Gewand erschien der Morgen, und lange wogten heute die Nebelmassen auf und nieder. Aber endlich stürzten vor der Königin des Tages die finstern Dämpfe zur Erde;

und glorreich flammte die herrliche wieder durchs alte Blau, und ſpiegelte ſich im Perlengeſchmeide der bethauten Fluren.

Seit der erſten Morgendämmrung hatte Luiſe mit ihren Geſpielinnen friſche Blumen gepflückt, Kränze gewunden, und den Familienſaal, in welchem der Vater überraſcht werden ſollte, feſtlich ausgeſchmückt. Auch unſre Freunde aus der Einſiedeley und einige Perſonen vom Hofe rückten ſchon mit dem Tage in das Hohenblat'ſche Schloß ein; Steinach kam frühe geſprengt, und ſchien ſeine glänzendſte Laune mitzubringen. Da aber Luiſe den General vorher ganz allein empfangen und ihn dann erſt in den Saal zu den Uebrigen führen wollte, Steinach hingegen darauf beſtand, es dürfe ſich Niemand von der Geſellſchaft trennen, und der Alte müſſe bloß von Lenzen in den Saal gebeten, und hier von Allen auf einmal mit gemeinſchaftlicher Herzlichkeit empfangen werden, ſo fing das Gezänke ſogleich wieder an, und endigte damit, daß Steinach nach ſeinem Pferde rief, und erſt Abends den General begrüßen wollte. Luiſe nannte ihn einen

Spielverderber, und flüſterte Emilien zu: „Nein, dieſer unbiegſame Menſch ſoll und kann nicht zugegen ſeyn, wenn mein gerührtes Herz ſich im Arme des Vaters aufſchlöſſe; meiner Freudenthränen würde er vielleicht ſpotten.“ Aber ſie befahl ihm dennoch laut und mit Härte, hier zu bleiben, als er, „um ihre Freude nicht zu ſtören,“ nach dem Huthe griff. Mit ſtolzer Freundlichkeit verbeugte er ſich jetzt, ohne auf ſie zu hören, gegen die Geſellſchaft; und Luiſe ward blaß. „Auguſt, lieber Auguſt (ſagte die Erſchrockne) — nur dießmal bleiben Sie — wir wollen auch alle zuſammen bleiben und gut und herzlich ſeyn!“

„Wie gerne bleibe ich nun!“ ſagte er, und reichte ihr die Hand. Ein leichter Zug von Wehmuth zeigte ſich um ihre Lippen.

„O du Tieger, du Leoparde! (ſchalt Fink auf Steinachen, indem er vor die ſchöne Geſtalt hinkniete, und ihr Gewand küßte.) Biſt du endlich bezwungen? Wahrlich, ſolchen Tönen könnte auch eine ganze Wüſte voll wilder Thiere nicht widerſtehen!“

Luiſe hielt Wort. Sie war nun geſellig.

brachte alle ihre eignen und Emiliens kleine Geſchenke und Ueberraſchungen hierher, und theilte mit Jovialität jedem unter den Anweſenden ſeine beſtimmte Rolle zu, von denen die meiſten ins Komiſche fielen. — Sie ſelbſt wollte die kindliche Liebe am Arme der Freundſchaft (Emiliens) vorſtellen. „Und ihr andern ſollt nun auch alle Etwas ſeyn!“ ſagte ſie, und übertrug in der Geſchwindigkeit dem Baron Krüniz mit beiſſendem Lächeln die allegoriſche Rolle der Vorſicht; er ſollte auf den Zehen eine Roſe ohne Dorn überreichen, und dieſe noch dazu recht behutſam an der äußerſten Spitze des Stiels anfaſſen. Hierüber erröthete er und ſchien empfindlich; aber Jedermann ſah es als eine gute Vorbedeutung für ihn am heutigen Tage an. Widerſetzen durfte ſich ihr, außer Steinachen, Niemand; doch ließ ſie ſelbſt ſogar den ſüßen, geckenhaften Warnek zu ihrer Feyer. Dieſer ſollte das Land Kanaan repräſentiren, wo Milch und Honig fließt, und ihre allerſüßeſten Geſchenke überreichen, die in verſchiednen Leibſpeiſen des Generals beſtanden, nemlich in einer mit großen

Kosten angeschafften Weintraube, einem Stück Zellenhonig und einigen ungesäuerten Judenbroten. Er durfte sich seine Begleitung selbst wählen, und ließ seinen Freund Wallenberg mit Finken die Weintraube so an einem Stocke tragen, wie einst Josua's Kundschafter nach der Merianschen Bibel thaten. „Bravo! (rief Wallenberg, und flüsterte seinem Mitträger während eines verbindlichen Händedrucks zu:) Es bleibt doch alles unter uns?" — Fink wollte zwar den Unwissenden machen, ließ sich aber bald bewegen, da der schamlose Graf die Sache so leicht weg nahm, in dessen Gelächter mit einzustimmen. „Galante Seelen (sagte Wallenberg) kennen keine andern Anfeindungen als, durch witzige Coups — Männer von Welt feuern nicht aus Bomben auf einander, sondern mit Bonbons." — „Aber, es denkt vermuthlich nicht jeder Schornsteinfeger so vorurtheillos?" fragte Fink, welcher horchen wollte. „O, vollkommen so! (erwiederte jener.) Ja im Nothfalle giebt es einen, der aus lauter Humanität alle schwarzen Masken in ganz Sabinium abläugnet, besonders aber seine eigne."

Als die Reihe an den Vetter kam, hatte dieſer ſich ſchon in ein breites, grünſeidnes Band gewickelt, und ſagte, ſo eben habe er ſich ſeine Rolle ſelbſt gewählt.

„Was ſoll das? (fragte Luiſe, und betrachtete ihn aufmerkſam.) Sind Sie ſchon wieder ein Starrkopf?"

„Bitte, bitte! (rief er.) Laſſen Sie mich doch gewähren! Ich werde dem Vater nur Etwas vorübertragen, aber, auf mein Wort, das Liebſte!" Philippine brachte ihm jetzt eine große Wachskerze, welche er in der Hand behielt, und für die Hauptſache bey ſeiner Rolle erklärte. Luiſe ſchwieg, und drehte nur mit dem Finger.

„Um des Himmels willen! (ſchrie der hereinſpringende Lenz.) Der Herr Vater müſſen eine Ahndung von der gegen Hochdieſelben angezettelten Verrätherey erhalten haben; und ſchon rüſtet ſich Seine Excellenz, um in Eilmärſchen hier einzubrechen. Indeſſen bring' ich da einen kleinen Dornſtrauch von wahrhaft äſthetiſcher Conſtruction, womit Mamſell Philippine ſehr ſinnreich die Sorgen und Plagen des Lebens

vorſtellen, ſich Seiner Excellenz nur einen Augenblick nahen, und unmaßgeblich ſchnell und auf ewig fortfliehen könnte, welches letztere Seiner Excellenz zu ganz beſonderer Satisfaction gereichen dürfte."

„Hat man Sie gefragt, Herr Lenz?" ſagte die Jungfer, und weigerte ſich den Dorn zu nehmen.

„O, wer wollte für jede Antwort erſt die Frage abwarten! (erwiederte Lenz.) Ein edles Gemüth antwortet bey Zeiten!" — Da der General ſchon im Anmarſche war, ſo ging die Sache durch, und Luiſe befahl nur noch, es ſollte jeder zu ſeiner Rolle etwas zweckmäßiges ſagen.

Die Thüre öffnete ſich, und der Alte trat lächelnd herein. „Ich weiß es ſchon, (ſagte er) daß heute der Geburtstag des alten Hochſteins iſt, und danke meinen guten Freunden für dieſe Feier." — Mit kindlicher Wärme nahte ihm die ſchöne Tochter und ihre Freundin. Sie vermochte nicht viele Worte zu machen, aber es war ein rührender Anblick, wie ſie, von wehmüthiger Freude übermannt, ihm an das Vater-

herz ſank, und wie der gute Greis tief bewegt ſein einziges und liebſtes Gut auf Erden im freudezitternden Arme hielt. — Die erfindſamen Mädchen hatten ihm eine Menge von jenen zur Häuslichkeit und Bequemlichkeit gehörigen Sachen beſchert, welche alten Leuten ſo werth und wichtig ſind. Sein ganzes Morgen- und Abendnegligé ward mit den angenehmſten Neuigkeiten bereichert.

Unter Luiſens Geſchenken zog ein verſiegelter Brief ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Als er das Siegel betrachtete, ſah er auf einmal mit Erſtaunen die Tochter an.

„Ja, gewiß, beſter Vater! (ſagte ſie freundlich.) Aber öffnen Sie ihn jetzt noch nicht.“

Nun begannen die verabredeten Vorſtellungen und Züge, welche der Miniſter und ſeine Gemahlin eröffneten. Aber, beide weinten; und der Bruder, welcher die Quelle ihrer Thränen kannte, weinte gutherzig mit. Funk ſprang nach dem Fenſter, um Luft zu ſchöpfen. — Krüniz ſagte bey Ueberreichung ſeiner Blume: Wir bringen eine Roſe aus dem Treibhauſe, — denn in der freyen Natur iſt ſie ein Kind des

Herbſtes — aber auch heute ſchon, würdiger Mann, wo ihr Leben noch kräftig rinnt, ſey ſie ein prophetiſches Bild der Freuden ihres übrigen Lebens. Die Freuden des Alters ſind die ungetrübteſten; und auch ihre Herbſtblumen mögen dornenlos ſeyn, wie dieſes heitere Blümchen, an dem nichts Falſches iſt." Der General umarmte ihn, Emilie drückte ſeine Hand, und Luiſe warf einen gütigen Blick auf ihn.

Das Land Kanaan agirte vortrefflich, und ſtellte wieder eine frohe Stimmung her. — Jedermann ſah nun auf Steinachen hin, welcher feierlich da ſtand, und, ſich hoch brüſtend, ſeine Halskrauſe zurechtzupfte. „Ich habe mich in die ſchöne Farbe der Hoffnung gehüllt — (rief er jetzt, und ging mit emporgehobener Wachskerze auf den General los) ich habe mich der Fackel Hymens bemächtigt, womit ich meiner ſchönen Kuſine und ihrem Erwählten noch heute zum bräutlichen Bunde vorzuleuchten gedenke! Bin ich nicht als die Göttin Hoffnung ein herrliches Angebinde für einen liebenden Vater?"

„O, das trefflichſte!“ rief der Alte, und zog ihn gerührt an ſich.

„Siehſt du, Emilie? (ſagte die aufgebrachte Luiſe.) O, dieſer Menſch verbittert mir jede frohe Stunde!“ Sie wollte fort. Emilie hielt ſie zurück, und der Vetter lachte die Erzürnte bittend an.

Lenz war von allem was vorging bis zu Thränen erweicht. Zuletzt ſprang er auf einmal hervor, und umarmte und küßte die Waden des Generals. „Ich bin die Mäßigkeit (rief er) und überreiche natürlicher Weiſe gar nichts. Aber der Himmel erhalte Ihrer Excellenz königliches Wadenpaar bis in das ſpäteſte Alter in dieſer vollen Pracht!“

„Närriſcher Menſch! (ſagte der Alte.) Komm nur, du biſt doch ein redliches Blut! (Er drückte ihm die Hand.) Der Himmel beſchütze heute deinen Geiſt vor dem Einfluß aller irdiſchen feuchten Geiſter!“

„Er vergeſſe aber auch des ſchmachtenden Körpers nicht!“ ſetzte Lenz mit weinerlicher Stimme dazu.

„Halte dich wacker an meinem Geburtstage,

(ermahnte der General.) Vielleicht halte ich mich dann auch gut. — Aber warum iſt Luiſe ſo verſtimmt? Feinde mir doch den guten Vetter nicht an; er wünſchte ja nur etwas — und, nichts als dein und mein Glück! — Und — (fuhr er ungewöhnlich ernſthaft fort) verſprachſt du mir nicht feierlich, am heutigen Tage mich mit deinem künftigen Geliebten bekannt zu machen? Ich erwarte die Erfüllung dieſes Verſprechens, meine Tochter!"

Sie ſtutzte über den Ernſt ihres Vaters, und noch niemals hatte man ihr Angeſicht in einer ſo brennenden Röthe ſtrahlen ſehen, wie im jetzigen Augenblicke. — „So lernen Sie ihn denn in dem liebenswürdigen Verfaſſer dieſes Briefes kennen! (ſagte ſie endlich mit affektirtem Leichtſinn, und küßte die Hand des Vaters) denn dieſen werde ich nächſtens heirathen."

„So, Luiſe? (verſetzte er bewegt, und behielt ihre Hand.) Indem du uns beiden Gutes thuſt, ſpotteſt du ſeines und meines Alters? — O meine Tochter!"

„Sie wiſſen nicht, daß Sie ſelbſt jetzt Ihrer Tochter ſpotten! (lispelte ſie in der höchſten Gluth.) Nein, Vater — um uns Beide zu quälen, iſt der heutige Tag zu ſchön und zu heilig!" — Sie verließ ſchnell das Zimmer; aber dem General liefen die hellen Thränen über die Wangen, als er den Brief durchſah.

„Ich bin übrigens nicht für ſolche öffentlichen Erinnerungen und Mahnungen an ein liebeſcheues Mädchen," ſagte der Miniſter.

„Mein übel gerathner Scherz reut mich ſehr," bekannte der nachdenkende Steinach. Emilie wußte ihn aber mit der Erinnerung an ähnliche v[illegible] ſchlimmere Fälle zu beruhigen.

„Dieſes [illegible] Kind bringt mir ſo viele Freuden und [illegible]n zugleich! (ſagte der General zu ſe[illegible] Schwager, und reichte ihm den Brief) — Ich hatte auf Erden noch einen einzigen bittern, unverſöhnlichen Feind — ſie allein hat ihn mir verſöhnt, und dieß auf

eine Art, die mir ihn und ſie gleich verehrungswürdig macht. Sie liebt mich ſo innig — und doch — einzig mich! Es iſt wahr, ich heirathete erſt in meinem Alter, aber ich hatte noch ein warmes, liebendes Herz — o warum ward dieſes Herz nicht auch meinem Kinde zu Theil! In ihrer ſchrecklich ſtürmenden Geburt tödtete ſie einſt die Mutter — will ſie nun durch ihre Kaltherzigkeit auch dem Vater das Herz brechen?"

Der Miniſter ſuchte ihn zu tröſten. „Ich rechne (meinte er) ſicher noch auf das, was uns Lenz immer vorprophezeiht: Ihr Stündlein kommt noch!"

„Geduld, mein guter Onkel! (ſagte Emilie mit bedeutendem Lächeln.) Wer weiß, womit uns Luiſe heute überraſcht — Der Geburtstag iſt ja noch lange nicht zu Ende. Eine Feſtlichkeit folgt der andern. Wir haben auf heute viele Gäſte geladen — ſollte die willkommne Liebe außen bleiben, die doch ſo oft ungeladen erſcheint?"

„Der Tag iſt ſo ſonnig und ſchön, (ſagte der Alte ſeufzend, aber wohlgemuth, und faßte ſie freundlich am Kinn.) Macht eure Anſtalten hier nach Herzensluſt. Wir wollen unſer Morgenpfeifchen im Garten ſchmauchen, um euch nicht zu ſtören."

„Vetter, bleiben Sie! (rief Emilie Steinachen zu, als die Andern gingen.) Ich gab Ihnen neulich eine gewiſſe Rolle auf; aber es ſcheint, Sie haben ſie vergeſſen —"

„Nicht vergeſſen, gute Emilie! (ſagte er.) Aber die Rolle meines eignen Lebens verlangte meinen ganzen Fleiß. Jetzt iſt dieſe vollkommen einſtudirt. Von der Ihrigen begreife ich noch nichts. — Apropos, wie gefällt Ihnen aber der Baron Krünitz, ſchöne Freundin?"

„Ich kenne Sie längſt als einen tiefblikkenden Späher — (verſetzte Emilie, und reichte ihm freundlich die Hand) doch dießmal, lieber Steinach, haben Sie mein Herz kaum zur Hälfte errathen — und nichts könnte

mir weher thun, als wenn ich es von Ihnen verkannt wüßte."

„Das soll nicht seyn, meine Liebe! (sagte er.) Steinach kann nie das Herz seiner Jugendfreundin verkennen — "

„Und ich nimmer die Bosheit meines Vetters Hymen!" setzte die eintretende Luise dazu, und blieb zornig vor ihm stehen.

„Noch niemals haben sie mir an einem Tage zweymal gezürnt, (flehte Steinach.) Lassen Sie den heutigen nicht den ersten seyn! — Und was that ich auch Uebels? Wär' es denn so unmöglich, daß ihr schönes Herz nach langem Widerstreben sich endlich an den Grafen Lindheim oder an diesen trefflichen Baron Krünitz — „Der Zerstreute hielt betroffen an, weil er sah, daß Luise völlig ausser Fassung gerieth.

„Nein, du hast Recht, Luise! (rief Emilie.) Ihre Neckereyen, Steinach, kennen keine Schranken mehr. Alle Sachen, von welchen

unſre Freundin nicht gerne hört, ſind ihnen nur allzuwohl bekannt; und doch will ihre Laune keine jener empfindlichen Stellen verſchonen. — Werden ſie endlich einmal gut und artig!"

„Luiſe, beſte Luiſe! (ſagte er mit wahrhaft reuiger und rührender Miene, während ſie ihn ſtill betrachtete.) Wenn ich jemals wieder eine ſolche Neckerey begehe, dann möge dieß blaue Auge — aus dem ſelbſt jetzt noch ein Himmel voll Lieblichkeit in meine Seele blickt — den Frevler nimmer gütig anſchauen! — Kennten ſie meine eigne innre Stimmung, die ich nur durch ein ſeltſames Launenſpiel zu übermeiſtern vermag — Sie würden Beide mir verzeihen!"

„Von ganzem Herzen thu ich's! (ſagte Emilie zärtlich.) Und auch du, Luiſe, vergieb meinem Liebling!"

„Nein, Auguſt! (erwiederte jene mit wankender Stimme.) Vor fünf Minuten hätt' ich Ihnen alles verziehen — aber jetzt — nein,

jetzt nicht mehr! —" Sie ging. Er folgte ihr bittend nach.

„Geh nur — (frohlockte Emilie) fliehe nur, du flüchtiges Reh! Dein junges Herz blutet doch schon vom Pfeil des rächenden Gottes. Dieses Fliehen erhitzt nur die Wunde, ohne sie zu heilen, und kann dich nur reitzender, aber nicht gesünder machen. — Wie schön ist doch diese wilde Jungfräulichkeit! Gerade in ihrem unzugänglichen Widerstreben liegt ihr süßester Reiz — so wie eine schöne Gestalt sich durch keusches Verhüllen in das sittsamste Gewand nur noch mehr verherrlicht. — O, wenn mein Plan mir gelänge — wenn ich in ihren Augen noch heute die Thränen der Liebe glänzen sähe! Glücklicher Vater! Beneidenswerthe Freundin — und du dreymalseliger Steinach! — Und ich? — Ach, warum wolltest du darüber erröthen, Emilie, daß du auch dein eignes Glück mit in diesen Plan legtest? Warum sollte dein Herz sich der stillen sehnsuchtsvollen Ahndung jenes doppelt schönen Lebens schämen, auf dessen Pfad ein liebender Gatte uns hinleitet?"

Die Zurückkunft ihrer Freundin unterbrach dieſes Selbſtgeſpräch. Luiſe war in Bewegung. Sie hatte Steinachen Rede geſtanden, ohne ihm zu vergeben. Emilie freute ſich heimlich hierüber, und tadelte die Schweſter laut.

Luiſe meinte, Steinach nehme ſich ſeit einiger Zeit mehr Freyheiten heraus, als man ihm nachſehen könne, und hieran ſey einzig Emilie Schuld, weil ſie ſich überall als ſeine beſtimmte Verbündete und Vertheidigerin zeige, und ihn in allen ſeinen Unarten beſtärke.

„O, ich habe ihn recht lieb! (ſagte Emilie.) Er iſt ſo gut, und ſo klug — er kennt die Welt von ihren verborgenſten Seiten" —

„Ein Rechthaber iſt er — (rief jene) der größte Egoiſt, den man ſehen kann!"

„Wie unwahr ſprichſt du doch! (vertheidigte ihn Emilie.) Soll er nicht ſeinen Meinungen getreu bleiben, da ſie oft beſſer und faſt immer richtiger ſind, als die unſrigen?"

„Ja, ja — (lächelte Luiſe) da ſpricht ſchon wieder die zärtliche Gönnerin! Ich glaube, ihr liebt Euch“ —

„Du biſt ein Kind! (ſagte die Andere freundlich, und ſetzte mit leidenſchaftlichem Nachdruck dazu.) Und welch ein geſetzter, ſchöner Mann!“

„Nun ja! (entgegnete jene mit merklicher Wärme.) Recht gut zu leiden iſt er wohl. — Sage, liebſt du ihn, Emilie? — O, lache nur nicht — ich glaube das wohl! — Aber, was mag ihm fehlen? Was beunruhigt ihn ſo ſehr, daß ſeine Heiterkeit darunter leidet, wie er vorhin ſagte? Frag' ihn doch, Emilie; du biſt ja ſeine Vertraute. — Gieb mir doch guten Rath, (fuhr die Zerſtreute nach einer Pauſe fort) wie wir uns die abſcheulichen Freyer vom Halſe ſchaffen?“

„Du heyratheſt einen — (erwiederte die Freundin) dann gehen alle andern von ſelbſt weg.“

„Das fehlt gerade noch, (zankte Luise) daß auch du endlich gegen mich aufstehst und zu meinen Feinden übertrittst. — Aber bestes Kind, siehst du nicht, daß Krüniz seine zärtlichen Blicke auf dich gerichtet hat, und daß er ein Mann für dich ist? — Glaube mir, Emilie, ich könnte diesen Menschen lieb gewinnen, wenn er nur geschwinder und weniger behutsam in seinem Benehmen wäre — wenn er nicht immer die unbedeutendsten Fragen mit jener Bedächtigkeit, mit der ein Huhn trinkt, beantwortete! — Ist er nicht übrigens unstreitig ein biederer, gerader, kluger, und ein ewig heiterer Mann? An seinem Aeußern ist nicht das Geringste auszusetzen — auch ist er sehr reich — "

„Ich will dich deiner Freyer nicht berauben, liebes Mädchen! (fiel Emilie ein; und als jene ernstlich bat, sie mit solchen Reden zu verschonen, sagte sie:) Weißt du wohl, daß dem Vater dein heutiger Scherz über den alten Obersten, der den Brief geschrieben, sehr wehe that?"

„Ach! (sagte sie gutmüthig und sah zur Erde.) — Ich will — ja ich wollte — aber wer kann denn die Männer lieben, die nur unsrer Freyheit nachstellen — nur unsre Herren seyn wollen, und weiter nichts! — O Emilie — wüßte ich doch, eh — ich wollte dir etwas sagen — aber ich bin ein Kind!"

Sie erröthete und war im Begriffe fortzulaufen, als Steinach mit dem Baron Krüniz erschien. Jener fiel sogleich Emilien um den Hals, und bat sie, seine Vertreterin bey der unversöhnlichen Luise zu seyn, die kein Fünkchen Mitleid und Wärme mehr für ihn im Herzen trage. Auch den Baron bat er um seine Verwendung. Damit verdarb er es aber vollends.

„Könnte ich einen Menschen hassen, (sagte Luise mit Erbitterung) so wären Sie, Steinach, in diesem Augenblicke der Einzige, den ich hassen möchte. Wär' ich ein Mann, ich forderte Sie jetzt zum Zweykampf aus! — Emilie! (lispelte sie, wie ausser sich, ihrer Freun-

Freundin ins Ohr.) Ich wünschte ihm das falsche Herz zu durchbohren, wenn es davon nicht stürbe — und du — du bist seine Genossin!"

Mit glühendem Angesichte verließ sie sogleich den Saal, und Emilie sagte zu Steinachen: „Folgen Sie ihr schnell, lieber August — Sie haben heute Unrecht, und daher große Ursache, zu bitten. Luise verzeiht Ihnen entweder heute, oder nie; das ist mein voller Ernst."

„Ich kann mich in diese Sonderbarkeit nicht finden!" murmelte der Verwirrte, und schritt ihr hastig nach. Krünitz schüttelte bedenklich den Kopf.

Voll Unruhe verließ Steinach nach einigem unnützen Harren Luisens fest verriegelte Thüre, und suchte seine Freunde in der Einsiedeley auf.

Hier vor dem Hause traf er die drey Mäter unter der Erdmann'schen Familie in den wichtigsten Ueberlegungen an. Um dem Alten sein noch übriges Mißtrauen gänzlich zu benehmen, hatte der Graf sich ihm zu erkennen gegeben, und selbst die Geschichte seines Freundes Fink den guten Leuten nicht verschwiegen, worüber sie, als innige Verehrer des Hohenblat'schen Hauses, in großen Enthusiasmus geriethen. Durch Steinachs Dazwischenkunft, seine lebhafte Theilnahme und Bestätigung des Angebens seiner Freunde, ward alles noch mehr außer Zweifel gesetzt — und so kam denn Erdmann mit seinen vielen Bedenklichkeiten zuletzt in die Enge. „Ich hoffe, (sagte er) Sie werden die heftigen Aeußerungen entschuldigen, die mir vorhin über die jungen Herren vom Hofe entfuhren. Diese haben mich während meines Lebens gar oft und vielfältig geplagt! Uebrigens wissen Sie selbst, wie hoch ich meine bisherigen lieben Hausgäste schätze. Ich vertraue Ihnen wie leiblichen Brüdern. — Aber — (setzte er bewegt dazu) soll ich denn mein übriges kurzes Leben so kinderlos hinbringen?"

„Herr Schwager! (rief hier die Jungfer Zehlein.) Sie machen Sich auch unnöthige Grillen. Habe ich es Ihnen noch jemals an Sorgfalt fehlen laſſen?“

„Und über meinen freundſchaftlichen Antrag nicht ein willfähriges Wort?“ (ſagte Schweizer, und nahm ſeine Hand.)

„Ich erkenne Ihre Güte, Herr Graf, (erwiederte der Alte.) Aber, meine Haare ſind für ſolche Veränderungen ſchon zu grau. Mein jetziger Herr hat Geduld mit meinen Eigenheiten —“

„Wie du mich kränkſt, guter Vater! (verſetzte jener.) Welche Sprache führſt du ſeit einer Stunde mit mir! — Fink, warum biſt du ſo ſtill? Predige ihm doch freundlichere Geſinnungen ein. Was fehlt dir?“

„Es iſt mir ſo ſonderbar, (ſagte Fink.) Ich glaube, es ſind die erſten Familiengrillen, die ich ſchon vor der Geburt ſange. — Aber, du darfſt nicht unbändig ſeyn, Alter, wenn

ich sage: Du sollst! — So albern sich Schweizer zur Malerey stellt, so wenig wird der Graf vom Gärtnerwesen verstehen; also können wir ihm, da es dir bekanntlich noch an manchen Kenntnissen fehlt, einen blauen Dunst vormachen. Ich werde den Grafen oft besuchen, und dich dabey nach Herzenslust zustutzen. Zum Exempel, ich kann machen daß Aprikosen und cerasus und prunus Linnaei Früchte ohne Kerne tragen — eine nagelneue Erfindung deutscher Obstgärtner! Man schneidet die Zweige auf, schabt den Kern säuberlich heraus, bindet alles wieder zu; und so wirst du, wenn das Reis fortwächst, kernlose Kirschen daran ziehen. Diese gesegnete Entdeckung wollen wir auf des Grafen Gütern im Großen, bey Kastanien, Nüssen und Mandeln anwenden — du sollst Wunder sehen! — Schaut, er lacht schon — man muß ihm nur Muth machen — sey getrost — es geht! — Und am Ende, (fuhr er fort, und küßte den Alten) wenn der Graf sich einmal untersteht, die Herrenmiene anzunehmen, was kümmert's dich? Du hast mir ja oft dein zusammenge-

scharrtes schönes Vermögen angerühmt — ich bitte diesen Umstand wohl zu bemerken, Herr Baron von Brixenfels! — He, kannst du's läugnen? — In solchem Falle bist du altes reiches Fell wohl gar zum Privatisiren kapabel?"

„Außer dem guten Herzen, (sagte der lachende Alte) haben Sie wahrlich kein Aederchen von Ihrem Herrn Vater! — Ach dort kommt sie, (fuhr er fort, als jetzt Kunigunde schüchtern nahte) das ungetreue Mädchen! — Sage mir doch, du böses Kind, willst du mit diesem Manne fort?"

Sie stand wehmüthig da. Brixenfels schlang mitleidig seinen Arm um die Gefangstete. „Es gilt jetzt, liebes Mädchen! (rief er ihr zu.) Antworte unserm Vater.',

„Ja, Vater, ja, wenn du mich segnest!" sprach sie, und hielt feierlich die Hand an das unschuldige Herz, und legte die andre in ihres Freundes Hand.

„Deinen alten Vater willſt du verlaſſen?“ fing er wieder an, und blickte ihr traurig ins Auge.

Das Mädchen hing ſich weinend an ihn. „O Vater, du wirſt ja auf immer bey mir ſeyn — wie könnt' ich von dir ſcheiden!“

„Gewiß, das wird er — (rief Schweizer) und die treue Tante, und meine Ida — alles wird bey uns bleiben.“

„Ida? (wiederholte Erdmann.) Ja, das würde mich tröſten — ich würde in der Fremde doch nahe bey meinem alten Gönner zu leben glauben — und mein Kind würde nimmer verlaſſen ſeyn. Iſt es wirklich ſo, Herr Graf — dann — geſchehe Gottes Wille!“

„O dieſe Bedingung halten wir Ihnen ſicherlich, werther, guter Mann!“ ſagte der Graf, indem er ihn umarmte. Alles reichte ſich ſtill die Hände. Aber der Alte ſchlich gebeugt von dannen, wie Einer, dem man den Muth und die Freude ſeines Herzens geraubt hat.

Kunigunde riß ſich los, und eilte ihm nach. „Mir iſt nicht ſo, (ſeufzte ſie) als hätte ich Unrecht — aber, ſein Herz leidet Gewalt; und dieß macht, daß ich in Wehmuth zerfließen möchte!“

„Allerdings (ſagte der Graf) rauben Sie Ihrem Vater die Seele ſeines Kindes — und mir die Hälfte meines Freundes. Aber, Sie werden noch ferner die Pflegerin des Vaters, und — ergriffen vom Geiſte des Geliebten — bald auch die Lehrerin meiner Ida ſeyn, deren Schülerin Sie ſonſt waren.“

„Mein holdes Weib! (rief Brixenfels, als ſie ſchon fern war.) Ihr ſollt es nun erſt ſehen, was ſie iſt, und welche zarte Weiblichkeit in dieſem lieblichen Geiſt und Körper athmet. Verborgen, aber herrlich iſt ſie aufgeblüht — die ſchönſte Blume ihres Vaters! — Doch lebt wohl, meine Freunde; ich habe jetzt Faſſung und Geſchick für Alles; und jeder Augenblick ſcheint mir verloren, in dem ich nicht für euch zu arbeiten vermag. — Warum muß

ich denn dazu verdammt ſeyn, jetzt noch zu der Gräfin Wallenberg zu gehen, um einen gewiſſen Einfall zu ordnen, welcher nicht einmal der ihrige iſt, und mit dem ſie heute zu glänzen ſich ohne Barmherzigkeit obſtinirt! — Fink, du biſt der Jüngſte von uns. Hör' und bewahre dir eine gute Lehre von deinem Freunde, mit der wir auch jetzt die Zeit nicht verderben werden: Hüte dich vor vertrautem Umgange mit einem eiteln Weibe, die auch zugleich gelehrt thut, und gern Kunſtgeſchwätze führen mag. Sie werde nie deine Freundin, wenn du irgend in dem Falle biſt, auf gelehrten oder Künſtlerruf Anſpruch machen zu müſſen. Insgeheim, unter vier Augen, thut ſie, als betete ihre ganze Seele dich an, aber öffentlich will ſie, zumal wenn du etwa zu den großen Hanſen gehörſt, nur mit dir und deinem Rufe brilliren — da widerſpricht ſie dir beſtändig laut — ſucht zu imponiren und ſich zu mokiren — tyranniſirt und verlacht dich ins Angeſicht — beſiehlt dir wie ihrem Cicisbeo — pocht auf ihre Frauenrechte — läßt dich vor ihren vornehmen Gefangenen Künſte

machen, und ſucht eine wahre Ehre darin, deine ganze Perſon neben ſich in ein ſchwaches Licht zu ſtellen — ja in deiner Abweſenheit erzählt ſie Andern wohl gar, das Gute, was du etwa geſagt, geſchrieben oder gethan haſt, habe ſie dir eigentlich angegeben — und ſo ſchadet ſie oft deinem wahren Ruf und Ruhme dann am meiſten, wann ſie dich lobt. Das ſchlimmſte hierbey iſt, daß nur die wenigen wahrhaft Klugen in der Geſellſchaft einſehen, wie dieſes Phänomen zuſammenhängt. Alle übrigen aber denken ſicherlich: Mit ſeinem Großhanſenthum iſt es nichts — ein dummer Hans mag er eher ſeyn! — Solche Frauen hängen ſich gern an Autoren und Künſtler, und ſind verderblichere Feinde für ſie, als Raubbienen für die kleinen Honigſammler. Man könnte ſie leicht daran erkennen, daß ſie gewöhnlich bey dem andern Geſchlechte ihres ganzen Zirkels verhaßter ſind als andere; allein das macht ſie oft intereſſant; auch ſind ſie meiſtens ſehr zuvorkommend, lauern den Künſtlern ihre Lieblingsideen ab, und wiſſen ſich durch ſcheinbare Theilnahme und Wärme bald einzuſchmeicheln.

Und gerade der genialе Menſch wird von ihnen am leichteſten berückt, weil dieſem ihr Sinn völlig fremd iſt — weil er ſich hier in ſeiner eignen Sprache angeredet glaubt, und weil es ihm überhaupt nicht leicht wird, einen beſtimmten Begriff davon zu faſſen, wie Jemand Kunſtſinn, Gefühl für das Schöne, Genialität und Enthuſiasmus affektiren könne, bloß um ſich vor der Welt mit etwas auszuſchmücken, das nie ſein Eigenthum war, noch ſeyn wird. Der Betrogne glaubt, man wolle ſein Herz und ſeine Liebe erobern, da es doch nur darauf abgeſehen iſt, das ſelbſteingefangene ſtarke Thier an der Kette vorzuzeigen. — Zum Glück iſt das alles nicht gerade mein Fall mit der Gräfin. Aber die Behauptung meiner Freyheit ward mir ſchwer genug; auch raubte mir die ſogenannte Gunſt dieſer Frau doch manche ſchöne Stunde von meiner Zeit; und was iſt dem Menſchen theurer, als ſeine köſtliche Zeit, mit welcher er ſein Leben bereichert und mehrt?"

Er ging. Der unruhige Schweizer dachte noch über die Empfindungen des guten

Gärtners nach. „Es iſt doch hart und erſchütternd! (ſagte er.) Die Alten ziehen ihre Kinder an ihrem Herzen groß, mit tauſend Sorgen und unſäglicher Liebe. Ein Fremder naht — und das Kind weiſt Vater und Mutter den Rücken!“

Fink ſeufzte, und reichte der ſtillen Zehlein die Hand, welche ihn mit Rührung zu betrachten ſchien. „Beſter Herr Baron, (ſchluchzte ſie jetzt) o ich habe immer eine ganz beſondere Aehnlichkeit zwiſchen Ihnen und Fräulein Ida bemerkt. Und ich bin Ihnen ſo herzlich gut! Aber gewöhnen Sie Sich doch das ewige Plagen und Ihr abſcheuliches Fluchen ab, und leſen Sie nur jede Woche wenigſtens ein einzigesmal in der Bibel, ſo werden Sie auch ein beſſerer Chriſt werden.“

„Das will ich, Schönſte! (erwiederte Fink mit einem Händedruck.) Und wirklich ſpricht mein Verſtand zu Ihrer Predigt das allerreinſte Amen, und die Orgel meines Herzens dudelt den froheſten Schlußchoral hinter-

her. — Indeſſen hören Sie auch eine Bitte von mir. Die Aufheiterung unſers guten Erdmanns hängt größtentheils von Ihnen ab. Verlaſſen Sie ihn nicht in ſeinem künftigen Wohnorte. Suchen Sie dort gleich Anfangs Alles ſo einzurichten, wie es hier in ſeiner alten Republik war. Bejahrten Leuten iſt der Anblick zweyer Liebenden höchſt langweilig. Sie ſuchen Gegenſtände, wobey ſie ſich ärgern, gelind erzürnen und Recht behalten können. Der Graf wird es ihm an nichts als an Arbeit fehlen laſſen. Sie aber müſſen ihn zu reizen ſuchen, damit ſein Leben nicht abfalle, ſondern pikant bleibe. Keine Gelegenheit zum Verdruſſe darf unbenutzt gelaſſen werden. Was gilts, der Alte wird wieder fröhlich?"

„Eine höchſt ſonderbare Kur! (fiel der Graf ein.) Meinſt du es mit dieſer Art von Aufheiterung ernſtlich?"

„In vollem Ernſte! (rief jener.) Dabey kann auch immer die beſte Harmonie unter Ihnen und dem Alten beſtehen. Sie müſſen

nur, wenn er über ſeine Arbeiter zankt, auf Ihre Hausmagd ſchelten — und wenn ihn ſeine Grillen plagen, über Ihre Brillen klagen.“

Wir kehren wieder ins Hohenblat'ſche Haus zurück, wo wir Emilien mit Herrn von Krüniz allein ließen, welcher ſeine Verwunderung über den ſonderbaren Charakter Luiſens nicht verbergen konnte. „Man entdeckt, (ſagte er) bey ſehr kurzer Bekanntſchaft wirklich eine Menge trefflicher Eigenſchaften an ihr. Allein ich läugne es nicht, daß ihre übertriebene Reizbarkeit, und ihre Abneigung — jenes Zurückſchaudern vor allem was der Liebe und Vertraulichkeit ähnelt, mich ſchnell von ihr entfernt hat.“

Mit ſchweſterlicher Wärme nahm Emilie den Charakter ihrer Freundin in Schutz, und erklärte ihn für einen der herrlichſten; ihre Empfindlichkeit ſey übrigens heute beſonders gereizt, da ihr Herz ſich an einem geheimen

Uebel krank, und in einer wichtigen Krise befinde. Sie wünschte ihm Gelegenheit, Luisen einmal dann zu beobachten, wann ihre Seele sich in der freyesten, schönsten Blüte zeige. Niemand könne dann sanfter, feiner, und doch mit so voller Kraft fühlen, als sie."

„Predigen Sie immer ihr Lob, schöne Emilie! (sagte er.) Das Lob einer edeln Freundin ist wohlklingend. Aber ich gestehe Ihnen — unter uns gesprochen — freymüthig ein: Wenn mir auch die Hoffnung zu Theil würde, des Fräuleins Liebe zu erlangen, so glaube ich doch nicht, daß wir jemals auf erträgliche Art zusammen leben könnten."

„Nun, (lachte Emilie) Sie sind der sonderbarste von allen Freyern, die Luise noch hatte! Ehe Sie Ihren Antrag machen, und Luisens Neigung untersuchen, geben Sie schon den ganzen Plan auf! Meine Freundin ist Ihnen von Herzen gut; ich muß Ihnen das eröffnen."

„Im Vertrauen gesagt, (zischelte er) ich werde die Neigung des Fräuleins nicht untersuchen. Gesetzt auch, ich liebte dieses in so manchem Betracht liebenswürdige Weib, ja ich müßte sie lieben, — wie das zum Glück der Fall nicht ist — so würde doch, bey der allzugroßen Lebhaftigkeit und Unbiegsamkeit ihres Geistes, eheliches Unglück unser gewisses Loos seyn. Mit einem Worte — wenn Sie mich nicht verrathen wollen — ich glaube, der Fehler unsrer Freundin ist eine starke Anlage zur Herrschsucht."

„Gott bewahre! (rief Emilie mit Leidenschaft.) Ein gutes, unbändiges, liebesüchtiges Kind müßte herrschsüchtig seyn? O, Sie thun meiner geliebten Luise bitteres Unrecht an!"

„Es sollte mich kränken — (fuhr er leiser fort) aber, betrachten Sie einmal Ihre Freundin, diesem Steinach gegenüber, der noch dazu ihr Jugendgespiele ist — dessen Werth und geistige Ueberlegenheit sie doch längst hat

anerkennen müſſen — mit welcher Härte ſtämmt ſie ſich gegen ihn! — Ich kann und werde es zwar nie wagen, mein Fräulein, mich ſelbſt auf irgend eine Art mit dieſem Manne gleich zu ſtellen, oder zu meſſen —"

„Braver, lieber Mann! (fiel ſie ihm gerührt ein.) Wenn Sie auch bey dieſer edeln Beſcheidenheit zu ſtrenge gegen Sich ſelbſt ſind, da eigentlich Steinachs Charakter nur in einer andern Art als der Ihrige vortrefflich iſt, ſo flößt mir doch dieſe ſchöne Denkungsart die höchſte Achtung für Sie ein, beſonders weil ſich daraus ergiebt, daß Sie den Werth jenes Mannes zu beurtheilen wiſſen, und mit voller Liberalität fühlen können. Aber auch Luiſe verkennt ihn keinesweges, wie Sie zu glauben ſcheinen — o lieber Baron, ich ſehe jetzt nur zu deutlich, daß Sie Luiſen nie liebten! Sonſt müßten Sie längſt bemerkt haben, wie ſehr ihre Laune von Steinachen abhängt, wie ſchmerzlich ſie zuweilen die Macht fühlt, welche ihm über ihr ganzes Weſen zuſteht, und — woron wir noch dieſen Morgen ein Beyſpiel ſahen — wie

ſchnell ſie ſich, jedem ſeiner ernſten Blicke gegenüber, ergiebt, ſelbſt wenn dieſe einen tyranniſchen Willen ausdrücken. Gewiß, Steinach läßt ſich auch nicht ſo leicht beugen! Welt, frühe Leiden, vielſeitige Verhältniſſe und mühſelige Erfahrungen haben ihn das menſchliche Herz kennen und beherrſchen gelehrt."

„Er iſt ein Mann, (ſagte Krüniz) wie die Männer ſeyn ſollten. Aber mich dünkt, mein Fräulein, (fuhr er lächelnd fort) Sie wären von der Wahrheit dieſes Satzes beſonders lebhaft durchdrungen — und ich habe vorhin mit einiger Unruhe bemerkt —" Er ſtockte, und ſah ihr verwirrt ins Geſicht.

„Ja, ich ſchätze ihn unendlich hoch — (erwiederte ſie ſchnell) und — ſollen denn Jugendfreunde nicht vertraut ſeyn? Wie aber unſre gewohnte Vertraulichkeit Ihnen die geringſte Unruhe machen könnte, das iſt mir ein Räthſel —"

„Das begreifen Sie nicht? (fragte er treuherzig, und faßte ihre Hand.) Wer in der

Stille ein schönes Herz verehrt, muß gewiß beym Andringen anderer Gegenstände — o sagen Sie mir, schöne Freundin — ich bin ein Feind aller Zurückhaltung — lieben Sie ihn vielleicht?"

„Ich liebe ihn sehr, (lächelte Emilie) aber nur als meinen besten, bewährtesten Freund."

Der Baron sah vorsichtig nach allen Seiten umher, und sagte dann vertraulich: „Darf ich auch jetzt der Wahrheit dieser reizenden Lippen trauen, von welchen ich noch nie ein schwankendes Wort hörte? Und keine Wahrheit war mir noch wichtiger —"

„Sie dürfen das ohne Bedenken, mein Freund, (versetzte sie gutmüthig.) Aber warum wollten Sie auch zweifeln?"

„Sieh da, Herr von Krünitz, so solus cum sola? (rief der General, indem er mit mehreren von der Gesellschaft hereintrat.) Gut daß wir uns finden. Sie sollen mir da einen Handel abschließen helfen." Er lachte.

„Ich scherze nicht, lieber Vetter, (sagte Steinach eifrig.) Mir ist mein ganzes liegendes Vermögen von Herzen feil; und so muß jeder unternehmende Mensch denken. Es giebt der Besitzungen viele auf dieser Erde.“

Der Alte zog seine Tochter, die jetzt erst hoch aufhorchte, zu sich. „Was meinst du, Luise — der Vetter will uns sein Guth verkaufen, wenn ich es theuer genug bezahle? Hältst du das für Ernst?“

„Dann müßte ich so unklug seyn, als Steinach selbst, lieber Vater! — (fuhr sie wild heraus, und sah mit Erstaunen den Vetter an.) Das schöne, von Ihrem Vater ererbte Guth, August? Wie? Oder wollten Sie dann ein anderes kaufen — oder meines Onkels Guth hier?“

„Nichts von all dem, Kusine! (erwiederte er lächelnd.) Sondern ich würde eben abziehen, reisen, in die Hauptstadt wandern, von meinen Renten leben, oder am Wagen des Staats einen Zugstrang ergreifen —“

„Und das wäre wirklich Ihr Ernst? (sagte sie mit Bitterkeit, und wandte sich von ihm weg zur Gesellschaft.) — Bester Vater, (rief sie noch lebhaft zurück) verleiten Sie ihn doch nicht zu solchen Händeln — ich sage Ihnen, dieser Mensch ist zu allem fähig — besonders heute! — Nein, nur dieß Einzige nicht, guter Vater!"

„Sehen Sie wohl, Vetter? (drohte der General.) Es scheint, Luise versteht sich besser auf Ihren Vortheil als Sie selbst. Auch ich weiß sehr wohl, wie theuer und lieb Ihnen dieses Guth ist, wie viel es Ihnen schon geleistet hat, und wozu Sie es noch machen werden."

„Dazu wird aber noch viel Zeit, Glück und Arbeit nöthig seyn, (versetzte Steinach.) Und am Ende lassen sich alle Besitzungen für Geld wohl vergessen."

„Im Grund ist es gerade meine Tochter, (sagte der Alte leiser) die mir immer so viel Schönes von diesem Guth erzählt, und mich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, beständig auf dem Lande zu leben." Er entfernte

sich etwas von Steinachen, suchte aber diesen wieder auf, sobald Luise das Zimmer verlassen hatte, um das Auftragen des Essens zu befehlen.

„Nun, lieber Vetter, was wenden Sie an?" fragte Steinach, und zog ihn in ein Fenster.

„Jetzt ein Wort im Ernste! (rief der General.) Ich könnte Ihr Guth auf gewisse Art mit meines Schwagers Güthe vereinigen. Der Fürst, welcher jetzt unser Freund ist, änderte vielleicht die Lehenseigenschaften. Denken Sie Sich nun zwey Güther von dieser Schönheit und Lage — diese Waldungen, Jagden und Fischereyen — dazu meine müßigen Gelder und Kapitalien — kurz, Sie wissen ja längst, daß ich ein Guth suche — aber — Steinach!"

„Sie haben eins gefunden, (sagte dieser bestimmt.) Das Haus kennen Sie. Mein Vater hat es neu und in einem edeln Styl erbaut; die Vollendung wird Ihre Sache seyn; ich aber vermag sie vielleicht nie. — Und nun,

laſſen Sie uns raſch zu Werke gehen. Es iſt mir feil; und dem Manne, der von jeher ein redlicher Freund meines Hauſes war, will ich am liebſten noch heute Haus und Hof verkaufen."

„Ho, ich biete unbeſehens Hunderttauſend Thaler an!" brach der Alte hervor, der ſich nun nicht länger mäßigen konnte.

„Nein, (erwiederte Steinach) aber Zehntauſend beſſer —" Er hielt ihm die Hand vor, und blickte ihn mit feierlichem Ernſt an.

„Nicht zu hitzig, Vetter! (rief jener, im Begriff einzuſchlagen.) Sie haben mich ganz in Feuer und Flammen geſetzt. Sie ſelbſt müßten aber eigentlich mit eingekauft werden. Sie dürfen nicht von uns weg, mein lieber Freund; denn wir würden an uns ſelbſt keine ſo guten Nachbarn bekommen, als mein Schwager einen an Ihnen hatte. — Ich begreife auch Luiſens vorhinige Abneigung nicht. — Dort kommt ſie. Laſſen Sie uns ſachte zu Tiſche gehen.

Da muß die Sache bey einer Flasche Wein entschieden werden."

Man ging zur Mittagstafel. Luise zog Herrn von Krünitz ins Zimmer zurück, während Steinach und Emilie noch im Fenster zusammen flüsterten. „Lieber Baron! (sagte sie, und gab ihm zum erstenmal freywillig ihre Hand zu küssen, worüber Emilie große Augen machte.) Ich hoffe, Sie werden meine vorhinige Bitte erfüllen, und Sich heute als Freund gegen mich beweisen; denn ich habe sonst keinen Freund. Wenden Sie alles an, um jedes Gespräch dieser Art sogleich im Keime zu ersticken — nur so lange, bis ich meinen Vater allein sprechen kann! — Wir wollen dann auch recht lustig seyn, (fuhr sie fort, und wandte sich zugleich an die beyden Andern.) Ich habe, weil die Festlichkeiten zum Abendball und Souper geladen sind, schon jetzt, gleich nach Tische Musik bestellt, wo wir dem Vater alle schönen Tänze, die er liebt, vortanzen wollen. — Emilie! — Hört und seht ihr nicht mehr? Ich frage, ob es euch recht ist, daß wir nach dem Essen tanzen?"

„Tanzen? (rief Emilie.) Das ist herrlich! Vetter, wir sind zum Lieblingstanze meines Onkels engagirt!"

„Mit Vergnügen!" sagte Steinach.

„Und wir doch ebenfalls, mein Fräulein?" fragte Krüniz.

„O nein, Herr Baron! (erwiederte sie, und sah Emilien mit unverwandten Blicken an.) Es gelten bey unserm kleinen Balle keine Engagements, wenn sie nicht besondere Ursachen haben."

Sie lief fort, und Emilie gab dem Baron ihren Arm. Steinach stand noch einen Augenblick in tiefen Gedanken da, die Hand an der gefalteten Stirne. „Ja, es soll so werden! (rief er endlich aus.) Gestern warst du so entschlossen, Steinach — und jetzt? Nein, es soll geschehen. Der Alte wird durch diesen Kauf glücklich, und wie er spricht, Luise ebenfalls. Ich muß mich zerstreuen — in den Strudel der Geschäfte stürzen — nur das große

Seebad der Welt kann dieses wunde Herz stärken — dich muß ich fliehen, holdes Weib — du bist zu gefährlich für meine Ruhe — noch ist es Zeit hierzu, aber die höchste! — Einst wird auch über dein sichres freyes Herz noch die Liebe kommen; da wirst du fühlen, wie mir war, dir gegenüber. — Und wenn sie mich nun wahrhaftig liebte? — O ihr starken Geister! Wie gelingt es euch denn, daß eure kluge Besonnenheit endlich zur Felsenküste wird, die nicht wankt, wenn die Springfluth der Leidenschaften im Sturme gegen sie aufläuft? — Schäme dich, Steinach! Trage doch diesem Weibe deine Hand an — kauf dir einen Geheimenrathstitel, und laß dich von ihrem Reichthume füttern, oder nöthige sie aus ihrem fürstlichen Ueberflusse herab in deine tiefe Dürftigkeit! — Nimmermehr! — Bin ich nicht ein König mit diesem Kopf und diesem Arme? Habe ich nicht Reichthum die Fülle in diesem Herzen? — Aber dann — dann trüg' ich ewige Ketten! — Nein, fort mit euch, ihr falschen Bilder des Glücks! Mir winkt ein schöner Genius aus der Ferne — er heilt die Wunden, die mir die Liebe schlug —

er will mich ihre Schmerzen vergeſſen lehren, am Buſen der Freyheit. Fort, Freund, tummle dich von neuem unter den Menſchen herum — ſey es dort, wo das groſſe Räderwerk des Staats umläuft, oder dort auf jenen ſchönen Flachgefilden, wo die zornige Trompete im Schlachtwirbel das helle Wort der Tapferkeit ausſpricht. — Aber dich mögen die Götter glücklich machen, du unvergeßliches Weib!"

Im groſſen Familienſaale, der an einen herrlich duftenden Blumengarten ſtieß, verſammelten ſich beyde Haushaltungen zum heutigen Feſtmahl. Einer alten Sitte gemäß war hierzu niemand geladen als einige verwandte Familien aus der Nachbarſchaft und Herr von Krüniz, dieſer ſchon lange anweſende fremde Gaſtfreund. Die Miniſterin hatte zwar gebeten, auch den Präſidenten von Pölten einzuladen; ihr Mann ſchlug es aber ab, weil das Publikum aus einer ſolchen omindſen Verfahrungsart Schlüſſe machen könnte, die man noch zur Zeit nicht aufſtellen ſolle.

Aber die Tischgesellschaft gerieth, nach kurzer Belustigung an einigen ferneren Ueberraschungen, die der General auch hier in der Nähe seines Couverts fand, in eine ziemlich stille und ernste Stimmung. Ida saß ihren Eltern gegenüber, glühend vor Scham und Liebe, bebend vor der geheimen Schuld, und einzig emporgehalten von gläubigem Hoffen auf des Geliebten theures Wort. Niemand ahndete, was ihr banges Herz litt; nur Luise, die ihr sonst so unähnlich war, schien es zu bemerken, daß sie bey jedem Geräusch erschrocken in sich zusammenschauderte; sie reichte ihr einmal still die Hand, und sagte: „Liebe, mich dünkt, dir ist jetzt wie mir! Ich kann es mir heute nicht aus dem Sinne reden, daß dort hinterm Berge ein großes Gewitter im Anzuge sey; und der heitere Himmel beruhigt mich nicht hierüber." — Auch Luise horchte bang auf jedes Wort, womit Vater und Onkel eine neue Materie der Unterhaltung begannen, und auf jede Gegenrede des düstern Steinachs, womit er das Gespräch auf den Guthskauf leiten zu wollen schien. Aengstlich richtete sie dann

den schwülen Blick auf Herrn von Krüniz, welcher sich sehr eifrig in ihrem Dienste bewies, und immer durch irgend ein geschicktes „Apropos" die allgemeine Aufmerksamkeit an sich zu reißen wußte.

Man setzte eben das Desert auf, als die Hofdame der Prinzessin eiligst hereinflog. „Große Neuigkeiten! (rief sie, und Ida erblaßte.) Unsre junge Erbprinzessin in der Residenz ist glücklich mit einem Prinzen niedergekommen. Morgen reiset der Fürst auf einige Tage dahin. Franziska bleibt hier — denn seit einer Stunde ist der Prinz Friedrich da, und alle Welt erstaunt schon über die Schönheit dieses königlichen Brautpaares. Ich soll um Verzeihung bitten, daß unsre Herrschaften erst spät zum Balle kommen können. (Ida schien Trost in ihren Worten zu suchen, und die Landstein bog sich jetzt zu ihr und flüsterte:) Franziska ist entzückt vom ersten Anblick des Prinzen, und bittet Fräulein Hohenblat um Fortdauer ihrer Freundschaft, und um Theilnahme an ihrem unerwarteten Entzücken. Ich sage Ihnen, der

Prinz übertrifft alles, was die Welt bis heute von männlicher Liebenswürdigkeit kannte. Aber es war hohe Zeit, daß er kam — und davon ein andermal!"

Freudig fiel ihr die zitternde Ida um den Hals. Denn in den Blumen dieses Grußes zeigte sich ihr eine wohlbekannte Chiffre der Versöhnung.

Unsers fürstlichen Nachbars Wohl! (sagte Steinach, und hob das Glas.) Und langes Leben seinem Enkel und seinem wackern Sohne! — Von jetzt an wird gut an diesem Hofe leben seyn, und schön wird es sich in seiner Nähe wohnen." Er sah den General bedeutend an. Man hatte von der schwachen Prinzessin keinen Landeserben gehofft. Und ihr Gemahl, der Steinachs inniger Freund war, erhielt jetzt einen mächtigern Einfluß auf die Regierung.

„Bravo! (rief der General, und stieß mit seinem Schwager an.) Jetzt ist die Zeit da, wo wir gute Geschäfte mit dem Fürsten machen

werden. Trinkt, ihr guten, vergeßnen Mädchen! Alle Söhn- und Töchterlehne sollen leben! He! Schafft Musik an!"

Krüniz zupfte ihn, und sagte leise: „Wir sind nicht allein. — Fräulein Hofdame! (rief er dann laut.) Einen Tropfen alten Johannisberger dürfen Sie nicht versagen! Es gilt jetzt Ihrer edeln Prinzessin, und dem Bräutigam!" Die Musikanten traten in den Saal, und Fräulein Landstein nahm einen Stuhl an, um ihrer Gebieterin, welcher sie von Herzen gram war, eine Lobrede zu halten, deren feurigem Strome gegenüber alle andern Lippen versiegten.

Mit Augen voll Zärtlichkeit dankte Luise dem Baron. Aber sie konnte es hier doch nicht länger aushalten, und zog Emilien hastig ins Nebenzimmer. „Du wirst es sehen, (sagte sie dort) der abscheuliche Guthshandel wird richtig. Sie fangen an zu trinken — das Geschwätz der Landstein wird bald erschöpft seyn — mein Vater wird sich erhitzen, und alles vergessen, worum ich ihn bat."

„Und was war das?“ fragte Emilie.

„Daß er diesen Kauf nie abschließe, (sagte Luise.) O, ich möchte jetzt so recht von Herzen weinen!“ Sie legte das Haupt auf Emiliens Schulter.

„Aber, beste Luise, sage mir, was thut dir dieser Guthskauf?“

„Was er mir thut? Mein Vater zieht dann nie wieder in die Residenz, sondern er siedelt sich hier auf immer an —“

„Seltsames Mädchen! Es war ja noch vor kurzem dein Wunsch, ewig auf dem Lande zu leben?“

„Ach, ich weiß es wohl. Aber es ist Steinachs Unglück, wenn er an den Hof kommt. Kennst du nicht die Luftschlösser, die der Prinz mit ihm baut?“

„O, sobald Steinach der Baumeister ist, werden sie ins Reich der Wirklichkeit hervortreten.“

Luiſe ſah ſtarr empor. „Und dann — dann verläßt er uns ja auf immer — und —“ der mächtige Schmerz verſchloß ihre Lippen.

„Du haſt Recht, (ſagte Emilie gerührt) das ſollte er nicht, der Undankbare! — Ich will ihn von der Sache abzubringen ſuchen!“

„Nein, Emilie! Du liebſt ihn — ihr liebt euch — ihr habt dieſen Plan längſt gemeinſchaftlich entworfen. Bey unſrer Kindheit beſchwör' ich dich — ach, bey jener heiligen Zeit! (fuhr ſie mit gefalteten Händen fort) ſage mir die Wahrheit! Sieh, neulich ſah ich dich Abends bey ihm im Garten — ich hörte ein Flüſtern — ſo melodiſch klang es — und, wenn die Liebe, wie ihr ſagt, in Melodien lebt, o ſo war es gewiß ein Geflüſter der innigſten Zärtlichkeit, was von dort her in mein Herz drang, und wovon meine eigne Bruſt ſich ſo wunderbar bewegte.“

„Du ſüßes Opfer der Zärtlichkeit! (rief Emilie, und umſchlang ſie.) Mit welchen zarten Organen ſtattet doch Cypria die Liebenden

aus!

aus! Ihre Ohren hören den Maulwurf graben, ihre Blicke dringen leuchtend durch die Geheimniſſe der ſtillen Nacht, und ihr Herz ahndet die verborgenſten Gedanken. — Nun ja, wir redeten dort vom Lieben; aber wir ſprachen von dir, Luiſe; und du thuſt mir Unrecht. Ich habe dir heute ſchon einmal geſagt: nein, es iſt nicht ſo, wie du glaubſt."

„Emilie, Emilie, du hintergehſt mich — Deine Augen ſind ungetreue Begleiter deiner Worte."

Inniger drückte Emilie die Freundin an ſich. „Und dieſen Vorwurf kannſt du ſo ernſtlich deiner treuen Schweſter machen, welche dich noch nie hinterging? — Aber du, Luiſe — fühlſt du nicht, daß dein Herz mir etwas zu vertrauen hat — daß du mich — daß du dich ſelbſt hintergehſt? O meine geliebte Schweſter, warum zögerſt du?"

Hochertöthend verbarg Luiſe das heiße Geſicht an Emiliens Bruſt, als Lenz her-

eintrat. „Ach, der Kauf!“ fuhr ſie jetzt empor.

„Seine Excellenz laſſen ſagen, daß die Geſellſchaft zum Tanzen geneigt —“

„Ha, unſer Ball! (rief ſie.) Eröffne ihn doch, Emilie. Du tanzeſt ja mit Steinnachen —“

„Und ſeine Excellenz wünſchen, da auch ſo eben der Herr Miniſter und die Frau Gemahlin auf ihre Zimmer abgerufen werden, wo der Maler Brixenfels ſie insgeheim zu ſprechen begehrt —“

„Ich komme ſogleich, (ſagte Luiſe.) O, bitte doch meinen Vater nur um zwey Augenblicke für mich, beſte Emilie — doch, es iſt vergebens — er ſitzt nun feſt bey ſeiner Geſellſchaft —“

„Laß mich in den Saal eilen, (ſagte Emilie, und wandte ſich im Weggehen feierlich zu ihrer Freundin.) Ich werde handeln,

Luiſe. Denke du einen Augenblick nach. Du liebſt. Auch ich liebe. Heute iſt ein wichtiger Tag."

„Was ſagt ſie? (murmelte die Erſtaunte ihr langſam nach.) Auch ſie liebt? — Und auch ich liebte? — Thörichte Menſchen, woher wißt ihr denn, daß dieſe brennende Gluth, in der die Pulſe meines Herzens ſchlagen, die Liebe iſt? Wie könnte ich wohl den lieben, der mich von ſich weiſt? Iſt es möglich, daß die wahre Liebe da zum Leben komme, wo kein Geliebter ſich ihr entgegenſehnt? Werden nicht auch in der großen Natur die leuchtenden Blitze des Himmels erſt durch die Neigung des Erdbodens oder der matten Lüfte erzeugt? — Liebe ohne Gegenliebe? Unnatürliches Jammerbild, wie ſoll ich dich nennen! Schon das Gefühl deiner Möglichkeit iſt Höllenqual für ein Herz, das ſich ſehnt, wie das meinige! — Nein, gewiß, ich liebe ihn nicht! Wie könntest du denn ſelbſt, o gütige Natur, den Keim zu ſolchem namenloſen Elend in dieß arme Herz legen? Denn er

verſchmäht es ja, und liebt Emilien! — Wenn ich ihn ſehe, und an ihn denke, und wenn dann dieſer Gedanke einen unbekannten Raum in meinem Buſen aufſchließt — groß und ſtill, und öde — ach, eine Ewigkeit, in der nur die Sehnſucht als Einſiedlerin lebt — dann ziehen ja die Gedanken dieſes Einzigen ſtolz über mich hin — hin zu Emilien, die beſſer iſt als ich! — Aber was will die ſeltſame Stimme, welche mir immer zuruft: Er liebt dich? Dieſe Stimme, die ewig wiederkehrt und ruft: Er muß dich lieben, weil du ihn liebſt? — Und ſo wäre es doch wahr, Luiſe, daß du liebteſt — und ihn — und er wäre dein? — Aber Emilie? — O du liebevolles Mädchen! (rief ſie hier auf einmal, wie erwachend.) Du biſt beſſer als ich. Du willſt handeln? Nein, ich will handeln, und du ſollſt glücklich ſeyn — mit ihm — unausſprechlich glücklich — (Thränen ſtürzten über ihr Angeſicht; aber ſie riß ſich empor.) Du drohende Macht, wenn ich denn deinen Namen ausſprechen ſoll — Liebe! Dein Opfer iſt noch nicht gebunden! Sieh, es entflieht

deinen feſſelnden Händen wieder, du ohnmächtige Gottheit — und wie leicht wird mir ſeyn, wenn ich mich nun in die ſchöne freye Jugend zurückwerfe. — Fort, ins Geräuſch — ich will tanzen — ich will mich erhitzen — ha, ich habe heute wahre Luſt zu tanzen!"

Die ſchönen Füße hoben ſich auf einmal zum leichten Sprunge, und ſie wollte in den Saal fliegen. Ida trat haſtig heraus, und reichte ihr ein verſchlungnes Blättchen, worauf Emilie im Saale die Worte geſchrieben hatte: „Steinach und ich haben uns niemals geliebt. Nun ſieh, ob ich dich auch ſchriftlich betrüge — Eiferſüchtige!" — Luiſe hatte in ihrer Bewegung nicht bemerkt, daß Ida wie außer ſich vor ihr ſtand, und jetzt zitternd ſich an ihre Bruſt lehnte. Unwillkührlich umſchlangen Beide einander.

„Was hat Beiſenfels mit den Eltern?" fragte Luiſe, zu ſich kommend.

„O Gott, ich weiß es nicht! (rief jene.) Aber kennſt du keinen Troſt für ein Herz, welches unglücklich liebt?"

„Unglücklich? Du? (ſtammelte Luiſe erſchrocken.) Laß uns gehn, Ida! Was iſt dir, arme Ida — ach, was iſt uns, liebes Mädchen? Komm auf mein Zimmer — o ich liebe dich heute ſo innig! — Nein, tanzen muß ich ja. Auch dir wird es wohl thun. Komm, wir wollen tanzen bis uns der Athem vergeht!“

„Ja, es iſt alles ſchon im Gange,“ ſagte der eintretende Lenz, der ſich hier ſein Ruheplätzchen ſuchte, und ſchnell einen Lehnſtuhl in Beſitz nahm, als die geängſteten Mädchen verſchwanden. — „Ich bin doch wahrlich heute nur ein halber Menſch! (ſeufzte er.) Mein Leben iſt ſo zuſammengeſchnurrt, ſo klein, wie ein Atom, das an der Auszehrung leidet. Mein Verſtand hat ſich heute bloß dem Allergemeinſten ausſchließlich geweiht. Sobald ich nur Miene mache, 6 zu 7 zu rechnen, flimmert mir gleich alles vor den Augen, wie pure dreyzehn. Verdammte Deutlichkeit! Das kommt vom Durſten. — Seit vielen Jahren habe ich heute zum erſtenmal nach Bier gefragt, welches mir Philippine ſo ſehr rekom-

mandirte, daß ich gleich Verdacht bekam. Ich mag das alberne Gerstengebräue nicht, das den Leib des Menschen auftreibt und verunehrt. Aber als ich vollends in der Schenke die Fluth um mich her rauschen hörte, und als mir die Fuhrleute die Gläser entgegenhielten, und einmüthig ausriefen: „Ein Bier wie Wein — ein Bier, das sich gewaschen hat!" da bin ich plötzlich mitten im Dorfe seekrank geworden — oder habe ich jetzt etwa gar die Wasserscheu auf dieser trocknen Insel bekommen, wo zehn Schritte von mir der Wein für Andere sprudelt? Mein Gedicht, welches — wie alle ächten Werke gekrönter Hofpoeten — eigentlich zwischen dem Braten und Kuchen abgefeuert werden sollte, ist nur so obenhin bey der Suppe verlesen worden, und aus Hunger haben sie allen Effekt davon verschlürft. Nun sitzt der Trefflichste in diesem Hause vereinzelt auf der Erspektantenbank da — in sich selbst berauscht, mürrisch und scheu vor der Menschengesellschaft, wie das Genie. — Ha, mich dünkt sie fangen wieder an zu essen! Ich kann alles Essen nicht leiden — es läßt so hungrig. — Nein,

die Gläser klingen. Hoho, ich lebe auch noch! Wohl bekomm es! — (Er that einen starken Zug aus seiner lieben Flasche.) Wer will es mir am Ende wehren, wenn ich nur immer hübsch nüchtern dabey bleibe? — Ihr guten Götter, reichlich genug gabt Ihr uns den Saft der Traube! Wie kommt es aber, daß immer ein Mensch dem andern die Benutzung desselben mißgönnt? Warum soll eigentlich der Genuß eingeschränkt werden? Weiß denn der Mensch, wie bald die Parze den Faden seines Lebens abhaut? Und was hat er sich wohl Gutes von jenem Glühwein zu versprechen, der im Orkus gezapft werden soll, wie die ältern Dogmatiker glauben? — Sonderbar! Wie kann man doch sagen, das Trinken mache schläfrig? Mich ermüdet heute offenbar dieser betäubende Durst!"

Wirklich versank er aus Langweile bald in einen festen Schlaf. Im Tanzsaale ging es indessen bunt durch einander. Mit jedem Sprunge wollte das brausende Leben höher auf, wenn gleich keiner von unsern Freunden aus

Neigung tanzte. Aber Steinach schien von einigen Worten, die ihm Emilie zuflüsterte, plötzlich gewaltsam ergriffen, und trat rasch heraus in des Kammerdieners heutiges Schlafzimmer, wo er, ohne den Schläfer zu bemerken, seiner Verwirrung Luft machte. „Wie ist mir denn? (rief er.) War es nicht so: sie liebte mich — Luise? — Nein, du hast falsch gesehen, gute Emilie! Du täuschest dich und mich. — Und wenn nun? — Ja, könnte dir Steinach einen Thron anbieten, himmlisches Weib! Aber der Arme hat kaum Brot für dich — nur Liebe ist der volle Reichthum seines Lebens — und ach, wie herrlich schwillt jetzt in dieser Fülle mein Herz empor! Selig, selig, wer dich findet — wem einst dein mächtig warmes Leben und Herz sich zum Eigenthum übergiebt — an wessen Brust deine blöde Geschlechtsangst mit ihren tief verborgnen, unsäglichen Reizen endlich in süße Liebe hinschmilzt, wie erröthendes Frühgewölk ins Blau der Himmelstiefen, wann die Sonne in ihrer Kraft heraufgestiegen ist! — Luise, wer vermag dich jemals so zu lieben, wie ich? —

Stille! — Wie ſollte wohl dein Geſicht ausſehen, Steinach, wenn du den General um ſeine Tochter bäteſt? — Es überfährt mich ein kalter Schauer! — Nein, entfliehe, ſchöner Gedanke! Und du, mein väterliches Erbe — ehe ich dich auf Koſten der Ehre blühend mache — fahre hin! — Fort, fort, ich will ſogleich den Verkauf abſchließen!" — Er war jetzt entſchloſſen.

Im Umdrehen bemerkte er den ſchlafenden Lenz, und rief ihn hart an. „Sogleich! (erwiederte dieſer ſchlaftrunken.) Seine Excellenz werden den Augenblick aufgeſtanden ſeyn. Es iſt alles in Ordnung."

„Welche Aufführung! (ſchalt Steinach.) Ich werde ſie dem General erzählen. Wodurch biſt du zum Schlafen gekommen? He, was machſt du da?"

„Gut! — (ſagte Lenz freundlich.) Uebrigens — wenn ich ein Kind über etwas Verlorenem betreffe, und meine Frage „Was

machſt du?" durch die kurze Antwort „Gut!" auf ſeine Geſundheit beziehen höre — dann ſchließe ich immer, daß dieſes Kind entweder ganz unſchuldig, oder in der Sache unwiſſend, oder ſchon höchſt ſchlau iſt. Hier aber —"

„Lenz, Lenz, was haſt du dir heute vorgenommen?"

„Ich weiß es wohl. Aber die ungeheure Anſtrengung, nüchtern zu bleiben, die ich mir vornahm, mußte wohl endlich dieſen Schlaf nach ſich ziehen. O, ich träumte recht ſüß. Ich ſah Philippinen — aber ſie war ſchön röthlich und ganz verklärt, und ſchimpfte nicht mehr — Vous prendrés mon songe pour mensonge — kurz, ich ſah ſie, ging nach Hauſe, legte mich zu Bette, ließ mir Thee machen, trank noch eine Taſſe mit Appetit, deckte mich zu, und ſtarb, aus Liebe zu ihr. — Da ſchrien Sie mich hier ins Leben zurück."

In wilder Zerſtreuung blieb unſer Stein nach vor ihm ſtehen. Er war entſchloſſen;

und nicht leicht vermochte in ſolchen Fällen ein ferneres Erwägen, ihn wankend zu machen; aber ſein Herz war erkrankt. — „Hör, Lenz, (fing er an) du biſt ein treuherziger, und oft ein ſehr vernünftiger Menſch. Sage mir, welches ſind wohl die beſten Maßregeln für einen ſogenannten armen Teufel? — Aber verſtehe mich recht, und — hauptſächlich bleibe mir mit aller Gemeinheit vom Halſe! — Ich weiß wohl, daß es Menſchen giebt, die in langweiliger Abgeſchmacktheit durch ſucceſſives Zuſammengeizen ſo reich werden, daß ſie gegen das Ende ihres Lebens ſo ziemlich vor Nahrungsſorgen geſichert ſind. Zu dumm, zu kraftlos, um durch Schaffen zu erwerben, gehen ſie nur hartnäckig in ihrer einmal betretenen engen Bahn weiter, und bereichern ſich einzig durch Entbehren."

„O wer kennt ſie nicht? (fiel ihm Lenz ein.) Ein ſolcher legt bey einem Hundertguldendienſtchen alljährlich zwölf Thaler zwölf Groſchen zu Capital an; er verſagt ſich ein Jahr lang die Abendſuppe, um am letzten

Dezember einen silbernen Vorlegelöffel zu acquiriren, den er nie braucht; von aller Wonne des Lebens scheidet er willig, und leistet mir schriftlich Verzicht darauf, wenn ich ihm den Preiß von — zum Exempel Eilfhundert Thalern in schwerem Gelde, Louisd'ore zu vier Thalern einundzwanzig Groschen gewähre; in der Christnacht, am Abend nach einer zugefallnen Erbschaft, oder nach einem unvermutheten wichtigen Geschenke, legt er sich zu Bette, verlöscht das Licht, betrinkt sich im Finstern seelenallein, und erzählt öffentlich, da habe er sich einmal ein Vergnügen gemacht! Gewöhnlich sind diese Menschen noch obendrein ehrsüchtig, und halten überall sehr auf Standesmäßigkeit, außer im Bezahlen —"

„Nun gut, (versetzte Steinach) wir reden jetzt vielmehr von einem Gemüthe, welches zwar zu großen Anstrengungen Kraft haben, aber beym Anblicke solcher Menschen stets sich unwillig wegwenden, und bald mit Entzücken wieder ausrufen würde: Nein, weiche du nie von mir, glückselige Armuth — willkommen

ſey mir, erhabene Unſtandesmäßigkeit, und du, glänzende Verborgenheit — willkommen du, ſüßes Elend, worin edle und ſchöne Seelen wie im Ehrenkleide der Menſchheit ſchimmern — du köſtlicher Ueberfluß, in dem die freundliche Dürftigkeit am ſchönen Abend mit dem armen vom Wege heimgeholten Lazarus lebt — und heilig, ach, dreymal geſegnet du, geweihter letzter Buſſen, den die Armuth mit dem Elende unter himmliſchen Freudenthränen bricht! — Menſch, ich frage dich im Namen aller heiligen Engel: iſt der Reichthum ſtrebenswürdig? Und warum will der Menſch von der Armuth ſcheiden — aus der ſchönen Welt der Poeſie hinfliehen in das gemeine proſaiſche Land der Zahlen? — Fühlloſer Klotz, antworte mir — ich glaube, du gähnſt noch, Kerl!"

Erſchrocken ſprang Lenz jetzt auf, dehnte ſich mit Händen und Füßen empor, und ſchüttelte die Glieder oben in der Höhe vollends munter. „Burraſſa! Am Galgen und bey Hochzeiten gehts hoch her! — Nun, ich will ſogleich ſchneller reden — Sie ſind mir heute zu

geschwind — und wenn Einer, der eben geschlafen hat, eine hurtige und kluge Antwort sucht, so ängstigt ihn gewöhnlich jener böse Weltgeist, der uns auch sonst zum Exempel an einem Bunde Schlüssel nie den rechten zuerst finden, oder gar den zuerst gefundenen bis zuletzt verkennen läßt. — Aber, ich bin schon fertig mit meiner Antwort. Allerdings ist und bleibt der Reichthum etwas höchst begehrenswürdiges, für den, welcher reich zu seyn verdient, wie zum Exempel wir Beide. Was nun die armen Teufel betrifft — hm, nachdem sie sind! — Ist ein armer Teufel erstlich ein hübscher junger Teufel, so soll er vor allen Dingen ein reiches Weib suchen — Sie sehen, ich bin sehr einfach und schlicht!"

„Hebe dich weg von mir, (rief Steinach.) du ächter Repräsentant der thörichten, gemeinsten großen Welt! du hast keinen Sinn für die schöne Stimme, welche dem edeln Menschen zuruft: Sprich nicht zur Weiberschürze „mein Trost!" und zu fremdem Guthe „meine Hülfe!" Nur das, was ich bin, steht in wechselloser

Kraft und Schönheit da, ein Riesenfels im Sturme des Lebens!"

„Vor diesem schönen Stimmchen (sagte jener) stopfe der Mensch die Ohren voll Finger, und folge nur blindlings der meinigen — ich weiß wohl, was ich sage, und will es beschwören! — Ein Wort noch, mein Herr!"

„Geh, du bist ein niederträchtiger Philosoph — ein Narr!" zürnte Steinach, und entfernte sich unwillig.

„Hm, hm, das gefällt mir bald! (sagte der schlaue Alte, der Steinachen liebte.) Dieser Herr ist wahrscheinlich verliebt; denn er zieht schon die Beine wie ein Kind das Grimmen hat, und funkelt mit den Augen wie ein zorniger Kater. Ich wollte sie ihm wohl gönnen, wenn er dankbar und nicht so herrschsüchtig gegen mich wäre. — O was für harte Sachen haben mir heute die Menschen schon gesagt! — Ich, ein Narr? — Wohl dem, dessen Sinne der Wein gefangen nimmt. Er hört

doch

doch nicht so genau und heftig, als ich heute — ach, das Trommelfell seiner Ohren wird ewig nur mit Rosen geschlagen, und alle Töne klingen ihm so wunderbar, wie das Gemurmel im Haine zu Dodona! — Und ich hätte nicht richtig geantwortet? Merken Sie auf! (rief er Philippinen zu, die sich jetzt sehen ließ.) Bewahren Sie meine Lehre. Es giebt zwey Wege zum Glück — den Gnadenweg und den Weg Rechtens. Wer den letztern vorzieht, ist auf dem unrechten — wer ihn in seinen Geschäften für den sichersten oder kürzesten hält, der ist kein erfahrner deutscher Bürger; wenigstens ist er werth, gar keiner zu seyn. — Ich hatte einst einen alten Soldaten zum Freund — er ist bald darauf gehängt worden — ein vormaliger Literatus, welcher ein häßliches Mädchen mit Hunderttausend Thalern heirathen konnte, aber aus Verdruß darüber, daß er dieß auch sollte, unter den Wehrstand lief, und dort gänzlich verunglückte. Der hatte nun für die Sicherheit des Staats dreyßig Jahre lang „Werda" geschrieen, und im Invalidenstande bis zu unsrer Bekanntschaft 10415 höl-

zerne Löffel für das allgemeine Beste geschnitzt. Wiewohl übrigens jeder Invalide in mehr als einer Rücksicht ein sehr vermögender Mann seyn kann, so war es doch zufälliger Weise für meinen armen blessirten Teufel zum Heirathen jetzt zu spät, zur Versorgung im Staat angeblich immer noch zu früh, und daher zum Verhungern gerade Recht. — Wenn uns der Staat vergißt, mein Herr General, — denn nicht Ihnen, sondern eigentlich Seiner Excellenz erzähle ich in diesem Augenblick meine wahrhafte Geschichte — so schimpfen wir gar zu gern auf ihn. Mein Freund wollte den Gnadenweg nicht suchen, sondern sagte öffentlich, das Wort Soldat bedeute in gewissen Staaten bloß denjenigen, welcher 5 Fuß 1 Zoll und 1 Strich messe — überhaupt aber verstehe man unter diesem Wort ein Thier, welcher täglich à 2 Groschen fürs Vaterland Arm' und Beine riskire u. s. w. Er wollte weiterhin, da es der Staat dennoch immer zu seiner Versorgung für zu früh hielt, und da er Brot haben mußte, das erste Monatsstück einer Zeitschrift herausgegeben, die den Titel

führte: Journal von und für Stocknarren, herausgegeben von einem ungenannten, mit Erlaubnis der obern, nebst einer Zueignung an Herrn Geh. Rath von Mistfink S. v. — Die Censur warf ihm vor, er habe, um die Obrigkeit zu verspotten, das Wort „obern“ absichtlich mit einem kleinen Buchstaben geschrieben, und durch das Salva venia eine der angesehensten Familien im Lande beleidigt. Zwar entschuldigte er sich wegen des Erstern mit Unwissenheit in der Orthographie, die er im Kriege verlernt, und behauptete, das Letztere solle nicht Salva venia, sondern Seite fünf heißen, bewieß dieß auch mit der Pagina, auf welcher die Dedikazion stand. Aber man schickte ihn dafür auf sechs Wochen an den Block, und die Welt kam um etwas Schönes. — Gedulden Sie Sich nur, mein Herr General! — Jetzt bekannte sich der Erbitterte laut zu einer gewissen Oppositionspartey im Lande, welche damals behauptete, das Herkommen, die Charitativgelder und Donsgratuits exekutivisch zu pressen, sey eigentlich nicht rechtliche Observanz u. s. w. Der Mi-

nister ließ ihn einziehen. Auch da wählte er den Gnadenweg nicht, sondern pochte aufs Recht. Die Opposition beging in der Folge Greuel, und ward wegen Landesverraths gesprengt. Den Alten, welcher der unschuldigste war, ließ man sitzen, und vergaß ihn. Auf einmal brauchte der Minister einen Centfall, um sich an einem strittigen Galgen in den Besitzstand zu hängen — in dieser Noth fand man meinen Freund äußerst bequem hierzu — und vor einem Jahre habe ich ihn noch pampeln sehen. *) — So geht es denn, wenn der Mensch eine reiche Frau entbehren und verachten will! — Aber, mein Himmelchen, ad vocem Frau! — Welten her, Kaiserthümer her, daß ich sie verschenke! Schwüre her, daß ich sie breche! Denn meine Seele ist verliebt bis in den Tod! Kind, ich bin dein — dein, und zwar, nach Kant, mit Sinnlichkeit und Vernunft, nach Bouterweck, mit Realprinzip und Idealprinzip, und nach D. Luther, mit Leib und Seel. Bist du nicht heute

*) Sollte diese nicht sehr interessante Geschichte etwa — wahr seyn?

ein wahres Ungeheuer, nemlich an Reizen? Was soll es erst werden, wann nun die ganze Silberflotte deiner Reize einst gegen mich auslauft? Ich möchte schon auf der Stelle bersten, aus Liebe zu dir, du eingefleischter Engel! Der Brantwein deiner Schönheit brennt lichterloh aus dem Halse meines verliebten Herzens — und ach, schon fühle ich hier von diesem Herzen nichts mehr, als ein armes Häufchen Asche auf der leeren Brandstätte!" Er umarmte die neue Braut.

„Seyn Sie nur vernünftig! (lächelte sie.) Wollen wir heute ein Tänzchen zusammen wagen?"

„J, seh Einer das Närrchen! (sagte Lenz.) Haben meine Lehren schon Wurzeln geschlagen? Aber ich dächte, da Sie nun leider einmal der Kulminationspunkt meiner Zärtlichkeit sind, wir machten die Sache wenigstens schriftlich fest! Sie können ja schreiben. Ich habe einst das Vaterunser von Ihnen geschrieben bewundert. Anfangs hielt ich es zwar

für die Planzeichnung zu einer Festung mit Laufgräben; aber sobald Sie selbst es deklamirten, konnte man Vater und Amen ganz gut errathen. — Oder nein, ich werde mir Finken da drüben zum Freyersmann erwählen; ich will einmal einen Hund nach Rippenbraten schicken. Sollte er dein Herzchen unterwegs angehen?"

„Immer das Geschwätz! (tadelte Philippine.) Wer will Ihnen doch trauen?"

„Du hast Recht, (meinte er.) Denn die Männer sind Schmetterlinge, die von einer Blume zur andern fliegen. Aber sind nicht auch die Weiber Blumen, die ihren Kelch jedem flüchtigen Schmetterlinge öffnen? — Nein, laß uns Friede machen, du wertheste Innbrunst! Stelle meine Liebe auf alle Proben — verbanne deinen treuen Knecht auf Jahrhunderte von deinem Antlitz — banne mich hin über Länder und Meere — in menschenleere Wüsten - in ungesunde Schachte und Abgründe, wo die Zauberpilze im mystischen Thau sprossen.

und die Erd- und Grenzgeiſter ihre Eyer legen — gieb mir nur zum Abſchied eine nie verſiegende Flaſche mit, ſo ſoll doch dein theures Andenken in dieſer dürſtenden Seele nimmer vertrocknen."

„Ich wünſchte freylich, (wandte ſie ſanft ein) Sie ließen Sich etwa zum Secretär machen —"

„Nicht doch! (ſagte Lenz.) Dieſer Titel gefällt mir nicht. Auch habe ich mir unter einem adlichen Privatſecretär von jeher einen blutjungen Mann gedacht, der immer über viele Arbeit klagt, und gern heirathen möchte. Wünſche nicht zu viel, mein Kind! O, auch ich wünſchte gar mancherley — zum Exempel ich wünſchte, daß du zuweilen doch ein etwas freundlicheres Geſicht machteſt, als etwa ein ſcheidender Prophet, der zum Hauſe hinaus geworfen ward, und draußen Unglück prophezeyht, oder eigentlich als ein alter romantiſcher Kammerjäger, der mit dem Mäuſegiftranzen abgewieſen vor der Thüre da ſteht, und von

Millionen künftiger Ratten weissagt, und räsonnirt und Mäuse macht! — Aber sieh, mein sanfter Engel, auch ich will nicht zu viel wünschen. — Doch jetzt — um bey unsrer Heirath gründlich zu seyn — wo bist du eigentlich her? Vermuthlich sehr weit? War es nicht von Konstantinopel noch 250 Meilen? Ah recht, hieherwärts — jetzt fällt es mir wieder ein — du bist eben nicht weit her — du bist von Kuhbach gebürtig — da oben hinterm Galgenberge — nun, über dieß Oertchen will ich mich wegsetzen —"

„Reden Sie doch nicht so entsetzlich viel! (sagte sie.) Ich liebe das Reelle."

„Eine fürchterliche Aussicht! (rief er.) Nun, so will ich denn zu der Beschreibung meiner eignen Person übergehen. Ich bin schön von Person — werth zum Apoll von Belvedere gestellt zu werden —"

„Und sprechen Sie nicht immer so in Gleichnissen und Bildern!" mahnte ihn Philippine wieder.

„Ei, wir reden ja von der Liebe — (ſagte er) von dieſem wunderbaren Anſatz in der Rechnung des Menſchenlebens, bey welchem jeder Rechnungsführer in beſtändigem Zweifel iſt, ob er ihn in die Einnahme oder Ausgabe ſchreiben ſoll? Sind uns da nicht Bilder und Gleichniſſe die beſte Aushülfe? — Und im Ausdrucke liegt oft ſo unendlich viel! Iſt es denn einerley, ob ich ſage: „dieſer Mann iſt vom Weine völlig bethört," oder ob ich ſage: „er hat ſich dudeldick geſoffen"? Oder — wenn ich Ihnen nun jetzt geſtehen müßte, ich hätte einen gewiſſen perennirenden Ausſchlag am Haupte —"

„So? (verſetzte ſie aufmerkſam.) Das wäre eben nichts Schönes. Nun?"

„So würde dieſer Ausdruck immer eine viel ſanftere Wirkung thun, als wenn ich, wie ein Bauer, deutſch herausſpräche, ich hätte den Erbgrind —"

„Und Sie unterſtehen Sich! —" wüthete jetzt die Jungfer auf ihn los.

„Siehst du den verschiedenen Effekt? (lachte Lenz.) Laß mich doch nur ausreden, Närrchen — ich wollte sagen: Darin besteht den Vielen unsrer Dichter einzig die gepriesene Idealisirkunst. — Daß ich übrigens so rein bin wie eine Forelle, dies kann sogleich nachgewiesen werden. — Unter meine fernern guten Eigenschaften gehört ein vortrefflicher Magen, der, sobald man ihn mit irgend etwas Geistigem disponirt, alles verdaut, selbst Stroh und Kieselsteine — kurz ein Magen, wie kaum das Publikum einen haben kann, welchem doch die Gelehrten bekanntlich den allerbesten zuschreiben und andichten. Doch bin ich ein Feind des Zanks, und hoffe, daß meine künftige Gattin nicht so ein altes Trauerpferd seyn wird, das dem Manne täglich ganze Kleewagen voll Wehklagen zum Magen fährt. — Ferner ist auch eine reizende Stimme eine Gabe Gottes — und mein allerliebstes Strohhäschen, welches ich durch die Fistel singe, kennt man in ganz Sabinium und Hohenblat —"

„Ich sage es ja immer, rief die unge-

duldige Philippine) mit Ihnen wird man nie fertig. — Merken Sie Sich es also wohl, Herr Lenz, was ich Ihnen jetzt einmal für allemal eröffnen will. Wenn Sie mir, oder sonst Jemanden — es sey nun dem General oder meinem Fräulein — etwas meinetwegen zu sagen haben, so muß dieß noch heute geschehen, oder es wird zu spät seyn."

„Ach! (sagte er) das ist mehr Hoffnung und Glück, als mein schamhaftes Herz ertragen kann! Dieses beschleunigte Jawort bricht so unerwartet in meine große Seele herein, wie ein Weltgericht."

„Ich — (fuhr sie fort) darauf verlassen Sie Sich — ich werde kein Wort weiter über die Sache verlieren."

„Nun soll ich das ganze Bad nebst dem Kinde ausschütten! (sagte Lenz kleinlaut und bedeckte die Augen mit beiden Händen.) Wie werde ich denn dem General beybringen, daß mir an der Sache gelegen ist? Ich werde in Ohnmacht sinken, und vor keuscher Scham den

Geiſt aufgeben. Man wird ſagen: die Verſtellung hat den Edeln getödtet. Und in dieſer neuen Todesart werde ich ſo unwahrſcheinlich da liegen, wie ein Fiſch der erſoffen iſt."

„Ein Glas Waſſer, liebe Philippine!" rief hier Steinach, der die erſchöpfte Luiſe hereinführte, und ſie zu einem Armſtuhle hin nöthigte.

„Nein, laßt nur das alles, und gehe! (ſagte ſie, und winkte den Leuten.) Ich bin ſchon wohl. — Auguſt, ich dächte, Sie gingen auch wieder in den Saal."

„Wie iſt Ihnen?" fragte er bewegt.

„Habe ich Ihnen vorhin etwas Bitteres geſagt, Steinach? Und wollen Sie mir dieß vergeben? Die Zeit zum Schmollen iſt nun vorüber, mein raſcher Freund; denn Sie haben mein Herz erſchreckt. Wollen Sie mir vergeben?"

„Oh! — (rief er, und legte ihre Hand an ſein Herz.) Aber die Veränderung Ihres

Geſichts hatte mich ſelbſt ſtarr gemacht. Sie erblaßten bey der Nachricht Ihres Vaters auf einmal, und Ihre Züge deuteten zugleich auf einen ſo tiefen, leidenſchaftlichen Verdruß — ich war nur froh, daß Niemand außer dem Vater es bemerkte."

„Nun, es iſt alſo geſchehen! — (fing ſie jetzt wehmüthig und feierlich an.) Dieſer Schritt iſt gethan, und Sie ſind zu ſehr Mann von Wort, um jemals rückwärts zu gehen. — Können Sie glücklich ſeyn, lieber Freund? O reden Sie!"

Tiefgerührt von der himmliſchen Wärme in ihrem Ton, und dem zärtlichen Schmerz in ihrem Blicke, hielt er die liebe zitternde Hand feſter, und dankte der Freundin, und ſuchte ſie über ſein künftiges Loos zu beruhigen. „Ich weiß es, (ſagte er zuletzt) daß dieſer Verkauf mich nicht glücklich macht; aber er bringt mein Herz vielleicht der Ruhe wieder näher, die ich — hier verlor! Laſſen Sie mich dieſe Gegend fliehen. Wir ſehen uns

hoffentlich einſt wieder — und glücklicher. Dieß Guth war ja, wie ich weiß, vormals Ihr Lieblingswunſch. Sollte ich den Wunſch meiner Luiſe nicht erfüllen, ehe ich ſcheide?"

„Welcher Gedanke! (ſagte ſie mit Befremdung, und bitterer Schmerz zog ſich um ihre Lippen.) Ach, ich hatte einſt gewiſſe Wünſche zu meinem Vater auf, wie ein Kind — doch, er hat mich ſchrecklich mißverſtanden!" Sie ward bey den letzten Worten glühendroth, und wandte ſich ab.

„Aber beſte Luiſe, (brach jetzt der General herein) wie iſt es möglich, daß du dich um etwas quälſt, was dir ſonſt ſo viele Freude machte?"

„O mein theuerſter Vater, wüßten Sie doch, was mein Herz leidet! Dieſer Mann, von einer trüben Laune ergriffen, hat Sie vermocht, ihm ſein ſchönes väterliches Erbe zu entreißen. Auf dem hohen Meere der Welt wird er ſich nun eine ſchwankende Heimath

ſuchen müſſen, von nichts umgeben als von der bodenloſen Tiefe. — Vater! Seine Denkungsart wird bald eine Schaar von Feinden heranziehen — er wird ſinken — fallen wird er; und ſein Auge findet dann im Rückblick auf das geliebte Eigenthum — nichts mehr! Auf ſeiner lieben Flur wandelt dann eine reiche Familie, die er — haſſen muß!"

Steinach war zerſtreut vor ihr ſtehen geblieben, und drückte ihre Hand immer feſter an die Lippen. Der Alte küßte ſie und nannte ihren Namen mit Entzücken. „Sehn Sie wohl, hitziger Stürmer, (ſagte er) daß wir meine brave Tochter vorher hätten fragen ſollen! Aber leider iſt es nun zu ſpät, Luiſe. Wir hatten vorhin Zeugen, und ſind jetzt gebunden. — Nimm doch die Sache nicht ſo tragiſch. Sieh ihn nur an. Iſt er nicht ein Mann? Weiß er nicht am beſten, was zum Frieden ſeines Lebens dient? Sieh, wie ſchön und ruhig jetzt ſeine Augen auf uns herüberblicken! — Aber Steinach, ich komme mir ſelbſt vor wie ein Verführer — hören Sie

mich — Ihr Guth iſt ſicherlich zu wohlfeil; und ich bin ſehr reich — laſſen Sie uns wenigſtens das Kaufgeld erhöhen — o Gott, ich wollte —"

„Nichts mehr davon! (fiel Steinach mit Würde ein.) Sie haben auf Treu und Glauben gekauft, und dabey das Mögliche, was nur ein ſehr reicher Mann thun kann, geleiſtet, worüber ich allein zu urtheilen vermag."

„Nein, Vater, (rief Luiſe) beleidigen Sie dieſen ſtolzen Mann nicht. Alles iſt zu ſpät. Und — er hat kein Herz. Der Stolz hat es längſt verſchlungen, dieſes Herz —" Sie ſchluchzte zuletzt.

„Stolz? (ſagte Steinach, und trat erröthend vor ſie hin.) Mit all meinem Stolze ſage ich jetzt: Luiſe, ich fühle tief und innig Ihren Werth — und Sie könnte ich — ja dich, meine Freundin, würde ich im Unglück um Wohlthaten zu bitten vermögen, wie ein Bettler! — Stille! (er drückte dem Generale die Hand.)

Er

Es bleibt beym Alten, beſter Vetter. Und, glauben Sie mir auf mein Ehrenwort: ich habe, in Rückſicht des Geldes, heute ein ſehr vortheilhaftes Geſchäft abgeſchloſſen, bey welchem aber auch mein alter würdiger Freund keinen Schaden leiden ſoll."

„Tochter, Tochter, mir geht etwas wunderlich im Kopfe herum!" ſagte der General, indem er ſie ängſtlich betrachtete, und ſich mit Schmerz abwandte.

Sie machte in dieſem Augenblick eine heftige Bewegung gegen Steinachen. „Ihr nöthigt mein Herz gewaltſam, ſich von ſeinem Geheimſten zu trennen — (rief ſie außer ſich, und trat plötzlich wieder zurück) — nein, eher ſoll es brechen!"

Eben ſchritt Emilie herein, berichtete, daß man den General und Luiſen bey der Geſellſchaft vermiſſe, und wandte ſich dann zu Steinachen, um mit dieſem allein zu reden. Vater und Tochter gingen fort; aber letztere warf einen zweifelnden Blick auf die Zurückbleibenden.

„Iſt es wahr, Steinach, (fragte die erſchrockne Emilie) daß der Kauf fertig iſt?“

„Alles richtig! (ſagte er.) In einer Stunde gehe ich, um zu packen. Morgen früh reiſe ich in die Reſidenz, und — weiter. Alles Uebrige beſorgt mein Beamter, weil es mir unmöglich iſt, mit dieſem guten Alten hier noch ferner von Geldgeſchäften zu reden. Ich ſelbſt habe nur wenig vom Kaufgeld einzunehmen.“

„Und Sie lieben meine Luiſe, (fing jene wieder an) Ihre Luiſe, die das Alles ſchlechterdings nicht will?“

Er bog ſich geheimnißvoll zu ihr, und faßte die Schweſterhand. „Unausſprechlich lieb' ich ſie! (ſagte er mit leiſer Feier.) Ewig ſtrebt mein Herz noch ihr hin, ſehnſuchtsvoll wie die Erde nach ihrem Mittelpunkte. Zu ſchwach iſt jeder Hauch der gewaltigen Zeit, um meine Liebe zu verwehen, die in ſich ſelbſt ewig und unzerſtörbar iſt. Ach Emilie — eine Schale aus Lethe's Strome könnte dieſe Liebe in Schlum-

merdunst hüllen; aber meine Träume würden die Bande jener Vergessenheit wieder zerbrechen. — Doch dieses Geständniß soll nun nimmermehr über meine Lippen kommen — nimmer über die Ihrigen, meine Schwester!"

„Unglücklicher Mann! (rief diese.) Und Sie stoßen ein Herz von Sich, welches so heiß liebt, und sich nun aus Liebe verzehrt!"

„Das wird es nicht, (sagte er zweifelnd.) Dieses leichte wilde Blut wird sich bald von seinen melancholischen Theilchen befreyen, um in der vorigen reizenden Heiterkeit fortzuströmen."

„Nein, Steinach, das ist nicht — nein, bey Gott, Luise liebt nur einmal! — Und Sie, mein allzustrenger Freund? Was wird Ihr Loos seyn?"

„Ist denn die Welt eine flache leere Wüste? (erwiederte er.) Hat sie nicht tausend kühle Schattenplätzchen zum Ausruhen vom Sonnenbrande des Lebens und der Liebe? — Mein Genius reißt mich jetzt aus dieser seligen Nähe

fort. Es iſt möglich, daß Schickſal und Feinde mich hinſtrecken — daß Fürſtengunſt mich zerſchmettert. — Aber, muß denn gerade dieſes ſeyn? — Mein Entſchluß iſt einzig der: ich will mich nicht in eine reiche Familie drängen, in welche höchſtens die Geburt, übrigens weder Rang noch Glück mir zu dringen erlauben. — Wollte ich außer dieſem noch einen andern Gedanken faſſen, ſo iſt es ja auch bekannt genug, Emilie, daß Zufall, Kopf und Glück den äußern Menſchen oft ſchnell emporheben. — Aber wozu ſollen mir dergleichen Hoffnungen, da ich an Luiſens Liebe zu mir zweifle, und da alles, was Sie, meine Freundin, hierüber bemerkten, auch nur die zärtliche Aeußerung einer uneigennützigen, jetzt durch die Bilder der frühen Jugend erwärmten Freundſchaft ſeyn kann, und — wahrſcheinlich iſt?"

„Ungläubiger! O, ich wollt' es wäre ſo; aber in der Ferne ſehe ich nur Thränen für die arme Luiſe ſchimmern. Was hilft mir nun mein ganzer Plan, wenn dieſer unbiegſame Mann nicht glücklich ſeyn will!" — Erſtaunt

faßte er ihre Hand. „Emilie, iſt es möglich! Deßwegen wollten Sie alſo neulich —"

„Warum, (fuhr das begeiſterte Mädchen fort) o warum ſoll ich denn den Freund meiner Kindheit nicht glücklich im Arme der reinſten Liebe ſehen! Warum zerhaut das Schwert ſeiner eigenen ſtolzen Strenge dieſes liebliche, vom Himmel längſt geſchlungene Roſenband! — Ja, wiſſen Sie dann alles! Die Eiferſucht hat ihr heute ſchon das ſtille Geſtändniß der Liebe abgepreßt — ſie quälte mich mit dieſer Eiferſucht — und ich — ich wähnte mich dabey ſo glücklich — meine Seele verlangte euch Gutes zu thun — und, wer in jenen Momenten, worin uns der Drang des Lebens zur Unthätigkeit abſpannt, für uns denkt, der iſt ja auch unſer treuer Wohlthäter."

Er blickte ſie bewundernd an. „Wie ſelig wird doch der Menſch, (ſagte er) wann ihm das Götterbild der Freundſchaft auf Erden erſcheint! Mir tönt etwas in der Seele, als hörte ich das Rieſeln eines himmliſchen Borns. —

Wohl, meine Emilie — ich will den traurigen Troſt noch mit mir nehmen, daß dieſer Engel mich hätte lieben können — doch nein, ihres Herzens werth zu ſeyn, iſt kein trauriger, es iſt ein ſchöner, reicher Troſt auf immer!"

„Beſter Auguſt, glaube mir, du haſt dieſes Herz verkannt! Es war ſchon längſt dein freyes Eigenthum — ach, und wird es ewig bleiben!"

„Ewig, holde Emilie?" rief Steinach außer ſich, indem er ſie in die Arme ſchloß, und —

„Emilie!" ſtöhnte hier auf einmal Luiſe mit einem ſchmerzhaften Schrey dazwiſchen. Sie war, von Angſt und Eiferſucht getrieben, während der letzten Reden mit dem Baron Krüniz leiſe in eine Thüre getreten, ſank jetzt kraftlos auf den Arm ihres Begleiters, raffte ſich dann ſchnell empor, und eilte fort. Krüniz gab nach beiden Seiten hin einige Zeichen des Erſtaunens zu erkennen, und flog dann Luiſen nach, die den Weg zu ihrem Zimmer nahm.

Verwirrt und erſchrocken ſah Steinach Beide verſchwinden. Auch Emilie erröthete tief, und hob mit einiger Aengſtlichkeit ihre Stimme, um den Baron zurück zu halten, welcher ihren zweymaligen Ruf abſichtlich zu überhören ſchien. Aber in demſelben Augenblicke glänzte doch das Gefühl der reinſten Freude in ihren Augen, und triumphirend ſagte ſie: „Mögen mich dieſe lieben Menſchen eine Zeit lang verkennen! Wohl mir, ich habe meinem Freunde bewieſen, daß ich die Wahrheit ſprach! Doch nein, ich muß zu ihr — zu ihr, deren Haß ich keine Viertelſtunde ertragen möchte!“

„Halt, Emilie! (rief Steinach der Fliehenden zu.) Was wollen Sie thun? Bedenken Sie, daß von dieſem Augenblicke das Schickſal zweyer Menſchen, die Ihnen theuer ſind, abhängt, und daß ich Ihnen nochmals Verſchwiegenheit — ewige Verſchwiegenheit zur heiligſten Pflicht mache!“

Sie entſprang ihm, und er eilte ihr nach und ſtieß den kommenden Lenz auf die Seite.

welcher, durch Luisens Stimme erſchreckt, ins Zimmer trat, und um Erläuterung flehte. „Was iſt hier los? (ſagte jetzt der luſtige Lenz, und ſpähte nach allen Seiten.) Der Teufel war es nicht, denn der Spuk hatte eine ſo ſchöne reine Stimme, wie ein Flötchen. Amor, Freund Amor, mich dünkt, du ſpukſt heute gewaltig auf unſerm Schloſſe! Ey, wenn doch auch heute meine Prophezeyhung noch einträfe, dann vereinigte ſich alles zu meinem Glücke. Luischen, Luischen! Wenn endlich unſer Stündlein ſoll herbeykommen, ſo gebe es uns der Gott der Liebe gnädig — und wer weiß, wem unter uns am meiſten davor graut! Aber ich werde mich zu nehmen wiſſen, ſobald einmal meine Jungfrauſchaft den Geſetzen gemäß genugſam beweint iſt. Steinach ſoll, gegen mich gehalten, ein bloßer Hans ſcheinen, der zu ſeiner Grethe kommt, während ich in der höchſten äſthetiſchen Form und Regel an Philippinens Gotterbruſt ſo erhaben zerſchmelzen werde, wie Raum und Zeit im erſten Glanzblicke des jüngſten Gerichts.“

Erſt jetzt fing man bey der Geſellſchaft die eigentlichen Hausgenoſſen zu vermiſſen an, von welchen nur noch der General und Ida im Saale waren. Zum Glücke beſtand dieſe Geſellſchaft bloß aus Freunden. Aber als nun auch Ida zu ihren Eltern abgerufen ward, und ſogleich nach dieſer Botſchaft leichenblaß und mit unſichern Schritten hinauswankte — da ziſchelte man doch, und der unruhige General rief: „Gott weiß, was aus dem heutigen Tage noch werden ſoll!“

Kaum war Ida auf ihr Zimmer gekommen, als ſchon die Eltern haſtig mit Brixenfelſen aus dem Nebenſaale hereintraten. „Tochter, (rief der Miniſter in ſtürmiſcher Bewegung) wir bringen dir hier einen Mann — nicht wahr, du glaubſt an ſeine Rechtſchaffenheit ſo feſt als wir Beide?“

„Jeder ſeiner Geſichtszüge ſpricht ſie ſo beſtimmt aus!“ ſagte das zitternde Mädchen mit halber Stimme.

„Sieh, (ſchluchzte die Mutter) dieß Bild und dieſe Zeilen hat er mir gebracht; und das alles gehörte einſt mein! Mein Sohn beſaß es — unſer Sohn — dein Bruder!“

„Dein leiblicher Herzens-Bruder, Ida! (ſtöhnte der Vater.) Aber guter, lieber Mann, wo bleibt er denn, dieſer kaltherzige Sohn! O Gott, ſtärke meinen Geiſt!“

Ida ſchrie jetzt laut auf, und hielt ſich an einem Stuhle. „Mein verlorner Bruder — Philipp — mein Philipp wiedergefunden! Wer iſt —“

„Unſer Fink!“ fiel Brixenfels ſo ſchnell als möglich ein, weil ſie dem Hinſinken nahe war. Alles ſchwieg eine Minute, der Vater immer ſtarr durchs Fenſter blickend. Dann ſagte Ida lächelnd in ſeliger Ermattung: „Mutter, Mutter! Was urtheilte ich neulich über Finks Geſichtszüge!“ — Freudenthränen waren der Mutter Antwort.

„Wer mag noch ſagen, die Zeit ſey kurz? — (fing der ängſtlich harrende Vater von neuem an.) Jeder Umſtand trifft ein. — Aber halt! (er legte Ida's Hand betrachtend auf die ſeinige, und fuhr mit einer gewiſſen Erbitterung empor.) Hat er nicht einen auf dieſe Art geſpalteten Finger, ſo iſt er auch nicht mein Sohn. Betrachten Sie doch dieſes Familienzeichen an uns!"

„Wir werden ſehen, (ſagte der Maler.) Aber beruhigen Sie doch Ihre Herzen nur einigermaßen."

„O Gott, Gott! Iſt denn aber eine ſolche Wonne möglich! (rief Ida mit ſüßem Schmerz zum Himmel auf.) Einer, der längſt ausgelöſcht ſchien — und der mein Bruder war — ſagt mir doch, ſollte er heute ſo ſchön in dieß warme, lebendige Leben wieder heraufkommen? Was iſt das für ein neues Reich, das ſich hier im Herzen aufthut, groß, ſtill und himmliſch, wie die beſſere Welt?"

„Ach, es wird nicht seyn! (klagte die Baronin.) Wir fanden ja sein blutiges Kleid im Walde! — Nein, glaubt mir doch, die Blüten einer solchen Herrlichkeit werden nur dort am Strale jener heiligern Sonne gedeihen!“

„Ich sehe ihn kommen — ja er ists!“ sagte der Vater, und wankte zurück.

„Er kommt, (sprach der Maler stark und feierlich.) Noch einige Minuten — und Sie werden ihn sehen — er ist Ihr Sohn — Ihr Bruder — und er ist es gewiß. Wir wollen es uns recht warm und lebendig denken, daß dieser theure Mensch nun in wenigen Momenten da vor uns stehen wird. Halten Sie Sich fest. Schonen Sie Sich und ihn — aber hauptsächlich ihn — er ist von einer Lebhaftigkeit, wie wenige Menschen sind — Sie kennen ihn ja selbst — ich fürchte, sein reizbarer Körper wird es nicht ertragen — seine Phantasie wird dieser Wirklichkeit unterliegen.“

Der Maler hatte tauben Ohren gepredigt. Alle drey waren schon emporgesprungen, und

wollten ihm entgegen. „Ruhig!“ ſagte er, und trat vor die Thüre.

„Ruhig! (ſagte der Greis.) Wir wollen uns faſſen, damit wir unſern Liebling nicht tödten. Aber, Gott, ich höre ihn! O mein Sohn!“

Es klopfte. Mit ſtarren Blicken kam Fink herein. Er verbeugte ſich, zitterte und ward blaß.

„Zeige uns die rechte Hand!“ ſtammelte der Vater, und trat ihm mit den Frauen entgegen, die ſchon das Zeichen erkannten und laut ſchrieen. Sanft breitete der ſtumme Sohn ſeine Hände gegen die Familie aus. Als ſie ihm entgegen flogen, hob er einen großen freundlichen Blick langſam zum Himmel, zuckte und ſank rückwärts in ihre Umarmungen. —

Während die Familie den Betäubten auf einen Stuhl brachte, und um ihn beſchäftigt war, betrachtete der Maler ſtill dieſe Bildergruppe einer ſchönen und reinen Menſchennatur,

vor deren Kraft und Hoheit die Kunſt freywillig im Staube anbetet. Sanft weinte der Künſtler aus der Ferne mit, und kaum gab es hier einen Glücklichern als ihn, der alle ſeine langjährige Mühe und Sorge um dieß junge Blut jetzt auf einmal ſo hoch belohnt ſah — deſſen Liebe zu ſeinem Zöglinge jetzt im Moment der letzten ihm erwieſenen Wohlthat erſt ihre höchſte Stärke zu erreichen ſchien. Selig lächelte er in die Umſchlingungen der Glücklichen hinüber.

„Haſt du noch keine Worte? (ſchluchzte der Greis.) Keinen Namen für mich? — Er erholt ſich ſo langſam! (fuhr er leiſe und eifrig fort.) Ihr habt ihn erſchreckt. Laßt mich allein bey ihm — ich bin ja ſein Vater!“ Die Frauen ſetzten ſich und weinten ſtill.

„Vater und Mutter!“ rief jetzt der Wiedergefundne — und ein wohlthätiger Thränenſtrom ergoß ſich aus den Augen des alten Mannes; lächelnd bog ſich die eilende Mutter zu dem kindlich nach ihr gewandten Blicke nieder, um das theure Haupt an ihr Herz zu ſchließen, und

Ida kniete vor den Bruder hin, ſeine Hand mit heißen Küſſen bedeckend.

„Meine holde Schweſter! (ſeufzte er und ſprang ſchnell auf.) Nur einen Mund voll Luft! (er ging zum Fenſter, kehrte aber ſogleich um, und lehnte ſich an den Maler.) Es war dieſer Natur zu viel, mein Freund. Ich bin kein Mann. Flöße du mir Kraft für all die Wonne ein, mein zweyter Vater! Du haſt der Kraft genug.“

„Sie hat uns alle verlaſſen, (ſagte Brixenfels.) Aber werde ein Mann! Denn die niegekannten Namen, womit dieſe edeln Geſtalten dich begrüßen, rufen deine ganze Seele zur Mannheit auf.“

Sie hielten ſich jetzt entfernt von einander, um Faſſung zu gewinnen. Der Greis umarmte den Maler, und blieb begeiſtert vor ihm ſtehen. „Was war ich noch vor einer Stunde! (rief er aus.) Und was bin ich jetzt! — Gott, du allbeglückender Menſchenfreund! Zu welchen

seligen Augenblicken hast du mich aufgespart! — Ach, wohl sind die Tage meines kräftigsten Lebens in dumpfer Trauer um den Verlornen dahingezogen — das Alter ist meinen Jahren zuvorgekommen, und unaufhaltsam und träge rollte schon das Fuhrwerk meiner Zeit den Thoren der ernsten Gruft entgegen. — Aber was habe ich verloren oder gelitten? Nichts — mir ist nicht das kleinste Leid widerfahren — denn ich fand ihn ja zuletzt noch — ich sehe ihn wieder, so schön, gesund, gebildet und liebenswürdig! — Seine Brüder, Gott, die barmherzige Menschheit haben ihn für mich Unwürdigen erzogen. Und ich sollte nicht diese schöne Welt mit unendlicher Liebe anfassen? O wohl mir, daß meine Haare mit Ehren grau geworden sind — daß ein treuer Vater den ehrlichen Namen dieses Sohnes gehüthet hat! — Sey es nun nach vielen Tagen, oder sey es morgen, daß mir der Tod winkt! Mit Freuden werde ich in den Schoos der mütterlichen Erde zurückfahren — denn dort steht der Freund, er ist wiedergekommen, der diese Augen sanft zudrücken wird!" — Er verhüllte jetzt vor Wonne sein

Ange-

Angeſicht, und wandte ſich von dem innigge-rührten Brixenfels ab.

Raſch öffnete man die Thüre. Schweizer trat ein, und Fink konnte wieder lebhaft ihm entgegenfliegen. Aber Jedermann erſtaunte über ſeine Begleitung. Es war die alte Zigeunerin, und — Kordelia. — Längſt hatten Beide ihrer Bande zu entfliehen geſucht. Geſtern Abends war es ihnen, in Abweſenheit des Hauptmanns und der übrigen Männer, endlich gelungen, durch die Wälder zu entkommen, und den Dreyherrenſtein wiederzufinden, wo Kordelia's laute Freudensbezeugung über ihre Befreyung und der Schimmer ihrer Zigeunerlaterne unſern Fink und ſeinen Knaben, wie wir ſchon wiſſen, in Schrecken und Angſt geſetzt hatten, ohne von Beiden unterſucht und erkannt zu werden. Einer von Erdmanns Gärtnerburſchen läßt ſich durch ein kleines Geſchenk bewegen, ihnen Quartier in einer Scheune anzuweiſen. Allein jetzt vor einer Viertelſtunde fährt ein Militärkommando ihren Hauptmann an der Einſiedeley vorüber nach der Reſidenz.

weil gestern Abends ein benachbarter Justizbeamter zufälliger Weise in diesem Menschen einen fremden wichtigen Staatsverbrecher entdeckt hatte, auf dessen Kopf ein hoher Preiß stand. Die ganze Bande war bereits in alle Welt auseinander gestoben. Aus Gewissensangst hatte nun der Gärtnerbursche seine Gäste sogleich dem Gärtner angemeldet, und diese waren von Schweizern erkannt und in Schutz genommen worden.

„Laßt die ganze Bande darüber abhören, (schrie die Alte, und warf sich der Familie zu Füßen) ob ich je meinem Nächsten eines Kehlkopfs werth geraubt habe! Aber ich war jung und feurig, und ich trug heißes Verlangen nach Kindern, und der große Gott hatte meinen Leib verschlossen. Da kam der böse Feind und erhitzte meine Sehnsucht und machte mich zur Kinderräuberin. Hört alle meine Verbrechen, so wie ich sie täglich vor Gott bekenne! Ich habe die Leute durch Wahrsagen und Zeichendeuterey betrogen — das verzeihe mir der barmherzige Gott! Ich habe zwey Kinder geraubt — das

mögt ihr mir verzeihen — und seht, ich kann meinen Diebstahl ersetzen — da stehen sie beide noch frisch und gesund! (Sie zeigte auf Finken und Kordelia.) O alte Mutter, ich habe deinen Philipp vor Liebe gebissen, als ich ihn im Walde zwischen den Dornen blutig hängend fand. Ich habe in meiner sichern Höhle um dich geweint, als endlich dein Wagen ohne den Kleinen so langsam fortfahren mußte — aber ich konnte das Kind nicht wieder von mir lassen. O Philipp, ich habe dir fünfmal das Leben erhalten, und doch entliefst du mir, als du klug wurdest, und ich suchte dich dann vergebens in der weiten Welt, bis zu dem neulichen Abende, wo wir am Dreyherrensteine lagen. Ach, ich erkannte im Augenblick dein schönes Aug' und deinen Mund und dein Fingerlein wieder, und wahrlich, ich hätte dich erkannt, auch noch im sechzigsten Jahre deines Lebens! Großer Gott, ich dachte du würdest mich auch kennen, und ich gab aus Angst und Freude und Schrecken unsern Leuten gleich das gewöhnliche Zeichen der Verrätherey, und versteckte mich vor dir. — Und nun — nun hat

die alte Iſidora nichts weiter auf ihrem Herzen — ſeht brecht den Stab über die arme Sünderin, die gerne ſterben will!“

Ihr Haupt ſank auf den Boden, und neben ihr wollte die weinende Kordelia ſich auf ihre Knie werfen.

„Nicht ſo, du treue Seele! (rief Philipp, und ergriff ſie.) Noch ehegeſtern retteteſt du mir das Leben, und ich ſchwöre, daß nie eine böſe That deine Seele befleckt hat! — Kommt, Mutter (er hob Iſidoren auf) ſeyd getroſt — denn ihr ſeht ja, daß hier alles wieder gut iſt.“ Er ſprang ſeinen Eltern in die Arme.

„Ja ſie wollten dich und den ſchönen Drittelsherrn ermorden, (ſagte Kordelia) weil ihr mir gut waret und ich immer wieder zu euch verlangte. Sage mir doch, warum giebt es ſo häßliche Menſchen wie dieſer Hauptmann iſt, den ich im Anfange für zu gut hielt? So lange er mir unterthänig blieb, fürchtete ich

ihn nur, und war ihm gut. Denn er sprach so traurig, daß ich mit ihm litt; und niemals habe ich seine Hände über dem Raube betroffen. Aber als er zuletzt allnächtlich zu meinem Lager trat, und — ich weiß noch nicht was er wollte, aber du und Steinach, ihr hättet nicht so geredet — und seitdem er mir immer Liebe zuschwur, haßte ich ihn wie den bösen Geist, und suchte zu entfliehen. Und die Mutter Isidora hat mir fortgeholfen."

Das Mädchen hatte zuletzt verschämt die Augen niedergeschlagen, und Philipp ergriff jetzt, um ihren naiven Geständnissen Einhalt zu thun, die Hand des Grafen, und stellte diesen unter seinem wahren Namen den Verwandten vor. Bey den Worten „mein theurer Schweizer ist niemand anders, als unser lieber Vetter, der Graf von Laurenberg" ließ die süßerschreckende Ida sich schnell auf einen Stuhl fallen, und hauchte einen geheimen, tiefen Seufzer aus.

„Was? (schrie der Alte) der ist ja auf Reisen?"

„Recht, Herr Baron, als Maler! (fiel der Graf ein.) Entschuldigen Sie mein bisheriges Inkognito, und verzeihen Sie mir, daß ich das Empfehlungsschreiben meines Onkels erst in diesem Augenblick überreiche."

„Mein Gott ja, der alte Onkel! (rief der Minister in froher Erinnerung aus.) Wie geht es ihm doch? Ach, Sie haben sich durch eigenen Menschenwerth längst selber empfohlen. Umarmen Sie mich, und tausendmal heissen wir Sie willkommen in diesem seligen Leben, mein bester Vetter! — Aber, (wandte er sich lebhaft zu Brixenfelsen,) wer sind Sie, mein Herr? Ich bin durch Sie selbst an Wunder so gewöhnt —"

„Ich bin und bleibe der Maler Wilhelm Brixenfels," lächelte dieser.

„Das heißt Sie Gott reden! (sagte Jener, und faßte seinen Sohn fester.) Wohl uns, daß die Verwandlungen zu Ende sind, und daß deine liebe Gestalt unverwandelt mein bleiben soll!

O mein edler Brixenfels, mich dünkt es schön und erfreulich, daß Ihr Charakter und selbst Ihr Name so fest steht —"

„Sieh da, Vater, einen Mann — (fiel der schwärmende Sohn ein) einen Menschen — einen menschlichen Mann — den kein Gewand herrlicher ziert, als seine reine Menschheit, in welcher diese Engelsseele lebt!" — Es war ein herzerhebender Anblick, wie Vater und Kind jetzt einige Minuten am Herzen des trefflichen Künstlers weinten.

Der Graf war indessen von der Ministerin zärtlich begrüßt worden, und als er sich nun an seine Ida wandte, sank das überselige Mädchen an seine Brust.

„Die Freude macht sie trunken!" sagte die überraschte Baronin, und warf einen Blick der Befremdung auf sie.

„Nein, o nein, meine geliebteste Mutter! (rief Philipp, und mischte sich in ihre Umarmung.) Diese zwey Herzen muß von nun

an kein Raum, kein Tod mehr trennen! Dieſer liebe Jüngling ſey das brüderliche Erſtlingsgeſchenk eines Glücklichen für ſeine theure Schweſter. Er ſey dein Gatte, Ihr Sohn und mein Bruder!"

„Geſtern geſtanden wir einander unſere Liebe, (ſagte der Graf) und heute flehen wir um Ihren Segen." Sie umfaßten die Knie der Mutter.

„Was höre ich! (ſagte die erſtaunte Alte mit hartem und langſamem Tone.) Waren das deine Thränen, Ida?"

„Gute Mutter! (rief der Miniſter, und reichte nach ihr, und zog den Grafen an ſein Herz.) Ahndeten wir nicht, daß ſie liebte? Und trifft nicht unſere Hoffnung ein, dieſe Tochter werde keinen Unwürdigen lieben? Willkommen, meine Kinder — und hoch will ich das erſte Geſchenk meines Sohnes ehren!"

Aber Ida lag noch laut weinend ihrer Mutter zu Füßen. „O meine theure, beleidigte

Mutter! (ſchluchzte die Bange.) Können Sie jemals Ihrem ungetreuen Kinde verzeihen! — Und — Mutter — ich kannte ja keinen Grafen Laurenberg — der Maler Schweizer war es einzig, den meine Seele liebte."

Alles drängte ſich zur Baronin, die endlich das arme Mädchen emporhob. „Ida, (ſagte ſie erröthend, aber in tiefer Bewegung) meine Wünſche für dich hatten eine andere Richtung. Die Liebe iſt mir zuvorgekommen, und hat dieſe Wünſche vereitelt. Ida, wer verzichtet gern auf ſeine Lieblingsplane? Gewiß, ich wollte dein Glück, meine Tochter. Es iſt ſchlimm, daß ſchon der ganze Hof über dieſe Sache Vermuthungen hegt, und daß der Präſident auf den heutigen Abend eingeladen iſt — o, dieſer würdige Mann! — Verzeihen Sie, lieber Graf — ich fühle das Ehrenvolle in Ihren Abſichten — und ich kenne hier keinen andern Entſcheidungsgrund, als die Liebe zu meiner Tochter — nur, die Form in dieſen Szenen —"

„Verehrungswürdige Frau! (fiel Brixenfels mit edelm Nachdruck ein.) Dieſer heilige

Moment muß, selbst in seiner gebietrischen und auffallend schnellen Erscheinung nicht verkannt werden. Auf Schwingen des Blitzes rauscht der Genius irdischer Glückseligkeit herein, und edle Seelen huldigen dann willig der einzigen schönen Form, in welche die mächtige Natur unser ganzes Menschenwesen drängt."

Das schien sie zu ergreifen. Ihre tropfenden Augen und die ausgestreckten Hände winkten den Kindern. Es erfolgte eine allgemeine Umarmung. — Doch konnte die Ministerin, zwey Minuten darauf schon an ein Billet denken, was sie sogleich an den Präsidenten mußte abgehen lassen, um diesem die richtige Haltung für den heutigen Abend zu geben, wo nun schlechterdings die ganze Sache ein für allemal abgethan werden sollte.

„Wer lehrt mich doch, (rief Philipp) wer hilft mir die Wonne solcher Augenblicke mit dieser engen menschlichen Brust fassen! Und wer bin ich, daß die himmlischen Mächte mich zu dieser hohen Seligkeit erheben! Ein

Kind des Unglücks, ein Fremdling in allen Ständen, ward ich durch alle Stände gepeitscht — die Menschheit kannte den früh verwaisten Knaben nicht — und schon hatten Jugend und Naturell mich hinabgeführt bis zu den schwarzen Ufern des Lasters — da kamst du, mein Brixenfels, mein Retter, freundlich zu mir — Vater, da fand mich dieser edle, große Mensch mitten in der Wildniß des Lebens — er nahm den Schutzlosen an sein Herz, erzog mich, und erhob mein Wesen so hoch, daß ich durch ihn jetzt — aber erst jetzt in diesem heiligen Augenblicke, wo eine neue Welt in meinem Innern aufglänzt — würdig ward, diese verwandten Seelen wieder zu finden."

„Ja mein Wilhelm, (fiel der Graf mit gleicher Begeisterung ein) die Welt hat kein herrlicheres Gut, als einen Freund der dir gleichet! Ohne dich könnte ich mich nie eines so trefflichen Weibes werth fühlen!"

„Laßt mich! (wehrte der gerührte Maler.) Macht meine Wangen nicht schamroth im An-

geſichte ſolcher edeln Menſchen. Gebt nicht dem Prieſter das, was ſeiner Göttin gebührt — der Kunſt. Ihr, der großen Bildnerin, die euch zu Befriedigung aller Anſprüche ermächtigte, welche jetzt Liebe, Vaterland und Welt an euch machen, ihr, die gern in ſchönen Herzen wohnt, aber auch ſelbſt den verwilderten Menſchen in die ſanften Arme der Menſchheit zurückgiebt — ihr, der Tochter des Himmels, laßt uns Altäre und Dankopfer weihen in aller Welt!"

Fink hatte die Hände gefaltet. „Ja, (ſagte er) doch du ließeſt zuerſt die heiligen Geſtalten aus einem verſchwebten beſſern Leben meinem erſtaunten Blicke vorüberrauſchen — von deinen Lippen floſſen die erſten Töne aus der Siebenhügelwelt zu mir herüber, und jene göttlichen Laute von Hellas, die nimmer im Sturm der Zeiten verhallen werden!"

Die Gefühle ihrer Herzen — welche Ida in ſanften Thränen, und an ihrer Hand das wilde Mädchen in einer ſo wunderbaren Rührung mitfeyerte, daß Jene ſie herzlich an ſich

drückte, und schnell nach andern Kleidern für sie rief — hätten sich noch länger ergossen, wenn nicht Lenz, mit einer sehr dringenden Einladung in den Saal, angekommen wäre, wobey er meldete, daß Luise sich in ihr Zimmer verschlossen habe.

Man theilte ihm sogleich alles Vorgefallene mit, und der Alte konnte vor freudigem Erstaunen kein Wort reden. Aber, wie ward ihm zu Muth, als plötzlich Isidora hervorsprang, Kordelien zu ihm hinriß, und laut und vernehmlich sprach: „Das ist er! Sieh, Mädchen, das ist dein Vater — Mann, das ist deine leibliche Tochter!" — Alles staunte auf den unbeweglich und starr gewordenen Kammerdiener hin. Endlich fing Philipp zuerst unmäßig an zu lachen. „Du packst ihn gerade bey seiner empfindlichsten Stelle an (sagte er zu Isidoren.) Denn in der Keuschheit liegt sein höchster Stolz."

„Hast du nicht Försters Carolinchen in Wallbach gekannt, (schrie die Alte) der du

davon liefst, als diese Kleine sich unter ihrem Herzen zu regen begann? Ich stahl sie ihr. Aber ich brachte sie der Mutter zurück. Da fanden wir diese auf dem Todbette. Das arme Thier ist treu geblieben lebenslang, und auf dich gestorben. Sie ist nun in der Wahrheit, wir aber leben noch in der Lüge. Doch mußte ich ihr versprechen, des Kindes Vater aufzusuchen bis an meinen Tod — und hier steht der Vater wahr und wahrhaftig!"

Gegen das Ende dieses Sermons, der auf Lenzen die Wirkung einer successiven Versteinerung machte, fuhr er noch mechanisch mit der Hand an die Tasche — ein Manövre, welches er, wie Philipp wußte, nur in den allerwichtigsten Gemüthsbewegungen gebrauchte, um Hülfe bey seiner theuern Flasche zu suchen. — Aber kraftlos sank seine Hand für dießmal zurück. Bey den letzten Worten richtete er einen gewaltigen Blick auf das Mädchen, drehte sich stracks um, und man sah, indem der Verstummte hinausschritt, seine rechte Hand am

Auge arbeiten. Die Alte und das weinende Mädchen stürzten ihm nach.

Während dessen hatten unsere übrigen Freunde, zu welchen wir jetzt zurückkehren, in verschiedenen Zimmern einander verfehlt, und fanden sich auf einmal alle, Luisen ausgenommen, im Saale wieder. Aber jeder schien nun den andern zu fürchten. Endlich zeigte sich für die unternehmende Emilie doch ein günstiger Moment, wo sie den Baron Krüniz ins Nebenzimmer zog, und ihm freymüthig wegen der vorhinigen Szene eine Auskunft gab, die ihn über die Sache vollkommen aufklärte, und so sehr befriedigte, daß man eine ungewöhnliche Heiterkeit aus seinen Augen leuchten sah. „Ich begreife jetzt selbst nicht mehr, (sagte er) wie ich vorhin einige Minuten lang in Ihre Wahrheitsliebe Mißtrauen setzen konnte! Statt der wohlverdienten Strafe dafür haben Sie mir in diesem Augenblicke nur einen neuen Beweis von der hohen Würde Ihres Charakters gegeben.

Selig, meine beste Freundin, muß ich den Mann preisen, dem einst Ihre Liebe zu Theil wird — und glücklich fühlt sich auch schon der Sünder, welchen Sie noch eben jetzo einer so offenen, treuherzigen Erklärung über Ihre Denkungsart würdigten. Erlauben Sie mir zu sagen, daß diese Güte — ja ich unterstehe mich es eine zärtliche Gesinnung für mich zu nennen — mein Herz auf ewig an das Ihrige gefesselt hat! — Aber — (er stockte, und gerieth jetzt in starken Affekt) nach dem, was nun eben vorgefallen ist, bin ich nicht kühn genug — ich fürchte vielmehr, den langgewünschten schicklichen Zeitpunkt gerade jetzt nicht gefunden zu haben — um Ihnen, meine Verehrungswürdige, das aufrichtige Geständniß meines Innersten darzubringen — daß mein Herz — Sie längst auf das redlichste und innigste verehrte — daß meine höchsten Wünsche einzig nach dem Glücke ringen, Ihnen — — auch meine Person und Hand antragen zu dürfen!" Er hohlte tief Athem, und zerdrückte ängstlich ihre Hand, in der das längst vorbereitete Mädchen doch nun selbst ein Zittern fühlte.

„Mein

„Mein lieber Freund, (fing ſie an) Ihr Antrag überraſcht mich zwar nicht —"

„O gewiß, (fiel der feurige Krüniz ein) er ſtand, ſeitdem ich dieſes Haus betrat, deutlich in allen meinen Blicken und Mienen geſchrieben —"

„Ich habe ihn dort geleſen (ſagte ſie zärtlich.) Und — hören Sie das Geſtändniß eines unbefangenen Mädchens — ſeit Jahren ſchon ehrte ich Sie, aber ſeit Wochen war ich Ihnen von ganzer Seele gut —"

„O nur die Zeit iſt der Troſt des Blöden, meine edle Emilie!" rief er mit frohem Lächeln, und wagte es, ſie zu umarmen.

„Aber —" fuhr ſie fort, und wies ihn ſanft von ſich.

Ein Krüniz mußte wohl vor jedem „aber" zurückfahren; allein dieſes leiſe Wörtchen Emiliens verdoppelte jetzt nur ſein Feuer, da er einmal ſeinen Antrag glücklich vom Herzen hatte.

„Nein, (rief er) es ist unmöglich, daß es nach diesen herzlichen Geständnissen für uns noch ein „aber" geben könnte! Ich fühle mein Herz nun so leicht und glücklich; und welcher Feind wollte auch noch Unkraut in die Saat dieses Bundes streuen!"

„Hören Sie mich! (sagte Emilie.) Ich fühle es innig und warm, wir würden wohl glücklich seyn! Aber Sie wissen es sicherlich noch nicht — und dies tröstet mich gerade am meisten — daß Ihre Geliebte keine reiche Erbin ist, wie ihre Muhme — denn das, was mir noch einzig die Rechtschaffenheit meines Onkels gerettet hat, ist eine unbedeutende Kleinigkeit —"

„Ich verzeihe dir! (sagte der redliche Mann, sie mit feuchtem Blicke betrachtend.) Denn auch hier wird nur die Zeit des Blöden Trost seyn. — Nun? Noch mehr „aber?"

„Keins! (schluchzte sie an seinem Halse.) Keins mehr, du guter, guter Mensch! Verzeih

der reuigen Freundin, daß sie noch einen Augenblick am Edelmuthe deines Herzens zweifeln konnte!"

„Wer wollte nicht versöhnlich seyn, (sagte er liebkosend) wenn eine geliebte Hand uns noch einmal feindselig droht, indem sie sich auf ewig die unsrige drückt? — Oft und lange bin ich verkannt worden, meine Freundin. Aber der heutige Tag soll mich rechtfertigen. Und nun mache ich getrost die Welt zum Richter zwischen meiner Vorsicht und der Unbesonnenheit Anderer — zwischen unserm schönen, besonnenen Vertrag und allen jenen Bündnissen, die der Moment verstrickt und die Reue zerreißt — ich möchte auch sagen: zwischen mir und Luisen, die noch heute Morgens meiner Bedächtlichkeit spottete —"

„O die gute Schwester! (rief Emilie.) Wüßten Sie, wie sehr die Arme jetzt leidet — ach, warum darf ich sie noch nicht an dieses Herz drücken!"

„Schon wieder lauft ihr fort! (zankte hier der alte General zur Thüre herein.) Was macht Luise? Noch immer eingeschlossen?"

„Sie bat nur um eine Viertelstunde Einsamkeit und Ruhe, (erwiederte Emilie) und wollte dann sogleich wieder zur Gesellschaft kommen und heiter seyn."

„Ich will und muß aber zu ihr (sagte er heftig.) Sie wird krank wegen des verfluchten Guths! Und — ihr wißt es alle nicht — es steckt noch etwas ganz anderes dahinter als ihr glaubt. Ich muß es erfahren — mein Kind will ich froh sehen, oder selbst nicht länger glücklich leben!"

„Bester, liebster Onkel! (bat Emilie, die sich von Herzen über seinen Verdacht freute.) Nur noch eine Viertelstunde gehen Sie mit Herrn von Krünitz in den Saal — ich bringe Ihnen dann Luisen selbst dorthin. Der Hof kommt noch lange nicht, und Sie wissen ja, daß auch übrigens alles längst in Ordnung ist."

„Nehmen Sie doch (ſagte er im Weggehen verdrießlich zum Baron) ein Beyſpiel an einem alten Generallieutenant, den die Weiber kommandiren!“

„Er iſt mein! (rief das frohe Mädchen, und warf ihrem Bräutigam Küſſe nach.) Emilie, triumphire nur, denn du haſt heute die Behutſamkeit ſelbſt zur Eile genöthigt! Eins iſt gelungen — aber das Schwerſte iſt noch übrig. — Gewiß, in dieſem Augenblicke haßt ſie mich — o Luiſe, du wirſt mich im folgenden deſto heißer lieben! — Aber ich muß noch einen Verſuch machen ſie zu ſprechen. Ja, nicht länger ſoll die Schlange der Eiferſucht ihr königliches Herz umringen und ängſtigen!“

Dieſer Entſchluß ward indeſſen unnöthig. Denn eben als ſie gehen wollte, kam Luiſe furchtſam zur äußern Thüre herein, und blieb, entfernt von Emilien, ſtehen. Dieſe ſah ſie freundlich an, und öffnete ihre Arme. Ein Moment der Erſchütterung — und Luiſe lag an ihrem Herzen.

„Ich kann dich nicht laſſen! (rief ſie aus.) Nimm ihn hin — du biſt ſeiner werth — du biſt beſſer als ich — ich verzeihe — alles, alles verzeih' ich dir!"

„Nichts haſt du mir zu verzeihen (ſagte Jene.) Höre doch deine Emilie! Der Entzückte ſchloß mich an die Bruſt, als ich ihm den Troſt gab, dein Herz werde ſein ewiges Eigenthum bleiben —"

„Du ſagteſt ihm das —" brachte ſie matt hervor, und mußte ſich ſetzen.

Emilie beſann ſich. „Nun ich ſagte ihm, du habeſt niemals ernſtlich mit ihm gezürnt — und du werdeſt ihm auch in der Ferne immer gut bleiben —"

„Du ſagteſt ihm nur dieß? (ſeufzte Luiſe wieder.) Und warum das? Denn du liebſt ihn — und ſprachſt ja heute ſelbſt zu mir: „auch ich liebe?" Und — doch ſchriebſt du mir wieder anders, Emilie?"

„Seit einer Viertelſtunde iſt Krüniz mein Verlobter," ſagte Emilie langſam.

„Jetzt, ach jetzt faß ich dich — o du!" fuhr Luiſe auf, wie aus einem langen Traum. und ſank in ihre ausgebreiteten Arme.

„Endlich! — (rief Emilie unter Küſſen.) Ein ſolcher Augenblick thut der Seele wohl, meine theure Schweſter! Vernimm es dann: Er liebt dich unausſprechlich." — Beide ſchwiegen lange.

„O weh, er flieht!" klagte Luiſe mit leiſem Ton, als jetzt eben Steinach reiſefertig eine Thüre öffnete, um in den Saal zu gehen, und beym Anblick der Mädchen ſchnell zurücktrat, um einen andern Weg zu nehmen.

„Steinach, bleiben Sie!" rief Emilie.

„Gewiß, Sie haben ſich in dieſer Stunde viel zu ſagen," erwiederte er entſchuldigend. ohne näher zu treten.

„Nein, hieher, Auguſt! (bat Emilie.) Verſöhnen Sie mir meine Freundin wieder!“

„Emilie! — du brichſt mein Herz!“ liſpelte die bange Luiſe, und verbarg ſich an ihr.

„Ich habe ſeit einiger Zeit den Schein gehabt — “ fing Steinach verlegen an, indem er Luiſens Hand ergriff.

„Still, guter Auguſt! (unterbrach ihn Emilie.) Wir brauchen wenige Worte, weil wir uns alle lieben. — Viele Menſchen haben heute Steinachen und mich für ein liebendes Paar gehalten. Ich ſelbſt, ich allein, ſuchte ſchon ſeit mehrern Tagen dieſe Vermuthung zu beſtärken, ohne Sie, Auguſt, meine Abſicht dabey errathen zu laſſen. Dieſe Abſicht war keine ſträfliche: ich wollte meinen bisdon Brautwerber mir — und euch, meine Lieben, einander näher bringen. — (Luiſe drückte jetzt die Freundin von neuem geheim und feſt an ſich.) O warum mußte mir dieſer Zweck nur zur Hälfte gelingen!“

„Er iſt ganz gelungen, Emilie! (rief Steinach, außer Faſſung.) Zwar flieht mein Fuß die mütterliche Gegend, weil Ehre und Pflicht es gebieten — aber meine ganze Seele bleibt hier! Und ſo nehmt mein Lebewohl, ihr Unvergeßlichen! Denn jeder Augenblick des längern Verweilens raubt mir einen Theil meiner Kraft. Gewiß, Emilie war ſehr hart gegen mich."

„Verlaſſen Sie uns heute nicht," murmelte Luiſe ängſtlich, und ſtand auf.

„Ich muß, (ſagte er ſtark) wenn ich meine Beſonnenheit erhalten will. Leben Sie froh, meine Luiſe — (ſie hielt ſeine Umarmung wehmüthig ab, und er küßte ihre Hände, die ihm die Verwirrte an die Lippen drückte) warum verſagen Sie mir dieß Lebewohl! — Lebe wohl, Luiſe — o wir werden uns einſt glücklicher wiederſehen! Wahrlich, ja ich komme wieder!"

„Wahnſinniger Freund!" liſpelte Emilie mit dem bitterſten Schmerz, als er ſie ſtumm

in die Arme ſchloß, und nun in raſchem Taumel nach dem Saale fortſchritt.

„Er geht — (ſprach jetzt Luiſe dumpf) er wankt dahin, Emilie — ſchwermüthig, finſter, und doch ſo ſchnell — ſo zieht das Unglück über die Erde. — Auguſt! Auguſt! (rief ſie laut, und die Quellen ihrer Augen öffneten ſich.) Komm zurück! Mann, wo willſt du hin? Ich liebe dich mehr als mein Leben! Nichts — kein Vorurtheil — keine Gewalt — die ganze Natur ſoll mich nicht von dir reiſſen!“ Sie flog dem Zurückkehrenden entgegen, und fiel wie außer ſich in ſeine Arme.

„O du, für die meine ganze Seele lebt, (ſagte Steinach laß mich los aus dieſen unzerbrechlichen Banden! Mir iſt, als faßten mich in deinem liebenden Arm alle Kräfte der Natur. Sieh, das ungerechte Glück drängt ſich noch zwiſchen uns! Willſt du, daß ich —“

„Halt! (rief ſie, indem die feurigſte Liebe aus ihren Augen blitzte.) Ich weiß alles was

du ſagen willſt, ſtolzer Mann! Meine Liebe überſchaut deine ganze Größe, und ſoll ſie überwältigen, ſo wie ſie mich ſelbſt beſiegt hat. Willig füge ich mich in ihre ſchöne Ketten — auf lebenslang weiht deine Luiſe ſich dir und der reinſten Liebe! — Sieh auf zum blauen Himmelsgewölbe — dort ſteht die Ewigkeit meiner Liebe gemalt. Wolken fliegen vorüber; doch in der Tiefe blaut es ja fort, rein, treu, und ewigfriſch! — Und wenn gleich meine Geſtalt, die du oft Schönheit nennſt, in ihrer Hinfälligkeit der Roſe gleichet, ſo ſoll doch aus ihrem frühen Grabe ein jugendlicher Geiſt hervorblühen, der keinem Altern unterworfen iſt! — Von jenem Augenblick an, wo ich mit Emilien dich auf deinem Felſen im Schimmer des Abendroths belauſchte, *) rief es beſtändig in meinem Buſen: ich bin auf ewig ſein!"

„Luiſe! (ſagte er, und ſuchte ſich zu ermannen.) Höre nur wenige Momente lang auf die Stimme —"

*) S. B. 1. S. 88.

„O ſtill, mein geliebter Freund! (fiel ſie mit rührender Schwärmerey ein.) Ich will dir ſelbſt mein ganzes Innere aufgeſchloſſen zeigen — und mögeſt du nie die Gewalt mißbrauchen, die der jetzige Augenblick dir über mich giebt. — Ach, fliehe mich doch nicht wegen meiner Reichthümer, du lieber, lieber Menſch! fuhr ſie mit weicher Stimme fort, und aus ihren Augen träufelten die Perlen einer himmliſchen Zärtlichkeit.) Bedürfen wohl Herzen, die den unſrigen gleichen, der Hoheit oder des Reichthums? Und ich bin ſo arm — ſo ganz arm ohne dich! — Ich will meines Vaters Reichthümern entſagen — dir will ich nachfolgen — nur dir gefallen — deinem dürftigen Heerde will ich vorſtehen — deine ſorgende liebe Pflegerin ſeyn — ach, meine Hände ſollen deine Koſt bereiten, und die ſeligſte Liebe ſoll deinen Biſſen würzen — aber laß ab — nichts ſcheidet mich von dir, und meine Liebe ſoll mit der deinigen um den Rang kämpfen, wie der Held mit dem Starken!"

„Oh, dieſes Weib! (rief der Uebermannte.) **Grundloſe Liebe, ich bin dein!**" Sie

lächelte zwiſchen dem Geliebten und der Freundin zum Himmel auf, und lallte entzückt: „Ich Glückſelige! Freundſchaft und Liebe wohnen in meiner Bruſt — Liebe und Freundſchaft halten mich ſelig in ihren Armen!“

„Endlich, (rief hier der General) endlich ſeh' ich dich, mein Kind! Wie biſt du? Was habt ihr?“

Luiſe flog ihm entgegen. „Das iſt er, mein theureſter Vater, (ſagte ſie) das iſt der Mann, den ich liebe — der Luiſen liebt, und die Tochter des reichen Hochſteins verſchmäht — der mich fliehen will, Vater — da ſteht er, der Stolze!“ Sie ſchluchzte zuletzt, und Steinach hob die Hände zum Himmel.

„Steinach! — (brach der überraſchte Alte aus, und zog Beide an ſich.) Segne dann Gott dieſe Wahl — ich ahndete ſie heute, und ſie iſt auch die meinige! Ich verſtehe dein edles Zaudern wohl, mein Sohn, den ich längſt innig liebte. Du biſt reicher als ich. Aber

nimm sie hin zu deinem Reichthume, du Willkommener — nimm mein Alles (stammelte er unter Vaterthränen) — alles, was mir diesseits des Grabes noch werth ist — und ich fühle es: dich, und einzig dich wird sie glücklich machen, diese Geliebte deiner Kindheit!"

Eben trat Krüniz aus dem Saale. Emilie winkte ihm, und indem sich dieß neue Bündniß offenbarte, brach der andere Theil der Familie mit lautem Jubel herein. Aber fern sey es von uns, eine Szene zu schildern, bey welcher Freundschaft und Liebe überall und in so vielen wechselnden Gestalten sich begegneten, Glück und Freude einander grüßten, und himmlische Wonnethränen aus so manchem Auge flossen! — Glückwünsche und frohes Jubiliren ward auf einmal so ganz zur allgemeinen Tagesordnung, daß selbst die übrige Gesellschaft, zu der bereits der Vortrab des Hofes gerückt war, aus dem Saale herzuströmte, um sich theilnehmend unter diese seligen Kinder des Glücks zu mischen. Kein Mensch konnte dem andern begegnen, oder ins Angesicht schauen,

ohne die Arme auszubreiten und den Nächſten ans Herz zu ſchließen. Selbſt der Kummer athmete hier aus freyer Bruſt — Neid und Grießgram mußten heiter ausſehen — der Geiz fühlte ſich froh und reich — und die Bosheit blickte bedenklich in die kalte Wüſte ihres Herzens hin. — Nur die eitle egoiſtiſche Dummheit, die ſich faſt überall gleich bleibt, blieb es auch hier, in der Perſon unſers Herrn von Warneck.

„Herrlicher Geſchmack! (ſagte er zu einem alten Capitain.) Wiſſen Sie es ſchon mit der wilden Hochſtein? Alſo Frau von Steinach ſchlechtweg! Allerliebſt! Fräulein Landſtein — ich wette tauſend Dukaten — ſie wird geſchmackvoller in ihrer Wahl ſeyn. (Er lorgnirte dieſe.) Capitain, ich finde heute die Landſtein ſcharmant —“

„Ich auch, barbariſch — (blinzelte der Capitain mit Ironie) und bey meiner Seele, ſie könnte ſelbſt mich alten Fuchs alle Weinbeeren von ganz Grönland vergeſſen machen!“

„Wie?“ lächelte Warneck und sprang zur Hofdame.

Aber Luise stand, heimlich umfaßt von ihrem August, im fernen Fenster. Kosend mit dem Geliebten, fühlte sie die lärmvolle Welt um sich her verschwinden, und Liebe und Sehnsucht hatten ihrem blauen Auge eine zärtliche Sanftmuth eingehaucht.

„Wie konntest du wissen, daß ich dich liebte, (fragte der glückliche Steinach und spiegelte sich in ihrem Blicke) da ich nie ein Wort von Liebe sprach?“

„O mein Freund, (schwärmte das Mädchen) wenn ich auch weder hören noch reden konnte, so sahen doch meine Augen desto tiefer; und wenn die Liebe bis auf einen Sinn verarmen muß, so wird sie in diesem desto reicher. Führe doch den durstigen Blinden in eine Gegend, wo seine Wange von feuchten Lüften gekühlt wird — wo das Zirpen des Rohrsperlings, der krächzende Ruf der wilden Ente und die schmet-

ternde

ternde Stimme des Waſſerhuhns in ſein Ohr tönen — wo Rohr und Kalmus duften. Er geht vorſichtiger, und ſpricht: „Hier muß ein See ſeyn; aber wie gelangen wir zu ſeinen Quellen?“ — Und ich, mein Freund, ich hätte nicht die Tiefen deiner Liebe in tauſend ſeligen Schauern ahnden müſſen?“

„Wunderbares Kind! (rief er, und legte ſeine Wange an die ihrige.) Du ſollſt unter Welſchlands Himmel athmen!“

Der neue Vetter Philipp kam eben herbey, und blieb tiefſeufzend vor Luiſen ſtehen, die ſich jetzt ſanft vom Geliebten losmachte. „Ich ſchwöre es, (ſagte jener) bey den heißen Schmerzen der Liebe, die Eros im kühlen Haine giebt und empfängt und wieder vergilt, wenn dort die leiſen Weſte ſein ſüßes Geflüſter auf den Wogen der Düfte durch alle Zweige tragen, daß ſelbſt die kleine Nachtigall ſchmerzlicher klagt und ſchlürft, und mit zitterndem Geſange den Augenblick der Wonne feyert — bey Cypris ſüßen Augen ſchwör' ich es: Luiſe liebt bis in

den Tod! O großer Prophet — o Lenz, Lenz! dein geweissagtes Stündlein ist hereingebrochen!"

Philipps Ruf erinnerte den General und Jedermann wieder an das, was mit dem armen Kammerdiener sich zugetragen hatte. „Gleich bringt ihn mir! (sagte der General.) Denn wir lieben ihn, und er war uns immer treu."

„Und mein Verwalter soll herkommen! (rief der Minister dazwischen.) Und alle Bauern bestellt aufs Schloß — und laßt heute den Wein in Strömen rinnen — schafft mehr Musik an, damit unsre alten Herzen auf ihrer harmonischen Fluth wieder ins Gleichgewicht wanken!"

Der unglückliche Lenz hatte unmittelbar nach dem vorhinigen Ereigniß einen heftigen Anfall von Philippinen aushalten müssen; und noch unsanfter hatte diese in ihrer ersten Hitze die unschuldige Kordelia behandelt. Aber seine Gewandtheit im Vertheidigen aller

Arten von Fehlern, seine aufrichtige Reue und Kordelia's kindliche Unterwürfigkeit siegten endlich über Philippinen, deren Gemüth im Grunde nicht so bösartig war, als Lenz es gewöhnlich zwischen Scherz und Ernst verschrie. Sie wollte ihm die Sünden seiner Jugend verzeihen, und der Umstand, daß Kordelia doch mit einem jungen Baron Hohenblat einerley Schicksal getheilt hatte, gab in ihren Augen der kleinen Zigeunerin eine angenehme Wichtigkeit, und flößte ihr selbst mütterliche Gesinnungen für sie ein — besonders da durch die Dazwischenkunft dieser Tochter, des Vaters festere Versorgung nun gewissermaßen nothwendig ward.

So standen die Sachen, als Lenz plötzlich zu seinem Herrn mußte, dessen Jähzorn in dergleichen Fällen ihm wohl bekannt war. Auf alles gefaßt, erschien er im Nebenzimmer, wo mehrere von unsern Freunden ihn erwarteten.

„Nun, (rief ihn der General an) das Ständlein ist richtig erschienen!"

„Aber meins auch!“ sagte Lenz mit Achselzucken.

„So höre ich. (fuhr sein Herr fort.) Wie hast du heute gelebt, Alter? — Man sagt mir, selbst Philippine gebe Dir ein gutes Zeugniß. Aus diesem Munde hört man dein Lob selten.“

„Es ist aber gegründet, gnädiger Herr! denn es hat seine guten, triftigen Gründe,“ sagte Lenz freundlicher, sah aber doch besorgt nach Philippen, weil dieser lachte.

Der General reichte ihm gütig die Hand. „Nun komm, Alter, ich will dein Glück machen. Sage mir aufrichtig, was wünschest du?“

„Ach, Ihre Excellenz — (rief der Entzückte und beugte sich tief, und fuhr leise fort.) Zehntausend Stückfässer Wein sind wohl eine schöne Sache — nemlich für ein Kind der Sünde! Ich aber bin seit heute dem Weltsinne abgestorben — ich wage nur bescheiden die leisere Bitte,

daß Ihrer Excellenz Gnade nie aufhöre, den treuen Lenz zu beglücken!"

„Du bist ein feiner Vogel — (sagte der General) aber auch eine ehrliche Haut. Steinach, wir wollen ihn anstellen. Du sollst über Geld und alle Sachen gesetzt werden, die nicht flüßig sind. An Kenntnissen fehlt es dir nicht; du mußt nur gewisse Dinge unterlassen."

„Ich will thun, (versprach Lenz) was meine Fähigkeiten und gesunden Kräfte erlauben. Ich will unterlassen, so viel und so lange es dieser Bau meines hinwelkenden Körpers ertragen wird. An gutem Willen soll es nicht mangeln, und in meinen Ruhestunden werde ich mir die Grillen mit Bücherschreiben verscherzen. Ich habe heute schon einen Titel überlegt. Er heißt: Gedanken eines Stromes bey seinem Ausfluß in das Meer. Und — (fuhr er jetzt stockend fort) zum Beweise, wie gern ich mein Kreuz auf mich nehmen will — bitte ich zugleich um Ihrer Excellenz hohe Genehmigung zu einer Heyrath — mit —"

„Glückselige Philippine!“ schrie Philipp.

„Was? (sagte der General erstaunt) du willst sie doch nicht gar heyrathen?“

Lenz erschrak, und suchte, da des Alten Gesicht sich in immer tiefere Falten legte, wieder einzulenken. „O verzeihen Ihre Excellenz mir als einem jungen unbesonnenen Gemüthe diese Schwachheit! Die größten Seelen straucheln ja zuweilen, niemand ist ohne Fehler, und selbst der köstlichste Steinwein erzeugt Weinstein! Ich habe jener Jungfer heute — das übereilte Versprechen — im Trunke —“

„Wie, Kerl, du hast heute gesoffen!“ rief der General, und es entstand ein Gelächter.

„Frisch, Lenz! (sagte Philipp.) Wie hilfst du dir? Es steht Liebe und alles auf dem Spiele!“

„Heute hätt' ich gesagt? (entschuldigte Lenz.) O ich will es beschwören, daß ich dieß Wort nicht habe brauchen wollen; und Philip-

pinens verfolgende Liebe zu mir iſt ja leider nicht von heute und geſtern!“

„Ich dächte, lieber Vater, (meinte Steinach) wir überlegten das alles noch beſſer. Wirklich bin ich ſelbſt gar nicht gegen dieſe Heyrath. Ueberlaß es mir einmal ganz allein, mein guter Lenz, deine Verſorgung und Heyrath ſo einzurichten, wie es dein wahres Beſte erfordert. Ich hoffe, du hältſt mich für deinen ächten Freund?“

„Sie? (ſagte Lenz kleinlaut.) Nun ja — aber was nennen Sie eigentlich mein Beſtes? Mein Beſtes nähert ſich ſeit heute ſeinem gänzlichen Verfalle!“

„Alter, denk an dein liebes Kind, und wirf einen Blick aufs Grab! (ſprach der ernſte Steinach.) O Menſchenherz, Menſchenherz! du geweihter Tempel, in dem das Abbild des Allerhöchſten glänzt — du zarter, heiliger Thon, welchen einſt der Gottheit träufelndes Himmelsfeuer zu endloſem Leben entflammte — wie magſt du dich

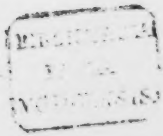
so in schnöder Vergänglichkeit entwürdigen! — Reiche mir die Hand, Alter. Ich will dein Freund seyn."

„Nun, sey heute lustig," sagte der General, und warf Lenzen einen trostvollen Blick zu, der seine ganze Schwäche für diesen seinen Getreuen aussprach.

„Die Herrschaft kommt!" schrieen die Bedienten herein, und alles stürmte fort.

„Lustig? — (wiederholte Lenz nachdenkend.) Nein, ich glaube er meynt es redlich und bieder mit meinem Magen, dieser bittere Steinach! — Wohlan, es sey endlich gewagt — ich will heute den alten Drachen meines Durstes auf tausend Jahre anbinden! Insgeheim will ich Kordelien alle meine guten Vorsätze mittheilen — ich will sie mir als ein liebliches und lebendiges Repetirwerk in die Uhr des Gewissens einsetzen, deren Schlagen der Mensch so leicht überhört. Dafür soll ihr Philippine ihr Legat vermachen. — Versorgt

bin ich nun — mäßig ſoll ich auch werden — und die Welt ſoll erſtaunen! — Den vulkaniſchen Ausbrüchen meiner künftigen Gemahlin muß ich eben Berge von Genie entgegen werfen — gelingt dieß nicht — dann — nun dann iſt es immer noch Zeit genug, mein Leben wieder zur offenbaren ruhigen See umzuwandeln, um jene Lavaſtröme darein zu leiten — Da können ſie doch nicht ewig fortkochen? — Aber hin zu dir will ich jetzt, meine Kordelia — Du ſollſt deinen Leib im klaren Waſſer, und meine Seele ſoll ſich im lautern Strome der deinigen — in kindlicher Liebe und Reinheit baden!"



Druckfehler im ersten Bande.

Seite	Z.		Statt		lese man
96.	4.	v. o.	ſtellt	—	ſtellt'
109.	4.	— —	warum	—	worum
110.	10.	v. u.	Sähle	—	Säle
113.	9.	— —	bedarf	—	darf
160.	9.	v. o.	iſt	—	iſt
163.	6.	— —	berichtete	—	berichtigte
238.	8.	v. u.	Banden	—	Bande
267.	10.	v. o.	kennen	—	können
315.	6.	— —	ihm	—	ihn

Oſtermeſſe 1806.

Bey Georg Joachim Göſchen in Leipzig.

Adelung's, J. Ch. älteſte Geſchichte der Deutſchen, ihrer Sprache und Litter. bis zur Völkerwander. gr. 8.

Herrmann v. Löbeneck, oder Geſtändniſſe eines Mannes. 2ter 3ter und letzt. Th. 8.

Journal f. Frauen, herausgeg. von Wieland, Rochlitz u. Scume. 2ter Jahrg. m. K. 8.

Kinderwater M. C. V. üb. nützl. Verwalt. d. Predigt-Amts, Schulunterr. ꝛc. 2ter Th. gr. 8.

Klopſtocks Werke 9ter Th. gr. 8.

Maler, die reiſenden, ein Roman v. Wagner. 2 Theile. 8.

Reinhard, D. Fr. W. Predigten über die Lehre von der göttl. Verſehung. gr. 8.

Terenz Luſtſpiele, in freier metriſcher Ueberſetzung. 2 Theile.

Wohin? Ein Schauſpiel in 5 Aufzügen. 8.

J. E. WAGNER.

Reiſen

aus der Fremde in die Heimath

Herausgegeben

von

Ernſt Wagner

Erſter Band

Mit dem Bildniſſe des Herausgebers

und einer

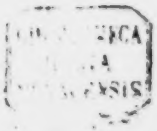
wichtigen Schlußbeylage zum

zehnten Briefe.

Hildburghauſen,

bey Joh. Gottfr. Hanſch's Erben.

1808.



Fürwort des Herausgebers.

An die Deutſchen.

Die meiſten Dichter lieben es, ſich immer hinter ihre Geſtalten zu verbergen; ſie laſſen gern ahnden und rathen, um zu täuſchen. Nur der Reiſende giebt ſich ſelbſt, er ſey Dichter oder Reiſeerzähler. Aber er wählt ſich doch einen freundſchaftlichen Herausgeber — und der bin ich.

Seyd unſerm Reiſenden günſtig! Er gab Euch, was er war, mit Wehmuth darüber, daß er nicht mehr ſeyn konnte, als beſondere Verknüpfung der Verhältniſſe und die Vergänglichkeit dieſes kurzen Erdenlebens verſtatteten.

Seinen kleinen Rückflügen und Hinreiſen zur irdiſchen und nach der namenloſen Heimath, ſchenkt Eure Aufmerk-

ſamkeit. Zwar wird Manches Euch nur wie ein flüchtiger Schein vorüber ſchimmern, was hier vor ſeinen Augen in ſo friſcher Glanzfülle lebt, wie liebliches Spiel des Schwanenvolks in abendröthlichen Fluthen — allein, oft auch werdet Ihr nur Euch Selbſt wieder auf die Spur kommen; denn das Meiſte vom eigentlichen Leben bleibt ſich ja ewig und in allen Formen der Geiſter gleich.

Und wann Ihr nun in ſeinen Planen und Wünſchen ſeinen Sinn rein erfunden, und ihnen einen liebevollen Blick geweiht habt — dann macht ſie zu den Eurigen! Er vermag es nicht, das Ziel zu erringen. Ihr aber, Geliebte, vermögt es!

Geſchrieben in der Michaelsmeſſe 1807.

von dem

Herausgeber.

Zueignung.

An

Cäcilia.

Die Du ein neues Band um sie geschlungen
Als Deine Augen ihre Freundschaft sah'n,
Nimm, wie's der flücht'gen Phantasie gelungen,
Du Freundliche, des Freundes Büchlein an,
Und lies mit holder Gunst, was er dem Lieben
Aus mancher Näh' und Ferne zugeschrieben.

Bald ruft Du ihn vielleicht in unsern Hainen!
Von seiner Spur sind dann die Felder leer,
Im Frühling soll die Au verjüngt erscheinen,
Es kommt der Sommer — doch Dein Freund nicht mehr;
Er hat des Fadens Ende dann gewonnen,
Den ihm die Mören spärlich zugesponnen.

Nur kurze Freuden kann der Morgen geben,
Der Tag verlischt, schnell tritt die Nacht herein;
So klaget gegen jedes holde Leben
Die ernste Zeit den alten Schuldbrief ein.
Doch muß das Licht die Schatten ewig tödten;
Nach Mitternacht wird sich der Himmel röthen!

Einst soll es in der Seele göttlich tagen,
Und nimmer der Vernichtung Wirbelwind
Des Lebens Formen in die Lüfte jagen;
Es ist, von Dem die Geister Söhne sind,
Was, ohne Raum, des Raumes Wogen zügelt
Und, ruhend, das Gespann der Zeit beflügelt!

Der Wahrheit Licht — der Liebe Himmelsfluren —
Des Schönen Form, der reinen Geister Lust —
Das Land der Seelen, dessen Wunderspuren
Die Freyheit prägt in jede Menschenbrust —
Unendlichkeit in seel'gen Lebenskreisen —
Das Alles ist dem Freunde hoch verheißen!

Hienieden war ihm Luſt und Scherz gewogen:
Er hat gekoſtet manches Grußes Dank
Und ſelig oft in Tropfen eingeſogen
Des Lebens und der Freude Zaubertrank;
Doch was die Lippen ſüßer Mädchen geben,
Schien ihm das Beſte ſtets an dieſem Leben!

Ihr Holden! Denkt im milden Sternenſcheine,
Wann ſüße Schwermuth Eure Seelen faßt
Und zärtlich ſeufzt der Weſt im Blütenhaine,
Des frühverrauſchten Freundes denkt, und laßt
Sein flüchtig Bild im warmen Herzen bleiben
Und die Erinn'rung grüne Zweige treiben.

Erſter Brief.

Geſundbrunn Liebenſtein im Fürſtenthum Sachſen Meiningen am 7. Jul. 1805.

Unſer deutſches Vaterland blüht doch ſo herrlich, lieber Auguſt! — Es iſt Sonntag, und leiſer lebt unter der warmen Frühſonne die Welt im Gottesfrieden um mich her: Wolkenleer, wie der Himmel, erſcheinen mir die Blicke der grüſſenden Menſchen. Alles tönt und klingt; aber ſo ſanft und heiter, wie Freudenmelodieen aus einer ſonnigen Ferne O, wie rein ſchimmert heute der ſtille Tag des Herrn! Ja, ſolch ein Tag war es, an dem Er ſelbſt mit Wohlgefallen über den Welten ruhte.

Halt, dort zieht endlich meine irdiſche Hülle vorüber — ich meyne den Reiſewagen, deſſen

Staube Dein Freund am heutigen Morgen freywillig entstieg, um nicht zuletzt, nach langem Auf- und Abschaukeln durch den Thüringer Wald, noch in des Staubes Tiefe zu stürzen. Langsam rollt das Fuhrwerk dort in der sanften Krümme der Chaussee vom Altenstein zwischen den Felsen heraus, und lustig schreyt schon das Posthorn der Nymphe Liebensteins im Thale meine ersten Grüsse zu, und jagt sich mit der bewillkommenden Echo durch die Gründe.

Jetzt, da ich auch den Wagen vor mir habe, kann ich alle Erdensorgen hinter mich werfen — ausgenommen die ärgerliche ewigstumpfe Bleyfeder, die ich für uns Beyde spitzen und nun erst recht festhalten muß, da jetzt schon ein Weg von sechs Stunden zwischen Dir und Deinem Freunde liegt.

Aber — warum wird mein Fuhrmann da unten so still, und läßt sich von zwey spazierenden weiblichen Brunngästen anhalten? — Ich wette, sie fragen ihn aus, und der Mensch gesteht ihnen in diesem Augenblicke, daß er einen humoristischen Glatzkopf mit lahmen Knieen fährt, von dem vielleicht bald noch eine Kleinig-

keit sachte zu Fuße nachkommt. Unglücklicher, fahr zu! Du verplauderst von deinem Sattelpferde herab meine theuersten Geheimnisse über die Welt hin! — Wie gemein doch die Menschen sind! — Gut, wenn Ihr Euch dort mit Fragen und Antworten verständigt, will ich mich da oben rächen, und — horchen!

„Wie heißt er denn?" (fragt jetzt sicherlich die Graue, die ich, der Farbe wegen, für die Aeltere nehme.) „Gott weiß's! (muß er Gottlob bekennen.) Es ist ein gar wunderlicher Passagier. Auf dem Gebürge läuft er weit voraus, und im Grunde läßt er doch immer lange genug auf sich warten — er reist mit Extrapost um bequemer zu Fuße zu gehen, weil die ordinäre sich um das Extraherumlaufen wenig bekümmert" — „Das ist gar nicht so übel!" (lächelt die kleine Weisse, die ich dafür, sobald ich ihre Bekanntschaft mache, küssen werde, und aus deren niedlichraschen Bewegungen ich dankbarlich auf Jugend und Schönheit schliessen muß. — Ja ich will es beschwören, daß sie die Jüngere ist — und jung — wenigstens ohnehin noch in ihren besten Jahren, zwischen Achtzehn und Acht-

zig!) — „Aber — (sagt sie jetzt) wie sieht er denn aus, und was will er im Bade?" — „Ho, (schnaubt der Unmensch) was geht es mich an! Ich denke, er hat ein schwaches Knie, oder zwey; oder gar einen Stelzfuß, den er im Bade stärken will — so ein Schnappbein, das ihm manchmal umfällt." — „O Himmel, der arme Mann!" (seufzt der weisse Engel, und) „Ei, ei!" (spricht der graue, und leider weiter nichts.) „Aber — (fängt letzterer auf einmal wieder zu zweifeln an) wie kann denn Sein Passagier so viel gehen, und doch krank seyn?" — „I nu, (fährt das Ungeheuer mit dem Horne fort, und bleibt doch immer still halten) er ißt und trinkt eben wie Unsereiner auch, und sagte heute Nachts zum Postmeister, bey Tische sey ihm alles einerley, ausser zweyerley, nemlich Würste mit Knoblauch und rothe Rüben, die er hasse — und er fürchte sich in dieser Welt vor dreyerley, vor Gespenstern, bey Gewittern, und im Wagen und sonst auf bösen Wegen — aber diese Furcht habe ihn schon oft hinterher sehr glücklich gemacht, und wenn Er zu befehlen hätte, müßte jeder Mensch sie haben und behalten." — Barbar-

halt ein und fahr zu! Du bringst mich noch vor der Station um meinen ganzen Baderuf! Was werden die hocherleuchteten Damen von dem ungebildeten Reisenden denken, der in Gegenwart eines nach Aufklärung ringenden Postzöglings und seines Meisters gegen alle ordinären und Extrapost-Erziehungsregeln so gröblich anstoßen konnte? — „Freund, pack Er sich fort — so Etwas muß Er Uns nicht weiß machen wollen!“ ruft ihm aber auch nun das mißtrauische graue Fräulein zu; er sprengt plötzlich erbost den unschuldigen Sattelgaul rechts an, und jagt in gestrecktem Trab auf die Brunngebäude los. Ja, dem Himmel sey Dank, gewiß ist der Verräther von einer derben Beleidigung abgefahren, und sicher im höchsten Zorn und Unmuth — denn sonst würde er jetzt, im Angesichte so vieler grossen Badeherrschaften, tüchtig ins Horn blasen, und zwar vermöge seiner Eitelkeit, die ich ihm schon kurz vor Tagesanbruch mit dem Glanz seiner ungeheuern Tabackspfeifenkette umständlich im Herzen bewies. — Doch fort, liebe Seele, fort aus allen Welthändeln! Die Frauen schweben auf einem Seitenwege wieder abwärts. Ich

lege mich in die Ruhe meiner Sonntagsfeyer zurück, und — schaue in die weiten Fernen, und umarme die fernen Jugendgestalten der Vergangenheit, welche der Sabbathsmorgen doch immer im heiligsten Schmuck an mir vorüber führt.

Hat nicht der sonnenlichte Ruhemorgen ein gewisses himmlisches Gepräge vor jedem seiner sechs andern Brüder? Kannst Du — Du, der das Glück, ein Landpredigerssohn zu seyn, nicht kennt — es mir nachfühlen, wie seligstill, und doch wie lebendig heute alles ist? — Der Mensch ist vom Schlaf aufgestanden, um zu ruhen. In mehrern Dörfern vor meinen Augen läuten die Glocken zum Frühgottesdienste, zu welchem jetzt vermuthlich Männer und Frauen sittsam in freundlichem Gespräche hinschleichen, wohl wissend, daß zu Hause die Mütterchen emsiger als sonst kochen oder gar braten, wie ich selbst aus den sich mehrenden weissen Rauchstreifen sehe, die über allen Ortschaften und ihren tausend köstlichen Sonntags-

gerichten ziehen und ſchweben. — Hinter mir vernehme ich das melodiſche Schellengemurmel einer Kuhheerde; aber mich dünkt, das Vieh ſteht ſatt und ruhig im blühenden Waldgras; nur eine alte Blechglocke, die ich in meiner Phantaſie an den Hals einer ſehr groſſen unruhigen bunten Leitkuh hänge, ſpricht in Baßtönen zuweilen dumpf und ſtärker an, als die übrigen. — Rechts am Hange ſtrebt ein junges ſaftiges Eichenholz empor, und links neben der Waldſpitze ſehe ich die Saat am Rain über meinem Haupte ſo ſanft in den blauen Himmel aufwallen, in deſſen Tiefen das liebliche Lerchenchor ſeine Frühkirchenlieder anſtimmt! — Glänzendes kleines Inſektengefügel von allen Farben, groſſe Schmetterlinge und leichte Libellen ſchwimmen langſam in den Lüften auf und nieder, bleiben mit ſanftem Flügelſchlage, wie betrachtend, vor mir ſtehen, und ſcheinen nur dieſe ſüſſe feine Koſt einzuathmen, welche die Sonne aus dem Duft des wohlriechenden Heues im Wieſengrund und aus dem Balſam der Waldblumen bereitet, und die mich hier in würzeſchweren Wogen umfluthet. Ruhend ſchaut die

Ameise zwischen Moosblüten hinaus ins weite helle Land, und der kleine rothe Siebenpunkt neben mir sitzt gesättigt da, und wiegt sich still auf dem gebognen Halm, als horchte er, verwundert wie sein Nachbar, auf all das liebe Getön um uns her. — Die Welt in ihrer größten Kleinheit ist mir verbrüdert und nimmt Theil an meiner Feyer. — Aber, welch ein silberner Klang weht so schauerlich von Zeit zu Zeit dort aus den schwarzen Felsen hervor und über mich hin? Wäre es möglich? Dränge er bis zu mir herüber — stammte er aus jener zweyfachen Aeolsharfe, deren seltsame Wunder einst der edle Georg *) in der Felsengrotte des Hoh-

*) Herzog Georg zu Sachsen-Meinigen kaufte im Jahr 1800 das Rittergut Liebenstein, zu welchem die hiesige Heilquelle gehört. Er legte diesen Badeort in seiner jetzigen reizenden Gestalt an und erschuf aus ihm und dem nahgelegenen herzoglichen Sommerschlosse Altenstein eine neue paradiesische Gegend, die auch schon an eignem Naturreichthum alle deutschen Bäder übertrifft. Bald darauf, im Jahr 1803, starb er — zu früh für das Land und seine Freunde.

len Steins erſchuf, und deren Tonſtröme er ſo gern, die Harfenthüre ſelbſt öffnend, in die romantiſchen Thäler hinabrauſchen ließ? — Heilig hallt es in meiner Seele wieder; dieſer Ton iſt eine prophetiſche Stimme der Auferſtehung aus ſtillen Gräbern. Georg, du Fürſt dieſer Flur — wie ſchnell biſt du gefallen!

Doch blühe fort hier, meine ſüße Natur! Grünet friſcher hervor, ihr Momente meines Lebens, mit den Blumen dieſer holden Erde, welche ja nur unter uns ein großes Grab bildet, aber oben ihre duftenden Blüten himmelwärts treibt!

Ich weiß nicht, ob es der heutige Sonntag iſt, den ich feyre, oder ein ſchönerer, oder doch ein anderer aus der Jugend — aus jener lieblichen Zeit, wo ich mich zuweilen vom Kirchgange losſchälte, um an einem ſolchen Waldhügel der Kirche gegenüber zu liegen, und — zu beten. Im Geiſte ſah ich da meinen Vater ſtreng und freundlich auf der Kanzel ſtehen — die Harmonie der wohlbekannten Lieder tönte aus

dem weißen Tempel zu mir herüber — das kindliche Herz legte seinen eignen Text unter — alles Irdische was jene Versammlung umgab war ja hier aus meinen Blicken geschwunden — ein himmlisches Getön schwamm um mich her in den Lüften, und weihte sie, und es zog sich ein Band, aus Rosenlicht gewebt, von meinem Herzen nach der guten betenden Gemeinde meines Vaters hin — der Himmel stand mir offen — und, wer mißt denn wohl die Seligkeit einer einzigen von jenen Thränen, in welchen da das reine Gottgefühl überströmte! — — Ach, ich weiß die Stunde nicht, wann Er mich ruft — aber, wenn der Mensch für seinen heiligsten Augenblick flehen darf, o so sey es einst ein Augenblick, den damaligen gleich, oder dem jetzigen: und willig und selig wird der Geist, neuauflebend im Rückstrahle jenes reinen Frühroths einer lieblichen Jugend, die Menschenhülle erblassen sehen!

Wie kommt es denn, August, daß jede werthe Reminiszenz aus den Zeiten die dahin sind, uns einen Seufzer auspreßt, während sie den Geist doch so himmlisch anlächelt? — Will das

Herz mit ſolchen Seufzern eine freudenleere Gegenwart bey dieſer ſchnellaufrauſchenden Geſtalt ſeiner blütenreichern Vergangenheit verklagen? Warum wäre es denn aber ſo ſelig? — Oder, haucht es den Freudenton des Dankes hinüber in die Vergangenheit, deren geliebte Bilder jetzt den Roſengarten unſrer Gegenwart ins volle Leben heraufheben, wie die Staffage heiliger bibliſcher Menſchengeſtalten das Gemälde einer ſchönen Landſchaft aus dem Orient hebt? Aber, wie könnte es dann ſo wehmüthig ſeufzen? —

Oder, gilt unſer Sehnen einer dritten künftigen Geſtalt — vielleicht noch auſſer den Regionen der Zeit lebend — einem unbekannten Etwas, deſſen Glanz in ſolchen Augenblicken nur elektriſch vorüberziſcht — zu ſchön, zu göttlichzart, um ſich dem armen Menſchenherzen heller vorzuſpiegeln, als im flüchtigen Perlenſchimmer einer namenloſen Thräne? — Aber, kann und ſoll denn der Menſch hierauf antworten? Er iſt ewig das Kind, welches viel fragt — und zugleich der Weiſe, der wenig auf die Kinderfragen zu antworten weiß. Im Grunde fühlen wir in ſolchen Augenblicken

nichts als das: „Aus der Ferne schimmert's so lieblich — ach, so schön! Aber wo?" — Laß uns schweigen, und den feuchten Blick wieder nach der blühenden Erde herabsenken.

Ei sieh doch — wenn ich annehme, daß der Thüringer Wald hier die Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland macht — wie wir einst auf seiner Spitze, dem Inselberge, gemeinschaftlich beschlossen — so befinden sich gegenwärtig meine Fußspitzen offenbar im deutschen Süden. Denn die letzte grüne Buchennacht dieses Waldes dehnt ihre kühlen Schattenflügel noch weit über mein heißes Haupt hervor — aber in der Mitte meines blumigen Grasraines fängt nun mit unverkennbarer Feyerlichkeit dieser helle goldgelbe Sonnenstreif an, kraft dessen mich der Süden schon an die Sohlen brennt. — Daß übrigens das Haupterforderniß zu einem Thüringer Walde, Baumschatten und Schauer — das zu einem deutschen Süden aber, Sonnenwärme sey, davon wünschte ich dich bündiger zu überzeugen, als mir dermalen

in Abwesenheit meiner Bibliothek möglich ist. Ich verweise Deine Lernbegierde wegen des letztern Postulats auf die leuchtende Wärme Deines eignen poetischen Herzens und auf die entzündeten südlichen Grundsätze unsrer neuern Poesie — warne Dich aber in Ansehung des erstern vor den Regeln der heutigen Holzkultur, welche Dich ohnehin über meine Schattenprätension völlig im Dunkeln lassen werden, wiewohl sie, beym Lichte besehen, eigentlich Licht genug in unsre ehrwürdigen Wälder bringen, da ihre Tendenz auf Abschaffung der alten Bäume und sorgfältige Kultur des ergiebigern Reißigs gehen muß, weil manche Förster mehr aus Bettelstäben als aus Baustämmen zu lösen gedenken. — Nun, der Himmel erleuchte alle offiziellen Thüringer Waldgeister, und bewahre Eure schönen dunkeln Waldköpfe noch lange vor der Aufklärung!

Aber, — da ist mir selbst auf einmal der leuchtende Sonnenschein über den Kopf gewachsen, und ich liege schon der Länge nach ganz warm

im deutſchen Süden da! Die Schatten ſchleichen ſtill nach ihrer Heimath, dem Walde, zurück. Dieß nöthigt mich, die Grenzen mit meinem Sitze zu verändern, und benimmt meiner vorhinigen Abtheilung Deutſchlands leider allmählig verſchiedene Zolle von ihrer pragmatiſchen Zuverläßigkeit. Doch, wer das erſte Kapitel in Pütters deutſchem Staatsrechte mit ſo großer Genauigkeit ſtudiert hat als Du und ich im Jahr 1789 auf der hohen Schule zu Jena, der weiß ja ſelbſt, wie ſchwankend es darinn ſchon damals mit der „epineuſen Lehre von den Grenzen" ausſah; und ein ſolcher verzeiht mir gewiß, daß ich mich jetzt wieder um einige Ellen nordöſtlich zurückdrücken laſſe, beſonders wenn er bedenkt, daß es nur an den innern poetiſchen Grenzen geſchieht, und daß ich dagegen jedem meiner lieben Landsleute auch alles das zu meinem ehemaligen Vierundzwanzigmillionentheilchen von Herzen vergebe, was er etwa bey unſern neueſten Grenzenvertheidigungen ſich und mir vergeben, oder dazu nicht beygetragen haben mag. — Bruder, laß uns nach dieſer Grenzenverrückung, die mir jetzt auch den

Kopf ſo warm macht, immer noch geſtehen, daß wir Deutſche ſind! Welche Kraft vermag es denn, mit jenen Grenzmalen auch deutſche Treue und Feſtigkeit zu verrücken, oder das ſchöne Vaterland zu vertilgen, welches in deutſchen Herzen grenzenlos und ewig fortlebt? Kein Zeitalter der Welt wird je die heilige Stelle vergeſſen, wo unſer edles Volk einſt zum Schlummer in die alte Völkergruft hinabſtieg! — Ach, wie lieblich breiteſt du jetzt deine köſtlichen Thäler und Hügel um mich her, mein theures Mutterland! Wohl dir, du Reich der Biederkeit! Die fernen Jahrtauſende werden dich noch wiedererkennen, wenn auch längſt die alte Barbarey von neuem, wie Nachtgeflügel über dir hauſet — im Schmelze deiner Blumen ſoll die zarte Schönheit deiner Frauen fortblühen — im Feuer deines Traubenſaftes wird ſich die Flammenſpur Deiner Männerkraft offenbaren! — Und, wann einſt ſelbſt Dein gemäſſigter Himmelsſtrich erkaltet — wann cimmeriſches Dunkel wieder in deinen Thälern wohnt, und heulende Raubthiere über dieſe blühenden — o Gott, dann zur ſchrecklichen Wüſte verwilderten — Fluren hinja-

gen — ach, dann werden doch Deine schlummernden Thaten auf der unsterblichen Zunge der Geschichte leben, und die ferne Nachwelt nennt Dich: das Land unvergänglicher Lieder, deren Naturtöne der schönern Menschheit aller Zeiten rein und verständlich klingen werden — so wie der treue Ton der Nachtigall uns noch immer die gewohnten süßen Klagen girrt, die einst den Sänger Homer freundlich rührten!

Ja, es ist kein Traum — mein Auge glänzt auf, und dieser Moment füllt sich mit Heiligkeit — ich sehe sie, die Kohorten deiner grossen Gestalten, deutsche Erde! Millionen edler Schatten rauschen aus den grünen Saatfeldern hervor — ein wunderbarer Wind streift in traussen Wellen über die Blumen des Waldraines hin — horch, er rührt die Doppelakkorde jener Aeolsharfe mächtig! — Langsam verlischt der dröhnende Schall aus der Vergangenheit, wie ein banges Seufzen, im Luftraume — und heilig erbebt mir das Herz. — Brecht nur hervor, ihr Thränen! Friede über die, und unsterbliches Leben, du schönes Vaterland!

Der

Der Lärm des Badelebens hat mich geweckt. Eine Menge Karossen, Reuter und Fußgänger wallfahrtet zu der grossen Höhle unter dem hohlen Stein, welche man am Sonntage beleuchtet. — Ich mag heute nicht mehr unter die Erde. Nein, ich schleiche durstig nach Liebenstein, um sogleich Hygea's lieblicher Nymphe zum erstenmal ehrerbietig nippend Bescheid zu thun, und die müden Glieder in ihrem Bad, und das Herz mit deutschem Weine zu stärken. Lebe wohl!

Zweyter Brief.

Liebenſtein am 8. Jul. 1805.

Ich war geſtern beſorgt um ein Obdach, als ich mich bey meiner Ankunft von mehr als fünftauſend Menſchen gedrängt ſah, welche die Promenaden und Gebäude füllten. Eine gleiche Menge kannſt Du faſt jeden Sonntag hier treffen, weil man da immer, auſſer der erleuchteten Höhle, auch die beſten Opern geben und es an Muſik und Tanz nicht fehlen läßt. Allein ich war glücklicher als ich heute hoffen konnte. Die Direction, welche noch

wie ſonſt das Bad für Rechnung des Hofes ſelbſt verwaltet, nahm den alten Bekannten ſehr freundlich auf, und verſchaffte mir noch ein recht artiges Zimmer; auch erhielt ich ſogleich mein erſtes Bad, und dann ein allerliebſtes Plätzchen an der Tafel.

Meinen Fenſtern gerade gegenüber liegt die waldige Bergſpitze mit dem verfallenen Ritterſchloſſe Liebenſtein. Ich bin am Abend ſchon hinaufgeſtiegen, und — höre nur! — Du weißt, daß ich dieſe Burg nicht beſonders liebe, weil mir ihre innere Bauart ſo dürftig und das Material ſo ſchlecht vorkommt, als hätte eine Rotte armer Handfröhner alles nur auf dem Felde zuſammengeleſen und in frohndepflichtiger Unordnung emporgeſchichtet. Auf den Ruinen von Henneberg,*) die wir Beyde einſt beſtiegen, iſt es ganz anders, weil man da gehauene Steine und ſchöne Bogen ſieht, und ſich überhaupt das Mittelalter weit bemitteiter und glänzen-

*) Sie gehören zu den ſchönſten und größten in Franken.

der denkt als hier — wiewohl Du damals meine Phantaſie durch die höchſtvorlaute und unzeitige hiſtoriſche Bemerkung ſtörteſt, die meiſten alten Grafen von Henneberg hätten Poppo und Sizzo geheißen, da doch mein richtigeres Gefühl dieſe ehrenwerthen Regenten bisher faſt alle Otto oder Wilhelm getauft hatte. — Heute aber erſchien mir der Liebenſtein einmal vorzüglich ſchön und ehrwürdig, zumal, weil er doch auch heute noch ſo feſt da ſtand, wie immer.

Als ich oben ankam, hieng die ganze Ruine voll Menſchen, deren modernes Anſehen und Herumklettern auf dieſen Alterthümern mich ärgerte. Ueberhaupt muß man, um eine Ruine recht zu genießen, ganz allein mit ihr ſeyn. Ich ſtreifte mürriſch in den Hecken umher, und war froh, als endlich unten die Trompete in die Oper rief, und von oben alles hinabſtrömte. Zwey hartnäckige Landgeiſtliche wollten aber nicht eher von dannen weichen, bis ich ihnen mit den Kritiken verſchiedner großen Männer bewies, das heutige Stück gehöre unter unſre beſten, und die Janitſcha-

rentrommel komme dreymal tüchtig darinn vor und mache einen seltsamen Effekt — hauptsächlich das erstemal gleich bei'm Anfange, den man nicht versäumen müsse. — Der Himmel verzeiht mir gewiß, wenn ich etwa die guten Männer um einen schönen Abend gebracht habe! Denn kein Mensch geht ja ausserdem so oft, so schön und so ganz con amore spazieren, als ein deutscher Landpfarrer.

Hinüber, in die alte Zeit, sehnte sich nun mein Geist, und lange stand ich mit verschränkten Armen in der grauen starren Halle des Schlosses da, bereit, mich wieder einmal recht von Herzen vor den alten Geistern zu fürchten. Die Phantasie verlor sich in wunderbaren Träumen. — Bald sanken die müden Glieder auf das weiche Moos. Dunkler blaute der Himmel durch die alten Burgfenster. Warme Sommerlüfte umflossen leise das beschattete Lager. Unvermerkt dämmerte ich ein.

Auf einmal weckt mich ein unterirdisches Getöse. Ich fahre empor. Das Gemäuer

kracht. Der Erdboden wühlt sich auf. Mit schrecklichem Angstgeschrey will ich entfliehen. Aber alles um mich her bricht schon zusammen. Der Grund öffnet sich unter mir — und ich versinke tief in den Schoos der Erde.

Mit Schild, Lanze und Schwerdt bewaffnet fand ich mich wieder — aber wo? Drüben im Mittelalter, mitten im alten Baierlande sprengte ich auf meinem Streitroß, und — ich kann es nicht läugnen — das nageneue Herz von 1769. hatte große Freude über die uralten Waffen, worauf 1169. geschlagen stand. Glaube mir, August, ich war ein ächter Ritter, stattlich, mannhaft und allen Großen der Erde ebenbürtig. Niemand zweifelte an meiner Ritterschaft — auch hätt' ich's Keinem rathen wollen — und Du, und alle Stol- und Dalberge, Ihr hättet unbesehens mit mir turnieret, wenn es mir in den Sinn gekomme wäre, Euch den Handschuh vorzuwerfen. Gegenwärtig kehrte ich von einem großen Banket zurück, und, satt und frölich von den guten Lebensmitteln des Mittelalters, trieb ich meinen Hengst zur

Flucht, um noch vor Nachts die Burg Wittelsbach zu erreichen. Denn der herrliche Pfalzgraf Otto von Wittelsbach war mein ausgemachter Lehensherr, und ich sein getreuer Vassall und vertrauter Waffengenosse, der ihm jetzt eine wichtige Botschaft vom kaiserlichen Hoflager zu überbringen hatte. Indem ich noch darüber nachsann, welche von meinen oben angeführten beyden Jahrzahlen wohl am besten auf den Pfalzgrafen und das Mittelalter passe — denn der alberne 7. Jul. 1805. wäre mir auch im Traume nicht mehr eingefallen, weil er eben vorhin im Erdbeben de eodem mit mir und der Ruine eingefallen war — da ereilte mich ein fürchterlicher Gewittersturm. Feuerströme schossen vom Himmel nieder, Fluthen umbrausten mich, es ward Nacht, mein Roß blieb im dichten Walde stehen, ich band es an einen Stamm und drückte mich in die nächste Schluft, um Schutz vor dem Sturme zu suchen. Plötzlich gleiteten dort meine Füße aus, ich wollte mich emporhalten, und ward dadurch genöthigt, einen langen steilen Gang hinabzuren-

nen, der sich tief in einer dunkeln ungeheuern Höhle zu endigen schien. Trotz allem Suchen vermochte ich den Ausgang nicht wieder zu finden; es war als hätte ihn der böse Feind hinter mir verrammelt. Und, wer beschreibt die Finsternisse dieser Mordgrube!

Die Stimme des schrecklichen Ungewitters draußen wäre mir jetzt willkommen gewesen — aber sie drang nicht herab bis zu meiner Grabeskammer. — Lange stand ich und horchte. Es mußte wohl eine Art von Wesen hier haushalten, auch trafen meine Hände auf Spuren einer Menschenhand — aber, wo sollte ich sie finden, um die leitende zu fassen? „Hoho! (rief ich) Ist denn alles Leben ertrunken in dieser finstern Stille, die mich so eiskalt umfängt? Giebt es hier keine Gegenrede für eines Menschen Gruß? Soll ich auch keinen ächzenden Odemzug der schlafenden Eule hören — kein Schnauben oder Strecken des müden Rosses — keinen Ton aus menschlichen Träumen — nicht einmal die Angststimme eines im Schlafe gesprächigen Gewissens?“ — Still war's, und ich selbst

schwieg und mir graute — denn selbst der Schlaf hätte sich hier vor seinem stillen Bruder gefürchtet. — Kein freundliches Summen der Nachtfliege vernahm mein Ohr — nicht das leise Zwängen des Holzwurmes — die Pulse der Todtenuhr — noch den flüsternden Wind! — Da unten schienen die Lüfte angebunden — des Himmels träufelnder Regen versiegte oben und drang nur in schwarzen ungesunden Dämpfen hernieder. — „Holla!" schrie ich endlich mit schrecklicher Stimme — aber selbst die Echo war ja ein Fremdling in diesen Gräbern, und die feuchte Finsterniß schien so dicht verkörpert, daß auch meine Stimme, wie erschrocken, sich unverbreitet wieder in mich zurückdrängte, und die Brust mit unnennbarem Grauen belastete. — Ich fühlte meine Augen weit geöffnet, starr und schwellend von Thränen des Zorns, über ihr Unvermögen die gewohnte Nahrung des Lichts einzusaugen — eine graue Nebelbinde hatte sich über ihre Wimpern gelegt — und mir war, als hätten meine Blicke sich rückwärts nach innen gerichtet und das Haupt mit betäubendem Schwindel gefüllt.

Ein gelber Blitz erleuchtete jetzt das Innere einer furchtbaren Höhle. Krachend folgte der Donner. Ich sprang nach allen Seiten, um den Ausgang zu entdecken. Wehe mir! Der Wetterstrahl schien aus dem Innern der Erde zu kommen. — „Gott, führe mich wieder ans Licht! Ich bin überall in Deiner Hand, auf der Erde wie in ihrem Mittelpunkte!" So betete mein Mund. — Aber in der Tiefe funkelte es auf einmal wunderbar; dort fuhr etwas herauf, grell und ungestaltet wie die offenbare Lüge.

Im Grunde war mir für diesen Augenblick der Verzweiflung fast jede Erscheinung willkommen, selbst die gegenwärtige, in der ich eine altdeutsche Zauberin erkannte, und zwar eine der berühmtesten, die ich jetzt, ohne erst nachzuschlagen, Libussa benahmte. „Aber wie so? (rief mir der nasenweise Verstand von 1805 wieder zu.) Wie mag das möglich seyn? Ist nicht der letzte Hexenprozeß im Canton Glarus schon lange beendigt? Wie kämen wir denn heute so tief rückwärts in eine wirkliche Hexerey?" — „Und

iſt denn nicht meine ganze Ritterſchaft auch eine?" entgegnete ich ſelbſt dem Dummkopf, und wollte eben noch beſſer ſchimpfen, als das Weſen mit der Fackel langſam emporſtieg und den frommen Ritter angrinſete.

„Hihi! (ſchallte es gräulich) Wer biſt Du? Was willſt Du hier mit dem Schwerdte? Weiß der Wicht, in weſſen Gewalt er ſteht?"

„In Gottes Gewalt! (ſagte ich muthig und voller Andacht) Woher kommſt Du, Weib oder Nichtweib? Du äffiſches Ding, Du Schein, du dünner molkiger Trugmenſch, du blaſſe Aftergeſtalt vom ſcheußlichſten Bild einer Jungfrau! Wer biſt Du?" — Sie nahte mir. Ich griff ans Schwerdt.

„Laß Deine Klinge ruhen! (rief ſie mit ſataniſcher Freundlichkeit) Sieh, ich könnte Dich mit dem geheimnißvollen Schaume beſprühen, in den dieſer Wedel getaucht iſt, daß Du raſend emporſprängeſt, um das Haupt an der Felſendecke zu zerſtoßen — oder ich könnte dieſe funkenſprühende Fackel über Dir ſchütteln, daß Deine Rüſtung krachend ber-

sten und zerstäuben, und Deine Gebeine sich zu glühenden Kiesseln erhitzen müßten. Aber Du gefällst mir wohl und ich begehre Dich zu meinem Liebchen — hihihi — Du heissest Berthold — ich sah Dich schon — warst Du nicht ein Spießgeselle des Wittelsbachers? — Willst Du wissen, wer Libussa ist? Du wirst nur zittern, und es nicht fassen! — Ich bin eine von den fabelhaften Enkeltöchtern der Weltgeschichte, mit denen sie die leichtsinnige Menschheit von jeher schreckte, um den Glauben zu erhalten — die sie von ihren verschiedenen Zeitaltern werfen und wieder verschlingen läßt in wechsellosem Spiel. Du hast Dich herab in die Gehege der Zukunft verirrt — Du hast gerufen Holla! vor der eisernen Behausung des Schicksals — ha, Du verlorner Mensch! — Aber, die Pförtnerin ist Dein Trautchen, seiner Ritter — gieb mir einen Kuß! — (ich wich mit unsäglichem Entsetzen zurück) Und bin ich denn nicht schön? Sieh doch, meine Haare sind braun und lockig, wie der Rauch der über die brennende Stadt hinwirbelt — schwarz mein Auge, wie ein

unterirdischer Kerker, und mein Blick feurig, wie der Blitz der jenen erleuchtet — die zarten Hände schön hochroth, wie das warme Geblüt der kleinen Kinder; und die Lilienfarbe meines Gesichtes — ist sie nicht weißer als ein verhageltes Feld?"

„O du verdorrtes Gras für das Feuer hier und dort! (entgegnete ich mit steigendem Abscheu) So zeige mir denn einen Ausgang. Soll ich noch lange hier auf dem Grunde Deines schwarzen Schachtes waten? Zeige mir den Weg hinauf bis an die Ufer dieser Nacht."

„Wir furchtsame Mädchen sind schlechte Wegweiser. (erwiederte sie) Aber ich habe ein schönes Hüttchen im Walde, nur wenige Schritte von hier. Willst Du nicht meine Einrichtung besehen und Dich stärken?"

In diesem Augenblicke tönte ein fernes Gewimmer tief aus einem der Felsengänge herauf. — Wer vermag diese Stimme zu beschreiben! Ich kannte sie nicht; aber sie war mir doch so schrecklich nahe verwandt, wie der Ton einer sterbenden Geliebten; auch drang ihr Zetergeschrey gewaltsam in meine Brust

— wie ein Weib erbebte ich, und meine ganze Seele füllte sich mit namenlosem Jammer. „O sage mir, (rief ich aus) Du seltsam düsteres Bild — wenn es wahr ist, daß Du jene im alten Schlamme des Schicksals tiefverborgnen Geburten schon kennst, über welchen noch die Sonne der Zeit langsam brütet — sage mir, was weissagt diese Stimme? Was will sie in mir, und warum hat ihr Schall mein starkes Herz zerbrochen? Kannst Du mich nicht zu ihrer Quelle führen?"

„Du bedarfst heute noch eines andern Führers, mein Liebchen. (sagte Libussa, und erhob dreymal ein gellendes Geschrey nach den innersten Felsen zu, und zog sich langsam in die Tiefe zurück) Mein Hüttchen ist nicht weit. Mach dir Zeichen im Forste! dort klopfst du mit dem Klapperlein, und Libussa kommt und herzt und küßt dich, und sagt dir, wie es in der Welt geht und steht. Aber fliehe deine Freunde, besonders den Ritter Weichlingen — und meide den Pfalzgrafen von Wittelsbach, denn ihm droht ein grosses

Unglück. Leb wohl, ſchöner Ritter! das Kätzlein ſchreyt ahi ahi!"

Mit entblößtem Schwerdte wollte ich ſie zurückhalten. Aber Libuſſa verſank vor meinen Augen. Eiſerne Thore öffneten ſich jetzt kreiſchend; zwiſchen den Felſen ward es hell und ein Knecht mit der Ampel trat heraus.

„Was ſchreyt einmal die verdammte Hexe! (rief er, und erblickte mich) Alle gute Geiſter! Ritter Berthold, Ihr ſeyd es — oder Euer Schatten, edler Herr! Bey der heiligen Jungfrau, Ihr ſeyd verloren! wißt Ihr, wo wir ſtehen? — Tief unter den Felſen der Burg Weichlingen! — dürfte ich Euch ſagen, wer jetzt hier ſchmachtet!"

„***.!" ſchrie ich, und Flammen der Hölle fuhren durch meine ahndende Seele.

Waffengeklirr näherte ſich — der Knecht zog ſein Schwerdt — und —

Ich erwachte. Das Gemäuer über mir funkelte in der untergehenden Sonne, und der benachbarte Fichtenwald ſchien vom Blute

des Abendroths zu triefen. — Freundlich lächelte die moderne Welt den Schläfer an; die Schwalbe sang, das Feldhuhn und die Wachtel lockten, Sonnenstäubchen umspielten mich und auf ihren Schwingen goldne Mücken — und über meiner Brust lag eine schöne Rose.

„Woher?" dacht' ich und roch recht mit voller Liebe und in langen Zügen daran. Als ich hinten über mich sah, guckte ein bräunlich gelocktes Engelsköpfchen mit blauen glänzenden Augen und rosigen Wangen furchtsam zum Thore herein, und lachte himmlisch auf mein Wohlbefinden nieder.

„Sie haben schwer geträumt. (sagte sie blöde und gutmüthig und anständig) Kaum konnte ich es mir versagen, Sie zu wecken, als ich Ihr lautes Stöhnen hörte. Verzeihen Sie mir! Wir soupiren dort im Grünen. Wollen Sie nicht unser Gast seyn?"

„Himmel, ja wohl! (rief ich bewundernd, und blieb noch auf dem Rücken liegen und blickte hinterwärts, die Rose über mich haltend) Nur erlauben Sie mir, hier die Bemerkung zu vollenden, daß Ihre Wangen von der

der ächteſten Roſenfarbe ſind, die ich jemals ſah — ich kann ſie in dieſer Lage ſo ſchön vergleichen — — nemlich mit meiner Roſe hier! (fuhr ich fort, und ſtand jetzt aufrecht vor ihr da) Iſt das Röschen Ihr Geſchenk?"

„Erlauben Sie mir ebenfalls noch eine Vorfrage. Sind Sie nicht Herr —? Und der Verfaſſer dieſes Buchs? — (Sie holte es aus ihrem Strickkörbchen, und ich verbeugte mich.) Nun ja, die Roſe iſt von mir — wiewohl ich eigentlich gar nicht zufrieden bin mit Ihrem Werke — doch, da haben Sie auch noch meine Hand, und nun kommen Sie. Ich heiße Mine."

Plötzlich lag die Geſellſchaft vor uns da. Sicher war Minchen Niemand anders als die Weiſſe — denn die Graue ſaß auch hier, und machte ein wahres Tantengeſicht, als ich im Hingehen Minchens kleine Hand an die Lippen führte. — Die Geſellſchaft beſtand aus Sechſen, welche insgeſammt die freundlichſten Einladungen zu ihrem Souper mir entgegenriefen, noch ehe Minchen mich vorgeſtellt hatte. Das war alles gut. Ich

labte mich, während wir Milch schlürften, an dem schönen Gesichte meiner neuen Freundin, und Mine kümmerte sich dabey um keine Tantenmiene.

Aber bald verdarb mir die Gräne das gute Geblüt. „Warum bietest Du dem Herrn keine Wurstschnittchen an? (sagte sie zur Weissen, und fuhr, ohne zu bemerken, daß das zarte Mädchen in ihre und meines Postillons Seele erröthete, fort) Die Würste sind ja — gut?"

Da hatten wir's! Mein heutiger Verdacht war nur allzugegründet! Und nichts kann ich weniger leiden, August, als wenn Menschen, die nur im Geringsten etwas Schwaches von mir wissen, auf mich lauern — hauptsächlich bey'm Essen!

„Sardellensallat? (fragte mich die Tante) Wir haben auch schon neue Essigbohnchen hier, und rothe Rübchen." Ja ja, ich versichre Dich, sie legte einen unverkennbaren Akzent auf die letztern — und doch hatte Minchen diese so eben mit abgewandtem Gesicht edel-

müthig, ängſtlich und geſchwind vollends aufgezehrt.

Mit aller Eß- und Sprechluſt war es jetzt vorbey. Ich fuhr haſtig nach der Uhrtaſche und bat um Verzeihung — zum Theil, weil ich wirklich vergeſſen hatte, daß ich zu einem Fremden verſagt war. — „Es thut uns recht leid. (ſagte das Tantchen, und wandte ſich gähnend an den Brunnarzt Panzerbieter.) Lieber Hofmedikus, meine Bruſt fängt wieder an. Sie werden mich ſterben laſſen.“

„Oho! (rief er) Das iſt hier ausdrücklich verboten.“

„Wirklich? (fragte ich) Hat man den Befehl bis jetzt ohne alle Ausnahmen befolgt?“

„Eine einzige ausgenommen; (ſagte er trocken) denn der Tod will auch leben. Er hat uns im vorigen Jahr einen Poſtmeiſter geraubt.“

„Einen Poſtillon hätt' ich ihm lieber gegönnt.“ ſagte ich, und erſchrack doch über meine Unverſöhnlichkeit, und empfahl mich, und lief fort. —

Adieu für heute; denn ich bin zu vielerley muſikaliſchen Aufführungen eingeladen; und von dieſen vielleicht nächſtens mehr!

Aber, Auguſt — was ich Dir am Schluſſe meines heutigen Briefes noch zu ſagen habe, wird, gleich einem kalten Sturm, über Deine Lebensgeiſter fahren! — An meinem Lager ſtand in voriger Mitternacht eine Geſtalt. Ihr Bild ſchimmerte blaß und weiblich, wie Mondſchein. „Kein Ort auf Erden (ſagte ſie) birgt das Geheimniß meines Namens, und meine Heimath iſt ein namenloſer Ort. Aber in dieſen düſtern Buchenhainen ſind deine Todten wieder aufgelebt, und hier ſollſt du ſie wiederſehen, aus welcher einſt der Liebe erſter Funke in deine Jugend ſprang.“ „***?“ fragte ich zitternd; aber das Bild rauſchte auf, wie Luftwellen, und zerfloß in Nacht.

Dritter Brief.

Liebenſtein am 13. Jul. 1805.

Gern hätt' ich Dir heute einen ächtmuſikaliſchen Brief geſchrieben — aber ich bin ſeit einigen Tagen feſter als je von der traurigen Wahrheit überzeugt, daß ſich bis jetzt nur ſehr wenig Verſtändiges über Muſik ſagen läßt, und daß heute, am 13. Jul. 1805., dieſe Kunſt unter uns noch in ihrer wirklichen Kindheit herumfabelt. — Mögen meine Zeitgenoſſen dieſe harte Behauptung, die ich nicht wieder wegſtreiche, tadeln — und, ach! möge

eine herrlichere Nachwelt sie bald rechtfertigen! — Für heute nur diesen einzigen Zusatz: Unsere größten Künstler besitzen und tyrannisiren ihre Kunst jetzt künstlicher, als vielleicht in irgend einem Punkte der Vorzeit oder Zukunft — aber Niemand weiß noch, was er mit der Tonkunst eigentlich machen soll. — Sey ruhig, ich werde mich einmal näher hierüber erklären!

Uebrigens hat man hier unstreitig bessere Musik, als in irgend einem andern deutschen Bade, da bey den Opern die vortreffliche Meining'sche Kapelle spielt. Einzelne Glieder derselben üben sich zuweilen vor kleineren freundschaftlichen Zirkeln; und da hört man das Beste. So habe ich an einem Tage gehört: zwey Ouvertüren von Cherubini — das Neueste aus Mozarts, Haydns, Rhodes, Kreuzers und Beethovens Quartettmusik, von Kleimenhagen d. ält. dirigirt, den wir schon vor mehrern Jahren in Rücksicht seines lieblichen und reinen Geigentones selbst Viotti's großem Schüler, Dürand, vorzogen — prächtige Hornirio's von

den bekannten braven Künſtlern Domnich, Kleimenhagen d. jüng. und Hildebrand vorgetragen — das unterbrochne Opferfeſt, Oper von Winter — Märſche aus Mozarts ſchönſten Opern, von den trefflichen Hautboiſten der Herzogin als Tafelmuſik gegeben — und das alles in einer gewiſſen Vollkommenheit, die auch den eigenſinnigſten Kenner erheitern mußte.

Schade nur, daß neun Zehentheile der hieſigen Fremden für dergleichen Genüſſe ſo wenig empfänglich ſind! — Ueberhaupt muß ich Dir ſagen: es giebt eigentlich in der Regel nichts langweiligeres als die gewöhnlichen Brunngäſte. Sie wollen beluſtigt ſeyn, laſſen ſich aber doch zu jeder Art von vernünftiger Beluſtigung mit Gewalt treiben und ſtoſſen — ſchwerfällig ſchleicht ein Träger an dem andern vorüber — gähnend verlaſſen ſie das weiche Bett der Faulheit, um ſich wieder auf die harte Bank der Langeweile zu ſetzen. — Keiner mag den Nächſten erheitern — Jeder will nur erheitert ſeyn, und obendrein nur gelind, koſtenfrey und, wo möglich, nicht zu

Fuß. — Ich habe noch keine zehn von Eifer und Thätigkeit zeugende Gesichter ausgefunden, und diese wenigen doch meistens am Spieltische, nicht einmal beym Tanze. Die belebtesten Gespräche hört man noch, wenn die Brunngäste Abends in allen Gängen und Alleen herumschleichen, über das Essen, die Tischgesellschaft u. s. w. murren, räsonniren und brummen, weshalb wir Beyde ja schon längst, wie Du weißt, alle Brunngäste in Brummgäste umgetauft haben. — Häufige Ausnahmen hievon macht freylich, wie überall, das liebe Frauengeschlecht, nebst einigen auserlesenen Zirkeln, die sich Gottlob in jedem Bade finden — und desto froher wird man auch, wann nun einmal plötzlich ein recht warmer Mensch hervorspringt, um uns jauchzend zur Fahne seiner eignen Freude zu rufen. — O, hört es doch, ihr Menschen: Wie werdet ihr selbst heiterer seyn, als in jenen Momenten, wo ihr fühlt, daß die Gottheit euch gewürdigt hat, Andere zu erheitern. — Welch seliger Augenblick, wann ein menschliches Lächeln der wohlthätigen Götter-

hand ihr ewiges Füllhorn abſchmeichelt, und — wann nun der glückliche Menſch ſelbſt das Roſenkörbchen der Freude über ſeine Brüder gießen darf!

Aber ich ſprach von Muſik — und, Auguſt, was habe ich heute erlebt!

Still und ſittſam lag ich oben am Waldhügel, in Betrachtungen über die Landſchaft und die zweyfache Welt unter mir, verſunken. Rechts die wimmelnde hohe, große, elegante Badewelt um die Brunngebäude herumbrummend — und links ſogleich das damit zuſammenſchmelzende kleine Dörfchen und ſeine friedlichen Tagelöhner, von welchen nur zuweilen einiges Leben aus ihrem obſtreichen Hügel hervorblickte, oder im Geſchrey ſpielender Kinder und im Klirren ſcharfgehämmerter Senſen herübertönte.

Der auffallendgrelle Abſchnitt dieſer beyden Klaſſen an einem ſo kleinen Platze ſetzte mich nach und nach in Angſt, oder doch in jene ſeltſame Uebellaunigkeit, die mir zuletzt gewöhnlich naſſe Augen macht.

Auf einmal trieb mich Etwas empor, und hin nach jenen ſchwarzen Felſen, zu den Aeolsharfen im hohlen Stein. Leiſe öffnete ich die Harfenthüren und ſetzte mich unter das hohe Gewölbe. Aber alles blieb ſtill, die Winde ſchlummerten, und mattwarm zog die Luft um mein träumeſchweres Haupt.

„Georg!“ dachte ich, und ſpähte nach den Reſten eines angefangnen Schwalbenneſtes umher, das er mir hier einmal zeigte, wovon aber jetzt auch keine Ruinen mehr zu ſehen waren. Nie hatte irgend ein Thier ihn ſo ſehr gerührt, als jener ſonſt ſo geſellige Gaſt in dieſer romantiſchen Einſamkeit, aus welcher nachher vielleicht nur die Stimme der Harfen ihn vertrieb. — Du weißt, wie wunderbarſchnell zahme und wilde Thiere den Herzog lieb gewannen, und gewöhnlich, ſobald er rief, ſelbſt ihre Wärter verſchmähten, um ihm nachzufolgen. — Dieſe Schwalbe aber mußte ihn wohl wegen ihres ſonderbaren Sinnes vorzüglich intereſſiren. Ueberhaupt iſt und bleibt es doch ein Zug des genialen Menſchen, daß er ſo ſtark vom Außerordentli-

chen ergriffen wird. Sein Glück leuchtet ihm viel heller ein, wenn er z. B. in der Liebe die Freundſchaft, oder gar in dieſer plötzlich die Liebe findet — ſo wie wir uns auch am innigſten gerührt fühlen, wenn einmal in der Kirche Schule, oder in der Schule Kirche gehalten wird. — „Du kleiner Vogel! (ſeufzte ich.) „Warum wollteſt Du nicht hier wohnen? Ich wäre bey ihm geblieben — ein Phönix in dieſer Halle — und erſt da hätteſt Du entfliehen ſollen, als er ſelbſt aus ſeiner Aſche aufflog, um in die Länder des ewigen Frühlings fortzuziehen!“

Ein melancholiſcher Laut unterbrach mich und goß Kälte durch meine Glieder. Wie Unkenruf aus dem fernen Moor, fieng es mit zitterndem Dröhnen an. Wie von hellem Grillengeſchrey füllte ſich dann die Luft — aber bald dehnte ſich's zum tauſendſtimmigen Choral, wozu der Waldbach tief aus einer fernen Grotte Baßſtimmen heraufmurmelte — eine wahre Orgelmuſik, in welche das leiſe Sonnabendsgeläute von mehr als zehn Dorfglocken fiel! Liebliche Stimmen ließen ſich

zuweilen hören — mancher süße Schall sprach das Leben an — gewiß, es blieb nicht freudenleer — sogar die Waldvögel sangen von außen, und die nahe Glocke von Glückbrunn läutete so leutselig herein, und brachte eine gewisse gesellige Staffage in diese Wüste von Klängen. Aber, es gebrach doch überall an Trost — und — Vergänglichkeit blieb der ewige Grundton der Harfen — Vergänglichkeit wallte und bebte dumpf und unsicher immer fort, gleich einem verborgnen unterirdischen Meere.

Starr heftete ich jetzt meine Blicke auf eine der dunkelsten Stellen in dieser stillen Gruft, wo aus einem Spalte der lange Streif eines blendend weißen Gewandes hinter der Felsenmauer hervorschimmerte. — Ja, Bruder, es war so — Du kennst meine hellen Augen. — „***!“ stöhnte ich — aber, schwebend und ohne Fußtritt zog es sanft wieder hinüber, in die Nacht zurück. — Ach! Alle Töne in der Natur waren für mich verhallt, und mit Grausen bemerkte ich, daß selbst die Harfe jetzt schwieg. — Doch — Gott! da

kam es noch einmal wieder, heller glänzend als zuvor, aber so fein, wie der Schimmer eines Schattens. Und ich nahte, und rief melodisch aus: „Wenn dieser Boden deinen Fuß nicht entweiht, so tritt hervor — ja, komm herab!" Und ich sank auf meine Knie und breitete die Arme aus — aber ich fühlte nur einen leisen Kuß auf dem geschlossnen Auge — ein himmlisches Klingen fuhr plötzlich durch meinen Busen — alles verdunkelte sich, und von den Harfen her entspannen sich in diesem Augenblicke wieder neue einzelne Töne aus dem vorigen Nichts. O, hättest Du gehört, wie diese Tonmassen im brausenden Windstoße nun rollten! Selbst beym Nachterzählen wünschte ich, Du wärest da und verließest mich nicht! — Das ist ein fürchterliches Instrument! Kriegestrommeln wirbeln in der Ferne — das Todesgeschrey der Erschlagnen wimmert schrecklich ins Herz — Leichenmusik und Sterbeglocken tönen drein — Harfenlaute greifen wieder anmuthig in einander — unten aber kocht das alte Meer düster fort — auch außen vor der Höhle bist

Du noch von schwarzen Felsen umgeben, an welchen sich nur sparsam das Lebensgrün hinaufwindet. Aber sey getrost — Du thust fünf Schritte — und der Werragrund in seiner schönsten Herrlichkeit, und elf Dörfer im himmlischen Lichte der Sonne schwimmend, lächeln Dich an!

Halb wahnsinnig rennte ich hinab, um mich unter die dichtesten Menschenhaufen zu stürzen — hinter mir streckte die Ewigkeit ihre Riesenarme dem fliehenden Menschenleben nach.

O du rosiger Sonnenschein, freundliches Licht! Du bist die holdeste Erscheinung in der Natur. Der Mensch erblickt dich und sein Herz wird froh — der Hahn verkündigt in der Morgendämmerung mit frölichem Gesange dein Werden und weckt die sanftere Thierwelt zu deiner Feyer — und selbst der kranke verlorne Keim im düstern Gewölbe lenkt strebend die Spitze nach dem hellen Mauer-Spalt und erfrischt sich und will an der Lichtseite grünen!

Ich fühle es fest, mein Freund — in diesen Gegenden beschattet mich irgend ein ungeheurer Geist und spricht mit Klängen, die der Erde nicht angehören, wunderbar in meine Brust herein; aber, seltsam! er weht nur an gewissen Orten — und — ach, welch ein köstliches Leben goß mir jetzt, als ich hinab kam, das warme Licht der Abendsonne wieder ein! — Ich sage Dir: der Körper und seine Schwächen sind nichts; aber bey Gott! der Mensch ist wirklich so wahrhaft und ewig da, wie die heiligen Dichter im geweihten Momente des Glaubens ahnden — und er wird noch zur Besonnenheit genesen, und er wird sich einst im heiligen vollwallenden Himmelsmeere des Lichtes baden!

Unten begegnete mir Minchen, welche die Harfe besuchen wollte und sich zum Umkehren bereden ließ. — Wir haben uns seit einigen Tagen, ohne Rückhalt, einer gewissen Zärtlichkeit überlassen, welche gleich bey

unsrer ersten Zusammenkunft aus dem reinsten Wohlwollen entsprang und so innig geworden ist, als sie zwischen Personen, die sich weder lieben dürfen noch wollen, zu bestehen vermag. Es ist mir selbst oft unbegreiflich, wie dieses liebe Kind, bloß durch seine unschuldige Heiterkeit, eine so unbedingte Gewalt über mein ganzes Wesen hat erlangen können! — Auch jetzt jagten uns liebliche Wechselscherze sehr bald wieder in die Stimmung zweyer spielenden Kinder hinüber. Wir belauschten den Gesang der Vögel am kleinen Eichenwald im Thale, worinnen mehr als zwanzig eifersüchtige Finken ihre Wettgesänge einander zuschmetterten. Ich mußte wieder über Minchens tiefen und feinen Beobachtungsgeist erstaunen, mit dem sie den kleinsten Wundern der schönen Natur nachspähet, ohne über diese in der gewöhnlichen blühenden Extase empfindelnder Frauen und anderer Fremdlinge in der Natur eher auszubrechen, als bis ihr gefühlvolles Herz wirklich überfüllt ist. Ich meines Theils, als ein ausgemachter Freund von Theorieen, erläuter-

te

te ihr bey dieser Gelegenheit meine Theorie vom Gesange dieses eigensinnigen Vogels, die ich jetzt bey den hiesigen Vogelstellern vollends berichtigt habe, und auch Dir mittheilen will, damit doch — wenn Du etwa Deiner lieben kleinen Auguste einen Finken kaufen willst — meine Briefe auch von einigem Nutzen für Dich seyn mögen! — Kaufe nur jeden Finken nach meinen Kategorieen — d. h. nimm ihn vorher erst nach Anleitung derselben zu Protokoll — und Du wirst nimmermehr betrogen!

Den deutschen Finkengesang bemerken wir nemlich

an der rohen Bestialität.	an der gemeinen Natur.	an der schönen Seele.	am Kunstgenie.
Wildes Geschrey in ganz Deutschland.	Rhön- und thüringer Waldgesang.	Thüringer Walddoppelschlag und Harzschlag mit der tragischen Katastrophe.	Harzwalddoppelschlag mit dem Kunsttriller.
Formel: Wiwiwiwiwi Jajajajaja Dieda.	Formel: Zwickzwickzwick Zwerla Jajaja Paraduzzia Gabir.	Formel: Zizerizizeri Zerösia Jajaja Sparbarazierzet.	Formel: Zizizizizizizizt Jajajajajajajaja Rrrrrrrr Jillllll Zeeeeer.

Du siehst hieraus, daß die Muse dieses seltsamen Waldvogels ihren Flug nordwärts nimmt. Will Dir nun ein Verkäufer weiß machen, sein Finke mache z. B. das „Hochzigebier" oder „gieb mir gieb mir meine Gerichtsgebühr" u. s. w., so darfst Du ihm nicht eher glauben, bis der Vogel Dir selbst durch den Schluß der obigen zweyten Formel Stand, Namen und Vaterland erwiesen hat.

München bekam Lust, mich zu einem Vogelfänger in diesem stillen Dörfchen, dessen Hütten nahe am Walde liegen, zu begleiten. Wir schlichen auf dem grünen Rasen vor seiner Wohnung herum; aber es zeigte sich Niemand, wiewohl der Backofen rauchte und die Gerüche des warmen Brodes schon umherzogen. Die Frau allein schien einheimisch, und eine ungeheure Holzbürde, die sie vielleicht vor kurzem erst nach Hause gebracht, lag noch ungeöffnet vor der Thüre, mit dem fest daran klebenden weichen Moose, das diese Arme für ihre gedrückten Schultern unter die Tragbänder gefüttert hatte. Von einer zweyten Bürde, die bereits zum Backen gebraucht war, sah

man noch wenige Reste liegen — aber genug, um uns die heute schon zweymal getragne Last zu beweisen! Das starke und wohlgebildete, etwas blasse Weib grüßte uns jetzt aus dem Fenster und sah freundlich auf den Waldpfad hin, von dem ihre drey Kinder eben mit dem Freudengeschrey „Er kommt, Mutter!“ herbeysprangen. So breit und kräftig auch die herkulischen Schultern meines Holzhackers waren, so müde schien doch der ganze Mann. — Gott im Himmel! Alles an diesem Bilde war so matt! — Der schwerbeladene Schiebekarren stand jetzt vor der Thüre, und der arme Tagelöhner hatte kaum die vornehmen Gäste mit lächelndem Seufzen bewillkommt, als ihn die Müdigkeit zum Sitzen niederzog; und nun mußte die Last, die ihn so hart gedrückt, seine zerstoßenen Glieder selbst tragen. Aber das Lächeln der müden Frau, womit sie ihm von der Stubenbank, auf der sie zu knieen schien, ihr tröstendes „Da bist Du ja!“ leise zurief, gab seinen Mienen doch einen gewissen Stolz — und von diesem Augenblick an wuchs das Interesse des ganzen Gemäldes in rührender

Heiterkeit mächtig empor. — Zwey Knaben sprangen schon wieder aus dem Hause und jeder brachte dem Vater ein Stück schwarzen Speckkuchen, das ältere Mädchen aber reichte ihm ein vollgefülltes Fläschchen Branntwein. Jedes Kind hielt dabey sein eignes Stück Kuchen bereit — alles biß nun frölich an, und auch die Mutter schien erst jetzt den ersten Bissen der vertheilten Kost zu genießen. Der Vater nahm aus der Hand des kleinsten Lieblinges zuerst sein Stück an, nippte nur ein wenig aus der Flasche, und schickte diese sogleich der Mutter an's Fenster hin. Das gute Weib richtete sich lang empor, und trank, indem sie den Mann mit sichtbarer Freude anlachte. Gewiß, sie hatte lange keinen Branntwein getrunken! Auch Minchen schien dieß aus ihren Blicken zu errathen — ich sah sie eine rasche Bewegung mit der Hand nach ihrer Börse machen und zu der Frau ins Haus laufen. Bald kam sie, ein Stück Kuchen in der Hand, mit glänzenden Augen wieder heraus und mischte sich unter die Kinder, während das Weib dem ahnenden Manne vom

Fenster her einen Blick gab, der ein groſses Glück verkündigte und mir im Herzen wohlthat. — Der stärkere und leichtere Theil meiner Gesellschaft — die Kinder, Minchen und die Vögel — schrie jetzt laut auf. Denn nicht nur vor und hinter den Fenstern hiengen die schönsten und lustigsten Singvögel, sondern auch über der niedrigen Thüre zwitscherte es in den Nestern, und die Schwalben, diese werthen Gäste, die der Landmann unter seinem gastfreyen Dache immer heilig hält und hegt, flogen schwirrend aus und ein; auch hatte der erfrischte Vater sich endlich bewegen lassen, die an seinem erbeuteten Leseholz befestigten Säckchen mit den heute eingefangnen Vögeln vorsichtig zu öffnen, worüber alles in groſse Freude gerieth, selbst die herzukommende Mutter nicht ausgenommen, die ihren Mann freundlich einen Vögelnarren schalt. — Aber der Mann muſste sein Holz noch spalten, denn morgen ist Sonntag. Das sanfte Weib durfte nicht reden als wir schieden — aber sie hatte Thränen in den Augen. — Arme Menschheit, wann bricht Dein ewiger Sonntag an!

Doch nein, gutes, ehrliches Paar — ich habe Euch heute in einer Stunde gesehen, wo Ihr, auch ohne Minchens Gabe, glücklich waret! In Euern Thränen sah ich doch Euer Glück still zum Schöpfer aufschimmern. Gott gebe Euch einen frohen Sonnabend — und morgen dürft Ihr einmal schlummern — ja fortschlummern, bis — die Sonne aufgeht! — August, ich wollte, Minchen hätte ihnen erst morgen gegeben — denn heute hatte schon die Armuth ihre Herzen mit dem Reichthume des Himmels erfüllet! — O, Ihr Reichen, wie ohnmächtig, wie arm seyd Ihr doch! — Ausbessern könnt Ihr — helfen höchstens — geben fast nie!

Als wir uns trennten, sagte Minchen: „In einigen Tagen erwarte ich meine Freundin Klothilde.“ — Ich vermochte hierauf kein Wort zu erwiedern; denn, Bruder, es überlief mich kalt. Ich habe ein solches Weib nie gekannt — aber, warum denke ich mir bey diesem Namen immer einen andern — und, woher diese Schauder in den Tiefen meines Lebens?

Gute Nacht, mein Freund.

Vierter Brief.

Von der Höhe des Inſelbergs
den 18. Jul.

Denn von dieſer muß ich Dir heute noch ſchreiben. Da ſitze ich zwar in Liebenſtein, ſtehe aber feſt auf meinem Sinne, noch dieſen Morgen auf die Bergſpitze zu reiten. Drey Officiere, ein Doktor Juris, München, und zwey andere ſchöne Frauen wollten mich begleiten. Aber Jedermann außer mir behauptet, es müſſe dort oben auch ſo regnen wie hier unten — wovon ich noch keinen Grund einſehe.

Ein parfümirter Justizrath hat alle Begleiter von mir abgewandt — nicht durch Gründe, sondern bloß durch vorgespiegelte Möglichkeiten und gesetzte Fälle, die er vorhin auf Minchens Zimmer im Herumgehen setzte. Aber der Mensch ist für Minchens Haushaltung wichtig; denn man sagt, er wolle die ahnenfeste Tante heyrathen — lieber Himmel, es ist, als wollte der Gott der Mode seinen Einzug in den Tempel der Heraldik halten! — Und dieses gute Mädchen — wahrlich, so heiter sie auch scheint, so unglücklich lebt sie doch bey der Tante! Gestern habe ich die Einsame belauscht, wie sie sich auf einer Bank im Walde der Trauer überließ. „Ach, (seufzte es dort) wenn sie nun auch das Reich meines Glückes zerstört haben — wenn nun diese Seligkeit entflohen ist, nichts, nichts davon zurückbleibt als das unsterbliche Sehnen in meiner Brust nach Dir, du herrliche Frühlingszeit — o so wird mich doch der Nachhall noch beglücken, und Dein Andenken soll mein Herz am Leben erhalten. Und wohl mir, man wird mich zurückwünschen wann

einst die Formen dieser leidenden Hülle verstäubt sind und das Bessere schon über dem Thale der Zeit lebt." — August, welch ein treues Bestreben, den Frieden mit ihrer Seele und den Menschen zu erhalten, lag in diesen Worten und im Ton ihrer Stimme! Und dann schlich die Schwermüthige so leise und zärtlich über die frischniedergemähten Blumen der Waldwiese hin, wie die Liebe über einen Kirchhof.

Aber der Justizrath! — Muß ich Dir etwas von ihm sagen? — Er spricht sein Nichts über Alles aus, und wirklich erschöpft er Alles über Nichts. An Alter und Kraft ist er ein starker Funfziger, an Eitelkeit ein weibischer Sechzehner. Er gehört unter jene faden gemeinen Halbmenschen, die schon in der ersten Jugend ihrer bisher noch im Nest fortgeführten Lebenszeit gestorben sind, zum Unterschied vom himmlischen Genius, dessen Leben erst mit seinem Tod — in erhabner Unabhängigkeit von Neid und Verläumdung — eigentlich zu blühen anfängt. — Im Disputiren führt er, statt aller Gründe, seinster

lebte Beyspiele an. Wenn Du ihn über etwas Wunderbares oder Gutes rathen lässest, so räth er, Dir zum Possen, sogleich mehr als möglich ist. Auch prätendirt er vom Nächsten das Unmögliche, und verlangt zum Exempel von Einem der ein guter Schwimmer ist, daß er, trotz dem Ideal einer Forelle, den Rheinfall in gestrecktem Trabe soll hinaufschwimmen können. Latein und Griechisch hat man ihm vermuthlich auf irgend einem Gymnasium inokulirt, und zwar, wie jetzt in manchen dieser Vacciniranstalten Mode geworden ist — nemlich so, daß dadurch sein Geschmack vor der Ansteckung mit den ächten alten Sprachen auf ewig gesichert ward. Er macht indessen Verse — d. h. eine Art von epischen Hypermetern, die aber, da sie ohne Kopf gemacht werden, doch auch zugleich miurisch sind. Seine Art zu seyn besteht, ohne sich je der Heiterkeit zu nähern, in einer gewissen beständigen Lustigkeit, die seinen Nächsten zur Verzweiflung bringt. Meinetwegen sey ein jeder Rath lustig — das macht ihn noch nicht zum lustigen Rath; aber der Witz dieses Raths ist

so beschaffen, daß dadurch jeder Eigenthümer, er sey Rath oder Unrath, zum Pritschenmeister wird. Alle seine Witze sind von mißgeschaffener Art. Sie werden meistens zu spät geboren, wiewohl sie ihrer Natur nach auch wieder abortiv sind. Ein großer Thor kann oft sehr interessant für mich werden; aber dieser Thor ist kein guter, ja selbst kein warmer Apologet für die Thorheit. Ueberall, wohin Du mit ihm willst, bleibt er Nichts — und der ganze Mensch ist nichts weiter, als ein organisirter Windstoß. Bogenlang möchte ich auf ihn schimpfen!

Nein, man muß auch zuweilen die Natur braviren und sich nicht zu ängstlich um ihre Launen bekümmern. Die Natur kümmert sich auch wenig um uns, und fragt zum Exempel gar nichts darnach, ob sie mich heute um die Bemerkungen eines Doktor Juris über eine große Aussicht — oder doch wenigstens um diese selbst prellt? — Ich will einmal sehen, wo das hinaus soll?

Es regnet freylich ſtark; aber ein Marqueur ſagt mir eben, da unten ſey ein Schimmel, der ſein akkordirtes Geld verdienen wolle; und ſein Herr, der mich begleiten ſolle. Nein, ſage ich dem Marqueur; aber es iſt ein Herr unten, der den Schimmel und mich prellen will; und ſein Schimmel, der ihm mein akkordirtes Geld verdienen ſoll.

Dieſer Marqueur hat übrigens gar nichts dagegen, daß ich reite, und das iſt mir ein wahrer Troſt! Auch Minchen will an mich denken, und der Abeona eine Schale Wein gießen für ihren Freund.

Da ſitz' ich im Dörfchen am Fuße des Bergs, ohne dieſen zu ſehen — und melde Dir, die Schreibtafel auf einen Mehlſack gelegt, daß ich mich in dieſer ſchönen praſſelnden Mühle von Herzen ärgere.

Zwar, es gieng alles gut. Wir wurden nicht ſehr naß, und ſo wie wir erſt mehrere Höhen errungen hatten, ſah ich die Regenſtürme nur noch in den Tiefen herumwogen —

aber eben über dem Thüringer Waldgebirge standen singende Lerchen in langen Streifen des köstlichsten Blaues — dort schienen die Pulse der Schöpfung ruhig zu schlagen — balsamische Luft umfloß mich schon — mein Herz schwoll von Sehnsucht nach jenen Bergen empor, und alle Tonströme meines Lebens ergossen sich wieder harmonisch in den großen Päan der Natur. — Endlich stiegen wir ins Dorf nieder; ein bunter Hochzeitzug begegnete uns, und der eherne Mund der Glocke rief heiter durch die blauen Himmelslüfte zum bräutlich lachenden Tempel. — Wie schön kam mir die Braut vor, wie unschuldsvoll und ruhig ihr Blick unter dem gewiß wohlverdienten Kranze! Helena war ihr Name. — Du holde Waldblume! Wahrlich, du wirst die Treue fester halten als deine griechische Schwester, die reizende Tyndaris — aber kein Gesang wird dich verewigen, wie jene stolze Dioscurengeschwisterte, um derentwillen Ilios in Trümmer sank! — Und dennoch bestandet ihr beyde aus Fleisch und Blut.

Es ist doch ein wahres Kreuz und Unglück,

August, daß nicht jede brave Seele zum Rang einer poetischen Person gelangen kann!

Dieser fatale Umstand machte mir schon wieder Grillen; und während ich mit diesen so langsam fortzog als der Schimmel wollte — und das war sehr — brach auf einmal ein Regen von der Seite mit solcher Gewalt herein, daß wir in gegenwärtiger Mühle einsprechen mußten. — Im Anfange gieng indessen auch hier alles gut. Dieser Müller ist ein sehr jovialischer Mensch, und mein Bote manövrirte so geschickt gegen ihn, daß wir sehr bald hinter seinen frischgebacknen Kuchen — weiß wie Schnee — zu sitzen kamen. Außerdem schickte uns der Himmel plötzlich noch eine Physiognomie in die Stube, von der ich mir im ersten Augenblicke sehr viel versprach — wenn auch nichts Gutes. Es war ein ächter Wald-Bravo, ein gigantischer Kerl, in dessen Gesicht sich der Holz-, Wild- und Forellen-Diebstahl in der höchsten Vollkommenheit darstellte; der Müller behauptete sogar nachher, er sey auf alle Gegenstände in der ganzen Gegend aufmerksam und nehme es auch mit manchem Rei-

senden ziemlich genau. Allein bey dem allen sah ihm doch, nächst wahrem körperlichen Wohlbefinden, auch eine gewisse komische Gemüthskorpulenz und eine so bestimmte gute Laune aus den Augen, daß man Zutrauen fassen mußte.

Ohne uns zu grüßen sprach er den Müller mit einer freundschaftlichen Maulschelle an, und erzählte sogleich, beyde Fäuste in die Seiten gestemmt: „Es war einmal ein Müller, der war in seiner Mühle wie ein harter und grausamer Richter. Er hatte eine Geige, darauf spielte er den ganzen Tag allen seinen Säcken vor, und so oft sie nicht darnach tanzen wollten, strafte er jeden nach Gelegenheit um eine Metze. — He, Müller! Feuer auf die Pfeife will ich!"

Der Müller schlich langsam zum vordersten Sack und strafte diesen auf frischer That um etwas mehr als eine Metze; und der Kerl schrie, indem er um Feuer zu holen hinausgieng und den Sträfling näher betrachtete: „Dacht' ich's doch, der Sack gehört meiner Frau!"

„Ich

„Ich stehe (erläuterte der Müller) bey unserm Förster als Kreiser in Diensten, und weil ich diesen Allerweltsstrauchdieb ein Paarmal tüchtig habe abstrafen lassen, so hält er mich nun überall zum Narren." — Er öffnete hier die Küchenthüre, um ihn nicht aus den Augen zu lassen.

„Holla, Müller, (rief Jener) komm, wir wollen Verse machen — aber sie dürfen sich nicht reimen." — Der Müller war es zufrieden, und der Kerl fieng das bekannte Ding an:

„Wo bleibt die brüderliche Liebe?
Die ganze Welt ist voller — Müller!"

Mit komischem Zorne sprang der Müller, der das im Ernst übel zu nehmen scheinen wollte, empor, und brachte, nach einigem Besinnen, folgenden Vers zur Welt:

„Schweigt, Nachbar, denn ich sag' es euch jetzt unverhohlen:
Ihr habt im Wald mir manchen schönen Baum — abgekauft."

„Hol dich der Kukuk!" rief Jener, und fieng nun in Prosa an, meinen etwas magern Hauswirth recht nach dem Leben abzukonter-

seyen. Er habe (meynte der Maler) in seinem ganzen Leben noch kein anderes Glas Doppelbier getrunken als Dünnbier vor'm Spiegel, wo sich jeder Narr selbst Doppelbier brauen könne — seine Haut sey so dürr und gläsern, daß man ihm die warme Suppe im Munde noch durch die Backen rauchen sehe — seit anderthalb Jahren schon habe er mehr Beine als Schuhschnallen, und noch am vorigen Sonntage sey er für anderthalb Käse drey Stunden weit Boten gelaufen. — Auch bewies er ihm unter andern Sätzen, daß drey Raben, drey Advokaten, vier Schneider und ein Müller — der für drey gelte — zusammen dreyzehn Galgenvögel ausmachten. (Eine Rechnungsart mit benannten Zahlen, die mir in meinen arithmetischen Lehrjahren sehr bequem gewesen wäre, wo ich von der Geduld meines Vaters oft die Erlaubniß prätendirte, z. E. die 100 Schuhnägel vor allen Dingen zu Pfennigen machen zu dürfen!)

So wie die offene Feindschaft dieser zwey Menschen nach und nach ins Heroische übergieng, gerieth ich selbst wieder, wie vorhin

bey'm Anblicke der Braut, mit meinen Vergleichungen in die alte Geſchichte hinüber. Und wirklich iſt ſehr oft die Feindſchaft unter zwey ſolchen Lumpen — die, um mich eines Wiener Ausdrucks zu bedienen, für drey Batzen ihren Schöpfer in allen lebendigen und krepirten Sprachen läſtern — im Grund eben ſo groß und arg, als z. E. die Feindſchaft zwiſchen dem Markus Antonius und dem Octavius Cäſar, welche ſich doch bekanntlich von Königen Feuer auf die Pfeife holen, von Königinen die Stube heizen ließen. Der einzige Unterſchied beſteht höchſtens darin, daß der Haß meiner modernen Menſchen in ſeinen Folgen nicht ſo unüberſehlich und reſpektabel iſt, als jener, und zum Glück dem Weltregimente nicht ſogleich eine andere Form giebt!

Kurz, ſeitdem der Müller endlich den Bravo zur Thüre hinaus warf, iſt ſchon eine Stunde verfloſſen, und der Regen ſtrömt noch immer. Wäre nun Minchen hier, und die Andern — welcher köſtliche Aufenthalt! Aber der Juſtizrath — ja er iſt an allem Schuld! Vielleicht wären wir früher abgereiſt, weil ein

Mädchen dabey war — oder ſpäter, weil auch Frauen mit wollten. Und ich denke noch immer, mein eigentlicher Berg, wiewohl er in Nebel gehüllt iſt, hat wenig oder nichts vom Regen gelitten.

In dieſem Augenblicke ſteht die ganze helle Sonne in einem blauen Raume zwiſchen zwey Stürmen da, von welchen der künftige ſogleich über uns hereinfallen muß. — Ich fürchtete mich von jeher in ſolchen grell leuchtenden Pauſen. Sie erinnern mich an gewiſſe helle Momente des Lebens, womit das Schickſal zuweilen der leidenden Menſchheit zu ſpotten ſcheint. — Da ſteht der Unglückliche mitten im Sonnenſchein, ermattet vom verheerenden Sturme der Vergangenheit, ſtarr hin blickend in die nahenden Donnerwolken der Zukunft. Armer Menſch, keine Rettung iſt für dich! Ein grauſames Licht der Gegenwart zeigt dir die Wagenburg der kommenden Zeit, die mit den Kohorten ihrer ſchwarzen Bilder ſchon von allen Seiten dich umlagert hat — und deine Phantaſie ſteigert in dieſer ſchrecklichen Beleuchtung jene Geſtalten bis zur gräßlich lebem-

den Erſcheinung! — O [illegible]ebende Gottheit! Zerſtreue ſie gnädig mit dem Wehen deines himmliſchen Odems!

Es regnet noch, aber ſehr fein; ein friſcher Wind fährt zuweilen luſtig durch die Nebel, und mein Bote glaubt, der Inſelberg ſey nun unſer.

Da bin ich auf der Spitze. Es iſt erſt Mittag. Meine Ausſicht aus dieſer Hütte von Zweigen, in welcher unſer Tiſch gedeckt iſt, mag wohl auf allen Seiten etwa zwanzig Schritte betragen — denn ſelbſt das Berghaus iſt vom Nebel ein wenig verdunkelt, und unſer weidendes Pferd wird nur zuweilen ſichtbar. — Hier oben hat es offenbar nicht geregnet; kaum wie ein Feldthau hat der Nebel gefeuchtet, und durch ihn ſchimmert bereits oben die Sonne ſo ſilbern auf mich herab, wie der Mond. — Uebrigens bin ich ſchon entſetzlich bange, nemlich dafür, daß meinem Boten etwa die Zeit

lang werden könnte! — Zum Glück habe ich schon bemerkt, daß seine ganze Mitreise zunächst auf den Magen berechnet ist, von dem er sich überhaupt eine höchstsinnliche Vorstellung macht — was denn freylich wohl keiner Christenseele verdacht werden darf. — Ich werde sehr mäßig leben, und ihm alle besten Bissen überlassen, damit er mich nicht störe, wo möglich einschlafe, und hinterher obendrein meine Mäßigkeit und Wohlthätigkeit rühme — zwey von meinen Extra- und Casualtugenden, die ich noch niemals so neugeboren wie jetzt auf dem Schooß ihrer Mutter ertappt habe — welche Mutter ist die Selbstsucht, dieser alte Bergstumpf, der seine Unreinigkeit in alle Silberquellen der Tugend träufelt! — Für den Schimmel sorgt ich nicht. Ihm ist recht wohl. — Ueberhaupt machen doch die Menschen dem Dichter viel mehr Mühe, und die Thiere viel öfter Freude — und unter den letztern wieder ein Vieh vor dem andern, Z. E. So wie die Poesie im Ganzen der Thorheit weit größere Fortschritte verdankt, als der Weisheit, so wird insbesondere ein Philo-

soph in der reinen Dichterwelt ewig angefeindet, wenigstens mit solchen starren Blicken betrachtet werden, wie etwa ein steifer, quacksalbernder Spießbürger; aber ein Affe ist ein wahrer Doktor gegen die Selbstgeringschätzung und Furchtsamkeit blöder Poeten. Ferner: Ist nicht der wiederkauende Ochse im Gras ein reicher Trost für unruhige Geister — aber freylich der Esel unterm Sack ein wahrer Giftmischer für die Geduld?

Es war groß und herrlich! — Der Himmel bewahre mich vor dem Unternehmen, Dir eine Bergaussicht zu schildern — aber erzählen muß ich Dir doch davon. Ueber meiner Episode von den Menschen und Thieren sandte ich den Blick in die Nebel, und zufällig dahin, wo keiner mehr war, nach dem Ettersberge bey Weimar. Dort hatte der Ostwind den Schleyer zerrissen — blau schimmerte der Himmel und röthlich die sonnenbestrahlte Erde hindurch, und langsam, aber unwiderstehlich, wie die Zeit, schritten nun die

Wolkenriesen nach Westen fort. Ich selbst stand noch, wie ein Moses, über den Wolken. Dein liebes Mutterland schimmerte gleich einem Paradieße herüber, und der dreyfache Gipfel des alten Blocksbergs grüßte mich so ernst! Endlich lag auch das waldige Hessen- und Fuldaland mit seinen romantischen Bergköpfen aufgeschleyert da — nur Franken und die hohen Rhöngebirge kochten noch unter den Dämpfen des Himmels. Aber allmählich ballte sich Alles zusammen, und zog, weißlich wie Schafheerden, dem Horizonte zu. Das, was ich für eine Wolkendecke des ganzen Himmels gehalten hatte, war nur ein langer Nebelteppich in der Nähe der thüringer Berge gewesen, und mit Jubel bewillkommte ich schon nach einer halben Stunde die Spitze des heiligen Kreuzberges und das runde Zelt des ganz erheiterten Himmels.

Wie herrlich erwärmt uns doch die Juliussonne in einer so reinen, Glieder und Nerven stählenden Bergluft! — Das Herz geht für die Bilder der ganzen Welt mächtig auf, und alles Gemeine kommt uns so klein vor, als

hätten wie es im Heraufsteigen, wie schlechte, schwere Gewänder, abgeworfen. — Von solchen Höhen ist alle Schwühle auf ewig verbannt.

Dort, wo des Mondes letztes Viertel noch freundlich über dem Horizonte hängt, August, dort ruht meine Heimath, blau dämmernd, wie das Land meiner Jugend, das in ihr, schon halb unsichtbar, versunken und verschlossen liegt! Jener heitere Stern scheint sein sanftes Licht auf die Friedliche herabzugiessen. — Auch in der Ferne bleibst du dir ähnlich und treu, du kleiner mütterlicher Ort! Mich dünkt, ich sehe tief in den Busen des engen Wiesenthales hinein, wo oben zwischen zwey Waldbergen die schöne blumige Stelle lachte, die ich so oft betrat, um mit all den freundlichen Singvögeln die Morgensonne zu grüßen. Freund, ich habe sie einmal wiedergesehen! Wie wohl hatte die Natur jenen ungeheuern moosigen Basaltstein auf der Bergwiese oben am Wald aufbewahrt, wo mein guter Vater so oft in der Frühe saß, und, überwältigt von sonniger Freude, dem spielen-

den Knaben lehrend zurief: „Gott sey doch noch schöner als diese leuchtende Herrlichkeit mit ihren Nachtigalltönen.“ — Du Edelster! Du freundlicher vor vielen Gotteslehrern, wie lächeltest Du da — o lächle auch jetzt herab! Dein Leben war dein Lehrer — Deine Lehre war deine That. Sieht nicht noch in diesem Augenblicke mein Geist dort die Spuren deiner Schritte im Morgenthau, in die ich so gern trat, und die du dem Knaben zu Gefallen so gern vor den schönsten Wiesenblumen vorüber lenktest? — Wie ähnlich hatte sich jene schwarze Stelle des Baches erhalten, wo dieser unterm dunkeln Laubdache eines Haselnußgebüsches bey der großen Eiche still heraustrat, über schwarze Basaltkiesel hingleitend, während er eben im Dickig sanft zu jenen Morgenmelodieen murmelte, die den gotterfüllten Mann entzückten. — Eine einzige Veränderung fand ich dort im vorigen Jahre. Unser alter Pfad, der über die Wiese in den Wald führte, war weiter hinab den Bach entlang getrieben, dessen grüne Schnur von hohen alten Erlen, der Tiefe des Thales

sanftgeschlängelt folgt. Noch eine, fast verlorne Spur zeigte sich von meinem lieben alten Pfade, wo ich immer mit meinem Gespielen Wilhelm aus und einschlich, wann dieser Schmetterlinge von dem Schmelz der tausendblumigen Wiese abfieng. Welche Menge schöner Blümchen, alle von uns selbst benamt — Fleisch-, Kukuks-, Schmeer- und Klotzblumen, Osterschellchen, Katzenpfötchen, Blutnelken und der balsamische Quendel! Ach ja, dort hatte die Zeit schon den ersten Zahn angesetzt; denn die Rispeln der Quendelblüte waren bereits bis in die Mitte des verlassenen Pfades hereingelaufen, von dem nun bald der jetzigen Generation kein Andenken mehr übrig seyn wird. O Feld, o süße Wiesen, begrabt auch mich, den Freund, so sanft unter euern Blumendecken! — Aber links wand sich der Pfad noch eben so lieblich waldaufwärts nach Wilhelms Pindus, einer hohen Stelle, wo wir uns unter jungen Tannenbäumen lagerten. Von da stieg der Weg weiter zu einem steilen Waldwiesenfleck, ewig voll Blumen und Quellen; dort war unser

Parnaß, gegenüber erblickte man den Helikon, und überall hörten wir unsern Musenborn (den Kohlbach) unten murmeln. — Glaube mir, ich habe nie ein frischeres, anmuthigeres Bächlein gefunden als diesen Kohlbach mit seinen Schmerlen, Aalritzchen, weissen Perlen und spiegelnden Wasserspinnen! Wann die Sommergluth überall brannte, dann stellten wir Durstige uns zu ihm hin in sein saftiges grünes Dickig, und schon der Blick auf dieses schwarze Silber, wenn es über das Basaltgestein hinglit, kühlte so herrlich unsre lechzenden Herzen! Dick und langsam, wie aufgelöstes Metall, trat Welle in Welle sanft über, deren ruhige Fortbewegung nur durch kleine Grübchen und Kreise merklich blieb. Selbst das unruhigste Herz mußte bey längerem Betrachten dieses so sanften Dahinziehens — in dem eine kühle Kugel sich liebend mit der andern vereinigte — eine gewisse lindernde Stille fühlen. Ein jedes Himbeer-, Erlen-, Hasel- und Brombeergebüsch, aus blühenden Waldglocken, Königskerzen und Johannisblumen hervorstrebend, hatte eine eigne

und immer schöne Form, und unter jedem Schwamm der liebe reine Bach wieder hervor, oder schien gar in seinen beschatteten Tümpeln stille zu liegen. Ueberall war er bey uns.

Ich liebte jenen Wilhelm hauptsächlich wegen eines gewissen ihm eignen vornehmen Wesens. Er zog gern vor Jedermann, selbst vor den kleinsten Bauernknaben, im Dorf und Felde den Huth ab. Er lief nicht hinaus in die Fluren und Wälder, um, wie Jene, Peitschen zu schneiden, Vögel zu fangen, Nüsse und Beeren zu suchen, sondern er gieng lieber, sein schönbequastetes Stöckchen gravitätisch tragend, an meiner Seite spazieren und wir suchten uns schöne Baumgruppen und reizende Aussichten auf. Nur die Schmetterlings- und Käferjagd konnte ich ihm nicht abgewöhnen. Er hatte eine große Sammlung, die ich wegen ihres übeln Geruches verabscheute. Oft, wann wir still betrachtend schönen Naturmassen gegenüber lägen, suchte ich ihm zu beweisen, alles dieß wolle auch leben wie wir, und sey zunächst nur für unsere Beschauung

und geistigen Genüsse da — und so entspann sich gar manches süße poetische Gespräch!

Dort bauten wir auch der Aphrodite, dem Eros, Pothos, Himeros, Hymenäus und allen Göttern der Zärtlichkeit, die wir in Geßners Idyllen und dem mythologischen Lexikon finden konnten, kleine Altäre im Wald und opferten ihnen Maykäfer und Mayblumen.

Aber, wer fragt in der ungeheuern Welt nach all dieser Herrlichkeit, die einst zwey Seelen so unermeßlich reich machte? Wer wird je wieder etwas Aehnliches an jener Stelle fühlen? Kaum wird die Dichtkunst es vermögen, solche köstliche Reminiszenzen dem fremden Menschen erträglich zu machen! — Die Welt muß gähnen bey einer Darstellung, welche nur Auguß mitfühlen kann, bey welcher Wilhelm Thränen der Erinnerung weinen müßte! — Ach, so zerrinnen ganze Menschenleben wie Tropfen in dem großen Bildermeer — doch das Schöne und Heilige schimmert in fester ewiger Harmonie durch alle Gemüther hin.

In jenem Thale entstand auch mein erstes Gedicht, dessen Geschichte ich Dir doch geben muß. Ich gieng, etwa acht Jahre alt, im Frühlinge mit meinem Vater nach dem Thale hinab. Unser Pfad, ein harter Hohlweg in weißen Sand gerissen, gefiel mir nicht, weil die röthlichen Erdhügel auf beyden Seiten, aus welchen überall Feuersteine herausblickten, im Glanze der heißen Sonne mir ein gewisses ärgerliches, ich möchte sagen: Angstschweis austreibendes, Glinzern zuwarfen, welches mich übler Laune machte. Ich bat meinen Vater, doch lieber am gegenüber liegenden, hie und da mit Gebüschen bewachsenen grünen Hügel hin zu gehen. Mein Vater zog auf seinen Spaziergängen jeden nackten, steinigen Weg, von dem er nach reizenden Plätzen hinübersehen konnte, diesen lachenden Partieen selbst vor, weil sie gerade durch ihre eigne Ueppigkeit ihm oft jede Aussicht und Augenweide versperrten. (Was ich erst lange nachher recht begreifen lernte.) Er schlug mir dießmal meine Bitte ab, „weil jener Hügel allzunaß und quellig sey." — Nun war, vom ersten Denken an,

Wasser, und besonders eine Quelle, meine höchste Lust. So lange unser Gang dauerte, hatte ich beständig den verbotenen Hügel mit den, meiner Meinung nach unzähligen Quellen vor den Augen; und vorzüglich da, wo er allmählich zum Waldberge ward, glaubte ich unter jedem seiner Büsche und Steinblöcke einen Born blinken zu sehen, nach welchem meine Seele dürstete. Zuletzt erhitzte ein wahrer Durst meine Phantasie noch mehr. — Nachdem ich mich zu Hause erfrischt hatte, dachte ich in dieser Sache weiter nach. Das Bild eines großen Flusses war mir noch undeutlich und hatte jetzt auch nichts Reizendes für mich. Aber, ein solcher grüner, sammtener Hügel — und ich, daran stehend, unter so vielen Quellen, deren Rieseln wie Gesang in meine Ohren tönte, die alle endlich ihr Silber zu einem Bache zusammengossen, dessen Lauf ich mit meinen Gedanken bis ins Meer verfolgte — welcher Gegenstand! — Ich versuchte anfänglich, meine Gedanken durch die Zeichenkunst deutlicher zu machen; das kleine Bild auf einer Homann'schen Landkarte von

Hessen,

Heſſen, wovon ich kurz vorher einen buſchigen Hügel mit Wohlgefallen kopirt hatte, gab mir hiebey einige Nahrung; ich legte meinen Quellenhügel mit Röthel furchtſam an — aber ich konnte ihm keine erträgliche Geſtalt geben und warf bald höchſt unmuthig Alles weg. — Doch die folgende Nacht hörte ich im Traume meine Quellen rieſeln, trank und ſah ihnen wehmüthig nach bis in das Meer. — In dieſem Traum empfieng ich ein dunkles Bild von „kleinen Quellen der unſchuldigen Kindheit, welche die Au des Lebens hinabſpielten, bis ſie zu größern Waſſern erwuchſen und verſchwanden.“ Am Morgen ſchien mir dieß klarer. Ich wünſchte meine Gedanken aufzubewahren, und Andern mitzutheilen — aber die Zeichenkunſt hatte mir hiezu den Dienſt verſagt. — Endlich ſteckte ich Schreibzeug zu mir und ſchlich nach dem ſchönen Berge hin. Dort fand ich zwar wirklich einige der geträumten ſüßen Waſſerquellen, aber der Ort ſchien mir am Orte ſelbſt viel gemeiner als geſtern, und ich fühlte mich ſehr zerſtreut. Nachläſſig ſchlenderte

ich hinüber an den geſtern ſo ſehr verwünſchten heißen Pfad und ſetzte mich ſinnig auf einen Stein hin. Plötzlich ſchienen die geſtrigen Gedanken und nachherigen Träume mein ganzes Weſen, wie mit tauſend Lichtern, zu hellen und zu erfüllen. Ich ſchrieb nieder, was ich mußte, um es meinem Wilhelm mitzutheilen; und, indem ich durch mein Gleichniß eine Idee darzuſtellen ſuchte, gieng all mein Dichten und Trachten, mir unwiſſend, auf mein erſtes Gedicht, welches bald vollendet vor mir da lag. — Ich verſichre Dich, Auguſt, es war vortrefflich; und das zweyte beſſere, was ich im folgenden Herbſt ausarbeitete und „das Kirchweihfeſt" nannte, und worin ich „Herbſtlichkeit, Freundſchaft und unſchuldiges Wohlleben" darſtellte, hat mir niemals ſo wohl gefallen als jenes. — Ich beſitze vielleicht beyde noch und will Dich einmal darüber richten laſſen.

Doch, ich muß wohl nun den weichen Abhang meines Berges umwandeln. Die von allen Seiten heraufziehenden Waldlüfte ſind hier ſo köſtlich wie unter den Balſambäumen

des Morgenlandes, und ihr melodiſches Säuſeln gleitet mir ſüßer ins Herz, als die lieblichſten Honigworte, die je von der Zunge der Liebe träufelten. Ringsumher hat ſich mir ein weites, warmes, üppigklopfendes Leben aufgeſchloſſen — und, wie kann der Menſch noch von Gedichten reden oder Gedichte ſtammeln, wann ihn die holde Natur an ihren göttlichen Buſen lockt und gnädig ſein eignes Leben zum Gedicht erhebt!

Lebe ſo ſelig als ich, mein Freund!

Fünfter Brief.

Altenſtein den 19. Jul.

In dieſen ſeligen Thälern und auf dieſen luſtigen Waldhöhen, die Georg, ein wahrer Vertrauter der ſchönen Natur, ſo reizend ausgeſchmückt hat, will ich heute den ganzen Tag wohnen. — Auch hier oben wird man, auf Verlangen, mitten im Walde, von Altenſtein aus vortrefflich geſpeiſet und getränkt; und da Minchen geſtern plötzlich, ich glaube nach Eiſenach, verreiſet, und ſchwerlich dieſe Nacht zurückgekommen iſt, werde ich unten im

Bade nichts verſäumen und hier oben den heitern, heißen Tag unter dem ſchönen Ahorn- und Buchendickig (das man nirgends ſaftiger finden kann als in dieſen Gegenden) einmal recht gemüthlich verleben.

Vor allen Dingen mußt Du mit einem unerwarteten und ziemlich ſeltſamen Funde bekannt werden, den ich noch am geſtrigen Abende machte. — Ich verließ ſchon des Nachmittags um drey Uhr den Inſelberg, und fragte, meiner alten Gewohnheit gemäß, den Boten ſo oft und ſo lange, „ob man nicht auch von dieſem Dorfe nach jenem, von gegenwärtigem Hügel auf den folgenden Berg gelangen könne," bis ich endlich, Kraft meiner guten Laune und der mehrmaligen Erquickung des Botens und Schimmels, kurz vor Sonnenuntergang im Werrathale bey einem ehemaligen Kloſter ankam, wo wir alle Drey uns ſo ermattet fühlten, daß wir vor dem kleinen freundlichen Wirthshauſe nochmals Halt zu machen beſchloſſen.

Ich ſetzte mich an ein Tiſchchen vor der Thüre, um dieſer herrlichen Gegend recht froh

zu werden, die schon in der Lichtglorie des Abends schwamm. Auf meine Bitte um „etwas Gutes" legte der Wirth den Finger an die Nase. „Das kann ich Ihnen vermuthlich geben." sagte er mit Selbstgenügsamkeit, und brachte mir ein mit französischer Makulatur umgebenes Päckchen, nebst einer dickverpichten Bouteille. Ich entwickelte schnell etliche Schnitten des trefflichsten Citronenbrodts, und — stell Dir meine Freude vor, als mir aus dieser Flasche der Geist eines wahrscheinlich ächten Syllert entgegenschäumte! — Ueberrascht von diesen Wundern, nahm ich sie mit zärtlichem Dank an, ließ geschwind meinen Tisch an das grüne buschige Ufer neben die pittoreske Werrabrücke hintragen, empfahl dem Wirthe Mann und Pferd, und fieng an, meinen Nektar langsam einzusaugen.

Die tröstliche Bemerkung, daß meine heutige starke Ermüdung mich nur wohlthätig ermattet, nicht entkräftet hatte, versenkte allmählich mein Herz in stille Rührung. — Ich fühlte meine Kniegelenke stärker und geschmeidiger als seit langer Zeit. — „O gewiß bist

du es, (rief ich aus und blickte dankbar nach Liebenstein hinüber) du lieber Quell, in welchen der gute Gott auch für mich Heilkräfte gelegt hat!" — Auguſt, wie reinſelig iſt doch ein Kränkelnder, welcher ſich zum erſtenmal der Hoffnung wieder hinzugeben wagt! Aus meinen Augen floſſen jetzt wohlthätige Thränen, und jeder meiner Gedanken heiligte ſich zum Gebete. — Das Leben iſt doch ſo ſchön und hat ſo viele ſonnige Stellen! — „O rinne nicht ſo unwiederbringlich hinab — (rief ich dem Strome zu) du Bild meines Lebens! Halte dieſe ſanften Wogen zurück, glänzende Mais! Auch ich ſehne mich ja, noch in dieſen blühenden Stunden zu verweilen und ſtill zu liegen im Arme des köſtlichen Lebens!" — Da ſchienen auf einmal ſpielende Weſte die mir vorüberziehenden Wellen wieder rückwärts zu fächeln, wie wenn nach der Ebbe die Fülle der Fluth wiederkehrt — im grünen Strome flüſterten die gekräuſelten Wogen wie fallende Roſenblätter, und durch die Spiegel der Tiefe fuhr Zinnobergluth des Abendhimmels, wie ein feuriger Schlangenſchatten. — Es war alles ſo

lieblich! Hinter den schwarzen Höhlungen der Brücke trank eine heimkehrende Kuhheerde im hellgrünen Wasser. Am gegenüberliegenden Ufer zitterten schwarzgrüne Pappeln im Karminblute des Abendgewölkes — die weißen Lusthäuser des nahen Städtchens schrieen fröhlich aus dem Dunkel hervor, und in blasser Lilafarbe dämmerten die fernen Gebirge. Unten fiengen schon die Schatten an zu walten — aber oben stand noch manche Lerche hell in der Sonne und sang anmuthiger in das große erhabenleise Chor der Ruhe. — Ich hob ein köstliches Brodt dankend zum Himmel und warf es sanft in den Strom, und goß, der Abendröthe zugewandt, ein Glas vom Freudensaft der Erde in die schönen Uferblumen hinab, dem erhabnen Geist der Welten zum Ruhme — und meine Augen beteten und strömten freudig über.

Aber, als die Schauer des Abends sanft über Land und Wasser fuhren, und schon die Lerchen, süßerschreckend vor dem Lichte des feuchten Abendsterns, verstummten und sich girrend zum Lager auf der stillen Erde nieder-

ſenkten, da erwachte ich und hörte die Stimme meines redlichen Wirthes, der mich vor ſeinem eignen dürftigen Nachtquartier warnte und mir die Gefahr einer ſpäten Nachtreiſe zu bedenken gab.

„Wie kommen Sie zu dieſen Sachen, Herr Wirth?“ rief ich und ſah ſtarr in einen Heft, den ich während deſſen zwiſchen jenen Papieren, worein das Citronenbrodt geſchlagen war, entdeckt hatte.

Ein Reiſender, deſſen Namen der Wirth nicht wußte, hatte vor acht Tagen, von der reizenden Gegend angezogen, hier übernachtet, und die Flaſche nebſt dem Brodt im Papier, mitzunehmen vergeſſen.

Da wir ſeinen Nachlaß einmal, bis auf den Heft, bereits geplündert hatten, ſo ſteckte ich auch dieſen, nicht ohne Gewiſſensbiſſe, ſchnell zu mir, ſchrieb dem Wirthe für den ſchlimmſten Fall meine Addreſſe auf, und kam noch ſehr glücklich nach Liebenſtein zurück, wo ich ſogleich über meinen Fund herfiel.

Dieſes merkwürdige, unſchätzbare Fragment — woran ich ſchon faſt den ganzen Mor-

gen für Dich abschreibe, um es diesem Briefe beyzulegen; denn wer bürgt uns dafür, daß es nicht noch heute reklamirt wird? — gehört sicher, wie Du bald sehen wirst, einem höchst wunderlichen Kopfe zu, und scheint ein Stück aus dem reflektirenden Theile seines Reisejournals zu seyn, was ich aus der wenigen Ordnung schließe, die darin herrscht, und aus dem Numeriren der einzelnen Bemerkungen, das vielleicht zum Behuf eines bequemern Eintragens ins größere Journal geschah — hauptsächlich aber aus den hie und da hinzugefügten Tagen und Orten, deren Beysetzung mir gerade das Interessanteste ist. Ich sage Dir weiter nichts darüber, bin aber begierig auf Deine Meinung vom Verfasser, den Du vermuthlich eben so wenig wirst errathen können als ich. Einiger Anmerkungen für Dich habe ich mich während des Abschreibens nicht enthalten können.

Seltsam! — Gerade als ich vorhin die Numer 144. schreibe, wobey mein Reisender

das Werk „über die Bildung der Thäler" von Herrn Geheimenrath Heim in Meiningen anführt, ſteht der Verfaſſer dieſes Buchs vor mir! — Er kommt von einem geologiſchen Streifritt aus den thüringer Bergen zurück. — Dort oben hatte der tiefdenkende Mann einige Stunden lang im Schatten herrlicher Bäume gelegen, und, wie er einzeſtand, eine Anwandlung von poetiſchen Träumen gehabt, die zuletzt in eine Fabel zuſammengefloſſen waren. Von dieſer theilte er mir den Gehalt der Hauptgedanken mit — und derſelbe iſt mit der Numer meines Reiſenden auffallend konform. Da heute einmal der literariſche Straßenraub zu meiner Tagesordnung gehört, ſo gebe ich Dir die Fabel wieder, ſo gut ich ihre vornehmſten Bilder und Gedanken jetzt noch aufzufaſſen vermag. Bey'm Style werde ich mich einer ganz neuen ſokratiſchen Methode bedienen.

Die Bäume und die Hütte.

In den Zeiten der lieblichen Schäferwelt, und zwar in jener ſpätern Epoche, worin ſchon Verzärtelung und Verdorbenheit über ſchöne

menſchliche Phantaſie und freye Natur zu ſiegen, und der Menſch das Bedürfniß zu fühlen anfieng, ſich Hütten zu bauen, anſtatt, wie vormals, ewig unter Bäumen zu leben — da giengen einſt vier hochgeſinnte Jünglinge aus, jeder feſt entſchloſſen, nur der poetiſchen, freyeren und ſchöneren Natur zu huldigen und ſich unter den Bäumen eine Geliebte auszuſuchen — das hieß nach damaliger Sprache und Sitte: ſich einen Baum zum Wohnort erwählen, zu welchem man immer wiederkehrte, wo man faſt immer zu finden war, unter welchem man ſich entſchloſſen hatte zu leben und zu ſterben.

Der Erſte fand auf der Flur — indem er unter zartem Gebüſch und Bäumen, groß und klein, umherwandelte — eine junge Maye. Schneeweiß war die Rinde ihres Stammes und herrlich blitzte ſie ſchon von weitem aus dem Chor der Schweſtern dem Jüngling ins Auge. Jugendliches Grün ſchimmerte auf ihren Zweigen. Ein ſüſſer Wohlgeruch umgab die Holde, und, indem ein leiſer Südwind, buhleriſcher als die leichtfertige Mayluft, ihr Flüſtern dem Verliebten zuführte, ſchien es

dieſem, als hätten die balſamiſchen Blütendüfte der ganzen Natur ſich mit ihrem reinen Athem gemiſcht. — Mächtig fühlte er das alles, ſtand einige Zeit ſtumm da, ſchlang endlich in überſtrömender Empfindung ſeine Arme um ſie, und ſchwur bey ſich ſelbſt, dieſen lieblichen Baum nie zu verlaſſen.

Nach kurzer Zeit ſah er an der blendendweiſſen Haut der geliebten Birke Knötchen und Auswüchſe hervorbrechen, ſchwarz von Farbe, ſcharf und rauh anzufühlen. Der Beſorgte hoffte, es werde dieſer Umſtand nicht von Bedeutung ſeyn. Allein es gieng allmählig immer weiter, und die ganze Oberfläche bekam ſo viele Riſſe, daß ſogar jede leiſe Berührung derſelben ſeine Hand ſchmerzte. Traurig und gerachtos ließ ſie jetzt die Flügel ihrer einſt ſo jugendlich emporſtrebenden Zweige und Blätter niederhängen. Ach, es war ein häßlicher Baum geworden, und ſchnell hatte der Hauch der Vergänglichkeit die herrliche Augenluſt unſers Jünglings verwehet!

Weil nun an der äuſſern Geſtalt ſeiner theuern Maye keine Freude weiter zu haben

war, ſo wollte der Jüngling ſein Herz an ihrem Innern erquicken, und trank von ihrem Safte. Aber nun traten auch auf ſeiner Haut Auswüchſe und Knoten hervor, ſie wurde riſſig und fieng an ſich zu blättern. Wie viel mußte er leiden — wie unglücklich fühlte er ſich — der arme, getäuſchte Jüngling!

Der Zweyte traf nach einigen Wanderungen auf eine Tanne, die gerade in ihrem beſten Wuchſe, ſchlank und majeſtätiſch daſtand — untadelhaft vom Fuſſe bis zum Wipfel. Mit ſüſſem Erſtaunen blickte der Jüngling hinauf — der Himmel ſchien auf ihr zu ruhen, und die Blumen der Erde waren ihre Unterthanen! — „Dieſe iſt es ja, (ſprach er zu ſich ſelbſt) die unſerm Saitenſpiele Ton, Wohlklang und Wiederhall giebt — ſie iſt die reizende Mutter ſanfter Melodieen!“ — Noch einmal ſah er zu ihr empor, erblickte wieder den Himmel, welcher ſich auf ihr Haupt niedergelaſſen hatte; ein ſanfter Wind ſäuſelte in den Zweigen, und es floſſen himmliſche Harfen- und Lautentöne aus jenen Wipfeln zu ſeinem Ohre herab.

„Willſt du, daß ich ewig bey dir verweile, erhabener Baum? (fragte er, und ſah die göttliche Tanne ſchmachtend an.) Ich möchte auf deine Hoheit und Tugend tauſend Eide ſchwören! Denn ſagt mir, könnte wohl das grimmige Laſter jemals ſo ganz aus ſeinem Tone kommen, daß es ſanfter blickte, als Mondſchein? Und könnten wohl alſo deine ſeelenvollen Harmonieen etwas anders beweiſen, als das kräftigſte, wärmſte und ſeelenvolleſte Leben ſelbſt? — Gebiete denn über mein künftiges Schickſal!"

Die Tanne, welche ſich hier mit Vergnügen in ihrer eignen Sprache anreden hörte, und wohl wußte, daß von Ihresgleichen noch Hunderttauſende im Walde ſtanden, glaubte ſich nicht lange bedenken zu müſſen. Anfänglich ließ ſie nur einen natürlich unbefangenen, anmuthigen Ton hören, ſüß, wie ihn die frohe Unſchuld aus den Armen des Traumes hervorlächelt. Doch als dieſe Klänge den entzückten Naturjüngling nur noch dringender machten, wie es ihr Plan war, da gab ſie ſich ſchnell ihrer eignen Zärtlichkeit ganz hin, flü-

sterte so nachgiebig, wie girrende Liebe unter den Schatten der Nacht — neigte ihren Gipfel — und der Jüngling ließ sich zu ihren Füßen nieder.

Es war eine warme, sternhelle Nacht, welche diesem Tage folgte; und mehrere schöne Tage und laue Nächte hinter einander, ließen dem Jünglinge fast nichts zu wünschen übrig. Aber bald fiel stürmische Witterung ein. Da vermochten nun freylich die Zweige der erhabnen Tanne nicht, den Schutzsuchenden zu decken, ja sie konnten, allzuhoch schwebend, ihm kaum einzelne Wassertropfen vom Leibe halten. Von allen Seiten traf ihn jetzt der Sturm, von allen Seiten der Regen — überall entdeckte er nichts als Wind und Wasser! Durchnäßt und erkältet, stieg er sehnsuchtsvoll am Stamme hinauf, um die hohen Zweige der Geliebten seinen Bedürfnissen näher zu bringen; aber sie waren nirgends recht zugänglich. Er baute sich sogar von einigen derselben unten eine Laube; aber auch diese hielt Wind und Regen nicht aus, und die Stürme umrasten ihn wie zuvor. Endlich

zündete

zündete er gar die Laube an, um sich nur an ihrem Feuer einigermaßen wieder zu erwärmen — das gab Geräusch genug, aber wenig Wärme. Da sah sich denn der Arme genöthigt, wenn er nicht umkommen wollte, seine Zuflucht zu geringen Baumstöcken zu nehmen, welchen man nicht einmal mehr ansehen konnte, zu was für einer Art von Bäumen sie gehörten, und die er sonst verkannt und übersehen hatte, bey deren gemeinem Hülfsfeuer er sich aber doch weit besser erwärmt und mitleidiger gepflegt fand, als bey seiner weit ins Blaue hinschauenden, nur im poetischen Feuer glühenden, ätherischen Tanne. Doch — wir müssen es ihr zum Ruhme berichten — doch wehte von ihrem Gipfel noch zuweilen eine schöne Elegie zum Geliebten herüber, der jetzt im kalten Fieber lag und seine Freundin — er war ein guter, gefühlvoller Mensch — für ihre Theilnahme — segnete!

Der Dritte gieng an einem Bache das Thal hinab. Dieser Jüngling, welcher ein biederer Freund der unverdorbenen Natur war, aber nicht so großen Werth auf blendende

Schönheit und Hochgefühle legte, als seine beyden übrigen Freunde, schlich ziemlich lange sinnig und mißtrauisch fort. Auf einmal aber fiel ihm eine Erle ins Auge, die sich vor allen Bäumen ihres sonst weniger geschätzten Geschlechtes, sehr vortheilhaft auszeichnete. Ihre schöne dunkelgrüne Farbe, ihr gutes Aussehen, die hübsche gerade Haltung des wohlbelaubten Baumes — alles ergötzte ihn; und fast noch mehr als alles dieß, erregte der reizende Ort, wo diese Erle stand, sein Wohlgefallen. Ueberall lachte das schönste Grün und der üppigste Blumenschmelz um den Baum her. Der Bach, der ihre Wurzeln tränkte, war so rein und silberhell — aus allen seinen Spiegeln lachte das Bild der lieben Sonne so glänzend hervor, und die Erle selbst hatte ein so biederes, ungeziertes Ansehen, daß der Jüngling ohne Bedenken seinen herzlichen Antrag that, und, nach erfolgter Erhörung, sich in ihrem Schatten niederließ.

Nach einiger Zeit fühlte er sich von einem ziemlich starken Schnupfen beschwert, welcher zwar wenig beachtet, doch weiter hin ärger, und

zum Katharr ward. Auch dieſen achtete der Jüngling noch nicht eher, als bis ihm einmal der Spiegel des Baches, ſtatt ſeiner ſonſt ſo blühenden Geſtalt, ein bleiches Jammerbild zeigte! Elend und abgezehrt ſchlich er umher, blaß wie der Schrecken, und voll Kummer und Reue darüber, daß er dieſen Wohnſitz gewählt hatte. Darauf that er ſeiner Erle den Vorſchlag, ſie möge ſich ausheben und an eine andere Stelle, die mehr in der Höhe lag, verpflanzen laſſen. Allein die Erle antwortete ganz kalt, ſie könne dort nicht fortkommen und gedeihen, und er möge ſich lieber an ihre Lebensweiſe zu gewöhnen ſuchen. — Wollte nun der Getäuſchte nicht, außer ſeiner bereits zerrütteten Geſundheit, auch ſein Leben ſelbſt vollends aufopfern, ſo war er genöthigt, ſeiner ſo unglücklich getroffenen Wahl wieder zu entſagen, ſich — weil es dort noch keine Konſiſtorien gab — ſelbſt zu ſcheiden, und den Bewohnern der umliegenden Gegend bekannt zu machen, daß ſie ihn künftig nicht mehr bey ſeiner Erle, ſondern anderswo zu ſuchen hätten. — Der gute Jüngling war diskret genug, um der

Welt zu verschweigen, (was er doch einst einem Freunde, aber nur im engsten Vertrauen, mitgetheilt haben soll) daß, wenn er zuweilen die äußern Umgebungen seiner Erle beseitigt, um den geliebten Stamm recht innig in seine Arme zu fassen, er meistentheils schwarze Finger davon getragen habe.

Der Vierte endlich, ein Junge von soli dem Geschmack, kam zu einer stämmigen Buche, die er sogleich scharf ins Auge faßte. Sie war von der Art, welche die jungen Hirten Hainbuchen, andere Leute aber Hagebuchen, auch wohl Hämbüchen zu nennen pflegen. — „Du magst mir wohl fest stehen!" rief der Ueberraschte aus, und sah mit blöder Verwunderung an ihr empor. Die kräftigen Aeste streckten sich in üppigem Wuchse heraus und waren weit umher verbreitet. Unter ihrem Gezweige saß man sicher. Auch konnte man sehr leicht ihre prächtigen Laubgewölbe ersteigen, um da oder dort nach Gefallen sich aufzuhalten und Hütten zu bauen. — „O laß mich hier bleiben, du reicher, wohlbelaubter Baum!" so rief der Jüngling verlangend

aus, und machte ohne Bedenken Anstalt, bey ihr Platz zu nehmen. Die Buche — es war eben kurz vor der Zeit ihrer Blüte — äußerte freundlich flüsternd, sie sey dieß wohl zufrieden; und wirklich schien der Aufenthalt des ganz entzückten Jünglings ihr ein großes Vergnügen zu machen.

Allein, wie kurz war seine Freude! Nach einiger Zeit machte er insgeheim die Entdekkung, daß zu gewissen Zeitpunkten Käfer, Raupen und Ungeziefer des Waldes von allerley Namen, Art und Stand sich auf seiner Buche versammleten, um auf den Blättern und Blüten derselben ihr Wesen zu treiben. Dieß stand ihm nicht an. Er suchte das Geschmeiß zu verscheuchen, und wenigstens seine eigne Ruhestelle, wo es sogar zu haushalten sich erfrechte, ehrlich und rein zu erhalten. Aber alles Scheuchen wollte nicht helfen, und die Buche nahm Alles willig auf, weil sie dieß schon vorhin so gewohnt gewesen war. Kaum hatte er eine Gasthcerde verjagt, als schon wieder eine andere sich herbey zog! — Zuletzt sah er kein anderes Mittel mehr, als,

ſich in die Zeit zu ſchicken, und in jenen Monaten, worin die fremden Gäſte einzukehren pflegten, ein anderes Quartier zu ſuchen. — Da kam ihm nun freylich ſein luſtiger Sinn noch eine Zeitlang zu ſtatten. Ein Anderer hätte ſich vielleicht zu todt gegrämt. Aber dieß war ſeine Sache gar nicht. Er übernachtete bald unter der Linde, bald unter der Eſche, ſtieg auf eine Eiche, oder begnügte ſich auch im Nothfalle, das müde Haupt in eine Haſelhecke zu legen. Dabey kehrte er auch, wann der Zuſpruch zu Hauſe fort war, noch zuweilen wieder heim — und überhaupt glaubte man (wie ein fitten- und ſchamloſer Geſchichtſchreiber jener Zeiten zu ſagen wagt) daß unter allen vier Jünglingen dieſer noch am beſten gefahren ſey. Allein ein anderer, viel glaubwürdigerer gleichzeitiger Schriftſteller berichtet ganz das Gegentheil, und erzählt, daß ihn ſeine übrigen drey Freunde einſt ſehr blaß und traurig am Bache fanden. — Dort klagten nun Alle einander ihr Leid. Die ſchöne Maye war indeſſen abgeſtorben, die Erle von einer Bergfluth fortgeſchwemmt, die

Tanne im Sturme zersplittert, und die Buche hatte den Brand.

Nachdem sich die vier Freunde satt geweint hatten, schieden sie von einander — aber keiner sagte dem andern wohin er sich begeben oder was er anfangen wolle.

Nur der zweyte, noch immer ein redlicher Verehrer seiner ihm zu früh entrissenen Tanne, blieb hier eine Weile im schönen blumigen Waldthale stehen, blickte in die Wolken und rief, tiefaufseufzend aus: „Ach, so ist es denn doch wahr, — verzeiht, ihr großen Götter, daß ich, wie Viele meines Gleichen, erst heute, an meinem vierzigsten Geburtstage, diese große, wichtige, allen Menschen so nahe liegende Wahrheit einsehe! — so sind denn doch alle, alle Bäume, von der Ceder bis zum Dornstrauche — Holz!!!"

Da vernahm sein Ohr ein liebliches Säuseln, und als er sich wandte, sah er eine kleine artige Hütte aus anmuthigem Gebüsche hervorragen. Von ihr schienen jene Töne zu ihm herüber zu wehen. Und sie drangen in sein Herz. Und als er ihr liebevoll entgegen trat,

da tönte es auch freundlicher von der Hütte zu ihm her, und die Holde redete mit ihm.

„Du haſt mich gerührt, (ſprach ſie) und ich liebe Dich. Sieh, das hohe einfache Leben und ſeine göttlichen Träume beginnen allmählig zu erſterben auf der irdiſchen Flur. Ihr habt nicht mehr ein Ganzes in euch ſelbſt — wie mögt ihr das Einfache und Ganze noch außer euch ſuchen? Der Frühling, der einſt in Euch gegrünt, iſt längſt abgedorret! — Willſt Du dich zu mir thun, ſo findeſt Du Einiges gewiß bey mir: Treue, und ſtets bereitwillige Pflege, und Tröſtung. Das alles muß Dir in dieſen proſaiſchen Zeiten am allerwertheſten ſeyn. Ich gebe mich für nicht mehr oder weniger aus, als Holz. Du ſelbſt, Vermeſſener, hältſt mich nur für Holz — Du weißt ja nicht was du biſt, nicht was ich bin — aber in kurzer Zeit werden wir Beyde — Erde ſeyn. Rufe mir ſelbſt deine Lieblingstöne entgegen, und ich will dein Wiederhall werden. Befeſtige mich täglich mehr; und dann halte dich nur in der Zeit des Sturmes getroſt zu mir, und ich will dich liebend um-

fangen und zu schützen suchen, so gut ich kann. — Um mich her singen ja die Vögel des Himmels, und alle Bäume des Waldes stehen von diesem sichern Punkt aus, wenigstens deiner Beschauung am anmuthigsten frey. Auch brauchst du dich nicht wegen deines Entschlusses vor deinen Freunden zu schämen. Denn jeder von ihnen hat sich gleich nach eurer Trennung ebenfalls den Bedürfnissen der Zeit gefüget und eine tüchtige Hütte ausgesucht — Alle sind bereits bey meines Gleichen unter Dach gekommen."

So sprach die verständige Hütte, und lächelte heldselig dem Irrenden ins Auge. Er überließ sich mit Ruhe und Entschlossenheit ihren Armen, und gewann bald die theure Pflegerin so lieb als sein eignes Leben. Auch fand er in ihrem Innern ein wohlklingendes Saitenspiel, an dessen schönem Tonboden er mit Entzücken einige Reste seiner lieben Tanne wieder erkannte. — Sein Leben füllte sich allmählig wieder mit schönen Phantasieen, und oft rief er die Götter an, ihn nimmermehr von dieser reizenden, stillen, süßen Heimath zu trennen, die so

gut, und beſſer ſey als er ſelbſt, und ihn ſelbſt täglich beſſere. — Und die himmliſchen Mächte beſchloſſen gnädig, mit ihm auch ſeine treue Hütte zu vergöttern. Einſt, als er in einer ſchönen Frühlingsnacht in ihren Armen ſchlummerte, ſandten ſie einen leuchtenden Blitz auf die Hütte nieder. Alles verrauſchte dort ſchnell in der Flamme, und aus den lichten, ſüßumherduftenden Rauchwolken ſahen plötzlich die Hirten der Gegend das Bild des verklärten Jünglings und an ſeiner Hand ein Weib in der edelſten Geſtalt zu den Göttern auffahren.

Die liebe, böſe Fabel! Auguſt, warum dürfen wir denn keine ſchönern Fabeln machen — warum iſt doch die liebe Menſchheit nach und nach ſo ſehr verbauert, poetiſch verlumpt und abgeriſſen! — Aber, bewahre mir die Fabel wohl auf! Ich vertraute ſie vorhin einem beſondern Blatt an; allein ich greife jetzt nach meiner Briefkaſche, um ſie nun feſt in dieſen Brief einzunähen und zwar mit dem ſtärkſten aller Zwirne, den mir geſtern Abends die

schöne Badebettmeisterin in Liebenstein verehrte; es ist, wie Du siehest, recht herkulischer Zwirn — d. h. nicht gerade von dem Alciden gesponnen, aber doch an Stärke selber ein Herkules.

Uebrigens muß ich Dir sagen, daß ich meinen ausgeplünderten Reisenden während des Abschreibens auf jeder Seite, ja mit jeder Numer lieber gewonnen habe — und fest will ich auch ihn oder seine Blätter diesem Briefe annähen. — Man findet, wie Du weißt, ohnehin höchst selten eine solche Reihe von Anmerkungen, Geständnissen, Entdeckungen und Wahrheiten, die Einer bloß für sich selbst machte, (und zwar nicht etwa bloß auf der Studierstube schrieb, sondern wirklich im Reisen und Leben machte) ohne sich dabey noch einen Dritten zu denken, der sie jemals lesen könnte. Der gute Mann mag zürnen wie er will — ich wage es, sie Dir, ja vielleicht der Welt mitzutheilen. Du wirst, hoffe ich, bescheiden seyn und mir auch nicht eher erlauben, daß ich sie der Welt bekannt mache, als bis diese verspricht, hier und da ein Auge

zuzudrücken. Freylich mußt Du nicht vergessen, daß sie im Grunde doch nichts weiter seyn wollen als andere „Mélanges, Pensées et Souvenirs“ auch; die man leider selten so anspruchlos annimmt, wie ihr Urheber sie gab.

Aber, Gott im Himmel, welche Gestalt naht sich mir dort! — —

Sie war es, Auguste! — Der Tod hat sich wieder zur jugendlichen Gestalt belebt — das schwarze Grab ist hell aufgegrünt — Gott, ja — so, so wäre das Kind einst zur Jungfrau herangeblüht!

„***!“ schrie es in meiner Seele laut auf. — „Klothilde!“ sprach ich ihr leise und feyerlich entgegen.

„Wer lehrte einen Fremden diesen Namen aussprechen?“ sagte sie, mitten im Lächeln erblassend mit einer Geisterstimme, und wandte sich wieder ins Gebüsch, indem sie zurückrief:

„Meiner Schweſter dort unten iſt nicht wohl — ſie hofft auf ihren Freund.“

Ich muß fort, Auguſt — fort zu Minchen — fort in die weite Welt! — Lebe wohl!

Beylage
zum fünften Briefe.

Fragment aus dem Tagebuch eines Reiſenden.

— — und bekanntlich beſteht der letzte Zweck der ganzen Natur darin, daß ſie dem Menſchen nütze! — Dieſer kluge Freund ſoll ſie nach und nach verſpeiſen, Buhlerey mit ihr treiben, mit und in ihr herum ſpazieren fahren, und dadurch recht cavalieremente aller Notüre außer ihm ſeine Macht und Herrlichkeit zeigen. — Es iſt zum Todtärgern, (ruft er zuweilen auf ſolchen Triumph-

zügen aus) daß die eßbare Thierwelt noch immer ihre Hauptpflicht nicht einsehen will, d. h. die, für die kürzeste und am wenigsten kostspielige Art ihres Fettwerdens, Einfangens oder Schießens selbst zu sorgen. Wann werden doch die Schweine einmal begreifen lernen, daß sie eigentlich und lediglich in die Räucherkammer gehören! — — Und so fährt er denn fort, den Nachtigallen, Kunstwerken, Hasen, Sklavinen, Hechten und allem liederlichen Gewürm auf Erden handgreiflich zu demonstriren, daß sie sich, wenn's gefällig ist, vor allen Dingen auf irgend einen Nutzen, d. h. darauf gefaßt zu machen haben, ihm zu singen, oder sonst respective zu seiner Ergötzlichkeit präsentirt zu werden. — — „Nun ja, Freund — (ruft mir hier ein zartes Gewissen zu) allerdings hat der Mensch auf alles das die gerechtesten Ansprüche; nur freylich — die Mäßigkeit — —" O, bitte gehorsamst! Und wenn Sie die ganze Natur, und in dieser großen Brühe, Sonne, Mond und Sterne als Brocken, in einem einzigen Frühstücke verschlingen könnten — oder wol-

ten — (denn der Mensch kann doch bekanntlich unter andern auch alles was er will) dann müßte ja gerade die Natur, im Wonnefühl ihres so eben glücklich erreichten letzten Zweckes, ihr jubelvolles *consummatum est* zwischen Ihren Zähnen rufen; auch würde sicherlich der Weltenschöpfer, erfreut über diesen guten Appetit, sogleich Ihro Menschheit mit neuen Naturen ferner aufwarten. — Ihr armen kleinen Menschen! Wißt ihr wohl, was die Natur ist? — Darum habt Achtung für sie.

108.

Hast du dein Mädchen belauscht, wann in kühler Sommernacht ihre Phantasie von Stern zu Stern flattert und mit der keuschen Cynthia Küsse wechselt: sieh nun auch die Reizende vom nachbarlichen Fenster aus, wann sie vor und nach dem Ball ihrem Spiegel gegenüber Gesichter schneidet und allerley possierliche Verneigungen macht.

109.

Das ist ein königlicher Mann, welchen

nichts beſiegt, als das Schöne und Göttliche, deſſen Knie nichts beugt, als die Andacht.

110.

Laß die Kinder der Phantaſie erſt Greiſe werden, ehe du ſie zu deinen Vorſätzen machſt; aber zwiſchen dem Vorſatz und der That vertilge jeden Raum durch das Feuer deiner Kraft.

111.

So oft die Sinnlichkeit der Liebe Mutter iſt, wird ſie auch ihr Grab.

112.

Verzage nicht wenn das Leben ſtürmt. Aus dem Verworrenen geht Ordnung und Schönheit hervor. — Erſt mußt du ja die Schreckensſtimme des finſtern Winters vernehmen, ehe dein Ohr ſich in jenem milden Tone berauſcht, den die Zunge des Mayes in Blütengewölben liſpelt.

113.

Das eigentliche Genie lebte von jeher gern in Wüſten. Sein Aufenthaltsort impo-

nirt

nirt auch in der großen Stadt noch, wie der Busch eines Löwen in der Einöde.

114.

Für den bloß sinnlichen Menschen ist die Liebe nichts weiter als ein streitlustiger Geschlechtstrieb, eine gewisse Vollblütigkeit, die zwey feindselige Geschlechter zu beständiger Kampf- und Rachbegierde so lange aufreizt und erhitzt, bis sie durch ihre eignen Siege endlich zum Frieden gezwungen werden. *)

115.

Oft muß man glauben, daß die Frauen nur mit dem Herzen denken, oder gar mit den Sinnen. Der Mann denkt in ernster Tiefe, aber hoch im wärmsten Lichte fühlt er.

116.

Vergebens hofft du, die Charis durch Streben, That, Wissen oder Muth hernieder zu

*) August, diesen Satz kann ich unmöglich für wahr halten — oder, der sinnliche Mensch müßte, als solcher, schon gewissermaaßen ein schlechter Mensch seyn?

bannen! Nur das Große läßt sich erringen — das Schöne ist und bleibt himmlisches Glück.

117.

Im Felde des Wissens sey der Stoff dein Substantivum, dem du die Form als gefälliges Adjectivum beygesellen mußt; in der Kunst und im Leben sey es umgekehrt.

118.

Warum hören wir zuweilen gerade von dem verworfensten Menschen das Feinste und Trefflichstgedachte? — Es scheint, auch die Hölle hat ihre schönen Geister.

119.

(Den 17ten May. Auf dem Guthe S... bey B...)

Holde Natur! Du hast für alles Leben mütterlich gesorgt. — Deine Pracht läßt die Seele eine höhere, unvergängliche Schönheit ahnden — deine Lüfte sind Gesang — deine Blütenauen zollen dem Menschen Speise und süße Düfte — und deine kühle Erde schenkt ihm für seine kleinen Leiden ein Grab.

120.

Fürchte die Einsamkeit nicht. Sie ist harmlos, wie der reine Mondschein, dessen Silberstreifen im Pallaste des Gottlosen höllische Gespenster, und in der Hütte des Frommen spielende Engel des Himmels abbilden.

121.

(Noch immer in B...)

Nicht die Nachwelt braucht ihr zu fürchten, ihr Skribler; denn sie richtet erst wenn ihr dahin seyd, und dann seyd ihr schon längst gerichtet. Nützlicher ist es, wenn ihr euch vor der Vorwelt schämt, deren Geister euch während des Schreibens über die Achseln sehen. — Aber, ihr glaubt nicht einmal an Geister!

122.

Jeder Poet hüte sich vor Lob- und Spottgedichten auf benannte uninteressante, ephemere Menschheit. Denn wenn ein großer Baumeister in den Stall des vergänglichen Esels einen Fußboden von Mosaik legte, so würde die Nachwelt nicht über

den Esel lachen, den ſie nicht kennt, ſondern über den Baumeiſter.

123.

Wer einmal mit der Albernheit im Bunde ſteht, der läßt ſein Leben für ſie. Er jagt lieber den treuen Hund Verſtand gar aus dem Hauſe, ehe er ihn das Leiblätzchen Dummheit auswittern und ſich vom Schooße wegbeißen läßt.

124.

Es giebt ein — oft ſehr bejahrtes Publikum, welches für ächtpoetiſche Genüſſe ewig unmündig bleibt. Verſuche nicht, dieſem den Brey ins Maul zu ſtreichen: es iſt ja doch vergebens, und du haſt dann deinen eignen genialen Vorrath zum jämmerlichen Miſchmaſch zerkocht.

124.

„Selbſtkenntniß! Viel zu wenig ſtreben die Menſchen nach ihr!“ — Ich kann viele deßhalb nicht tadeln — denn, lieber Gott, wie gar wenig verlohnen doch manche dergleichen Bekanntſchaften die Mühe!

126.

Die gemeinen Geiſter ſehen in der Natur nur Erde, und machen aus Erde Staub, dem ſie angehören — aber der himmliſche Genius ſchafft aus dem Stoffe des Gemeinſten das Wort der Ewigkeit, die ſein Vaterland iſt.

127.

Wider Alles, was in deinem Kunſtwerke gemein, abgeſchmackt, von fremdem Gut und unrecht iſt, wird dein Gewiſſen die Stimme erheben. Ueberhöre ſie nie; denn unter allen Geſchmacks- und Kunſtrichtern iſt das eigne Gewiſſen der kompetenteſte, gelehrteſte, untrüglichſte und unbeſtechlichſte.

128.

Schäme dich nie der wahrhaft empfindſamen Thräne. Jeder dieſer köſtlichen Tropfen bringt der großen Natur einen heiligen Tribut, und iſt ihr Stolz.

129.

Schwätzer ſind mir zuwider; aber auch jene Vorſichtigen, die bey jeder Frage

mehr Lippen als Worte haben. Denn bey diesen fand ich sehr oft noch obendrein mehr Worte als Gedanken.

130.

Nichts bringt ein stolzes weibliches Auge schneller zum Sinken und sogar zur ängstlichen Aufmerksamkeit, als, wenn es sich von einem Männerauge, das einen anerkannt schönen oder geistreichen Herrn hat, übersehen finden muß. Allein, diese an Verachtung gränzen sollende, und sehr weislich in Nachlässigkeit eingehüllte Vorsätzlichkeit beweist in der Regel einen falschen Mann; und — (hört mir zu, schöne Frauen — doch, Ihr wißt es zum Theil schon besser als Schreiber dieses, Euer Freund!) glaubt ihm kein Wort, keinen Blick! Denn je halsstarriger er in dieser verstellten Nachlässigkeit beharren will, desto planvoller ist er schon. *)

131.

Der Mensch ist und bleibt ein Nachtwandler, trotz all euern Philosophemen!

*) Und desto weiter habt Ihr ihn bereits vom Throne seiner Unbefangenheit weggejagt.

Alles irdiſche Bewußtſeyn, auch das klarſte, irrt ewig im Zwielichte der Phantaſie und in den Träumen der Zeit umher. Und keines Menſchen Zunge hat noch jenen geheimnißvollen Taufnamen ausgeſprochen, bey deſſen Nennung der Nachtwandler, wie man ſagt, ſtutzt und plötzlich erwacht. — Er ſoll erwachen — aber dieß Erwachen ſchließt zugleich die Augen des Lebens zu.

132.

Es giebt nichts heiligeres als die reine Liebe, wenn ſie zur Leidenſchaft wird. Ihre Göttlichkeit flammt, wie ſtrahlende Religion, zum Himmel auf.

133.

Liebet euer Leben — aber nicht mehr als Alles. Die allzugroße Liebe zum Leben hat ſchon oft das Abſcheulichſte erzeugt. Blickt empor, wie freye Geiſter, wann die ernſte Wahl ſich nähert! — Und — betrachtet doch das Leben — iſt es nicht eine unheilbare Krankheit, an welcher Jeder, und der Geſundeſte nur am langſamſten, ſtirbt?

134.

Der freye Mensch weicht gern der Gewalt der Gründe; er ist ja der Sohn des Schicksals. So gehorcht der edle Kaiser dem guten Rathe des Bauers. — Wer aber Willkühr zu seinem einzigen Handlungsgrunde macht, der ist ein feiger Knecht seiner Sinne und zugleich ein Tyrann seiner Gesellschaft, der er Gewalt anthut.

135.

Nur dem reinen Herzen thut die Erscheinung der Wahrheit Gutes — so wie Hyperions allerwärmende Küsse hier den Duftkelch der gefleckten Schlüsselblume schmeichelnd aufschließen, und dort vom schmelzenden Schneegebirge tosendes Verderben in die Abgründe senden.

136.

Manche Dichter wollen noch immer lieber beschenken als beschenkt seyn, zumal wenn man ihnen ein namhaftes Präsent an baarem Gelde reicht. — „Geben ist seliger als Nehmen" sagt die Schrift; wir aber —

wir wollen ſo frey ſeyn zuzugreifen! Glaubt mir, ihr Herren, die Muſen werden uns keine Ideen braten, während andere Leute ſich mit Eſſen und Trinken ſättigen! *)

137.

Hüte dich vor dem Kriege mit Frauen. Ihre Augen ſind Spionen, ihre feſten Plätze ſind überall und nirgends, Lächeln iſt ihre Loſung, Thränen ihre Kriegesliſt, ihre Heeresmacht beſteht aus Schwächen — aber an jeder Schwäche flattert das Feldzeichen der Tugend.

138.

Durch das Einfache und Kindliche wird uns die neuere Poeſie ſo anmuthig! Warum fallen doch noch immer die meiſten ihrer Schüler gleich ſo täppiſch ins Einfältige und

*) Hier geſteht er Dir endlich ſelbſt, Auguſt, daß er ein Dichter ſey, (wenn Du etwa dieß bisher noch nicht bemerkt haſt!) und beweiſt es zugleich durch die Scenen ſelber, Obiger Vorſchlag wird, ſo wie die Reflexion, von vielen Dichtern und Großen für ſehr überflüſſig gehalten werden.

Kindiſche? Dadurch, Ihr Herren, werdet Ihr höchſtens poſſierlich!

139.

Ich ſah heute Thränen aus den Augen eines Grenadiers träufeln, indem er vor ſeinem kleinen lieblichen Fürſtenſohne, welchen die Amme trug, das Gewehr präſentirte. — O wüßtet Ihr doch, Ihr Fürſten, welche leidenſchaftliche Treue Euch aus ſo manchem Herzen entgegenpocht — wahrlich, Ihr müßtet alle gut ſeyn!

140.

Willſt du die ſchöne Jungfrau in ihrer höchſten Anmuth ſchauen — ſieh die Keuſche, wann ſie im Roſenſchein der erſten Liebe ſchimmernd daſteht, bis an das Stirnhaar in Scham getaucht.

141.

Verzweifle nicht wenn die Geliebte lange zögert, ehe ſie dich an's Herz drückt. Frauengunſt iſt wie ein guter Tag; du mußt warten bis er kommt.

142.

Es giebt eine Klasse von Frauen, die näher mit den Gemeinen als mit den Edleren des Geschlechts verwandt, aber für das Studium noch interessant genug ist, weil ihr so viele von den eigenthümlichen Sonderbarkeiten und Widersprüchen der Frauen überhaupt eigen sind. — Sie machen Tausende glücklich, den rechten Einen ausgenommen. Bey Tage zeigen sie sich furchtsam, bey Nacht tapfer. In der brausenden Gesellschaft sind sie stille Tauben, in der Stille des Hauses brausende Hamster. Im warmen Lichte des Tages sind sie kalt wie der Mondschein, und im kalten Mondschein heiß wie Sonnengluth. Wenn sie lieben so hassen sie am Geliebten die Falschheit, und wenn sie hassen so verfälschen sie den Haß durch Liebe. Sie moralisiren über die gefallene Nachbarin so frostig wie schneidende Nordluft, und lassen sich dann am leichtesten *) den Mund durch warme Küsse stopfen. Vor der kleinen unschuldigen Maus läuft selbst die Vollblü-

*) Halt, Verräther! Dieß ist nicht wahr!

tigſte blaß davon, und vor dem größten und ſündhafteſten Kriegshelden bleibt auch die Blaſſeſte vollblütig ſtehen. Flucht und Begehren folgen einander in ihrem Weſen ſtets ſo ſchnell wie Blitz und Schlag — und ihr Wollen und Nichtwollen jagen ſich herum wie zwey Liebende. — Aber, ich wollte lieber mein Bett im faulen Mark einer abſterbenden Eiche aushöhlen — lieber mit Cirach bey Löwen und Drachen wohnen, als bey deren Einer!

143.

Willſt du wiſſen, ob die Seele eines Geizigen noch zu retten iſt, ſo beobachte ſein Geſicht, wann ein eiſiger, ſtechender Regenſchauer auf einen halbnackten Bruder niederſchießt. *)

144.

Wär' es mir doch von den himmliſchen Mächten vergönnt, ein einziges intereſſantes weibliches Herz mit allen Gedanken, Neigungen und Verfahrungsweiſen auf einmal

*) Wenn Du nemlich dann ſelbſt zum Beobachten fähig biſt!

ganz frey und offen zu überblicken! — Mein Entzücken hierüber würde größer seyn als die Wonne des genialen Heim, wenn mit einemmal — etwa vom Fichtelberge aus — unser deutscher Mäander, der Mayn, in allen seinen sechs großen Bogengängen, unzähligen Wendungen, Zügen und Krümmungen — die er so herrlich beschreibt *) — sich seinem erstaunten Auge in einer einzigen tiefen, übersehbaren Landschaft darstellte. — Welche Betrachtungen über Tiefen und Höhen könnten wir Beyde anstellen!

145.

Die Feigherzigkeit ist gesellig; sie lebt und gedeiht am besten in Haufen. Da schielt und horcht Jeder aus seiner Beängstigung hervor, und immer auch noch auf die Gespenster des Andern so lange hin, bis Nachdenken und Fassung gänzlich vertilgt sind, ja die ganze Menschheit zum Fremdling geworden ist.

*) J. L. Heims geologischer Versuch über die Bildung der Thäler durch Ströme. S. 92.

146.

Wir dünken uns niemals weiser, untrüglicher und liebenswürdiger, als bey'm ersten Familien- oder Freundesgespräche nach einer schweren Krankheit. Der Mensch freut sich, daß er wieder im Zirkel leben und mitsprechen darf. Er und seine Reden erscheinen wichtig und gefallen ihm und Andern wohl. Die letztern sind froh, ihn gesund zu sehen, und geben ihm gern Recht. Etwas davon kommt wirklich auch auf Rechnung der Sanftheit und Munterkeit des eignen Geistes, welcher sich mit schöner Selbstgefälligkeit auf den Zweigen des neuen Lebensfrühlinges wiegt.

147.

Alle Frauen, die einmal zu einer gewissen Rohheit gesunken sind, oder noch darin zu leben scheinen, sind — ich kann ihnen nicht helfen! — viel grausamer, als Männer von dem nemlichen Bildungsgrade. Man beobachte sie nur, wenn z. B. vom Urtheil oder Plane wider die feindliche Nachbarin die Rede ist — oder wenn die Unbarmherzige ein armes hungriges

Hündchen mit Prügeln oder mörderischen Würfen aus der Küche jagt. — Die Weiblichkeit (so wie ich sie das Herz der ganzen Menschheit nennen möchte) macht das Edelste vom Innern des Weibes aus; eine Auflösung der edelsten Theile aber zieht auch die Zerstörung der ganzen Menschheit nach sich.

148.

Pythagoras, der erhabene Erfinder des Monochords, müßte nun vor allen Dingen kommen, um uns seine Meynung zu sagen — hauptsächlich über van Beethovens heroische Symphonie!

149.

Es ist mir immer sehr interessant und für das Studium des menschlichen Gemüthes höchst lehrreich gewesen, zwey kleine Kinder über die Darstellung in ihren an sich ungeschickten Malereyen und Zeichnungen mit einander rechten zu hören. Z. B. ob das so eben gefertigte Bild einen Igel, oder eine Kutsche mit vier Pferden vorstellen soll? — Ihre Gründe (welche für Beydes gleich gut seyn

können) führten mich oft so tief hinab, daß ich das wunderbare Substratum des Menschen zu finden hoffte.

150.

Im Menschen wohnt ein himmlischer Ton, durch den er der Gottheit selbst ähnlich wird. Es ist die Stimme der Barmherzigkeit, wann sie mild, wie Gesang des Himmels im Frühlingshauche, herabweht in des Elends giftige Schauerhöhle. — Seht, Menschen — dort hebt der langgequälte Mensch sein Haupt nach dem süßen Schall empor — alle Marter sammlet sich noch einmal in seinem Blick, um in einer einzigen Freudenthräne zu verrinnen!

151.

Was ist doch der stolze Mensch mit seiner Tugend? — Der einzige letzte Trost blieb, selbst für den Heiligsten immer noch dieser: daß die Gottheit ihn nicht belohnen, sondern, als ihr eignes Geschöpf begnadigen — daß sie, ohne Rücksicht auf seinen Werth und Verdienst, als Gottheit, und nur göttlich

an

an ihm handeln will — daß sie ihn einst nicht in das verzehrende Sonnenlicht der Vergeltung, sondern in den himmlischen Labeschatten ihrer ewigen Barmherzigkeit stellen wird. — Könnte ich Armer doch diese Worte in jedes Ohr der bessern Menschheit rufen! Oft schon wurden sie gesagt — und viel tausendmal die Sache; und doch — welche Tugend ist wohl, gerade bey der edleren Menschheit noch seltner, als die Demuth! — Lehrt sie, ihr Prediger der Erde, predigt sie jedem tugendhaften Herzen mit rührendem, lebendigem Schall — und möge doch die Gottheit eurer Stimme den Silberton der weinenden Schönheit, und euren Worten die Gewalt der knieenden Andacht verleihen!

152.

Kein Mensch ist so verderbt, grausam, unmenschlich, oder so ganz zerstört, daß ihn nicht die Dichtkunst auf Augenblicke bändigen, fesseln, ja beglücken müßte. — Schmiegte sich doch selbst der wilde Höllenhund zu den Füßen des Thrazischen Sängers!

153.

Die Hitze des Lebens blendet unsern Geist, wie die Sonnengluth eines heißen Tages das Auge. Erst am kühlen Abend schaut die Seele in den Tiefen der stillheraufziehenden Nacht die ewigbrennende Kerze der Unvergänglichkeit, gleich einem freundlichen Sterne, der im Abgrunde der Finsterniß leuchtet.

154.

Erst richtet den Handelnden nach seinem Sinne — dann betrachtet seine That. Die Würkung empfängt den höchsten Adel erst von ihrer Ursache. — Sonst wären ja die Thränen, welche das Himmelsfeuer der Liebe zeugt, nicht köstlicher als jene gemeinen Tropfen, die der Sturmwind des Dezembers aus schönen Augen preßt.

155.

Die Schmerzen reiner Liebe sind mehr als wollüstig — aber mit jeder Freude der Wollust erzeugst du dir einen Schmerz der Reue.

156.

Wollt ihr den Frieden lernen, ihr Krieger, so betrachtet den Krieg, welchen die unschuldigen Kinder gegen einander führen. Müßt ihr nicht ihrer komischen Tapferkeit Beyfall zulächeln, wenn sie die Schanze, hinter welcher zuletzt Jedem sein bestimmtes Vesperbrodt winkt, berennen und erstürmen? So stampft der ergrimmte Hase mit dem Fuß den Erdboden und bricht wüthend in die Schlachtreihen der Kohlköpfe ein. — Besonders versucht es doch Ihr einmal, Ihr Helden! Und denkt dabey an die neuliche Schlacht, und an die morgende — ich will Euch nicht sagen, was Ihr fühlen werdet — aber — Ihr werdet vielleicht noch ins Reich Gottes und seines Friedens eingehen!

157.

Was vermag nicht der Mensch! — Er, dem die Erde ihre tiefen Adern aufschließen muß — der die Lüfte durchschifft — der den Brandungen des schäumenden Weltmeers Dämme entgegenwirft — der selbst das fres-

sende Gift des Feuers gezähmt, und, hingehaucht auf die friedliche Kerze, zum stillen Freunde seiner Nächte gemacht hat! — — Wohl! Aber, mein Freund, — wirf einmal in der heitern Nacht einen einzigen tiefen Blick in den Abgrund der Schöpfung, und sage dann Jenes noch einmal! Siehe, ob der Mensch noch groß bleibt, wie vorhin?

158.

Es wird immer für einen mit sich selbst im Kriege begriffenen Staat das letzte, schrecklich geröthete Blutzeichen seyn, wenn endlich auch die Frauen kriegerisch werden. Fürchterlicher Anblick für den Menschenfreund, wann selbst die feidne Weichlichkeit sich von ihren Polstern aufmacht, wann die zartfühlendsten Herzen unter dem Panzer zu schlagen wünschen, und alles Friedliche mit dem häuslichen Heerde vollends in Trümmer sinkt!

159.

Im größten Drange des Lebens reißt uns oft die Liebe am mächtigsten zu sich;

so wie die Sirenen im Sturm am lieblichsten singen.

160.

Vorsichtigkeit bey'm Wohlthun bleibt immer ein Zeichen menschlicher Kälte. Wer nicht gern giebt, stellt gewöhnlich' erst ein langes Examen, mehr über die Geschichte als die Würdigkeit des Leidenden an, und thut allerley tröstliche Vorschläge. Der eigentliche Wohlthäter untersucht nur die Noth. Er fragt nicht lange nach Stand und Namen — seine Tröstungen sind stille Thränen; und überall, wo er die Ebbe der Armuth erblickt, da bricht die Fluth seiner Barmherzigkeit schwellend herein.

161.

Eine Zweydeutigkeit kann ein unschuldiges Mädchen in einen der höchsten Momente ihrer Schönheit stellen. Ich meyne das Lächeln der gutmüthigen Unwissenheit, als bloßes Zeichen der Wißbegierde und der Aufmerksamkeit für den Freund, aufblühend. So lächelte gewiß die junge Eva vor dem Sün-

denfalle. — Selig jeder Liebende, der dieß Lächeln im Antlitz der Geliebten schaut!

162.

Es ist und bleibt doch ein noch nicht genug erkannter komischer Zug der lieben Menschheit, über welchen die himmlischen Mächte in ihren Wolken oft lächeln mögen, daß — während die eigentliche Weisheit nur im höchsten Sturm, in den bedenklichsten Momenten des Lebens ausgefunden und geübt wird — der große Philosoph indessen auf dem Lehrstuhle sich zur Posaune seiner eignen Weisheit macht, die er gewöhnlich noch niemals probirt hat, als etwa bey der Revision in seinem Lehnsessel.

163.

Traurig war es für die Staaten, daß mit der höher gestiegenen Kultur der Sittenverfall eintreten mußte. Aber den verderblichsten Charakter trägt doch in dieser Rücksicht die gegenwärtige Zeit, in welcher (wie z. B. in B...) die Aufklärung zur Raserey geworden ist. — Ach, alle himm-

lischen Keime, welche die Besserung in stiller Verborgenheit noch hervortrieb, werden nun im Heeresstrome der Zügellosigkeit mit fortgerissen, seitdem der Spott über das Ehrwürdige pragmatisch geworden ist, und die nackte Frechheit öffentlich umherläuft. Ja, die Sünde hat sich auf ihren Märkten gelagert, und es giebt nichts Geweihtes mehr. Denn die Spötter hohnlächeln im Tempel, und gemeine Narren haben das ehrwürdige Siegel der Mysterie erbrochen! *)

164.

Reiße die Liebe nie aus deinem Herzen, wenn sie nur rein ist. Sey du arm und treu und glückselig, wie jene junge Hirtin, die insgeheim einen Königssohn liebte, und, als er sie einst fand und liebend den schönen Leib in die Arme nahm, vor Liebe starb.

*) Am Ende gehört der Mann wohl doch zu der neuen Schule, August? Auch wir haben ja das nemliche Urtheil oft über die jetzige „Humanität" gefällt. Wahrlich, er hat Recht!

165.

Zwiſchen Zorn und Trunk laß die ganze Macht deiner Klugheit ſich lagern. Der Zorn iſt nur ein dummes Ungeheuer, das vor dem Lichte der Beſonnenheit flieht. Der Wein iſt nur ein luſtiger Zechbruder, den wir bey'm Wirthe hereinnöthigen und mit ſchwerem Gelde dafür auslöſen, daß er uns zum Beſten hat und dem Verſtand ein Bein ſtellt. Aber Zorn und Trunk lieben ſtets einander in ſträflicher Begierde, wie Vater und Tochter, und ihr blutſchänderiſches Bündniß zerreißt alle Bande der Menſchheit. Oft zeugen ſie plötzlich den Schreckensſohn Mord miteinander, und Jeder mußte immer noch zuletzt an der Reue ſterben.

166.

Der Mann, welcher nicht zu dulden vermag wie ein edles Weib, wird nie kräftiger handeln als ein Weib.

167.

Hundertmal habt ihr es geſagt: Die Jugend weiche ſchon im März des Lebens Früchte tragen will, wird in der ſchönen

Sommerzeit blätterlos! — Aber seht um euch, ihr Weisen — wer achtet auf eure Rede?

168.

Jeder Mensch ist in gewissem Sinne ein Narr; aber der ist der weiseste und glücklichste, welcher nur sein eigner ist.

169.

(D. . . den 8. Jul.)

Im Bilde der heiligen Jungfrau Maria liegt etwas nothwendig und allgemein Schönes und Heiliges. Es erscheint als der einzige Gluth- und Glanzpunkt, in welchem das griechische Götterreich, der Islamismus und das Christenthum in eine göttliche Vereinigung verschmelzen können.

170.

Die erwachsene Jugend muß nur insgeheim getadelt, das Kind dagegen nicht öffentlich in seinem Beyseyn gelobt werden. — Gewöhnlich aber erziehen wir durch öffentliches Lob den Knaben zum heuchlerischen oder frechen — oder durch allzuvielen

Tadel unter vier Augen zum ſcheuen oder furchtſamen Jüngling. Insbeſondere iſt es einer unſrer häufigſten und gröſten Erziehungsfehler, daß wir unſre Kinder in der Stille häuslicher Exiſtenz zu wenig lieben und loben. — Gegen Andere mußt du in Beurtheilung deines eignen Kindes ſtreng und gerecht ſeyn, damit dieſem die öffentliche Meynung achtungswerth, raumgänglich und unerbittlich erſcheine. Zu Hauſe darfſt du ſeines Gleichen ſeyn — da ſtärke ſeine Selbſtachtung durch warmes und freundliches Anerkennen jedes ſeiner kleinen Verdienſte, damit es innere Ehre und Wahrheit und eignes Bewußtſeyn doch noch höher achten lerne als den Schein und das Urtheil der Welt. — Wie ſelten loben wir unſre Kinder mit eigentlichem Enthuſiasmus! Immer — und hätte auch das Kind Alles gethan, was ſeine Kräfte verſtatten — ſagen wir nur höchſtens etwa mit einem gewiſſen mütriſchen Weſen: „Nun, nun, fahre nur ſo fort, — es ſollte freylich noch beſſer ſeyn!“ u. ſ. w. — Niemand zieht mehr Nutzen aus der reinen Wahrheit, als das Kind; warum

wollen' seine besten Freunde sie ihm verweigern, zumal die angenehme Wahrheit?

171.

Sobald ein Unglück mit Schießgewehr geschieht, oder ein Stück Vieh in der Stadt loskommt und umherwüthet u. s. w., werden gewöhnlich die armen Kinder — selbst die, welche am vorsichtigsten sind und sich vielleicht eben an den erlaubtesten Plätzen befinden — von den Eltern der gebildeten Klassen tüchtig ausgescholten, gefänglich eingezogen, und, in der niedern Klasse sehr oft gar ausgeprügelt, wovon ich heute wieder ein Beyspiel erlebt habe. — Durch dieses elende Verfahren habe ich schon viele Kinder auf immer feig werden sehen. — Zeigt doch in solchen Fällen — die sich dem Gemüthe ohnehin so stark eindrücken, und nur Lehr-, niemals Straffälle seyn müssen — zeigt doch lieber den Kindern, mit Worten, und wo möglich mit der That, wie sie der Gefahr verständig begegnen müssen!

172.

Hast du die Geliebte deines Herzens gefunden, dann gieb ihr dein ganzes We-

ſen willig hin. Laß ihre Wünſche deinen eignen Buſen mit Sehnſucht aufſchwellen und ihre Gedanken ſich in deine nächtlichen Träume einſtehlen — ihre Augen laß dein Elyſium ſeyn — ihren Kuß deine Götterkoſt — und ihr Gedächtniß ſey deine Ewigkeit! — Die wahre Liebe behält nichts für ſich zurück. — Aber wohl dann dir, du ſeliger Jüngling, wenn du ein ſolches Weib liebſt, wie einſt ich liebte! — Wann mein brennender Blick um ihr Koſtbarſtes flehte, dann kam ſchnell über ihr Angeſicht ein holder Glanz — dann verwilligte ihr ſcheues Erröthen Alles, aber ihre Sehnſucht ſchien um Aufſchub zu bitten, die Keuſchheit gab ſich der Liebe willig gefangen, aber die Anmuth ſiegte ſtill über das wallende Blut meines Herzens! *)

173.

(Des Nachts im Sturme bey L . . .)

Jede Gefahr erkennt einen königlichen Gebieter an. Er heißt Muth.

*) Ja, wohl Dir, glückſeliger Jüngling! Du haſt vom himmliſchen Safte des reinſten Lebens geſchlürft!

174.

Wir wiſſen, daß es Empfindungen und Gefühle giebt, die uns und allen Menſchen ewig ſo dunkel bleiben, wie etwa das Heimathliche dem lange pilgernden Fremdlinge wird. — So die ſtille, ächte Feyer eines ſchönen Sonntagsmorgens, der Blick über's Weltmeer oder in den Sternenhimmel, das Schauerliche in gewiſſen Tonſätzen groſſer Symphonieen oder Chöre oder des Vogelgeſanges, u. ſ. w. — Aber, warum glauben noch ſo wenige Menſchen, daß dieſe Empfindungen und Gefühle nothwendig ein Vaterland haben müſſen. Daß es doch irgendwo andere und höhere Weſen als wir ſind, geben muß, denen dieſelben eigen angehören, welchen ſie gewöhnlich und in der höchſten Klarheit erträglich und deutlich ſind? Und daß wir dieſen Weſen innigſt verwandt ſeyn müſſen?

175.

Ihr unſchuldigen, verſchämten Mädchen! Mit Recht meidet ihr ſtets die Pfade der

Einſamkeit ſobald ihr ſelbander mit dem Freunde wandelt — ſey auch der Begleiter ein Mann, der ſchon die Süſſigkeiten der Weiber mit der feinſten Zunge zu koſten verſteht, oder ein Jüngling, blöde wie ihr! Fliehet vor Allem, fliehet das kühle Dickig des Haines, wann die Sonne über ſeinen Schatten glüht, und Alles dort blüht und ſproßt und treibt, vom einſamen Veilchen und der würzigen Erdbeere bis zum Jupitersbaume! Glaubt nur, ich ſah es — dort ſcherzen dann loſe Faunen und begränzen den Mänaden die Becher! — Schon das Gerücht ſchleicht euch heute heimlich nach und ſpöttelt morgen öffentlich mit tauſend Zungen über die Abgeſonderten. Und das Gerücht hat Recht und ſpricht nur allzuwahr von den Geheimniſſen kühler Wälder. Keine halte ſich dort für ſicher — Keine dünke ſich unverführbar! Denn das junge Weib unſers Jahrhunderts wird noch eben ſo heiß von der Sehnſucht nach ſüßen Früchten geängſtigt als einſt die junge Eva, und das Leben was in ihrem Herzen pocht, kommt immer noch vom Blut.

176.

Wer vermag Glück und Größe am weiſeſten zu ertragen? Wer mit frohem Sinne vorher die Wonne, arm zu ſeyn, gekoſtet und gefühlt hat. Denn dieſer war ſchon reich und groß geboren.

177.

Willſt du deine Liebe treu bewahren, ſo fliehe im Lieben die Ueppigkeit. Das Leben der Sinne iſt der Tod der Liebe; und ſchon der Mörder Wollgenuß allein tödtet der Liebe oft ſo ſchnell die ſchöne Gefärthin Anmuth!

178.

(Nach einem Geſpräche mit dem Profeſſor S...)

O Phantaſie des Menſchen! Dein unbegreiflich raſcher Flug iſt ein hohes Wunder der Schöpfung. Auf deinen Schwingen fahren uns Bilder und Gedanken, voll von Lieblichkeit und Schauder, voll von Kleinigkeiten und Welten, in elektriſchen Momenten leicht vorüber — kaum ein Millionentheil-

chen von deinem Reichthume vermögen wir aus dem Riesenfluge zu ergreifen und festzuhalten — du bist ein Nebel der rauhen Wüste, der erst drüben, im elysischen Blumenlande als lautere Quelle hervorströmen wird — wahrlich, dein Vaterland liegt nicht im Raume — dein Name ist Unermeßlichkeit! — Wem diese unermeßliche Anlage im Bau einer menschlichen Phantasie nur für ein irdisches Menschenleben aufgeführt scheint, der ist kein Mensch und der wahren Menschheit unwürdig.

179.

Was ist es, das manche Seele so muthig macht — was giebt ihr einen so himmlisch leichten Sinn bey jedem bevorstehenden Ungemach, worüber Andere sich ängstigen — was schafft ihr jenen ewigen Umduft von Ruhe bey allen hereinbrechenden Stürmen des Lebens, der immer nur das Erbtheil weniger Auserwählten ist — was macht sie so kummerleer und fröhlich, wie eine reizende Au in der Frühlingszeit? — Es ist die Unschuld.

180.

180.

Betrachtet man die Produkte unsrer schönen Literatur aus dem letzten Jahrzehend — o welcher Gewinn an Reinheit, Schönheit und Reichthum der Sprache zeigt sich uns da! Aber in den meisten finden wir fast nichts als Sprache. — Ja, Sprache ist dem Genius wichtig. Er fährt aus dem Abgrund der Sache begeistert herauf an's Licht; mit Macht ergreift er die geheimsten Hebel der Sprache; im Sturme reißt er Alles mit sich fort; durch neue Zeichen schließt er die tiefverborgensten Verständnisse auf — und sein Lohn ist gewöhnlich der, daß die Kritik des Tages über die neuen Ausdrücke lacht, deren sie sich nach sechs Monathen doch selbst als Sprachbereicherungen [illegible]nen muß, weil die Sache keine andern [illegible]. — Aber, dieß paßt nicht auf euch [illegible] reinen Schreiber und Schönsch[illegible]! Durch Sprachreinheit, Wendunge[illegible], Klang und stylistische Operationen ..... ihr nimmermehr Form und Geist in euern Buchstaben. — Die schöne Kunst hat ihre eigne Sprache.

Gerade in euern vermeyntlichen Fehlern liegt oft euer Beſtes — und dieß vertilgt ihr durch das ſorgfältigſte Ausjäten noch gänzlich. Trachtet zuerſt nach Geiſt — dann wird euch alles Uebrige von ſelbſt zufallen.

181.

Ein Hauptkennzeichen des ächten Genie's iſt, daß es gerade in der tiefſten Beſchwerlichkeit des bürgerlichen Unglücks luſtige Wendungen nimmt, und großmüthiger, beſonders verſchwenderiſcher wird. — Raube dem gemeinen Menſchen einen Theil ſeines Geldes, und er wird ein ſo ängſtliches Geſchrey erheben, wie der zornig heulende Kibitz, dem man die Eyer nimmt. Aber das Genie kennt oft ohnehin keinen Geldreichthum und trachtet nach keinem andern Gewinn als höchſtens nach dem Verluſte ſeiner Schulden. Nimmſt du ihm drey Viertheile des letzten Guldens ab, ſo wird es zuſehends größer, bietet dir Almoſen und Naſenſtüber — ja es zeigt in allen Stücken an, daß es nun kein dringenderes Bedürfniß kennt, als, deine und

aller Welt Gnade und Hülfe zu verlieren!' — So wird in meinen Augen der berühmte Taubmann durch folgenden einzigen Zug zum genialen Menschen, daß er einst, als seine Kasse bis auf achtzehn Pfennige verarmt war, diesen Rest auf der Stelle zum Ankauf eines jungen Gänschens anwandte, um sich desselben auf dem heimlichen Gemache, statt des dortliegenden weniger sanften Druckpapieres, zu bedienen, und (wie er seiner Aufwärterin erläuterte) „sich damit doch einmal eine Güte zu thun." *)

182.

An keinem Menschen, er sey so ausserordentlich als er wolle, mag ich das Gerücht der Universalität leiden. Man lege sich doch mit allem Fleiße z. B. auf die Staatsklugheit, oder die Musik — und damit gut! — Aber die Welt fordert auch so gern die Ei-

*) Schade, daß die Welt dergleichen Züge so selten richtig zu beurtheilen versteht, und vielleicht die obige, beschwerlich zu erzählende Anekdote noch obendrein verkennen wird!

genschaften eines Universalgenies. — Ihr Thoren! Wie kann, und warum soll denn z. B. ein großer Schauspieler oder der trefflichste Koch auch zugleich der beste Fechter, Läufer, oder der geschickteste Jäger seyn — da doch die Menschheit selbst schon seit Jahrtausenden zerrissen ist?

183.

Führte mich doch ein mächtiger Geist plötzlich einmal in die Morgenwelt der indischen Fabel zurück, und ließe für wenige Augenblicke jenen Hain am Ufer des heiligen Ganges oder Indus wieder um mich aufblühen, aus dem einst der erste artikulirte menschliche Gesang zum Lobe der Gottheit emporstieg! — Welcher Text sollte dann von meinen Lippen zu eurer modernen Musik ertönen!

184.

Wann werden die Stände und Klassen einander wieder lieben? — Wann der Pöbel nicht mehr glauben wird, daß vornehme Leute nur solche seyen, die den ganzen Tag

schmausen, die Suppe mit der Gabel einnehmen, Rosinenklos statt des Brodtes essen und auf der Leiter ins Bett steigen müssen. Wann die obersten Stände den Mittelstand wieder suchen, und dieser ihnen bescheiden entgegentritt ohne die untersten zu verachten.

185.

Der ächte Dichter verschweigt uns das Heiligste, damit wir es ahnden. Aber eure allzuviel andeutende deutsche Deutlichkeit ist keinen Deut werth!

186.

Das bleibt immer noch euer großer Fehler, ihr wahren deutschen Gelehrten, daß ihr dem, was man vor einiger Zeit einen französischen Abbé nannte, („einen kleinen rosenwangigen Pedanten") nicht eine einzige erträgliche Gestalt gegenüberzustellen habt. — Gebt nur dem fremden Männchen Strümpfe nebst einem leidlichen Rock — und er wird euch sogleich bey allen Frauen ausstechen.

187.

Gieb der Eiferſucht auf einen einzigen Moment Gehör — und du wirſt im Nu ihr Sklave, der nun an den Ketten ſeines Herzens auf ewig ſchäumen und raſen muß, der ſeine Blicke zu Giftmiſchern und ſeine eignen Gedanken zu ſeinen Folterknechten macht.

188.

(Auf S... Dörfchen bey L...)

Haſt du die bunte Reihe ſchöner Städterinen durchſchwärmt, ſo fliehe, noch ehe dir die Sinne vergehen, hin auf das reizende Land. Sieh auch nun das blühende Kind der blühenden Flur, erwachſen in verborgner Pracht, athmend im zarten Leben einer ſtolzen Jungfräulichkeit, wie die ſeltene Waldlilie, die ſich in den Düften ihres eignen Kelches labt und verſchönert. — Stolzer Jüngling! Jene ſeufzten in ganzen Chören für dich, wie du wähnteſt — aber hier gilt es deinen vollen Ruhm, und, Seufzen wird dein eignes Loos. Doch, ſey muthig und froh, wenn du

eignen Werth haſt; denn ſchnell mit ihrem erſten Seufzer wird auch ſchon der helle Blitz wahrer Liebe für dich am Firmament ihrer Augen auffahren; und alle vorher je empfundne Liebesblicke werden dir nun wie blaſſes, unkräftiges Wetterleuchten erſcheinen, in dieſem Strahle der ſüßeſten Wahrheit.

189.

(Bey St... Grabe.)

Laßt uns doch eilen, unſer Leben mit That und Genuß zu füllen! Denn das Leben iſt unſicher; und oft, wenn unſer Glück noch in friſcher Frühlingsblüte ſteht, hat uns plötzlich der ungeheure Schritt der Zeit ſchon eingeholt.

190.

Die Gefahr der Sinne iſt für zwey Liebende niemals größer und dringender, als im Moment eines geheimen und ungeſtörten Wiederſehens nach langer Trennung. — Erde und Himmel verjüngen ſich um die Seligen her, und jeder Blick wird da die Zunge eines neuen Wunſches. Und wie

soll auch dann die Liebe noch Etwas versagen, wann Gegenliebe in ihrer schönsten Jugend wieder naht, und stolze Sicherheit das schämende Blut emporjagt? *)

191.

Menschengröße hebt dich auf Jahrtausende über die gewöhnlichen Menschen empor. Aber schöner Sinn macht dich zum Sohn und ewigen Erben der Götter selbst, und diesen ähnlich. Frey seyn kannst du; aber die irdische That stammt selten von dir her, hängt seltener von dir allein ab, und oft trübt der Schlamm des Zufalles ihre ersten Silberquellen. — Selbst der größte Mann — und wäre er von den Menschen

*) Ich will darauf schwören: Der Mann, den wir hier fast überall im Schlafrock überraschen, hat diese Sachen alle wirklich durchgelebt! — Manches kommt mir auf den ersten Anblick erschrecklich einzeln und abgerissen vor. Und bey näherer Betrachtung springt plötzlich eine Erinnerung in mir auf, und ich erblicke nun eine ganze lange Geschichte darin, die ich selbst mitgelebt habe.

bis an die Stirne in Größe gekleidet und bis an die Ferſen in Unſterblichkeit getaucht — er iſt doch nur ein Spielwerk der Zeit und ihrer unbeſtändigen Kinder! — Darum tröſte dich, ſchöne, edle, thatendurſtige Seele! Denn es giebt noch Räume für dich außer dieſer kleinen Weltgeſchichte.

192.

Wollt ihr die Liebe meiden, ſo meidet den erſten Kuß — dieſe feuchte, fruchtbare Gluth, in welcher die Liebe plötzlich ſo tiefe Wurzeln im Herzen ſchlägt, daß bey ihrem Ausreißen das Leben verbluten muß.

193.

Welch ein unnennbares Grauſen ſchaudert durch meine Seele, wenn ich die ſündenſchwangere Miene des Wollüſtlings erblicke, indem eine leichtverführliche Unſchuld ihm ſcherzend naht, und er dem neugebornen Laſter ſein lächelndes Willkommen entgegengrinſet! — So ſchnüffelt Hekate's Kater in der finſtern Stunde aufwärts, wenn er das Geſchrey des Stachelſchweins, oder das Blöcken der Himmelsziege in den Lüften, vernimmt.

194.

Wann die Geliebte dir fern iſt, wünſchest du oft deinen Leib zum Geiſte, um dich tief in ihre Seele zu ſenken und dort die deinige in treuer Liebe ganz zu verbergen. Wann du wieder in ihr Auge ſchauen darfſt, dann möchteſt du ihre Adern ritzen, um von dem Purpurwein ihres innerſten, lebendigſten Lebens zu ſchlürfen.

195.

(Bey Betrachtung des emſigen H...)

Die Vorſätze zur Thätigkeit und zum wirklichen Arbeiten müſſen niemals verſchoben, ſondern ſogleich ausgeführt werden. Beſſer, es mißlingt Manches, als daß Alles unterbleibt. Wer Etwas thut, hat dadurch an ſich ſchon ein gewiſſes Verdienſt — wer ſich immer gegen das Handeln wehrt, gar keins. Die Menſchenklaſſe der letztern Art iſt ungeheuer groß. Das ſind die langweiligen, furchtſamen und faulen Träumer, die dennoch und eben deswegen niemals des Lebens froh werden.

196.

Da kann ich mich ärgern, wenn gewisse kluge Menschen so leicht hinsagen, der Mensch bedürfe fast gar keiner Erziehung! — Die Erziehung ist ja eben die Entwickelung der menschlichen Kräfte und Anlagen bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit. Durch sie allein könnt ihr auch bey'm modernen Menschen noch Etwas vom eigentlichen Charakter der Menschheit herausrufen und hervorwickeln, was er ausserdem (wegen der bösen Gesellschaft worinn er lebt) ewig in sich zurückziehen muß, wie die Schnecke ihre Hörner. — Wenigstens drey bis viererley Erziehung muß der heutige Mensch erhalten! Denn erstlich muß die physische Erziehung (Pflege, Großziehung, Auferziehung) das Kind zum gesunden, wohlgestalteten, kräftigen und heitern Menschen bilden. Zweytens soll die logische Erziehung (wissenschaftliche Unterrichtung) das Erwecken und Erhöhen der Vernunft- und Verstandeskräfte für das menschliche Wissen berücksichtigen. Dann wird durch die ethische, praktische Erziehung der Mensch

zum freyen Geſchöpf ausgebildet, und ſeinem Herzen ſittlicher Werth, ſeinem Charakter innere Beſtimmtheit mitgetheilt. Endlich (um bey Kants philoſophiſcher Darſtellungsart zu bleiben) kommt die äſthetiſche Erziehung, (die nöthigſte) welche das phyſiſche und geiſtige Vermögen des Menſchen zu der höchſten und erhabenſten Geſtalt, in welcher er aufzutreten fähig iſt, vereinigt, und ihn durch die Mittheilung des Schönen dem Ideal der Menſchheit näher bringt. — Dabey muß es, und jetzt und künftig mehr als je, und wohl ewig bleiben, ihr mögt ſchreyen ſo viel ihr wollt — wenn nemlich noch etwas Tüchtiges aus euerm Menſchen werden ſoll! — Laßt eine von dieſen Erziehungen weg — und, wenn ihr nicht entweder einen häßlichen Schwächling, oder einen dummen Teufel, oder einen elenden Sklaven — und in Summa nichts Ganzes habt, ſo ſtraft mich Lügen!

197.

Das Schöne ſchmiegt ſich gern dem Schö-

nen an; und wenn die reine Jungfrau ſich ſchon vor einem einzigen kühnen Blicke des Laſterhaften beleidigt verbirgt, ſo lockt ihr ſüſſer Blick den Mann mit der ſchönen Seele von ſelbſt an ihr Herz. Dieſer — wenn ſein Gemüth bis zu einem gewiſſen Grade keinpoetiſch iſt — bleibt in ihren zarten Gedanken immer noch Endämon, er wage auch zehnmal mehr als Jener. Vor Jenem ſchließt ſich, wie vor einem unbeſcheidnen Fremden, ihre ganze geheime reizende Welt unerbittlich zu; aber dieſer lebt mit ihren zärtlichen Augen im tiefen, gnoſtiſchen Verſtändniſſe. Er iſt ja der Schönheit vertrauter Myſtagoge, und die Küſſe ſeiner geweihten Lippen dürfen wohl einmal auf der Muſen Bitte bis zur Buſenmitte ungeſtraft gelangen: Und — glaubt es nur, ihr ſogenannten Sittenrichter! — dieß iſt der ſchönen, im Schatten der reinſten Myſterie und unter dem Schutze keuſcher Gedanken ruhig ſpielenden Menſchheit, vergönnt. — Doch, ihr haltet unſtreitig den letzten Satz für gewagt, weil euch ſeine Bedingungen unmöglich ſcheinen, da euer

Glaube an schöne Seelen nicht grösser seyn darf als ein Senfkorn. *)

198.

Verse gut zu setzen und zu reimen, ist eine leichte Kunst, welche, an sich, noch Niemanden über die gemeine Prosa erhoben hat. Die wahre dichtende Kunst in ihrer lieblichsten Jugend besteht weder in Reimen noch Prosa, noch Metrik, noch Sylbenzwang u. s. w.; ja, sie kennt dieß alles noch nicht! — Der Genius empfängt frey die Ideen der himmlischen Poesie, die schöne Kunstidee, wie der Gott aus dem Sturme sie ihm verkündet; und er wagt es, sie auszusprechen im lebendigen

*) Wenigstens paßt dieser Satz schlechterdings noch nicht auf unser Zeitalter. Denn — Freund, wo ist diese schöne Menschheit, auf deren Seltenheit unser guter Mann selbst in der Numer 175. zu rechnen scheint? — Zwar, ich müßte einen Fall anzuführen — doch, davon einmal mündlich! — Aber siehe auch nochmals die Numer. 172. nach, wenn gleich dort schon von Liebe die Rede ist. Sie wird Dir an ihrem Ende Einiges erläutern.

Worte, das ihm als Offenbarung gegeben ward. Wie verächtlich erscheinen doch jene kleinen Bedingungen, dem Ueberſinnlichen gegenüber! — Will man nie aufhören, hier „Verſe," dort „Proſa" zu verlangen? — Glaubt es mir doch: Nur die, welche leicht Verſe machen, verlangen Verſe zur guten Tragödie — nur die, welche keine Verſe machen können, ſuchen die Verſe verächtlich zu machen. — Beyde Partheyen wiſſen nicht, was ſie ſagen.

199.

(in D . . . .)

Der Fürſt muß eigentlich von Allem Etwas, und zwar von Jedem die Hauptſache wiſſen. Von dem Privatmann verlangt man nur tiefe Gründlichkeit in dieſem oder jenem Fache, und erläßt ihm dann gern faſt alle übrigen Fächer ganz. Wollte ſich der Regent z. B. nur auf die Baukunſt, Obſtkultur oder Muſik legen, — wie würde es dann mit der Staatskunſt, Polizey, Rechtswiſſenſchaft ausſehen, wenn er in dieſen Fä-

chern die Kenntniſſe des Dieners und Privatmanns beurtheilen ſollte? — Vollends in Rückſicht der allgemeinen Bildung iſt und bleibt der erhabenſte Grundſatz dieſer, daß von dem gebildeten Regenten ſelbſt alle Kultur ausgehen und ſich der geſammten Menſchheit ſeines Staates mittheilen müſſe. — Bey ſeinen Lieblingsergötzlichkeiten hält man den Stempel der Männlichkeit für unnachläſſig — und von einem Fürſten, der weder Militär, noch Jagd, noch Pferde (noch Kunſt) liebt, wird ſelbſt das Volk ſich niemals ganz überzeugen, daß er ein wahrer eigentlicher Fürſt ſey. — Den Verſchwender lieben ſie ſelten. Will, oder kann und muß er aber viel Geld ausgeben, ſo wende er nur nichts auf Mätreſſen, nicht zu viel auf Militär und Jagd, lieber Alles auf Bauwerke, Garten- und andere groſſe Anlagen.

200.

Jenes entzückende Lächeln, welches ſo ſchmachtend über die Roſenlippen des Liebe geſtehen-

ſtehenden Mädchens hinbebt, ſey ſtets in den Purpur des jungfräulichen Erröthens gekleidet. Die holde Scham wird ſelbſt dann erröthen, wann ſie nur dem ſtillen Mondſchein ihre Liebe zu bekennen wagt.

201.

(Erinnerung im Puppenſpiel.)

Ich hatte einſt einen Freund, der oft bis zur Vollendung witzig ſeyn konnte. Aber, Geiſt, Schönheit und Gutmüthigkeit zierten ihn dabey in gleich hohem Grade. Es war ihm auch faſt einerley, ob er ſeine Zeitgenoſſen mit Gedichten wund küſſen, oder in Proſa abprügeln ſollte; und nie ſah ich ihn den Bogen ſeines Witzes überſpannen und zerbrechen. Aber einmal — als ich mit ihm vor einem lange entbehrten Puppentheater voll Sehnſucht da ſtand, und als endlich der kleine Vorhang emporſchnappte, und nun im Hintergrunde der Veſuv zum Feuerſpeyen, vorn aber auf einmal drey der allertrefflichſten obligaten Hanswürſte, die jenen Berg verſchlingen ſollten, vor den Herrſchaften angelaſſen

wurden — da, ich geſtehe es, da kam mir mein Freund beträchtlich kleiner vor. Auch er ſelbſt fühlte ſich gleich nach den erſten Reden und Operationen hingeriſſen, und im Innerſten des Herzens glücklich und entzückt. „O — ſagte er, und trippelte und trocknete ſich den vom Lachen erpreßten Schweiß nebſt häufigen Freudenthränen ab und drückte mir die Hand — o, was iſt doch die ganze witzige Menſchheit gegen einen einzigen mit Händen gemachten Hanswurſt, der ſich nur irgend gehörig zu räuſchern und zu rechter Zeit im Hüpfen auszuſpucken weiß!“

202.

Die Publizität iſt das oberſte, unbeſtechlichſte Organ der Gerechtigkeit — zu finden bald überall, bald nirgends. In ihr fürchtet jeder Unterdrücker zuletzt noch ſein unumgängliches Todesthal Joſaphat. Sie iſt ein unſichtbares drittes Reichsgericht des Volks — ja das ehrwürdigſte allerhöchſte Tribunal gerechter Menſchheit — der große Reichstag der Zeiten. — Sie ſchmiedet die Bosheit

auf ewig an den Pfahl der öffentlichen Schande und umgiebt die Unschuld mit der Glorie schöner Menschheit. Jahrhunderte lange scheint die Unsterbliche zu schlummern — plötzlich erwacht sie, bestraft das Gemeine mit dem endlichen Tode der Vergessenheit, und macht das langverkannte Gute zuletzt noch zum Erbtheil der Welt. — Wer von der Bosheit aus allen Instanzen verdrängt ward, der zeige dann ihr das blutende Herz, und — erstaune über ihre Allmacht. Wer seine gute Sache, in sich selbst vollendet, vorzulegen vermag — wer ein Geheimniß zu Beglückung der Menschheit entdeckt hat — der wende sich nur getrost an die Publizität, und empfange den Dank seiner Zeitgenossen und zugleich den Sternenkranz der Unvergeßlichkeit.

203.

Das sind oft die schlechtesten, gemeinsten Menschen, die sich mit poetischen, schönen, warmen, empfindsamen oder edlen Aeußerungen öffentlich gern herauslassen und breit machen — während sie sich im Herzen

darüber mockiren. — Stelle einen Solchen plötzlich einmal dem klaren Spiegel eines wahrhaft poetischen Gemüths gegenüber, welches ihm mit poetischem Spotte seine jetzige Gestalt zeigt: so verstummt er, und flieht dann mit Gelächter in seine Gemeinheit zurück. — So erschrickt ein abgeschwemmter Eber vor seiner weißen Farbe, und stürzt von der wohlthätigen Silberquelle zurück in das Sumpfbad der ekelhaftesten Häßlichkeit.

204.

(Erinnerung im Vollmonde.)

Licht ist dem Leben fühlenden Menschen das Lebendigste, Lieblichste und Höchste — es begeistert ihn (fast bey jeder schönen Begegnung) zum Heiligsten — und, wahrlich, er ist ein Sohn des Lichtes! Dieser Satz ist nicht nur im höhern Sinne wahr, sondern auch bis zu den Vorfällen des gemeinen Lebens herab. — Ich lag einst in süßem Schlummer, als auf einmal reine Töne des Himmels mich leise weckten. Berauscht von balsamischen Düften, die aus meinem Blumenlager

drangen, ſchaute ich in der Entzückung hinaus — und vor dem ſterblichen Auge hatte ſich die abgeblühte Welt der alten Götter, verjüngt in elyſiſcher Schönheit aufgethan, und ich ſah ſie wieder, die göttlichen Bilder, in ſchöner menſchlicher Geſtalt. Auf Donnerwolken ruhte freundlich der herrſchende Vater, und um ſeinen Thron ſchüttelten Sylphen, aus Licht gehaucht, ihre morgenrothnen Schwingen, und blitzende Salamander legten ihre Flammenlaſten zu den Füßen des Adlers. Glorreich fuhr Latona's Kind, der pythiſche Sieger herauf — vor ſeinem Götterwagen Kronions hohe Töchter, die äthergeflügelten Horen, im himmliſchen Tanze dahinſchwebend; und die Harmonieen einer heiligern Welt entwehten dem Golde der Lyra, und aus Myrthenhainen drangen die Chöre der Kamönen zum Ohre des Sterblichen. Fernher tönten die gewaltigen Hämmer der Cyclopen aus Hephäſtos rauchender Eſſe. Ihr naheten Ares und die Göttin mit der ſchrecklichen Aegis. Mächtig waltete mit ſeinen Gottheiten Poſeidon im feuchten Wellenreiche, vom zarten

Volke der zahllosen Ondinen umspielt. Aus allen Ufern drangen die Flußgötter, und scherzend sprang die glanzreiche Quellennymphe zu den Gespielen hinab. Einsam und gesenkten Blikes wandelte die holde Ceres durch Blumengefilde; schwarze Spalten schlug ihr Eisen in die Erde; und die Gnomen, beladen mit Grüßen der ewigtrauernden Persephone, stiegen traurig herauf. — —

„O, rief ich, so seyd ihr endlich wiedergekehrt, ihr seligen Gestalten der Vorwelt!“ — —

Aber ach! Jetzt hob sich, gehüllt in durchsichtiges, duftendes Rosengewölk, aus dem nahen Quell ein Weib zwischen Blumen empor — vor deren Schönheit die Natur sich in brünstigem Schauer verjüngte und aufgrünte, wie die Flur im befruchtenden Blitze des Frühlingsgewitters! Sie war es, Aphrodite, die Göttin über alle Götter — und auf ihren Lippen blühte die Liebe, und aus ihrem Auge strahlte die Schönheit — und alle Welt schimmerte in neuem süßem Glanze vor dem göttlichen Bild. Und ach, sie blickte lä-

cheind auf den ſterblichen Mann hernieder — da ſchaute er das Schöne, und ſank in den Staub — da fühlte er die Liebe, und die Menſchenbruſt zerſprang — —

Aber der hülfreiche Hermes ſelbſt ſchwebte jetzt zu mir hin, und löſete meine Zunge — und ich fühlte mich göttlich — und die Gottheit winkte lächelnd — da hob es mich in himmliſcher Gluth empor — meine Arme breiteten ſich nach ihr hin — und ich ſprach in übermenſchlicher Wonne ein unſägliches Wort aus — —

Kein Jüngling war je ſo ſelig, als ich in dieſem — Traume! — Doch, ſchon einige Zeit vor dem Ende deſſelben drängte ſich in meiner Erſcheinung immer ein ſchwarzgelockter Kopf vor, und jetzt rief eine irdiſche, grelle Stimme: „Menſch, was machſt Du!“ — Es war mein Freund, der in der kalten Dezembernacht mit zwey hellbrennenden Kerzen vor meinem Bette ſtand. Nach unſerm poetiſchen Geſpräche noch im Zimmer leſend, hatte er die lauten Entzückungen meines Traumes gehört, und dieſe, indem er ſie zu belau-

schen kam, durch den blendenden Lichtschimmer so sehr gesteigert, daß ich schon seit fünf Minuten emporgerichtet und mit völlig offenen Augen vor ihm dasaß. Meine Gesichtszüge, sagte er, seyen zuletzt fast schön, und so wenig mehr irdisch gewesen, daß er angefangen habe meine gänzliche schnelle Auflösung zu fürchten. — Mein nachheriger Schlummer war leiser und erquickender als je, und noch mehrere Nächte lang füllten jene Götterbilder meine Phantasie mit unbeschreiblichem Glanze.

205.

Die Dummheit in der zweyten Potenz scheint sich immer schon eines poetischen Charakters, eines gewissen witzigen Bewußtseyns, ja selbst einer Art von Freyheit zu erfreuen — d. h. der, welchen ich den Bock melken sehe, mag mir ein guter ehrlicher Mann seyn; aber der, welcher Jenem das Sieb unterhält, wird mir schon interessant, und vielen Menschen in gewissem Sinne witzig erscheinen. Mit Jenem mache ich gern Frieden; diesem traue ich nicht ganz.

206.

Es ist wahr: der Dichter soll nicht nur allen Extremen, die er in seinem Stoffe findet, das Grelle und Grenzenlose zu benehmen, sondern auch die gemeinscheinenden Gegenstände, die ihm zu seinem Zwecke nothwendig sind, durch die Kunst zu idealisiren wissen, damit er seiner Schöpfung das Gepräge einer stillen unwiderstehlichen Schönheit aufdrücke. — Aber da wollen z. E. Viele immer noch in einer gewissen ehemals weltwitzigen Geschmacksform allerley Laster und abgeschmackte Zoten idealisiren — und diese reizen, gerade durch ihre Delikatesse, die Unschuld am meisten zur Sünde, und ach! möchten sie doch lieber derb reden und keusch dichten, als umgekehrt! — Andere wollen das Erhabenste in ihr kindisches Liedergelispel herniederziehen, und suchen dabey obendrein die Derbheit ohne Noth. — Doch wird die bessere Nachwelt Diese nur verlachen, aber Jene verdammen.

207.

Armer, betrogner Voltaire! Gewiß, du

suchtest, gerade durch deinen Religions- und Priesterspott, eine Art von Unsterblichkeit bey der Nachwelt zu erringen. Aber der Deutsche, der in der Sache selbst ohne dich weiter fortgerückt war, als du, verlacht dich nun schon längst als einen aus der Mode gekommnen Neuigkeitskrämer! Nur als Beyspiel einer armherzigen, aufgeblasenen und verächtlichen Lästersucht, wird dein Name in diesem Fache, auf seine eignen Kosten, noch eine kleine Zeit lang mit fortgeführt werden. — Du warst ein trefflicher Versmacher, und (in so fern es, ohne Religion zu fühlen, möglich ist) ein recht artiger, allerliebster, breiter Dichter — aber ein von Herzen langweiliger, abgeschmackter und unwissender Philosoph. — Doch, ruhe in Frieden! Wie manche bittere Stunde hast du auch mir durch deinen leichten, flachen Scherz getödtet!

208.

Durch Witzlinge und Satyriker, die nichts sind als dieß, gewinnt die eigentliche Menschheit wenig, und weit weniger, als sie

verliert. Wenn solche Menschen sich einmal als warme oder erhabene Menschen zeigen wollen, so mißlingt es ihnen gewöhnlich, und sie bringen es dann meistens nur bis zu einem Satze des größern ernsthaften Welttones, der sogenannten vornehmen, neuklassischen Lebensweisheit — höchstens bis zu einem Horazischen Sittenspruch oder Gemeinplatze — (verzeih mir, edler Römer, du weißt wohl, wie ich's meyne!) und alles dieß klingt dann in ihrem Munde so widerlich und falsch, daß man lieber die Boshaften, wie sonst, möchte saturisiren und witzeln hören. — Durch warme Gefühle des Herzens sind wir mit den Engeln, durch den nackten kalten Witz aber mit den Katzen verwandt.

209.

Die sichre Aussicht auf das Ende einer unglücklichen Lage ist für die edle Seele schon wirkliches Glück. — O darum seyd getrost, meine duldenden Mitbrüder — jedes irdische Drangsal ist kurz! Jedes muß ja ein Ende nehmen — und bald! — Schaut

doch hin zu dem armen Tagelöhner, wie ihm in seiner Hütte so bang und so wohl ist, wann der letzte Grimm des Winters an den kleinen Fenstern raset. Der Morgen war noch so kalt, und belegte den Wald mit weißem Reiff — aber der Abend zieht heute zum erstenmal im milden Schimmer des Frühlings heran. Leuchtendes Goldgewölk fliegt mit wolligen Flocken im Westen auf, und mit einemmal röthet der Wiederschein das östliche Himmelblau zu Purpur, und das weiße Laubwerk der fernen duftigen Waldkuppe glüht in jenen Höhen rosig auf, wie ein blühender Pfirschighain — lauer Südostwind verkündigt die Thaunacht — des Frühlings heilige Knospe scheint endlich zum erstenmal zu schwellen — die Natur soll nicht sterben — schon tönt es mächtig in den Winden wie ein Horn des Lebens über ihr — der Winter schifft sich ein, und Alles schickt sich an, wie zu einer großen Reise. — Zwar die Kinder sitzen fröstelnd am Ofen, in welchem das letzte Holz liegt, und der Förster hat heute nach dem Holzgelde geschickt — die Kinder bitten um Brodt, und

das letzte Brodt iſt ſchon angeſchnitten — — aber, da tritt ſein frohes Weib mit naſſen Augen herein und ſetzt den Kornſack vor ihm nieder. Der reiche Nachbar borgt ihm dieſen Scheffel, und der Förſter will Geduld haben. Und horch, horch! Draußen ſtürzt ſchon ein Thauguß vom Himmel herab wider die Hütte, und hinter dieſem blickt noch die ſcheidende Sonne mild durch die runden Scheiben herein und bildet dort über der Wieſe den erſten Regenbogen! — Gütiger Gott! Die fröhlichere, beſſere Frühlingszeit iſt ja gekommen — nach wenigen Tagen wird jener nahe Wald ſchon Knospen treiben, und um den fleißigen Mann her werden dort wieder ſeine Kleinen in der Wärme des Lenzes ſpielen! — Mächtig ſpannen ſich jetzt ſeine Sennen ſchon zur großen Arbeit, die alle ſeine Lieben nähren wird, und — den Blick durch die Thauſtröme hin zu Gott gerichtet, und die Hand nach ſeiner tröſtenden Bibel ausgeſtreckt, ruft er begeiſtert mit ihr aus: „Wiſſet, daß der Sommer nahe iſt — und darum ſollt ihr merken, daß eure Erlöſung nahet!“ — O, ihr armen — —

Sechster Brief.

Liebenstein den 21. Jul.

Sobald Minchen mich an ihr warmes Herz drückte, war ich wieder ganz im freundlichen Leben. Aber hinter mir lag Etwas, schwarz und ernst, wie die Nacht; und sie mußte sogleich die außerordentliche Gemüthsbewegung bemerken, in die mich das unerwartete Zusammentreffen mit ihrer Freundin gebracht hatte, wiewohl ich durch langes Herumlaufen schon abgespannt war.

„Ich ward gestern genöthigt, (sagte sie) plötzlich nach Eisenach zu reisen, um dort meine Freundin abzuholen; und meine heutige

Unpäßlichkeit iſt bloß die Folge einer ungewöhnlich ſtarken Ermüdung über unſerm geſtrigen Herumklettern auf der Wartburg (Ihrem guten Luther zu Ehren) und auf andern merkwürdigen Höhen jener Gegend. Ich habe mich nun, wiewohl ſpäter als die Andern, wieder erholt. — Aber wie iſt's möglich, daß Klothilde Sie ſogleich erkannte? — Uebrigens hätt' ich Ihnen ſagen ſollen, daß dieſer Name nur zwiſchen uns Beyden gilt und bekannt iſt. Sie heiſt eigentlich ***** *** ********** —"

Minchen ſchlang ängſtlich die kleinen Arme um meinen Hals; denn ich mochte wohl bey dieſem Namen blaß geworden ſeyn, und war im Begriff umzuſinken. „Mein guter *****, (ſagte ſie erſtaunt) was bewegt Ihr Herz ſo wunderbar bey dem Namen meiner Schweſter?"

In dieſem Augenblicke rief ich meine ganze Männlichkeit auf, und dieſer Aufruf that endlich ſeine Würkung. — „Du Mann! (ſprach ich zu mir ſelbſt) Wovor prallſt du ſo unmännlich zurück? Vor dem Nachbild

eines verrauschten — Kindes? Vor dem Schimmer eines wunderbaren — Traumes? Vor einigen optischen Täuschungen? Vor einem leeren Namen, den vielleicht eine ältere Schwester auf die jüngere vererbte — den wohl gar der Zufall einer Fremden gab? Vor einem Auge, durch welches einst ein Engel in das Deinige herüberblickte, und es dann — o der traurigen Wahrheit! — auf ewig für diese Welt verschloß? — Hat denn die Kunst, und alles Wissen, und die Menge der Gestalten dieser bunten Welt noch nichts über dein vierzehntes Jahr vermocht? Hast du seit diesem so ganz vergebens gelebt?"

Indessen konnte ich mich doch der Frage an Minchen — die mich während dessen aufmerksam betrachtete — nicht enthalten, ob Klothilde Geschwister habe?

„Nicht — (stockte sie; denn wir vermutheten in diesem Augenblicke schon Klothilden an der Thüre) Aber um des Himmels Willen, berühren Sie keins von ihren Familienverhältnissen!"

Muthig,

Muthig, wie ich glaubte, ſtellte ich mich jetzt in's Fenſter. Und ſie trat ja mit ſo freundlichen Blicken herein; ihre Begrüßungen waren ſo menſchlich, froh und unbefangen, daß ich, ſo wie ſie und Minchen ſich allein unterhielten, mein ganzes Weſen, ſchüchtern, aber mit einer gewiſſen heimlichen Freude ihrem Anſchauen hingab. Von ihrer Geſtalt kann ich Dir wenig ſagen. Die Augen und Haare ſind ungewöhnlich dunkel, und ihre Geſichtsfarbe iſt wieder ungewöhnlich weiß und vom feinſten Roſenrothe durchglüht; etwa wie ein zartes Wachsbild. Der Blick aber — den ich noch nicht auszuhalten vermag und den ſie zum Glücke meiſtens ſenkt — iſt hell wie ein Blitz, und übermenſchlich groß. Die Arme ſind voll, und bis zu den röthlichen Fingerſpizzen faſt nur weiß — aber ſo weiß, daß mir die kleinen ſchöngeformten Hände eiskalt ſchienen. Die ganze Geſtalt iſt größer, herrlicher und ſchöner als Minchen — aber — kurz: Du haſt durch Obiges nur ſehr wenig von ihrem eigentlichen Bilde, welches im Ganzen, wie ich glaube, zu den leidenden ge-

hört. — Einmal, als ihr die Freundin eine interessante Frage that, welche tiefer ins Leben eingriff, da entwickelte sich in ihrem Antlitz ein gewisses rührendes Lächeln — Auguste, sie sah so erbaulich aus, wie die Geduld am Kreuze!

Nach und nach kamen wir doch in ein Gespräch, und Minchen, dieser heitere Engel, brachte uns einander um Vieles näher. Ich fieng an, Fröhlichkeit und Zutrauen zu gewinnen, als die Glocke im Dörfchen tönte. Es war um die Zeit des Abendgebetes. Minchen zog den Vorhang von ihrem Andachtsbilde, einer prächtigen Verklärung auf Tabor, hinweg, und Klothilde hieng schnell ihre Augen mit einer so schmachtenden Sehnsucht an das daruntersiehende Kruzifix, daß es mir, wie ein heiliger Strahl, durch die Seele fuhr. In ihrem Blick auf mich lag eine blöde Einladung.

„Lieber frommer Ketzer, (lächelte Minchen mit einer Himmelswonne im Antlitz und drängte mich sanft zu ihrem Altare) willst Du mit uns selig seyn?"

„Ich bin Euer Bruder, und glaube an

Euch, und mit Euch an Einen Gott!" flüſterte ich weich, und kniete den ſeligen Geſtalten gegenüber — — Ach!

Was ich ſah, Bruder, das hat noch kein Menſchenauge geſehen — auch Du, Bruder, ſollſt es nie erfahren. — Was ich in jenen Augenblicken fühlte, kam noch in keines Menſchen Herz! — —

Erſt als die Frauen wieder emporſchwebten, entdeckte ich, daß meine ſchwachen Knie mir zum Aufſtehen für einen Moment den Dienſt verſagten. Indem Klothilde mich mit ihrer ganzen Stärke unterſtützte, fielen Thränen aus ihren Augen, wie Flammen, in die meinigen. Ich eilte hinaus.

Ja, wenn ich ſie immer nur in Minchens Geſellſchaft ſähe! Denn dieſe iſt für mich ein freundlicher Genius des friſchen vollgrünenden Lebens; und wenn ich gleich auch in ihrer Herzensgeſchichte tiefverborgne Thränen ſchimmern ſehe, ſo iſt doch ihr eignes Weſen aus lauterem Frieden und Heiterkeit gewebt, und rinnt ewig

hell wieder hervor, wie ein edler Born, den die Menſchen nur auf kurze Zeit trüben konnten. — Aber vorhin, als Klothilde zeichnete, ließ uns Minchen allein — und mir fieng das Herz an zu pochen. Ich lobte ihre Kunſt (in der man ſie wirklich eine Meiſterin nennen kann) mit einer gewiſſen ängſtlichen Wärme; und da ihr mein Lob Freude machte, ſo erhob ſie ſich auf einmal im Ausdrucke der geheimnißvolleſten Feyerlichkeit, um mir „ihr beſtes und liebſtes Gemälde" zu zeigen. Indem ſie es brachte, verriegelte ſie ſorgfältig die Thüre, welche zu Minchens Tante führt, legte dann, mit einem Blick der Weihe auf mich, den Finger an ihren Mund, und ſtellte es vor mich hin. — Auguſt, es koſtet mich viel Anſtrengung, Dir dieſe Geſchichte bis zu Ende zu erzählen! — —

Es war eine ſehr junge weibliche Geſtalt, die, (nach der rechten Seite ein wenig geneigt, und die Augen zu den Blitzen eines majeſtätiſchen Gewitterhimmels emporhebend) aus einem mächtig und weit voneinanderberſtenden Grabe herausdrang, und mit einer Glorie auf-

fuhr, gegen die mir alle Herrlichkeit, welche ich bisher in dergleichen Triumph-Bildern sah, kraftlos und irdisch vorkam. Das Grabgewand wehte wilderhaben umher — der jungfräuliche Kranz leuchtete hell und bräutlich über dem Stirnhaare der jungen Königin hervor — auf den Lippen blühte noch das selige Lächeln einer unbefleckten Kindheit — der Blick, ach, der Blick war schon durch eine lichtblaue Oeffnung der Wolken in's Vaterland gedrungen, und kannte keine Zeit mehr — —

Soll ich Dir das nennen, was allein uns solcher Ansichten der bessern Welt würdig macht, und was jetzt aus meinen heißen Thränen wie eine Flamme zum Himmel aufschlug? O auch Du, mein Geliebter, fühltest sie schon — die Sehnsucht! — —

Sobald ich in der Folge den ersten Blick auf die einzelnen Züge werfen konnte, sprang Etwas in mir auf, wie ein Blitz. Es waren Klothildens Züge — nein, das nicht — ach, es waren die ihrigen — Du verstehst mich! — Ich verfiel nach und nach in eine Art von Starrheit, aus der mich Klothil-

dens melodische Stimme nur halb erwecken konnte.

„Hatten Sie nicht einst eine ältere Schwester?" fragte ich mit stammelnder Zunge, ohne zu ahnden was ich that — denn ich war im Begriff, ihr ohnmächtig in die Arme zu sinken.

Ihre erste Bewegung drückte ein plötzliches Erstaunen aus — und das brachte mich zu mir selbst, wiewohl nur für einen Augenblick. Dann schien es, als erwachte sie allmählich aus der Tiefe eines unendlichen Schlummers — ein heftiger, aber kalter Blick des Forschens hieng über meiner Gestalt, und in jedem Zuge ihres Antlitzes sah ich die schauerliche Frage — welche ihre Lippen so wenig auszusprechen vermochten, als die meinigen — deutlich stehen: Sahen wir uns nicht schon! — Sie war schneeweiß geworden.

Ich kann nicht wissen, wie lange wir uns so gegenüber saßen — denn, als ich wieder mit vollem Bewußtseyn die Gegenstände um mich her bemerkte, war Klothilde aufgestanden, das Bild verschwunden und Min-

chen wieder im Zimmer. Beyde weinten, und ich hörte noch, daß Minchen, (indem sie sich mit ihrem Riechfläschchen nach mir hinkehren wollte, in der Meynung, ich sey, da ich keine Antwort gegeben, ohnmächtig geworden) zu ihrer heftigbewegten Freundin mit dringender Eile und entschiedener Festigkeit sagte: „Nein, nein! — Und wenn auch! — Es ist ja doch unmöglich, daß jene Vergangenheit uns zu irgend etwas Gutem führe!“

„Welche Vergangenheit?“ sagte ich, und stand jetzt, wie aus einem schweren Traum erwachend, langsam auf. Es kam mir so tröstlich vor, daß Klothilde weinen konnte.

„Versprechen Sie uns (nahm Minchen feyerlich das Wort) nie wieder ähnliche Fragen zu thun, weder an uns, noch an irgend Jemand! Sie verstehen mich, mein theurer Freund!“

Ich schlug stillschweigend in ihre Hand ein, und schüttelte das Haupt wehmüthig. Ich wußte nicht viel von mir selbst.

„Und, (fuhr sie fort) froh mit uns zu seyn, und friedlich mit uns und unserm Schiller zu singen: „Leben duftet nur die frische Pflanze, die die grüne Stunde streut!“

Ich hob ihre Hand an mein Herz. Klothilde stand weinend mit verhülltem Gesichte da und legte mir schüchtern ihre Hand auf die Schulter — o, wie es mich so furchtbar durchbebte!

„Kommt, wir wollen zu den Brunngästen! (rief mein rosiges München) Ach ja, zu den Brunngästen! Es sind heute zwey fürchterlich große Schriftsteller angekommen!“

Wir holten die Tante und den Justizrath — und Alles gieng vortrefflich. — Sage mir doch, mein Freund — wird damit diese Geschichte geschlossen seyn? — Freylich, ich werde den Frauen Wort halten müssen; aber, wie soll es mit meinem Herzen und Verstande werden? Will München immer bey uns seyn? Und Sie? Warum sucht und zieht sie mich so, und will mich nicht lassen? Als ob ich ihr Geliebter wäre!

Geſtehe es nur ein, Auguſt: einen Weiſern, als ich bin, würde die Geſchichte raſend machen, ſo wie ſie jetzt ſteht. — Aber in meinen Augen beſtand von jeher das große Geheimniß zu leben darin, daß der Menſch in jedem Augenblicke mit ſeinem Kopf und Herzen ſo klug und toll umzuſpringen wiſſe, als es Zeit und Leben verlangen.

Ja, ja — ich ſehe es immer deutlicher ein — Minchen und Schiller ſingen nicht ſchlecht:

„Wir, wir leben, unſer ſind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht!

Nicht, daß ich etwa die vielen Vorzüge der Todten vor uns, mißkennen wollte! — Denn, ſieh doch hinüber in die Vergangenheit! Dort, wohin wir alle müſſen, wo wir alle ſo gern wären, wenn wir nicht erſt hinüber müßten — dort ſind ſie ſchon glücklich angelangt — dort im Lande der ewigfriſchen Jugend ſtehen ſie ſtill, feſt und in dauern-

der Anmuth da! Niemand kennt mehr die Ruheſtätte ihrer Gebeine — aber täglich pflükken die Kinder der Gegenwart neue Blumen von blühenden Gräbern zu ihrem Andenken, und die Nymphe der Unſterblichkeit, die ſchöne, jugendliche Nymphe, von deren Flügeln ein Thau des ewigen Lebens träufelt, ſchwebt und ſchüttelt die Schwingen über ihren Namen! Der Kranz ihres Ruhmes grünt, mit unſichtbarer Friſche befeuchtet, immer fort, und von ſeinen Blüten vermag die ſchwarze Krähe der Dorheit nun keine mehr auszuhakken! — Schau doch einmal mit recht lebhafter Phantaſie (ich möchte ſagen mit topographiſchen Blicken!) hin in jene Gegenden, wo Hans Sachs, Cicero, mein Bruder Chriſtian, die edlen Gracchen, Sokrates, Donquixote, Simſon, Figaro, oder der ehrliche Rippacher Hans *) ſich

*) Du mußt es nicht übel nehmen, wenn Du z. E. meinen ſeligen Bruder nicht kennſt. Ich ſetze Dir mit Fleiß nur die Namen von Dieſem und Jenem, (der verſchiednen Orte wegen) hin. — Uebrigens konnte mir einmal

einſt mit dem Leben und ſeinen Räuberbanden herumſchlugen — wie ſchön, um wie viel luſtiger, reiner, deutlicher, freyer, unveränderlicher und geſunder ſiehſt du ſie jetzt vor dir, *) und zwar ſowohl in als über ihren Gräbern ſtehend, ſchwebend, flatternd und lachend, auch (was das Schönſte iſt) zugleich hier an meinem Schreibe- und dort an deinem Leſetiſche leibhaftig im Geiſte ſtehend und Antheil nehmend! — Und, gerade ſo geſund, friſch und blühend, wie uns die

ein „Selektaner" die Frage, wo Leſſing begraben liege, nicht beantworten. Aus Bosheit, und um den Menſchen wieder zu erheitern, fragte ich ihn, wer denn in Kippach geboren ſey — und er fieng ſogleich an zu lachen.

*) Ich weiß nicht, wo Dir die Vergangenheit erſcheint. Mir liegt ſie in der Regel linker Hand, (nur auf Spaziergängen zuweilen rechter Hand) aber immer ein wenig nach vorn zu gerichtet, nie hinterwärts. Oft bin ich genöthigt mich nach ihr zu drehen. Die Zukunft ſehe ich in einem ſchwarzen Pünktchen, gerade vor mir.

guten Leute *gestern* im Blumenlande der Vergangenheit und unsrer Phantasie erschienen, seken wir sie auch *heute* und immer wieder, während uns selbst noch das Leben fast alljährlich eine ganz andere Gestalt aufnöthigt, und täglich allerley Weinschenken, Pastetenbäcker, falsche Zeugen und gelehrte Zeitungen leiblich, bürgerlich und geistlich an uns morden. Wenn wir so ängstlich nach einer endlichen, festen *Reputation* streben, so möchten drüben die Todten hierüber zuweilen vor Lachen — gebaren werden, oder des Lebens seyn — und, sie haben gut lachen, denn die *ihrige* ist ja nun einmal für immer *gemacht*, sobald nur erst die Gelehrten sie nach ihrem Tode noch ein wenig untersucht, und sie selbst sich eine Zeitlang in ein bestimmtes Leben hineingestorben haben, oder doch dem Leben und Charakter nach gehörig *kommentirt* und klassifizirt sind. — Ach, ich könnte Dir viele Bogen voll schreiben über die Todten, wie gut sie es haben!

Allein — frage einmal z. E. den Justizrath, ob er (nicht gerade mit meinem Bru-

der Chriſtian — wiewohl dieſer einer der ſchönſten Menſchen ſeiner Zeit war und ein Paar ſeelenvolle ſchwarze Augen, auch vortreffliche Schulſtudien hatte — ſondern etwa) mit Sokrates, oder Figaro (denn dieſer wäre gerade der Mann, den ich tauſchluſtig gegen ihn geſinnt wünſchte!) ob er tauſchen wolle? — „Hahaha!“ — Eine andere Antwort auf ähnliche Fragen würdeſt Du freylich wohl von Dir ſelbſt — eine beherztere vielleicht von mir erhalten, wenn nicht in dem ganzen Tauſchgeſchafte mehrere innere Widerſprüche lägen. — — Es geht hier nicht bloß an's Leben; es ſteht Alles auf dem Spiele. Vor allen Dingen müßte erſt die Sache in Anſehung der Identität in Richtigkeit gebracht werden können; und da würden wir hier und da ſchöne Dinge hören müſſen! Denn, Identität und Individualität ſind und bleiben auch in ihrer tiefſten Erbärmlichkeit noch, unſchätzbar. — Aber: der Kranz von blühenden Stunden, mit dem ſich der Lebende ſchmückt, iſt dem Todten ewig unerreichbar; er hat nur gelebt,

und *kein* ganzer jetziger Reichthum ist ja dem Lebenden noch *gewiß* — und, *der Lebende hat Recht!*

Nein, es ist unmöglich, Bruder, daß ich hier bleibe! Sie läßt nicht von mir ab. Gewitterluft liegt schwer über meiner Seele. Ich hoffte, das sollte besser werden — aber es umzieht mich immer düsterer. Der Wagen ist bestellt. Sie glauben alle, ich komme morgen wieder — und — *vielleicht*, wenn mir besser wird! Oder, wenn ich *muß*. Aber *jetzt muß ich fort!* — Ach, wie sehnt sich mein Herz nach fremden Menschen, nach andern Lüften! Ja, nach den hellen Rhöngebirgen zieh' ich noch heute hinüber; in ein Fulda'sches oder Würzburg'sches Bad will ich. — Lebe wohl, Bester!

Siebenter Brief.

Bad Kiſſingen bey Schweinfurth
den 24. Jul. 1805.

Ich bin glücklich da, und — gehe morgen wieder mit einem Freunde nach Liebenſtein zurück! Um den Zuſammenhang dieſer Sache nicht ſeltſam zu finden, mußt Du vor allen Dingen die beyfolgende rührende Geſchichte leſen, welche zwey redliche Freunde dieſes liebenswürdigen Menſchen aufgeſchrieben und mir mitgetheilt haben. Dann erſt bitte ich Dich, in meinem Briefe weiter fortzufahren.

Der Glückliche

oder

Geſchichte einer frühen Liebe auf dem Lande.

„Erlauben Sie mir eine Frage, mein Herr! Was betrachten Sie in dieſer reizenden Wildniß mit einer ſo ſichtbaren Gemüthsbewegung?“

Der Fragende war Graf L. Er hatte das Jagdrevier eines Freundes durchſtreift, und ruhte ſchon ſeit einer Stunde auf dieſer luſtigen mit blühender Heide bedeckten Höhe, um der ſchönen Ausſicht zu genießen, die ſich hier aus der Nähe und Ferne dem Auge darbot. Bald nach ſeiner Ankunft war ein junger, ſehr gut gekleideter Spaziergänger erſchienen und an einem Buſche nicht weit vom Grafen, ohne dieſen zu ſehen, ſinnig ſtehen geblieben. Seine kräftige und in jugendlicher Anmuth leichthin ſchwan-

schwankende Gestalt, ein gewisser, in jeder Bewegung allmählich wachsender Ausdruck von schwärmerischem Entzücken, und überhaupt jene Merkzeichen eines blühenden Lebens, welche uns in allen ihren Erscheinungen so mächtig zur schönern Menschheit hinziehen, erregten bald die Aufmerksamkeit des edeln Jägers. Aber als endlich der Jüngling in der stärksten Empfindung seine Hände zum blauen Himmel aufhob und mit sanfter Stimme rief, „o, ihr armen reichen Menschen, wie sehr verwahrloset ihr doch euer Glück!“ —: da konnte der Graf nicht länger in seiner Ruhe bleiben. Er nahte sich ihm und kündigte sein Hierseyn durch obige Frage leise und freundlich an.

Der junge Mann fuhr herum, und indem er sich verbeugte, sah der Graf ein Angesicht erröthen, dessen interessante, vollblühende Schönheit ihn zur Bewunderung hinriß.

„Die Ansicht dieser Herrlichkeiten (sagte der Jüngling unbefangen) ist schon seit langer Zeit mein schönster und fast täglicher Genuß.“

„Wohl Ihnen! (versetzte L. und reichte ihm die Hand) Allein, verzeihen Sie mir —

Sie schienen vorhin von einer gewissen Empfindung besonders lebhaft ergriffen — — wohnen Sie in der Nähe?"

„Eine Stunde weit von diesem Orte. (antwortete Jener) Ich heiße Stromberg und bin ein reformirter Kandidat, und dennoch Hauslehrer bey dem katholischen General von F., der seit einigen Jahren auf seinem Guthe Hainau lebt."

„Da wohnen wir ja gegenwärtig nahe beysammen. (sagte der Graf) Ich halte mich seit sechs Wochen in der Residenz bey meinem Freunde S. auf und bin der Graf L."

Stromberg freute sich, die Bekanntschaft eines so vornehmen, braven und unermeßlich reichen Mannes zu machen, und überließ sich dieser Freude mit einer beynahe auffallenden Innigkeit. Lächelnd bat ihn L. nach einiger Zeit nochmals um nähere Erklärung über seinen vorhinigen Ausruf, den er zufällig gehört habe.

„Betrachten Sie einmal, (fieng er drauf an) jenen weiten Kessel zwischen den sanften Hügeln, die zu unsern Füßen liegen und, einer

immer schöner geschmückt als der andere, dieſes herrliche Thal ſo freudig zu umarmen ſcheinen! — Recht in dem Mittelpunkte deſſelben ſpringt, wie durch ein Wunder emporgetrieben, aus der Mitte eines nicht geringen Hügels, die ſüßeſte und ſtärkſte Quelle auf, die ſogleich bey ihrem Urſprunge jene hochgelegene kleine Mühle treibt, und dann im Thale, welches nur gegen Süden zu geöffnet iſt, ſchnell durch viele andere Bäche zum beträchtlichen Waſſer anſchwillt, das die Holzflößen für die Reſidenz trägt, und von dieſer ſchon unter ihre Flüſſe gezählt wird. — Ueberall finden Sie Spuren der feinſten Kräuter und beſten Grasarten. Faſt überall zeigt ſich ein ergiebiger Boden, und zwar von jeder Art — hier ſchwarzes Land, dort der beſte Mittelboden, da ein fruchtbarer Sand. — Und nun überblicken Sie das Ganze! Welche ſanfte Höhen und Flächen — welcher üppige Wuchs in jenen alten Eichen, Buchen, Birken und Nadelhölzern, die, in einzelnen Gruppen und kleinen Wäldchen überall hervorlachen und ſo reizend vertheilt ſind! — Und dieſes ganze liebe Thal

mit seinen Hügeln — ich schätze es wenigstens auf zweytausend Morgen Landes — ist und bleibt — eine Wüste. Denn, wenn wir jenes kleine Plätzchen, was der arme Müller eingezäunt hat, abrechnen, so ist das Ganze weiter nichts als eine dem Magistrate der Residenz zugehörige grose Huthweide, die er alljährlich einigen hier angrenzenden Gemeinden für eine sündliche Kleinigkeit pachtsweise überläßt, weil er zu sehr verschuldet ist, um etwa jene Mühle in eine grose Meyerey umzuschaffen, und weil er vielleicht nicht einmal Kräfte, Kenntnisse und Achtsamkeit genug besitzt, um den ungeheuern Raum wenigstens von neuem mit Holz anzusäen. — Muß nicht jeder Freund der Natur innig darüber trauern, daß hier, wo die Natur alles that, der Mensch nichts thun will?"

„Ja es ist schändlich! (rief der Graf, welcher während dieser Schilderung in's Anschauen des schönen Ganzen versunken war) Und, glauben Sie mir, ich kenne noch manche andere, und noch größere Plätze mitten in unserm Deutschlande, die auf ähnliche Art

verwahrloset werden. Freylich ist der M...sche Magistrat sehr arm, und dieser Platz drey gute Stunden von der Stadt entfernt; allein es beweist doch immer eine große Gewissenlosigkeit jener Vorsteher! — Doch wie kommen Sie eigentlich zu diesen Betrachtungen?"

„Ich bin freylich wohl Theolog; (erwiederte Stromberg) aber ich ward auf dem Lande groß gezogen und studierte auch von jeher Oekonomie."

„Erlauben Sie mir jetzt, (fuhr Jener fort) Ihnen einen Theil Ihrer Gedanken zu sagen! — Wäre dieser Platz mein — so denken Sie auf Ihren Spaziergängen — und hätt' ich dazu obendrein ein Hunderttausend Thaler im Vermögen, ach, was sollte dort aufblühen, schimmern, grünen und emporwachsen! — Und dann — zu dem allen etwa Fräulein — was? hat nicht der General eine schöne Tochter?"

„O ja, (sagte Stromberg freundlich und ohne alle Verlegenheit) die jüngste, Fräulein Julchen, ein höchstreizendes Kind von dreyzehn Jahren, mein Liebling unter den

zwey Töchtern und drey Söhnen, die ich erziehe. — Aber, (fuhr er mit sanftem Ernste fort, der den Grafen aufmerksam machte) verzeihen Sie, wenn ich diesen Scherz unbeachtet lasse! Ich habe mir einige Kenntnisse von der Landwirthschaft erworben, und, so jung ich bin, doch schon einige Erfahrungen im Leben gesammelt. Von jeher war ich arm, aber nie unglücklich; und, der Arme, welcher unter diesen Umständen einen gewissen Grad von Bildung erlangt, ist weniger als jeder Andere der Gefahr ausgesetzt, wilde Luftschlösser zu erbauen. — Dieser Platz — Sie werden mir es zugeben — könnte ein Paradies seyn. Es könnten daraus alljährlich viele Tausende gewonnen, und mit ihnen Vaterland und Menschheit wahrhaft auf's neue bereichert werden — aber, da liegt er nun, unter aller Würde! — Er existirt kaum — und die Menschen jagen nur das müde Vieh stundenweither darauf, um es noch mehr zu ermatten, um diesen kümmerlichen Rasen vollends zertreten zu lassen. Glauben Sie mir, Herr Graf! wer sich der verlassenen Erde

annimmt, die doch Jedem am allernächſten liegt, den nenne ich einen edlen Mann; denn er erfüllt den Willen der Gottheit und bringt Segen in die Welt. Und, wer aus einer ſolchen Wildniß ein Paradies von neuem erſchaffen, und es für ſich ſelbſt erſchaffen kann, den nenne ich einen Glücklichen; denn er iſt ein Schöpfer und Künſtler, der die Natur höher, zum Ideal emporblühen ließ; und die ſchönere iſt nun ſein und liebt ihn wieder."

„Sie würden alſo, (entgegnete der nachdenkende Graf) unter den Bedingungen, die ich vorhin im Scherz annahm, Ihr Leben für vollkommen, und ganz in ſich beſchloſſen halten? Sie würden glücklich ſeyn?"

„Das Erſte unſtreitig, (ſagte Stromberg) und Sie ſelbſt werden hierin mit mir gleich denken, da Sie vermuthlich das Treiben und die Geſchäfte der Menſchen kennen. Aber auch die zweyte Frage darf ich mit einem feſten Ja beantworten. Ich könnte nicht unglücklich ſeyn. Von außen vor der ſogenannten böſen Welt geſchützt, durch ein ſo geartes-

tes Leben selbst schon zum Genossen der bessern Menschheit geeignet, im Innern ruhiges Bewußtseyn und Frieden der Seele — was könnte ich da von dem Zufälligen des Lebens noch mehr zu befürchten haben, als selbst der Allerglücklichste, in sofern es einen in dieser Welt giebt, befürchten muß? — Doch, ich werde nie in diesen Fall kommen; allein, ich halte es für meine Pflicht als Menschenfreund, die mir hierüber zu eigen gemachte Ansicht Jedem mitzutheilen, der —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen! (fiel der Graf ein und betrachtete den feurigen Jüngling mit einer gewissen achtungsvollen Wärme und Rührung) Ich bin reich; und wenn gleich meine Plane schon zu fest an andere Verhältnisse geknüpft sind, um sich auf solche einfache Gegenstände zurückleiten zu lassen, so hat doch Ihre Meynung meine größte Aufmerksamkeit erregt. Nur scheint es mir, Sie rechnen dabey zu wenig auf Menschen — Ihr Gemälde ist noch eine bloße todte Landschaft, ohne Figuren — ich möchte mich nicht deutlicher darüber ausdrücken — aber lassen

Sie uns doch einen Gang durch Ihr Lustrevier machen! Dieser Pfad senkt sich so sanft gegen die Mühle hin, und mich dürstet recht sehr nach Ihrer herrlichen Quelle."

Stromberg zeigte ihm deren mehrere, indem sie den wasserreichen Hügel hinabwanderten; aber der Graf wollte nur aus dem merkwürdigen hohen Mühlenborne trinken. Als sie der Mühle nahten, sprang plötzlich ein liebliches, etwa dreyzehnjähriges Mädchen aus dem Gebüsch, und warf sich Strombergen, ohne auf seinen Begleiter lange zu achten, mit hellem Freudengeschrey um den Hals. Ihre Kleidung war weiß und rein, aber dürftig. „Ach, (rief sie) Herr Stromberg, Herr Stromberg, wo sind Sie so lange geblieben! Die Mutter hat recht geweint. Und ich!"

„O wie schmerzt es mich, mein gutes Kind, daß ich krank war!" sagte er unter Liebkosungen, und das Kind lief nun schnell nach der Mühle. — „Eine arme Predigerwittwe, (erläuterte er jetzt dem Grafen) die aus ihrem geplünderten Dorfe nichts rettete als ihr Leben, einige Kleidungsstücke und dieses einzige schöne

Kind, hält sich seit zwey Monathen bey dem braven Müller auf, der, nachdem sie bey allen ihren Verwandten vergebens Hülfe gesucht, sich freywillig als ihren weitläufigen Verwandten ankündigte, die Verlassene unter Freudenthränen zu seinem dürftigen Heerde hereinnöthigte und seitdem das Leben dieser zwey köstlichen Geschöpfe fristet."

„O der kleine süsse Engel!" rief der Graf entzückt aus, und gieng mit stärkern Schritten auf die Mühle los. Er bat den Müller um ein Glaß Milch und ließ sich dann mit der Wittwe in ein Gespräch ein, während dessen er bald sie, bald das an Strombergen sich schmiegende schöne Kind mit Augen voll Menschenliebe betrachtete. Die Mutter arbeitete sehr eifrig. Es war eine noch junge wohlgebildete Frau; aber tiefer Kummer lag über jedem ihrer Züge. Allmählich ward der Blick des Grafen unruhiger. „Lassen Sie uns noch ein Stück zusammen gehen! (sagte er) Es wird mir hier zu enge" Er machte der Müllerin ein Geschenk, und nöthigte München mit seiner sanften Stimme, ihn zu begleiten.

Sie betrachteten nun die reizende Quelle und giengen weiter. Das Kind sprang freudig um sie her. Als der Pfad sich in ein kleines Gehölz bog, bat L. das Kind, umzukehren. Er küßte es mit wehmüthigem Munde und sagte: „Da, meine Liebe — ich schenke Dir Etwas zum Spielen.“ Es war eine sehr schwere Börse. Die Kleine öffnete sie ein wenig und schrie: „Ach, ich glaube Geld!“ Dann besann sie sich einen Augenblick, hob die blauen Augen zum Himmel — zwey helle Thränenströme brachen hervor, und sie wollte nicht nehmen und wandte schmerzlich ihr Angesicht zurück nach der Hütte.

„Geh, Kind, (sagte Stromberg) ich will ihm für dich danken!“ Sie eilte schluchzend fort. Ihr Freund umfaßte den Grafen. „Wenn je eine wahrhaft gute That geschah, (sagte er unter Thränen) so war es heute. Ach, diese Noth wuchs mit jedem Morgen — und ich war arm!“

L. drückte ihn gerührt ans Herz. „Ich will mehr für sie thun, (sagte er) und werde ihr oder Ihnen darüber schreiben: Gehen Sie

jetzt dem Kinde nach. Der Zufall oder vielmehr mein gutes Schicksal hat mich heute hoch beglückt."

Sie schieden mit einer stummen Umarmung von einander. Stromberg theilte noch die Wonne seiner glücklichen Freunde, und gieng dann mit hochathmender Brust nach Hainau zurück.

Etliche Tage nachher erhielt die F. sche Familie eine Einladung zum Minister von S. Hierbey war weiter nichts Ungewöhnliches, als daß der General ausdrücklich gebeten wurde, unsern Stromberg mitzubringen. Der Graf L. war auch bey der Gesellschaft; er sowohl als der Minister sprachen viel mit Strombergen und durchschweiften in dieser Unterhaltung mit ihm eine Menge seltsam gemischter und höchst verschiedener Materien; doch stets ohne einen merkbaren Zweck, und ohne auf die neuliche Geschichte zurückzukommen. Erst während des Abschiednehmens zog ihn der Graf einen Augenblick beyseite. „Ich habe (sagte er mit freundlicher Wärme) das Glück für Sie besorgt, und werde mich

hierüber erſt dann erklären, wann es mir antwortet. Vergeſſen Sie unſerer neulichen Zuſammenkunft nicht. Ich reite ab; aber Sie ſollen ſehr bald von mir hören. Eine einzige Frage wünſchte ich Ihnen jetzt noch zu thun. Lieben Sie wirklich nicht?"

„Ich habe noch nie geliebt."

„Und in dieſem Augenblicke?" fragte er, immer geſpannter.

„Auch jetzt nicht!" ſagte der Jüngling. L. reichte ihm die Hand, und nun trennten ſie ſich, L. mit noch innigerer Rührung als ſein neuer Freund, welcher dem Betragen des Grafen keinen beſtimmten Sinn abgewinnen konnte.

Zu Hauſe äußerte der General die Beſorgniß, man habe vielleicht heute einen Verſuch gemacht, ihm den Lehrer ſeiner Kinder zu rauben? — Stromberg beruhigte ihn hierüber, und erzählte dieſem Manne, den er hoch ſchätzte, ſeine ganze Geſchichte, nur den Aufenthalt der Wittwe in jener Mühle verſchwieg er noch, um jetzt nicht von ſich ſelbſt und ſei-

nen bisherigen Verhältnissen gegen sie reden zu müssen, da die Familie versammelt war.

„Der Graf hat zuweilen sehr seltsame Launen." sagte der General nachdenkend und schüttelte unruhig den Kopf. „O du hast sehr Recht, mein gutes Julchen!" fuhr er gerührt fort und zog das Kind und den Lehrer zu sich. Sie hatte während Strombergs Erzählung diesen starr betrachtet, dann seine Hand an ihre Stirne gedrückt, und konnte jetzt die Thränen nicht zurückhalten.

Indessen verschwand der Eindruck dieser Begebenheit nach und nach fast gänzlich, da der Graf lange Zeit nichts von sich hören ließ. Stromberg wandelte muthig und treu in seiner Bahn fort, vergaß das Auffallende in L.s Bekanntschaft und glaubte sich auch von ihm vergessen. Er gieng nach wie vorher oft an seine Lieblingsstelle, überließ sich dort den angenehmsten Träumen, besuchte zuweilen seine Wittwe und ihr München, gab ihnen guten Rath, zeigte ihnen den Trost besserer Zeiten und machte endlich auch seine Kinder mit Beyden bekannt. Die Wittwe, welche täglich mehr an Heiter-

keit und Gesundheit gewann, und durch das grosse Geschenk des Grafen sich im Stande sah, nicht nur mehrere Jahre lang sorgenfrey zu leben, sondern auch dem Müller Gutes zu thun, wollte diesen, selbst während des jetzt einbrechenden Winters nicht verlassen. „Ich halte es für meine Pflicht, (meynte sie) diesen edlen Menschen, die mich so sehr liebten, daß sie mir die Hälfte ihres täglichen Brodtes, und ihre ganze Bequemlichkeit opfern konnten, nun auch durch meine persönliche Anwesenheit Freude zu machen und jenes Gute zu erzeigen, das sich durch Gold nicht erweisen läßt."

Diesen Entschluß konnte zwar ihr Freund nicht ganz billigen, da die Gegend so gar einsam und verlassen war; allein, er empfand doch, als sie fest darauf bestand, eine gewisse Freude hierüber, wovon er sich selbst den eigentlichen Grund noch nicht anzugeben wußte.

In der Mitte des Januars brachte ihm einst um die Zeit der Abenddämmrung eine Staffette aus der Residenz folgenden Brief, an welchem er mit Entzücken das Wappen des Grafen erkannte.

Mein lieber Stromberg!

Das Glück will Ihnen sehr wohl. Gleich nach meiner Zurückkunft aus der Mühle, wo ich Sie zuerst sah, beschloß ich, etwas für Sie zu wagen, was ich für meine Person niemals thue. Ich verwandte nemlich eine bey meinem Reichthume sehr entbehrliche Summe von etlichen Hundert Louisd'oren dazu, um viele der vornehmsten europäischen Lotteauffalten und Lotterieen ziemlich stark auf Ihren Namen zu besetzen. Das Resultat von Allem, um es kurz zu machen, ist: daß Sie in diesem Augenblicke Herr und freyer Eigenthümer von Hundertundachtzigtausend Thalern sind. Meinen Vorschuß, ja selbst reichliche Zinsen von demselben mit allen Unkosten, habe ich bereits zurückgenommen, so daß Sie obige Summe rein besitzen, mir dafür nicht den kleinsten Dank schuldig sind, und sie, nach beyliegenden Anweisungen und einer für Sie aufgesetzten besondern Nachricht, bey jeder darinn angegebenen Bank in selbstbeliebigen Fristen baar erheben können. — Arbeiten Sie mit dieser Summe an Ihrem Glücke.

ke. Ich verlange nicht, daß Sie dieſelbe gerade auf die bewußte Anlegung eines Landguths, oder auf Reiſen, oder zu Kapitalien verwenden ſollen; nein, Sie ſind in jeder Rückſicht ganz frey, und — Gott mache Sie ſo glücklich, als Sie verdienen! — Ich reiſe nach Italien, und kann Ihnen für jetzt meine Addreſſe noch nicht geben. Aber ich beſuche meinen neuen Freund gewiß, ſobald es mir Zeit dazu ſcheint. In verwickelten Angelegenheiten wenden Sie ſich nur freymüthig an den Miniſter S., dem ich auch wegen unſrer lieben Predigerwittwe das Nöthige geſchrieben habe. u. ſ. w.

L.

Es war wohl natürlich, daß ein junger phantaſiereicher Mann — auch der geſetzteſte und verſtändigſte — durch ſolche Nachrichten in einen gewiſſen betäubenden Glückstaumel hingeriſſen werden mußte, dem unſer Stromberg um ſo mehr ausgeſetzt war, da er, als ein wirklicher Guth- und Geld-Verſtändiger, das Gewicht und den wahren Werth und Umfang einer ſo groſſen Summe kannte, und, in

der Zusammenhaltung mit seinen bisherigen Wünschen, richtig überblicken konnte. — Ueber die bereitwillige Annahme des ungeheuern Geschenkes war er keinen Augenblick mit sich im Zweifel, und bedauerte nur hierbey, daß ihn sein Wohlthäter für jetzt noch ausser Stand setzte, ihm den Dank seines Herzens auszudrücken. — Auch in Rücksicht seiner künftigen Lebensart, über welche ihm der Graf so volle Freyheit ließ, blieb er nur kurze Zeit unentschlossen. Der Wunsch, fremde Länder zu sehen, der von jeher unter seine Lieblingsneigungen gehört hatte, ward doch, so wie jeder andere, von dem himmlischen Gedanken an sein künftiges Paradies schnell verdrängt. — Die Verwendung des grossen Reichthums selbst aber machte ihm keine, auch nicht die kleinste Sorge; denn seine Plane waren fast alle längst fertig, und sein Kopf hatte sie schon von so vielen Seiten überlegt, daß er ihre Ausführung fast jeder Summe sogleich anpassen konnte. — Nur bey dem wirklichen, besonnenen Auffassen einer so seltsamen Wahrheit, bey dem Uebergange zur ruhigen

Ueberzeugung, daß dieß alles nicht geträumt ſey, ſondern ſich in der That ſo begeben habe — hier konnte er ſeine Phantaſie nicht ſogleich bezähmen, und hielt es daher für das Beſte, dieſen Abend auf ſeinem Zimmer zu bleiben, um ſeinen Gemüthsbewegungen einige Zeit ungeſtört den Lauf zu laſſen. In frommen Gebeten dankte ſein entzücktes Herz der Vorſehung für dieſes glückſelige Loos, und bat um Weisheit und Stärke zum Leben. — Ruhe träufelte bald labend von oben herab in ſein Herz, und die ſtille Mitternacht goß endlich einen erquickendern Schlummer über ihn aus, als je.

Des andern Morgens unterrichtete er den General von ſeinem erlebten Glück und allen ſeinen gemachten Planen. Der gute Mann nahm innigen Antheil an Beyhem, und ſeine herzliche, von allem Neid entfernte Fröhlichkeit rührte Strombergen um ſo mehr, da er wußte, daß ſeine Glücksumſtände nichts weniger als glänzend waren. Nun wünderte er ſogleich nach der Reſidenz. Der Miniſter empfieng ihn unter warmen Glückwünſchen und bat ihn

mit zuvorkommender Güte um sein Vertrauen in jedem bedenklichen Geschäfte. — Als er ihm die vom Grafen erhaltenen Papiere zeigte, und einiges Mißtrauen in seine Erzählung von dem Zusammentreffen mehrerer so seltsamen Glücksfälle zu setzen schien, bemühte sich Jener, ihn hierüber völlig zu beruhigen. „Ich kenne (sagte er) meinen Freund als einen bis zum Eigensinne wahrheitliebenden Menschen, und weiß auch aus verschiedenen fremden Nachrichten, daß der Graf seit einem halben Jahre wirklich drey der höchsten Lotteriegewinnste gezogen hat, die jene Summe noch weit übersteigen. Er hat, wie das bey mehreren Großen und Reichen der Fall ist, ein auffallendes Glück in allen Glücksspielen, benutzte dieses aber bis jetzt nur für solche Menschen, welchen er wohl wollte, nie für sich selbst."

Man beschloß, die Sache vor der Hand noch geheim zu halten, worum Stromberg auch bereits den General gebeten hatte, und Herr von S. übernahm es freywillig, das Geschäft bey dem Magistrat einzuleiten; wobey er wenige Schwierigkeiten zu finden glaubte,

da dieser Gemeinheit wegen eingetretener Kriegeslasten jetzt nichts willkommner seyn konnte, als Geld.

Schon vierzehn Tage darauf war das Guth, mit allem Zubehör an schlechter Jagd, Fischerey, elender Waldung und der kleinen Mühle, für die, in Strombergs Augen unglaublich kleine Summe von dreyßigtausend Gulden erkauft, und im Kaufbriefe nach seinem Namen Stromberg benannt. Er bezahlte es baar, verstand sich noch von selbst zu einer jährlichen geringen Erbzinsabgabe an die Stadtkasse und ließ auch das Guth freywillig in die landesherrliche Steuer einlegen, um von allen Verdürfen der Steuerbaren Menschen und seines eigenen Gewissens für immer frey zu bleiben. — So war ihm nun der Platz in jedem strengsten Sinn eigen; und es ist zu Beurtheilung unsers Mannes nöthig, daß wir seinen Bemühungen jetzt eine Zeitlang folgen.

Sein erstes und dringendstes Geschäft war der Plan zu den Gebäuden und die Aufsuchung eines geschickten und redlichen Baumeisters, mit dem er einen großen Akkord auf das Ganze

ſchließen wollte, um ſeine übrigen Geſchäfte deſto ungeſtörter betreiben zu können. Denn, da in dieſer Gegend wenig mit Steinen gebaut werden kann, ſo war es deſto leichter möglich, alle Gebäude noch in dieſem Jahre fertig herzuſtellen, auch vielleicht einen Theil des Wohnhauſes noch zu beziehen, welcher Umſtand ihm ſehr am Herzen lag. Mit groſſer Aengſtlichkeit beſtand er überall im Bauweſen auf Stärke, Dauer und ſolidem Style. Bey dieſem Geſchäfte leiſtete ihm Herr von S. die letzte Hülfe, und dann ſchrieb er ihm einmal: Er glaube nunmehr einen ſo verſtändigen Mann, wie er an Strombergen bisher einen gefunden, mit gröſter Beruhigung ſich ſelbſt überlaſſen zu können.

Wiewohl nun Stromberg das Bauweſen vor der Hand auf den Zimmerplätzen der Stadt in guten Händen ließ, ſo drängte ihn doch jetzt bey'm erſten Blicke des Frühlinges auf einmal eine große Menge anderer Geſchäfte ſo ſehr, daß er genöthigt war, ſeine Lehrſtelle niederzulegen, und ſich nur für den Sommer noch eine Wohnung im Hauſe des Generals

zu erbitten, die man ihm mit Freuden gab. Der seltsame Vorschlag „er möge sich adeln lassen", den ihm die Generalin einmal zwischen Scherz und Ernst machte, fiel ihm zwar so unangenehm auf, daß er die gethane Bitte bereuete; indessen konnte er sie nicht zurücknehmen, ohne seinen alten Gönner zu kränken. Doch beschloß er, sich nach und nach immer mehr zurückzuziehen.

Die unzähligen Bestellungen auf Holz-, Getreide-, Gras-, Blumen- und andere Sämereyen, Obstbäume, Strauchwerk und Alleé, wovon er mit dem Eintritte der Frühlingszeit sogleich den schnellesten und ausgebreitetsten Gebrauch machen wollte, den ihm mehrere Hundert in der Gegend zusammengebrachte Arbeiter verstatteten, erforderten noch während des Winters seine ganze Aufmerksamkeit. Er bot und gab gern überall das Doppelte, wenn man ihm nur die Waare für das, was sie seyn sollte, redlich zu garantiren versprach. — Sobald der Boden vom Schnee befreyt war, schlug man für ihn ein bewohnbares kleines Haus von Brettern und einige Baracken zum

Nachtlager der Arbeiter neben der Mühle auf, und die Geschäfte nahmen ihren Anfang.

„Dieser Platz muß einst Alles, was nur auf die entfernteste Weise zu einer großen Landwirthschaft gehört, im Ueberflusse hervorbringen!“ Das war der Grundsatz, den Stromberg nie aus dem Gedächtnisse verlor. — Nach Berichtigung der Grenzen, die noch am besten in Ordnung waren, bestimmte er, dem längstgemachten Plane gemäß, etwa die Hälfte des Ganzen — den erhabenen Kranz von Höhen rings um sein liebes Thal her — zu Waldungen von allerley Art. Einige südliche Abhänge wollte er als Weinberge zu benutzen versuchen, da wenige Stunden von hier im Hauptthale der köstlichste Wein gezogen ward, und sein Thal gegen die mittägliche Sonne zu, weitgeöffnet da lag. In der etwas erhöheten Gegend der Mühle, wohin die Gebäude und Gartenanlagen bestimmt waren, fiengen ringsumher die Wiesenflächen an; und zwischen diesen und dem Walde ward endlich der übrige sanft abhängige Streif zu Getreidefeldern, Gemüseland und Obstbäumen abgesteckt. Ueberall

sollten dazwischen lachende Baumgruppen, welche sich schon jetzt in Menge fanden, diese Ordnung wieder zu verstecken, und gleichsam den Plan des Ganzen zu verheimlichen suchen.

Ehe die Arbeiten überall in den gehörigen Gang kamen, mußte er fast den ganzen Tag zu Pferde seyn, und fand sich oft des Abends so ermüdet, daß er nicht nach dem Schlosse zu reiten vermochte, sondern in seinem bequem eingerichteten hölzernen Häuschen mit rauher Kost vorlieb nahm und dort übernachtete. Nach und nach fand er aber unter jedem Haufen seiner Arbeiter doch einen oder einige, die seinen wahren Sinn erkannten, und welchen er die Aufsicht über die andern anvertrauen durfte; auch nahm er einen jungen Menschen in Dienst, der die Rechnung über sämmtliche Tagelöhner führte, die Vorräthe in Empfang nehmen und ausgeben konnte, und ihm die ärgerlichsten unter seinen Beschäftigungen mit vielem Eifer erleichterte. Uebrigens war die Gegend volkreich, und Jedermann diente ihm gern mit Handarbeit und Vieh, weil er immer freundlichen und frohen Muthes war, und gut und

richtig bezahlte. Nur höchst selten trieb er zur Eile, aber strenge hielt er auf Ordnung und Gründlichkeit im Arbeiten.

Die zu Wiesen bestimmte Fläche ward von Steinen, Dornen und allen Hindernissen befreyt, dann, mit Rücksicht auf die Wässerung, so eben und glatt als möglich geformt und nicht nur an den wunden Stellen, sondern auch über dem ganzen Rasen hin von neuem mit Heu-, Kräuter-, Klee- und Grassaamen von jeder Art bestreut, auch zuletzt für alle Arbeiter und deren Vieh in die strengste Hege gelegt.

Die Waldregion ließ er nach Maaßgabe des verschiedenen Bodens, und mit Zurathziehung eines guten Forstmannes behandeln. Von jeder Saamenart hatte er mit großer Vorsicht von mehreren Menschen Etwas gekauft, und da es nicht einmal wahrscheinlich war, daß alle ihn betrogen hatten, so mischte er nun bey jeder Sorte ein Ganzes zusammen, und leistete dadurch auf alle hier oder da zu nehmende Rache großmüthig Verzicht. Auch fanden sich überall im ehemaligen Walde noch viele schöne Saamenbäume, die nur eine

freundliche Hege zu erwarten schienen, um ihren Segen weit umher zu verbreiten.

Mehr noch machte das zu Arthfeld bestimmte Land zu schaffen. Vierzehn Tage lang rissen mehr als funfzig Pflüge an der großen Erdfläche, und hierbey war der größte Theil der Arbeiter unablässig damit beschäftigt, Steine und Hügel wegzuschaffen, Dornen und Bäume auszurotten, Gruben und Schluchten zuzuwerfen. Ueberall mußte die Gewalt des Eisens durchdringen. Alle Plätze, die vorzüglich guten Boden hatten, wo der Rasen nicht hinderte, oder von Menschenhänden genugsam verarbeitet werden konnte, besäete und bepflanzte man mit feineren Sommerfrüchten, Klee und Kartoffeln. Das Uebrige ward insgesammt mit einer ungeheuern Menge Hafer bestellt, weil man sogleich auf einen möglichst großen Vorrath von Futter und Stroh zu Anschaffung des eignen Viehes für den Herbst, Bedacht nehmen mußte.

Dringender als alles dieß war die Anpflanzung der Bäume und Sträucher; und da er hiervon so wenig als möglich bis zum näch-

ſten Herbſt oder Frühlinge verſchieben, im Feld und in den Gartenanlagen alles fertig pflanzen, und doch ſchlechterdings nichts übereilen wollte, ſo war der General gütig genug, ihm einen vortrefflichen Gärtner zur Unterſtützung des ſeinigen zu leihen; und auf dieſe Art hatte er die Freude, noch vor dem Eintritt der Hitze alles beendigt zu ſehen. Und nun gewann er auf einmal Zeit in Menge, und konnte nach dieſer ſtürmiſchen Epoche die Verſchönerungsarbeiten an ſeinem Wohnhügel, neue Wegeanlagen, Teichgräbereyen u. ſ. w. ruhig fortſetzen, und ſich dann mit ganzer Macht auf das Bauweſen werfen.

Wer für die jetztbeſchriebenen Geſchäfte des Menſchen einigen Sinn hat, und alle die werthen Hoffnungen zu überblicken vermag, die unſer Freund ſo liebend gefaßt, und dann hinaus in die Ferne geſandt und dem unbekannten Willen der Zukunft ſo gläubig blosgeſtellt hatte — der wird nun auch das Entzücken mitfühlen, von welchem ſein Herz ſich emporhob, als einſt an einem heißen Abende plötzlich eins von jenen ſtrömenden Frühlings-

gewittern, die alles mit schwellendem Segen erfüllen, über sein ganzes Reich hereinbrach!

„Ach, der Mensch ist nicht werth so grosser Barmherzigkeit!" rief er zwischen den Donnerschlägen aus; und Minchen faltete über seiner Brust die Hände und ihr Blick flog dem Blicke des Frommen nach, und auch sie stammelte unter Thränen sein Gebet zu den Wolken auf.

Ruhig und selig schritt er nun in seinen Unternehmungen fort. Die Fluthen des Gewitters zeigten ihm hier und da alle die kleinen Fehler, die sich über der Fertigung des Ganzen besonders bey den Wasseranstalten eingeschlichen hatten, und jetzt noch sehr leicht verbessert werden konnten. — Da die Quelle des auf dem Hügel entspringenden kleinen Flusses einen sehr leisen und sanften Fall hatte, so zog er das Wasser durch die Tiefe seines ganzen Eigenthums in einem ziemlich breiten Kanale hin, an dessen Seiten die Teiche ausgegraben und alle Nebenquellen eingeleitet wurden. Von seiner Grenze bis dahin, wo man das Flüßchen schon mit Kähnen und Flöß-

sen befuhr, bedurfte es nur noch drey kleiner Schleusen, um eine höchst nützliche Vereinigung zu bewirken. Und da er das Glück hatte bey den zwey dazwischen liegenden Gemeinden nicht nur Erlaubniß und guten Willen, sondern bey einer derselben auch thätige Unterstützung hierzu zu finden, so sah er schon im Geiste sein Guth, vermöge eines großen Marktkahns, mit dem Handel der Residenz in die schönste und leichteste Verbindung gesetzt!

Alles Bauholz war jetzt angefahren, und der sonst so friedliche Hügel glich täglich vom Morgen bis in die Nacht einem lärmvollen Marktplatze. Die Mühle, wiewohl sie künftig in ein ökonomisches Seitengebäude verlegt werden sollte, brauchte nicht eher als bis zur Vollendung des Ganzen abgerissen zu werden, da sie mitten im weiten Hofe der neuen Gebäude lag. Allein Minchens Mutter glaubte doch, es sey nunmehro Zeit, diesen Ort zu verlassen, und hatte sich bereits in der Residenz eingemiethet, um das, was noch für die Erziehung ihrer Tochter zu thun übrig war, dort zu vollenden, wo der wohlthätige Graf

ein beträchtliches Kapital zu einer Pension für sie niedergelegt hatte.

Eben richtete man die letzte Scheune auf, überall waren schon ausgemauerte Wände und mit Ziegeln belegte Dächer zu sehen, und diesen Abend sollten die Zimmerleute festlich verabschiedet werden. — Stromberg schlich langsam zu seiner jetzt prächtig gefaßten Quelle hin, und setzte sich schwermüthig unter einer alten Buche nieder. Er hatte kurz zuvor von seiner lieben Wittwe und Minchen Abschied genommen, und sah den Wagen, der Beyde nach der Stadt abholen sollte, von weitem ankommen. Die Trennung war ihm selbst äußerst schwer geworden, und von Seiten der Frauen unter den heißesten Thränen erfolgt. Voll von niegefühlter Sehnsucht saß er da, und ehe es ihm möglich war, sich über seine sonderbare Stimmung zu prüfen, stand Minchen vor ihm. Sie betrachtete ihn anfangs mit trocknen Augen und einer gewissen ungewöhnlichen Scheu — aber bald sank sie wie trostlos ihm an's Herz, und eine Fluth von Thränen überströmte das schöne leidende Angesicht. „Der

Wagen kommt, (schluchzte sie sanft) und ich soll Sie nicht mehr sehen — glauben Sie mir nur, ich werde sterben wenn ich nicht mehr bey Ihnen bin — o, Mine möchte so gern sterben!"

Dieser Moment erleuchtete wie ein Blitz sein ganzes Innere. Im mächtigsten Schauer der Zärtlichkeit drückte er das Mädchen an sich. „Das wirst Du nicht, meine Liebste! (sagte er) Wir trennen uns nur auf kurze Zeit, und wollen dann ewig beysammen seyn!"

Rasch wurde dieses inhaltschwere Wort gesprochen; und die große Natur selbst — mächtiger als alle seine mühsam errungenen Geisteskräfte — schien es unmittelbar aus seinem Herzen hervorzupressen.

Ihre seelenvollen Augen hingen wehmüthig über seiner Gestalt. „Ach, das ist wohl nicht möglich! (sprach sie mit Schmerz) Denn die Mutter sagte mir, auf dieser Erde könnten zwey gute Menschen nicht immer vereinigt seyn. — Aber Julchen — (fuhr sie fort und kniete nieder und rief es, die Hände gefaltet, mit schwärmerischem Entzücken zum Himmel empor)

empor) Julchen wird doch täglich kommen, und Sie allein lieben, wann ich todt bin!"

„Kind, beſtes Kind, du warſt noch nie ſo ſeltſam! (ſagte Stromberg erſchrocken und zog die Zitternde wieder zu ſich) Glaube nur den Worten deines Freundes! Du ſollſt mich oft und lange ſehen — geh, meine Liebe, die Mutter ruft dich — ſchon nächſten Sonntag komme ich zu meinem Minchen in die Stadt — wenn du mir verſprichſt, ruhig zu ſeyn."

Sie war jetzt, als man die Mutter zum zweytenmal rufen hörte, blaß geworden und ſchien ſich große Gewalt anzuthun; auf einmal ſprang ſie mit einem ſchwachen Schrey aus ſeinen Armen fort. Er wollte ihr nacheilen, taumelte aber, wie berauſcht, auf ſeinen Sitz zurück.

Ein Kind, ein allzufrüh der Liebe entgegenreifendes Mädchen hatte ihm jetzt auf einmal den ganzen Sinn ſeines bisherigen Lebens aufgeſchloſſen. Wenn er in die Vergangenheit zurückgieng, ſo glaubte er zu finden, daß ſchon bey'm erſten Anſchauen dieſes Mädchens ihr

wunderschönes Bild ihm tief in die Seele gedrungen war. Erst seit jenem Augenblicke hatte er den Gedanken seiner jetzigen neuen Schöpfung deutlich ausgedacht — Minchen war in alle seine Plane verwebt — für sie hatte er Alles gedacht und geschaffen — sie allein fand er überall als die blühende Braut seines Herzens wieder. — Also hatte er den Grafen belogen. — „Aber unwissend that ich es! (rief er aus) dieß weiß Gott, der meine Liebe eher kannte als ich!" — Er verfiel in ein tiefes Nachdenken, und klagte sich nach jeder Entschuldigung wieder von neuem an.

„Aber warum erschrickst du denn vor diesem Ereignisse? (sprach er nach einiger Zeit zu sich selbst) Was hast du für dieses Kind zu fürchten? Was besorgst du von Seiten des Grafen, der einzig dein Glück wollte? Bist du nicht ein freyer Mensch, ohne Eltern, und Besitzer eines großen Vermögens? Konnte der Himmel noch etwas Höheres zu deinem irdischen Glücke hinzuthun, als diese himmlische Liebe, die schon in ihrem ersten Aufflammen

ſo gegenſeitig, ſo innig, ſo unüberſehlich groß und unendlich iſt? — Ja, dieſes Engelsbild iſt auf ewig mein, (ſprang er jetzt entzückt empor) und keine Macht ſoll mir mein Eigenthum entreißen! Sieh herübyr, Mine — alles dieß ſchaffe ich einzig für Dich — alles iſt Dein!" — Er war jetzt beſtimmt.

Wunderbar kam es ihm aber doch vor, daß, ſo oft er bey ſeiner Liebe zufällig an den Grafen dachte, immer in ſeinem Gemüth eine gewiſſe ängſtliche Schwühle, Etwas das einer Ahndung glich, aufwallte, und daß dieß immer wieder kam. — Des folgenden Sonntags ſuchte er ſein Herz zu erleichtern. Er ritt nach der Stadt und gab dem Miniſter umſtändlichen Bericht von ſeinen bisherigen Unternehmungen, entdeckte ihm auch mit der größten Offenheit die Geſchichte ſeiner Liebe, und bat ihn, alles anzuwenden, um einen Brief, worin er ſeinem Wohlthäter, von allem Bisherigen das genaueſte Bekenntniß ablegte, in die Hände des Grafen zu bringen. Herr von S. verſprach ihm dieß, und ſuchte ihn

über jene ängstlichen Vorspiegelungen durch Gründe, die ihm bald einleuchteten, zu beruhigen.

Und nun lief er zu seiner Wittwe, und freute sich mit ihr über ihre kleine artige Einrichtung. Allein sie schien ihm, bey allem äussern Wohlbefinden, nicht ganz heiter; und als er deßhalb in sie drang, wurden ihre Augen feucht. „Meine Tochter, (sagte sie wehmüthig) meine Tochter macht mir Kummer! Ihr zarter und dennoch so früh zu dieser Gesundheit und üppigen Schönheit aufgeblühter Gliederbau — dieses leidenschaftliche Leben in jeder Miene und Bewegung — das Strömende, unaufhaltsam Reißende in ihrer Phantasie — ach, lieber Freund, ich bereue es schon jetzt, sie an diesen gefährlichen Ort gebracht zu haben! — Jetzt weint sie noch fast täglich um den verlornen Aufenthalt in der Mühle, und die Stadt ist ihr verhaßt. Was wird aber, was kann diese Unglückliche einst retten, wenn die Macht der Leidenschaft über sie hereinbricht!"

Stromberg kannte die ſtrengen Grundſätze der Mutter, und ſuchte ihr Troſt und Muth einzuſprechen. Er hatte ja die Gewalt des erſten Eindrucks auf ein für die Liebe geſchaffnes Herz aus ſeinem eignen Beyſpiel erfahren, und kannte ſich ſelbſt und Minchens frühbeſtimmten Charakter zu gut, um von irgend einem zweyten Eindruck etwas zu fürchten. Er empfahl ihr daher zwar die ſorgfältigſte Aufſicht und Beobachtung, aber mehr noch eine freundſchaftliche Zutraulichkeit in ihrem ganzen Betragen gegen die Tochter. Durch einen beſtändigen Briefwechſel mit Minchen wollte er ſelbſt auch auf ihre Bildung ſo viel als möglich zu würken ſuchen. „O ich glaube feſt an Minchen! ſagte der Liebende zuletzt mit Entzücken. Thun Sie ferner Ihre Pflicht, die Ihnen, meine edle Freundin, leichter wird als tauſend andern Müttern — und für das Uebrige laſſen Sie Gott und — mich ſorgen! — Er war im Begriffe weiter zu reden, als ſie Minchen aus der Kirche kommen hörten.

„Mutter, Mutter, (rief es noch vor der Thüre mit den Silbertönen der Zärtlichkeit)

nun muß er bald, bald kommen!" und sie war im Begriff umzusinken, als er ihr schon hier die Arme entgegenbreitete. Die Mutter machte ihr einige sanfte Vorwürfe über ihre allzugroße Lebhaftigkeit. „Ach Mutter, (sagte sie mit einem tiefen Seufzer) Du weißt ja nicht, wie mir ist, daß ich nun wieder bey ihm seyn darf! Willst Du, daß ich anders scheine als ich bin?"

„Das soll Minchen nie! (sagte Stromberg und drückte im Uebermaaße seines Glükkes einen Kuß auf ihre blühenden Lippen, was er noch niemals gethan hatte) Es ist wahr, gute Mutter, was Minchen spricht — und wir haben uns ja immer so zärtlich geliebt!"

Wie dankte ihm ihr schmachtendes Auge dafür, daß er sich ihres Herzens so liebevoll annahm! — Drauf zog sie den Freund in ihr kleines Zimmer, um ihm allen Reichthum, den sie besaß zu zeigen; dort bat sie ihn aber sogleich mit nassen Augen, der Mutter ihr neulliches Betragen beym Abschiede nicht zu erzählen. „Die Mutter will, (sagte sie ängstlich) daß ich mich anders gegen Sie betrage, als

bisher — und, ach, ich kann es nicht! — O lieber, lieber Stromberg, warum haben sie mich vorhin so — wunderbar — geküßt!"

Er machte sich jetzt hierüber selbst geheime Vorwürfe. Es war indessen gegen seine Absicht, und für sein liebendes Herz viel zu gefährlich, jetzt lange mit ihr allein zu seyn, da Beyden ihre Bekanntschaft als zwey Liebende, noch so ganz neu scheinen mußte, daß hier der unschädliche Ton nicht leicht zu finden war. Er trat daher noch einmal sanft in das Verhältniß des Lehrers zurück, und sagte ihr Verschiedenes über den zwischen Erwachsenen hergebrachten Anstand, über das Schickliche und die Gesetze der feineren Gesellschaft, am meisten aber über die Nothwendigkeit eines unumschränkten Zutrauens zu ihrer vortrefflichen und sehr gebildeten Mutter in Rücksicht ihres ganzen Handelns, ja aller ihrer geheimsten Gedanken. Und über jede dieser Materien versprach er ihr schriftlich mehr zu sagen.

Die ganze Predigt ward am Ende doch nur mit einer feurigen Umarmung beantwortet, deren Nichterwiederung er für Sünde

halten mußte. Am meiſten war ſie von dem verſprochnen Briefwechſel erbaut — und, mit welcher Feyerlichkeit gelobte die Schwärmerin, jedes ſeiner Worte heilig, wie ein Geſetz, zu bewahren! — Ein gluthvoller Kuß beſiegelte ihren Eid.

Bis zum ſpäten Abend blieb er da, und genoß dieſe goldnen Stunden unter den Roſen der frühen Liebe, mit der ihm eignen Innigkeit, und ohne des Abſchieds einmal zu erwähnen. Aber als er endlich aufbrach, erſchrack das Kind und rang die ſchönen Hände. „O, es iſt nicht möglich, (ſagte ſie mit wankender Stimme) daß Sie weggehen — ich dachte, das ſollte nun ewig ſo fort dauern!“

„Morgen ſchreibe ich, und komme nächſtens wieder!“ ſagte er feſt, und drohte ihr ſanft zu — aber ſein eignes Herz brach ihm vor Liebe, als er gegenüber die Geliebte erblaſſen ſah, welches Zeichen ſich immer äußerte, wann ſie ſich mit großer Anſtrengung zu faſſen ſuchte. — Ganz in Liebe verſunken, kam er wieder in Stromberg an, um dort eine Nacht

zu verträumen, die er am Morgen für die seligste seines bisherigen Lebens pries.

Der Briefwechsel nahm nun seinen Anfang; der Freund reisete sehr oft in die Stadt, Mutter und Tochter besuchten ihn zuweilen in Stromberg; die Geliebte ward wieder einigermaaßen heiter, fand nach und nach manches Vergnügen und ein Paar Freundinen in der Stadt, und, — was Strombergen besonders wohl that — nach kurzer Zeit waren Mutter und Kind fast für die ganze Residenz ein Gegenstand der allgemeinen Achtung und Liebe. Die schöne Jugend beyderley Geschlechts drängte sich um das blühende Mädchen her, dessen Schönheit eben so ungewöhnlich glänzte, als ihre liebenswürdige Unschuld und Naivetät entzückte. In solchen lieblichen Kreisen, bey der treuen Pflege ihrer sorgsam wachenden Mutter und unter den schriftlichen und mündlichen Belehrungen eines geliebten Mannes, bildete sich Minchens Körper, Charakter und Geist bis zu einer Vollkommenheit aus, die unsern Freund täglich höher beglückte. Sie hieng dabey mit so schmerzlicher Liebe und so

einzig an ihm, daß Niemand die nähere Vereinigung Beyder bezweifeln durfte, da man von ihr selbst sehr leicht das offene Geständniß hören konnte, Stromberg sey ihr unter allen Menschen, selbst ohne Ausnahme ihrer Mutter, der allertheuerste.

Bey seiner ersten Ernte fand unser Guthsbesitzer, da er nur höchstbescheidene Erwartungen gehegt hatte, sich sehr angenehm überrascht. Die frische Kraft des neuumgerissenen Rasens und die gedeihliche Witterung brachten ihm bereits im ersten Jahr einen so großen Vorrath von Körnern, Stroh und Futter ein, daß er genöthigt war, von den Käufen, die er schon längst auf Viehfutter und andere Bedürfnisse abgeschlossen hatte, einige wieder aufzusagen, weil es ihm sonst nicht möglich gewesen seyn würde, die große Masse zu verbrauchen. — Alle nur erdenkliche Arten von Hausvieh wurden nun in der gehörigen Anzahl gekauft, und zugleich ein Verwalter nebst dem Gesinde und Geschirr angeschafft. Hierbey kam ihm die genaue Kenntniß, die er sich durch eigne tägliche Aufsicht über seine bis-

herigen Arbeiter, von den Eigenſchaften derſelben erworben hatte, ſehr zu Statten. Aus ihnen wählte er ſein Geſinde, und ſeine beſtändigen, für die Zukunft nöthigen Arbeiter.

Den Winter wandte er zu verſchiednen Reiſen nach entfernten Landgüthern und zum Beſuch einiger großen Gärten an, und den darauf folgenden Frühling, zu Herſtellung alles deſſen, was irgend noch vom vorigen Jahre etwa rückſtändig war; hauptſächlich aber ſchritt er ſogleich mit ganzer Macht zu der äuſſern Bekleidung und innern Verzierung ſeiner Gebäude, und ſchaffte die nöthigen Mobilien an. — So vergieng noch ein Jahr, und Stromberg ſah ſich — nachdem er ſeine Wirthſchaft in völligen Zug gebracht, und ſchon die Koſten zu manchem neuen Verſuch und vielen Verſchönerungen angewandt hatte — immer noch im Beſitz einer großen Summe Geldes. Er konnte dieſe vor der Hand zu Kapital anlegen, und von derſelben auch ſeinem treuen Freunde, dem Generale, mit einem Anlehn helfen.

Seine bisherigen, zum Theil auswärtigen

Geschäfte waren so dringend gewesen, daß er München ein halbes Jahr lang nicht sah; selbst die Korrespondenz war während dieser Zeit nur sehr spärlich, und mit öftern Unterbrechungen fortgeführt worden. Im Anfange beklagte sie sich zärtlich über Beydes; da er sie aber dringend bat, ihm keine Vorwürfe über Etwas zu machen, das er noch nicht ändern könne, schwieg sie sehr bald davon, und ihre Briefe schienen zuletzt einen ruhigen, lauen Ton anzunehmen, welcher ihm um so mehr auffiel, da er selbst zärtlicher als je liebte und den glücklichen Tag immer als ein heiliges Fest vor sich sah, an dem er zum erstenmal die Geliebte wieder umarmen konnte.

Gerade am Abend vor diesem langersehnten Tage schrieb ihm die Mutter, sie stehe im Begriff, ihre Hand zum zweytenmal einem Wittwer unter der dortigen Geistlichkeit zu geben, und wünsche sehr, daß er die Bekanntschaft dieses Mannes machen möge, um ihr als ein bewährter Freund seinen Rath ertheilen zu können.

Doppelt froh über das bevorstehende Glück

seiner Freundin und über sein eignes, ritt er den andern Morgens neben dem Wagen des Generals her, welcher Herrn von S. besuchen wollte; und noch nie hatte sein Auge die Thürme der Residenz mit solcher Freude erblickt, als jetzt nach dieser ziemlich langen Trennung. — Bey seiner Ankunft gieng er sogleich mit Fräulein Julchen in die Wohnung der Wittwe. Als Julchen in der Thüre seinen Arm fahren ließ, um auf Minchen zuzueilen, bemerkte er, daß diese erblaßte, starr da saß, und sich alle Gewalt thun mußte, um aufzustehen. „Was machen Sie, mein bestes Minchen?" sagte er und schloß das heftig zitternde Kind in die Arme. Sie hieng sich wieder an Julchen, und kaum hatte die Mutter mit dieser zu reden angefangen, als Minchen den Freund nach ihrem kleinen Zimmer drängte. „Ach, einen einzigen Augenblick! (rief sie dort aus, und sank ermattet auf einen Stuhl) Warum versagen Sie mir auch mündlich jenes süße Du, das mir immer so theuer war? (Er hatte dieses Du schriftlich mit Absicht, und beym jetzigen

Wiedersehen schon aus Gewohnheit vermieden) Und, (fuhr sie in der höchsten Spannung fort) Stromberg! sind Sie noch mein Stromberg wie Sie einst waren?"

Sein Angesicht glühte in Wonne auf, und er hob den Blick zum Himmel. „O du liebevolles Kind! (rief er) Vergieb meiner Zerstreuung, als ich mich vorhin in deinem langentbehrten Anblicke verlor! Ich bin nicht mehr was ich war — denn so zu lieben, wie in diesem Augenblicke meine Seele dich liebt, das hielt ich damals noch nicht für möglich."

Sie war wie berauscht von seinen süßen Worten und sank, überwältigt von so großer Liebe, mit einem leisen, sterbenden „Ach" ihm an's Herz; und unter den zärtlichsten Namen die er ihr gab, erwachte endlich ihre heißliebende Seele wieder. „O Gott! (sagte sie dann und trat mit gefalteten Händen vor ihn hin) Wie schwer habe ich mich vielleicht an Ihnen versündigt! — Ach, vermöchte ich es doch nur, zu reden!" rief sie erschöpft, und sank auf den Stuhl am Klaviere nieder, und

begann, ohne ihren Blick nur eine Sekunde von dem seinigen zu trennen, ein zärtliches Lied — so wie es die liebeklagende Nachtigall dem Gatten gegenüber girrt. Aber bald erstickte der süßschluchzende Liebesschmerz ihre reinen Töne mitten in der schönen Melodie — heiße Thränen rannen über ihre Wangen, und es trieb sie wieder empor. — Sie hatte noch Vieles auf dem Herzen. Aber Julchen trat jetzt mit der Mutter herein, und Stromberg rief Letzterer sogleich entgegen, sie dürfe es ihm nicht abschlagen, morgen mit Minchen und dem Bräutigam den ersten May in Stromberg zuzubringen. Sie sagte es zu, Minchen gerieth nun in die höchste Lust, und jeder ihrer Blicke war ein Herold der Liebe.

„Ihnen ist nicht wohl!" bemerkte jetzt die Mutter gegen das Fräulein.

„Vom Fahren vielleicht!" antwortete Jene. Sie hatte seit ihrem Eintritt die Farbe mehrmals verändert, und gab jetzt, indem sie hoch erröthete, Minchen einen Kuß. Diese schien zu erschrecken,

Der Bräutigam kam bald darauf, und nach ihm mehrere junge Leute von Münchens Bekanntschaft. Stremberg wußte schon, wie unwiderstehlich sie jeder ihrer Freundinen war, und welch einen neuen Werth die Freundschaft ihrem eignen Gemüthe gegeben hatte. Aber heute bekam er Gelegenheit, an den Blicken einiger liebenswürdigen Jünglinge die große Macht zu bemerken, welche die Reize dieser frühen Rose über junge Männerherzen ausübten. Sie erschien indessen allen Männern gegenüber noch immer als ein leichtfertiges Kind, als ein lebhaftes, spielsüchtiges und vollkommen unbefangenes Mädchen, so wie vormals; und er fand jetzt die einst von der Mutter über ihre ungemeine Lebhaftigkeit gekäpfelte Besorgniß völlig ungegründet. — Nur wann er selbst, der Freund, sie liebend anblickte, dann zeigte sich in ihrem Antlitz ein gewisser wehmüthiger Ernst — dann erst schimmerte das junge Bild plötzlich in der rosigen Fülle einer schon liebenden Jungfrau bräutlich auf und ihre Blicke schienen verlangend an den seinigen zu saugen und dort,

gleich-

gleichsam nur mit leiser Ahndung ein neues unbekanntes Feuer zu entdecken, dem ihr ganzes Wesen in geheimer, aber schmerzlicher Sinnlichkeit entgegenschmachtete.

Die dringende Eile, womit Stromberg seine vielen Geschäfte in der Stadt abthun mußte, um bald wieder nach Hause zu kommen, ließ ihm heute keinen geheimen Augenblick mehr für seine Freundin übrig; und diese begnügte sich, ihm einigemal mit verklärtem Angesichte das theure Wörtchen „Morgen!" leise zuzulispeln, welches er innig entzückt erwiederte.

Des andern Tages schimmerte der Himmel im reinsten Blau, und die Knospen aller Gebüsche schienen sich mächtiger hervorzudrängen, um im lebendigen Frühlingslichte Zeugen seines Glückes und dieser großen Liebe zu seyn. Ehe er noch seine Freunde aus der Stadt erwarten durfte, fiel ihm auf einmal eine weiße Gestalt in die Augen, welche, lieblich wie der Morgen und mit geflügelter Eile, wie die Jugend, über den Hügel zu ihm herwallte. — Sie mußte es seyn; sie war es,

und der Glückliche flog ihr entgegen. Als er in das Wäldchen trat, das mitten in seinen blumigen Wiesen duftend dalag, und durch welches der Pfad sich hinschlängelte, erkannte er das ihm nahende holde Kind. Rosenbänder flatterten um das Gewand der Eilenden, und von ihren zarten Wangen schimmerte ihm die jugendlich frische Rosenblüte der Unschuld entgegen. — Ihre Arme faßten sich jetzt leise, und mehrere Minuten lang betrachteten Beyde einander, sich selig wiegend, in stummer Wonne und mit liebeweinenden Augen. Sie schienen sich zu fragen: wer von uns ist der Schönere, und wer der Seligere! — München erzählte endlich.

Sie hatten ihren Wagen zerbrochen, und das Mädchen war, da er im nächsten Dorf erst hergestellt werden mußte, vorausgeeilt, um eine Stunde früher bey dem Freunde zu seyn. — Sie giengen hinein. Sein schönes, jetzt fertiges und volles Haus erregte ihr Erstaunen, da sie es lange nicht gesehen hatte, und die bequeme Einrichtung desselben schien ihr großes Vergnügen zu machen. Doch ver-

langte ſie bald hinaus an ihre Lieblingsplätze, und er geleitete ſie hin zu der herrlichen Silberquelle. Dort fieng jetzt die alte Buche kräftig an zu grünen, und die dichten Büſche umher eiferten ihr nach, um ſich mit dem ſchönſten Kleide des Jahres zu ſchmücken. Alle ſeine Frühlingsblumen waren auf maleriſch gruppirten Beeten hier verſammelt, und ihre Gerüche hauchten der blühenden Tochter des Frühlings balſamiſche Grüße entgegen. — „Sieh doch, (rief der Entzückte) ſieh, du Gaſt meiner Seele, wie ſie dir winken, daß du das feidne Haar mit ihren Blüten kränzeſt!“

„O laſſen Sie mich erſt, (ſagte das Mädchen und athmete tief und zitternd auf) an dieſer heiligen Quelle, die der Born meines Glücks iſt und jetzt ſo ſanft und rein ihre mächtig breiten Silbermaſſen zwiſchen den Blumen hervorwälzt — laſſen Sie mich hier auch mein Gewiſſen rein waſchen und mein Herz wieder ſtärken, das ſeinen Glauben an den theuern Stromberg zu verlieren im Begriffe war!“

Er erfuhr nun, wieviel das Kind bisher

um ihn gelitten hatte. Zu jener Zeit, als ihm seine Geschäfte versagten, sie zu sehen, war Julchen einigemal zu ihr gekommen und hatte erzählt, wie oft er jetzt in Hainau, und sie mit ihren Geschwistern und dem neuen Lehrer in Stromberg sey — wie lieb er noch immer sie, und sie ihn habe, und wie viel tausendmal lieber, als vormals München — ihre Mutter habe gesagt, er werde sich wohl adeln lassen — u. s. w. — Das junge Herz war zu voll von Liebe, um hierbey ruhig zu bleiben; es war zu edel für den Neid, zu groß für die Eifersucht. Sie schwieg gegen den Freund, und trauerte bloß insgeheim, um sein Glück durch keine Klagen zu stören. Nur eine unendliche Wehmuth bemächtigte sich ihres ganzen Wesens, wann sie sich dachte, er liebe Julchen, oder diese ihn, mehr als sie, oder — er habe sie vergessen! — Julchens vortreffliches Herz war zwar auch von einem warmen, aber leichteren Blute belebt; ihre Neigung zu Strombergen bestand bis jetzt mehr in einer zärtlichen Anhängigkeit, als in leidenschaftlicher Liebe;

um so entfernter war das gute Mädchen davon, die Freundin zu quälen; und, als einst — auf ihre Frage, wie Minchen wohl zu Muthe seyn würde, wenn er Julchen allein liebe — Jene heftig zu weinen anfieng, versprach Julchen gutmüthig, ihn nicht mehr zu lieben, wenn sie könne. — „Und wie war mir nun, (beschloß sie ihre Erzählung) als Sie gestern an Julchens Arme hereintraten! Aber, wie ward mir dann, als Sie mich auf meinem Zimmer in so holden Tönen anredeten! Da füllte sich auf einmal meine ganze Seele wieder mit einem Glauben — o mein Freund, mit einer nie gefühlten Wonne, deren Zauber keines Menschen Zunge auszusprechen vermag! — Und nun, mein theurer Stromberg — reden Sie! Ist es zu Ihrem Glücke nothwendig, daß Sie mein Julchen allein lieben, daß ich Sie nicht mehr liebe — so will ich es — Gott weiß, daß ich es will! Und — Mine wird nicht sterben, — ach, sie soll nicht einmal weinen!" — Sie fieng an zu zittern.

Mit großer Anstrengung hatte er es über

sich vermocht, sie bis zu Ende reden zu lassen. Denn sein Herz wallte immer mächtiger der Geliebten entgegen. „Ich habe (sagte er jetzt schwärmerisch, und legte Gewicht auf jedes Wort, und bat sie, jedes Wort wohl zu erwägen) — ich habe Julchen nie geliebt. Sie selbst hat mir nie gesagt, daß sie mich liebe; nur das schöne freundliche Verhältniß von Lehrer und Schülerin bestand zwischen uns; auch bürgt mir die Richtung ihres Charakters, die ich genau kenne, vollkommen dafür, daß nie die Heftigkeit einer unerwiederten Liebe ihre schöne Seele, welche nur den Frieden kennt und sucht, unglücklich machen kann. — Und so darfst Du ruhig seyn über die Freundin. — Aber Dich, einzig Dich, meine süße Geliebte, weihe ich mit diesem Kusse zur langersehnten Braut meiner Seele! — Ja, senke Deine Augen jetzt nicht so schüchtern, gönne mir ihren süßen Glanzblick, denn sie sollen ewig die Leitsterne meiner Wallfarth seyn! Oeffne Deine zarten Lippen, an welchen meines Lebens schöneres Morgenroth aufflammt — verschließe nicht länger ihren Zauberkelch — laß ihren Nektar

meinen Brautküssen zur Beute werden! — Du liebst mich — das sagen mir diese Rosen der Scham, welche jetzt bey meinem feyerlichen Bekenntnisse Dir auf den Wangen glühen — diese Thränen sagen es, in welchen Dein zärtliches Herz so sanft hinstirbt. — Ja, es ist Zeit, holdes Kind, daß nichts mehr uns trenne! Schau mir in's Auge, Geliebte — schon ist Dein zarter Leib zu jugendlicher Mannbarkeit aufgeblüht, — und ach, kein Mensch liebte je ein Mädchen heißer, als ich Dich — o antworte mir — ich begehre Dich aus innerstem Herzen zu meinem Weibe!"

Jedes seiner Worte schien einen neuen Sinn in ihren bisherigen Gefühlen zu erschließen. Ihr Wesen löste sich allmählich ganz in blöder Liebe und Scham auf, und hehe Wonne durchschauerte das junge, hellaufblühende Weib mit sichtbarer Gewalt. Aber zuletzt ermannte sie sich und blickte ihm groß und entschlossen in's Auge. — „Ja, ich bin Dein Eigenthum! (sprach sie melodisch und legte feyerlich seine Hand an ihr überwallendes Herz) Wohin Du mich führst, zum Altar, oder zum Grabe —

Stromberg, ich bin Dein! Und seyd ihr Zeugen, liebliche Blumen, ihr schönen Bilder unsers Frühlingslebens, und Du, reine, treue Quelle, und all ihr Wohlgerüche dieses dampfenden May's — seyd Zeugen, daß ich ihn hier mir einst zum Bräutigam erwählte — einzig und auf ewig ihn! — Ich athme nur aus Deinem Kusse Leben und Liebe, mein geliebter Freund — die Bedeutung Deiner dunkeln Reden ahndete ich vorhin zum erstenmal — was ein Weib ist, was ich Dir seyn werde, ich faß' es noch nicht! Aber, lehre mich das seligste unter allen Geschäften, Dich zu beglücken — und, Geliebter, wenn die Liebe noch himmlischeres Glück gewährt als das überselige Herz Deines armen Mädchens bis jetzt faßt und ahndet, ach, so laß mich auch ihre höchsten, geheimsten Stufen erklimmen, und dort an Deiner Brust sterben!" —

Ja nie hat ein Weib inniger und heißer geliebt, als Minchen! — In heiliges Verstummen eingewiegt standen sie da — nur Hand in Hand gedrückt, und Blick in Blick

versenkt. Sie hörten nicht mehr die Stimme der Nachtigallen, nicht das Tönen der fortrinnenden Quelle, nicht den Brautgesang spielender Mayläfte — ihre Seelen, beflügelt von den Phantasieen der Liebe, waren aufgeschwebt ins zarte Reich der Gedanken, und die Welt der irdischen Töne und Worte lag tief unter ihnen.

So wurde das glückselige Paar von der Mutter und ihrem Freunde überrascht. Stromberg ergriff die Mutterhand, bekannte ihre Liebe, erzählte mit offnem Blick die Geschichte der letzten halben Stunde und bat um den mütterlichen Segen, während Minchen schluchzend an dem theuern Herzen der Erzeugerin lag.

Aber die Mutter vergeß häufig bittere Thränen, ehe sie zu antworten vermochte. „Ich kenne ja längst eure Liebe, (sagte sie endlich mit gepreßter Stimme) und ich sah voraus, daß das geschehen werde, was heute geschah. Kann euch mein Segen glücklich machen, o so nehmt ihn hin von dieser schwachen Hand, und der Ewige schmücke euer theures

Leben mit zahllosen Stunden des Glücks! — Aber vergebt mir diese bittern Thränen! Sie strömen nicht allein darum, meine beste Mine, daß Du dich schon längst von mir losrissest, — nein, ich ehre eure Liebe — sie fließen um Deine Jugend! — Du glühest zu heftig, um je das kältere Leben zu erdulden — o meine Tochter, Du bist noch zu zart für die Ehe — zu lebhaft für die bürgerliche Welt, selbst hier in der stillen Einsamkeit! — Diese geliebte Gestalt, (sie weinte heftiger) die sich jetzt, ach, in so schöner Lebensfülle, so warm, so vollblühend, an meine Brust schmiegt — ach, sie wird früh verblühen! —" Die Mutter konnte nicht weiter reden.

Stromberg, der den ganzen Sinn der mütterlichen Besorgnisse faßte, blickte wehmüthig auf die schöne Blume, und — welche Gelübde that er nicht jetzt im Herzen für die Heilighaltung dieses zarten, geweihten Kleinods!

Aber das holde Kind blieb seiner Liebe getreu, obgleich ihr Auge mit der Mutter weinte. — „Mutter, liebe Mutter! (rief sie)

Ich weiß nur aus wenigem Unterrichte, was die Ehe iſt, und kenne noch kaum das Leben. Aber in Beydem will Er ja mein Lehrer ſeyn. Noch vor wenigen Minuten hat ſein ſchöner geliebter Mund es ausgeſprochen, daß — (ſie ſagte es mit hoher Schwärmerey) daß einzig meine Liebe ihn beglücken könne! Und ich — ich ſollte nicht ihm dieſes Leben ganz weihen, das ohne ihn ſo arm iſt — nicht jeden Augenblick für den Geliebten zum Tode zu gehen bereit ſeyn? — O mein Stromberg! (fuhr ſie fort, und ſchlang ihren Arm um ihn, und blickte mit einer Fröhlichkeit zum Himmel, bey der der Geiſtliche gerührt ſeine Hände faltete) Dieſe leichten Geſtalten an uns ſind verweklich — Gott hat ſie für die Zeit geſchaffen — laßt ſie verblühen — aber, mein Geliebter, ich fühle jetzt in meinem Innern eine Blüte für Dich aufſproſſen, die kein Werk der Zeitlichkeit iſt, die Dich ewig beglücken ſoll — und dieſe, dieſe weih' ich Dir zum Eigenthume!"

Die Liebenden hatten ſich, die Welt vergeſſend, feſt umſchloſſen, und Stromberg

vermochte nur die Worte auszurufen: „Soll denn dieſe Seelen noch Etwas trennen?"

„Nein, (rief der Geiſtliche und trocknete die Augen) dieſe Seelen hat Gott vereinigt, nichts kann ſie trennen, und es iſt Zeit, daß die Kirche auch zu Vereinigung der Leiber ihren Segen ſpreche. Setzen Sie getroſt den Tag dieſer Verbindung feſt, meine Freundin. Denn das kommt von Gott."

Mit vieler Mühe erhielt die Mutter von Strombergen noch zwey Wochen Aufſchub für dieſen Tag. Minchen ſelbſt miſchte ſich aber nicht mehr in ihren Streit. Sie war nur am Abend traurig, daß ſie noch einmal ſich von ihrem Bräutigam trennen ſollte. Ihre Wünſche liefen immer nur auf den einzigen Punkt hin, ewig mit ihm vereinigt zu ſeyn.

Bey'm Abſchiede ſtellte der brave Paſtor die Verlobten noch einmal vor ſich hin, und umarmte beyde mit inniger Rührung. „Nehmen Sie (ſagte er dann) noch ein ernſtes Wort Ihres neuen Freundes in das ſchöne Bündniß mit hinüber. Wer ſein Glück einzig in der Liebe ſucht, der handelt ungerecht und thörigt.

Der Mensch vergesse nicht, daß die Welt manche sehr gültige Forderungen an ihn machen darf, und daß er sein höchstes Glück nur in der Religion findet."

Das fromme Minchen schien hierbey sehr nachdenkend, ja ängstlich zu werden. Stromberg ward es erst des andern Abends, als er bey der Quelle saß, um Aug' und Herz an seiner reizenden Flur zu laben, und über die Wichtigkeit des gestrigen Tages Betrachtungen anzustellen. — Hierin störte ihn nach einiger Zeit ein Reiter, den er überall in seinem Gebiete hin und her traben, und, wenn gleich keine verbotenen, doch die geheimsten Wege suchen sah. — Nach einiger Zeit schien er sich den Gebäuden zu nähern, und verschwand hinter diesen. Stromberg wollte eben hingehen, um den interessanten Gast willkommen zu heißen, als ein großer, schöner Mann auf ihn zu kam, und er mit einem Ausruf des Entzückens — den Grafen in seinen Armen hielt. — Es dauerte eine gute Zeit, ehe der edle L. vor den strömenden Her-

zensergießungen seines Freundes ein Wort aufbringen konnte.

„Ich komme ja gerade von meinem Freunde S., von München, und jetzt eben von jeder schönen Stelle Ihres vortrefflichen Landguths her. Also weiß ich Alles, was Sie mir zu sagen haben, mein guter Stromberg. Aber Sie, Sie wissen noch nicht, daß Sie mir durch alles dieß noch unendlich lieber und theurer geworden sind, als vorher! — Ja, Stromberg, ich fühle es recht tief: Den Menschen, dessen Glück zu gründen uns das Schicksal begünstigte, den lieben wir stärker und doppelt so schön, als den, welcher uns Gutes that. Denn bey diesem stört uns doch immer ein gewisses unauslöschliches und, ich möchte sagen fremdmachendes Pflichtgefühl — aber die Liebe zu Jenem träufelt, gleich einem himmlischen Thau des Glücks, gleich göttlichen Freudenthränen, frey und unmittelbar von der Gottheit auf uns nieder." — Er umarmte den Jüngling mit einer Innigkeit, die von den seligsten Gefühlen seines schönen Herzens zeugte.

„Anfänglich (fuhr er dann fort) war ich mißmuthig, und trauerte über Sie. Nicht, daß ich glaubte, Sie hätten mir Ihre Liebe verheimlichen wollen, die ja damals noch unerkannt in Ihrem Busen schlummerte; nein, nur über diese Liebe selbst hätt' ich gern gezürnt. Mein ganzer Plan mit Ihnen war vernichtet. Nach diesem sollten Sie wohl bey Gelegenheit einmal heyrathen, ein gutes, haushälterisches Eheweib nehmen und meinetwegen Vater einer zahlreichen Familie werden — aber lieben, leidenschaftlich lieben sollten Sie nie — Ihre Geliebte sollte einzig die Natur seyn — und nie habe ich auch einen Menschen mit größerer Unabhängigkeit und mit kälterem Verstande über die Menschen, und mit leidenschaftlicherer Wärme über die Natur reden hören, als Sie. Ich hatte aber doch Ihren Charakter oder Ihr Herz verkannt — und deßwegen sage ich Ihnen auch jetzt nicht Alles was zu meinem Plane gehörte, weil es doch fruchtlos, vielleicht schädlich wäre. — Aber, als ich nun München sah — Sie wissen, was das heißt —

und als sie mir gestern ihre Liebe gestand, oder vielmehr mit der Zunge eines heiligen Engels glorreich verkündigte — da, mein Freund, ich gestehe es, da beneidete ich Sie, und da fieng ich an, mich zu resigniren. — Das ist Schicksal — und nie, Stromberg, nie ist ein Mann von einer herrlicheren Jungfrau, und nie ist einer so zärtlich und mit so heißen Schmerzen geliebt worden, als Sie! — Ach Freund, Sie stehen auf einer gefährlicheren Höhe als jemals ein erster Hofgünstling der Königin Fortuna stand! — — Oder — (fuhr er fort, und drückte ihn von neuem schwärmerisch an sich) wäre etwa Deine edle Seele dazu bestimmt, dieß alles zu ertragen? — glücklich zu seyn?"

„Ich ertrag's!" sagte der schöne Jüngling, und der Graf sah mit Staunen und Wonne in sein verklärtes Angesicht.

„Es thut mir weh, (sprach L. nach einigem Stillschweigen finster) daß ich nicht in euern schönsten Tagen bey euch seyn darf. Noch diese Nacht muß ich einer höchst verdrießlichen Sache wegen eine weite Reise antreten. Aber wenn

sie

ſie gut endet, ſo komme ich längſtens in einem Monathe wieder, um mein Herz an eurem Glücke zu weiden. — Ja lieber Stromberg, ich ſiedle mich dann für immer hier an. Die Welt hat mir manche tiefe Wunde geſchlagen. Vielleicht wäre unſerm redlichen verarmten Nachbar, dem General, mit einem reichlichen Kaufgelde für ſein Guth, wieder auf die Beine zu helfen — oder es findet ſich andere Gelegenheit in der Nähe. Kurz, mein Freund, ich will dann ſorgen, daß in unſerm Verhältniſſe ich nicht immer der Glücklichere ſey. Du ſollſt mir dann Gutes thun, lieber Menſch, Gutes die Fülle, und mich jene unbegreifliche Kunſt lehren, glücklich zu ſeyn. Und der Himmel nehme Dein eignes Glück in ſeinen Schutz!"

Als ſie ſich trennten, kam der Graf noch einmal auf den Hochzeittag ſeines Freundes zurück. „O gewiß ſoll mein Geiſt an dieſem Tage liebend um Euch flüſtern!" ſagte er und ſchied mit einer Wehmuth, die Strombergen ſehr traurig machte.

Er hatte dem General heute ſchriftlich ſein Glück gemeldet, und die ganze Familie auf

morgen nach Stromberg eingeladen, um sich mit ihm zu freuen. Jetzt erhielt er noch die Antwort, Julchen sey von der letzten Reise nach der Stadt unpäßlich, und wünsche doch sehr, die Uebrigen begleiten zu können. Uebermorgen hoffe sie, der Rangordnung gemäß, zuerst Minchen in der Stadt zu sehen, und dann an einem der folgenden Tage wolle die ganze Gesellschaft zu ihm kommen.

Dieß alles geschah. Julchen sah noch ein wenig blaß aus, nahm aber, so wie die gesammte Familie, den freundlichsten Antheil am Glück ihres geliebten Lehrers. Minchen und ihre Eltern, die den Tag vorher waren getraut worden, kamen ebenfalls, und man brachte einen höchst vergnügten Tag zu. Selbst Julchen schien an jedem Scherze frohen Antheil zu nehmen, und nur zuletzt, als sie sich von Minchen trennte, wurden ihre Augen feucht, und sie beklagte es, daß sie sich für einen Monath zu ihrer entfernten Freundin versprochen habe und daher nicht bey der Hochzeit seyn könne. — Beyde Mädchen schienen übrigens in Rücksicht ihrer vorigen Herzensergies-

fangen jetzt im beſten Einverſtändniſſe mit einander zu leben, und das liebenswürdige Fräulein hatte geſtern ihre Freundin über dieſen Punkt vollkommen zu beruhigen gewußt. „Möchte doch (ſagte ſie jetzt ſanft weinend mit dem letzten Kuſſe) nichts, nichts — ach, weder Zeit noch Tod dieſes ſüße, himmliſche Band zerreißen!“

Die Anſtalten zum Hochzeitfeſte waren um ſo weitläufiger und größer, da Stromberg eine betrachtliche Summe dazu beſtimmt hatte, und nicht nur alle Menſchen, die ihm bey der Anlegung ſeines Guthes auf irgend eine Weiſe Beyſtand geleiſtet hatten, ſondern auch eine große Menge arme Leute aus der Gegend einladen und zum Theil herbeyfahren ließ, um an dem herrlichſten Tage ſeines Lebens recht viele Brüder und Schweſtern zu erquicken. Trinkhütten von duftenden Birkenzweigen, mit Blumen verziert, wurden erbaut — Speiſen und Getränke von aller Art in Menge herbeygeſchafft — und ganze Chöre von Trompeten, Pauken und Poſaunen kündigten den feſt-

lichen Morgen an, der im heiterſten Gewande des May's heraufzog.

Die engere Geſellſchaft beſtand nur aus Minchens Eltern, der Familie des Generals und der des Herrn von S., welcher die ſchöne Braut zum Altare führen wollte. — Aber eine ungeheure Menſchenmenge verſammlete ſich aus dem weiten Umkreiſe. Denn die Verbindung machte Aufſehen in der Gegend, und Alles drängte ſich herzu, um das ſchönſte Paar zu ſehen, welches jemals Prieſterhände geſegnet hatten.

Man traute ſie unter dem großen freyen Prachtgewölbe des blauen Himmels, neben der alten Buche. Dort war ein ſchöner mit Blumen geſchmückter Altar errichtet, aus deſſen Fuße die Quelle hervorrann. — Stromberg war beſorgt um die Faſſung des lebhaften Mädchens, da ſie noch nie einer ſo feyerlichen Trauung beygewohnt hatte. Sie blieb indeſſen ſtandhaft. Aber als der Geiſtliche die große Formel des Ehegegens las, und mit tröſtender feyerlich gehobener Stimme die Worte ausſprach: „Wohl Dir, Du haſt es gut! Dein

Weib wird seyn wie ein fruchtbarer Weinstock um Dein Haus — Deine Kinder wie die Oelzweige um Deinen Tisch her — siehe, also wird gesegnet der Mann der den Herrn fürchtet! —" Da schlugen ihre Blicke Flammen der Religion zu Gott empor, und leuchtende Thränen einer seligen Hoffnung rannen über das gläubigfrohe Antlitz — und der Freund richtete einen liebenden Blick auf sie, und sandte den zweyten über sein blühendes patriarchalisches Reich hin, und den dritten in namenloser Wonne zum Himmel. Als sie die Ringe wechselten, und im Angesichte des Ewigen und seiner prachtvollen Natur den Kuß der Vereinigung küßten — er so ruhig und glühend von männlicher Kraft, sie in so weiblichzarter Anmuth sich bewegend — da sah man in der Versammlung gar manche Freudenthräne fließen. — Julchens Mutter weinte heftig — aber keine Freudenthränen. Der General selbst war stiller als sonst.

Des Abends, da die Gesellschaft fortreiste, und um das Guth herum Stille zu herrschen anfieng, und nun endlich auch die Mutter auf-

brach, da lief Minchen ängstlich zu ihr hin, und begann von Herzen zu weinen. „O Mutter, beste einzige Mutter, (rief sie) warum willst Du jetzt, da uns Alles verläßt, endlich mich auch verlassen! Jetzt in diesem Augenblicke fühl' ich es erst, daß ich nicht mehr Dir angehören werde. Ach, wie innig hast Du mich von Kind auf geliebt — wie treu und sorgsam gepflegt, und groß gezogen!" — Das Mädchen war nie im Leben länger als höchstens halbe Tage lang von der Mutter entfernt gewesen. Jetzt fiel ihr dieß mit einemmal auf's Herz, und ihre kindliche Liebe und bräutliche Angst gaben Veranlassung zu einer rührenden Szene zwischen Mutter und Kind. Der härteste Augenblick für sie war der, in welchem der Wagen ihrer Eltern fortrollte. — Aber Stromberg schloß das süße Eigenthum in seine Arme, und seine Liebe gab ihr Trost. — Sie setzten sich zum erstenmale selbander zu einer mäßigen Abendmahlzeit hin. Mann und Frau, vor Gott und der Welt vereinigt, Ruhe im Gewissen, und Gedanken ewiger Treue im Herzen, saßen sie fröhlich da,

und über ihnen schwebte geheimnißvoll die Liebe und wehte schon mit leisen Schwingen ihre Rosendüfte auf die Glücklichen nieder.

Wir theilen hier noch einen Brief mit, welchen das junge Weib im folgenden Herbst an eine Freundin in der Residenz schrieb.

Meine liebe Molly!

Du willst noch immer nicht, und nicht eher zu uns kommen, bis ich Dir eine Beschreibung von meiner jetzigen Lage als Ehefrau und Landwirthschafterin gegeben habe? Das ist nicht zu viel gefordert — und ich habe mich ohnehin seit meiner Verbindung gar mancher Unterlassungssünden gegen die Freundschaft schuldig gemacht, weil die Liebe mir Seel und Leib, und jeden Augenblick des Lebens gefangen genommen hat. — Wohl uns, meine Molly, daß Gott selbst das Schöne und die Liebe in unser Herz legte — sonst hätte ich Seiner gar vergessen. Aber Beyde sind Hauptbestandtheile der Religion — und so waren meine Gebete zum Schöpfer desto wärmer und inniger!

Heute, meine Beste bin ich allein. Denn

gestern feyerten wir unsern Herbsttag, und die ersten Trauben vom Stromberger Gewächs wurden in der herrlichsten Luft gelesen. Ich ermüdete mich aber in den Weinhügeln so sehr, daß ich heute Stubenarrest habe; und mein lieber Freund ist allein hinausgegangen, um den Rest einbringen zu lassen. Eine Sammlung der schönsten Trauben von aller Art hat er hier im Saale in zierlichen Körbchen um mich her gesetzt, und ich sende Dir mit diesem Briefe von allen eine Probe, daß Du ihre Süßigkeit mit mir schmeckest. — Mein Abendessen ist auch bestellt — und so geht es denn zu, daß ich endlich heute einmal mit Dir plaudern kann.

Ja, wo fange ich an? Du weißt schon Manches von der Schönheit unsers Guths. Die Gebäude liegen etwas hoch, und unsre Lebensluft ist köstlich! — Scheunen und Ställe ziehen vom Wohnhause an auf beyden Seiten schief hinab. Sie bilden einen schönen weiten Hof und sind mächtig groß und geräumig; aber doch sagt Stromberg, es könne vielleicht künftiges Jahr an Platz fehlen, da uns schon

in diesem Jahre der Himmel mit einem überschwenglichen Reichthum an Früchten aller Art und mit sehr vielem Gras und Klee gesegnet hat. An die hintere Seite des Hauses schließt sich ein Garten an, der den ganzen übrigen Theil des Hügels einnimmt, und in dem meine liebe Quelle springt. — Unser Wohnhaus ist schön und bequem; doch sind nirgends eigentliche Verzierungen oder glänzende Einrichtungen angebracht, außer etwa in diesem großen Saale, wo ich jetzt sitze, wo ich mich am liebsten aufhalte, und auch, des Holzaufwandes ungeachtet, im Winter wohnen soll. Hier ist Alles schön, und ich habe Alles Uebrige in der Nähe. Auf der einen Seite kann ich sogleich in Küche und Keller kommen, auf der andern Seite ist das Arbeitszimmer meines Freundes. Dort schlafen wir, und hier ist die Thüre zu einem allerliebsten Marmorbade, welches doch unter allen meinen häuslichen Bequemlichkeiten mir das größte Vergnügen gewährt. Du weißt, wie sehr ich das Wasser liebe — und selbst hier im Saale gießt mir die Urne eines alten Flußgottes den reinsten Brunn

aus, den wir des Nachts in unserm Schlafzimmer rieseln hören, und der noch außerdem an drey Orten im Haus und Hofe springt, und dann, nach so mancherley Vertheilungen sich endlich wieder mit dem Wasser der Hauptquelle vereinigt, auf die Mühle stürzt, von da rings um den Wohnhügel herum und auf die Wiesen strömt, und endlich viele Teiche und den Kanal bildet. Diese Menge Wasser wird Dich besonders freuen. Hier glänzt ein großer Karpfenteich — dort ein kleinerer mit Forellen besetzt, — dort wieder einer zur Fettfütterung — dazwischen ein langer mit Steinen ausgelegter Graben zur Krebszucht — hier ein anderer, wo unter den Wurzeln alter Erlen die schönsten Steinforellen spielen — nun, kurz, wie das in allen Wassern wimmelt und krabbelt, Molly, das stellst Du Dir nicht vor! — Ueberhaupt ist mir an unserm Guthe doch das viele Vieh wahrscheinlich das Angenehmste, weil ich es so schön und lustig um mich herum leben sehe. Das heißt: eine blühende Rosen- oder Kirschhecke liebe ich freylich mit einer gewissen Rührung — aber wenn ich unsere

Hühner kommen ſehe, muß ich ſogleich unwillkührlich lächeln, wie eben jetzt. Mit dem Federvieh vertändeln wir Beyde eine Menge Futter, und wenn man auch daraus, wie Stromberg ſagt, faſt niemals Nutzen, und oft noch obendrein Schaden erhalten ſoll, ſo iſt ihm ſelbſt dennoch des Federviehes überall noch zu wenig. Wärſt Du nur einen Augenblick da und hörteſt das helle Geſchrey, welches jetzt dieſe aus 120 Köpfen beſtehende Gänſefamilie da draußen erhebt! Hierzu kommt eine noch größere Menge von den allerſchönſten Hühnern, als da ſind deutſche große Weißkuppen, Kahlſchwänze von allen erdenklichen Farben und Farbenmiſchungen, kleine Holländiſche Hühner, Perlhühnchen, indianiſche Hühner mit den groſſen Truthähnen, die jetzt alle aus Wieſen und Wald zurückkehren, wo ſie faſt den ganzen Tag nach Käfern und Gewürm herumſtreifen. Dort unten ziehen lange Schnüre von deutſchen und türkiſchen Enten vom Waſſer herauf. Schöne Pfauen- und Kragentauben; große Mönche — o, wer weiß ſie alle zu zählen, die lieben Täubchen! — flattern zwiſchen dem

größern Geflügel herum — und jetzt kommt gerade der ganze gemeine Taubenflug aus dem Felde dazu, und läßt sich, wie eine Wolke im Hofe nieder. Sie sollen sich nemlich zwar ihr Brodt selbst in den Feldern verdienen, und thun es auch redlich; doch habe ich sie zu einem kurzen Früh- und Abendbesuch im Hofe gewöhnt und für immer eingeladen. Es ist ein gewaltiger Lärm im Hofe, Molly. Die neidischen Gänse beißen nach den Hühnern und diese gackern und springen vor Lust und Angst mannshoch empor, und mehrere Tauben hängen sich pickend an meine Fenster, weil sie mich sitzen sehen. —, Dschscht! Ihr wißt alle sehr wohl, daß es noch länger als eine Stunde bis zur Fütterzeit hin ist! — Molly, da heißt es in Wahrheit so, wie einst unsere arme Frau, die nichts als ein einziges Hühnchen im Vermögen hatte, ausrief, als das Thierchen immer kam und nach Brodt schrie: Wie muß doch der Mensch den ganzen Tag seine ewige Plage mit dem Vieh haben!

Schafe besitzen wir noch nicht viel, weil Stromberg keine Weide duldet und bis jetzt

blos Versuche mit Pferch- und Fettfütterung auf den Kleefeldern angestellt hat, welche ihm zu gelingen scheinen. Vor dem Pferd- und Rindvieh fürchtete ich mich im Anfange, weil es so groß ist; aber das hat sich längst verlohren. Ach, Du wirst erstaunen über die vielen großen Kühe und über meine Milchanstalten! Selbst den Schweinen habe ich ihre Wildheit und Unreinlichkeit beynahe verziehen, seitdem ich sehe, daß sie unter meiner Aufsicht gedeihen, oder daß ich, wie die Landleute sagen, Glück mit ihnen habe. Am meisten ist dieß der Fall bey den Bienen, die mir mein lieber Mann zum alleinigen Eigenthume geschenkt hat. Im Frühlinge waren 32 Stöcke da, und jetzt habe ich nicht weniger als 67, und unter diesen 7 Jungfernschwärme — nun, Du sollst ihren Honig selbst kosten! Ich schicke Dir eine Probe davon mit. — Aber in unserm warmen Gebirge, Molly, da ist auch das wahre Blumen-, Kräuter- und Blütenland! Alle Hügel und Wiesen und Felder sind prächtig mit Blumenschmelz angekleidet. Du solltest nur den Duft von unserm Heu, und den Wohlgeruch von ei-

nem einzigen Wagen voll Hafergarben einnahmen! Und in der Lindenblüte — Berg und Thal prangt überall mit diesen schönen großen Bäumen — o da war ich zuweilen des Abends wie berauscht! Der Garten enthält edle Blumen aus allen Welttheilen, und in der Gärtnerey wirst Du überhaupt für diese wenigen ersten Jahre schon viele Vollendung und Pracht finden. Mein Freund sagt — und ich sage es mit ihm —: wem es vergönnt ward, in diesen dankbaren Gefilden der Natur einen Tempel zu bauen, der wage das Beste und bringe das Kostbarste dar, um die göttliche Mutter zu schmücken und ihren wunderbaren Schöpfer in ihr zu ehren!

Ach, meine geliebte Molly, ich sage Dir es jetzt in heißen Freudenthränen, wie sehr uns Gott beglückt und gesegnet hat! Unsere Scheunen und Vorrathsplätze sind mit Reichthum gefüllt, und dieser köstliche milde Erdboden verspricht uns in der Zukunft noch weit mehr! Unsere Bäume (viel mehr als zehntausend an der Zahl!) sind gediehen, und schon prangt hier mancher süße Erstling, von ihren jungen Bäu-

tenkronen gewonnen, um mich her! Die Weinberge zollen schon den lieblichen Saft, und aus ihren jungen Laubgewinden hat gestern meine dankerfüllte Seele laut zu Gott aufgejauchzet. Unsere jungen Waldanlagen gleichen überall der grünen und bläulichen Frühlingssaat — ach, diesen Segen hält mein Freund in Rücksicht der Zukunft für unermeßlich, und die Menschen kommen von weiten Orten her, um dieß wunderbare Beyspiel einer glücklichen Waldsaat zu betrachten, deren anmuthiger, sanft lachender Ansicht kein anderes Bild verglichen werden kann.

Neulich an einem heitern Abende standen wir Arm in Arm auf einem dieser reizenden Hügel, mitten unter den frischaufsprossenden Kindern des Waldes. Pflanze an Pflanze geschlossen, bedeckte das lustige Grün rings umher die Fläche des Bodens, und kaum konnte noch das bunte Volk der Waldblumen sich dazwischen hervordrängen, um jetzt im Glanze des Spätroths den grossen Bergteppig mit helleren Figuren magisch zu durchweben. Die alten, hie und da einzeln emporragenden Bäu-

me standen ehrwürdig in hoher Erleuchtung des goldsprühenden Abendlichtes da und schienen ihren Beyfall auf das junge saftvolle Geschlecht herniederzuflüstern, welches die Ernsten so freundlich umgab. Oben im Blau zogen zwey ungeheure Adler majestätisch ihre Kreise vor der Abendsonne hin und her, und unten in unserer Nähe summte ein Heer von Insekten, und unzählige Vögelchen sangen dem werdenden Wald ihre Freudenlieder, und alles schien mir in seinem niedrigen Dickig wie ein verzaubertes Zwerggeschlecht in kleinen goldnen Lauben zu wohnen, und alles jagte sich scherzend von den winzigen Bäumchen hinauf in höhere Blumenkelche und wieder unter schattige Mooshüttchen herab. Weiter unten sahen wir zwey junge Hasen am Saume des Waldes in der Sonne spielen, und ich bat für sie, und mein süsser Jäger küßte mich und hatte ohnehin keine Lust, heute noch ein Leben zu rauben, da das Leben in so zahllosen und in himmlischer Fröhlichkeit vorüberrauschenden Erscheinungen die Liebenden umströmte und melodisch zwischen jedem ihrer seligen Küsse zu

lispeln

lispeln schien. — Im Thale war's so friedlich. Die kleinen Wälder dämmerten, und lagen, wie halb schlummernd, in der letzten Röthe des Tages da. Ueber den Wiesen bildete sich ein zarter Rauch. Im stillen Spiegel der Teiche stand das Bild des blauen Himmels und der anmuthigste Baum- und Bergschatten; und dort zog ein gedrängter Trupp von Enten im Wasser dahin wie ein schwimmendes Inselchen. Langsam schwankten die Wagen mit der letzten Last der Ernte zur friedlichen Behausung heran, wo schon für morgen das Siegesmahl der Schnitter zugerichtet war. — Und die Adler zogen jetzt langsamen Fluges nach ihrer Heimath, den von fern herüber blauenden mittäglichen Alpen zu — und je stiller es unten ward, je feuriger schossen die Lichtströme oben durch den Himmel — und unsere Herzen pochten vor Wonne und wurden groß in der Fülle dieser göttlichen Abendstunde.

„Sieh doch, gutes Weib, (sagte da mein Freund) sieh, wie der Schöpfer das herrliche Werk segnet und gelingen läßt, zu dessen Bearbeitung er dich und mich gnädig auserfah! —

Viel, viel gab er uns schon — und Alles gab er uns in unserer Liebe! — Ach, so manches arme Geschöpf konnten wir bisher mit unserm Ueberflusse laben — und doch wird erst die Zukunft noch den Busen dieser unermeßlich reichen Erde für uns zur vollen, von Jahr zu Jahr wachsenden Fruchtbarkeit aufschliessen. Ja, die Zeit wird kommen — und sie ist es, nach der von jeher mein heisses Verlangen stand, und sie ist es, in welcher unser höchstes Glück in heiliger Stille anheben wird — wo Tausende uns segnen werden — wo Früchte von jenen herrlichen Bäumen für die Armen fallen — wo die Elenden der ganzen Gegend goldnen Wein mit uns trinken, und unser Brodt nicht theurer essen sollen, als diese Erde es sich abgewinnen läßt — wo jeder Fluch des Wucherers für uns und unsere Kinder zu neuem Segen wird! — Laß uns, du grosser Menschenfreund, (ach, Molly, wie glänzend wandte sich da sein Blick dem himmlischen Vaterlande zu!) laß uns fleissige und treue Knechte in deiner Wirthschaft seyn, damit jene goldnen Stunden im Sonnenscheine deines Segens bald

auf uns herabstrahlen — und wann du einst unsre Wünsche erfüllst, und wann nun die Zeit sie lebend, gleich schönen Enkeln, um uns her versammlet hat, dann laß uns Arm in Arm zum Grabe niederwallen! Denn unter allen Gaben, Vater, die du mir gabst, ist das geliebte Weib doch die beste, die theuerste, — o, nimm sie nicht von mir die Gehülfin — laß uns vereinigt bleiben, auch im Tode! —" In Thränen sprach ich sein Gebet mit; und stumm knieten wir noch vor Gott im jungen Haine, bis die Dämmerung hereinbrach.

Meine Molly! So selig ist deine Freundin. — Und warum zögerst du noch, so manche Freude mit mir zu theilen! Auch mein geliebtes Julchen hält sich in einer entfernten Gegend auf. Fürchtest du dich vor mir? Denn man sagt, in der Nähe des Glücklichen wohne die Schwermuth, und dieß mache seinen Nachbarn angst. — Oder besorgst Du, mich zu stören? Ach, Du sagtest mir einmal, ich würde auf dem Lande keine Zeit mehr für meine Freunde übrig behalten. — Mein heutiger Brief beweist Dir schon das Gegentheil — Kind, wer

jeden Morgen nur fünf Minuten Zeit ernstlich dazu aufwenden will, um einen kleinen Plan für die Geschäfte des Tages mit Verstand zu entwerfen, dem bleibt wohl mancher schöne ruhige Moment übrig. — Zwar, wann mein Freund bey mir ist, dann kenne ich oft gar keine Zeit — wenigstens merke ich nicht, ob sie fliegt oder zögert — aber ich weiß doch, daß wir fast täglich, wenn auch nicht viel, doch immer nach seiner Auswahl alles Beste, zusammen lesen — daß ich hier schon manche schöne Blume nach dem Leben gemalt habe — daß er mich oft zum Klaviere zieht, oder die Guitarre ergreift, um meinen Gesang zu begleiten, der sich bessert, weil der Freund ihn liebt.

Aber — dort kommt er schon über die Wiese, der holde liebliche Freund — ach, mein Gatte! Mit welcher hohen Schönheit und Kraft hat ihn Gott geschmückt! Und welch ein weiches Herz schlägt unter jener starken Brust! — Lebe wohl, gute Molly — ich fliege ihm entgegen, dem Einzigen, den meine Seele liebt!

Wilhelmine.

So lebten und liebten sie, so waren sie — fröhlich, wie Weise, weise wie Dichter, schön wie Kinder, und selig wie Freunde ihres Schöpfers.

Aber der Graf kehrte nicht zurück. Erst im folgenden Frühling erhielten sie Nachricht von seinem traurigen Tode, der damals ein allgemeines Bedauern erregte. — Ihr theurer Wohlthäter, der edle Erbauer ihres ganzen äußern Glücks, war dahin! — Stromberg fühlte diesen Verlust tief, wie ein Mann, und wußte sich mit männlicher Resignation zu fassen; aber das arme Weib blieb lange trostlos und weinte Tag und Nacht so unabläßig, daß ihr Gatte anfieng, für ihre Gesundheit zu fürchten. Sie dachte sich immer den Grafen im frischen, blühendsten Leben, und nun auf einmal dieß schöne Leben so ganz aufgelöst und im Grabe modernd! Und dann senkte sich der Gedanke, schwer wie eine Welt auf ihr Herz, nieder: Wie, wenn auch so der Tod mir den Geliebten raubte! — Stundenlang betrachtete sie oft seine holde Gestalt mit schwim-

menden Blicken, und jeder Athemzug ihres Busens war ein zärtlicher Seufzer.

Doch als nun der Frühling seine Blumenteppige wieder über die Alpen herüber rollte, und Strombergs Wiesen und Anger sich mit neuer Schönheit ausschmückten, da klärte sich auch ihr holdseliges Auge wieder zu höherem Glanze auf, und ihr Mund lächelte schöner und ihr ganzes Wesen versprach die Rückkehr des alten sonnigen Friedens. Nur ein unruhiger Schlummer, ein öfteres ängstliches Aufzucken aus schweren Träumen, Neigung zum Erschrecken bey kleinen, frohen und unangenehmen Ereignissen, und alle Kennzeichen einer sehr erhöhten, lebhaften Phantasie, wollten nicht von ihr weichen. Stromberg zagte — aber, unter den heiligsten Küssen und mit Thränen der Wonne kündigte sie jetzt geheimnißvoll die Ursache hievon dem glücklichen — Vater an! — Das Glück dieser Menschen schien, von niegekannter Hoffnung göttlich verjüngt, nun erst vom höchsten Gipfel ihnen entgegen zu strahlen. — Und wenn gleich Minchens Nervensystem sich sehr ver-

feinert hatte, und das ganze Bild in einer so ätherischen Zartheit schwebte, daß sie einmal, als die geliebte Molly sie zu überraschen kam, vor Freuden ohnmächtig hinsank, so genoß doch ihr Leib und Gemüth in jeder andern Hinsicht einer vollkommnen, und — nach Versicherung des Arztes — viel blühendern Gesundheit als tausend Andere in ihrem Falle.

Wie sorgsam wachte der Gatte für ihre Ruhe — wie liebevoll dankte ihm jeder heitere Gruß ihres Auges für seine Treue — mit welchem Eifer suchte sie selbst jede Gemüthsbewegung von sich entfernt zu halten!

Einst — ach, es war der erste May! — saß Minchen arbeitend auf der Treppe vor dem Saale. Freundlich schien die Nachmittagssonne auf das liebliche Weib nieder. Frühblumen standen in Urnen um sie her, und ihr Stromberg war in den Garten gegangen, um noch einen duftenden Strauß für sie zu sammlen. — Auf einmal sieht sie einen Trupp Soldaten nach dem Hause zu eilen, und das Unglück will, daß diese Menschen mit jenen, die einst ihr väterliches Dorf ausplünderten,

einerley Uniform tragen. — „Ach, mein lieber Stromberg!“ ruft die Erschrockne überlaut und springt empor.

„Schrey nicht — oder —!“ brüllt ein Soldat, und legt im wilden Scherze das Gewehr auf sie an. — Der Schuß kracht, und — die schöne Blume war zerknickt!

In diesem Augenblicke sprengt der Officier des Trupps, welcher nur Fourage requiriren sollte, in den Hof, erkundigt sich nach dem Vorfall und läßt den Unvorsichtigen arretiren. — Stromberg stürzt herbey, sieht das todte Weib und sinkt neben ihr nieder. Man jagt Reitende nach Dorf und Stadt und macht indessen allerley Versuche. Aber schon sind Aerzte und Wundärzte da, und das schöne Paar will nicht wieder erwachen!

München war nicht verwundet. Die Kugel war zwischen dem linken Arm und der Seite durchgefahren, hatte nahe am Herzen, nur das Gewand ein wenig verletzt und dann im Hause ein Fenster zerschmettert. Aber, der Schlag hatte das junge Leben getroffen, und sie war und blieb todt.

Endlich ſchlug der unglückliche Stromberg langſam die Augen auf, und dieſen erſten Moment benutzte ſchnell der menſchenfreundliche Officier, um ihm den Vorfall zu erzählen und die Verſichrung zu geben, man hoffe noch jeden Augenblick, auch ſie wieder zu erwecken. Er blickte ſtarr, hörte aber aufmerkſam zu und ſtand dann auf, um mit verſchränkten Armen vor die Todte hinzutreten. Lange noch wurden die vorigen Verſuche fortgeſetzt.

„Seyn Sie ein Mann!“ ſagte endlich der Arzt mit hoffnungsloſer Miene, und Stromberg ſetzte ſich ſtill nieder, blaß und thränenlos. Der Officier ſtieß in dieſem Augenblick eine Verwünſchung gegen den Urheber aus — und, mit den bündigſten und zuſammenhängendſten Vorſtellungen ſuchte ihn der Leidende zur Begnadigung des Menſchen zu bewegen. „Ja, (ſagte er zuletzt) dieſer Engel, der im Leben eine kleine Welt beglückte, muß auch im Tode noch für Leben und Glück bitten! Blikken Sie doch dieſe Fürbitterin an — rufen denn ihre Lippen zur Rache?“ Der Krieger weinte über ſie, und verſprach Alles. — „Er

soll sie doch sehen!" rief er wieder zornig, und ließ den Arrestanten vor das schöne Bild führen. „Sieh, Mensch, (donnerte er) diese That hast du verübt! Was nennst du dein, das der Rache dieses beraubten Mannes würdig wäre?" — Der Unglückliche kniete vor ihr nieder, staunte, fieng laut zu wimmern an und verlangte in seinen Arrest zurück.

„Ich verzeih Dir!" rief ihm Stromberg mit erlöschender Stimme nach. Denn seine Kraft war jetzt im Sinken — er stöhnte laut, und die Last der Wirklichkeit fiel nun mit schrecklicher Gewalt auf das junge blutende Herz nieder.

Zwey Wochen verlebte er in düsterer Starrheit. Er aß und trank oft ganze Tage lang nichts, sprach mit Niemand, schien manche Bekannte nicht wieder zu erkennen, lächelte oft sanft und heimlich, weinte nie, zuckte immer die Achseln wenn man ihn in die freye Luft führen wollte — und seine Gesellschaft war nur der feuchtstrahlende Mond und die melancholische Nacht. Er blieb aber dem Ansehen nach immer gesund und bey Kräften. Je-

dermann fürchtete, sein Verstand habe gelitten.

Am funfzehnten Tage nach ihrem Tode rief er des Morgens plötzlich aus: „Ich muß nach Hainau zum Pfarrer reiten. Denn ich habe den Tag unserer Trauung vergessen.“ — Es war der heutige. — Niemand hinderte ihn, er nahm die Begleitung seines Verwalters an, ritt in scharfem Trabe bis an das Pfarrhaus, begrüßte den alten Prediger freundlich und bat dringend, ihm das Kirchenbuch zu geben. Der Prediger schien ein wenig verlegen, als er es ihm reichte, und suchte einen Zettel darin auf, den er aber nicht sogleich fand. Stromberg riß ihm das Register aus der Hand, und setzte sich damit an ein Tischchen. „Ja, ja — heute war's!“ sagte er nach einiger Zeit mit freudigem Lächeln und blätterte nun im Todtenregister. In diesem hatte der Prediger an Minchens Blatt noch folgenden Zettel mit einer Nadel angesteckt, den er jetzt nicht mehr herausnehmen konnte, da Stromberg ihn fest hielt.

Zu

pag 367. des Todtenregisters.

Frau Wilhelmine Stromberg.

„Es pflegt sonsten in Kirchenbüchern nur kürz-
„lich der Todestag und die Herkunft der Ver-
„storbenen angezeigt zu werden, wie auch hier
„bey dieser Frühvollendeten pflichtmäßig gesche-
„hen ist. Allein gegenwärtige Beylage soll der
„Nachwelt noch einiges Besondere über den christ-
„lichen Charakter der Verstorbenen sagen, zu
„dessen Bekanntmachung mich Dankbarkeit
„und Gewissen auffordern; und ich bitte jeden
„meiner Herren Nachfolger, diesem Blatte hier
„ein heiliges Räumlein zu gönnen. — Die
„Selige war von ihrem Schöpfer mit einer
„so hohen, auszehrenden Schönheit begabt,
„daß es mir altem Manne stets wohl ward,
„wenn ich in ihr holdseliges Antlitz schaute,
„aus dem in jedem Zuge Güte und Men-
„schenliebe hervorsprachen. Auch nannten sie
„die Menschen in einem weiten Umkreise über-
„all nur den guten Engel in Strom-
„berg. Ihr Eheherr, welcher eben so reich
„an Wohlthätigkeit als an Vermögen ist,

„setzte ihrer Liebe zu den Elenden niemals
„Grenzen — nein, er überließ ihr frey die
„Ausspendung aller Wohlthaten, weil er
„glaubte, daß jedes Gute von ihrer Hand
„doppelt lieblich und beglückend sey. Aber
„für jede gute That dankte er ihr mit der
„zärtlichsten Liebe. So wußte sie, daß ich
„armer Mann, nach dreymal erlittener Plün-
„derung nicht im Stande war, meinen einzi-
„gen Sohn studieren zu lassen. Da sandte
„mir das gute Ehepaar den Tag nach ihrer
„Trauung sechshundert Thaler zum
„Studieren dieses wohlgerathenen Kindes, auf
„dem meine ganze irdische Hoffnung beruhet.
„Dafür schenke ihr Gott die Seligkeit, und
„mein tägliches Gebet flehet um himmlischen
„Trost für ihren schwermüthigen Gatten, der
„ja wohl in ihr mehr verloren hat, als man
„mit Worten aussprechen kann. Denn ihre
„beyderseitige Liebe war von einer so reinen,
„wunderbaren Art, dergleichen man wohl
„schwerlich weiter auf dieser armen Erde an-
„treffen dürfte. Und mit welcher ewigen Liebe
„wird sie gegenwärtig in den Wohnungen des

„Friedens ihren Schöpfer und Heiland liebten!
„Sie ist nun dahin gefahren, wohin wir
„uns alle wünschen. Der blutgierige Krieg
„hat ihren zarten Leib nicht berührt, sondern
„seine Stimme allein hat das edle Leben schon
„zu todt erschreckt. Wir haben den werthen
„Körper neben dem Stromberger Quell be-
„graben, wo er gar schön und ruhig unter
„Vogelgesang und zwischen anmuthigen Blu-
„men und Bäumen schlummern wird, bis ihn
„Gottes Posaune weckt. Ich habe vor vielen
„Hundert um ihr Grab versammleten armen
„Leuten (denen Gott und der mildthätige Herr
„Witwer auch künftig beystehen wolle!) und
„in Gegenwart einer sehr großen Leichenver-
„sammlung, unter allgemeinem Schluchzen
„und Wehklagen doch so gesprochen, wie es
„einem traurigen, aber Gott ergebenen Pre-
„diger anständig ist, und zu meinem Text die
„Worte erwählt: Ihre Seele gefiel
„Gott wohl; darum eilte er mit ihr
„aus diesem Leben."

† † †

Wohlthätig wie der Regen, der aus des Himmels geöffneten Schleusen auf die erhitzte Flur niederrauscht, ergossen sich jetzt zum erstenmal zwey Thränenbäche aus des armen Strombergs Augen, in welchen sich sein ganzes verschmachtetes Leben zu erfrischen schien. Er las mehrmals die ein...gen, herzlichen Worte, legte sein Haupt an des Predigers treue Brust, weinte sich satt, und der Alte weinte von Herzen mit ihm um die theure Wohlthäterin, die so früh verblüht war.

Von dieser Zeit an sah man unsern Freund oft weinen, und zuweilen schien es, als wolle er in Thränen zerfließen. Nach einigen Wochen aber ließ diese Wehmuth von ihm ab. Er verrichtete seine Geschäfte wieder mit grosser Pünktlichkeit, gab Jedermann Bescheid, und man fieng an, auch für die baldige Rückkehr seiner Heiterkeit gute Hoffnungen zu schöpfen.

Allein, die Lust am Leben, die Freude an der schönen Natur, und selbst der Eifer für die weitere Bearbeitung seiner reizenden Besitzung — alles dieß war hin! — Oft dankte er seinen Leuten für ihre Treue, die sie ihm

in dieser traurigen Zeit bewiesen, besonders dem Verwalter und dem alten braven Müller, die ihm Beyde mit der wärmsten Ergebenheit zugethan waren, und mit welchen er sich auch jetzt noch gern unterhielt. Aber als ihm der Verwalter einmal lebhaft zuredete, sich mehr Bewegung und Aufenthalt in der freyen Luft zu machen, als bisher, und sein Herz der Herrlichkeit dieses schöner als je anbrechenden Sommers nicht länger zu verschließen, entwortete er schwermüthig: „Mein guter Mann — diese Natur ist schön; aber, wenn wir sie gegen den Menschen in seiner Herrlichkeit halten, dann ist die Natur Nichts, und der Mensch Alles!“ — Er gieng nicht mehr aus Stromberg weg, schrieb fast den ganzen Tag, verbat sich jeden Besuch und ließ selbst einigemal bey Minchens Eltern und dem General, als sie ihn zu besuchen kamen, um Erlaubniß bitten, sie ein andermal sehen zu dürfen. — Nur gegen Abend, in der Todesstunde, wo er sich gewöhnlich zu ihrem Grabe hinsetzte und es still und lächelnd betrachtete, da empfieng er gern diese drey

Men-

Menschen, sprach dann viel von der Verstorbenen und hörte den General von Julchens Freundschaft mit ihr erzählen, bat ihn auch einst, das Fräulein mitzubringen. Aber als Julchen einige Tage nachher wirklich kam, und schon von fern das geliebte Grab mit bittern Thränen grüßte, da stöhnte er tief, und der Jammer trieb ihn ins Innere seines Hauses zurück. Er bat sie schriftlich, ihm zu verzeihen und — ihn nie wiederzusehen, da sein Schmerz ihr selbst so großes Leiden schaffe.

So blieb sein Zustand zwey Jahre lang. Und so ist er noch jetzt. Doch weint er nicht mehr wenn von Minchen die Rede ist, sondern blickt nur mit rührendem Lächeln still zum Himmel, und scheint dann geheimnißvoll in seiner Liebe und in Gott fröhlich.

August, Du kannst nun aus diesen Blättern — die ich von seinen Freunden erhielt und sogleich auf einer benachbarten Ruine durchlas — schließen, wie sehr sich mein Herz nach diesem Manne sehnte. — Zwey seiner akade-

mischen Freunde hatten es vor einiger Zeit so weit gebracht, daß er ihnen versprach, diesen Sommer in einige deutsche Bäder zu reisen, und zwar, da seine Geschichte hier und da bekannt geworden ist, unter dem angenommenen Namen M. — Allein, als es zur Abreise kam, ward er unruhig und wollte nicht fort, wiewohl ihn seine Freunde bis hieher zu begleiten versprachen. — Der General v. F., der noch immer Strombergs treuer Nachbar und Freund ist, und der in seiner Abwesenheit für das Guth sorgen wollte, besuchte ihn noch einmal, und drang in ihn, die Reise nicht aufzugeben. Sie kamen hierüber in ein sehr herzliches Gespräch, und der General führte unter andern Gründen für die Reise auch eine schriftliche Bitte von Julchen an, die seit jener letzten Zusammenkunft wieder abwesend ist, und die eine weite Wanderung für das einzige Mittel zur Genesung ihres Freundes hält. Gerühret von ihrer Zärtlichkeit für ihn, und aufmerksam gemacht durch eine gewisse Besorgtheit, die der Vater bey Erwähnung der Tochter nicht ganz verbergen

konnte, bestürmte er seinen alten Freund lebhaft, ihm mehr von Julchen zu sagen — und der ehrliche Mann mußte endlich gestehen, daß seine Tochter ihn geliebt, und in der Stille viel um ihn gelitten habe.

Bey dieser ganz unerwarteten Entdeckung vergoß Stromberg häufige Thränen, und saß dann lange stumm und in tiefes Nachdenken versenkt da. — „Nein, (sagte er endlich fest) jenes schöne, herrliche Weib soll nicht betrogen werden mit den armseligen Ueberresten einer vom Tiefsinn früh gelähmten Jugend, von welcher der Menschheit so wenig mehr angehört! Dieses Herz war zu glücklich — und (er blickte schwärmerisch empor) es ist noch immer, und ewig viel zu glücklich um in andern Regionen zu gedeihen und dem, der es dort liebt mit Liebe zu lohnen."

„Sehr wahr, edler Mann! (seufzte der Alte) Und so denkt auch Julchen, und so denke ich. Wir kannten und sahen ja Ihre Liebe. Und das ist alles gesagt. Auch hat sich Ihre Schülerin längst resignirt — und dieß, o Stromberg, mit einer noch täglich

wachsenden Anbetung und Liebe für die Verstorbene, und mit einer schönen, innigen Friedensfülle des Herzens, die der herrlichste Lohn für den Lehrer und ein himmlischer Trost für das trauernde Vaterherz ist."

„Lassen Sie uns dem Worte dieses Engels folgen! sagte Stromberg nach einiger Zeit entschlossen. Er wollte sich sogleich zu einer langen Fahrt bereiten, und reiste wirklich schon des andern Tages ab. — Bis nach Kissingen gieng alles vortrefflich. Hier wollte er acht Tage bleiben und dann ohne weitere Begleitung nach Pyrmont gehen.

Einer seiner Freunde erzählte mir Vorstehendes und zeigte jetzt nach ihm hin, wie er, ruhig und heiter in die Schöpfung hinausblikkend, unter einem Baume saß. Der andere nannte ihm während dessen meinen Namen; und er ergriff des Freundes Hand, um denselben zu mir zu begleiten. Ich werde den ersten Eindruck nie vergessen, den dieses schöne, blühende Bild auf mich gemacht hat! —

Die ganze Gestalt ist herrlich, hoch und kraftvoll, nur das Antlitz ist etwas näher mit der Zartheit als dem Männlichschönen verwandt, und in die Züge desselben haben sich Güte, Frohsinn, Menschenliebe, Klugheit und holde Schwärmerey mit einer so kindlichen Einigkeit getheilt, daß Du in dieser anmuthigen Harmonie, zusammengehalten mit der kräftigen Erscheinung des Ganzen, nur das Reinmenschliche wiederzusehen glaubst. — Ob sein Herz jemals geheilt werden könne, das scheint mir ungewiß; aber, daß dieser Kopf niemals wahnsinnig wird, will ich beschwören. Man sucht übrigens in seinem Gesichte den Kummer oft lange vergebens. Auf einmal — gerade dann, wann er so süß über die Erde hinlächelt — bildet sich eine kleine Falte über den Augen — und da, August, da gehen mir die meinigen über! Sein Blick drückt aber dann nicht etwa eine gewisse Zerstörung seines eigentlichen Lebens aus, wie das bey Wahnsinnigen der Fall ist, sondern er scheint nur trauernd auf einer fernen unendlichen Verwüstung zu weilen — oder, (ich möchte es

gern noch milder aussprechen) er weint und schaut lächelnd nach den Trümmern einer dem Herzen einst innig eignen, unüberfehlichen Herrlichkeit hin. — Ach, Du theurer Mensch — was hast Du wohl vom Leben gekannt, und was verloren!

„Ich habe viel, viel mit Ihnen zu reden. (sagte er gleich nach unsern ersten Begrüßungen) O lassen Sie uns in Kissingen einander nahe bleiben und fest zusammenhalten! Vielleicht haben meine Freunde Ihnen schon die Geschichte eines verarmten Herzens —"

„Ich weiß Alles." sagte ich und umschloß ihn in heißer Wehmuth. Er lehnte sich an mich, und schien das matte Herz an meiner Theilnahme zu laben.

Ich bin mit ihm in der hiesigen, wirklich reichen Natur so viel herumgewandert als meine Kräfte erlaubten. Mein hauptsächlichstes Bemühen geht aber dahin, ihn recht tief unter die Menschen zu drängen, und das ist mir über Erwartung gut gelungen. Kissingen und Bocklet liegen einander so nahe, daß die Gesellschaften beyder Badeorte, (so

wie die Bäder selbst) eigentlich zusammengehören, und sich daher auch zuweilen in corpore besuchen. Dieß schien ihn anzuziehen.

Als er hörte, daß ich von Liebenstein gekommen sey, mußte ich ihm die dortige Gegend und Gesellschaft beschreiben. Ich sagte nichts von Klothilden, aber desto mehr von München; und dieß Bild erregte seine Aufmerksamkeit. Ihr Familienname (ich habe nie darnach gefragt; und denke, sie heißt wie die Fräulein Tante, von A.) schien ihm von weitem her bekannt — ihre Person war völlig neu für ihn — aber auch außer dem werthen Taufnamen fand er fast mit jedem neuen Zuge den ich ihm gab immer mehr Aehnlichkeit zwischen ihr, und dem, was er liebt. — Kurz er verlangt, daß ich ihm Liebenstein zeige, und verlangt es mit einer Art von Sehnsucht. — Es gehe dort, wie es will — ich bin nicht vermögend, diesem lieben Menschen eine Bitte zu versagen.

Vorhin kam ein Anhänger von Pestalozzi zu uns, der Strombergen und mich

ſchon den ganzen Tag verfolgte, und auch jetzt ſogleich wieder in ſeiner Materie fortzufahren anfieng — z. B.: Peſtalozzi's Unternehmen ſey ſo groß als Luthers Reformation; durch ihn könnten die Deutſchen nun endlich eine Nation werden, u. ſ. w. — (Du kenneſt ja den Ton dieſer poſaunenden Propheten!) Anfangs konnte mein Freund ein gutmüthiges Lachen nicht unterdrücken; nach und nach aber verfiel er in einen ſo finſtern Ernſt, daß ich beſorgt ward, und den Propheten durch eine gültige Entſchuldigung noch zu rechter Zeit entfernte.

„Es iſt eine Unart, (ſagte mir jetzt Stromberg) die mir ſonſt völlig fremd war, daß ich dieſe Menſchenart nicht ertragen kann. Wäre er länger da geblieben, ſo hätte ich ſprechen, und heftig ſprechen müſſen. — Ich will ihnen die Sache mit einem andern Beyſpiel aus unſerm Zeitalter zu erläutern ſuchen. Ich liebe z. E. die Poeſieen der genialen Brüder Schlegel, des ſanften Tiek, und anderer von dieſer Klaſſe. Aber, ſobald ich einen von jenen unberufenen Baldachinträgern der

neuen Schule, von diesem blos nachäffenden, kraftlosen, bettelarmen Pöbel schreyen höre, sogleich fühle ich mich im Innersten geärgert und erzürnt. — So schätze ich auch wirklich Pestalozzi's Lehrart — und wenn dieser Mann in der Folge noch das schwere Mittel erfinden sollte, ihr eine gewisse Form zu geben, sie von ihrem pedantischen Aeußern so zu befreyen, daß sie, wenigstens für einen längern Zeitraum, vor dem Fluche der Abgeschmacktheit — der in unserm Zeitalter so schnell trifft — gesichert bliebe, so würde er der Größe seines Verdienstes auch noch die Dauer der Sache selbst beyfügen. — Aber nun —: alle die Pestalozzi'schen Schreyer und Affen! — O lieber Freund, lassen Sie uns noch heute abreisen!"

Hierin denken wir Beyde nun freylich sehr verschieden — und Du, August, weißt selbst, in welchem hohen Grade mich alle mündliche und schriftliche Schreyer und Ausrufer amüsiren! Wie ruhig und heilig sitzen die Herren oben im Prunkzimmer und schreiben und denken weiter, während die Knechte sich unten „für die gute Sache"

herumschlagen! — Aber ich habe doch meinem Patienten bey dieser Gelegenheit abgelauscht, daß er sich wieder ärgern kann — und dieß scheint mir eine herrliche Krisis! — Seine Freunde sind fort! Gut, ich reise mit ihm nach Liebenstein. Dort wird Gott und unser Justizrath schon weiter sorgen.

Achter Brief.

Liebenstein am 29. Jul. 1805.

Welch ein wunderbares Dunkel liegt doch über den Pfaden, auf welchen die himmlische Hand uns führet! — Ich habe Dir Etwas zu erzählen, das Dich überraschen wird. — Doch, erst zu unsrer Hieherreise!

Die Gebirge der hohen Rhön lagen uns so schön zur Seite, daß wir einen Abstecher nach dem heiligen Kreuzberge zu machen beschlossen. Der Tag war heiter und sehr heiß. Wir hätten zwar den ganzen Berg hinauf bis

zu dem, faſt auf der Spitze neben dem Franziskanerkloſter liegenden Gaſthofe fahren können; allein das öftere Ausſteigen, welches die fürchterlichen Steinwege nach meiner furchtſamen Meynung nöthig machten, ermüdete uns außerordentlich. Erſt des Nachmittags um drey kamen wir oben an, ſandten ſogleich den ehrwürdigen Vätern eine Karte und baten für die Nacht um ein Paar Zellen, die man uns mit vieler Freundlichkeit gewährte. Nun beſtellten wir bey dem Wirth einige Erfriſchungen auf die Spitze, und ſtiegen, von der heitern Himmelsluft ſchon erfriſcht, die ſchönen Stufen der Bergwallfarth langſam hinan — von Station zu Station dem Himmel näher — von Bild zu Bild in ſtets wachſender Rührung und heiliger Feyer emporwallend.

„Dort iſt es — dort haben wir unſre Ziel!“ rief Stromberg, indem er die letzte Höhe vor mir erſtieg, und auf das hohe Kreuz hinwies, das, aus mächtigen Stämmen gefügt, gerade von der Mitte des runden mit ſanftem Berggrün belegten heiligen Gipfels zum Himmel aufragt. Die ſchönen, frohen

Blicke des lieblichen Freundes erglänzten, und auch meine Augen wurden feucht, als ich jetzt hin sah —

— „Das Zeichen sah ich prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht!"

Diese breite, sanfte Rundung, mit hohem weichem Moos und blühenden Berggräsern bedeckt, an allen Hängen rings umher mit zarten Wäldchen bekränzt, die jetzt noch im Frühlingsgrün zu glänzen schienen — nach den Tiefen zu, hier ein ausgeglühter Hügel von dunkeln Basaltkugeln, dort ein fürchterlicher Felsensturz, da eine dem Abgrunde zuführende Schlucht, und dazwischen manche lachende Waldwiese — rund um den isolirten Berg her unermeßliche Aussichten — o welch eine große Natur! — Und, nie opferte Abraham würdiger im lieblichen Haine zu Mamre, nie die Griechen herrlicher in ihren Tempeln, noch David in seiner heiligen Hütte, — nie ein Menschenherz stiller und innniger, als hier der Christ zu seinem und der Welt Heilande

betet — hier auf dem Gipfel eines wilden Gebirges, fern von der freundlichen Menschheit, aber doch himmlisch angelächelt von jenem theuern Gnadenzeichen, welches Jeden mit Trost erquickt, der ihm schuld- und kummerschwer nahet!

Wir sprachen nicht mehr. Der arme Belastete setzte sich still am Fuße des hohen Kreuzes hin, und lehnte seine Schultern an das geweihte Holz. Ich blieb in seiner Nähe, ohne ihn zu stören. Aber als ich nach einiger Zeit seine Thränen wie Ströme rinnen sah, und ihn mit heller Stimme die Worte emporrufen hörte: „Wilhelmine, Wilhelmine! Näher als heute war Dir meine Seele noch nie!" —: Da mußte ich Schluchzender ihn verlassen. Als ich nach einiger Zeit wieder zu ihm hinschlich, war er eingeschlummert, lächelte und schien in paradiesischen Träumen zu leben. In seinem Anschauen versunken, lispelte ich Gebete über dem Haupte des Seligen und suchte mir dann in einiger Entfernung einen schönen Ruhesitz auf den schwarzen mit Moos belegten Felsenblöcken aus. — Um

uns her lag die Natur im Sonnenſchimmer ſtille. Alles Leben ſchien nur, wie leiſe Hirtentöne, in den Fernen zu leben.

Nach langem Ausſchauen in dieſe göttlichſchönen Fernen, ſah ich eine junge Pilgerin heraufſteigen. Ein Greis aus dem Kloſter begleitete das reizende Mädchen bis zur letzten Stufe der Wallfarth, betete mit ihr am oberſten Andachtsbilde, zeigte ihr dann das Kreuz, und gieng, ohne bey dieſem meinen Freund zu erblicken, wieder zurück, nachdem er ſie freundlich eingeſegnet. Mit ängſtlich leiſen Schritten nahte ſie jetzt dem heiligen Stamm, und ſchon von weitem wandten ſich ihre ſehnſuchtsvollen Augen und die ausgebreiteten Hände zum Himmel. Erſt nachdem die Betende unter dem Kreuze niedergekniet war, entdeckte ſie dort meinen Schlummerer und wollte entfliehen. Aber nach längerem Hinblicken ſchien ſie allmählich von ſeinem tiefen Schlafe beruhigt, von ſeinen Mienen entzückt zu werden, und bald überließ die Büßende ſich ihrer heiſſen Andacht wieder mit einer ſo ſchmerzlichen Innigkeit, mit ſo verſchmachtenden Blicken,

die oft ein Strom von Reuezähren wieder zu erfrischen schien, daß auch meine Seele sich mit der ihrigen himmlisch verwandt und erbaut fühlte. — Oft küßte sie den Fuß des Kreuzes, beugte das schöne Haupt nach dem schlummernden Bruder hinüber und segnete ihn liebevoll mit der einen Hand, während sie die andere auf ihr Herz legte und freudig zu Gott schaute. — Da ward es mir wohl, Freund — und ich hob mich leise, und mein Busen schwoll von Menschenliebe mächtig empor. Und ich schaute hinüber nach Westen, zu des Fuldalandes waldigen Kapellhügeln, und südlich gegen Darmstadt, wo der schöne Vogelsberg und, wie man sagt, selbst leisherüberblauend der Melibokus nach Frankreich und Spanien zeigen, und immer südlicher ins große katholische Bilderland, über den am Fuße meines Berges so reizend ausgebreiteten Würzburger Waldgarten hinüber, den der Marienberg in dämmernder Ferne besäumt, und über all die reinschimmernden Ebnen des prächtigen Frankenlandes weg, und ostwärts bis zu Böhmens

Fluren,

Fluren, die hier die Veste Koburg, dort das hohe Fichtelgebirge versteckt — ach, mein verklärter Geist umschlang und grüßte sie mit Wonne, all die Millionen warmgläubiger Herzen der römischen Kirche! — Und ich wandte mich dann nach Norden zu, wo Thüringens Schneekopf und der porphyrfelsige Inselsberg diese sonnige Welt verschlossen, und nördlicher, wo sicherlich auch den Silberblick des Brockens nichts bedeckte als nur ein hochvorgehaltener Arm meines grünen Rhöngebirges selbst — und ich bat mit flehenden Lippen die Schaaren Luthers und Kalvin's um die alte Herzlichkeit und um liebevolle, jeden Glauben neuerwärmende Duldung. — „Und Du — rief ich freundlich nach Berlin hinüber — selbst Du, Friedrich Nicolai, Du alter, strenger Erzfeind des sogenannten Katholizismus — der Du das Licht Deiner Aufklärung zum Feuer erhitztest, in welchem, mit Deinem eignen, viel tausend schöne Herzen zu Rauch verglüht sind, ja im knisternden Geräusche desselben endlich bis zu melodieleerem Schalle zu verklingen dro-

hen — alter Mann, wärst Du doch hier — in diesem Augenblicke hier, wo die Zeit drey Menschen dreyer Religionen unter dem allgemeinen Gnadenzeichen derselben zusammengeführt hat! — Sähest Du doch, wie auf den Höhen dieser heiligen Einöde der Kummer sich in seligem Schlafe labt und stärkt, und in den Armen vom Himmel gestiegner Träume ausruht — wie die Reue in holder Bußfertigkeit neben dem Bruder kniet, und auch ihn des erquickenden Trostes, der ihr von oben ward, in gläubigen Segnungen theilhaft zu machen strebt — wie mitleidig das Auge der Freundschaft auf Bruder und Schwester ruht, und welche Freudenzähren es ihrem getrösteten Leben weiht! — Müßte nicht Dein altes Herz wieder aufleben, wie ein junger Phönix, und himmlisch erwarmen in diesem ewigen Frühlinge der Geister?" — — Ach, mir war in jenem seligen Augenblick, als säh' mein Auge Ihn, den kräftigsten der Menschen, die schönste aller Seelen, den besten unter den Menschensöhnen — als sey Er herniedergeschwebt auf Wolken von Aether, der Gott-

menſch, und throne in unausſprechlicher Schönheit über dem hohen Denkmale Seiner für die Wahrheit ausgeſtandnen Marter, umringt von zahlloſem Himmelsheer — als öffne er die göttlichen Lippen zur neuen Bergpredigt! — Und als ich hinüber ſah zu den Geſährten, da hatte dort auf der grünen Erde ein Traum die Hände des Schlummernden zum Gebete gefaltet — das Weib war auf ihr Antlitz geſunken — und ich hörte engliſchen Geſang in den Lüften: „Sammelt euch gewoſt unter meinem Panière, liebet euch unter einander, ſelig ſind die Friedfertigen, ſelig die warmen Herzen, ihr Erbtheil iſt das Reich Gottes.“ — Vor den himmliſchen Tönen vergiengen meine Sinne.

Als ich erwachte, war die Pilgerin ſchon hinabgeſchwunden, und der Freund richtete ſich empor. „O ſelige Stunden, (lächelte er mir ſtill entgegen) warum entflohet ihr ſo ſchnell wieder in euer paradieſiſches Vaterland!“ — Keiner von uns vermochte weiter zu reden.

Hand in Hand festgedrückt stiegen wir endlich, als die Sonne sank, unter sanftem Abendgeläute zum Kloster herab. — „Gute Nacht, ihr Brüder! (rief ich in die abendlich schimmernde Welt hinaus) Gute Nacht, ihr Schwestern! Gute Nacht dort in Deinem anmuthigen Baireuth neben dem Fichtelberge, Du edler Johann Paul Friedrich Richter! Dort drückst Du gewiß auch jetzt im Geiste die ganze Menschheit an Dein reines, glühendes Herz!"

„Gebe doch der Himmel, (sagte ich bey unserm Eintritt in's Franziskanerkloster) daß die heutigen schönen Stunden uns nicht hier am Abend etwa von Wölfen in Lammskleidern, oder doch von Schafen in Mönchskleidern verleidet werden!"

„O das ist, bey mir wenigstens, kaum mehr möglich. (sagte Stromberg) In dieser Brust wohnt jetzt ein Glück — o, mein Freund, eine Einigkeit, ein Friede, mit mir und der Welt —! — Ach, ich habe mich heute einmal ausgeweint!"

Aber, wir sahen uns noch obendrein sehr

angenehm getäuſcht. Man führte uns ſogleich ins Refektorium, wo die Väter und Brüder ſchon verſammlet waren. Wir fanden ein gutes, anſpruchloſes, menſchenfreundliches Völkchen. Ihre Herzen ſchienen in dieſen reinern Regionen, auch ruhiger und heiterer zu ſchlagen. — „Die Welt (ſagte ein alter Pater mit einem ausdrucksvollen römiſchen Kopf, und zeigte vom offenen Fenſter hinab in die röthlich dämmernde) iſt dort unten nicht das, was ſie da oben ſcheint; daher wünſcht faſt Jeder von uns, ſie immer nur von hier aus zu ſehen.“ — Selbſt die politiſchen Neuigkeiten, die nicht in Bezug mit der Kirche ſtanden, waren den guten Einſiedlern mehr aus Volksſagen als aus Zeitungsblättern bekannt. — Abends vor der Ruhezeit ſprachen zwey Väter, die ſich als Gäſte im Kloſter aufhielten und jetzt noch allein bey uns waren, mit vieler Reſignation von ihrem künftigen Schickſale. — „Da wir keine Güther beſitzen, (ſagte der Eine, und ſchöpfte mir noch einen friſchen Trunk aus dem kühlen Brunn, welcher durch die geweihte Mauer hervorſprang)

ſo will man, wie wir hören, unſern Orden, der, bey aller Armuth doch ſo manchen Schmachtenden erquickt hat, nach und nach verſchmachten und ausſterben laſſen; und das iſt auch wohl — wenn doch die Zeit unſrer Auflöſung einmal da iſt — für uns und den Staat das Beſte."

„Ja — fiel der Andere ſanft ein, indem er den Nachſchimmer einer tief im Auge liegenden, längſt bezähmten ſchwärmeriſchen Gluth doch nicht ganz verbarg) wir ſind Gott und unſern Gelübden zu ſehr ergeben, um uns über den Geiſt der jetzigen ſtürmiſchen Zeit zu freuen, deren brauſender Hauch Spreu und Waizen der Kirche in die Lüfte verſtreut. Aber wir überlaſſen uns auch keiner irdiſchen Trauer, ſondern dulden ſchweigend die Strafen, welche Tauſende von laſterhaften Gliedern der Kirche verſchuldet haben, und welche auch jeder Sohn dieſer himmliſchen Mutter, der reines Herzens iſt, gern und willig mittragen ſoll. — Man hat in manchen Gegenden ſich nicht mit Aufhebung der Klöſter begnügt, ſondern die den Gemeinden zugehörigen Kirchen

verschlossen, ihre Herrlichkeiten und Reichthümer entführt, die Heiligenbilder entkleidet — o mein Herr, (fuhr er im innersten Schauer der Schwärmerey fort) wenn wir den Erzählungen der Pilger und des murrenden Volks glauben wollten! — Mauern sollen geweint, starre Bilder von Stein blutige Thränen vergossen, offene Kreuzgänge sich unsichtbar verschlossen haben — fürchterliche Blitze sind auf diesen Höhen zweymal in das hohe Kreuz gefahren — Thore der Bergkapellen sollen mit schrecklichem Gewimmer aus den Angeln gesprungen seyn —"

„Aber — (nahm jetzt sein Freund mit freudiger Ergebung das Wort, und faßte Jenen liebreich bey der Hand) unser Leben hat uns gelehrt, daß das Volk blind ist, daß die Allmacht ihre Wunder den Blicken der Sterblichen schon längst entzog, und daß der Mensch seinem Gott wohlgefällig handelt, wenn er sich in stillem Gehorsam der Obrigkeit fügt, die Gewalt über ihn hat. — Wir sind keine Geisterseher; aber aus unsrer Jugend, welche die Zeit des Glaubens ist, brachten wir, so

gut als andere Menſchen, die Bilder der Wunderwelt mit ins Alter herüber. — Und wer von uns hat nicht jenen ſchauerlichen Volksglauben mitgeglaubt, daß alljährlich in der heiligen Jammerzeit der Paſſion, die Todten ihre Gräber verlaſſen dürfen, daß alsdann allerley Geſtalten aus dem Schooße der Erde ſteigen, die Schatten der Nacht durchwallen, und ihren lebenden Nachkommen und Freunden die ſchrecklichen Begebenheiten der Zukunft ſo lange zu weiſſagen Macht haben, bis endlich das Getön des letzten Hahnenſchreyes in der heiligen Oſternacht, da einſt der Welterlöſer ſich des Todes Grüften entſchwang, der Welt wieder ein neues Leben und Licht verkündigt? — Selbſt die Geſchichte hat ja Einiges von jenen römiſchen Sagen in ihre Tafeln aufgenommen, daß vor des edlen Julius Cäſar Tode die ganze Natur im Aufruhr war, und die ſich öffnenden Gräber ſo viele Heldenſchatten der verſtorbenen großen Römer frey gaben, daß die ſieben Hügel Roms von ihrem mitternächtlichen Jammergeſchrey ertönten, und der Tiberſtrom erſchrocken gegen ſeine Quellen

zurückfloh. — Aber seit dem Zweifler Thomas ist der kalte Unglaube, wie Dornen, immer mächtiger zwischen dem erwachsnen Menschengeschlecht emporgekeimt, um die schöne Wunderwelt zu bedecken; und die Gottheit würdigt ein solches Geschlecht ihrer Wunder nicht mehr, das ohne Zeichen und Wunder auch kaum noch an ihr — ja nicht einmal an sein eignes Daseyn glauben will. — Wir glauben und läugnen dasjenige nicht, was uns viele fremde Wallfahrer haben versichern wollen, und wovon Manches in einigen Gegenden von Deutschland selbst bey gerichtlichen Untersuchungen dunkel geblieben ist. Wer wagt es denn zu bestimmen, welche Offenbarungen unsern Tagen noch vorbehalten seyn können? Unser Jahrhundert hat größere Momente als die römischen hatten, und es ist gewiß, daß noch manche höchstwunderbare Fäden im geheimnißvollen Knäul der Zukunft verborgen liegen, welche endlich die träge Zeit nach und nach abrollen muß. Aber Gott kann selbst die traurigsten Schicksale noch zum Besten des deutschen Volkes lenken. — Er kann auch und wird seine

Kirche — ich meyne die Kirche, die Er einſt für die wahre erkennen will — größer und herrlicher machen, als zuvor, wann ihr Gold im Feuer geläutert ſeyn wird. Darauf wollen wir leben und ſterben."

Unſre Zellen waren neben einander, und wir befanden uns ſehr wohl auf dem geweihten Boden. Als ich Strombergen noch meinen Beſuch machte, lächelte er über die ſeltſame Anſicht, welche die beyden Väter von den dermaligen Zeitläufen geäußert hatten, die wir aber freylich nicht ganz verſtehen konnten. „Uebrigens (ſagte er) bin ich zwar ſehr für die Aufhebung der Klöſter und Trennung der Orden. Aber, wer vermag es zu läugnen, daß auch die Geiſtlichkeit viel für ſich hat? Sie begieng große Sünden — aber, ob größere als andere Stände? Richter der Welten, das weißt Du allein! — Es liegt im reinen Urſprunge dieſes Standes ſo viel Ehrwürdiges! — Ewige Hüther des Heiligthums und ſeiner glänzenden Herrlichkeiten, ſelbſt reiner und keuſcher als die übrige Welt, ſangen ſie in ihren ſtillen Chören: „Wie lieblich ſind

deine Wohnungen, o Herr — meine Seele sehnet sich nur nach deinen Vorhöfen — ich will bleiben im Hause des Herrn immerdar, zu schauen die schönen Gottesdienste, die man ihm ausrichtet zu Zion!" — Welcher Himmelsglanz überall in dieser Stille — welche goldnen Ruhestunden, nur Gott und dem Heile der Seelen geweiht! — Und, was für andere Mächte hätten uns denn wohl die Zeiten der Barbarey hindurch jene werthen, unschätzbaren Reste, der Wissenschaft und Kunst erhalten können, als einzig die Klöster? — Und, wo fand man von jeher klügern Rath, (wenn auch nicht immer den besten) als bey der Geistlichkeit? Bey Mönchen, die oft in der stillen Zelle ruhig arbeiteten, oft dort mit dem Netz eines feingesponnenen Planes schon ganze Provinzen und Menschenhaufen längst gefangen hielten, während diese sie dumme Pfaffen und faule Bäuche schalten? — Ach, würde nicht gar manche Kriegserklärung und Friedensbedingung würksamer — ja manche Schlacht viel ehrenvoller ausgefallen seyn, wenn dort ein „höchstthätiger Minister", hier

ein „höchstkluger General" in aller Demuth eins von jenen faulen und dummen Mönchlein hätte mit sich herumführen und zu Rathe ziehen mögen — wie im alten Deutschlande wohl geschah, wo man noch wußte, daß, in der Eile klug zu seyn, eben nicht des gewöhnlichen Deutschen Sache ist? — Welch eine Masse von Verstand hat sich in der Stille der Klöster gebildet, und wie hat sie von da aus in die ganze Welt eingewürkt! — Bekannt mit den Staatsmaximen aller christlichen Höfe; Kenner des menschlichen Herzens durch ruhiges Studium in der Einsamkeit der Zelle und des Beichtstuhls; eingeweiht in die tiefsten Geheimnisse des Lebens und der großen Welt, da sie beydes von allen Seiten mit Besonnenheit betrachten konnten, ohne eigentlich selbst dazu zu gehören — mußten die Priester zu jener Allwissenheit und Unfehlbarkeit des Geistes gelangen, wovon uns die Geschichte so wunderbare Beyspiele giebt, und die jetzt — fast von der Erde verschwunden, und nur noch im Eigenthume weniger großer Menschen ist! — Da fand man alle

Gemüthskräfte zur freyesten Harmonie, zur ruhigsten Thätigkeit geweckt — da zeigte sich keine Blöße, wo die schwache Menschheit hätte durchscheinen können! — — Und nun, mein Freund, blicken Sie auch im Geiste hin nach so mancher schönen einst hochprangenden Abtey, die jetzt bereits in allen Theilen gänzlich aufgelöset ist! Verdient sie nicht schon als ein von der Erde verschwundenes Prachtwerk, als glänzende, herrliche Einrichtung, ja als Lustort für den Reisenden, als Zufluchtsort für viele Armen und Elenden, unsere Elegieen, unsre Thränen? — Doch, ich komme zurück. Gut, sie haben gesündigt — sie waren faule Bäuche: so nennt nemlich der jetzige Deutsche Alles was er nicht mit der Hand oder Feder unabläßig schanzen und handthieren sieht. Selbstbeschauung — inneres thätiges Leben im äußern Müßiggange — Ruhe in Gott und Weisheit — das sind ihm Worte ohne Sinn. Arbeit, Arbeit will er, und nichts als Arbeit — und von der rasenden Arbeit hinkt er zum „Vergnügen" und vom Vergnügen rennt er wieder keuchend zur Arbeit — beyde zu paaren, das ver-

steht er nicht, das verstand nur der Grieche. — Dazu kommt noch der Hauptumstand, daß gegen die Sache der Klostergeistlichen die Noth eintrat. Der Staat sollte durch ihre Güther bereichert, hier und da gerettet werden. Man mußte sie, so zu sagen, ins Haus schlachten. — Gut, es sey! — Ich selbst habe mich ja für ihren Tod erklärt. — Aber, ihr Menschen! (und hauptsächlich meyne ich hiermit euch, die Lutheraner, und uns, die Reformirten!) Gebt doch der Religion und den Heiligthümern der Kirche ihre Würde und Herrlichkeit zurück, die ihr täglich mehr entweiht und verkleinert! — Wo sind denn die Millionen, mit welchen ihr durch Abschaffung der Festtage das Vaterland bereichern wolltet? Ißt nun etwa der Arme sein Brodt um so viel wohlfeiler, *) als damals eure maulfaulen Prediger euch vorspie-

*) Nein, Du wackrer Stromberg! Ich getraue mich im Gegentheile vielmehr zu beweisen, daß dann — wann die Menschen öfter und mit wärmerem Herzen die Kirche besuchten und dort etwas Besseres hörten — auch der

gellen? — Ha, wie läutern manche dieser Bequemen noch immer den Gottesdienst! Alljährlich ein Lied weniger, die Predigt um ein weniges kürzer! Wo hört der Landmann noch in den Frühkirchen jene herrlichen Priestergesänge — jenes herzerhebende „Gloria", dem der volle Chorus der Gemeinde so majestätisch folgte? — Sie verachten die liebliche Kunst — sie mögen den Gesang nicht erlernen und üben, den ihr Luther und Melanchthon doch so sehr verehrten. Fürwahr, wenn die „Aufklärung" so wie bisher seit zwanzig Jahren noch länger fortschreitet, so wird in hundert Jahren in den protestantischen Kirchen Jedermann recht gemüthlich — seine Pfeife Taback schmauchen können! Die Frauen werden mit ihren Spinn- und Strickgeräthen dasitzen und aufmerksam auf den neuen Walzer horchen, den der Kantor statt des ehemaligen Gesanges ergelt. Dann wird der „Lehrer" auf die sonstige Kanzel treten und eine abge-

Kornwucherer weniger werden, und die Menschen sich mehr lieben würden!

Anm. d. H.

schriebene Abhandlung „über die Bienenzucht und einige andere für den Bürger und Landmann nützliche Gegenstände" ablesen. (Denn predigen können jetzt ohnehin nur noch die alten Pedanten) An hohen Festtagen singt man auch wohl einmal — etwa: „Freut euch des Lebens" — und die Jugend tanzt ein Bischen dazu — Ha, sagt mir doch Bescheid auf die einzige Frage: Worin soll denn endlich die öffentliche Religionsübung noch bestehen bleiben? — Verzeihen Sie, ich mag nicht weiter reden!"

„Aergert er sich, so wird es besser mit ihm." dachte ich und legte mich nieder. — Aber, hat wohl dieser Eiferer Unrecht, August? Gewiß, der Mensch sollte gegen den Menschen aufrichtiger und ehrlicher seyn. Habt ihr Religion, so ehrt sie — aber ehrt sie von Herzen, und übt sie warm und mit Innigkeit in jeder Ceremonie vor den Sinnen des sinnlichen Menschen. Habt ihr keine, so beträgt die Welt nicht länger, ihr falsches Otterngezüchte! Sprecht lieber

ueber das Ungeheure aus, ihr feigen Sklaven! — O, wäre ich doch nur eine Stunde — der große Napoleon!

Wir sahen am andern Morgen einen prachtvollen Sonnenaufgang. Unsre Fahrt durch die Würzburg'schen schönen und noch im Segen des Krummstabs *) reichen Dörfer, glich an diesem Sonntage fast überall einem Triumphzuge. Aus allen Kirchen und Kapellen schallten uns musikalische Instrumente mit Trompeten- und Paukenwirbeln entgegen. Die Gemeinden singen in dieser Gegend sehr rein und vortrefflich. — Auf der Grenze über dem Dörfchen Eisenhausen bilden die alten Bergruinen von Henneberg für den Reisenden, der über die hohe Schanze herabkommt, einen höchstromantischen Uebergang vom katholischen in's protestantische Deutschland. — An

*) „Unter'm Krummstab ist gut wohnen," ist ein Sprüchwort des deutschen Lebenrechts, dessen Wahrheit besonders der Würzburger Landmann noch lange wohlthätig fühlen wird.

den Waldanlagen, Alleen und Pflanzungen in der Nähe des Hennebergs, und an der Breite und guten Unterhaltung der Chaussee, merkte mein Freund ohne Erinnerung, daß wir uns schon im Lande des seligen Herzogs Georg befanden. Seinem Andenken war unser stilles Gespräch geweiht, während das Fuhrwerk rasch fortrennte. Er starb ja, schon mitten in der Ausführung eines ähnlichen, aber für ein ganzes Land berechneten, größern Planes begriffen, als jener war, welchen Stromberg auf seinem Guth im Kleinen ausgeführt hatte.

„Ich wollte wohl drauf schwören, daß die Unterthanen Ihrer liebenswürdigen Herzogin gut und glücklich sind!" sagte er, als wir aus einem dunkeln, prächtigen Laubwalde heraus, und auf einmal in den reizenden Werragrund einbogen, und er die langen Alleen und schönen Buschpflanzungen an der Straße betrachtete, und über die Industrie der Einwohner erstaunte, die zu beyden Seiten des Thales die steilen Berge und die schrecklichsten Felsenwände bis an die Spitzen mit Bäumen und

Getreide besetzt halten, welches oft ganzen Bergen das Ansehen eines einzigen großen Gartens giebt.

„Wenn irgendwo — sagte ich — und in diesem Augenblicke stand das schöne Bild der edlen Herzogin Luise, in der Anmuth ihres wahrhaft menschenfreundlichen Lächelns und mit dem lieblichschwimmenden Blick ihres grossen himmelblauen Auges — und das Bild ihres wunderschönen, königlichen Dreyblatts von Kindern, wieder in so warmer, frischer Lebendigkeit vor meiner Seele, wie sie mir am Tage meiner Abreise in Liebenstein erschienen waren — und oben über ihnen stand der deutsche biedere Georg fromm lächelnd auf einer Lichtwolke, im ehrwürdigen Gewande seines guten Ahnen, des alten Vet-Ernsts *) — und unten standen die funfzigtausend Kinder seines Landes und waren alle froh!) ja, wenn in irgend einem deutschen Lande noch patriarchalisches Hausregiment und wahres väterliches

*) Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha.

und kindliches Verhältniß zwischen Herrschaft und Unterthanen zu finden ist — wenn man irgendwo keine eigentlichen Klagen über das herrschende Fürstenhaus hört, sondern wirklich zufriedene, und, ich wage es zu sagen, viele glückliche Einwohner findet: so ist es gewiß in diesem kleinen mildregierten Lande — oder nirgends! — Und, die Saat, welche hier jener edle Pflanzer auswarf, den der große Säemann Tod selbst so früh in die Erde senkte, die schöne Saat wird von der Gattin treu und sorgsam gepflegt, und mit gar mancher geweihten Thräne des Andenkens befeuchtet."

„O es gehe dir wohl, du gutes, werthes Land — (sagte mein sanfter Freund, und blickte gerührt über Thal und Berge) und gnädig halte die Gottheit des Krieges stürmende Wetter fern vom friedlichen Heerde deiner Kinder!"

Wir kamen eine Stunde nach Mittag in Meiningen an, und die herzogliche Post, die vortrefflich ist, förderte uns so geschwind, und der freundliche Wirth im Sächsischen Hofe hatte seinen Werr-Aal so schnell fertig, daß wir um zwey Uhr schon wieder im Wagen saß-

sen, und dann in der glänzendsten Laune den schönen Thalweg hinabrollten.

„Da sehen Sie nun, was Menschenhände auch über den undankbarsten Boden vermögen!“ (rief Stromberg an so mancher schönen Stelle dieser paradiesischen Gegend aus, wo der Kampf des Menschen mit der rauhen Natur noch sichtbar war.) O, wann werden doch die deutschen Fürsten anfangen, ihre Länder lieber bereichern, als vergrößern zu wollen!“

Um fünf Uhr rennten wir schon die Liebensteiner Allee hinauf. Eben fuhr die Herzogin in die Oper, und grüßte die Ankommenden mit der gewohnten Freundlichkeit. „Sie haben recht, (lächelte mein Begleiter) diese lieblichen Profile deuten immer nur auf Güte und stille Schönheit des Gemüths.“

Wir brachten zwey Stunden mit unserer Einrichtung zu: Dann nahm ich den Arm meines Freundes und öffnete Minchens Thüre. Das gute Kind schrie vor Freuden. Sie war ganz allein, und versteckte, als ich ihr einen Fremden anmeldete, eilig ein Medaillon, welches sie bey meinem Eintritt aufmerksam be-

trachtet hatte. Als mein Freund eintrat, hörte ich auf einmal schreyen: „Mein Julchen! Mein Julchen! — Stromberg! Stromberg!“ —, und Beyde liefen einander in die Arme.

Julchen heißt nicht A., wie ich glaubte, sondern F., und lebt seit einem Jahre bey ihrer Mutter Schwester, tief im deutschen Norden. In einem Augenblicke der Herzensweihe nahm die sanfte Schwärmerin feyerlich den Taufnamen jener todten Freundin an, die sie noch immer mit unendlicher Treue und Innigkeit liebt. Aber sie war durch keine Bitte zu bewegen, Strombergen wiederzusehen. Sie wünschte, vom elterlichen Hause fern zu bleiben und ihr Leben in der jungfräulichen Einsamkeit eines Stiftes hinzubringen. — Das alles erfuhr ich erst nachher; aber Stromberg ahndete in diesem Augenblicke schon den geheimen Zusammenhang der Namensveränderung, und blickte tiefgerührt die erschrockne Freundin an, als sie auf meine Frage nur mit Erröthen antwortete und ihr Gesicht verhüllte. Beyde standen einander gegenüber und

ließen nun ihren Thränen freyen Lauf. Aber nach diesem stummen, bittern Gruß ergriff Stromberg ihre Hand, und durch Thränen lächelnd hießen sie sich willkommen, und versprachen einander noch einige Tage in der höchsten Heiterkeit hier zusammen zu leben, wohin ein so seltsam freundliches Schicksal sie geführt hat.

Ich freute mich von ganzer Seele über Strombergs Fassung und sichtbare Fröhlichkeit bey diesem Zusammentreffen. Aber ihr gegenseitiges inneres Verhältniß scheint mir bey München schon so bestimmt, so unabänderlich fest geordnet, daß es der Liebe wohl nicht möglich seyn wird, hier ein neues Band zu knüpfen.

Indessen überlasse ich Beyde sich selbst. Ich habe den Freund ihrem Herzen übergeben, an dem ihm so wohl ist. Er nennt sie mit Feyer und Entzücken „Mine" und sein Auge ruht so zärtlich auf ihrem Bilde, als hätte er im Schatten ihrer eignen Schwermuth Kühlung für seine Leiden gesucht und gefunden. — Die Familie und der Justizrath machen sich viel mit

ihm zu thun, da ſie ihn aus den Briefen des Generals als einen ſehr reichen und allgemein geliebten Mann kennen. Er erträgt alle Menſchen mit größter Sanftmuth, iſt aber hier viel ſtiller geworden als er auf unſerer Reiſe war. — Ob alſo wieder kränker? — Sollte denn nicht Julchens herrliche Geſtalt, und beſonders ihr Angeſicht, das Du Dir kaum holdſeliger denken kannſt, als es iſt, wohlthätig auf ſeinen warmen Sinn für alles Schöne würken?

Sie — Du weißt, wen ich meyne — iſt „weggereiſet.“ Ich hüte mich zu fragen, ob ſie wiederkommt. Gute Nacht.

Neunter Brief.

Auf dem Aſchberge bey Liebenſtein am 30. Jul. 1805.

Das iſt ein reizender Berg! Von allen Seiten ziehen die Düfte der untenſtehenden Birken herauf. Zehn Toiſen unter mir wohnen Stromberg und Minchen am Walde. Sie flechtet Kränze von Waldblumen und Quendel, Er ordnet ihr die Blumen. Beyde erzählen einander Geſchichten aus ihrer Jugend. — Wenn ich zwey ſo liebe Menſchen ſich einander wieder nähern ſehe, dann iſt mir, als ſolle

nun alles gut in der Welt werden — ja, als solle nun in der Welt eine gewisse bisherige öde Thatenleere enden, oder sich füllen — als säh' ich die Auen der Zeit plötzlich aufgrünen! — Ich aber wohne hier auf der Höhe und betrachte sie und die übrige Natur.

Ach, welche blinkende Silberstreifen webt dort der ferne Strom durch das Thal! Laß mich hinziehen mit dem sanften — fortschiffen in das Vaterland — hinüber nach den „grünen Inseln" der Kindheit — begleite mich, Bruder, auf der süßen Fahrt — von einem Blumenellande zum andern!

Die wahre höhere Blüte des Kinderlebens blüht (und so erscheint sie uns gewißlich auch im Alter noch) einzig in der Form. Das Kind schätzt die Materie gering; es erkennt sie nicht, und ist bloß geistig. Erst der Jüngling wird sinnlich und ergiebt sich dem Stoffe. So rein und warm liebt er nie wieder, wie das Kind. So voll, so ganz innig fühlt er nichts mehr! — Als ich fünf Jahre alt

war, mietheten einst meine Eltern eine junge Magd. Ich gewann das hübsche Gesicht binnen einer Stunde lieb. Sie hob mich oft an ihre Brust, drückte die meinige fest gegen ihr Herz, dessen Schläge ich fühlte, und gab mir die zärtlichsten Namen. Als ich hörte, sie werde erst in acht Wochen ihren Dienst antreten, da schienen mir zwey Monathe eine wahre Ewigkeit. Um dieses Mädchen von einer Gefahr zu retten, oder glücklich zu wissen, hätt' ich augenblicklich mein kleines Leben geopfert, weil sie so wahrhaft und vollkommen mir wohlzuwollen schien. Als sie gieng, weinte ich nicht — aber einen so süßen, vollen und reinen Schmerz hat noch nie ein Liebender bey der Trennung von der Geliebten gefühlt. Gewiß, wären wir in diesem Alter schon der eigentlichen Geschlechtsliebe fähig — wir würden z. B. in der Wonne des ersten Kusses, plötzlich, wie von einem himmlischen Pfeile getroffen, todt niedersinken.

Ja, Sehen und Lieben — das ist die einzige Losung des Kindes — darum drehen sich alle schönen Genüsse, und diese alle sind

auch ewig bleibend. — Essen und Trinken wollte ich stets nur aus Hunger und Durst, oder aus jener angebornen gemeinen Begierde, bey der ich mich aber nie ergötzte, die man auch immer nur schon verdorbne Kinder mit wahrem Vergnügen und con amore befriedigen sehen wird. — Aber, ein Aufenthalt auf dem moosigen Backofendach am Garten, an welches das höher emporlaufende Stalldach angebaut war, ein Ritt auf dem hohen Forste desselben, wo ich auf einer Seite Dorf und Flur, auf der andern den großen Garten übersah; im Rücken das Haus mit dem werthen, lustigen Taubenschlag — unter und neben mir die auf dem Dache selbst festliegenden Zweige und Trauben vieler herrlichen Blutnußhecken, und besonders die Aeste eines am Stall emporstehenden alten Birnbaumes, deren liebliche Frucht ich an dieser Höhe in der geheimsten Andacht und Nähe betrachten konnte — eine Wohnung und gänzliche Verbergung unter diesen kühlen Zweigen — o welche süße Lust! — Ich glaubte mich hier in der verborgnen Werkstätte der Natur (wo

die Birnen entſtanden) wiederzufinden, und ſtreckte meine Hand nach den röthlichen Früchten aus — nicht, um ſie zu brechen, — ſie waren mir in ſolchen Augenblicken viel zu heilig! — ſondern um ſie zu berühren und mit leiſen Küſſen zu bedecken.

So hatte ich eine andere Lieblingswohnung auf einem hohen Kirſchbaume, der mitten im Garten an dem langen, breiten Wege ſtand und ſpäte Saurlotten trug. Wenn ich auf ſeinen obern Zweigen ſaß, öffnete ſich mir nach unten zu eine Ausſicht ins Gebirge, und oben, an dem Berg, auf dem die Kirche lag, ſah ich das hohe Haus vor mir, in welchem mein Vetter Chriſtian C. wohnte. Dieſer beſaß da oben ein ſchönes röthlich tapezirtes Stübchen, war mein Lehrmeiſter im Zeichnen, hielt ſich immer ſehr vornehm und reinlich gekleidet, und hatte unter andern Stücken einen Schweizerfelſen mit Röthel gezeichnet, über welchen an der hohen Straße eben ein Reiter unter einem gefährlichen buſchigen Abhange ruhig hinzog — ein Stück, welches ich zu meinem Ideale machte, als ich es ſah, aber nie

mit meiner Kunst erreichen konnte. — Die Schweiz kannte ich schon aus einer Uebersezzung von Moore's Reisen. — Sobald ich nun auf der Höhe meines Baumes angekommen war, glaubte ich wirklich in der Schweiz zu seyn und blickte oft Stunden lang still begeistert in das Blau über mir. Moore lag unten im Gras aufgeschlagen da, und dort oben saß, wie ich glaubte, der vornehme, elegante Vetter im röthlichen Hintergrunde ganz reinlich und emsig, und zeichnete immer an seinem Reisenden und dem schönen Felsen weiter. — Ach, es ist unmöglich, glücklicher zu seyn, als ich war! — Hier aß ich einmal eine schwarze, überzeitige Kirsche, wohlschmeckender als ich jemals wieder eine gefunden habe. Denn ich war in jenem Augenblick der Reisende selbst, welcher in seiner heißen Höhe die köstliche Frucht fand und mit durstigen Lippen zerdrückte. — Es ist sonderbar, daß ich mir noch jezt die Schweiz nie ohne eine zwischen ihren Bergen herrschende erschreckliche Sommerhize denken kann.

Jeder Baum im Garten, ja selbst jede

Stelle des grünen Gartenraumes erregte andere und eigene Ideen im Gemüthe des Knaben. Jeder Baum, jede besteigbare Nußhecke schien mit verschiednen Träumen, mit eignen Bildern und mit einer besondern Häuslichkeit umgeben (oder bevölkert, möchte ich sagen) welches alles in jedem Frühlinge mit dem grünen Laube auch ewigfrisch wieder aufgrünte. — In der Gartenlaube von Hainbuchen, (die für mich einen Schatz von schönen Maikäfern, Siebenpunkten und Johanniskünkchen barg) saß ich oft schon früh um vier Uhr und las in Meißners Skizzen, welche mir in dieser Laube besonders zusagten; vor allen Bianka Capello und der Hund des Melal. — Aber oben, über dieser Laube, unter einem grossen herrlichen Elsbeerbaume, der im Zaune stand, hatte ich eine kleine Bank von Holz errichtet und diesen Sitz ausschließlich Geßners, des sanftflötenden Dichters Gesängen geweiht. Diesen reizenden Baum, welcher Morgenthau und Kühlung länger hielt als alle übrigen, liebten vorzüglich die Graßmücken, (welche un-

ten im Zaune meiner Huth einige Nester anvertrauten) und an heissen Tagen das Finkenvolk. Ach, in welcher Seligkeit habe ich dort das Bild der kommenden Morgensonne, rückstrahlend aus tausend glänzenden Thauperlen, geschaut — wie oft, knieend auf jenem zarten Moose zwischen Sternblumen und Vergißmeinnicht, aus dem Dunkel meines Baumes zum Schöpfer aufgeblickt — wie oft ist meine Seele in Kinderträumen dort schon tief durch die heiligsten, geschmücktesten Geldpforten der Liebe eingedrungen, wann Geßners schöne Natur und der zärtliche Daphnis, und der heißliebende erste Schiffer, und so manche liebliche Gestalt seiner Idyllen mich leise umspielten! — Ja, sagt was ihr wollt —: Diese Gesänge des schönen Geßners, die ich hier genannt, sie sind unsterblich! Fragt nur jedes Kind — und fragt es wieder, wann es zum Greise geworden ist. — Er athmet und singt die reinste, wärmste Liebe.

Auch dem Schlummer in der Hitze hatte ich einen besondern Baum geweiht. Es war eine starke thurmhohe Esche, von der

Kunst

Kunst schlank emporgetrieben, der ganze Stamm überall mit dichten Zweiglauben gezieret, worinn man von unten die Singvögel sitzen sah. Im hohen Kopfe nistete alljährlich ein Elsternpaar. Wenn ich, so gemüthlich auf dem Rükken liegend und schon halb eingedämmert an dem schönen Riesen emporsah, dann lispelte ich immer das kleine Lied was mich einst ein fremder Knecht lehrte, und welches so anfieng:

Wenn ich a Vögel wär
Flög i zum Wasser und söff,
Dann setzt' i mi de ganze Tag
Dort uf die Aschen und pföff,
Und's untreu Liebli hört' mei Stimm
Und ihr blau Aeugeli tröff.

Schöner Baum! Du bist längst unter den Streichen der Axt gefallen. Wie sanft schlummerte ich in deinem dichten Schatten ein — wie lieblich erwachte ich wieder in deinem gellenden Vogelgeschrey!

Selbst an Blumengerüchen liebte ich mehr die Idee als den sinnlichen Genuß. Unter allen Gerüchen schien mir der Duft des gelben Schlüsselblümchens der süßeste. Es war mir

ein Fest, wenn ich im Frühlinge die erste Schlüsselblume fand. Aber ich hielt sie, (wenn ich es ja wagte, das Kind des jungen Jahres zu pflücken) erst lange fern von mir hin, um mir ihren Geruch recht lebhaft zu denken — und wann ich nun wieder die alten süßgewohnten Düfte einsog, dann blickte ich entzückt in die Wolken.

Von meinem und Wilhelms hochliegenden Gärten an senkte sich ein weites Feld sanft in die Thäler hinab. Dieß war uns fast den ganzen Sommer durch, wegen der Früchte, unzugänglich. Aber wann endlich die Schnitter es geleert hatten, und nun auf einmal in der Frühe überall Hirten, Kühe, Schafe und Ziegen mit Schellenklang durchhin zogen, dann kündigte mir Wilhelm, dessen Garten zwischen dem meinigen und der Kirche lag, die eingetretne Freyheit des Feldes mit Jauchzen an; wir nahmen wieder feyerlich Besitz von unserm großen Raum, indem wir ihn langsam zum erstenmal umwanderten, Betrachtungen über die eilende Ernte anstellten und elegisch nach den Fernen der blauen Gebirge hinschau-

ten: Von dieſer Zeit an wurden uns gewöhnlich die Gärten zu eng, und doch auch die herbſtlichen Felder zu weit! —

Das üppigſte Feſt im elterlichen Hauſe war der Tag an welchem man die Schweine ſchlachtete. Wir bekamen dann gute Biſſen, kleine Würſte, und einmal zum Frühſtück ſogar das Keſſelfleiſch noch in Gänſeſchmalz gebraten, und hinterher obendrein zu Stärkung des Magens Jeder einen vortrefflichen Pfefferkuchen und einige Tropfen ſtarken Liqueur. Alles das wußten die ältern Geſchwiſter beſſer zu ſchätzen als ich. Gewöhnlich flüchtete ich mich aus dieſem mir ängſtlichen Ueberfluſſe mit meinem Schlitten in die am Kirchberge gelegnen Gärten, um in der friſchen Winterlandſchaft das Herz wieder muthig zu toben; wobey ich immer mit einer gewiſſen Unluſt an das warme Zimmer und die ganze Schlachtgeſchichte zurückdachte.

So iſt es mir noch jetzt ein herrlicher Genuß, mich in die am Abende des letzten Weihnachtstages ſoupirende Familie zurück zu verſetzen, wo eine mit Borſtorfer Aepfeln gefüllte

gebratene Gans nebst ihrer kräftigen Brühe und einem geschmoorten Weißkohl duftend auf dem Tische stand, und wo vom Klaviere herüber noch ein mit Aepfelschnittchen belegter, mit Rosinen bedeckter und weißgezuckerter Steinkuchen nach dem Vordergrunde zu lächelte. Aber jeder Moment des sinnlichen Genusses (und gewiß hat alles vortrefflich geschmeckt!) ist längst verwischt; desto lebendiger sehe ich noch das Gesicht meines Vaters vor mir, welcher die Festpredigten nun sämmtlich überstanden hatte, und mit einer gewissen Freundlichkeit, die ihm sonst bey Tische nicht eigen war, auf all die guten Sachen herniedersah; und desto besser weiß ich noch, daß draußen ein fürchterliches Schneegestöber raste, daß wir alle sehr froh waren und ich mich kosend an meine Schwester schmiegte. Ach, der göttliche Abend!

Welch einen Himmel schloß mir die Adventszeit auf! Wenn am ersten Adventssonntage das neue Kirchenjahr, bey schwarzgedecktem Altare, durch die vollen vierundzwanzig Register der prächtigen Orgel, mit dem

helltönenden himmlischen Jubelgesange eröffnet ward:

„Nun jauchzet all ihr Frommen
In dieser Gnadenzeit,
Denn euer Heil ist kommen!"

Da sah ich in den Höhen der Unendlichkeit eine diamantene Pforte aufspringen und das göttliche Kind allmählich der Welt wieder näher schweben — in seiner Hand sah ich dann nicht den heiligen Christ, den es mir brachte, nein, das Heil der Welt strahlte aus seinem Sternenkranze, wie süße Morgenröthe, in mein seliges Herz. Und wann nun zum erstenmal wieder das Kanzellied der Gnadenzeit ertönte:

„Gelobet sey der da kommt
Im Namen des Herrn!
Hosianna in der Höhe!"

und nun der fromme Priester so freudig hervortrat — Vater, Vater — ach verzeih, Demüthiger! Da hielt ich Dich für den heiligen Engel der Verkündigung! — Wem ist aber nicht, wie mir, die Adventszeit wie ein himmlischer Brautmonath erschienen?

Einſt fiel das Weihnachtsfeſt an einem Montage ein. Das gab ſchon (da die dritten Feſttage noch exiſtirten) die herrlichſte Ausſicht auf vier Feyertage, und hier war noch dazu der erſehnte Tag, deſſen Abenddämmerung die glanzvollſten Freuden und Reichthümer verhieß, ein Sonntag. Als mein Vater in der Frühkirche die Kanzel betrat, ſchwieg er länger als ſonſt, und rief dann in die erwartungsvolle Stille der Gemeinde mit heiterm Schalle hinaus: „Rüſtet euch auf morgen — morgen iſt des Herrn Feſt!“ — Es lief ein heiliger Schauer durch meine Gebeine, und ſichtbarlich durch die Nerven des ganzen Volks. — Zum Schluſſe des Nachmittagsgottesdienſtes ſang man:

„Ach bleib bey uns, Herr Jeſu Chriſt,
Weil es nun Abend worden iſt.“

Wirklich brachen die Dunkel ſchon ein, die den Kinderhimmel erleuchten ſollten — mein Vater mußte ſich ja unmittelbar nach dem Gottesdienſte zum Empfange des heiligen Chriſtkindes in der obern Stube rüſten — die ganze Adventszeit war jetzt vorüber — der Augen-

blick, wo Alles auf dem Spiele stand, war gekommen — ich betete innigst zum heiligen Christ, mich in dieser meiner höchsten Wonnenoth nicht zu verlassen. — Abends nach Tisch, als Jeder längst seinen bestimmten Schatz besaß, und ihn schon zehnmal aus dem Schranke zur Versammlung und von dieser wieder zum Schranke getragen hatte — da gieng erst noch die schönste Zeit an. Im Kämmerchen, welches an die Wohnstube stieß und immer offen stand, saßen die Schwestern und schnitten den Braunkohl zum morgenden Feste. Bruder Fritz suchte alle seine wärmsten Kleidungsstücke zusammen, weil er schon ein Mitglied des Chors war, welcher in der heiligen Christmitternacht auf allen Kreuzwegen des Orts sang und musicirte. Für beyde Zimmerchen und für die so bequem mit beyden verbundene Schlafkammer, worin die Mutter eben ein Stündchen Dämmrung für ihre schwachen Augen genoß, intonirte jetzt mein Vater zum heutigen Abendliede (welches immer die ganze Familie mitsingen mußte) den Gesang:

„Gottes Sohn ist kommen.“

Aber das Lied war zu kurz für den heutigen großen Abend. Daher fieng er am Schlusse mit höherer Stimme ein neues an:

„Warum willst du draußen stehen,
Du Gesegneter des Herrn!“

Und Alles fiel mit heller Kehle ein — und ich schlich, singend, auf den Zehen aus einem erleuchteten Stübchen ins andere über den weissen feinen Festtagssand hin, mit dem alle bestreut waren — aber mein Geist flatterte zwischen den Sternen und der Erde umher. Die Eltern konnten mich an diesem Abende nur mit Mühe zum Schlafengehen bewegen. — Es gieng auch damals ein Gerücht unter uns Kindern herum, als ob Fritz heute einen kleinen Kupferstich, der auf eins von seinen Geschenken aufgeklebt gewesen, erhalten habe — und als eb dieser das Schönste sey, was man noch jemals gesehen. Allein jene ganze Sache ist mir immer ein Geheimniß geblieben; Fritz sprach nicht einmal gern davon; und noch jetzt spüre ich eine so geheime Lust in mir, hinter diese Mysterie zu kommen, daß ich sehr wohl begreife,

wie ich an gedachtem Abende noch meiner älteren Schwester die Hälfte aller meiner geliebten Pfefferkuchen aus lauter Jubel darüber schenken konnte, daß sie mir das Versprechen that, alles anzuwenden, um den Bruder zur öffentlichen Vorzeigung des Kunstwerks zu bewegen, welches aber leider nie geschehen ist. — (Daß dieß nachher von meinen Geschwistern dem Grabe der Vergessenheit übergeben ward — und, zweytens, daß mir Niemand auf dieser Erde den Namen und die Gestalt einer gewissen süßen und würzigen Birne, die ich so oft unter dem alten morschen Baum im Goldglanze des Morgenthaues fand, wiederverschaffen kann — das sind zwey Dinge, die ich noch immer zuweilen mit einer rührenden Wehmuth betraure. — War ich denn der Anschauung jenes herrlichen Bildes unwerth, daß es nun so ganz und ewig für mich verloren seyn muß? Und, nahm denn etwa eine Götterhand sie in's Paradies zurück, jene köstliche Frucht, in deren glühender Röthe und himmlischer Süßigkeit noch jetzt meine ganze Seele sich berauscht?) — Endlich schmei-

chelte mich die sanfte Rede der Mutter zur Ruhe; und unter einer lieblichen Erzählung aus ihrer eignen Weihnachtszeit, — in welche vom hohen Hause des Kantors aus der dortigen Musikprobe zuweilen der Schall von den Waldhörnern und dem ungeheuern Contrabasse herabfiel — und unter ihrem Versprechen, mich sicherlich bey'm ersten Tönen der mitternächtlichen Musik zu wecken, schlummerte ich ein. — Sie hatte Wort gehalten; aber nur halberwacht, glaubte ich um Mitternacht die Stimmen vieler tausend Engel und den Schall ihrer Instrumente zu vernehmen. — Schöne, wunderselige Nacht!

Selbst die Sünden der Kindheit, was sind sie? — Scherze — höchstens lächerlicher Uebermuth einer noch freyen, allzumuthigen Kraft, Lust und Phantasie! — Ich darf alles Schlimmste aus meinem Kinderleben vor mich hinstellen, ohne zu erröthen, und selbst beynahe, ohne zu bereuen.

Ich schlug einst den kleinen lustigen Hofmeister unsers Barons aus Leibeskräften mit

einem Knotenstocke hinter die Ohren — nicht, weil er mich schlug, oder mir etwa befehlen wollte, (denn dieß litt ich wohl, weil ich ihn um gar Manches zu bitten hatte) sondern weil er mich lächerlich zu machen suchte, und mir mit spöttischer Zärtlichkeit an's Kinn griff — eine Berührung, die mir von jeher unerträglich gewesen ist. Dieser Mann, der in der Folge noch ein nützlicher Mensch ward, hat mir viele Jahre lang jene Unart nicht ganz vergeben können, wiewohl sie ihn vielleicht von mehr als einer der damals gerade einreißenden unzählichen albernen pädagogischen Grillen geheilt, und ihm wenigstens die gute Regel hinter's Ohr geschrieben hat: Man muß lebhafte Kinder ungeschoren lassen.

Einst bekam ich bey'm Schlachten Händel mit des Metzgers großem Hunde, der sich unter den Schlachttisch postirt hatte, und mich schlechterdings von demselben entfernt halten wollte. Ich berief mich auf mein Hausrecht, und darauf, daß mir wirklich ein kleines Geschäft an diesem Tische aufgetragen war. Allein der Metzger, der heute auf Unkosten

meines Händchens seinen großen Schlingel satt zu füttern hoffte, bezeigte keine Lust, den beißigen Gast meinetwegen zu entfernen. Diese offenbare Ungerechtigkeit brachte mich auf. Ich verschaffte mir ein ansehnliches Stück Fleisch, höhlte dieses künstlich aus und füllte es mit Salz und viel gestoßenem Pfeffer. Sobald der Metzger sich einen Augenblick entfernt hatte und mein Feind mich allein vom Tische her anmurrte, lockte ich ihn mit der verderblichen Kost — und im Nu verschlang das gefräßige Maul die ganze Ladung. Er sprudelte entsetzlich und stürzte so heftig gegen die Thüre, daß diese aus der Klinge sprang und ich meinen Gast nicht eher als am späten Abende wiedersah, wo er sehr vorsichtig und furchtsam hereinlugte, ohne die Schwelle zu betreten. Aber jetzt verschaffte ich ihm von der Mutter einen schönen Napf voll Milch, um seine Schmerzen vollends zu heilen — und die Versöhnung war gemacht!

Die meisten bösen Streiche von Wilhelmen und mir sind wohl an und mit Hunden ausgeführt worden. Diese sind auch

überhaupt, je nachdem' sie sich verträglich oder unfreundlich bezeigen, die größten Freunde oder Feinde aller Kinder vom männlichen Geschlechte. — So war unser größtes Vergnügen: eine stürmische Schweinejagd mit unsern beyden Hunden. Wann im Herbste die Hirten des Abends heimtrieben, dann entlief ihnen oft die Hälfte der Schweine, und durchbrach, aus wüthender Begierde nach Obst und süßen Gartengemüsen, unsere Zäune. Da uns nun die Verscheuchung dieser Thiere wirklich anvertraut war, so glaubten wir hier unsre Mordlust recht officiell befriedigen, und unsre Arme sowohl als die treuen Hunde nach Herzenslust üben zu dürfen. Die Leidenschaft für diese Jagd war so mächtig, daß Wilhelm einst, als ich wegen einer rheumatischen Gicht sechs Wochen lang völlig lahm saß, mich mit größter Anstrengung des Abends huckepack vom Hause bis zu den bestimmten Zaunlücken hintrug und dort nebst dem ebenfalls lahmen Gartenwächter zur Feldwache aufstellte. Aber, als die Dämmrung einbrach, stürzte ein ungeheurer Eber durch die Oeffnung gerade auf

das gebrechliche Piket los. Hier galt es Muth. Von unsern Krücken krachten ihm ein Paar kräftige Schläge auf das Kreuz, und schon fielen ihn auch die Hunde an. Allein wir waren im Schlagen einander zu nahe gekommen — die Sau warf sich auf beyde Seiten schlagend zwischen uns durch, und wir fielen kräftiglich zur Erde, der Alte oben in den Zaun, ich aber den ganzen Rain hinab. Unvermögend zum Aufstehen, schrieen wir doch immer noch aus allen Kräften: „Joli, Joli, Filou, Filou, vorn hol' sie!", und kamen hierüber in ein so heftiges Lachen, daß jetzt mehrere Feinde ungestraft zwischen uns durchschossen, bis endlich der siegreiche Wilhelm mit Gelächter herzurannte und die geworfne Wache aufrichtete.

Ein nicht minder großes Vergnügen war es für uns: die Schweine zu hüthen. So nannten wir (nemlich in Gegenwart von Wilhelms Mutter, um die Erlaubniß dazu von ihr zu erhalten) eine förmliche Hazze ihres Mastviehes, welches wir im Spätherbste mit vieler scheinbaren Sorgfalt und Stille

aus den Behältern ausließen und an die dazu bestimmten Stellen des Gartens zur Obst- und Wurzelweide hintrieben. Dabey erlaubten wir uns aber, jedes Schwein, das den angewiesenen Bezirk im geringsten zu übertreten wagte, mit den beyden Hunden in diesem und allen anstoßenden Gärten so lange herumzuhetzen, bis es wieder still an seinem vorigen Platze stehen blieb — wobey es uns die größte Freude machte, wenn während unsrer Abwesenheit ein anderes Schwein sich eines ähnlichen Vergehens schuldig gemacht hatte. Die gute Mutter — wiewohl sie in solchen Zeiten ihre Thiere von Fett und gesundem Leibe täglich mehr zurückkommen sah — blieb doch ruhig in ihrem Zimmer sitzen und ahndete mehrere Jahre lang nicht, daß die Ursache jener Dünnleibigkeit lediglich in unsrer allzuheftigen Weide lag. — Oft fielen wir nach einer solchen jauchzenden und lärmenden Lust einander entzückt in die Arme, schwuren uns ewige Freundschaft zu, und Wilhelm versprach, mich bald wieder zu neuer, wo möglich noch größerer Freude herbeyzurufen. —

Dieser Ruf bestand gewöhnlich in einem durchdringenden langen Pfiffe, der von einem mit Planken verschlagnen hohen Winkel zwischen Wilhelms Stallgebäuden in meinen Garten herabtönte. Meine Mutter nannte den schönen Unterhaltungswinkel nie anders als die Kanzel, weil sie behauptete, daß ich von diesem Lehrstuhl aus zu losen Streichen aller Art verführt werde.

In unsrer Schule (die mein Vater mit mir und dem Geschwisterkinde Wilhelm gemeinschaftlich hielt) betrugen wir uns immer höchst ehrbar und fleißig. Nur ein einziger unbescheidener Scherz ward einmal ziemlich lange gewagt. Wann nemlich mein Vater, welcher bey'm Unterricht immer herumspazierte, uns den Rücken zukehrte, dann reckte ich die Zunge aus dem Munde, Wilhelm fieng sie schnell mit zwey Fingern, ich zog mit angestrengten Muskeln zurück, und nun gab die Operation einen kleinen, fast unhörbaren Knall zum Resultat, der uns belustigte. — Uebung macht den Meister; und einigemal mochte wohl dem Vater dieser seltsame Ton schon

zu

zu Ohren gedrungen seyn. Einst wollte ihn Wilhelm allzusehr verstärken, und ließ mich nicht eher los, bis der ernste Lehrer schon sich umwandte, und — zwar einen vortrefflichen Kunstknall hörte, aber freylich zugleich eine höchstpossierliche Gruppe vor sich sah, die noch obendrein sich vor seinem Angesicht der Gewalt eines schallenden Gelächters hingab. — Ein spanisches Rohr sauste jetzt fürchterlich über meinen Rücken herein, und selbst Wilhelm, den man vornehmer als mich behandeln mußte, bekam das ernstliche Versprechen einer baldigen Nachfolge bey erster Gelegenheit, die wir aber — nie wieder erscheinen ließen.

Aber ach, wie reichlich ward ich an diesem Tage noch entschädigt! Bald nach der Schule eröffnete mir mein Freund von der Kanzel herab, daß er mit des Kantors großem Hühnerhunde die herrlichste militärische Belustigung vorbereitet habe. Der Kantor war nemlich verreiset und Wilhelm hatte die uns so treue braune Lady mit nicht weniger als dreyzehn von ihren großen und kleinen Anbetern in den Kirchhof gelockt und glücklich im

Todtenbaarhäuschen eingesperrt, wo nun jetzt schon ein satanisches Gezänke zu hören seyn sollte. Ich flog über die Planken, und mit dem Freunde zum Kirchhof empor, dessen Thore wir vor allen Dingen sperrten, um unsers Fanges gewiß zu seyn. Nun stiegen wir zu Pferde, (auf zwey Bohnenstangen) bewaffneten die Hände mit Spiesen, die Taschen mit Steinen, die Knopflöcher mit Knitteln — und indem wir vorsichtig auf das Baarhäuschen anrückten, schlugen die Herzen der nahen Schlacht muthig entgegen. Drinnen grinzte und brummte alles dumpf gegeneinander; und als ich endlich die Thüre öffnete, hatten sich die Feinde zwischen den Todtenbaaren in drohender Position aufgestellt, und aus dem Dunkel blitzten uns sechsundzwanzig grüne Augen den bittersten Zorn entgegen. Eine große dem Baron des Orts zugehörige gelbe Dogue fletschte besonders sehr verächtlich die Zähne seitwärts auf uns. Sie schien, nebst uns auch den ganzen übrigen Haufen, der auf sie zielte, anzufeinden, und hatte sich breit vor die Braut hingestellt, welche im Winkel lag.

Wir wollten anfänglich die ſchöne Lady (den einzigen Hund von unſrer Bekanntſchaft unter dem Haufen) herauslocken, um etwa den allerdings ſehr ſtarken Feind zu theilen. Allein, auf einmal übernahm mich die Tapferkeit — ich ſchrie mit Gewalt „He, da drinnen!“ und indem auch Wilhelm ſein Feldgeſchrey erhob, traf ich mit einem Steine die hochmüthige Dogue gerade an's Ohr. Auf ihr Geheul warfen ſich alle übrigen Hunde auf ſie und auf einander ſelbſt; in dieſem Augenblicke floh die Hündin, und ſo gab es endlich Luft. Der ganze Strom ſtürzte heraus, unſer Muth wuchs, und mancher gute Hund ward nun tüchtig gepfeffert. Wir hatten jetzt kaum Hände genug zum Werfen und Schlagen. Ein groſſer Prügel, den ich einem ganzen Knoten von beiſſenden Hunden in die Beine warf, that eine fürchterliche Kettenkugelwürkung; denn alles, was uns etwa noch angefletſcht hatte, jammerte nun und zerſtob und flüchtete mit gellendem Geſchrey über die Kirchhofsmauern, bis wohin wir, als Cavallerie, ihnen nachſetzten, und wo wir noch die luſtigſten Auftritte

erlebten, da mancher Flüchtling nicht auf den erſten Sprung die Höhe der Mauer erreichen konnte und uns daher zum zweytenmal in die Hände fiel. Siegreich ſtanden wir nun mit unſrer Lady da, und ſprachen heute einmal recht ernſtlich über die Annehmlichkeiten des Militärſtandes, während über die Mauer ſchon hier und da ein Feind liſtig wieder herüberguckte, den wir mit höniſchen Mienen zu einer neuen Prügelſuppe invitirten. Viel zu früh machte aber die Zurückkunft des Kantors der ganzen Sache ein Ende. — Eigentlicher Grauſamkeiten haben wir uns, ſelbſt gegen verhaßte Thiere, niemals ſchuldig gemacht.

Bedeutender, als dergleichen wilde Scherze, war ein gewiſſer Trotz, wohl gar ein rachſüchtiger, verſtockter Zorn, der ſich in den früheſten Zeiten an meinem Gemüth äußerte, ſobald mich Jemand illiberal behandelte, an der Ehre angriff, oder nur auf eine beſonders auffallende Art beſchämte. — Einſt bekam ich wegen Ungehorſams die Ruthe. Nach der Strafe ſollte ich das vierte Gebot

hersagen, welches ich erst kürzlich gelernt hatte. Ich hielt sogleich, erhitzt von Scham und Unwillen, meine Hand dem Vater entgegen und sagte: „Lieber will ich noch ein Paar Schläge!" — Mein Vater stutzte und band sich darauf einen ganz neuen, furchtbaren Besen, und die Geschwister weissagten mir hieraus großes Uebel. Allein, ich ward nie wieder deßhalb zur Rede gestellt.

Die „heimlichen Sünden der Jugend" — diese Mißtrauen erregende pädagogische Zwischenträgerey, deren sinnlose Klatschgeschichten damals so manches schöne Kind, welches schon Klugheit und Sinn für die Mysterien unvorsichtiger Lehrer hatte, zur wirklichen Unsittlichkeit reizten und verführten — sind mir erst in meinem funfzehnten Jahre von einem ältern Freunde begreiflich gemacht worden, wo ich dann mit großem Erstaunen die Bedeutung vieler mir ehemals ganz unverständlichen Winke auffand, die in frühen Zeiten meinem Vater von Andern meinetwegen waren gegeben worden, und die mir — bey einer höchstlebhaften Phantasie — vielleicht verderblich ge-

worden wären, hätte nicht mein Vater so viel Verstand gehabt, mir dieß alles zu verschweigen, nicht das geringste Mißtrauen in mich zu setzen, und mit ganz schlichtem Sinne nur auf die gesunde Seele im gesunden Körper bedacht zu seyn, welches ihm durch ernstliche Beschäftigung des Kopfes und Anstrengung des faulen Leibes besser gelang, als durch alle damaligen Spielereyen. *)

*) Ich unterschreibe diesen Satz unsers Reisenden von ganzem Herzen. In dem Kapitel, welches er hier berührt, habe ich während meines Lebens sieben verschiedene Erfahrungen gemacht, deren Resultate ich hier für die Menschheit niederschreibe. Unter sieben Kindern fand ich ein einziges schuldig — und dieses war von einem großen Bauerndengel verführt. Ein anderes war durch das geheimnißvolle Betragen und mißtrauische Beobachten und Nachschleichen eines einfältigen Lehrers schon an den Rand des Verderbens gebracht, und wurde durch hundert Worte schlichte Geschichtserzählung vollkommen gerettet. Die fünf übrigen waren rein wie die Unschuld, und man hatte sie nur durch die unverantwortlichsten pädagogischen Klatsche-

Von ernſthafter Neigung zur Rache weiß ich aus meinen Kinderjahren nur ein einziges Beyſpiel, welches mir aber ewig intereſſant bleiben wird, weil der Mann, an dem ich mich

rey en in übeln Ruf gebracht. Aber — hört mich an, ihr Menſchen! — in zweyen dieſer letztern Fälle waren die Sünder — die Erzieher ſelbſt; in einem — der Vater!

Ihr — Gott verzeihe mir's! —, ihr vielen *albernen* Pädagogen, deren Zahl noch immer Tauſend heißt! Lernt doch erſt *die Welt kennen*, ehe ihr erziehen, oder auch nur über Erziehung *ſchreiben* wollt! (Denn das Letztere iſt jetzt Gottlob ziemlich *unſchädlich* geworden. Seit einigen Dezennien „läßt ſich zwar die Weisheit noch hören auf den Gaſſen und in den Buchläden — aber Niemand achtet ihrer!") — Auf den *Akademieen*, unter den *Handwerksgeſellen* großer und armer Zünfte, bey ſchlechtbezahlten *Regimentern*, in im *Eheſtande* — da, da müßt ihr eure „heimlichen Sünden" (und gerade die, von welchen wir jetzt reden) aufſuchen — denn da ſind ihre Hauptſitze, und nicht im Paradieſe der unſchuldigen Kindheit, in welchem ja noch

rächen wollte, unter die allerseltsamsten gehörte. Er schrieb sich zwar Christian Zimmermann; allein das Dorfpublikum gab ihm nie diesen, sondern nur viele auffallende Spitz-

keine Pflanze der wahren Sinnlichkeit sproßt, wenn ihr selbst sie nicht durch unverständige Beschneidungen zur allzufrühen krüppelhaften Erscheinung hervorruft. — Vor allem hüthet euch, daß diese Kleinen euch nicht das alte deutsche Sprüchwort zurufen mögen: Ihr sucht uns hinter dem Ofen, weil ihr selbst dahinter gesteckt habt! Hüthet euch besonders vor der allzugroßen Behutsamkeit in allen Reden und Handlungen des geheimen, der Scham untergeordneten Lebens, und schleicht den Kindern nicht mißtrauisch nach, und blickt nicht so ängstlich seitwärts nach ihnen — denn nichts reizt das Kind so sehr als die Mysterie; und das kluge Kind kommt endlich doch hinter die curige — und dann auf dem schädlichsten Wege! — Die Kinder sind ja viel besser als ihr — ich dächte also, sie verdienten doch wohl euer unumschränktes offnes Vertrauen? — Nennt ihnen doch die Sachen mit dem rechten Namen, und gebt ihnen ein ernstliches Geschäft dabey, und

namen, worunter die vornehmſten waren: Speck-Chriſt, der Speckſchneider, Speckſchneiders Firchen, Herr Chriſt, Speckſchneiders Chriſt. — Der Mann handelte offenbar mit Speck und hatte auch Sitz und Stimme in der

— laſt Gott und die Natur ſorgen? — Ich habe geſehen, daß ein Knabe, der heimlich ſchon Jahre lang über die Entzifferung eines gewiſſen Geheimniſſes nachgedacht und phantaſiert hatte, durch eine einzige vernünftige Derbheit gleichſam aus den Wolken fiel, auf einmal ruhig ward und — nachdem er ſich lachend noch einige ähnliche Erläuterungen ausgebeten, die mir ihm jetzt friſch und muthig (aber auch vollſtändig) hinter einander weg gaben — eine ganz neue Unterhaltung anfieng, und ſich dieſer mit ganzer Seele und ſo heiter hingab, daß ich im Herzen jauchzte, und der ängſtliche Vater tief aufſeufzte, als ſey ihm nun eine große Laſt vom Buſen weggewälzt. — Ich will die Derbheit nicht unbedingt in Schuz nehmen — (zumal da ſie vielleicht da und dort zu meinen eignen Fehlern gehört) aber hier iſt ſie ganz an ihrem Ort, und ihr werdet mit ihr Wunder thun.

Anm. d. H.

ehrbaren Schneiderzunft, war alſo unſtreitig, (wie ſogar aus Acten „conſtirte") ein Schneider — aber für mich ein monſtröſer, nemlich ein Speckſchneider; welchem Amt ich niemals eine unzweifelhafte Bedeutung abgewinnen konnte, ſo, daß es mir noch jetzt Unruhe macht und ungewiß vorkommt, ob er ſeinen Titel blos vom Speckausſchneiden, oder vom Speckverkauf und Schneidern zugleich erworben hatte. Uebrigens war er ein kleiner magrer Schneider, mit einem mehr als ellenlangen, zweytheilig geflochtenen, oben am Kopfe gleichſam angeſiegelten Zopf, an welchem unten, wo die ſchneeweißen Haare endeten, das Band allein noch eine Viertelelle weiter geflochten und zuletzt in einer ſchönen breiten Schleife verſammelt war. Er trug einen röthlichblauen Rock, weite ſchwarze Beinkleider, meergrüne Weſte, und immer blendendweiße Strümpfe. Um den Hals her glänzte ein gewäſſertes, ſchön ausgezacktes, ſchwarzgeſpiegeltes Band von Seide, das ewig neu war, und über dem Buſen eine vortreffliche Schleife bildete. — Wann er reden wollte, dann gieng

stets ein kleines kraußes Lachen im Diskant vorher, welches nach und nach stärker ward und sich in einer durch die Gießkanne gesungnen Baßfistel endigte. Dann begann er gewöhnlich mit irgend einem wohlangebrachten Bonmot aus der heiligen Schrift. — Auch den größten Impertinenzen und Schimpfreden gegenüber konnte er doch niemals die Höflichkeit unterdrücken — und hierin bestand eigentlich das Monstrôse, was ich an seiner Menschheit fand — besonders wann der Baron ihn irgendwo auftrieb und ganz langsam buchstabiren lehrte: Schnee, e, ider = Schneider, Mee, e, ister = Meister. — Dieser Mann und seine Schwester, die mit allerley Specereywaaren im Lande herumhandelte, waren ein von ihren Eltern herrührendes kleines Pfarrkapital schuldig, d. h. ein Kapital, welches zwar der Heiligenkasse gehörte, wovon aber der Prediger die jährlichen Zinsen als Besoldung genoß. Die Geschwister ließen ihre Zinsen von Jahr zu Jahr aufwachsen, und versprachen immer, sie durch Waaren zu berichtigen; aber jede Waare, die mein Vater verlangte, war „eben nicht

vorräthig." — Endlich gelang es meinem Bruder Fritz an einem Osterheiligenabend, den Schneider über seinem vollen Rosinenkasten zu erwischen, und ihm wirklich zwey Pfund Rosinen abzujagen, welche flux auf die Zinsen gutgeschrieben und von der Mutter zu Festtagskuchen verwandt wurden. — Am dritten Feyertag erfuhr ich von einem Nachbar, „Speckschneiders Fixchen habe in der Schenke gesagt: Der Pfarrer könne freylich sehr gut singen lassen „„Wir essen und leben wohl im rechten Osterstaden"" — wenn er (Fixchen) ihm die Rosinen umsonst dazu liefern müsse." — Dieser Hieb (gewiß der ärgste, vielleicht der einzige, den je ein Beichtkind meines Vaters auf den so innig und allgemein geliebten Lehrer geführt hat!) ärgerte mich um so mehr, da mein Vater schon jeden Schein von irgend einer Völlerey für schändlich hielt, und wir zu Hause wirklich viel mäßiger lebten als mir lieb war. — Ich sagte weder meinem Vater noch sonst einem Menschen etwas von dieser Sache, um erstern nicht zu kränken; aber in meinem Innern entspann sich eine Rache, die

zwar lange ohne einen bestimmten Plan fortglimmte, aber so bedeutend war, daß ich sie während eines ganzen Sommers und Herbstes in mir herumtrug. Erst kurz vor Weihnachten sah ich Mittel zu ihrer Befriedigung. Ich bemerkte nemlich eines Morgens, daß die Schwester meines Feindes mit einer ganzen Ladung Christwaaren zu Hause ankam. Sogleich befehligte ich einige Buben von meiner Bekanntschaft, sich näher von den angekommnen Vorräthen zu unterrichten. Diese giengen in das Haus, um etwas zu kaufen, und brachten mir bald die frohe Nachricht zurück, daß die neuangeschaffte Provision schon ausgepackt überall in seiner Stube umherstehe. Der unbedingten Vollmacht meines Vaters gewiß, sprang ich schnell und listig (es war in der That etwas Katzenartiges bey meiner Handlung!) um die Hausecke herum und hinein. — Fixchen saß ganz allein emsig nähend zwischen all den Nüssen, Pfefferkuchen, Reitern, Puppen, Marzipanfiguren, Flinten, Säbeln, Trommeln und Peitschen da — und nachdem ich den Ueberraschten mit einer gewissen Freund

lichkeit (die mir noch jetzt wehe thut) gegrüßt hatte, wußte ich mich in meiner Rache so wenig zu mäßigen, daß ich, schnell rings um mich herzeigend, lebhaft fragte: Wieviel wohl das Alles werth sey? — Der Mann erschrack, und — ich war hierdurch plötzlich entwaffnet! Er konnte nichts von diesen Reichthümern verheimlichen und bemerkte nur mit einer leisen Stimme, die mich immer tiefer rührte, „er wünsche doch auch von andern Käufern etwas Geld für die Festtage zu lösen.“ — Und ich — der über mehr als zehn Thaler gebieten konnte — wählte jetzt höchstens für zwey Gulden Waaren aus, und dieß mit so furchtsamen Blicken und mit so zitternder Hand, als fürchtete ich einen Raub an diesem losen Schuldner zu begehen. Mein Vater, dem ich zu Hause den Hergang der ganzen Geschichte erzählte, schalt zwar auf die Saumseligkeit des Menschen, lobte mich aber dennoch wegen meiner gegen ihn bewiesenen Schonung und Mäßigkeit. — Vor mir hatte von nun an der arme Teufel auf ewig Ruhe. Ich liebte ihn von Herzen.

August, Du bist meiner Fahrt von den Freudeninseln zum Eilande der Sünden gefolgt: schiffe nun auch noch mit mir hinüber zu einigen jener reich blühenden Gestade, von welchen die Orangendüfte früher Liebe zum erstenmal der jungen, so bang und selig aufathmenden Brust entgegenwehten und wie ein süßer Schrecken das zarte Herz anrührten!

In meinem siebenten Jahre sah ich einst wenige Stunden lang ein schönes Kind: Sie hieß Luise, und ihrentwegen bleibt mir dieser Name ewig werth. Ich schnitt ihn — ach, mit welcher geheimen Feyer! — in die Rinde eines jungen Baumes ein. Aber ein falscher Freund und mein Bruder entdeckten den allzutiefen Schnitt und verriethen die Sache dem Vater, welcher mich wegen dieses „Baumfrevels" schlug. Zehnmal ärgere Schläge hätten mich indessen nicht halb so sehr geschmerzt als eine einzige fürchterliche Frage meines Vaters nach der Bedeutung jenes Namens, die zum Glücke nicht gethan ward, worauf aber meine neugierigen Feinde es eigentlich angelegt

hatten. Ich konnte mir selbst insgeheim keine mögliche Antwort auf eine solche Frage denken, ohne zugleich vor Scham mächtig aufzuglühen. Doch, nun hatte ich auch für den schönen Namen gelitten — und mit welchem Entzücken sprach ihn meine Seele aus wenn ich entschlief und erwachte! Wie selig träumte ich da! Nicht von Händedrücken oder Küssen — nur von meinen verschämten Geständnissen, die es kaum waren, aber mich unaussprechlich beglückten! — Ich hatte kein Wort mit ihr gesprochen — wir hatten nicht zusammen gespielt — nur unsre Augen waren sich begegnet und hatten lange mit einem wechselseitigen Wohlwollen einander angelächelt, wozu die Lippen keinen Muth hatten. — Einst stand das sanfte Kind im Traume vor mir — wieder so lächelnd, wieder so stumm wie damals. Aber ich öffnete jetzt den Mund, und indem ich schüchtern fragte, „wie es ihr gehe?" sah ich sie freundlich nicken — Ihr Mund lächelte mich zum erstenmal an und ihr Auge schien mich näher herbey zu winken. In diesem Augenblicke schaute ich ihr kühn und

gerade

gerade ins Angesicht, und sprach sehr leise: „Seyn Sie mir doch gut!“ Aber die Empfindung, in der ich diese Worte aussprach, war so neu und mächtig, daß ich zuckend vor Wonne aus dem zarten Schlummer auffuhr. — Daß ich ihr meine geträumten Worte einmal wirklich sagen wollte, (wenn sie nemlich wiederkehrte, mit mir allein spielte, traulich neben mir Blumen im Gras abpflückte — ach, es mußten noch viele andere Umstände zusammentreffen, wenn es geschehen sollte!) —: Dieß war das Allergeheimste meines damaligen Lebens, welches ich mir selbst nur zuweilen in tiefer Einsamkeit gestand, und wovon ich den süßen Vorsatz schwerlich in den ersten Jahren wirklich auszuführen gewagt hätte! Aber bald nachher erfuhr ich die Nachricht von ihrem Tode. Diese machte eben keinen besonders tiefen Eindruck auf mich. Sie heiligte zwar den schon erhaltnen und das werthe Andenken noch mehr; allein der Todesfall selbst war mir gewissermaaßen lieb, oder doch beruhigend, weil ich bisher immer vor unserm nächsten Wiederbegegnen eine entschiedne Banzigkeit ge-

fühlt hatte. Doch weinte ich einst bitterlich über ihren Tod.

Bald darauf sah ich in der Kirche ein artiges Bauernmädchen, deren schwermüthig blikkendes schwarzes Auge mich heute plötzlich zu rühren schien. Ihr jüngres Schwesterchen stand an der Mädchenbank vor ihr, und wiewohl diese weit schöner war als die ältere, so erblickte ich doch in ihr nur eine Art von Iris, die ich bloß dazu geschaffen glaubte, um die Reize meiner Juno noch mehr zu verherrlichen und deren Dienerin zu seyn. — Meine jüngste Schwester war mit ihr bekannt, und diese bat ich, ihr zu sagen, „sie sey ein hübsches Mädchen." Dafür ließ mich das Kind „schön grüßen." Nun war mein höchster Wunsch der, ihr selbst bald etwas Aehnliches zu sagen, wozu sich aber lange keine Gelegenheit fand. Endlich — als ich einst aus der Gartenthüre trete — seh' ich auf einmal nicht weit von mir die schöne Susanne in der jungen Saat Gras suchen. Schnell spring' ich in den Garten zurück, und stehe nun unentschlossen und blöde da, mit — ach, mit welchem hochklo-

pfenden Herzen! — Dieſer Zuſtand dauerte lange — und, gewiß, ich war vor Scham wahrhaft krank. Zuletzt ſiegte die vermeyntliche Zärtlichkeit — ich ſchritt raſch durch das Saatfeld zu ihr hin — doch ward mein Gang immer langſamer je näher ich ihr kam, und je gewiſſer ich wußte, daß man mich bemerkt hatte. Aber als ich ſie endlich leiſe zu grüſſen wagte, da lächelte ſie mich mit einer allzuvollen und gemeinen Freundlichkeit an, und ward doch im Nu bis an die Ohren roth, hüllte das Geſicht in ihr Schürzchen und bückte ſich dann ſchnell ſo tief als möglich, um Gras zu rupfen. Ich hatte ein ſanftes Kind erwartet und fand jetzt (außer einem ſehr gewöhnlichen Geſicht) auch in dieſem Betragen etwas Irdiſches, und eine Heftigkeit, die mir gar nicht zuſagte und mich aus aller Faſſung brachte. Doch zog ich mich durch einige in der Angſt des Herzens ausgeſprochne Caſualredensarten noch gut genug aus der Affaire, ſchlich bald fürbaß, und konnte es nie mehr über mich gewinnen, dieſem Mädchen nahe zu kommen. Denn ich las ſchon

damals zum erstenmal Geßners Idyllen, zu welchen diese Schäferin schlechterdings nicht passen wollte.

Etwas besser fuhr ich mit einem andern Bauernmädchen. Sie hieß Evchen und war bildschön. Ich habe sie als ein wirklich reizendes und glückliches Eheweib wiedergesehen, und da haben wir uns unter den anmuthigsten, reinsten Scherzen in die Zeit jener sanften Kinderträume zurückgelächelt. Ich machte ihre Bekanntschaft über'm Spiele, bey welchem sie die einzige unter allen Mädchen blieb, mit der ich mich gut vertrug, vielleicht weil sie etliche Jahre älter als ich war. Sie zog mich, schon als den Sohn des Predigers, allen übrigen Knaben vor und nahm jeden Gang, den ich ihr zu Gefallen that, mit einer zärtlichen Freude auf, die mir sehr liebliche Stunden gewährte. In einem herrlichen Thale weidete sie fast täglich die schönen braunen Ochsen ihres Vaters, und zwar in einer Gegend, die man den Rosengarten nannte, weil alle Verzäunungen umher aus wilden Rosenhecken bestanden. Wie oft habe ich jene

blühenden Rosenlabyrinthe mit ihr durchirrt! Ihr Mund hatte etwas Rührendes, ihr Lächeln und selbst ihr Sprechen war sanfter und vornehmer, als man es vielleicht je in ihrem Stande gefunden hat. — Nie habe ich ihre Hände oder Arme berührt — außer im vollen gesellschaftlichen Spiel, und auch da nur mit einer merklichen Bisdigkeit. Ich verlangte niemals mehr, als, bey ihr zu seyn, sie mit Wohlgefallen zu betrachten und mit ihr zu kosen. — Einst fand ich den Sohn eines Bauers (ihren nachmaligen Mann) bey meiner Hirtin, wie er neben ihr unter den Rosen lag und seinen Arm traulich um sie geschlungen hatte. Zwar sprang sie mir sogleich entgegen und auch er empfieng mich mit Freundlichkeit; allein, die bessere Gleichheit der Jahre zwischen diesen zwey Menschen sowohl als ihr, nach meinen Begriffen unstreitig höchst inniges Verhältniß zu einander, fiel mir plötzlich auf und ließ mich einen sehr richtig reflektirenden Blick auf mein eignes viel geringeres Alter thun. Kurz, ich sah das Mädchen nie wieder allein; und ich resignirte mich unter

sehr schmerzlichen Gefühlen — nicht etwa, weil ich sie wirklich liebte, (denn dieß war wohl damals noch nicht möglich) sondern weil ich mich zu jung fühlte, um dieses gute Kind zu lieben, und weil jener Glückliche (dem ich übrigens stets vorzüglich gewogen blieb) sie an Alter gerade um so viele Jahre übertraf, als ich selbst ihr nachstand. — Ich habe aber auch in der Folge oft bemerkt, daß der lebhafte, schon liebende Jüngling in der Regel jeder Geliebten, die ihm wegen ihrer allzuzarten Jugend versagt bleiben muß, am leichtesten, und dagegen derjenigen, die er wegen ihrer allzuzahlreichen Jahre lassen soll, fast immer nur unter den peinlichsten Schmerzen zu entsagen vermag — welcher Umstand schon viel Unglück in die Welt gebracht hat. Gewöhnlich ist die Ursache des letztern Falles eine gewisse Heftigkeit in der Liebe von Seiten des älteren weiblichen Geschlechts; aber nicht immer.

Seit dieser Zeit fieng ich an, die Landmädchen geringer zu achten, und nach dem Umgange mit den allervornehmsten Kindern

zu ſtreben die ich nur finden konnte, um endlich einmal einer Geſtalt zu begegnen, deren ſich mein Geßner nicht zu ſchämen brauchte. — Am Kirchweihfeſte fand ſich in Wilhelms Hauſe ein artiges wohlgebildetes Mädchen ein, die mir gerade recht kam. Ich theilte Wilhelmen meinen Plan mit, nach dem wir beyde uns gemeinſchaftlich in die kleine Hexe verlieben wollten, welche auch wohl unſre zärtlichen Abſichten ſehr bald merken mochte. Dieſer Plan war übrigens — wenn gleich Jeder dem Andern zuſchwur, er ſey in der That ernſtlich verliebt — doch natürlicher Weiſe, und wie ſchon ſeine Anlage zeigt, nichts weiter als eine reizende Luſt- und Leuchtkugel, für unſre eigne innige Freundſchaft aufgeworfen, und nur zum beſten dieſer berechnet. Aber welch ein herrlicher Nachmittag, an welchem wir die Rolle zweyer „im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavaliere“ ſo vortrefflich ſpielten, daß wir zuletzt an unſre Liebe wirklich glaubten, ohne doch dem ſchönen Glauben an unſre eiferſuchtloſe Freundſchaft nur um einen Schritt zu nahe zu treten! Das plötz-

liche Dazwischentönen irgend einer Hunde- oder Saujagd hätte auch sicherlich in einem Nu Amors ganze Macht vernichtet. — In der Abenddämmerung ward die Sache am ernsthaftesten. Da schälten wir frische Wallnußkerne für das auserwählte Lorchen, und Jeder überreichte die seinigen mit spanischer Galanterie auf der Spitze einer Gabel. Dabey ersann ich auch eine Liebesprobe, und fand vermöge derselben mit Entzücken, daß die Dame, so oft ich mit Wilhelms Gabel die meinige zugleich zu ihr hinbewegte, stets zuerst nach der meinigen griff. Auch leuchtete oft selbst mitten unter Wilhelms zärtlichen Absütterungen, doch gar mancher süße Blick aus ihrem großen Auge durch den Schleyer des Abends in die meinigen herüber. Dieß verursachte mir zwar ein gewisses Wohlbehagen in allen Gliedern; aber ich suchte die Ursache davon nicht sowohl in ihrer vielleicht stärkern Neigung zu mir, als vielmehr darin, daß Wilhelm zweymal seinen geschälten Kern selbst aß, welches ich ihm kaum verzieh, und insgeheim verwies, da ich

ſchlechterdings nicht begriff, wie Unſereiner in dieſen goldnen Stunden einen ſo ſündlich gemeinen Appetit zu Nüſſen, ja zu den köſtlichſten Leckerbiſſen in der ganzen Chriſtenheit ſpüren oder gar ſtillen könne. — Ich fühlte dabey wohl Mitleiden mit meinem Freunde, weil ich glücklicher war als er; doch mochte ich ihm mein Glück nicht abtreten, weil ich fürchtete, dieß werde ihr wehe thun. Der redliche Wilhelm lud indeſſen ſeinen Rival auch für den Abend ein, und ſie ſelbſt bat mich ſo ſchön, wiederzukommen, daß es mich innig ſchmerzte als ich zu Hauſe einen Gaſt fand, der mich um dieſen ſeligen Abend brachte. Ich konnte in jener Nacht vor Sehnſucht nicht ruhen und ſchlief erſt gegen Morgen ein. Und als ich des andern Tages zu meinem Wilhelm flog — da war die Geliebte ſchon abgereiſt, und ich ſah ſie niemals wieder!

Als einen beſtimmten Zeitpunkt, in welchem die eigentliche Geſchlechtsliebe zum erſtenmal in mir rege ward, kann ich mit ziemlicher Gewißheit den Anfang meines vier-

zehnten Jahres festsetzen, wiewohl dieselbe nachher wieder auf einige Zeit einschlummerte. Ich schließe Obiges hauptsächlich aus einer Anekdote, die mir immer merkwürdig geblieben ist. Damals fieng ich nemlich an, eine große Unverträglichkeit gegen das weibliche Geschlecht zu zeigen. Ich war auf alle Mädchen mit Bosheit erpicht. Je größer ihre Anzahl bey unsern Spielen war, je angenehmer fand ich diese — aber nur deßwegen suchte ich die Mädchen auf, um sie recht feindselig, ja hart und grausam zu behandeln. Meine Geßner'schen Mädchen liebte ich dennoch immer in der Stille und mit Wehmuth fort; aber die lebenden Mädchen wurden mir alle so fatal, daß ich zuweilen mir selbst deßwegen boshaft vorkam. Und so konnte denn ein schönes mich anlächelndes Auge, ein Paar freundlich blühende Lippen, ja selbst ein zierliches Füßchen, hauptsächlich aber ein weißer Hals und eine zu wenig bedeckte Brust — gerade alles dieß konnte mich am meisten erbittern. Es mißfiel mir keinesweges — aber ich wünschte mich gerade an den höchsten

Reizen der Mädchen zu verſtändigen — ſie zu ruiniren. — Einſt ſpielten unſrer Viele im Garten ein ſehr lebhaftes Spring- und Fangſpiel. Eine liebliche Brünette — ſie war ein fremdes Fräulein, mit der ich in den vorhergen Tagen ſchon zweymal Streit bekommen hatte — fuhr wie Queckſilber unter uns herum, neckte vor Allen mich ohne Unterlaß und nannte mich „ihren ſchönen Schwarzkopf.“ — Nichts erbittert einen wilden Knaben mehr, (und nichts ſetzt, wie mich dünkt, ſelbſt einen männlichen Mann in beſchämendere Verlegenheit,) als wenn ein ſpottendes Weib ihm „das weibiſche Ding Schönheit“ öffentlich vorwirft. Ich ſann auf Rache, zu deren Ausführung ich den heutigen Tag und Ort am bequemſten fand. Es waren auch zwey adliche Kinder des Ortsherrn dabey, die mich ſehr liebten und im Nothfalle bey Jedermann vertreten und herausgeredet hätten. Uebrigens ſollte das Fräulein des folgenden Tages wieder nach Hauſe reiſen — und deßwegen wünſchte ich doch, es möchte lieber heute noch gut thun. Ich ſagte ihr alſo nur,

„wenn sie uns immer beleidigte, so würden wir sie vom Spiel ausschließen.“ Aber sie wollte mit Gewalt Händel haben, warf mir einen Kuß zu und sagte: „Es ist ja doch Dein Ernst nicht, mein liebes Schwarzköpfchen.“ — Jetzt hieb ich sie mit einer kleinen Spitzruthe gerade an den prächtigen Hals. Sie biß die weißen Zähne auf einander und verschmerzte auch diese Beleidigung. Dann trat sie erhitzt aus dem Kreise näher auf mich zu, und die kleine Brust zitterte in hohen Schlägen auf. „Seht doch die rothen Backen!“ rief sie mit funkelnden Blicken und wollte unter spöttischen Schmeicheleyen mir an's Kinn greifen. Aber sie erschrack jetzt vor meinem Zorn. Einer meiner Vertrauten, der mich in Rücksicht solcher unangenehmen Betastungen schen kannte, drängte sich eilig zwischen uns, und so gewann sie Zeit zur Flucht. Allein ich schoß ihr wüthend nach — sie schrie einigemal aus wirklicher Angst, raffte die letzten Kräfte zusammen und ward endlich hinter einer großen Nußhecke eingeholt, wo das geängstete Mädchen einen sehr harten Fall that, und sich mir nun

in einer Lage zeigte, die mich seltsam ergriff. Schon kniete ich rachelustig neben ihr. Sie streckte mir die Händchen entgegen und sagte flehend und mit leiser, zärtlicher Stimme: „Was habe ich Dir denn gethan?“ Ich fühlte in diesem Augenblick alle jene Erbitterung gegen das Mädchenvolk, die ich oben geschildert habe, in einem viel höhern Grad als jemals — aber, indem ich um mich her blickte, bemerkte ich mit einem gewissen Erstaunen, daß wir hier ganz allein waren — und jetzt — als ich wieder einen vollen Blick auf die reizende Gestalt warf, die in dieser üppigen Lage mit so flehenden und schmachtenden Augen zu meinen Füßen da lag — jetzt durchfuhr mich auf einmal der zuckende Schauder einer unaussprechlichen Lust, und meine ganze Wuth starb in einem einzigen Seufzer, welchen auch ihr eigner zitternder Athem mit einem leisen Ach! aus tiefster Brust beantwortete. Ich hielt indessen ihr Ach! für den Ton des Schmerzes und erschrack. Unsre Lage war auch zu neu und überraschend, um länger als einen Augenblick zu dauern.

Namenlose Gefühle trieben die Beängstigten auf — schnell half ich ihr empor und zog sie in's Freye. „Sieh' mal! (sagte sie zärtlich und zeigte auf die feuerrothe Spur meiner vorhinigen Grausamkeit an ihrer weißen Brust, setzte aber sogleich hinzu — vermuthlich weil die Scham jetzt Thränen in meine Augen trieb —) Es thut aber nicht mehr wehe. Willst Du nun wieder gut seyn?" Ich fühlte zugleich, daß sie meine Hand leise faßte und drückte, aber schnell und zitternd wieder los ließ. — Dieß vollendete meine Verwirrung. — Wir setzten zwar mit den Uebrigen unser Spiel fort, konnten aber einander vor innrer Bewegung kaum verstohlen mehr ansehen. Ich schlich mich bald insgeheim aus dem Garten weg, der mir zu enge ward; aber als ich schon weit davon im Felde herumflatterte, bemerkte ich, daß die Kleine, an die Gartenthüre sich lehnend, mich beobachtete — und nun floh ich schneller dem Walde zu. — Das Kind stand in meinem Alter, und war vielleicht schon weiter fortgerückt als ich, oder sie sah wohl gar den ersten Strahl der Liebe mit

mir zugleich aufblitzen? — Erst lange nachher habe ich die richtige Bedeutung dieser unvergeßlichen Geschichte aufgefunden. Damals beunruhigte sie mich blos, und erzeugte den Vorsatz in mir, das Fräulein bey Gelegenheit noch einmal recht warm und flehend um Verzeihung zu bitten, übrigens aber kein Mädchen wieder zu beleidigen, lieber sie alle zu fliehen, da sie mir von jetzt an schwach und schonungswürdig vorkamen.

Nicht lange nach diesem Vorfalle sah ich in Gesellschaft meines ältesten Bruders die Tochter eines Verwandten, welche in tiefer Einsamkeit auf dem Lande herangewachsen war. Ihr artiges Gesicht zog mich sehr an, noch mehr aber ihre geistige Bildung, die ich in diesem Winkel nicht erwartet hatte. Sie sprach so lieblich, unterhielt den neuen Vetter so angenehm mit ihren und seinen Lieblingskünsten, Musik und Zeichnerey, und lächelte ihm dazu so schön, so freundlich und oft in die Augen, daß der Beglückte sich und jeden Menschen im Herzen selig pries, dem die himmlischen Mächte ein so hübsches Mühmchen zu Theil verlie-

hen. — Bey'm Abſchied umarmte mein längſt erwachener Bruder das Kind ohne Umſtände, und ſie gab ſich ſeinen Küſſen mit ſanfter Herzlichkeit hin. Ich blöder Menſch aber beurlaubte mich hölzern aus der Ferne, und ach, meine Küſſe waren nur Blicke! — Die folgende Nacht hatte ich meine heutige große Ermüdung noch in der Fremde zu verſchlafen; aber ich war ſehr beängſtigt, und das ganze Weſen meiner Jugend wallte in Unruhe mächtig auf. — Gegen Morgen belohnte mich ein Traum deſto reicher, in welchem die ſchöne Kuſine ſich mir eben ſo traulich ergab wie geſtern meinem Bruder — aber, in viel zartern Verhältniſſen und in ganz verklärter Geſtalt! Da vergieng ich vor wunderſeligem Schmerz — mir war, als' ſey all mein Leben in ihren Armen zerronnen — ach wie glühend und brünſtig liebt doch die Unſchuld im Traume, ehe ſie zur Liebe erwacht! — Die Arme ſehnend ausgeſtreckt und mit einem lauten Ach! ſchlug ich meine Augen auf — und — Alles, was mir die Götter von dem himmliſchen Traum übrig gelaſſen hatten, war

nur

nur der ſchnarchende Bruder Chriſtian neben mir! — Von ſolchen Empfindungen, wie mir vor kurzem das Fräulein verurſacht hatte, war dieſer Traum völlig frey. Geßner allein befand ſich wieder mit im Spiele. Aber ein kühner Wunſch bemächtigte ſich doch von jetzt an meines Herzens: ich wünſchte noch einmal mit der Lieben auf einem ſehr reizenden Felſen (den wir mit ihrem Vater beſtiegen hatten) ganz allein zu ſtehen. Dort wollte ich ſie um einen Kuß bitten. — Nach einiger Zeit wußte ich wirklich mit Hülfe des Glücks alle dieſe Umſtände herbeyzuführen; dort ſtand ich allein mit ihr, umgeben vom herrlichſten Schmucke des Frühlings! Nur Eins fehlte mir: die Kühnheit! — Ich gieng, wie ich gekommen war, blöde und ungeküßt von dannen. (Es war die Zeit der ſogenannten Flegeljahre!)

Die ſchönſte Blume, deren ſtillaufſchimmernde Blüte mir noch immer aus der Kindheit ſanft herüberlächelt, erblickte ich um dieſe Zeit im Garten eines einſamen Landſchloſſes, ſpielend in der Mitte reizender Schwe-

stern. Ein wunderholdes Mädchenbild — jugendlich, wie ich noch keins fand — rührender für mein Herz, als alle vorigen! Ihr junges Leben so voll und warm, so frisch, wie der saftschwellende Pfirsich — ihr zärtliches Auge so himmelblau und rein! Ach, ihre Farbe glänzte zarter und heller als Bergschnee in der Abendröthe und auf ihren Lippen schien der Schmerz unter den Rosen zu schlummern! — Friederike, du warst wie ein Engel! Alle Reinigkeit dieses Herzens hat Dein sanftes unschuldiges Bild mir bewahrt — ja jedes mir nahende Verbrechen ward von diesem ewigwerthen Bilde zurückgescheucht! — — Ich sah sie oft, und stets mit seligern Gefühlen, und auch sie blickte mich immer holder an! — Einst reichte ich ihr Blumen und meine Lippen faßten leise die weiche Hand, die sie mir im Küssen erröthend zu entziehen strebte. Ein kleiner Freund, der mit mir war, flüsterte mir heimlich zu „es sey doch ein wenig adelstolz von ihr, daß sie mir ihre Hand habe verweigern wollen." Wie armselig und verächtlich kam mir dieser gute Junge jetzt

vor! Ich wußte beſſer, wovor das Kind zurückbebte — ich fühlte damals ſchon, von welchem Adelſtolze die Bruſt der zärtlichen Jugend aufſchwillt — von Scham und heißklopfender Angſt! — O welche vollblühende Stunden des Glücks ſind mir dort an Deiner Seite geworden, du jugendlich ſtrahlendes, unvergeßliches Kind — dort, auf den Höhen des kleinen Weinbergs — über dem grünen Wäldchen — zwiſchen den tauſend bethauten Grasblumen — in der hohen Laube, aus welcher Du mir einſt mit dem weißen Tüchlein ſüſſes Lebewohl herniederwehteſt, als ich wieder nach der Heimath zurückwandelte! O wie hat meine Seele nach deinen unausſprechlich ſüſſen Lippen gedürſtet — wie oft — wenn meine Phantaſie mir dieſe Lippen vom Schlummer halb geöffnet und im Lächeln des Traumes aufgeblüht zeigte — wie oft habe ich mich da zur Biene gewünſcht, um ein einzigesmal aus ihrem Honigkelche zu nippen! — Da gieng das Frühroth der Liebe herrlich in mir auf, und ſchon glänzte mir zuweilen in der himmliſchen Farbe ihres Geſichts auch der

ganze schöne Leib aus meinen Traumschlüssen entgegen — aber — es gab nichts Reineres, als dieses Götterbild meiner Phantasie in seiner keuschen Nacktheit — und die Unschuld meines eignen Herzens hieng mir Feigenblätter vor Alles was ich auch schon aus Gemälden kannte. — Und sie versprach einst, mich einmal zu dem einsamen Fischerhäuschen am Strome zu geleiten. Auf jenen frischen Wiesen, unter jenen Laubgewinden — dort wollten wir wandeln — dort, hoffte ich, sollte der erste Kuß meinen Blicken das Paradies des Lebens öffnen, wie der erste Sonnenstrahl die Farben der Flur erleuchtet. — Aber ach, die Zeit riß mich mit stürmischer Eile aus ihrer Nähe fort!

Ewig seyd ihr meinem Andenken theuer und werth, ihr holden Kinder, ihr süßen Gestalten, um die mein junges Herz sich einst in so zarten Liebesahndungen bewegte! Eure Bilder kann nichts aus diesem Herzen vertilgen!

Doch, die Zeit kam nun, in der ein voller Strahl der Liebe meine bebende Seele

durchfuhr — aber — — wie könnte ich es wagen, dieſen heiligen Schleyer zu heben! — — O Gott, das Leben iſt ein Traum! — —

Längſt iſt die Sonne geſchieden, Freund — längſt ſind auch meine Glücklichen dort unten in der Stille von mir gewichen — und über meinem Pergamente dunkelt es ſchon. Gute Nacht.

Zehnter Brief.

Liebenſtein am 2. Aug. 1805.

Nein — ſo kann es nicht länger bleiben! Sie iſt wieder da, Klothilde — das ſiehſt du ſchon an meiner Heftigkeit!

Auch der ſanfte Stromberg iſt anfangs vor ihrem Bild erſchrocken. „Es kommt mir vor, (ſagte er) als gehörte dieſes Weib nicht zu uns. Sie iſt ſchön wie ein Engel, aber nicht wie ein Menſch. Ihre Lippen ſind röthlich, und doch blaß wie die Ohnmacht — ihr Blick iſt groß, aber kalt wie die Unfruchtbar-

keit — ohne ſchwüle Angſt kann ihn der warme Menſch nicht ertragen!"

Sie hat aber mit ihm geſprochen von dem was er liebt. Sein Auge war darauf lange wie verklärt; aber er wurde nach dieſem Geſpräche ſehr ſtille, und — ſonderbar! — er weigert ſich ſeit dem, mit mir von Klothilden zu reden. Es iſt, als habe er Hoffnung, den wunderbaren Sinn, der in der Natur dieſes Weibes liegt, zu faſſen; wozu mir gegenwärtig, auſſer dem Muthe, ſogar der Wille fehlt. Wer erklärt mir doch die Verirrungen meines Herzens! Sieh nur — ich muß, hartgezwungen, dieſe Wundergeſtalt anbeten — aber ich ſehne mich, Betrug und Verbrechen an ihr zu finden — ich wünſche, ſie zu haſſen, zu verachten!

Fänd' ich doch nur einen einzigen Zug des menſchlichen Verderbens an ihr — eine heftige Leidenſchaft — eine verzeihliche Schwäche — irgend ein gemeines Urtheil! — Aber, da iſt kein freundlicher Hinterhalt, aus dem Dich die ſüße Menſchlichkeit nachbarlich anlächelt! — Sie weint — das iſt das Einzi-

ge, woran ich mich bis jetzt hielt — aber ihre Thränen fallen nicht für das Irdische — nur Bilder des Himmels schimmern auf ihren Spiegeln.

Den 3. Aug. früh.

Ich will versuchen es Dir wiederzuerzählen, was mir begegnet ist.

Gestern gab uns Stromberg ein kleines Souper oben im Walde, wo die Hitze dieses Abends am erträglichsten war. Die Gesellschaft bestand aus fünf Männern und fünf Frauen. Der edle Werth ertrug unsern Justizrath, welcher diesen Abend fast beständig sich an ihm rieb, mit einer so himmlisch freundlichen Langmuth, und erbeutete überhaupt durch seine sanfte Fröhlichkeit aus jedem Blicke des artigen Zirkels so viele warme Liebe, daß Julchen wie verklärt von Entzücken an seiner Seite dasaß, und einmal, als er so freudig „von der Anmuth dieses Lebens" sprach, sich gänzlich vergaß und mit voller schmachtender Zärtlichkeit an seinem reinen Blicke hog,

als wünsche sie vor inniger Liebe zu sterben. Selbst Klothilde sah mich da mit einer Freundlichkeit an, die mir ganz neu war und einen wunderbaren Trost in mein Herz goß. „Diese werthen Menschen! (sagte sie leise) Wie sie liebenswürdig sind! Wahrlich, Ihr Freund gehört zu den herrlichsten Seelen, die jemals in den Kerkern des irdischen Lebens schmachteten." — Bey den letzten Worten überfiel mich wieder ein Schauder. „O, was that Ihnen das holde Leben!" sagte ich mit Wehmuth; aber sie schwieg, und ich sah fest und gläubig in Julchens lebenvolles Angesicht hinüber, und suchte dort Trost und fand ihn.

Man hatte uns Lichter gebracht, deren Funkeln dieser ruhigen Waldnacht auf die seltsamste Weise Gewalt that, und besonders von den spiegelnden Tropfen des kommenden Nachthaues sehr romantisch aus den Tiefen der Blättermassen zurückblitzte.

„Minchen!" hörte ich jetzt Klothilden leise rufen. „Jesus Maria!" flüsterte Jene kaum hörbar, und sah starr und erschrocken

nach Klothildens Schooße. Erst jetzt bemerkte ich, daß zwischen dieser Nachbarin und mir ein großer Windhund sich eingedrängt hatte, welcher den Kopf auf ihren Schooß legte und leisewimmernd sich von ihr schmeicheln ließ. Indem sie das Thier still betrachtete, füllte sich ihr Auge allmählich, wie mit Thränen einer Erinnerung aus der Ferne. — „Minchen liebt meine traurige Stella nicht — (sagte sie lächelnd und blickte dann Minchen bittend an) aber ich kann nicht dafür, daß sie mir auch hieher gefolgt ist — und sieh doch, wie sie weint!"

„Nein, Minchen hat Recht. (sagte ich.) Gerade die schönsten Hunde sind auch mir in gewisser Rücksicht fürchterlich. Und zumal dieser — er ist so schneeweiß und mit so feinen schwarzen Flecken gesprenkelt, die Augen so hellroth, feenartig und mattglühend, das ganze Thier so spitzig — die Haut so glatt, glänzend und schön, wie an einem giftigen Gewürm; ich scheue mich ihn anzurühren." — Doch streichelte ich das stille Thier.

„Arme Stella!" sagte sie kalt. Min-

chen lockte furchtsam die Hündin, die ihre Stimme wiederzuerkennen schien. Aber sie nahm nur von Klothilden wenige Bissen an, und sank dann auf einen Druck des Fingers seufzend hinter ihren Stuhl.

„O wenn Sie wüßten, was diese Gefährtin —" Sie brach erschreckend mitten in ihrer Rede ab, weil sie einen Wink von Minchen erhielt, die mir überhaupt seit der Erscheinung des fatalen Hundes unruhig bewegt zu seyn schien.

Die Tante und die Uebrigen empfahlen sich bald, um noch herumzugehen; Klothilde und Julchen aber blieben auf Strombergs Bitte länger bey uns. „Wer wollte denn (sagte er) die goldnen Stunden eines frohen Abends noch kürzer schneiden als die sparsame Zeit sie uns zumißt? — Das Laub dieses Haines wird in Kurzem abfallen; drum laßt uns noch fröhlich seyn zwischen seinen grünen Wölbungen und vom Safte der Reben schlürfen und uns freuen nach guter Menschen Art!" —

Er blickte suchend um sich, ohne zu bemer-

ken, daß sein Bedienter hinter ihm stand und, wie ich sah, Thränen vergoß. Indem er jetzt eine schnelle Bewegung machte um sie zu trocknen, entdeckte ihn der aufschauende Stromberg plötzlich. „O du gute Seele! (sagte er weich und drückte die Hand des Dieners auf seine Brust.) Nicht wahr, Du hast mich lange nicht so froh gesehen? Willst Du uns noch Etwas zu trinken geben — halt, hast Du unsern Flaschenkeller hier?"

Der Mensch brachte was er verlangte, und gieng dann, heimlich schluchzend, in den Wald. — Er öffnete jetzt feyerlich eine kleine versiegelte Flasche und goß unsre vier Gläser voll. „Ihr werdet (lächelte er) von einem sehr edlen Gewächse des Weinstocks trinken, meine theuren Freunde. Aber für mich ist es das allerköstlichste was mir je die Erde gab — es ist der erste Strombergerr Jahrgang!" — Wir saßen alle stumm und erstaunt über die Engelsschönheit, in der jetzt sein Antlitz so bräutlich aufblühte. — „Vernehmt's! (sagte er sanft und melodisch, und blickte wie von Himmelsglück vollberauscht,

zu den Sternen) Sie hat die ersten Trauben geküßt — ihre Freudenthränen über diesen Segen Gottes sah ich in die Kelter träufeln! — Seyd dann froh mit mir — glücklich mit dem Glücklichen in der Erinnerung! — Und, wenn ich ihn nun ausspreche, den himmlischen Schall, so blicke nicht starr und düster zum Grabe nieder — sondern schaut empor, — ach, meine Freunde, schaut hin zu den ewiggestirnten Auen des Wiedersehens!"

Wir tranken — und es tönte ihr Name von seinen Lippen, sanft wie Geistersäuseln: „Wilhelmine!" — August, das war eine selige Stille, die wir jetzt feyerten! — Julchens zärtlicher Ausruf endigte sie. „O es ist zu viel, mein theurer Stromberg!" stöhnte sie überwältigt, und zog ihn schmachtend an ihr Herz und drängte ihn hinaus in die freye Mondnacht.

Dort hat sie ihm ihre Liebe bekannt und ihn um willige Hinnahme ihres schönen Lebens angefleht. Dort hat sie sich zu seiner Gattin, zum süßen Troste seines Herzens, zu seiner liebenden Führerin durch die kurze nächt-

liche Erdenwallfahrt, geweiht. Und, er hat ihr nicht widerstanden — ihr, die sich selbst ganz zu verlieren wünscht, um sich verklärt in seiner treuen Seele wiederzufinden — und gewiß hat Minchens seliger Geist den Segen über dieses Band gesprochen!

„Edle Liebe — (sagte Klothilde, nachdem wir lange geschwiegen und den Abwesenden nachgeträumt hatten) übermenschlich reine Liebe, die all ihr Wesen dem ergiebt, der — etwas Anders lieben muß! Du verdienst ein seligeres Loos, als die Erde dir zu geben vermag. — Mir ist, als führten sie einander jetzt zum Tode, die Armen!"

Da schwanden wieder alle Bilder des Friedens aus meiner Seele, und nur sie stand einzig vor mir da — heilig und ernst, wie eine Abgesandte des Schicksals. Ich fand mich jetzt so ganz, so schrecklich allein mit ihr, daß es mir erfreulich vorkam, als in diesem Augenblicke die Hündin schüchtern emporsprang und laut den Mond anjammerte. — Aber Klothilde nahte mir jetzt mit einer unbeschreiblichen Holdseligkeit und faßte meine

beyden Hände mit den ihrigen, deren Eiskälte ich durch die feidne Hülle zu fühlen glaubte. — „Nicht so starr, mein theurer Freund! (sprach die Engelsstimme) Unsre Seelen haben schon allzuviele zarte Wechselgrüße getauscht, um einander jemals wieder fremd zu werden — um sich zu fliehen, — am wenigsten aus einer so geringfügigen Ursache, als vorhin die verschiedne Ansicht dieses kleinen Lebens zwischen uns zu stellen schien. Mit unsern Freunden wollen wir noch dieses Abends genießen! (Wie bittend war ihr Ton!) Er ist so groß, dieser Abend! (fuhr sie fort, und zeigte hinab) Das eilende Geschäft der Ernte ruht so still um uns her in den nachterfüllten Thälern, über welchen dort noch des Mondes blasse Sichel schwermüthig am Gebirge hängt —"

Ich war vor ihr hingesunken, und breitete jetzt fröhlich meine Arme ihr entgegen. „O *****! (rief ich aus) Wahrlich, wir sahen uns schon einst auf dieser Erde!" — Ich fühlte wie der Schrecken ihre zarten Glieder durchfuhr.

„Heiliger Gott!" hörte ich noch die Fliehende schreyen, und dann sank ich zu Boden.

Stromberg erweckte das schlummernde Leben, und leitete mich zu meinem Zimmer. Er schwieg lange, verließ mich dann mit dem Versprechen, wieder zu kommen, und kehrte bald mit besorgter Miene zurück. „Was kann ich thun, mein Freund? (sagte der edle Mensch) Klothilde hat sich eingeschlossen mit Minchen — Vermögen Sie mir diesen Abend noch Erläuterung zu geben?"

Ich fühlte hierzu keine Kraft. Er erzählte mir sein Gespräch mit Minchen noch, und mußte mich dann für die Nacht meinem Schicksal überlassen.

Gegen Morgen schlummerte ich ein, und genoß einer sehr erquickenden Ruhe. — Jetzt ist es schon lange Tag. Stromberg wird kommen — was soll ich thun? — Ihm alles sagen? — Nein — ich habe Klothilden nicht Wort gehalten — ich will nicht zum zweytenmal wortbrüchig werden.

Er

Er hat gestern noch Minchen gesprochen. Unsre Pferde sind bestellt. Auch Minchen reist mit der Tante zu ihrem Vater. Sie wollen in Bamberg zu uns stoßen, wenn — — hier stockte Stromberg. Er sagt, ich soll vor allen Dingen ruhiger werden und mit ihm nach Stromberg reisen; bald wolle man mir einen Aufschluß geben. Wer denn? Worüber denn? —

Seltsam! — Diese Nacht im Traume stand meine Zauberin Libussa wieder vor mir. Es war ganz dieselbe Figur, die ich auf der Ruine sah; doch kam sie mir dießmal nur ernst und furchtbar, nicht abscheulich vor. „Ich bin Libussa, (sprach sie) aber nicht eine gemeine Zauberin, wie du mich nanntest — keine von jenen gestaltlosen Geburten der Finsterniß, die nur das Lügengepräge ihrer alten Mutter tragen — sondern, aus dem Goldquell des Lichtes bin ich entsprossen, wie Du. — Auf aus deiner Trägheit! Auf und schaue noch einmal die Heimath der alten Menschen, mein ächtes Vaterland, das deutsche Reich! — Wandre vor dem hohen trauern-

den Henneberg ehrerbietig grüßend vorüber — durchirre Frankenlands Garten und seine Ritterschlösser, und denke dort der deutschen Zeit, und rufe dein brünstiges Ach! in die verhallte hinüber — grüße noch auf jener ritterlichen Erde den braven Stamm der Truchseße und der Könize und so mancher Edlen aus voller Brust — dort auf der gastfreundlichen Bettenburg wirst du eine Ritterhand fassen, nicht von Eisen, wie die des alten Göz von Berlichingen, aber kraftvoll und warm, und einem deutschen Herzen so nahe wie Gözens Linke — dann ziehe an den Rhein, und fort nach Süden — tritt hin zu den Ruinen von Wittelsbach — sieh dort um dich, und schaue, wie die Saat eines neuen herrlichen Geschlechtes keimt — da will ich deinem Geiste wieder erscheinen — da will ich dir ein großes Räthsel der Zeit lösen — denn die Erde liegt noch zuckend in Geburtsschmerzen, und bald will ein ungeheurer Geist der Kraft wieder über ihr erscheinen — er wird gewaltig die Pforten der Zukunft erbrechen, und ihre rostigen Angeln wer-

den wimmern, und der Zeit unzeitige Geheimniſſe ſollen mit unnatürlichem Geſchrey hervortönen. —"

Sie verſchwand und ich erwachte zitternd, als eben die Morgendämmrung anbrach.

Vorhin brachte man Strombergen Briefe aus ſeiner Heimath und mir ein Päckchen von meinem Brixenfels. *) — „Man zweifelt (heißt es darin) nicht mehr am baldigen Ausbruche des fürchterlichſten, allgemeinſten Krieges!" — — O Gott!

Ja, ich ſehe ihn ſchon, den galliſchen Helden — ich ſehe den großen Löwen aus ſeinem Thale zornig wieder hervorbrechen; und die Donner ſeiner Stimme tönen ſo laut und ſchrecklich, daß ſelbſt die hohen Alpen und Tyrols unnahbare Felſen von ſeinem Feldgeſchrey wanken und ſtürzen!

Brixenfels ſendet mir unſern Kunſtplan zurück, — dieſe Heimath die ich ſuche, dieſen Liebling meiner Seele! — um ihn für eine freundlichere Aera aufzubewahren. Wird

*) Er iſt aus den reiſenden Malern bekannt.

ſie jemals anbrechen? — Ich lege ihn für Dich dieſem Briefe bey, den ich jetzt, ach, mit ſo ſchwerem Herzen ſchließe! — Lies ihn, theile ihn unſerm alten in ewiger Pracht neuen und jugendlichen Moriz Auguſt von Thümmel mit — bewahre ihn auf, oder ſende ihn dem warmen edlen Jean Paul Richter — oder gieb ihn Ernſt Wagnern, dem er ſo lieb iſt!

Ich ſelbſt gehe dennoch mit Stromberg gen dem Süden zu. Mögen dort die Gewitter des Schickſals auch über mich hereinbrechen! — Ach, Du kennſt die ſüße Hoffnung, welche mir ward, die Hauptſtadt der alten, und die der neuen Welt zu ſehen! Iſt auch ſie durch jene fürchterliche Nachricht vertilgt? — Wohl! Dann werd' ich mit Freudigkeit unter meinen deutſchen Menſchen bleiben; und als ein treuer Bruder will ich mit den Brüdern leiden und weinen!

Stromberg ſagt mir, Minchen ſchlummere noch. Sollte dieß wahr ſeyn? Und ſie? — — Der Wagen iſt da. Lebe wohl, Du Beſter!

Beylage
zum
zehnten Briefe.

Aufruf und Einladung
an alle
Deutſche.

Iſt es wahr, worüber der Verkannte insgeheim ſo bitterlich klagt — was die übelbelohnte Selbſtſucht auf den Gaſſen ausruft: daß es dem Deutſchen an Enthuſiasmus fehle, insbeſondere an Enthuſiasmus für die Kunſt? — Das ſey fern von unſerm Vaterlande!

„Ja, (ſagt der Kleinmuth) wenn es in Frankreich wäre, wo alles in Leben und Enthuſiasmus wimmelt — oder gar in Eng-

land, wo der Kunſtſinn mit der Vernunft, und dieſe mit Verſtand und Beutel auf und in die blauen Lüfte fliegt! Wie? Erhielt nicht zum Exempel Shakeſpeare bey Gelegenheit eines einzigen kleinen Gedichts 1000 L. St. — ſage Tauſend Pfund Sterling zum Geſchenke?"

Gemach! Der es ihm ſandte, war doch nur ein einziger Kunſtfreund, und nicht etwa der Staat, von dem ja die Kunſt in der Regel, außer dem herkömmlichen Schutze, weder etwas erwarten darf, noch will Uebrigens ſind auch unſere Nachbarn Nationen; und was ſie in dieſer herrlichen Eigenſchaft bis jetzt geleiſtet haben, was ſie hätten leiſten müſſen, ſoll hier nicht unterſucht werden Aber, was hat der Deutſche bey ſo weniger Aufmunterung nicht geleiſtet? Unſtreitig leiſtete er mehr, als der, dem Nützlichen und Behaglichen allzuſehr fröhnende Britte. Und auf welcher Kunſthöhe müßte er ſchon ſtehen, welche Nation würde ihn erreichen, wenn er für ſeine Kunſt — ein Vaterland hätte?

Doch, der Kunstsinn hat wohl eine stille, schöne Heimath auf deutscher Flur. Selten ist der Deutsche reich; aber die Deutschen? — Himmlischer Blick, der bey diesem Gedanken auf dem großen Brüderheere selig ruht! Und gewiß, wer es dem Deutschen möglich macht, seine Liebe zu den Künsten zu zeigen, wer den Willen des Einzelnen mit der Kraft eines Ganzen zu vereinigen versteht, also für die Kunst das Vaterland herzustellen vermag, und wer das Gelingen eines solchen Strebens bündig beweist: der wird entzückt die reine Gluth des Enthusiasmus zum Himmel auflodern sehen!

Eine Gesellschaft deutscher Kunstfreunde versucht es mit gläubigem Muthe, der Richtigkeit dieses schönen Satzes das Siegel der Bewährung aufzudrücken.

Aber, welchen Sinn kann der Ausdruck „deutsche Kunst" wohl geben? Soll etwa die Kunst zur Bürgerin einer bestimmten Weltprovinz erniedrigt werden? — Keineswegs! Die Kunst ist ein Gast der Welt, ein Bote aus dem himmlischen Vaterlande der Frey-

heit. Die Edelſten der Nation flehen ihr, und die Liebliche miſcht ſich lächelnd unter ſpielende Hirten; ſie betrachtet in Gallien die Verſammlung ihrer ſchönſten Kinder mit Wohlgefallen, während ſie ſchon den Flug oſtwärts richtet, um das alte trauernde Italien für ſeine geraubten Sabinerinen zu tröſten; dem entarteten Tiberſohn entflieht ſie, und ſucht ſich einen Sänger in Paphia's blühendem Eilande; ſie entſchwebt Griechenlands May, und eilt in die Nebel der Themſe zum harrenden Sohne: keinem Sterblichen ward es gegeben, die Unerbittliche zu bannen! Ewig feſt gegründet iſt ihre angeſtammte Freyheit — wahrlich, ſie iſt ſo nothwendig wie der große Gedanke der Gottheit für jedes Menſchenherz — der nimmer verliſcht, der alle Maaß- und Zeitformen umlagert, und deſſen geheimnißvolle Ahndung auch das verdorbteſte Gemüth aus ſeinen eignen Tiefen vergebens zu reißen ſtrebt! — Aber die Göttliche weilt gern unter den Geſchlechtern die ihr Altäre bauen; und in jenen ſchöngeordneten Tempeln und Werkſtätten wo ihre Prieſter verſammlet ſind, fehlt ſie ſelten.

Das Volk ehre sie gastfrey in ihren Söhnen, und, von Liebe bewegt, wird sie bald süße Fesseln tragen.

Es existirt noch keine deutsche Kunstschule, d. h. — nicht etwa eine Einrichtung, in welcher die Industrie sich erfrecht, durch Fabrik- und Zunftgeist deutsche Kunst herabzuwürdigen — sondern eine Anstalt für alle Deutsche, worin die schönen Künste geübt, gelehrt, erlernt und befördert werden. — Unter den schönen Künsten sollen hier nur vorerst Dichtkunst, Malerey, Musik, Architektur und Bildhauerkunst zu verstehen seyn. — Die Vereinigung dieser Künste nach ihrem ganzen Umfang, in einer praktischen Schule, (wie in einer kleinen Welt) müßte zugleich eine Schule des Kunstgeschmacks in seiner höchsten Freyheit herstellen, die sich in Deutschland eben so wenig findet.

Was einzelne deutsche Regenten, Staaten, Städte, Männer und Gesellschaften schon für die Kunst gethan haben, erkennen wir mit Dank; aber theils gehört es nicht hieher, theils

blieb es zu sehr auf das Einzelne gerichtet. Auch haben die Kunstliebhaber und Künstler (möge man doch endlich einmal auf dieses Wort achten!) damit ihre Pflicht noch bey weitem nicht erfüllt, daß sie ewig nur die alten Kunstwerke sammeln, aufhäufen, studieren, bearbeiten, copiren, fertarbeiten und wieder darstellen! — Die lebendige Kunst muß unter unserm Geschlechte wandeln — Neues muß wieder vom wahren Kunstgenie geschaffen werden! — Weit allgemeiner ist das Gute, welches ein großer Geist und Künstler, bey Gelegenheit der Herausgabe einer bekannten Zeitschrift, seit mehrern Jahren sowohl in Hinsicht auf Kritik, als Verbreitung des Kunstsinns und Reinigung des Kunstgeschmacks bewürkt hat. Das Beyspiel dieses schaffenden Geistes belebte von neuem unser Unternehmen, endlich einen entscheidenderen Schritt zum Allgemeinen zu wagen; und — mit welchem Stolz auf unsern Landsmann sagen wir es! — aus seiner stillgestreuten Saat muß in den Herzen aller würdigen Menschenstämme ein Denkmal für ihn erblühen,

das jede Zukunft nur dankend verherrlichen, aber keine Zeit zermalmen kann!

„Und unsere Akademieen?" — Ihre Arme mähen über die ewignachspressenden Felder des Wissens unabläßig hin; und zu Beförderung der Künste und richtiger Würdigung der Kunstwerke schwinden ihnen Zeit und Kräfte. Auch ist es so unbillig als verderblich, daß (wie seit langer Zeit üblich war) fast einzig der Gelehrte die Stimmgabel gegen die Künstlerwelt aufheben und anschlagen soll.

Unvermerkt sind wir hier schon auf die Hindernisse des bessern Wachsthums der schönen Künste, und auf die Krankheiten des Kunstgeschmacks hingeleitet worden; wir halten es für Pflicht, einige davon näher zu erwägen.

Widersprechende Theorieen, streitende und inkompetente Kritiken nehmen hier einen der ersten Plätze ein. — Das Erlernbare in jeder Kunst — selbst in der Dichtkunst — muß gelehrt werden. Aber es muß vom Meister rein auf den Schüler kommen. Kein Fremder hat ein Recht, darein zu reden. — Dann ist zum ermunternden

und stärkenden Urtheil über ein Kunstwerk zwar ein Künstler nöthig; aber auch noch weit nöthiger ist ein Unbefangener — der Diener einer andern Kunst — kein Gelehrter! Denn, Kunstgeschichte, Kenntniß der Alten und ihrer Werke, sind hier noch wenig; ein kindliches Gemüth, im Besitz der reinsten Ansicht der Menschlichkeit, Natur und des großen und kleinen Lebens, ist viel — aber wie selten ist es das Erbtheil des geplagten Gelehrten! Das eigne Leben endlich, welches der Lehrer des Künstlers seyn soll, ist hier alles. — In der treulichen Erforschung unserer geheimsten Neigungen und wahren Wünsche liegt das erste und einzige Grundmittel zur Selbsterkenntniß. Wer so sich selbst malt, und bey der Farbenmischung jede leise Erinnerung des Gewissens achtet und benutzt, der allein vermag auch endlich — wann er nun sich mit der fremden Menschenwelt berührt findet — die ganze Plastik seines Innern — und zugleich die allgemeine Plastik des Reinmenschlichen — zu finden. Er wird zum geweihten Epopten seiner selbst, zum Kenner der Menschheit in ihren

tiefverborgenen Grundzügen. — Das Leben ist, wie unsere Dichter klagen, so verworren, so reißend, so unendlich zergliedert worden, daß viele Menschen von der Geburt an bis zum Tode weder Zeit haben, noch Veranlassung erhalten, einen gewissen, oder mehrere bestimmte Züge des Lebens zu zeigen — daß man also vielleicht schon mehrere hundert Menschen genau studieren und prüfen muß, um nur alle Hauptabzeichen der Menschheit wieder zusammen zu finden. Aber wie leer und vereinzelt erscheint uns nicht gewöhnlich das Leben des Gelehrten! Und fast einzig aus Gelehrten bestehen doch unsere kritischen Schöppenstühle. — Man löse einmal den Künstlern die Zungen, man achte doch mehr auf die Stimme des ungelehrten, reinen Menschen! Das Urtheil des fühlenden Künstlers — das rücksichtlose Empfinden des reinmenschlichen Beschauers wird nur selten ausgesprochen, geht meistens, ach, für Kunst und Welt verloren! Ja Beyde, der Künstler und der Mensch lassen sich oft durch die kunstgerechte Sprache und die imponirenden Aussprüche des angesehenen, im

Besitz der Formel und Sprache stolzen Gelehrten drücken — lassen ihr besseres Gewissen und ihren Geschmack, welche doch nie trügen, vom Geschrey unbändiger Faktionen betäuben — der stille, emporstrebende Geist erschrickt vor dem Schelten widersprechender Theorieen — er verliert zu früh die Kraft, selbst ewige Theorieen zu schaffen — und so verschwindet endlich wieder alle gehoffte Theorie, diese sanfte Mutter, an deren Brust der wachsende Genius sich so gern schmiegt, an deren Wärme er die Flüge stärkt, bis er sich, ein Starker, plötzlich vor den Blicken der erstaunten Welt zu den Höhen der freyen Himmelslüfte aufschwingt.

Von dem jetzt angeführten Hindernisse scheint wohl die Dichtkunst freyer zu seyn, da wir in dieser Kunst vollendete Urtheile von Künstlern selbst besitzen, und ihre Werke zum Beleg ihrer Kritik aufstellen können. Allein gerade hier in diesem freyen Felde ist die Partheysucht am geschäftigsten; so wie die unzeitige Vermischung mit Philosophie und Mystik, das Excentrische, und die

Kunst- und Kraftwörterjagd hier von der schädlichsten Einwürkung sind.

Nur um sich zu einer poetischen Parthey zu bekennen, und die andere zu schelten, maßt sich oft der Kunstrichter ein Urtheil an, wozu er völlig inkompetent ist; dadurch wird es zur heftigen, ja zu jener traurigen Afterkritik, die im Tadel nur tobend, verderblich und leer ist, wie die Windsbraut; im Lobe falsch und ohnmächtig, wie ein südliches Schmeichellüftchen zwischen kalten Stürmen. — Zwar soll auch die Kritik des reinen Geistes keinen Frieden in die Welt bringen, sondern das Schwerdt — ihr Ton soll seyn wie die Stimme Moses des Donnerers, nicht wie Johannes des sanften Engels. Aber, freundlich grüßt sie überall die Schönheit, wie Jupiters Vogel die Morgenröthe, und fühlt, der Heimath eingedenk, die Thorheiten der Erde tief unter sich. Während ihr reiner Strahl den Irrthum zerschmettert, hat er schon die Wolken getheilt, und läßt den Irrenden ins reine Land der Wahrheit schauen. Indem die Heilige den Sünder mit harter

Stimme straft, blickt sie schon thränend zu den Göttern auf, und thut selbst den ersten Schritt zu seinem Heile.

So scheint auch die allzufrühe Vermischung der Philosophie mit der Dichtkunst oft nur absichtlich zur Mystik führen zu sollen; wenigstens brachte uns dieses Verfahren doch bisher meistens nur gestaltlose Zwittergeburten, die dem Gebildeten einen noch sehr unvollkommenen Genuß der Phantasie, dem Ungebildeteren aber (wir möchten beynahe sagen: manchem Unbefangenen!) die unselige Wahl überließen, entweder auf dummen Aberglauben, oder, mit noch mehrerer Wahrscheinlichkeit, auf elende Spötterey zu rathen. — Wir selbst müssen die hierbey zum Grunde liegende Tendenz zwar freylich als ein großes Streben anerkennen — aber — kam dieses nicht offenbar zu früh?

Hieraus ist, ferner, bereits das Bemühen entstanden, den Künsten, so wie früher der Philosophie, ganze Kohorten von Wörtern einzudrängen, die ihnen fremd bleiben müßten, da durch ihre bekannte Vergänglichkeit nicht

nur

nur das Interesse der künftigen Generation an manchen Kunstwerken völlig aufgehoben, sondern auch das Studium jedes ungelehrten Künstlers mehr als je erschwert werden muß, wenn er sich einst bey der Betrachtung eines solchen Kunstwerks von störenden Anspielungen auf unwichtige Philosopheme, ja Lokalitäten und Persönlichkeiten umgeben sieht, die einem andern Zeitalter angehörten, und welche die Geschichte aufzuzeichnen vielleicht nicht einmal der Mühe werth fand. — Unsere Nachbarn, die Britten, werden uns, wegen dieser Verworrenheit, bald gar nicht mehr, und die Franken endlich ganz unrecht verstehen.

Das Excentrische und Sonderbare, welches zu dieser Zeit gewiß den höchsten Punkt erreicht hat, kann allerdings fast bis ins Unendliche verziehen werden, so lange es noch als unumgängliches Mittel erscheint, einen geheimen Sinn aufzuschließen, den Blick eines Kühnen ins Heiligthum des Schönen zu leiten; und doch wird der ächte Freund der Kunst immer dabey bedauern, daß es kein anderes Mittel gab. — Aber wie häufig unternimmt man

es jezt, das Sonderbare und Seltsame zum Zweck, das Excentrische und Heftige zum Schönen zu erheben!

Bey Rügung dieser Fehler und Mängel vergißt gewöhnlich die Kritik über der Leidenschaft die Zurechtweisung; sie spricht hitzig, leicht und allgemein ab; statt das Rechte auszusprechen, widerspricht sie sich lieber. *)

*) Die Wörter: Man und Bekanntlich drücken auch in der Kritik eine verführerische, für den Lehrling höchstgefährliche Allgemeinheit aus, die wir doch mit großer Vorsicht vermeiden sollten. — So spricht der Eine: „Man weiß, daß die Vereinigung des Antiken mit dem Modernen für uns endlich hergestellt ist!" Der Andere sagt: „Bekanntlich ist die Vereinigung des Antiken mit dem Modernen ein Problem, dessen Auflösung wir ewig nur bey einzelnen Kunstwerken zu hoffen haben!" u. s. w. — Angenommen, beyde Sprecher sind wichtige Männer (exempla sunt odiosa!): dann spricht ja hier offenbar nur das partheyische Individuum; und oft ist bekanntlich bloß Passivum durch Man auch nur dem einzigen Manne bekannt, der es — braucht!

Unvermögend zum gebietenden Urtheile, schwatzt sie nur negativ. — Soll aber nicht der ächte Meister selbst seinen Mund aufthun, dem Schüler das Positive durch That und Worte zu verkündigen? Ist es nicht Zeit, diese Leere zu endigen, und die Lehre zu beginnen? —

Daher ist ein zweytes Hinderniß, der Mangel an eigentlichem gebildeten Unterricht — an allem Unterricht — an Bildung des Künstlers für die Welt — noch wichtiger als das erste.

Die Blume der Kunst ist zu zart, um sie einem unbeschränkten Wachsthume zu überlassen; in der Wildniß würde sie zum gestaltlosen ungeheuern Busch. Mit ihrem Entdecken eignet sie sich zur Gartenblume. Man befreye sie vom Unkraut, gebe ihr zarten Boden und labende Stärkung — aber, man berühre sie nicht! In dieser Freyheit wird sie mächtig treiben, ihre amathusischen Düfte werden den Garten der Welt erfüllen.

Die Kultur erhebt zwar den Menschen, als Menschen, nicht; sie überschüttet ihn nur mit Reichthümern aller Art, deren Glanz bald

zur erstickenden Flamme ewigneuer Sehnsucht wird, wenn nicht die Freyheit ihn emporhebt zur würdigen Menschheit. — Auch ist dem Künstler die wissenschaftliche Welt zu kalt; er strebt sehnend nach der süßen Gluth seines artistischen Vaterlandes. Doch liegen die Gebirge des Wissens allerdings vor seinem Ziel, und nur unendlich leicht wird es dem Genius, sie an der Hand der Bildung zu überwältigen. Gewiß! wer sie nicht ersteigt, wird nie zu dem köstlichen Mahle gelangen, was oben, über allem Wissen, dem Geschmacke bereitet ist. — Wie schmerzt uns nicht die Abwesenheit der Bildung und wissenschaftlichen Ausstattung bey näherer Betrachtung eines Künstlers! Wir glaubten in seinem Kunstwerke das Gepräg und den Abglanz der Genialität, der schönen Menschennatur, ja Blicke in den Abgrund des tiefsten Sinnes, in das geheimste Reich der Philosophie zu entdecken; nur die lebende Einheit war uns nicht klar. — Und jetzt spricht uns dieser Mensch, dieser Schöpfer an, und — versteht nicht, was ihm zu sagen unser Herz uns drängt! — Ja, es ist nur

allzuwahr, (und wir müssen hier eine unglückliche Erfahrung gegen eine gewisse neuere Behauptung anführen,) daß jene einzelnen unaussprechlichen Kriterien an Kunstwerken, die uns der Vollendung sehr nahe scheinen, leider oft die Schöpfung gemeiner Naturen sind. Sie waren das Werk des Zufalls oder eines unbegreiflich dunkeln Menschenglücks. Der Schein ihrer Freyheit ist erlogen. Ein guter Gott leitete den Blinden, und nur die Bildung des Anschauenden vermochte jene Züge des Gottes wieder zu erkennen, welcher aus Laune zuweilen das Schöne in einer unreinen Kiste auf die unendliche Fluth aussetzt.

Aber, was wird nicht dann des Künstlers innwohnender Gott vermögen, wann erst der Tempel mit den Reichthümern der Bildung, des Unterrichts geschmückt, wann der Geist mit Menschlichkeit, Freyheit und Besonnenheit ausgestattet ist! Immer werden wir dann Natur und Ideal im Bunde sehen, der Künstler stelle uns jenes Antlitz der himmlischen Venus dar, welches gnadenvoll das Herz zu sich emporzieht, oder die Buhlerin, die

rasende Bacchantin, vor deren Blick selbst die Frechheit erschrocken das Auge niederschlägt, auf deren Lippen das Laster sich zu seinem Feldgeschrey rüstet.

Ohne Freyheit und Besonnenheit bleibt die Vollendung ewig fern. Die Dummheit handelt nie. Der Moment ergreift die Taumelnde, und mit ihm tanzt sie, unter sardonischem Gelächter in das Gebiet der That hinab. — Aber die Dummheit ist eine reizende, eine mächtige Gottheit, und ihre kleinen Genien finden überall Eingang, wo es nöthig ist, Sorge für den Untergang des Geschmacks zu nehmen. Sie sind den kleinen bunten Raupen zu vergleichen, diese lieblichen Kinder des ersten Aprils — glaubt es, Freunde, sie scheuen weder Glanz noch Ton, weder Gelehrsamkeit noch Geschmack! — Der ehrliche Landmann fühlt sie deutlich genug an der Stirne, aber lächelnd läßt er sie kriechen, weil er mit beyden Händen den erdezerreissenden Pflug halten muß. Der vollendetste Weltmann füttert sie zur Puppe, und zeigt die Niedlichen so oft und so gern vor!

Im Saale des Reichen, wo alles von Geſchmacke ſtarrt, baut man ihnen zuweilen prächtige Wohnungen. Am Pulte des Gelehrten ſpinnen ſie ſich ein; und ach, daß ſie auch die Staffeleyen und Plane der Künſtler nicht verſchonen! Ihr giftiger Saft iſt wie Raphael Mengs Retouchirbutter; er läßt ätzende Spuren zurück, welche das Meiſterwerk mit beweinenswerther Zeitlichkeit bedrohen — er zerfrißt die Einheit unſterblicher Töne, über deren Klang nun die Nachwelt — lacht. — Aber die Dummheit iſt, wie ein neuer Dichter *) irgendwo ſo ſchön ſagt, ein Gaſt, den kein Wirth ſich nehmen läßt, damit jeder ihn verläugnen könne!

Ein drittes Hinderniß zeigt ſich in einer zu kühnen und unvorſichtigen Vermiſchung der Künſte, und ſchadet beſonders dem ungebildeten Anfänger.

Der Lehrling hat vom Meiſter gehört, daß die Künſte einander die Hände reichen zum himmliſchen Reihen, aber immer verſchiedene

*) Wir glauben Tieck.

Erscheinungen bleiben, die nur in seltenen Momenten ganz in einander zu verschmelzen scheinen. — Was soll aber der Erstaunte denken, wann beym Oelgemälde unter den Beurtheilern sogleich die Rede von Ton und Takt ist? Wann man beym Adagio sogleich auf Farbenmalerey horcht, und Lichter und Schattentiefen — ja fliegende Himmelsluftkolonnen zu schauen begehrt — oder gar dem Tonkünstler römisches und florentinisches Mosaik anfinnt? Wann er in der Malerey statt Farbe, deren Reinheit und Pracht den Alten so werth war, eine dämmernde Farbenmixtur erblickt — ja zufällig selbst von einem Rigoristen in der Kunst, billigen hört? Wann er in einem Gedichte, vermöge der seltsamsten Mischung von Tanz, Musik, Malerey u. s. w., statt des Erhabenen, das grobe Irdische und Gemeine recht heftig und handgreiflich dargestellt zu sehen glaubt? *) — Wer räth ihm,

*) Wir können uns nicht enthalten, einen von den seltsamsten Gedanken aufzufassen, welche in solchen Fällen sich in die Seele des Schülers drängen müssen — zumal in einer großen

wer belehrt ihn hier über den Zeitgeſchmack? Oft iſt ſein Meiſter nicht beſſer dran als er ſelbſt. — Wer berichtigt ſeine Verſuche und ſpricht über ſie? — Große Künſtler? — Nein: Dilettanten, Gelehrte, Puriſten, Faktionen, zwiſchen welchen die geſcheuchte Wahrheit ſich hindurchwindet, und zu den Sternen flieht!

Das wichtigſte Hinderniß endlich iſt bekanntlich der Mangel an Beförderung und Pflege der Kunſt.

Stadt, etwa an einem Tage, wo er noch obendrein in den Theaterzettein für denſelben Abend, Zauberflöte, Zauberzither und Zaubertrommel zugleich, zur Ehre des Zeitgeſchmacks, angekündigt lieſt. „Was an dem allen, wird er denken, Wahres und Rechtes iſt, das wiſſen die Götter, und mein Meiſter hofft es auch noch von ihnen zu lernen. Aber ſo viel ſehe auch ich freylich ſchon deutlich ein: Wir ſollen uns wieder zum Kindlichen neigen, d. h. die Kindlein und Buben ſollen uns die Augen öffnen und unſere Leiter ſeyn! Giebt nicht das Kind beym Geruch der Blume oft ſcherzhaft mit dem Munde

Die Kunst ist eine Erzieherin des Staats, so sehr sich auch dieser zuweilen hiergegen sträubt, und niemals war sie ihm so nothwendig als in unserm halb verwilderten, halb erschlafften Zeitalter. — Daß der Künstler endlos ringe, sein Leben wieder zum Abbilde der Gottheit zu gestalten, dieß ist sein höchstes Beginnen. Indem er um diesen letzten Preiß der Menschheit treulich kämpft, dringen schon aus seinem Innern jene liebliche Formen an's Licht, die seinen angestrahlten

das Zeichen des Wohlgeschmacks von sich? Und wissen nicht die Gassenbuben sehr wohl, daß die große Welt ihren Stieglitz zehnmal theurer bezahlt, sobald er den Finkenschlag erlernt hat? Wohlverstanden, hierdurch wurde der Stieglitz erst zur poetischen Person, zum sublimen Gedanken! — Die Sache fängt an mir einzuleuchten — o, gewiß, es kann nichts unausstehlicheres geben, als einen Stieglitz der nicht singt wie ein Finke — zumal wenn der Mensch expreß ausgegangen ist, einen Stieglitz zu hören! —" Doch es ist hier nicht der Ort um in diesen Ton zu fallen, sey er auch noch so passend!

Zeitgenossen die schöne Seele verkündigen, wie ritterliche Thaten den Helden. Dort, auf der steilsten Höhe die ihm zu erstreben vergönnt ist, wagt er es endlich, sich selbst der Gottheit zum einzigwürdigen Dankopfer für sein Werden darzubringen, und zu ihr, von der er sich nun entsprossen fühlt, kindlich aufzublicken. — Er entflieht wieder aus dem Kreise der Zeit; aber, er geht nicht wie er kam. Im Segen seines Andenkens seyern ihn die Geschlechter und Zeiten, seyen es die seinigen, oder ein fernes, besseres Ufer, ein kommendes Jahrtausend. — Der wertheste Erbtheil, den uns der reine Geist hinterlassen kann, ist der sinnliche Ausdruck dessen, was er fühlte, was er war. Die Geschichte wird uns zwar erzählen, was er wußte, was er konnte oder that; und alles dieß macht uns ihm geneigt, es reizt uns auch wohl seine Pfade zu suchen; aber alles dieß verhält sich zu seinem Seyn doch nur, wie Würkung zu ihrer Ursache. — Durch die Kunst stellt er sich wieder mitten unter uns! Nur durch die aufbewahrte fortlebende That bleibt er un-

ſer Zeitgenoſſe! — So lebt der Sänger der Ilias ſtets — wer fühlt es nicht mit Wonne! — ſtets mitten unter uns. Er hat ſich für die Geiſter der Welt verewigt. Das that er durch die Kunſt! — Seht hier die Kunſt in ihrer ehrwürdigſten, erhabenſten Größe — in ihrer reinſten, freundlichſten Ewigkeit! — Wer zählt die Thaten der Unſterblichkeit, deren alleinige Erzeuger die Helden der Ilias für alle Zeitalter wurden? Wer zählt die geweihten, beglückenden Gefühle, womit ſie das Herz der Nationen erfüllten — die heiligen Thränen, welche ihrem ernſten Schickſale floſſen? Wer berechnet die Macht dieſes Kunſtwerks für die Zukunft in ihren Jahrtauſenden? Ja, wer vermag nur ſeine hohe, in ſich ſelbſt gegründete und beſchloſſene endloſe Herrlichkeit zu meſſen! — — Giebt es für den Staat etwas wichtigeres und ſchätzenswürdigeres, als, zunächſt der Religion, die Kunſt? Kann die Wiſſenſchaft Licht — die Kultur, die Indüſtrie Wohlleben verbreiten — die Staatskunſt beglücken — die Gerechtigkeit beſſern u. ſ. w., wenn nicht Religion und

Kunſt das Herz und den Sinn aufſchließen? — Die Kunſt erhebt ja zum Höchſten; mit ſtiller Kraft wirkt ſie auf das Ganze, auf das Gemüth des Staats; ihr groſser letzter Zweck iſt die Erziehung der Menſchheit zum verlornen Ideale.

Aber ach! Wie manches göttliche Künſtlertalent, wie mancher ſtrebende Geiſt iſt durch die Laſt der Verhältniſſe, durch das Gemeine des bürgerlichen Lebens, verdrückt, und unter dem Schutt längſtverrauſchter Jahrhunderte, o Jammer, auf ewig begraben worden! — Kindlich und frey wandelt der junge muthige Menſch durch die Blütenebene der Jugend, und die unſterbliche Seele hebt die Flügel zum Reinſten, zum Heiligſten; — da breitet plötzlich das Schickſal ſich in den Rieſenwerken des Lebens vor ihm aus! Der Ueberraſchte bangt vor dieſen koloſſaliſchen Schranken; aber ehe er auf Auswege ſinnt, ſieht er ſich ſchon von einer wunderbaren, trägen Gewalt auf immer in ſie verſchloſſen; der Ernſt des Lebens wohnt von nun an auf ſeiner Stirn, und wird zum

unüberſehlichen Tiefſinn. — Armer Künſtler, der, noch als Lehrling, den Druck des Lebens ſchon fühlt! Er wollte ja nur leben, um zu lieben, und das Schickſal will, er ſoll — wie die Prieſterin der Pandemos — nur lieben, um — zu leben! Der Augenblick, der ihn das Leben kennen lehrt, tödtet den Kunſtſinn. Was ſoll ihn forthin begeiſtern? Dieſer Moment hat den Blutzweigen ſeines Herzens einen zerſtörenden, ſauern Tropfen eingeimpft. Der Arme iſt nun wie Einer, deſſen Herz unglückliche Liebe gemordet hat; in deſſen Gebeinen Etwas dröhnend umherſchleicht, welches ihn leiſe mahnt, nach den Sternen aufzuſchauen, welches ihn erinnert, daß das Leben mit der Liebe vergehen muß.

Im Leben, wann es ernſt geworden iſt, erſcheint ja die Glückſeligkeit nur noch in Augenblicken; ſie iſt wie das Auffahren eines Blitzes. Kaum faßte ihn noch das Auge, während er ſchon die Metalladern der Erdkugel zeitlos durchrennte. — Der Jugend harmloſes Land wird uns ſo plötzlich von unerbittlicher Macht entrückt. Wir wandeln

träumend am Strome der Zeiten. Er ſtürzt wie ein Rieſe an uns vorüber — und ach! die ſchönſten, reinſten Kinder unſrer Gedanken fliehen ihm nach, in todte Fernen der Vergangenheit, und lächeln fremd und wehmüthig zu uns herüber. Sie ſind das arme Einzige, was uns noch begeiſtert; aber — zu ſüßen Elegieen! — — Giebt es keine mitleidige Macht, die uns dieſe theuren Bilder wieder herüber bringe? — —

Herzu, Deutſche! Laßt uns der Kunſt einen Tempel baun, zu deſſen Hallen die Göttliche, gelockt von ſüßen Tönen der Heimath, ſich gern herniederſchwinge! — Da lerne der Arme den Reichthum, der Reiche die ſtille Mäßigkeit ertragen. Dort finde der erheiterte Künſtler das Reich ſeiner roſigen Frühträume, zur Wirklichkeit erblüht, wieder. Dort zeige die Vatertreue der Kindlichkeit den olympiſchen Pfad. Der Zuruf der Freundſchaft, die Macht des Beyſpiels ziehe mit goldnem Ton die ſtrebende Seele himmelwärts zum Gipfel der Unſterblichkeit. Da ſtöre den Künſtler nichts, als die ſeltne Erſcheinung der

Kamöne. Hier erwachse der Mensch zur sichern Stärke. Hier reinige sich des Künstlers Gemüth von allem Heftigen, Sentimentalen und Leidenschaftlichen bis zur spiegelhellen Klarheit, aus der nun alles Trübe geläutert, alles Heftige gemildert und alles Verwirrte geordnet zurückstrahlt. Hier sey auch des Künstlers Leben mit allen seinen Genüssen ein hohes Leben, dem nun das Gemeine immer fern bleibt, bis es geheiligt ist — das Leben einer veredelten, befreyten, einer mit sich einigen, schönen Seele! — Hier lerne der Lehrling die Welt als eine Freundin kennen; und, wann er mit geübtem Fuß als Meister hinaustritt, wird und muß er in ihr die Freundin wiederfinden, und überall herrlich und erhaben im kalten Leben dastehen wie ein Vulkan erster Höhe, dessen Krater in der Eisregion glüht. — Hier endlich mag auch der Lebensmüde den heiligen Schwanengesang anstimmen; und im Aufflug der reinen Seele wird noch sein letzter Hauch zur Hymne werden, deren Schall die Thäler seines Vaterlands mit süßen Tönen des Danks erfüllt!

Ist

Iſt endlich des Friedens himmliſche Schwinge zu den Auen der Erde niedergerauſcht? Sendet er dem feſten Lande die heilige Taube mit dem Oelzweige? Iſt die verheerende Fluth verronnen? Darf endlich Mnemoſyne mit ihren Töchtern wieder in die verjüngte Frühlingswelt heraustreten, und ſchauen ſelig hin, in geweihte, halcyoniſche Tage der Zukunft? — O, ſo laß aus deinem blauen Auge, erhabne Pallas Athene, der Freude Götterthräne herniederträufeln in das traurig murmelnde Silber unſrer deutſchen Aganippe, daß es wieder üppig emporſchwelle zu endloſer Jugend! Daß die heiligen Waſſer von neuem, Ströme der Schönheit, in alle Welt hinwallen!

Deutſche Brüder! Soll nicht die Morgenröthe des Friedens auch den Künſten ihre Sonne wiederbringen? — O, laßt den erſten Punkt der Rückkehr ſie zu einer lieblichen Aera werden, damit ſich die fernſten Zeiten an der großen Epoche einander lächelnd überliefern!

Wir wünschen eine allgemeine Anstalt in Deutschland zu gründen, die nicht nur ihren Söhnen Leben, Unterricht und Bildung in den schönen Künsten gebe, sondern auch, durch vereinigte Kraft der Künste, durch mögliche Aufhebung der Einseitigkeit, wenigstens durch Herstellung gänzlicher Partheylosigkeit, sich nach und nach zu einer Schule des Kunstgeschmacks erweitere und als ein Tempel des Schönen über alles Niedrige des Schul-, Zunft- und Faktionsgeistes emporrage.

Zur Ausführung dieses großen Vorhabens finden wir folgendes nöthig.

I.

Die deutsche Kunstschule muß nahe an den Mauern einer deutschen Stadt angepflanzt — es muß daselbst ein Gebäude gekauft, oder (da ein solches sich wohl nicht finden dürfte) erbaut werden, welches folgende Einrichtungen umfaßt:

a) Eine Anzahl bequemer Zimmer mit Kam-

mern, für die Lehrlinge oder Künſtler. Wir wollen deren etwa funfzig annehmen.

b) geräumige Wohnungen und Werkſtätten für die erforderlichen Auffeher, Meiſter und Lehrer mit ihren Familien.

c) die nöthigen Verſammlungs-, Unterrichts-, Uebungs-, und Aufbewahrungsſäle und Plätze, und zwar, (der muſikaliſchen Ausführungen wegen) in der hinreichenden Abgelegenheit und Entfernung von einander.

d) in einigen Nebengebäuden die ökonomiſche Nothdurft, und ein Gaſthaus, um die ruhige und freye Exiſtenz des Hauptgebäudes zu ſichern, und eine bequeme Verbindung mit demſelben für Fremde möglich zu machen.

e) eine beträchtliche Strecke Landes für einen Garten; zum Behufe ſchöner Gartenanlagen und der Baukunſt. Je leichter und mehr dieſem Platze Waſſer gegeben werden kann, je ſchicklicher wird er ſeyn.

Unſer Bemühen, die Werkſtätten der Künſte bis auf gewiſſe Punkte einander zu nä-

hern, kann nicht anders als gedeihlich seyn. Der Dichter muß ja durch das Anschauen schöner Formen und durch das Spiel der Töne zu Darstellungen des Unaussprechlichen begeistert — die bildende Kunst muß in Stoff und Form bereichert werden. Und was muß nicht die Musik an Wahrheit, Verstand und Herzlichkeit gewinnen! Wird nicht auch sie — die leider noch die ungebildetste unter allen Künsten ist, und bis jetzt nur wenige Merkmale einer schönen Kunst die frey wäre, zeigte — endlich einmal das dunkle Land der irren Ahndungen verlassen, die doppelten Sklavenfesseln ihres Rhythmus zerbrechen, und sich wenigstens zur besonnenen Gespielin des Verstandes, (wenn auch noch lange nicht zur schönen Freundin des Herzens und seiner göttlichen Ahndungen) bilden? Statt daß die Wilde bisher nur ausser ihren Grenzen herumschweifte, ihrer orphischen Allmacht vergaß, allen Verstand unverständig verlachte, das Herz oft, im Wahn es selig zu rühren, nur zermalmend traf, und die Sinne gewaltsam zu Thränen jeder Art nöthigte? —

Dabey wird jede Kunst zugleich das Eigenthum wahren, was ihr die Götter ausschließlich gaben. Die alten Grenzmale der Künste konnten nur sinken; sie wieder zu heben, wird die vertrauliche Nähe bald nothwendig machen; jede wird die Linien ihres privativen heiligen Gebiets auf immer zu sichern wissen. — Und tritt dann einmal der Fall vereinigter Kraft ein: welche reiche Hoffnungen zeigen sich hier!

Wir rufen hierbey die Kunstbeförderer in und auffer allen deutschen Städten zu Hülfe und wollen jetzt sogleich die die ausgewählten Städte nennen, (und zwar theils solche, die im jetzigen Deutschlande liegen, theils solche, worinn doch deutsche Sprache und Sinnesart herrschen) in welche wir bey diesem Plane vor andern unser Vertrauen gesetzt haben.

Magdeburg — Braunschweig — Hanover — Glückstadt — Hamburg — Lübeck — Schwerin — Berlin — Stettin — Danzig — Königsberg — Riga — Dessau

— Dresden — Wittenberg — Leipzig — Koburg — Weimar Rudolstadt — Meiningen — Gotha — Cassel — Neuwied — Mainz — Frankfurth a. M. — Fulda — Manheim — Heidelberg — Düsseldorf — Cölln — Bremen — Darmstadt — Stuttgart — Carlsruhe — Augsburg — Ulm — Basel — Zürich — Passau — Wien — Salzburg — München — Regensburg — Ansbach — Baireuth — Nürnberg — Bamberg —, Würzburg — Prag — Ollmütz — Breßlau.

Diese einundfunfzig Städte nennen wir Mutterstädte, und verstehen unter einer Mutterstadt jede Stadt, in deren Mauern und weit umherliegender Nachbarschaft sich eine Anzahl von Kunstfreunden findet, die zu der Ausführung unsres Planes mitzuwürken entschlossen sind, und zu dem Ende einem oder einigen sichern Rechtschaffnen aus ihrer Mitte den Auftrag geben, in dieser Stadt und

Gegend das Beste der deutschen Kunstschule zu besorgen und (gegen eine in der Folge festzusetzende anständige Besoldung) das, was ihm für dieselbe von ihnen und Andern zugeliefert werden wird, getreulich zu verwalten, der Schuldirektion einst zu verrechnen und ihr dafür verantwortlich zu seyn.

Bey Ansicht der obigen Auswahl glaube man nicht, daß etwa manche deutsche Stadt in Vergessenheit gekommen sey! Alle Gründe und Motive dieser Auswahl hier anzuführen, wäre unnütz. Uebrigens kann die auffallende Größe oder Kleinheit, Nähe oder Entfernung der Städte unter sich, es nicht hindern, daß ihr Beytrag zum Nutzen der Schule und ihr Gewinn von derselben ganz gleich sey, da es ja sehr möglich ist, daß die meisten Kunstfreunde einer gewissen Gegend sich nicht an die größte, sondern vielleicht gerade an die kleinste Stadt wenden, und da auch ausserdem zuletzt Alles zu einer vollkommnen Gleichheit gerechnet und hergestellt wird. — Auch versteht sich wohl von selbst, daß jede Stadt die entweder an die Stelle einer obengenannten

Mutterstadt treten will, (wenn sich in dieser etwa gar keine Kunstbeförderer fänden und von Aussen einfänden) oder sich als eine neue Mutterstadt ankündigt, höchstwillkommen seyn wird, da durch ihren Beytritt im ersten Falle die gesetzte Zahl ergänzt, im zweyten aber das Ganze erweitert werden kann.

Die Anstalt selbst wird im Schatten einer von obigen Mutterstädten gegründet und angelegt. Diese einundfunfzigste nennen wir die Schulstadt. — Sobald nun das wirkliche Gelingen unseres Unternehmens nicht mehr zweifelhaft ist, werden wir in einem Schreiben an die 51 Schulkommißionen vorschlagen:

1) 3 Städte zu Auswahl einer Schulstadt.
2) 3 Subjekte zu einem Aufseher des Aeussern und das Ganzen.
3) 3 Subjekte zu einem Aufseher des Innern allein; und in der Folge:
4) 54 oder 57 Subjekte zu Auswählung der vorerst ungefähr nöthigen 18 oder 19 Lehrer und Meister.

Diejenigen von diesen gewählten Männern, deren Anstellung sogleich erfolgen kann, wer-

den nun, vereinigt mit der Kommißion der Schulstadt selbst, den dann erst möglichen weiteren Plan des Innern sogleich vollenden, und dem Publikum zur Prüfung, den Mutterstädten aber zur Genehmigung oder Abänderung vorlegen.

Bey den Wahlen entscheiden die meisten Stimmen; und nur da, wo diese getheilt ausfallen sollten, behalten wir, die Herausgeber dieser Blätter, uns den Ausschlag vor. Diesen letztern Vorzug vererben wir auch zugleich für immer auf die Schule selbst, welche unmittelbar nach dieser ersten Wahl ihre eignen Geschäfte so vollkommen wird führen können, daß wir uns in keins derselben mehr zu mischen nöthig haben, sondern, gleich andern Kunstfreunden, wieder vom Schauplatz abtreten werden.

Die vorstehenden ersten Sätze sind so unumstößlich als wichtig; und gerade bey diesen Wahlen kommt es, wie wir glauben, darauf an, die ersten **ächtvaterländischen** Gesinnungen zu zeigen; hier spricht sich nemlich der **schönste deutsche Laut**, das heißt:

der erste liberale menschliche Ton aus; hier muß jedes Herz fühlen, daß wir nicht Sachsen, Oesterreicher, Preußen, Hamburger u. s. w., sondern daß wir Deutsche, oder vielmehr Menschen sind, die für die Kunst handeln wollen.

Die Eigenschaften einer Schulstadt werden wir bey unsern Vorschlägen darin suchen, daß sie eine deutsche, größere, volkreiche, rege Stadt sey, bey welcher die Schule an keiner Art von Nahrung, Zufluß und Hülfsmitteln Noth leide; eine Stadt, die gesunder Lage, Luft und Wassers genieße, deren gemeines Wesen uns Sicherheit verspreche, der Künste und Wissenschaften werth sind, die uns durch Handel und Geschäfte nützt und erleichtert, und die willig ist, uns ein Gebäude, oder vielmehr einen großen Platz zum Anbau zu verkaufen, und nach Vollendung der Schule diese zu ehren und zu schützen. — Schönheit der umgebenden Natur, italisches Klima, und andere hieher gehörige Eigenschaften sind uns höchstwünschenswürdig; doch dürfen wir sie, schon als Pa-

triolen, nicht zu den nothwendigen zählen. — Der Künstler wandelt gern in Tempe's Frühling; er liebt es, sich in stiller Nacht unter duftenden Rosenzweigen zu lagern; von jedem südlichen Kolorit, glüht seine Seele auf; an jenem klaßischen Strande, wo die archipelagischen Wasser sanftbewegt zu seinen Füssen fluthen, da fließen die Göttertöne seiner Lieder am anmuthigsten durch milde griechische Luft: Aber dennoch ist und bleibt das Göttliche im Menschen ewig frey, und der Geist wird ja von einer feineren Sonne erwärmt, als uns im Raume glüht!

Zur Wahl der Aufseher, Lehrer und Meister wollen wir, so weit es möglich seyn wird, nur Deutsche von Geburt vorschlagen. Ihre Belohnungen sind so zu setzen, daß das Institut im Stand ist, den größten Künstlern und den besten Köpfen in Deutschland Anträge zu machen. Daß Ausländer, anfangs und in der Folge, nicht ausgeschlossen werden können, bringt schon der Begriff einer Kunstschule mit sich. — Uebrigens können wir freylich erst in der Folge be-

weisen, wie fern wir hierbey von allem Egoismus sind, wie sehr wir den Partheygeist haſſen, und wie achtungswerth uns die Partheyen scheinen. Hier nur folgende einzige Erklärung: Auch der Herausgeber dieſes Aufrufs steht in Rückſicht deſſelben bis jetzt noch mit keiner Stadt, Geſellſchaft, Akademie — mit keinem einzigen Gelehrten oder Künſtler in Verbindung, und fordert jeden Deutſchen hiermit öffentlich auf, das Gegentheil zu behaupten!

II.

Der Eintritt und die Aufnahme in die Schule ſteht jedem Deutſchen offen, ohne Rückſicht auf Geburt, Religion, Stand, Glücksumſtände, ja (unter gewiſſen Bedingungen) ſelbſt ohne Hinſicht auf ſein Alter. Nur muß er

a) von einer der 50 Mutterſtädte ausgewählt und der Schule zugeſandt werden, und muß

b) auch wirklich ein genialer Menſch, ein Kunſtgenie ſeyn, das heißt, wenigſtens

ein höchſt ausgezeichnetes Talent zu der Kunſt beſitzen, der er ſich weihen will oder geweihet hat. Dieſe unnachläſſige Eigenſchaft muß er bey ſeiner Mutterſtadt durch Proben beſcheinigen, und die Schuldirektion behält noch außerdem das Recht, hierüber ganz frey zu erkennen. — Das Talent ſey übrigens längſt geübt, oder doch ſchon durch Unterricht gebildet, oder noch ganz roh. — Mit dem bloßen, gewöhnlichen Talente, welches ſich durch alle nicht unüberſteiglichen Schwierigkeiten ſogleich niederdrücken läßt, iſt der Kunſt, ſo wie mit allem Mittelmäßigen, ſchlecht gedient — an ihm iſt nichts verloren — und überhaupt darf der Weg zur Kunſt nicht gemein gemacht, dem gewöhnlichen Talente nicht zu ſehr erleichtert werden.

Wir ſetzen die Zahl der hier lebenden Künſtler vorerſt nach der Zahl der Mutterſtädte, auf funfzig. Die einundfunfzigſte, oder Schulſtadt, (falls zu dieſer nicht etwa eine andere, oben nicht genannte deutſche Stadt verlangt und gewählt wird) erhält, außer einigen Vortheilen in Anſehung der Kinder

ihrer Mauern, das Recht, über den freyen Unterricht von 5 männlichen und 20 weiblichen Lehrlingen zu disponiren.

Jede Mutterstadt hat das Recht, beständig einem Künstler Aufenthalt in der Schule zu geben, und mit Rath und Beystimmung der Direktion über die Zeit dieses Aufenthalts zu schalten; sie bestehe in 2, 3, 5, 10 Jahren, oder soviel Wochen. Sie kann hierzu einen jungen Mann wählen, der des eigentlichen Unterrichts der Schule bedarf. Oder einen unterrichteten Mann, dem noch das Leben unter Künstlern und Menschen, ein sorgenfreyes reines Leben als Künstler, und der Genuß ächter Kunstwerke nöthig thut. Oder einen Künstler, der Zeit, Unterstützung, Abgeschiedenheit von der Welt, Ruhe und Frieden zu seiner Vollendung, oder zur Vollendung eines besondern Kunstwerks bedarf. Oder endlich selbst einen Künstler, der auf seinen Lorbern zu ruhen würdig ist, dessen werther Anblick den versammleten Zirkel zum heitern Streben nach Vollkommenheit stärkt. Doch

verstehen sich die drey letzten Fälle unter den nöthigen Einschränkungen. *) — Es wird aber der Millionär hier so willig aufgenommen als der Sohn des armen Hirten. Nur, daß jeder die milden Gesetze der Schule zu seinen eignen mache!

*) Aber eben diese drey letzten Sätze werden auch der Schule eine innere Größe geben, bey welcher sie nie zu einer Parthey gehören kann, bey deren Umfang ihre Resultate schon an sich allgemeiner, ihre Bildungsmittel viel ausgedehnter seyn müssen, als bey einer gewöhnlichen sogenannten Schule, Akademie u. s. w. denkbar ist. — Denn, eine Schule zu gründen, die etwa nur durch Unterricht im technischen Theil der Künste ein und anderes Talent weiter brächte, oder gar nur in die erste Thätigkeit setzte — das wäre wohl in Deutschland höchst überflüssig, könnte sogar — wenn ein gewisser einseitiger Schulgeist dazu käme — manches treffliche Kunstgenie zum bloßen Talente umschaffen und herabziehen. Nein, der Künstler soll hier — nebst dem Unterrichte, nebst dem nöthigen Vorrathe von Büchern und Kunstwerken —

III.

Jeder Künstler, der hier lebt, oder sich bildet, erhält Unterricht, Materialien, Nahrung und selbst Kleidung — kurz was er verlangt und bedarf — ganz frey. Den jungen Lehrling rüstet man, den Umständen gemäß, zu dem aus, was Leben und Kunst erfordern — läßt ihn einige Reisen machen — das Institut empfiehlt ihn — oder stellt ihn an — sorgt für sein erstes Fortkommen — oder nimmt ihn einst als Genossen wieder auf, u. s. w. —

O Mutter verlangt von ihrem Säuglinge nichts als sein Lächeln und seine Küsse. Sie kennt keinen Lohn, als die Freude über sein Wachsthum: Das Vaterland reicht ihm die volle Brust! — — Der Künstler soll hier weder Ueberfluß noch Mangel, sondern

hauptsächlich eine kleine wirkliche Welt finden, mit deren Menschen (und ihren Künstler) er auf manchfachen Anziehungs- und Abstoßungspunkten in vielseitige Berührung kommen muß.

dern reine Fülle seiner Existenz finden. Hier kümmert ihn das bürgerliche Leben nicht mehr; keine Sorge naht diesem heiligen Aufenthalte, für den eine große kunstfreundliche Welt sorgt; keine Ueppigkeit läßt die Quelle des Lebens stolz aus ihren Ufern treten; keine Umgebungen, keine Verhältnisse drücken ihn; und selbst der Zufall, dem niemand zu entrinnen vermag, wann er urplötzlich in das friedliche Leben hereinbricht, wird großmüthig an seiner Werkstätte vorüberschreiten. — Die Musen winken ihm in ihre Reihen; alles hebt die strebende Seele, und der göttliche Funke springt zur Flamme auf; selig darf hier der schöne Geist im Anschauen seiner eignen Formen versinken; die Kraft des Mannes schwelgt in ihrer eignen stillen Fülle —: er ist, und sein Daseyn vermag im Schimmer besonnener Menschheit aufzustrahlen. —

IV.

Die Erlangung des obrigkeitlichen Schutzes, eines befreyten Gerichtsstandes und der eignen Gerichtsbarkeit, so wie anderer wün-

schenswerthen Privilegien und Freyheiten, wird zuverläſſig von der Landesherrſchaft einer jeden Stadt, die wir einſt unſre Schulſtadt nennen, großmüthig erleichtert werden. Und welcher Monarch der Erde wird wohl jenem der Kunſt geheiligten Weichbilde die Gewährung einer beſtändigen Ruhe — die huldvolle Unterzeichnung der Urkunde eines ewigen Friedens verſagen!

V.

Da die Wahl der Kommiſſion in einer jeden Mutterſtadt ganz allein vom eignen Willen der dortigen Kunſtfreunde abhängt, und da von dem wirklichen erſten Vorſchritt an (d. h. von Erwählung der Schulſtadt) bis zu Eröffnung der Schule, nicht das Geringſte ohne Anzeige und Umfrage bey allen Städten geſchieht, deren Willen ſodann die Schulſtadt in Ausübung bringt, ſo verſchließt dieß, wie wir hoffen, zugleich dem Betruge jeden möglichen Zugang, und muß dem Publikum über dieſen Punkt völlige Beruhigung verſchaffen.

VI.

Die Koſten zu Gründung der Schule, und die jährlichen Revenüen derſelben werden durch eine allgemeine Subſkription in Deutſchland aufgemittelt, zu deren Eröffnung wir alle deutſchen Kunſtfreunde und alle Freunde deutſcher Kunſt, die ſich in und außer den benannten einundfunfzig Städten finden, durch gegenwärtige Blätter aufrufen und einladen. Dem gemäß werden wir dafür ſorgen, daß in jeder Mutterſtadt ein Exemplar von dieſem Plane in ſolche Hände komme, die wir, nach unſern Kenntniſſen, Nachrichten, oder Addreſſen, für gut und hülfreich halten.

Dafür, was wir bey dieſem Schritte verſehen, zuviel oder zuwenig thun ſollten, erbitten wir hier zum Voraus Verzeihung und Nachſicht. Um hierbey Alles, und für Jeden Alles recht, zu thun, dazu gehören mehr Kräfte, ja Aufwand, als im vorliegenden Falle von einzelnen Privatperſonen verlangt werden kann. Aber, die Sache iſt

auch zu gut, zu groß, als daß wir wegen ſolcher Geringfügigkeiten eine ſtrenge Beurtheilung fürchten müßten; daher gehen wir ohne weitere Entſchuldigung ſogleich zur Erläuterung dieſer allgemeinen Subſkription über.

Sie iſt eine doppelte, und geht theils auf die erſte Gründung und Erbauung der Schule, theils auf ihre jährlichen Einkünfte.

Da wir nicht beſorgen, daß irgendwo in einer von jenen 51 Städten, die wir um Uebernahme der Subſkription bitten, unſere Bitte wegen gänzlichen Mangels an Kunſtfreunden verſagt, noch weniger, daß eingeſendete Gelder zurückgewieſen werden ſollten, ſo fordern wir jeden Deutſchen und jedes deutſche Weib auf:

a) das, was ſie zur Gründung und Erbauung der deutſchen Kunſtſchule überhaupt beyzutragen wünſchen, baldmöglichſt an den Kommiſſär — oder (falls ſich ein ſolcher noch nicht in einem öffentlichen

Blatt ihrer Gegend genannt hätte) nur an einen ſichern Bekannten in der nächſten (bekannteſten, ihnen bequemſten u. ſ. w.) Mutterſtadt völlig poſtfrey einzuſenden, auch

b) zugleich feſt und unwiederruflich das zu beſtimmen, was Jeder etwa künftig, (vom 1. Jan. 1808 an) von ſeinen Einkünften, Güthern, Beſoldungen, öffentlichen Kaſſen u. ſ. w. zu einem alljährlichen Beytrag anzuweiſen geneigt iſt.

Wir bitten beſonders die Beförderer der Kunſt in allen und jeden deutſchen Städten die wir auch nicht zu den Mutterſtädten ausgeſucht haben, eine gleiche Einrichtung, wie Jene, zu treffen; und Jeder, welcher dort zum Kunſtfreund und Förderer der guten Sache ſich wahrhaft berufen fühlt, melde ſich zum Kommiſſär an; jede Stadt ſende ſodann ihren Beytrag im Ganzen an eine Mutterſtadt ein. Dieß wird die Subſkription ſehr erleichtern, und bald völlig allgemein machen.

Die Einregistrirung der beyderley Beyträge in zwey besondere Verzeichnisse ist deßhalb um so genauer und sorgfältiger zu führen, da über alle auswärtigen zur Gründung und zu den Revenüen eingeschickten Beyträge keine besondern Quittungen zurückgesandt werden. Jeder Einsender begnügt sich mit seinem Postschein, bis die Register erschienen sind, und der Kommissär der Mutterstadt quittirt nur gewöhnlichermaaßen ins Postbuch; blos selbsterscheinende und solche Subskribenten, die ihre Beyträge außer dem Wege der Post einsenden, quittirt er besonders. — Je eher übrigens eine Mutterstadt ihren Kommissär wählt — und je schleuniger dieser sich in einem dortigen öffentlichen Blatte dem Publikum bekannt macht — je besser!

So oft während des Laufs der Subskription die Mutterstädte ihre Register ziehen — welches alle zwey Monathe geschieht, wo jedes Register gedruckt, und uns der neuzugewachsene Betrag zu wissen gethan wird — wollen wir diesen im allgemeinen Anzeiger

der Deutschen bekannt machen, damit das Publikum von Zeit zu Zeit den Fortgang der Sache erfahre. Mit dem in der Folge zu bestimmenden Schlusse der Pränumeration besorgen wir sodann einen systematischen Auszug aus den 102 Registern, und übergeben diesen dem Publikum in der nöthigen Anzahl von Exemplarien. Gedachtem Auszug und der Aufstellung aller Totalsummen wird zugleich eine Repartition auf die 51 Städte angehängt. Diese theilt jeder Mutterstadt von der Totalsumme der jährlichen Revenüen einen gleichen Antheil zu, welchen sie künftig für die Schule zu erheben hat. Und dieses Verfahren gleicht dann alle Rechte der Mutterstädte auf die Schule für immer aus, da nach dem Subskriptionsschlusse keine Stadt weitere jährliche Beyträge mehr annimmt, sondern alle nachher noch eingehenden Gelder nur zur Gründung, nach deren Vollendung aber zu Anlegung auf Kapital verwendet, oder von der Schulstadt verwenden läßt. — Uebrigens sind bey dieser Repartition auch die Städte nach den 4 Quar-

tolen gleich zu theilen, um dadurch viele beſchwerliche Schreibereyen *) wegen der Einſendungstermine zu erſparen.

Die einſtweilige Belohnung eines jeden Stadtkommittirten bleibt der billigen Ermäſſigung ſeiner Kommittenten ſo lange überlaſſen, bis in dem Hauptplane hierüber etwas Beſtändiges verſehen iſt.

Kein Einſender verſchweige ſeinen Namen. Die Kunſt muß ihre Freunde kennen, um ſie zu lieben — einſt zu ehren!

Mit dem Schluſſe der Subſkription wird die Schulſtadt, und das Perſonal der erſten Aufſeher und Lehrer gewählt. Die Direktion erhält durch die Wahl ſogleich das Recht, über die Gelder nun wirklich zu disponiren, den ſchlüſſigen Plan zu entwerfen, und den Bau ſchleunig anzufangen, auch, nach Befinden, die Schule einſtweilen in den Mauern der Schulſtadt zu eröffnen.

*) Zu deren Vermeidung ohnehin jeder Bericht der Schulſtadt im Anfange, ſo weit es möglich iſt, auf Ja und Nein geſtellt werden muß.

Sie steht von da an allen Mutterstädten auf jährliche Rechnung, welche im Druck erscheint.

Der Beruf zur Pflege jenes himmlischen Keims der Künste und Wissenschaften, den einst die göttliche Ceres zuerst in die Städte legte, ist so heilig; die Erwartung, die sich der Mensch für die Künste macht, sobald er durch die Thore einer Stadt eintritt, ist so schön, so allgemein, und liegt so ganz im Grundbegriff einer Stadt — daß wir getrost, stolz und voll Glauben unsern Vorsatz nochmals überblicken, das Heil deutscher Kunst in der Mitte deutscher Städte zu erbauen! — Zwar, jene goldnen Zeiten — worin eine edle Schaar griechischer Städte sich um die Ehre der Geburt eines einzigen Dichters stritt — ach, sie sind längst, wohl auf ewig in die große Fluth hinabgetaucht! Aber, vereinzelt wandert doch ihr Bild noch in schönen Seelen über die Erde!

Uns selbst sollen und können weder unwichtige Anfragen, noch Bemerkungen, Raisonnements, Recensionen, Beyfall, Gelächter, oder

Widerſpruch in öffentlichen Blättern, kümmern, da alle Einlaſſungen auf dergleichen Motionen der guten Sache leicht ſchädlich werden könnten, und da an Beantwortungen (wenn es nicht Briefe von wirklicher Wichtigkeit für das Inſtitut betrifft) hier wohl nicht gedacht werden kann. Die Sache iſt ja unſtreitig gut und groß. Daher theile man jedes für ſie Erfreuliche zum ermunternden Beyſpiel in öffentlichen Blättern ſogleich mit! Nur das Traurige verſchweige man uns noch! Iſt erſt das Werk im großen Gange, dann wollen wir mit Freuden jede Unterſuchung über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit deſſelben, jeden Rath, jeden Widerſpruch, Tadel, und jede Bemerkung leſen und beantworten; oder vielmehr: die Schule ſelbſt wird dieß einſt zu unſerm Andenken thun! — Wir bitten jeden freundlichen Landsmann um ſeinen Beytritt, um ſein Ja. Das Nein können wir ihm nicht verbieten; aber alles Uebrige erlaube man uns, im Anfange flehentlich zu verbitten!

Nur der Beyfall unſrer deutſchen

Welt, an die wir glauben — nur die erſehnte Willfährigkeit der Städte — die hülfreiche Verwendung und der muthige Beytritt jedes Biedermannes und Kunſtfreundes — nur dieß ſind Nachrichten, auf die wir im Namen der Kunſt hoffen! — Jedem, der uns etwas wirklich Gutes oder doch Wichtiges zu berichten hat, ſind unſere Ferdern geweiht.

Und wer wollte am guten Erfolge zweifeln? Wer zweifelt an Deutſchland? Kein Deutſcher! — Nicht unſere ſchwache Lippen ſind es, von welchen dieſer Ruf erſchallt — ach, wir ſind ja die geringſten unter unſern Brüdern! — Nein: Ein hoher Genius tönt den großen Ruf von der Zinne des Lichts hinaus in den finſtern Strom der Welt — aber ſein Glaubensſchall iſt zu mächtig, um in jenem Toſen zu verhallen! Deutſchland ruft: Ich will! Der Geiſt der Kunſt hat nur unſere Lippen geweiht, die heilige Eidesformel vorzuleſen — er hebt die

himmliſchen Finger: und das weite Vaterland ſpricht die große Stabung nach!

„Wo tönt die Stimme deines blühenden Vaterlandes ſo ſchön? —“ Freund, das Vaterland blüht und lebt! — Lange ſiehſt du ja auch die heitere Lerche nicht; aber du vernimmſt aus hohen blauen Fernen ihre freundliche Gegenwart, wann ihrem Gefieder kühle, friſche Melodieen, wie Morgenthau, entträufeln — bis auf einmal der Lichtblick ihrer weißen Bruſt dein ſpähendes Auge entzückt! — Auch mitten im Kriege ſeyd ihr groß und reich, Deutſche! Das kunſtfreundliche, das ſchöne, das künſtleriſche Deutſchland bleibt unvertilgbar — es iſt da — es zählt noch die alte Millionenzahl von — ſchönen Herzen!

Ja, während der Kleinmuth noch bitter lächelt — während der Geiſt des Widerſpruchs ſich noch rüſtet — während der Stolz uns noch mit vornehmer Miene verhöhnt — wird dieſes Werk ſchon mächtig emporſteigen: eine

Säule des deutschen Volks, ein Bau der Ewigkeit, ein Denkmal deutschen Kunstsinns — zu schön, zu groß, als daß die wüsten Schlünde der gefräßigen Vergessenheit je sein Daseyn bedrohen könnten!

Wohlan dann, Deutsche! Wir laden Euch ein, die Künste zu ehren! — Sie stehen nicht um „Unterstützung", diese — Himmelstöchter! Aber — herablächelnd auf die duftenden Opfer, werden sie das Füllhorn des Schönen über Euern Geistern öffnen! — — Wir laden Euch ein, edle Fürsten, Staatsmänner und Obrigkeiten: sie zu schützen, zu vertreten; und durch weise Anstalten, durch gastliche oder ewige Verleihung Eurer oft doppelt und vierfach aufgehäuften Kunstwerke unser Unternehmen zu unterstützen; Euch, gute Bürger, Gemeinden und Unterthanen: der Kunst Opfer zu bringen! — Adel, Bürger und Landmann; Katholiken, Lutheraner und Reformirte; Männer und Frauen; Herren und Diener; Arme und Reiche; Gelehrte und Künstler; Gemeinheiten,

Gesellschaften *) und Einzelne: Alle gehören uns an, Alle machen das deutsche Volk aus!

Laßt uns einige Blicke auf Deutschlands Macht werfen! Leider ist aber hierzu nöthig,

*) Den guten Fortgang der von der Mansfeld'schen Gesellschaft für Luthers Denkmal eröffneten Subskription halten wir für den schönsten Beweis vom Gelingen unsres Planes, da noch dazu hier das Interesse viel allgemeiner ist als dort. Wir laden jene Gesellschaft hiermit freundlich zum Beytritte zu unserm Unternehmen ein, da wir unstreitig den schicklichsten Ort für Denkmale großer Deutschen von allen Religionen besitzen werden, die nur das, jeder derselben innwohnende Schöne alle zu vereinigen weiß. — Daß man, wie neulich verlauten wollen, jene circa 24000 Thaler — ein Eigenthum Mnemosynens — zu Bestreitung einer Kriegs-Kontribution für die Grafschaft Mansfeld (oder für irgend eine Grafschaft der Welt!) zu verwenden Willens gewesen — das war hoffentlich nur ein Scherz, oder doch — nur von einem Anlehn zu verstehen!

Anm. d. H.

daß wir in das gemeinſte Detail der Zahlen eingehen! — Doch wir wagen auch dieß — und vielleicht fällt manches Korn auf ein fruchtbares Land.

Wird nicht der höhere Staatsbediente im Civil- und Militairſtande von ſeiner Beſoldung jährlich 5 Thaler miſſen können, wenn er dieſen Poſten in ſeiner Spielkaſſe verrechnet, und bey Legung dieſer Rechnung immer der Kunſt einen freundlichen, dem Spiel einen einzigen ernſten Blick weiht? — Wird nicht der Guthsbeſitzer eine gleiche Summe auf ſein Ritterguth anweiſen können, wenn er jährlich 5 Stunden ſelbſt bey ſeinen Dreſchern verweilt, um ihr Stroh zu unterſuchen, auch dieſes Verfahren auf ſeine Lehensfolger vererbt? — Wird nicht der Pfarrer 6 gGr., der Schullehrer 3 gGr. beytragen können, wenn beyde künftig keine Stolgebühren mehr aus falſcher Wohlthätigkeit verſchleudern, und nur alle Jahre ein Exempel bey einer Kindtaufe, Hochzeit u. ſ. w. ſtatuiren? — Wird der Juſtizbeamte über 8 gGr. fehlende Sporteln kla-

gen, wenn er sich freundlich beredet, er habe einmal einen Termin, (der wohl nicht registrirt seyn müsse) mündlich abgethan, und zwey arme Teufel, die sich verglichen, mit dem gnadenreichen „geht nur hin!“ entlassen? — Wird nicht der ehrliche Schulze 3 gGr. entübrigen, wenn er sich recht ernstlich vornimmt, keinem Steueranten mehr den Bruch hinter den Pfennigen zu schenken, die Späne beym Gemeindebauwesen dem Zimmermann und seinen Fröhnern bey Zeiten aus den Klauen zu reißen, und von jetzt an in der Gemeinderechnung nichts mehr der mündlichen Tradition zu überlassen, sondern augenblicklich alles genau aufzuschreiben, bis auf den Heller, welchen er liederlichen Bettlern aus der Kasse verabreicht? — Und, wer zählt die Mittel, wer berechnet alle Fund- und Goldgruben zu unserm Schulfonds, die in dergleichen Regeln schon allein für alle redlichen, aber unaufmerksamen Rechnungsbeamten liegen? — Wird ferner der Pachter seiner Gemeinheit oder seinem Herrn den Pacht wegen 5 Thlr. Erhöhung aufsagen, wenn

dieser

dieser ihm die Regel, die wir oben dem Guthsbesitzer gaben, auf eine humoristische Art beybringt? — Wie mancher schlichte Handwerker in der Stadt gönnt sich doch des Jahres etliche mal eine ländliche Sonntagsfahrt mit seiner Familie. Sollte denn wohl seine liebe Hälfte zürnen, wenn er ihr einmal zuruft: „Ein Vergnügen zu Fuß geht lustiger ins Blut, als ein Spaß in der Kutsche, mit dem wir der Kunstschule den Zoll verfahren?" Gewiß, bey diesen Gesinnungen fährt er heute nicht; — und selbst die Gefahr, mit dem jüngsten Familienzweige streckenweise so wie Hogarths Blaufärber verfahren zu müssen, hält den Braven nicht ab, seine Verdienste um die Kunst auch im sauern Schweisse seines Angesichts zu verdienen!

Kann nicht endlich jede, auch die kleinste Dorfgemeinde 1, 2, 3, 5 und mehrere Thaler jährlich für die Schule gewinnen, wenn sie nur einen einzigen Morgen Gemeindehuth, Rasen, Trift u. s. w., aus der gemeinschaftlichen Unordnung zieht, anbaut, oder

verpachtet? — Diese Gemeindeanstalten könnten hier und da, wo der Staat freundlich wäre, für das Institut so wichtig werden, daß wir hier noch einiges darüber sagen möchten. Wie viele Quellen giebt's für eine Gemeinde, auffer ihrer zerrütteten, oft kaum existirenden Kasse! — Sollte denn nicht in so manchem Dorfe wenigstens Ein Pfarrer, Guthsbesitzer, Pachter, Justitiarius, Schullehrer, Chirurgus, Schulze, Bauer u. s. w. leben, der seine Nachbarschaft nicht nur von unserm Vorhaben unterrichtete, sondern auch (da bekanntlich die Landleute auf alles was nur Unterricht, Schule, und besonders Musikschule heißt, recht eigentlich erpicht sind) sie auf den Nutzen aufmerksam machte, der hieraus ihren und seinen Söhnen erwachsen kann und wird? — Die Hoffnung hierzu ist uns so wichtig, als die, daß jede Obrigkeit, wenn man sie nur anruft, gewiß gerne zu solchen Anstalten Erlaubniß ertheilen, ja da, wo es von Nutzen seyn könnte, selbst

Veranlassung geben werde. *) — Man bringe z. B. in einer Gemeinde zum Vorschlag, von jeder Taufe, Hochzeit und Leiche einen sogenannten Kunst- oder Schulgroschen zu erheben; Wer wird sich weigern? — Dreymal ist doch wohl gewöhnlich jeder Mensch im Leben gerührt, also fähig und geneigt, der Kunst ihren Zoll zu entrichten: Einmal, wann der Mutterarm ihm das neugeborne Kind seiner Jugendkraft entgegen hält; Einmal, wann er oder die Seinen in den schönen Vertrag treten, welchen die Ei-

*) Man muß es denn doch auch den deutschen Staaten einmal öffentlich sagen; daß Frankreich mehr als dreissig Lycéen besitzt, worin mehrere tausend Zöglinge ihre Bildung ganz frey von der Großmuth der Nation empfangen. Muß dieß nicht die Dankbarkeit und Vaterlandsliebe vieler Tausende bis zum Enthusiasmus erheben? Wo hat Deutschland nur etwas Aehnliches? — Es ist edel, daß man z. B. die Armuth unterstütze; aber es ist wenigstens eben so edel, daß man die Erziehung befördere.

A. d. H.

vilisation, unter der Garantie der Freyheit, mit dem Trieb abschließt; und Einmal, wann er, im Scheiden von Vater, Kind, Gatten oder Freund, den Blick nach jenen geheimnisvollen Grenznebeln richtet, welche undurchdringlich zwischen Zeit und Ewigkeit wogen! In diesen Momenten mag er an die Kunst erinnert werden! — Wir finden in einer solchen Abgabe eine gewisse pragmatische Dezenz. Sie ist die ernste Taxe auf Leben, Glück und Tod; sie gehört der erheiternden Kunst —, der Mensch bringt sie ihr unter — Thränen.

Jeder Deutsche, der hier vorschlägt, räth, veranstaltet und hilft — der sey uns gesegnet und verbrüdert! Man sey nur nicht müßig — man thue nur sogleich Etwas — man trage vor, hüthe sich vor Zwang und Ueberredung, und begrüsse, wo Erlaubniß nöthig ist, die Obrigkeit; sie ist gütig, und — der Deutsche liebt die Kunst!

Sollte unser Plan dennoch fehlerhaft seyn — sollte die schöne Hoffnung durch Lauheit,

oder irgend einen traurigen Zufall vereitelt werden, dann ernennen wir hiermit da, wo einige Subskriptionsgelder bereits eingegangen sind, überall zu Erben der Kunst — die Elenden.

Diesem gemäß bitten wir jeden Subskribenten, auf seinen Beytrag für immer zu verzichten, und denselben eventuell für die Armenanstalt derjenigen Mutterstadt zu bestimmen, wohin er ihn sendet. Hierüber hat aber jede Stadtkommißion ebenfalls Rechnung durch den öffentlichen Druck abzulegen; und keine darf über dergleichen Gelder zum Nutzen der Armen eher disponiren, als bis wir deshalb dem deutschen Publikum im allgemeinen Anzeiger der Deutschen Nachricht gegeben haben.

Gelingt unser Plan, und ist einst die Schule so vollkommen fundirt, daß sie als selbstständige Akademie frey fortzuwürken vermag — auch dann sollen jene wohlthätigen Schulkommißionen für immer fortbestehen; aus der Fülle unserer Schule soll dann in jeder Mutterstadt eine himmlische Tochter des Mitleids

erblühen: die Thränen der Waisen zu trocknen, die verlassene Wittwe zu trösten, den verschämten Armen sanft emporzuheben, die sinkende Menschheit zu ergreifen, und des Elends auf deutscher Erde weniger zu machen!

Nur einer würdigen, sichern Hand bedarf der edelmüthige Reiche — ja oft der großherzige Arme in Deutschland, um darein die Gabe der Wohlthätigkeit, den Opferpfennig der Bruderliebe niederzulegen. Der Edle will sich nur überzeugen, daß seine Gabe nicht an die Nichtswürdigkeit verschwendet werde. Aus Mangel an dieser Ueberzeugung werden, so wie überall, auch in Deutschland noch zahllose Gutthaten unterlassen. Es fehlt uns an einem allgemeinen Depositenkasten — und gerade durch unsere Anstalt kann ein solcher hergestellt werden.

Der weitere Plan, wie auch bey diesen töchterlichen Anstalten jedem würdigen Deutschen seine Ansprüche gesichert seyn können, soll von uns im Heiligthum der Schule hinterlegt, und einst zur seligen Zeit seines Erwachens — wann vielleicht unser Leben längst schon in die

Elemente verstäubt seyn wird — von der Schule ans Licht gestellt werden. — Wer spricht den Werth jener Freuden- und Dankesthränen aus, oder mißt ihre Zahl! — So ist mit dem ächten Sinne der Kunst alles Höchste leiblich verwandt!

Und nun — Ihr Bürger dieser Zeiten — dünkt Euch das Ziel noch zu hoch? — Kleingläubige! Jeder bringe doch seine Handvoll Erde, wir verbinden sie durch die Kunst zum erhabenen, unerschütterlichen Felsen; auf seinem Gipfel fassen und halten wir bald siegreich das hohe Ziel: Fürs Vaterland!

Wir scheiden endlich! — Aber, unsere Erscheinung sey kein matter, wankender Geist, der beym ersten Aufrausch kühler Morgenlüfte in molkige Farbe zerfließt, und mit den eilenden Schwingen der erhitzten Sommernacht wieder entflieht — nein, sie werde Euch, Deutsche, zum Bild des theuern, todtgeglaubten Jugendfreundes, welches helllebend vor unsern Morgentraum hintritt. Wir erwachen nur in elegischem Lächeln; aber —

die holde Gestalt ist geblieben! Seht, sie öffnet röthliche Lippen des Lebens! „Ich war nicht todt, ruft sie, die Schlacht verderbte mich nicht; ich lag nur ohnmächtig im Getümmel des Mords!“

Auf, ihr heiligen Genieen der Göttin! Werdet zu schönen Träumen, die kein deutscher Mann je wieder vergißt! — Tretet hin zum keuschen Lager von Germaniens blühenden Frauen, und zu jenen geheimnisvollen Ruheplätzen, wo die rosige Unschuld in der Ahndung künftiger Liebe schlummernd glüht! Entzündet den Busen nieentweihter Schönheit; macht die lieblichen Funken jener Augen von Morpheus Fesseln frey; leitet die Blicke hin zum Lande schöner Formen, zum Aetherstrom der Farben; und im Verschweben entwehe euern Schwingen Ton der Unsterblichkeit, und Cäcilia's reine Psalmodie! Ihr Erwachen sey süsser und schmerzlicher als aus dem Frühtraume der ersten Liebe. Auf daß man eurer nimmermehr vergesse!

Ja, Ihr deutschen Frauen, hier ist Euer lieblichster Würkungskreis. Dieß heitere Reich

ist

ist das Eurige — es ist das Reich der Schönheit — das fabelhafte Land der Liebe! — Und will schon die Zartheit eurer Sitte, die Feinheit eurer Blüte, daß Ihr, ach, nicht mit in unserm Tempel wohnet: so ist doch Euer inniger Antheil an diesem Beginnen eine Hauptsorge unseres Plans. — Herrliche Gestalten! seyd ihr nicht schon die heiligen Musageten der Welt, vom leuchtenden Osten bis zum rothen Thor des Abends? Allüberall verbreitet Ihr Reiz; und jeder Eurer holden Erscheinungen werden die Kinder unsers Tempels festlich entgegenjauchzen.

Ihr Söhne der Kunst, ruft dann die Deutschen herbey — ruft, so lange die Zunge sich in ihren Bändern bewegt! Eure Stimme werde zum mächtigen Schall des Lärmhorns über die deutsche Welt! Sie sey, wie ein Schrey der Trompete — sie fahre, wie Wetterleuchten, über die große Nacht von tiefen Tönen hin — sie überblinke, wie der erste Sonnenstrahl, das ganze Meer von Mittelstimmen!

Ach, Brüder des Vaterlands! Seht, sie kommen dort — dort wallen sie hervor, die Glanzgestalten des Alterthums! Sie schweben auf dem Morgengewölk der indischen Fabel daher! — Gesänge der Vorwelt — Griechenlands Licht — Töne des Orients umfliessen sie. —

Vater Homer, Unsterblicher! — Pygmalion, Apelles, ihr Liebende! — Orpheus, Sieger der Natur: all Ihr Geweihte der Kunst! Welche Menschenbrust schwillt Euch nicht freudig entgegen? — Seht, wir haben die Reste gelegt — schon steigt der Mauer Grund tief aus dem Abgrunde herauf — und der Platz ist geschmückt: Laßt uns den Festgesang beginnen —

Ha, Glückauf! Wer bist du, grosse Gestalt? Du brichst, ein lächelnder Riese, über die Gefilde fröhlich herein? — O, meine Seele erkennt dich — „Sohn der Phantasie". — Auf, und wälze uns den Eckstein heran, du starker Geist von Stratford!

Nachricht

des Herausgebers.

Ich habe an dieſem Plane meines Freundes nur das Wenige abgeändert, was die Momente der Zeit gerade nothwendig machten. — Er gehe dann hinaus in die Welt — und mögen die Deutſchen ihn ſo warm und herzlich aufnehmen, als der Verfaſſer ihn gab! Er durchreiſe, wie unſer Reiſender, die Fremde — er finde eine ſchöne Heimath! — Es ſey gewagt!

Manches freundliche Wort iſt ſeit kurzem über die Sache geſagt und geſchrieben worden. Manche Hoffnung ſchimmert uns ſogar aus der Ferne entgegen. — Schon dieß iſt erfreulich und — dankenswerth.

Kunſtfreunde, welche Nachricht vom weitern Schickſale dieſes Planes zu geben haben, werden erſucht, ſolche an den Kabinets-

sekretär Wagner in Sachsen-Meiningen gelangen zu lassen.

Geschrieben in der Michaelismesse 1807.

Ende des ersten Bandes.

Bey der Verlagshandlung dieſes Werks, der Hanisch'ſchen Buchhandlung in Hildburghauſen, iſt noch erſchienen:

Wagner E. Wilibalds Anſichten des Lebens ein Roman in 4 Abthl. 2 Bde. 8 2 thlr. 4 gl.

Emricks Gedichte 8. 1808. 18 gl.

Heims G. L. geolog. Beſchreibung des Thüringer Waldgebürgs 2 Bde. in 5 Abthl. mit Kupfern 1796 — 1806. 5 thlr. 12 gl.

Laurop C. P. Grundſätze der natürl. u. künſtl. Holzzucht gr 8. 1803 1 thlr. 16 gl.

Lotz J. Fr. E. Ueber den Begriff der Polizey u. den Umfang der Staatspolizeigewalt gr. 8. 1807. 2 thlr. 12 gl.

Schultes J. A. v. Hiſtoriſche Schriften und Sammlung ungedruckter Urkunden zur Erweiterung der deutſchen Geſchichte u. Geographie des Mittelalters 2 Thle. gr. 4. 3 thlr. 4 gl.

Schöpf G. hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung des Hochſtifts Würzburg gr. 8. 2 thlr. 8 gl.

Schmidt K. E. Ueber Vertheilung der Kriegsſchäden u. d. Einquartir. insbeſ. 8. 1808. 1thlr.

— kritiſche Einleitung in das geſammte Recht des franzöſiſchen Reichs u. deſſen Abweichungen vom römiſchen, gemeinen teutſchen u. preuſſiſchen Rechte 1r. B. gr 8. 1808.

Beyeri C. Supplementa ad I. E. I. Mülleri Promtuarium juris novum ex legib. et optimor. Ictor. tam veter. quam recentior. ſcriptis ord. alph. congeſt in uſum poſſeſſor. primitiuae editionis IV. Volum. 8. maj. 1804. 9 thlr. 12 gl.

Bundſchuh J. K Grundriß zum Vortrag der vaterländ Erdbeſchreibung und Geſchichte in Franken gr. 8. 1806. 16 gl.

Ernestine J. H. M. geographisch-statistischer Ueberblick von Sachsen d. i. v. d. Zustand und den Veränderungen der Chur- und Herzogl. Sächßl. Länder. Mit Tabellen. Voraus Deutschlands Geschichte 8 1803 20 gl.

Fabers, J. C. G. historisch-topographisch-statistische Nachrichten zur sächsischen Geschichte, mit einem Chartario von 361 Diplomen in chronologischer Ordnung, und andern Urkunden von Nro. 1 bis 48. 4. 793 1 thlr. 16 gl.

Genßler, J. A. die Welfen. Eine Abhandlung zum Beweiß der Abkunft des königl. Hauses Preussen von dem blühenden ältesten Königsstamme der Welt. Mit der Grundlage zu einer künftigen Geschichte des Fränkischen Gaues Grabfeld. Mit 7 Stamm- und Ahnentafeln, gr. 4. 801 1 thlr. 12 gl.

Leroy's Alph. Heilkunde für Mütter, oder die Kunst Kinder zu erziehen und zu erhalten. Aus dem franz. mit Anmerkung von Ch. Ph. Fischer. Mit 1 Kupf. gr. 8. 1 thlr. 16 ggl.

Nachrichten und Auszüge aus den Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris. Aus dem französischen übersetzt. 2 Bände gr. 8. 1796 4 thlr. 22 gl.

Cointereaux, Frz. Schule der Landbaukunst, oder Unterricht durch welchen jeder die Kunst erlernen kann Häuser von etlichen Geschossen aus bloßem Erd- oder andern sehr gemeinen und höchst wohlfeilen Baustoff, selbst dauerhaft zu erbauen. Aus dem französischen übersetzt. Mit Kupf. gr. 8. 793 1 thlr. 12 gl.

Man bittet folgende Druckfehler zu verbeſſern.

S.	14	Z.	2	von oben ſtatt Heimah lies Heimath.
S.	111	Z.	3	— — ſtatt Wonnefühl lies Wonnegefühl.
S.	142	Z.	12	— — ſtatt begränzen lies bekränzen.
S.	375	Z.	16	— — ſtatt Feundſchaft lies Freundſchaft.

Reisen

aus der Fremde in die Heimath

Herausgegeben

von

Ernst Wagner

Zweyter Band.

Nebst einem Kupfer und Notenblatt.

Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

1809.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſter Brief.

Stromberg am 1. Sept. 1813.

Und dennoch, mein theurer Freund, dennoch ſoll ich ihn heben — den letzten Schleyer, der noch eine einzige kleine Stelle in meinem Leben bis zu dieſem Augenblicke vor Dir verbarg? — Es ſey! — Aber, er hätte ja ſelbſt vor meinen eignen Blicken jene heiligſten Sterne meines Lebens ſtets in wunderbare Dämmerung ein — und ſo werd' ich es wohl ſchwerlich vermögen, Dir eine Begebenheit ins Licht zu ſtellen, deren Aufklärung vielleicht mein Verhängniß von jeher für eine andere Welt aufſparen wollte.

Indessen macht der edle Stromberg es mir zur heiligen Pflicht, — gegen Dich, ihn und mich selbst — daß ich eifrig an dem arbeite, was er meine Ruhe nennt — daß ich mein Herz „ausschreibe", und durch Schreiben und Erzählen mich auf Klothildens Wiedererscheinung vorbereite. — Um die Zeit der Weinlese soll diese erfolgen. Dann wird auch Stromberg mit Julchen getraut werden.

Ueber unsre Reise hieher sag' ich dir künftig einmal Etwas. Von meinem jetzigen Aufenthalt in dieser reizenden Villa nur so viel: ich habe hier — auch nach allem was ich schon wußte und erwartete — doch gar Manches gefunden, wozu mir vorher Niemand Hoffnung geben konnte, weil es eben unbeschreiblich ist, und weil man es nur selbst finden kann. So erblicke ich mich z. B. sehr oft — mitten in meinen Träumen von dem, was wir Beyde mit der gesammten übrigen guten Menschheit gewöhnlich „fromme Wünsche" nennen — hier plötzlich mitten in einer dem Schritte dieser Erdenzeit

vorausgegangten göttlichen Erfüllung? — Ich will Dir dieß deutlicher zu machen ſuchen, lieber Auguſt. Viele Leute (vielleicht ich und Du ſelbſt) glauben, es müſſe (da doch dieſe Welt im Ganzen ſich unſtreitig von Tage zu Tage immer mehr der Vollkommenheit nähert) irgend einmal auf Erden eine gewiſſe goldne Zeit kommen, in der es zur gewöhnlichen Ordnung der Dinge gehöre, daß zum Exempel der Tagelöhner von ſeinem Dienſtherrn vollkommen geachtet und bezahlt werde, weil er dem Dienſtherrn vollkommen redlich und gut arbeitet — daß Jener gerade ſo glücklich und beſonders ſo reichlich leben könne als Dieſer, weil Beyder Leben nur noch in Rückſicht der gewohnten oder ſelbſtgewählten Art, nicht aber in Anſehung der Fülle ihrer Exiſtenz verſchieden iſt — daß von einem gewiſſen Acker das, was er hervorzubringen fähig iſt, auch wirklich erzielt, vollkommen richtig und gut aufbewahrt, beſchützt, bearbeitet und benutzt werde — daß man keine andern als vollkommen gute und richtig zubereitete Speiſen und Getränke zu Kauf erhalte (daß man alſo wirklich Bier oder Wein, und nicht ſtatt deſſen ſchmuzige

Jauche, Essig, oder Gift kaufe) — daß jede Waare in dem Wesen, welches der öffentliche Verkäufer von ihr angiebt, ächt sey — daß also — — doch genug! Denn ich komme zu sehr auf das Allgemeinere — und davon werde ich Dir nächstens ein Mehreres vorphantasiren.

Aus dieser herrlichen Zukunft (in welche uns Gott bald hinüber helfen wolle — und die, bey'm Lichte besehen, doch nur ein großer Fortschritt in der unendlichen Welt-besserung seyn wird!) finde ich nun hier bey meinem Stromberg so viele liebliche Bilder schon in die Gegenwart herübergezaubert — überall trifft mein Sinn auf so ganz vollendete Dinge und Einrichtungen, (die freylich vielleicht noch zur Zeit nur in diesem redlichsten aller Geschäfte — das der Mensch mit der Natur macht — möglich sind) daß ich mich wirklich sehr oft mit sanfter Rührung an die paradiesische Heimath der ersten Menschen erinnert fühle.

Wir sind übrigens hier unbekümmert darum, ob die Donner des Krieges bald, vom

Rheine her, über uns hinrollen werden, oder nicht; und unser nachbarliches Leben mit Julchen und ihrer Familie ist ungemein ruhig und anmuthig. Stromberg lebt wieder ganz für seinen großen Beruf auf, und — mit welcher Liebe und Würde macht sich die holde Braut dazu bereit, seine Gehülfin zu seyn!

Möge auch in Deinem Busen der Friede des Himmels walten, mein August — und mögest Du diese Blätter in so friedlicher Ruhe lesen, als ich sie — beginne!

Das vierzehnte Jahr meines Lebens war dem Ende nah. Vater und Mutter waren hinübergeschlummert. Ich hatte schon manches erfahren, viel gelernt, sehr viel gelesen. Mein köstlichster Erbtheil war ein warmes Herz, eine ewige Heiterkeit, ein leichter, jugendlicher Sinn. Ueberall schwebte mein Fuß über Rosen daher, und der Busen trank die Freude aus allen Lüften des Himmels ein. — So kam ich zu einem Ver-

wandten, der in einem obern * * Amte angestellt war, und ein herrlich aufgehügeltes Landschloß mitten in den Tiefen des * * * waldes bewohnte. *) Ich fand ein sehr liebenswürdiges Ehepaar, und zwey Töchter, welche hier die feinste, landliche Erziehung genossen, und die ich um so lieber hatte, da sie Zwillinge, und mit mir an einem Tage geboren waren.

Hier sollte ich zwey Jahre bleiben, um mit meinem Kopfe noch allerley Vorübungen zur Akademie anzustellen und die Bibliothek meines Vetters zu benutzen. Es war ein eigner Hauslehrer da, ein trockner, aber gründlicher Gelehrter, den ich mit einer herrlichen Laune sehr bald für meine Zwecke bearbeiten lernte. Ich wählte mir sogleich gewisse für meinen täglichen Selbstunterricht bestimmte Stunden, und hielt diese so lange sehr richtig, bis ich den poetischen Theil von

*) Wir waren genöthigt, von hier an die meisten Namen des Manuskripts wegzulassen oder zu verändern.

A. d H.

meines Vetters Bibliothek entdeckte, in dessen alleinigem Genusse ich mich nun gänzlich verlor. Meine übrige Zeit — es war noch Winter — brachte ich meistens in Gesellschaft meiner Cousinen zu; und ich war dort, selbst bey ihrem Unterrichte, stets willkommen, da ich diesem durch meine immer dazwischen- und mitarbeitende Lebhaftigkeit ein ihnen bisher unbekanntes Interesse gab. Beyde wurden mir von Herzen gut. Ich selbst konnte in Rücksicht meiner Liebe zu ihnen fast keinen Unterschied zwischen beyden, wiewohl eigentlich die jüngere gleich anfangs mir die innigste Zuneigung bewies.

In mancher Woche sahen wir fast alle Tage Fremde auf dem Schlosse, weil mein Vetter reich, und in der Nachbarschaft geliebt war. Am frohesten fühlte ich mich aber doch im alleinigen Kreise der Familie; und meinen eigentlichen Liebling fand ich in dem dritten und jüngsten Kinde des Hauses, einem achtjährigen Sohne, dem schönsten und zugleich besten Knaben, den ich jemals sah, und den wir alle — doch hauptsächlich die Schwestern und ich — mit einer Leidenschaft liebten, vor

deren Heftigkeit das arme Kind sich oft kaum zu retten wußte.

Daß mir diese Familie mein ganzes Herz abgewinnen werde, vermuthete ich schon am Tage meiner Ankunft, und zwar bey Gelegenheit folgender Anekdote, die mir unvergeßlich bleibt. Mein Vetter hatte bey Tische von der Nothwendigkeit gesprochen, daß Jedermann seinen Geldvorrath immer selbst kenne, in Ordnung halte und genau und sicher aufbewahre. Als wir gegen Abend versammlet waren, kam der Kleine und sagte sehr angelegentlich: „Jetzt will ich euch allen zeigen, wo ich mir nun mein Geld aufbewahrt habe — und gewiß recht sicher, lieber Vater!"

„Uns allen willst Du es zeigen?" lächelte dieser, und nahm uns alle, und auch einen fremden Bauer, der so eben ein Geschäft bey ihm beendigt hatte, mit hinaus auf den Vorplatz, wo der Knabe seine That kund machte. Dort hatte er nemlich in das viereckige Loch eines öffentlich hervorragenden Hausbalkens seine kleine Baarschaft eingelegt und ein Pa-

ckelchen von Holz künstlich darübergepaßt, mit folgender Innschrift, die gar schön und deutlich geschrieben war: „Jedermann wird recht sehr gebeten, diesen Deckel nicht zu öffnen. Anton * * *."

Wir alle lächelten anfänglich, und die klugen Mädchen lachten. Aber der Bauer sagte: „Ach, du lieber, großer Gott!" und blickte wehmüthig auf das Kind, zog seinen Huth nochmals vor diesem ab und gieng schnell fort. Und der Vater hob das Kind zu seinen Lippen empor, stellte dann das stolzlächelnde wieder vor seinen wohlaufbewahrten Schatz hin, und winkte uns mit bewegter Miene ins Zimmer zurück.

„Lacht nicht über euern Anton, sprach er zu den Schwestern) weil der gute Junge für die Sicherheit seiner Schätze noch keine festeren Schlösser und Riegel kennt, als diese herzliche Empfehlung, diese glaubensvolle Bitte an die Menschheit, an alle seine Brüder, welchen er in dem seligsten Wahne vertraut, der jemals ein Kinderherz beglückt hat! Da seht ihr nun, welch ein heldes,

reines, köstliches Geschöpf der Mensch in seiner Unschuld ist! — O Anton, ich will diesen Zug deines Gemüthes aufbewahren — ich will diese Geschichte niederschreiben — Du sollst sie einst lesen, wann ich nicht mehr bin — und da wirst Du mit Wonne fühlen, welch ein schöner, unbefleckter Mensch Du einst warst! — Ach, wehe dem Elenden, — o daß er nie geboren, oder in des Meeres tiefsten Grund versenkt wäre! — der Dich einst zum erstenmal zu betrügen — der den himmlischen Glauben an die Menschheit mitten im Heiligthume deines schuldlosen Herzens zu morden wagt! — Und — wer will denn nun das traurige Geschäft übernehmen, unsern Kleinen vor dieser schrecklichen Stunde zu warnen, die — nicht ausbleiben wird? Ich vermag es nicht — heute nicht!"

Sanft drückten die Zwillinge ihre nassen Augen an der gerührten Mutter Brust, und ich Fremder übernahm es mit wehmüthigem Pflichtgefühle, dem guten Anton über seine Ideen von Sicherheit die Augen möglichst sanft zu öffnen.

Mir war an jenem Abend, als sey ich unter Engeln, da wir in der Dämmrung so sinnig umhersaßen, und die drey schönen Kinder auf dem bunten Teppiche des Zimmers vor mir spielten und sich küßten, vom hellen Lichte des Vollmondes durch's hohe Fenster angestrahlt und wunderschön erleuchtet! Schüchtern, aber froh wie selige Geister, lächelten die Unschuldigen schon zuweilen den neuen Gespielen an, und zogen ihn endlich auch mit in das Gewinde ihrer zarten Umschlingungen — und dort im Glanze des schönen Himmelslichtes blühte mein Herz zu einer namenlosen Geisterlust auf — Engel spielten mit mir — Engel des Himmels schwammen in den Mondstrahlen auf und nieder, und ich fühlte mich göttlich emporgetragen von den Fittigen der Andacht.

Ach, ihr wonnevollen Frühlingsstunden! O des seligen Zeitalters, da der Mensch noch allnächtlich unter kindlichen Gebeten harmlos und froh in seinem Gott entschlummert, und — so wie das Licht der Thauperle am Morgen sehnsuchtsvoll dem Sonnenlande wieder zueilt — in den gottgesandten Träumen

der Nacht den irdischen Leib geflügelt verläßt, und glorreich hinüberzieht in die Auen der Geister, und dort dem Lichtbilde Gottes kindlich naht, und Wünsche vor ihm aushaucht, sind vergeht in den Wonnen unmittelbarer Erhörung — und noch selig weinend unten wieder erwacht im Morgenrothe seiner Erde!

Eins machte mir zuweilen Unruhe. Von meinem Fenster aus sah ich im fernen Thal eine kleine Meyerey hinter einer lustigen Waldecke hervorblicken. Dort wohne (sagte mir mein Vetter) eine katholische Wittwe. „Sie gehört (fuhr er mit Nachdruck fort) unter die Stillen im Lande. Brav, gut und redlich ist sie allerdings; aber ich halte sie für überbildet, für eine Schwärmerin, eine Seherin. Wir haben unsern vormals sehr vertraulichen Umgang mit ihr einst durch eine freundschaftliche und von beyden Seiten freywillige Uebereinkunft abgebrochen. Ich wünsche, daß es so bleibe, da wir schlechterdings nicht zu einander passen, und da meinen Töchtern ohnehin ein gewisser Hang zur

Schwärmerey eigen ist, den ich nicht zu verstärken wünsche. Daher bitte ich auch Dich, mein Freund, daß Du auf keine Weise eine Erneuerung dieser Bekanntschaft veranlassest, sondern lieber dasselbe beständige Schweigen über jene Familie beobachtest, welches Du auch an uns bemerken wirst. Meide aus Liebe zu mir jenes kleine Plätzchen — die ganze übrige schöne Gegend steht Deinen Wanderungen frey."

„Eine Seherin!" wiederholte ich jeden Morgen an meinem Fenster — und täglich schaute ich mit höher gespannter Begierde hinüber — und täglich erschien mir jenes schwarze Schieferdach dunkler und bedeutender, das weiße Gebäude heller und der Felsenrücken mit dem jungen Fichtengezweige, der es zum Theil verbarg, romantischer! Dort lag — so glaubte ich — etwas Großes verborgen — dort schien das Geheimniß zu wohnen — in jenem Dunkel vermuthete ich wunderbare Antwort auf so manche geheime Frage des Lebens. — Doch die Achtung für eine so ernste Bitte meines Verwandten hielt beständig alle weitere Fragen und Erkundigungen in mir zurück.

Aber, wie hätt' ich mir es versagen können, täglich aus der Ferne nach dem verbotnen Wohnorte hinzuspähen! Alle umherliegenden Berge, Felsen und Hügel bestieg ich — keiner gewährte mir eine Ansicht jenes Ganzen; — auf einigen sah ich nicht einmal so viel, als von den Schloßfenstern aus — und die meisten waren ganz mit dickem Walde bewachsen. — Einst gab ich mir große Mühe, bis auf die Spitze eines Waldhügels vorzudringen, welcher sich zunächst über jenem Landhause (man nannte dieses das kühle Thal) empor zog. Obgleich Bäume und Sträuche noch unbelaubt waren, so fand ich doch alles so dicht in einander verwachsen, daß der kleine leere Platz, welchen ich in der Mitte zu entdecken glaubte, von allen Seiten, selbst für das Wild, unzugänglich schien. Da es aber einmal mein fester Wille war, auf diesen Platz zu gelangen, so blieb nichts unversucht — und wirklich erblickte ich zuletzt auf einmal eine Art von Pfad, der sich zwischen zwey Felsenstücken durchwand, von welchen das eine so dicht hinter dem andern stand, daß man den bequemen Durchgang,

vor den eine alte Planke gestellt war, nur in der Nähe entdecken konnte.

Ich betrat einen kleinen fast runden Platz, mit Gras eingefaßt, mitten von zierlichen Schlangenpfaden durchkreuzt und mit allerliebsten Beetchen angelegt. Der Schnee mußte längst von dieser warmen stillen Höhe abgeschmolzen seyn; denn die schöne Rasenbank fieng zu grünen an, selbst im Gras umher erblickte ich an vielen Stellen schon blühende Büschel von Schneeglöckchen und das hervorstechende Laub der gelben Sternhyacinthe. Bey näherer Betrachtung entdeckte ich sehr interessante Dinge. Alle Beetstreifen zusammen bildeten das in die Runde herumgezogene Wort „Frühling.“ Mitten, in der obern Hälfte des h, ward so eben durch das herausbrechende Schilf edler Hyazinthen der Name Rosalie, in der untern Hälfte dieses Buchstabens Klara (die Namen meiner beyden Cousinen) sichtbar — und unter dem h, also in der Mitte des Platzes, beschrieben schmale Rasenstreifen voll Veilchen, deren gefüllte Knospen schon brünstig dem Frühlinge entgegenschwollen, den Namen

Lydia, der mir noch niemals so bescheiden und jugendlich blöde erschienen war, wie in dieser arkadischen Einöde.

Da man von meinem Platz unmittelbar in's kühle That hinabsteigen konnte, dieß aber mir verfagt war, so erklimmte ich schnell die hohe prachtige Haubuche, an deren Stamm unten die Rasenbank gelehnt war, um auf ihrem Gipfel endlich meine Sehnsucht zu befriedigen. Allein, das umherstehende, mit mir fast gleichhohe Dickig dieser ebenen Höhe verhinderte mich abermals, die Wohnung der Thalbesitzerin zu entdecken. Doch schaute ich in einen Theil ihres vermuthlichen Gartens hinab. Es schien ein trefflich angelegter Bezirk. Ich sah mehrere Partieen von ungeheuer großen Linden, Platanen oder andern Waldbäumen darinn. Die größte derselben stand selbst jetzt, unbelaubt, mit einem düstern Dunkel umgossen da, aus dessen Tiefe mir ein weißes Monument in die Augen schimmerte.

„Holde Lydia! (sprach ich, und sah wieder auf das freundliche Frühlingsbild unter

mir, und betrachtete ihre kleinen Fußtritte in den bereits neu gemachten rothen Sandwegen) Ich fühle es fest, du gehörst jenem Thale an, und damals weihtest Du deinen Freundinen dieses Sinnbild eines schnellverrauschenden Glücks, als die Eltern euern lieblichen Bund trennten."

Nur die zartesten Erstlinge des Jahres sollten diese kleine Anlage schmücken; denn für andere Blumen war wenig Raum mehr übrig. Aber mich, der hier gerade alle seine Lieblingsgeschlechter wiedererkannte, sprach doch allmählig, während der manchfachen Ansicht des Ganzen, überall eine so sinnvolle und anmuthige Ordnung der Verhältnisse an, daß ich wie bezaubert da saß. — Ueberhaupt war mir seltsam zu Muth auf diesem Baume. Rings um mich her jagte der alte Wallschnee in brüllenden Strömen die Thäler hinab. Von fernen Wasserfällen her tönte der Sturz zermalmter Felsenstücke schutternd dazwischen. Ueberall dehnten schwarze Waldungen sich in die Ferne hinaus. Am Horizont endlich ragte das blaue Hochgebirge mit seinen Gipfeln von ewigem Schnee empor. Neben mir auf einer

Seite das Schloß — ein warnender Wegweiser für die irren Ahndungen meiner unruhigen Brust — auf der andern das verbotene düstere Thal, melancholisch dämmernd unter'm Schatten dicker Wolken. — Nur mein kleiner Platz hier schimmerte mild, wie ein sonniger Aufenthalt des Tages, wie ein lichtgelbes Gezelt; und all die zarten Sprossen des Frühlings schienen sichtbar aufzubrechen, warmgeküßt vom freundlichen Strahl der Sonne. Alles Gewölk über mir stand stille, und kleine Singvögel hüpften und zirpten in allen Gebüschen umher, so weit meine liebliche Insel von Sonnenschein sich ausbreitete. — Hier athmete die erwachte Ruhe zum erstenmal wieder am Busen des neuen Frühlingslichts, und die Stille horchte lächelnd auf junge Waldesmelodieen.

Nach einiger Zeit weckte mich ein nahes Geräusch aus meinen Träumen. Starr, wie eine Bildsäule, blieb ich auf meinem Aste sitzen, als sehr ein Weib von hoher, majestätischer Gestalt langsam durch die Oeffnung hereintrat. Man konnte ihre Züge schön nennen. Ihr Mund war schwärmerisch freund-

lich. Aber das Auge blickte ernſt, und Todtenblaſſe bedeckte ihr Geſicht. Ich athmete kaum.

Sie betrachtete mit Wohlgefallen die Charaktere dieſer kleinen „Einladungsſchrift zum Frühling" und ſagte dann leiſe: „O welche liebliche Veränderung wirſt du hier nach den wenigen Tagen deiner Krankheit ſchon wieder finden, meine gute Lydia!"

Drauf nahm ſie allmählig eine nachdenkende Stellung an, zog ein kleines geſchriebenes Buch hervor, betrachtete dieſes lange, und ſchien unentſchloſſen über Etwas mit ſich ſelbſt zu kämpfen. — „Ja, es ſey — (rief ſie endlich mit Wehmuth aus, und hielt das Manuſkript empor) ich will dich verbergen in den Schooß der Erde — die Kinder dieſer Zeit würden dich läſtern — die Welt könnte deine Worte mißverſtehen! — Aber, meine Lydia wenigſtens ſoll dich kennen lernen — untergehen ſollſt du nicht — einſt wird mein Kind dich hier bey ſeinen übrigen Schätzen finden, wann ich nicht mehr bin!"

Bey diesen Worten näherte sich die Frau meinem Baume, räumte das dürre Laub von ihm hinweg, griff tief unter seine Wurzeln hinab und zog ein eisernes Kästchen hervor, welches sie durch den Druck einer Feder öffnete, und, nachdem sie das Buch hineingelegt, rasch wieder verbarg.

„Schlummre dann, bis der König des Schlummers mich und dich erweckt!" sprach sie jetzt bey'm Weggehen langsam, mit einem tiefaufseufzenden Tone, vor dem die Lüfte bewegungslos standen und die Sänger des Haines verstummten. Es war mir, als folgte ein Geistersäuseln ihren Schritten, und als zöge sie meine ganze Seele an unsichtbaren Ketten mit sich fort, hinab in das geheimnißvolle Thal.

Lange stritt ich mit mir selbst — aber auf einmal gaben ihre eignen Worte den Ausschlag. „Ja, ich will dich besitzen, denn ich fühle mich geweiht für deinen Innhalt!" rief ich aus, und im Augenblicke stand der Verwegne unten vor der Kluft des Baumes, zog den Schatz hervor und öffnete seine eiserne Behausung.

Nur im Fluge — denn ihre Geheimnisse blieben mir heilig — sah ich mehrere „an Lydia“ überschriebene Packete. Schnell verbarg ich alles wieder und flog den Hügel hinab. Das Buch war in meiner Tasche. Der Titel hieß: Gespräche mit der Gottheit. — Ich hielt mich in jenem Augenblicke für besser als die übrige gemeine Welt, also für würdig, dieses Buch zu besitzen, ja für eine Art von Eigenthümer desselben; daher beschloß ich, mich nicht zu übereilen, sondern es bey voller Muße zu studiren.

So tief mich anfänglich der Vorfall erschüttert hatte, so ruhig und von jeder Seite unschuldig und rein fühlte ich mich doch jetzt, als ich den Schloßwald hinaufwanderte, und um mich her das leise Charfreytagsgeläute aus den Fernen tönen hörte. Dieses matte Trauergetön, der finstere Wald voll hoher Edeltannen, vom blassen Sonnenscheine hier und da mild erleuchtet, und über mir ein milchweisser Himmel — alles das sagte mir

heute so innig zu! — Ein wallfahrender Bauer erhöhte meine Bewegung. Er schritt eben andächtig über den Kreuzweg zu der benachbarten Waldkapelle empor, und blieb stehen, um mich freundlich zu grüssen.

„Willkommen zum Frühlinge, guter Alter!" sagte ich, bewegt von Menschenliebe.

„Ja, (lächelte er) es ist ein schöner Charfreytag. Bekommen wir heute keinen Regen, so giebts wohl ein fruchtbares Jahr."

„Und warum das? (fragte ich) Sollte nicht heute die ganze Natur weinen?"

Der Alte schüttelte im Vorübergehen das Haupt. „Wenn der Charfreytag mild *) ist — sagten die Vorfahren — so soll das ganze Jahr alle Mildung nichts helfen, sondern die Erde bleibt hart und roh, wie die Menschen

*) Mild nennt der Landmann das Wetter, wenn es warm und naß ist. Am Charfreytage aber wünschten sich die Alten einen stillen, lieblichen und trocknen Tag.

an jenem Tage gegen den Heiland waren. Ist aber der heutige Tag trocken, so folgen ihm fruchtbare Regen —"

„Wie jenem großen Tage die ewigen Ströme von Reuezähren!" rief ich, innig erbaut, ihm nach, und sah, daß der andachtsvolle Mann die seinigen trocknete.

Dieß alles versetzte mich in eine der seligsten Stimmungen meines Lebens. — Ach, ein Herz voll Demuth, wie das meinige an diesem hohen Tage war — der einst jenen Besten unter Allen den Tod der schändlichsten Missethäter am Holze erdulden sah — o könnte ich ein solches Herz in den Busen der Stolzesten dieser Erde zaubern, wie rein sollte dann wieder die Sonne der Bruderliebe über die Welt heraufschimmern!

Glaube mir, guter Auguſt, meine Gedanken waren schon damals den Deinigen gleich, die Du mir erſt lange nachher in einem lieblichen Sonette sangſt, als Du einſt, nach einem trüben, gefahr- und mühevollen Winter, zum erſtenmal endlich wieder Deinem Lieblinge, dem Thüringer Wald, entge-

gewanderteſt, und gerade am Charfreytage ſeinen heiligen Schatten, ſeinen alten, zum Himmel aufſtrebenden Eſeltannen den erſten Frühlingsgruß entgegenhauchteſt. — Es war ein liebes Gedicht, und meine ganze Seele rief Dir da von neuem entgegen: „Er iſt auf ewig mein!“ — *)

Im Grunde hatte auch jener ehrliche Landmann ganz dieſelbe äuſſere Anſicht vom Charfreytage, wie ich ſie ſtets gehabt. Denn ich habe mir dieſes Feſt immer als einen ſtillen, (in meinem Sinne milden) grauen Frühlingstag gedacht, mit dem (und nicht

*) Da der Herausgeber das hier erwähnte Sonett des Freundes gleichfalls unter den Papieren ſeines Briefſtellers gefunden hat, ſo mag es hier um ſo lieber ſtehen, da es der bald darauf folgenden Vorſtellung des Jahres in gewiſſer Hinſicht zum Gegenſtücke dienen kann; denn ſo wie in letzterer eine allgemeine menſchliche Anſchauung durch das poetiſche Gemüth zum Bilde geſtaltet wird, ſo zeigt, umgekehrt, gegenwärtiges Gedicht, wie eine poetiſche Idee in der Anſicht eines ſeiner Natur nach faſt rein proſaiſchen, aber für alles Schönere, Beſſere

mit dem grünen Donnerstage) eigentlich die bessere Jahreszeit anheben müsse.

Aber, indem ich Verstehendes aus der Vergangenheit für Dich niederschrieb, ward ich

und Höhere empfänglichen und wahrhaft brünstigen Sinnes sich darstelle.

Der Thüringer Wald

am Charfreytage 180⁸.

Fern vom Geschlecht der vielgeschäft'gen Zwerge
Weht endlich mich der Hauch des Friedens an;
Ihr, die voll Sehnsucht meine Blicke sah'n,
Seyd endlich mir gegrüßet, heil'ge Berge!

Willkommen ihr auch, grünumforte Särge!
Noch starrt ihr ernst und schweigend himmelan;
Bald werdet ihr manch müdes Herz umfah'n,
Daß euer Schooß es, freundlichschattend, berge.

Und wo der Erd' entsteht des Waldes Krone,
Tönt jeder Lispel mir, ein Laut von drüben;
Voll Ehrfurcht beug' ich meine Knie dem Holze.

Still hier umschließt es das Gebein der Lieben;
Hehr prangt es dort, geweiht vom ew'gen Sohne
Zu Gläub'ger Trost, zur Warnung frechem Stolze.

aufmerksam auf die besondern Vorstellungen, die sich etwa dieser oder jener Mensch von den verschiednen Festtagen des Jahres und von einem ganzen Jahre selbst wohl machen könnte — und da finde ich denn, (vielleicht zu Deinem großen Erstaunen) daß ich mir das einzelne Jahr, nach seinen vier Zeiten, nach seinen Monaten, Tagen, Wochen, ja Begebenheiten, schlechterdings nicht anders und eher vorstellen kann, als in der Betrachtung und nach einer punktweise gemachten Aufstellung der Sonn- und Festtage desselben.

Ich lege meinem heutigen Briefe ein besonderes Blatt bey, worauf ich Dir wegen dieser Sache ein gewisses bestimmtes Stück aus meinem Gemüthe abgeschrieben und sogar gemalt habe. Vergleiche es nun mit Deinen eignen Vorstellungen, und mache mich dann mit dem sich ergebenden Resultate bekannt. — Künftig einmal mehr über diese Sache. Denn mich dünkt, so oft der Mensch es wagt, in die Tiefe seines eignen Gemüths hinabzutauchen, muß er auch irgend eine allgemeine Entdeckung mit heraufbringen and

zu Tage fördern, wenngleich dieſe erſt in der Folge erkannt wird. (So wie wir ja auch in der Kunſt z. B. auf die lichte, deutliche Auslegung aller unbegreiflichen Wunder der Muſik noch hoffen dürfen.) Nur muß er ſein Faktum vollkommen wahr und treu wiedergeben. Und dieß habe ich gethan.

Lebe froh, mein Lieber.

Beylage zum ersten Briefe.

Der Umlauf des Jahres,

ein Bild aus dem Gemüth eines Landpredigerssohnes.

(Erklärung des Kupferstichs.)

Die Form des auf diesem Grundrisse bezeichneten Kreises nähert sich am meisten dem Ovale. Nur der Wendepunkt im Norden bey'm Sonntage Misericordias Domini ist fast spitzig, und an der Westseite von Exaudi bis zum ersten Adventssonntage läuft die Linie gerade nach Süden hin.

Alle Hauptpunkte, die den Kreis bilden, und in welchen er sich eigentlich darstellt, bestehen in den vorzüglichsten Festen des Kirchenjahres. Einzelne Werkeltage und die weniger allgemein gefeyerten Feste erscheinen nur erst dann in dem Bilde, wenn ich diese oder

jene Gegend oder Woche mir länger und genauer vorzustellen suche. Die Sonntage bilden sich größtentheils ab; manche beynahe so deutlich als die Feste; die meisten in kleinerem Umfange; mehrere auch entweder sehr schwach, oder gar nicht. Die vier Jahreszeiten sind zwar auch dabey anschaulich, aber nicht nach ihren gewöhnlichen Regeln; auch kommen sie bald im Innern des Kreises, bald ausser demselben mit in's Spiel.

In Rücksicht der Form bilden die bemerklichen Sonn- und Feyertage, wenige ausgenommen, ein von außen wider den Kreis gestelltes Oblongum. Jedes dieser Festblätter hat seine besondere Farbe; so auch jede Gegend im Innern des Kreises. — Wollte ich von allen bisher beschriebenen Eigenschaften irgend eine, in Rücksicht der Gestalt oder Farbe, verändern, so würde mir sogleich der Punkt dieser Veränderung grell auffallen, und das ganze Bild wäre gestört. — Uebrigens spiegeln sich alle Formen und Farben, hauptsächlich aber das Ganze, im Gemüthe viel zarter, reiner und glänzender, als die Kunst es hier wiederzugeben vermochte. Besonders

offenbart sich mir die Farbe manches Festes zuweilen in einer so lichten, unaussprechlichen Schönheit und Frische, daß schon der Vorgenuß eines solchen Tages mich wahrhaft beglückt. *)

Ich empfinde das Ganze gewöhnlich, wie die abgebildete Oberfläche eines in die Länge verzognen antiken Rades ohne Speichen. In der Mitte ist eine Art von brauner Nabe bemerkbar, die aber keinen Arenpunkt hat, sondern nur eine leise Erhöhung, eine sanft abschüssige Kapselfläche bildet. Der Grund und Boden, um den der Kreis sich zieht, (oder auf dem er, still da liegend, sich ausdrückt) scheint Erde zu seyn. Doch zeigt sich auf ihr nichts, als eine zarte, schwache Farbe; keine Decke von wirklichem Rasen, Haide, Acker, Berg und Thal, sondern nur ebne und gefärbte Fläche. Auffer dem Kreise hingegen schließen sich um und an die Festtage überall

*) Ach, wo und wann mag wohl der Mensch endlich die himmlischschönen Farben wiederfinden, die so oft, von einem „Jenseits" herüber, das Spiegelmeer seines Gemüths durchschimmern?

Wiesengründe, Felder, (bey welchen sogar die Furchen und Grenzen oft sichtbar sind) Waldungen und ganze Landschaften an, in welche Umgebungen alle Festtage gleichsam eingerückt sind. Die Deutlichkeit dieser äussern Fläche verliert sich aber gar bald rings umher, so wie sich der Blick von der Kreislinie und deren Festtagen entfernt, in einer weit größern und ängstlichern Weitung, als die ist, in der wir uns gewöhnlich den Umkreis der Erde vorstellen. Dabey ist die obere Umgebung nicht blauer Himmel, sondern meistens weißliches Gewölk, welches da, wo es mit der untern Fläche (der Himmel mit der Erde) zusammenstößt, ringsum in einem schwärzlichen Dunkel sich vereinigt. Dieses alleräusserste Ende der Rundung (Weltende) ist eine, zuweilen fürchterliche Unendlichkeit, eine trostlose, ewig schweigende Oede, die aber verschwindet, sobald ich den Blick wieder auf die Nähe des lichten, freundlichen Kreises richte. Indessen hat auch jene Verschlossenheit zuweilen einige lichte Stellen, welche wie ein zerreissender Nebel aufgehen, und dann bis zu ungeheuern Fernen hin, herrliche Landschaften mit reinem Himmel entblössen.

In der Gegend von Pfingsten ist, wie ich glaube, eine solche Stelle — eine andere eben beym Peterstage — deutlich aber und fast immer bemerkbar ist diese Hellung unten, neben dem Sonntage Misericordias Domini hinaus.

Der Zuschauer oder Anschauer (Ich?) steht beständig im Innern des Kreises. Sein Standpunkt nähert sich meistens der Mitte, hängt aber sowohl von der Zeit, in der ich lebe, als von dem Feste ab, das ich eben betrachte. Gewiß ist es z. B. daß, wenn ich mir Ostern vorstelle, mein Standpunkt auf dem Platze *a* ist. Bey der Vorstellung des ersten Adventssonntages stehe ich meistens bey *b*, oft aber auch bey *c*, wo ich dann an der geraden Linie hinauf sehe. Einen Uebergang vom Advent zu Ostern, oder von *c* zu *d* (d. h. von Exaudi zu Estomihi) mache ich nicht gerade, sondern in einem Bogen um die mittlere Bräune herum. Diese braune Stelle verschließt mir durch ihre kleine Anhöhe gleichsam die freye Aussicht. Ich kann mich ihr nie ganz nähern. Sie ist mir ein noch unbekanntes Land, dessen Umfang klein ist, dessen Daseyn ich aber stets bemerke.

Schwarz iſt die den Kreis bildende Linie. Sie ſcheint aus ununterbrochenen Nächten zuſammengeſetzt. Da, wo ein Feſttag angezeigt iſt, geht man (nicht allezeit eben ich) aus dieſer Linie ſo in den angegebnen Tag hinein, daß die an der Linie befindliche Hälfte deſſelben den Vormittag, die äuſſere Abtheilung aber den Nachmittag ausmacht. Dieß iſt an den dritten Feyertagen, die nur im Vormittage illuminirt erſcheinen, am merklichſten, vermuthlich, weil, auch ſchon vor ihrer Abſchaffung, in meinem Geburtsort am Nachmittage derſelben keine ganze Kirche, ſondern nur eine Betſtunde gehalten ward.

Ein Punkt des Auslaufens oder Stillſtehens iſt nirgends, am wenigſten bey dem Neujahre; vielmehr liegt der ganze zuſammenhängende Kreis in beſtändiger Formen- und Farbenfülle da — doch erſcheint in dieſer oder jener einzeln betrachteten Gegend, bey welcher der Blick des Zuſchauers länger verweilt, die gebogne Linie etwas friſcher. Es ſchadet daher dieſer Beſchreibung ſehr, daß hier die Wanderung um das Ganze her von einem beſtimmten Punkte anfangen

muß, wozu ich Ostern wähle. — Die dritthalb Ostertage, (c) wovon der zweyte der größte ist, liegen (den Himmelsgegenden nach etwa nordöstlich) in einem schönen, freundlichen Hellbraun da, worinn auch die meisten Sonntage des ganzen Jahres hervorspielen. Ein sonniges Sammtbraun möchte ich diese ungemein schöne Farbe nennen, welche freylich auf Erden wohl nicht zu finden ist. Die Gegend im Innern ist ein, bey'm Charfreytage schon anfangendes frisches Grün, aussen aber erscheinen schwarze frischgepflügte Felder. Nahe am zweyten Sonntage nach Ostern dreht sich die Linie schnell nach der Westseite hin. Hier wird die äussere Gegend reizend und wechselt mit den schönsten Gefilden, Auen und Blumenstücken ab. Nun zieht der Lauf nach Süden zu. — Himmelfahrt erscheint in einem glänzenden Blau, welches sich durch den reinsten Sonnenschein erhellt. Pfingsten schimmert in einer Art von Feuerfarbe, die gegen den Nachmittag matter wird. Hier liegen aussen herum frische Wiesen im üppigsten Blumenschmelz und wohlriechende sonnenlichte Wälder, voll, und zuweilen ganz weiß von Maygloͤckchen. — Das Trinitatisfest ist säulen-

förmig und sehr hellgelb und sonnig. — Johannistag ist der Punkt der größten Sommerhitze; hoch und braun steht er da, und ihm zu beyden Seiten verkleinern sich die Sonntage und fallen, mit der Hitze, ab. In dieser Gegend sind frische Wiesenbrunnen, quellige Thäler mit mannshohem, meistens weißblühendem Gras, und fast überall dazwischen sehr heisse Hügel mit Waldschlägen und einem warmduftenden und Durst erregenden Erdbeergeruch zu spüren. — Gegen das grüne Michaelisfest und weiter hin bis zum Advent vervielfältigen sich die Sonntage, fast bis in's undeutliche. — Die Kirchweihe (an deren Statt auch zuweilen auf derselben Stelle das Erntefest erscheint) ist wieder sehr hellgelb. Auch als Kirchweihfest zeigt sich dieß nicht in mehrern bestimmten Tagen, sondern nur wie ein breiter Bogen. — Von hier bis zur Fastenzeit ist der innere Grund blaßgelb. Weiß wird er nie. — Vom Johannis- bis zum Peterstag ist die Linie sehr voll, besonders um die Gegend des Michaelisfestes. — Der erste Adventssonntag ist zwar nicht groß, allein er glüht unter allen Sonntagen am meisten hervor. — Weihnachten liegt in ei-

ner blassen Rosenfarbe da. — Das Neujahr hat ein schlechtes, widriges Violetblau und erscheint als das allerfrostigste Fest; so wie auch einzig hier in der äussern Gegend sich eine ganze Schneefläche zeigt; denn übrigens besteht die äussere Umgebung vom Michaelistag bis wieder zu Ostern nur aus kahlen Bergen und viel schwarzem Ackerlande, und auf diesem kommen nur selten einige Schneestreifen vor. — Das Heiligdreykönigsfest steht sehr niedrig und wie ein halber Tag da. Um diese Zeit ertönt im Ohre des Zuschauers ein häufiges Hahnengeschrey. — Lichtmeß (der 2. Februar) wird schon als mein Geburtstag merklich, und steht auch wieder an der Spitze, wo dann die Linie sich über den seltsam gestalteten Peterstag hin nach Norden wendet. — Mit Estomihi fängt die Fastenzeit an sich mit ihren grünen Sonntagen so weit aus einander zu dehnen, daß sie fast den ganzen (langweiligen Drittheil) vom Kreis einnimmt, dessen innrer Grund nun bräunlich wird. Nur Palmarum ist schwarz — aber, welch ein glanzvolles, lachendes Schwarz! Es gleicht der Frühlingsnacht unter einem silberblauen Himmel, an welchem doch die hellen

Sonne stände! —. Die hierauf folgende stille, oder Char-Woche ist die längste unter allen. — Der grüne Donnerstag hat die Farbe des Dreykönigsfestes. — Vom Charfreytage habe ich im Briefe geredet. Ihn überzieht das lieblichste und mildeste Grau, welches gedacht werden kann.

Monathe, ganze Jahreszeiten u. s. w. drängen sich nun zuweilen zwischen dieses Ganze ein, wie eine zweyte Illumination.

Selbst bey Betrachtung einer einzelnen Woche denke ich mir fast nie eine gerade vor mich hin und von mir aus laufende Linie mit sieben Punkten, wie z. B. die Linie *f*, (in deren Form sich wohl manche Menschen ganze Jahre und Jahrhunderte mögen denken können) sondern fast immer ganze Körper, an einander gereiht liegende längliche Kästen, und zwar diese selten gerade vor mir, sondern mir zur Seite, so, daß, wenn ich mir z. B. denke: „heute (Sonntags) über drey Wochen" die Figur *g* vor mir (nemlich im Profile) steht, und mein Standpunkt gewöhnlich bey *h* ist. Immer sinken die Wochenta-

ge bis zur Mittwoche, (die der tiefſte iſt) und heben ſich dann wieder gegen den Sonntag.

Das Bild, unter welchem ich eine Anzahl von Tagen, Lebensjahren, Jahren, Gulden, Zahlen ſelbſt, u. ſ. w. im Betrachten fortzähle, iſt die Figur i. — Warum hier gerade bey 12 und 20 die beyden Wendepunkte ſind, und dann (auch bis zu 100000) keiner mehr folgt, das würde ich durch alles Nachſinnen doch nie ergrübeln können. Sobald ich aber im Anſchauen ſpreche: „1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 15, 16, 25" muß ich nothwendig doch die beyden Ecken bey 12 und 20 im Fortwandern mitnehmen, und jede Zahl behauptet immer ihren alten Platz, auch wenn ich ſie mir einzeln herausrufe. Auch hier ſteht der Anſchauende (ich, oder das, was etwa einen Theil ſeiner ſelbſt auſſer ſich zum Objecte hin- oder aufzuſtellen vermag?) nicht ſtille, ſondern geht inwendig an der Linie mit fort, ſo, daß er immer etwas ſchief hinüber ſieht, und z. B. bey 19 den Standpunkt k einnimmt. Von 20 bis zu 30, von 30 zu 40 und ſo immer weiter

fort, erſcheinen die jedesmaligen zehn Zahlenplätze wieder faſt eben ſo konkav zuſammengereiht, wie in der Figur 3 die Wochen.

Zum Schluſſe dieſes Blattes vor der Hand nur eine einzige Bemerkung. — Welch einen Unterſchied im ganzen Menſchenleben und Erdenglücke muß es machen, ob alle dergleichen Bilder zu der Zeit, da ſie ſich dem Kinde zum erſtenmal (und dieß einemal für immer) eindrücken, ſchön, anmuthig und edel ſind, oder nicht! — Denkt hierüber wohl nach, ihr Eltern! — Dieſes Bild des Jahres — mit allen ſeinen Mängeln, Seltſamkeiten, Widerſprüchen, Untiefen und Unregelmäßigkeiten — es iſt doch alles was ich auf Erden habe — es bleibt doch der ſchönſte Erbtheil meiner verlornen Kindheit, der größte, ja einzige wahre Reichthum meines Lebens, und iſt ſelbſt mit den Bildern des Göttlichen im Gemüth auf das innigſte verſchwiſtert. Es iſt der roſige, aus der Heimath geſandte Traum, der ſchöne, ewigfriſche Pfad, welcher mir alles Werthe, alle Freuden entgegen und vorüberführt — der mich ſelbſt das

Lärgsverrauschte in tausend zarten Blütenspuren stets wiederfinden läßt, und mit jeder Wiederkehr seiner Herrlichkeiten mein Herz reicher macht. *) — Menschen, reißt

*) Allerdings sollten durch dieses Blatt junge Eltern aufmerksam auf Manches in der ersten Erziehung gemacht werden. So muß z. B. der Aufenthaltsort u. a. D. während der ersten sechs Lebensjahre einen sehr wichtigen Einfluß auf die nachherige Weltansicht des Kindes haben und vielleicht ganz darüber entscheiden, ob diese glücklich oder traurig, schön oder gemein, poetisch oder prosaisch werden soll. — Wie viel schönere Formen, als das Bild unsers Reisenden ist, könnte man durch Kunsterziehung (wenn sie erst erfunden und berechnet wäre) in das Kindergemüth legen — radikale Sprossen eines seligen Lebens, die nach jedem Sturme wieder die alten Blüten hervortrieben — tiefe Grundflächen von ewiger Rosengluth, die keinen Schnee des Lebens lange über sich duldeten — eine im Innern gesicherte glückselige Formenwelt, über welche der äussern dann keine Macht mehr gegeben wäre! — Wollt ihr glückliche Menschen bilden, so laßt die Kinder, jedes in seinem eignen Sinne, so selig leben, als möglich ist — und hierinn vermögt ihr fast alle alles! —

dieſes Bild aus meiner Seele — und ich werfe das Leben als eine Nichtswürdigkeit hin; denn es hat ſeine Form verloren!

Die Kinder ſelbſt haben übrigens den ſchönſten Sinn für alle ſolche Bilder. So z. B. meine drey Kinder, auf deren Glück ich leider zu ſpät aufmerkſam ward, zählen und rechnen faſt immer ihre Zeit nach Freuden. — „Nun wie viele Freudenſachen haben wir vor uns? 1) Dieſen Abend der letzte Apfelhans, 2) morgen gehen wir mit dem Vater „in die Mayſchellchen,“ 3) übermorgen kommt das neue gar gute Hündchen, 4) in acht Tagen der Onkel Fritz — das ſind einmal recht viele Freuden!“ — Ach, zählt nur fort, ihr guten Geſchöpfe — und möge es nie eure ſelige Zeitrechnung ſtören, wann ihr nun einſt allein da ſtehet, und der harte Arm der Welt euch unſanft anrührt!

A. d. H.

Zweyter Brief.

Stremberg, den 5. Sept. 1805.

Ich durchlas meine Handschrift zum erstenmal mit vieler Ruhe, fieng sie sogleich zum zweytenmal an, verschlang sie zum drittenmale mit nie gekannter Heftigkeit, und wußte sie des andern Abends schon so wörtlich auswendig, daß ich am dritten Morgen, nach einer größtentheils durchwachten Nacht, beschloß, sie wieder in ihr eisernes Behältniß zu begraben.

Dieß geschah unter den unruhigsten Bewegungen meines Herzens und Kopfes. Erst als die Oeffnung der Hainbuche wieder mit Laub bedeckt war, schien sich jede Wallung in mir zu legen; ich fuhr heiter in der Arbeit fort, die ich schon gestern begonnen hatte,

nemlich in der Mitbearbeitung des schönen Platzes meiner vielleicht noch kranken Freundin Lydia. Gestern hatte ich bereits einige Beetchen mit den Händen aufgelockert, vom Winterunkraut gereinigt und so schön als möglich zu der alten Ordnung zurückgebracht, deren Spuren noch zu sehen waren. Heute pflanzte ich, schon in dämmernder Frühe vor dem Einläuten der Osterkirche, mehrere seltene Frühlingsblumen, die ich vom Schloßgärtner gekauft, nach meinem eignen Sinne zwischen die schon vorhandnen ein, wodurch ich die Blüte des schönen Ganzen noch zu verherrlichen hoffte. — Welch ein freudiger Schauer überlief mich, als ich fand, daß da, wo ich gestern aufgehört, eine andre schwache Hand indessen ein wenig weiter gearbeitet hatte! — Darneben stand im klaren Sande geschrieben: „Wer half mir hier so freundlich?" Und alle Veilchen, die dort gestern schon aufgeblüht waren, steckten bey dem letzten Buchstaben, zierlich zum Sträußchen zusammengebunden, im frischen Sande da. — Welch ein süsser Dank für meine süsse Mühe — und, wie eifrig arbeitete ich jetzt fort! — Aber, das Zittern meines ganzen Wesens, so oft ein

Zweig sich in der Nähe bewegte, die sehnsuchtsvolle Angst, hier entdeckt zu werden, ließ mich heute nicht lange an dieser Stelle. Ich schrieb zuletzt unter die theuern Worte: „Eine Hand, Lydia, die Dir durch Klara und Rosalie verwandt ist.“, und flog nun mit hochklopfendem Herzen nach dem Schlosse hinüber. — Spät am Abende wagt' ich es, den heiligen Raum wieder zu betreten, und, halb wahnsinnig las ich die süsse Einladung: „So laß mich die Schwesterhand morgen bey'm Aufgang der Sonne ans Herz drücken!“

Schöner Morgen! Wie glorreich verdrängtest du die laue Nacht, die zweyte Osternacht, die längste Nacht meines Lebens! — Süß funkelte das Morgenlicht durch den Wald — mein Busen wallte namenlosen Seligkeiten entgegen — es zögerte der erste Sonnenstrahl noch — da schwebte, festlich geschmückt, ein Mädchen, ein rosiges Kind der Morgenröthe, zu mir her — ich breitete ihr die Hände entgegen — ach, wie war es möglich, daß ich da nicht vor Wonne verging!

„Keine Freundin?“ lispelte die Geschreckte, erglühend in kindlicher Scham, und —

plötzlich aufzuckend im hellflammenden Blitz der Erstlingsliebe. — Wie berauscht von Wohllaut, trank mein entzücktes Ohr den neuen Liebesgruß dieser zarten, nie empfundnen Laute ein, melodischer tönend als Aganippe's zaubrisches Gerieſel!

Wir hatten uns schüchtern einander genähert und standen jetzt im Glanze der Frühsonne glühend da, bald das Auge nieder zu den Blumen gewandt, bald die Blicke tief in einander versenkend — die Geister himmlisch vermählt für eine vollblühende lichte Ewigkeit.

Nein, seliger ward ich nie wieder!

„Holdes Mädchen aus dem kühlen Thale! (vermochte ich endlich leise auszusprechen) zürne nicht auf mich! Ich bin Rosaliens und Klara's Verwandter."

„Ach, ich fliehe zu meiner Mutter!" sagte jetzt die mehr und mehr Geängstete.

„Kennte die Mutter mich, (rief ich ihr zu) sie würde mich lieben und uns nicht trennen. Aber, keine Seele, Lydia, darf es wissen, daß wir uns sahen — daß wir hier uns fanden.“ —

„Nein — ja — gewiß, das darf nicht seyn — das kann ich nicht!“ sagte sie ernst und laut; aber auf den schwankenden Tönen ihrer Rede wiegte sich schon die junge Liebe, wie der May auf den Nenlingen zarter Blütenzweige. Sie trat zurück.

„Du hassest mich, Lydia? — (klagte ich in der höchsten Angst) Fand ich nicht selbst, und allein ich, Deine Blumen hier? Warum soll ich sie nicht in dieser holden Verborgenheit gesellig mit Dir pflegen? Sind sie nicht einzig Dein? — Ja, Du fürchtest mich — Du zürnest — und so laß mich flehen — bleibe Du — ich war zu kühn — bleibe — der Verwegne will diesen Platz auf immer meiden!“

„Ach, — was habe ich gethan!“ sprach sie mit Schmerz, als ich nochmals sehnsuchts-

voll nach ihr blickte und dann, ergriffen von einer mir stets unerklärlich gebliebnen Bangigkeit, fortstürzte.

Wilde Unruhe hatte sich meines ganzen Wesens bemächtigt. Ich fand den Frieden nicht in der Einsamkeit, nicht in der Kirche, noch im Kreise meiner Freunde wieder. Die Vorwürfe, die ich mir anfangs darüber machte, daß ich Lydien zu einer Verheimlichung vor ihrer Mutter hatte bewegen wollen, um meinen Verwandten keinen Verdruß zu verursachen, waren das Geringste von dem, was mich quälte. Auch vernichtete ich sie bald durch die Betrachtung, daß das edle Kind mir ja doch jene Bitte versagt, und ich selbst durch meine Flucht freywillig wieder Verzicht darauf geleistet hatte. — Aber, es lebte in der Tiefe meines Busens irgend ein unruhiger Gast, der mich beständig mit seltsamen Bildern und bangen Ahndungen marterte. Wir waren zwar gewiß auf ewig vereinigt — das fühlte ich fest und rief es in jedem hellen Moment unter Wonneschauern zum Him-

mel auf; aber, gleich drängte sich wieder eine gewisse finstere unübersehliche Trauer in mein Herz, die aus Lydiens zärtlich leuchtenden Blicken, ja aus der frischen Blütenknospe ihrer jugendlich gerötheten Lippen, so wunderbar anmuthig zu quellen schien, daß mich Lust und Schmerz mit gleicher Gewalt ergriffen. — Wenn ich meine Arme ihr in Gedanken entgegenbreitete, sah ich sie mit wehmüthigem Lächeln sich an mich schmiegen — und es trat ein ernster Geist zwischen unsre Seelen und drohte — und ich hörte es traurig in stiller Luft rieseln, wie Thränen.

Am Abend erstieg ich einen schönen Hügel, setzte mich dort auf einen Stein und sah mit Wehmuth über die Waldgebirge hin, der untergehenden Sonne nach. — Die Wunderbilder des Manuskripts zogen bald, wie neue Lichtmassen, meiner Seele vorüber — das Göttliche vermählte sich hier mit den Gedanken meiner Liebe — Klarheit des Himmels umfloß mich — tiefe Ruhe kehrte in mein Herz zurück, und mit ihr zogen nun Glück und Liebe triumphirend ein.

Vergebens würde ich versuchen, den Zustand dieses Glückes, dieser ruhevollen, bräut-

lichen Liebe zu schildern! Da gieng ich wie in seligen Träumen herumfabelnd einher — acht Tage lang kam ich gar nicht in Versuchung, Lydien wiederzusehen — aus allen Bildern um mich her glänzte mir ja das ihrige entgegen, und in jedem Hauche der Natur tönte es mir melodisch zu: „Wir sind auf ewig Eins." — Kein Zweifel stieg mir auf — ich lebte und liebte in stiller, göttlicher Ruhe.

Könnte ich doch auch Dir, mein Freund, einen Theil von der heiligen Ruhe jenes Brautstandes mittheilen — Du würdest in unaussprechlicher Seligkeit leben! — Aber es ist jetzt Zeit, daß ich, wenigstens in Rücksicht des Antheils, welchen Du an meiner Geschichte nimmst, Dich selbst in eine gewisse Ruhe versetze, weil Du ausserdem die damalige Gesinnung und Stimmung meines Gemüthes unmöglich ganz und richtig fassen könntest. Ich schliesse daher jetzt diesen Brief, und theile Dir, bis ich weiter erzähle, hierbey ein Gedicht mit, welches ich — berauscht von den Anklängen der wunderbaren Handschrift — in jenen Tagen niederschrieb. Leider ver-

lor ich in der Folge das Manuſkript deſſelben, und kann Dir alſo nur die weitere dramatiſche Ausführung geben, die ich lange nachher wieder verſuchte.

Erſt nach dem Durchleſen dieſes Gedichts wirſt Du meinen damaligen Standpunkt einigermaaſſen beurtheilen können.*)

Lebe wohl.

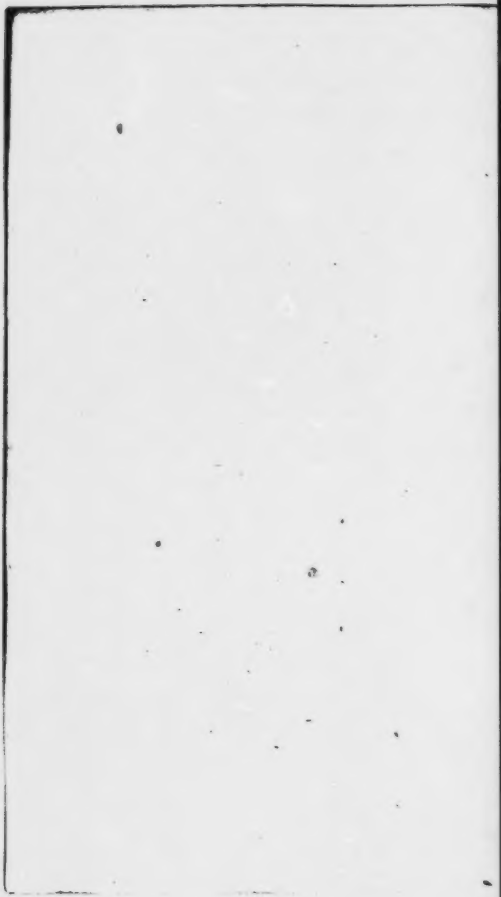
*) Für diejenigen von unſern Leſern, die ſich nicht gern in einer angefangenen Geſchichte unterbrechen laſſen, erklären wir hier nur Folgendes. Wir glaubten, den nachſtehenden erſten dramatiſchen Verſuch unſers Reiſenden ihnen geben, und ſogleich hier geben zu müſſen, weil es uns dießmal wirklich mehr um eine vollſtändigere Zeichnung ſeines Charakters, als um die Aufſtellung ſeines Kunſtwerks zu thun war, an dem wir ſelbſt eine gewiſſe Unbeholfenheit nicht verkennen — hauptſächlich aber, weil er ſelbſt dieß für ſeinen Freund nöthig glaubt, und wir ſeine Leſer gern auch zu ſeinen Freunden zählen möchten. Auch beſchränken wir ja durch dieſes Verfahren die Freyheit jener Klaſſe von Leſern keineswegs. A. d. H.

Der

Wald von Myra.

Eine

dramatische Dichtung.



Personen.

Midas, König der Myrthenlinseln.
Hylanda, seine verstoßene Gattin.
Myris, deren vermeynte Tochter.
Thrasis, hinterlassener Sohn des Königs Archis, eines Bruders des Midas, welchen dieser ermordet.
Der Geist des Archis.
Atiran, vormals des Königs Oberfeldherr.
Thorsias, dessen vermeynter Sohn.
Lymon, ein vertrauter Rath des Königs.
Itala, dessen Gattin, Wärterin der Myris
Eunubis, Oberpriester.
Doras, ein alter Förster.
Sollo, dessen Sohn.
Zwey Ritter.
Priester.
Gefolge des Königs
Ein Landmann.

Osir, ein Geisterfürst.
Lilar, dessen Diener.
Andere Diener desselben.
Lotil, Königin weiblicher Geister.
Hermilla, ihre Schwester.
Jungfrauen der Geisterkönigin.
Eine Grabesstimme.

(Der Schauplatz ist theils am Hofe des Königs Midias, theils in einem Walde.)

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Ein Säulengang im königlichen Pallaſt. Man hört von ferne zuweilen eine traurige Muſik.)

Lymon. (Geht betrübt umher.)

Schon ſechzehn volle Jahre ſind nun mit dem heutigen Morgen abgelaufen, und von neuem ſteigt die anmuthige Sommerszeit zu uns hernieder; warm und blumenreich — aber unvermögend, den harten Winter zu verſcheuchen, in welchen der Kummer über jenen einzigen Tag dieſes Land gehüllt hat. — Wer ein fortwährendes Unglück ſo tagtäglich vor Augen haben muß, wie ich den Jammer unſers blinden Königs, der vergißt endlich darüber ſeine eignen tiefen Wunden. — O theure Itala! Hausfrau, wie keine war! Warum mußte dein treues Leben ſo früh und ſo ſchrecklich enden? Warum durfteſt du nicht bey mir ausharren, um nun das Oel deiner ſanften

Pflege über dieſe mühſeligen alten Tage zu gieſſen? (Weint.)

Zweyter Auftritt.

Zwey Ritter (kommen) und der Vorige.

1. Ritter. Verzeiht — wir ſtiegen erſt vor drey Stunden ans Land und eilten ſogleich nach der Stadt — man hat uns hieher gewieſen, um dem Könige vorgeſtellt zu werden —

2. Ritter. (Lymon erkennend.) Iſt's möglich, mein edler Gönner!

Lymon. (Reicht jedem die Hand.) Ich glaube es wohl, daß Ihr hinter den Falten dieſer Stirne den luſtigen Lymon nicht mehr geſucht hättet. Willkommen, meine Freunde!

1. Ritter. Edler Herr, Ihr ſeyd — alt geworden.

2. Ritter. Es mögen auch wohl tauſend Wochen verfloſſen ſeyn, ſeitdem er uns

in jenen Saal geleitete, wo wir vor unſrer langen Fahrt noch die Hand der ſchönen Königin küßten.

Lymon. O welche glückſelige Tage waren das! — Nun, wie habt ihr indeſſen gelebt?

1. Ritter. Bald gut, bald ſchlimm — allein, wir haben die Welt geſehen und doch ſo Manches verſucht — benutzt —

2. Ritter. Glaubt ihm ja nicht, edler Herr! Wir haben dem Verſtande zu Lande und zu Waſſer nachgejagt, und bringen gerade ſo kluge Köpfe mit zurück, wie ſie damals waren, als Ihr uns zuweilen ſcherzend ein Paar Nichtsnutzer ſchaltet.

Lymon. O brächtet Ihr mir jene Tage wieder! — Seitdem iſt mein Herz verarmt, dieſes Land hat ſich mit Trauer umgeben, und die Zeit iſt an allerley unnatürlichen Uebeln erkrankt.

1. Ritter. Wir vernahmen heute auf

unsrer Herreise überall nur das dumpfe Murmeln der Klage — alle Gesichter scheinen von bösen Zeiten zu predigen — hungrige Propheten schreyen durch das Land —

2. Ritter. Führt sie doch herein und gebt ihnen zu essen, dann werden sie schnell aufhören, Unglück zu weissagen! — Aber gönnt uns endlich selbst Bescheid über die wahren Ursachen dieses allgemeinen Mißstandes.

1. Ritter. Ja, wir wissen im Grunde noch gar nichts.

Lymon. Der König hat Euch hieher beschieden, um die ritterliche Erziehung des Prinzen Eurer Leitung anzuvertrauen. Er weilt noch dort im Tempel, woher jene Klagelieder tönen, und muß hier vorbey kommen, wo Ihr ihn sprechen sollt. Indessen will ich es versuchen, Euch die traurige Geschichte mitzutheilen. — Ihr wißt noch, in welcher Einigkeit Midias und sein Bruder Archis über dieses damals so beglückte Reich herrschten —

2. Ritter. Zwey ewig gleichgesinnte Brüder; königlich und sanft, wie Amors Löwenpaar!

Lymon. Ihr erinnert Euch auch, daß dem König Archis ein Sohn geboren ward, dessen Geburt die Königin das Leben kostete. —

2. Ritter. Ich habe den kleinen Thrasis noch auf meinen Armen getragen.

Lymon. Sieben Jahre schon hatte indessen der zweyte Bruder, Midias, mit der schönen Königin Hylanda in unfruchtbarer, aber höchst zufriedener Ehe gelebt, als auch sie endlich schwanger ward, worüber der König sich anfangs vor großer Freude kaum zu fassen wußte. —

1. Ritter. Gerade zu jener Zeit traten wir unsre Fahrt an.

Lymon. So habt Ihr noch den Fremdling Aliran gekannt? —

1. Ritter. Er war ein tapferer Kriegsmann, der bey dem König Archis in großem Ansehen stand.

Lymon. Arm und hülflos kam er mit Majala, seiner Geliebten, hier an, und warb um meine Gunst und Fürsprache bey Hofe. Und so war damals, als Ihr abreistet, dieser Aliran, dieser kleine Bach, den die Hitze des Lebens fast ausgetrocknet hatte, durch den Regen der Fürstengunst schon zum mächtigen Strome herangeschwollen, und drohte nun plötzlich seinen erschrocknen Ufern, unter die er sich bisher verkrochen, gewaltsam überzutreten, und sie zu verderben. Ja der übermüthige Aliran verlangte sogar einst, daß dem kleinen Sohne des Archis die alleinige Thronfolge des Reichs zugesichert werde, und als der zweyte, noch kinderlose König, Midias, dieß verweigerte, suchte er als Oberfeldherr die Armee aufzuwiegeln und nahm öffentlich Parthey gegen denselben. — Aliran hatte den Tod verdient; aber aus allzugroßer Langmuth ließ man ihm Leben und Würden, und die Züchtigung, die er erhielt, bewürkte nichts,

als daß er nun auf Rache gegen Midias sann.

2. Ritter. Wer hätte bey solcher Tapferkeit solchen Verrath vermuthet!

Lymon. Je näher die Niederkunft der reizenden Hylanda herbey kam, je düsterer ward der König selbst; und Ihr mögt von meinem Schrecken urtheilen, als ich endlich merkte, daß insgeheim sein ganzes Herz von der fürchterlichsten Eifersucht über seine Gemahlin und den redlichen Archis glühte.

1. Ritter. Gewiß Alirans Werk!

Lymon. Ich glaube nicht. Auch besaß er, bey allem Stolz und Rachedurst, stets ein edles Herz. — Als die Königin die Wehen der Geburt empfand, besetzte der Oberfeldherr alle Zugänge zu ihren Gemächern; und in dem Augenblicke, worinn man dem Könige die Geburt einer Prinzessin meldete, erklärte auch die Gottheit durch ihre Priester, die Neugeborne des Königs sey nicht aus dessen Lenden entsprossen.

1. Ritter. Unglückselige Hylanda!

Lymon. Ach, ich war bey'm Könige, als man diese entsetzlichen Worte aussprach, und nun der gute Archis, in der verderblichsten aller Stunden, seinem vor Zorn weinenden Bruder nahte. Arglos wollte er die Wogen der Wuth beruhigen — aber der Wüthende stieß die schändlichsten Vorwürfe gegen ihn aus. — Es ist wahr, Archis erschrack über diese Beschuldigungen — aber bey'm Himmel, es war nicht das Erschrecken der Schuld! Es waren die Angstmienen einer mit Füssen getretenen Bruderliebe! — Glaubt es mir, Hylanda und Archis liebten sich zärtlich, wie Kinder, aber rein, wie treue Geschwister. — Doch, was half alle Unschuld des Herzens! Jene erschrocknen Mienen entflammten den König zum höchsten Grimm — und im Augenblicke lag der durchbohrte Bruder todt zu seinen Füssen da. — Die grausamsten Befehle folgten dieser raschen That. Man setzte sogleich den kleinen Sohn des Archis in einem löcherigen Kahne auf die stürmische See aus, und Midas befahl, auch die Königin in den Kerker zu werfen.

1. Ritter. Und Aliran blieb bey dem allen ein müssiger Zuschauer?

Lymon. Keinesweges. Er, dem gerade in jenen Stunden sein Weib Majala einen Sohn geboren hatte, betheuerte Hylanda's Unschuld, und drohte endlich dem wüthenden Könige von neuem mit Bewegung des Volks zum Aufruhr. — Da ließ der König die Gottheit befragen, erhielt aber nichts zur Antwort, als dieß: Alirans neugeborner Sohn werde einst des Midias Thronerbe seyn. — Sogleich gab der König den schrecklichen Befehl, sowohl den Aliran mit Weib und Kind, als auch die unglückliche Königin nebst ihrer kleinen Tochter augenblicklich hinzurichten.

1. Ritter. O Hylanda, Hylanda! Deinesgleichen wird an Schönheit und hohem Muth in keinem Lande der Welt wiedergefunden werden!

2. Ritter. Und fügte sich der Oberfeldherr in diese Strafe?

Lymon. Nein, sondern er bewürkte eine Spaltung unter dem Heer, entkam durch seinen Anhang, führte nicht nur seine Familie, sondern auch die Königin nebst ihrem Kinde und meiner ihr allzutreuen Itala mit sich fort, und brachte bald eine ansehnliche Macht zusammen, mit welcher er es wagte, dem König in offnem Felde zu begegnen. — Allein der König überfiel ihn bey Nacht, umzingelte des Verräthers Lager, ließ es anzünden — und so mußte alles, was drinnen lebte — ach, und alles, was mir auf dieser Erde noch kostbar schien — ein Raub der grausamen Flamme werden! Nur Alirans Weib mit ihrem kleinen Sohne Thurstas wurden gerettet und lebendig gefangen. Doch starb die edle Majala wenige Tage nachher, und das Kind ließ der König in genaue Verwahrung nehmen.

2. Ritter. Mich wundert, daß seine Wuth dieses letzten Opfers verschonte.

Lymon. Ihr nennt es mit Recht Wuth. Denn wirklich blieb er noch zwanzig Tage lang vollkommen wahnsinnig, und wir

alle glaubten, diese Raserey werde nur mit seinem Leben endigen. Allein der zwanzigste Tag gab ihm auf einmal seine Sinnen wieder — und nun schien es, als ob der Unglückliche in Thränen zerfliessen wolle. Er ließ große Opfer bereiten, um die Gottheit zu versöhnen und über sein künftiges Schicksal zu befragen. O meine Freunde, es war höchstkläglich anzusehen, und kein Auge konnte sich des Weinens enthalten, wie er nun da lag, der große Schnitter, der um sich her alle seine köstlichen Aehren in ihrer Blüte niedergestreckt hatte — wie er sich im Staube wälzte, und ächzte, und die Hände auf das blutende Herz legte, und von keinem Troste wissen wollte! — Endlich ertönte der hohe schreckliche Spruch, der sich nun wie Finsterniß über dieses Land gelagert hat:

> Des Königs Augen haben an Archis gesündigt, darum müssen sie erblinden. Ihm soll kein Thronerbe werden, als von seiner treuen Gattin Hylanda. Nur wenn er dem Thyrsias gleiches Gute erweiset, wie Aliran der Königin, so mag er le-

ben. Und wann einst seines eignen Vaters noch ungeborner Urenkel ihn bittet, daß er mit des Archis kleinem Sohne sein Reich wiederum theile, und er die Bitte nicht versagen wird: dann soll wieder Glück in seinem Haus und Reiche herrschen, und Thyrsias soll sein Erbe seyn.

2. Ritter. Gott erhalte mir meinen Verstand! Ich will schriftlich Verzicht darauf leisten, daß ich dieses Orakel jemals zu verstehen oder gar zu erfüllen wage.

Lymon. Der König sank bey Anhörung des Urtheils ohne Bewußtseyn nieder, und als er erwachte, waren die Lichter seiner Augen auf immer erlöscht, und eine tiefe Schwermuth blieb in seinem Herzen bis auf diesen Tag. — Er hofft auf keine Erfüllung des Orakels, die auch uns allen unmöglich scheint. Und doch — mich dünkt, es ist ein Rest von Glauben in seiner Seele — doch sorgt er mit unsäglicher Angst für die Erhaltung des Thyrsias. Nur dieser

schöne und edle Jüngling vermag es zuweilen, ihn auf einen Augenblick zu erheitern. Aber dann schilt er ihn plötzlich einen Räuber seines Throns, ballt die Faust gegen ihn, nimmt ihn wieder küssend in seine Arme, und aus den erloschnen Augen rinnen Thränenströme auf dieses theure Pfand des Schicksals nieder. — Und solcher Jammer erneuert sich täglich. — Hört Ihr es wohl, welche schmachtende Melodie dort seine Zähren begleitet?

1. Ritter. Armes, unglückseliges Vaterland!

2. Ritter. Freylich — je länger ich's bedenke, je bedenklicher kommt mir Euer Orakel vor! Ueberlegt's nur selbst einmal: Der König soll erblinden — gut, dafür hat der Himmel selbst hinlänglich gesorgt. Aber er soll keinen andern Thronerben erhalten, als von einer todten Frau, die er mit Ihrem einzigen Kinde selbst zu Pulver verbrannt hat? — Das müßte ein wahrer Prinz Phönix seyn! — Und warum soll er dem Thyrsias Gutes erweisen? Was hat dessen

Vater Aliran der Königin im Läger zu gut gethan? Davon würde uns allenfalls die todte Mojala erzählen können! Genug, er ließ ſie am Ende doch auch in den Flammen umkommen; und für dieſe Wohlthat habt Ihr ihm ja den Knaben großgehätſchelt, und ich denke immer, Ihr erfüllt das Orakel noch am beſten, wenn Ihr ihn nun auch dem Feuer opfert, Euern ſogenannten Prinzen Thyeſtas. —

Lymon. Mäſſigt Eure Laune, denn Aliran war arm, aber aus einem edlen Fürſtenſtamm entſproſſen. Auch erzürnt Ihr den Himmel mit ſolchen Reden!

1. Ritter. Gewiß, Ihr ſprecht ſehr verwegen!

2. Ritter. Nun, ſeyd nur nicht böſe, wenn man ſich den Kopf zerbricht, um dem Vaterlande neue Beine daraus zu machen! — Am wunderlichſten kommt es mir aber vor, daß ein noch ungeborner Urenkel vom Vater des Königs, dieſem die Hälfte ſeines Reichs für den erſoffenen Thraſis abſchwa-

zen ſoll — denkt nur, ein Kind, ein Ding, von dem genau genommen und vor menſchlichen Augen ſo viel als gar nichts exiſtirt, dem aber auch, zum Ueberfluſſe ſeines Nichtſeyns, noch obendrein vom Fleiſche ſeiner Eltern ſchon die beſte Hälfte abgebrannt iſt, als Beyde noch in den Windeln lagen! — Doch, mir ſoll es ja recht ſeyn, wenn das alles geſchieht! — Aber, was wird nun zuletzt dem armen Könige dafür? — Nichts, als daß doch am Ende der liebe Thyrſias wieder kommt, und ſich auf einen Thron ſetzt, den ſein Vater wenigſtens nicht verdient hat! — Entweder Ihr habt die Prieſter falſch verſtanden, oder das Orakel hat Euch zum Beſten!

Lymon. Der König kommt. Ich bitte Euch, haltet wenigſtens Eure Zunge beſſer im Zaume, wenn Euch bey dieſem erbärmlichen Anblick noch Neigung zum Scherz übrig bleiben ſollte.

2. Ritter. Sorgt nicht, edler Herr. Mein Sinn iſt heiter im Unglück, aber mein Herz beugt ſich vor der Schwermuth.

Dritter Auftritt.

(Trompeten.) Der König Midas (kommt, geführt von zwey Höflenten, mit) Gefolge. Die Vorigen.

König. Sind die Ritter schon angekommen?

Lymon. Sie warten hier auf Eure Befehle, erhabner Gebieter, und nahen Euch in diesem Augenblicke.

Beyde Ritter. (Knien und küssen des Königs Hände.) Mein gnädigster König!

König. Steht auf. Seyd willkommen. Man hat mir Euch als wackre Männer genannt — und wahrlich, das Kleinod, das ich Eurer Pflege anzuvertrauen gesonnen bin, ist das Einzige, was ich aus dem Wetter der göttlichen Strafgerichte noch gerettet habe — es ist so überaus köstlich, daß der Augenblick seines Verlusts auch das Leben Eures Königs endigen würde. — Ihr sollt

einen Jüngling in den Waffen üben und zu jeder ritterlichen Tugend erziehen. Aber schont seiner Jugend und hüthet ihn so sorgsam, wie Eure eignen Augen. (Zum Gefolge.) Geht, bringt den Prinzen hieher. (Einige Hofleute ab.)

1. Ritter. Eurer Majestät Dienste weihen wir unsre Köpfe, Herzen und Arme.

2. Ritter. Der Himmel mache uns nur dieses königlichen Vertrauens würdig.

König. (Indem er die Ritter berührt.) Du bist Aldoran. Und Du Lariffus. Eure Züge sind stärker geworden, aber nicht gealtert — ich erkenne sie wieder — nein, sie sind noch nicht verlöscht aus diesem allzutreuen Gedächtnisse, in welchem sich oft die Gestalten einer bessern Zeit wieder von neuem abspiegeln — einer Zeit, deren Schooß ich mit den unnatürlichsten Verbrechen geschändet habe.

1. Ritter. Möchten solche schwarze Bilder endlich aus dem Herzen meines Königs verschwinden!

König. Ihr seyd unfähig, meine Traurigkeit zu begreifen. Denn meine Sünden sind von so fremder und äusserst unnatürlicher Art, daß auch der verderbteste menschliche Geist unwillig davon abstehen muß, sie zu fassen. — O ich war sonst ein beglückter König! Mein Herz schlug hohen Muths, und ich hoffte, wenn einst die Sonne dieses Lebens untergienge, sollte noch der Ruhm von den Thaten meiner Regierung mich wie Abendroth umstrahlen. — Aber, diese Thaten sind auf ewig mit düstern Wolken der Schande befleckt — vor meinen Thaten muß das reine Firmament sein glänzendes Auge in Nebel hüllen — von ihrem Geschrey zittert das Land, die Spitzen der Gebirge wimmern davon, die Höhlen der Erde jammern seinen Ton nach, ja es überbrüllt die wiehernden Rosse des Sturmes. Diesen Thaten gegenüber mußten ja selbst die eignen Blicke meiner verbrecherischen Augen blöde werden — und blind muß ich hinabtaumeln in die Finsterniß jenes grundlosen Raumes, dessen Name Ewigkeit heißt! (Er verhüllt sein Gesicht mit dem Mantel.)

Lymon. O daß mein König endlich seine innern Blicke öffnen, und schauen wollte, daß dieses Land durch seine milde Regierung zum gesegnetsten aller Reiche aufgeblüht ist, in welchem man keine Seufzer hört, als über die Traurigkeit des edlen Beherrschers! O daß endlich Vertrauen und Hoffnung auf die himmlischen Mächte wieder in dieses königliche Herz einziehen möchten!

2. Ritter. Ja, mein gnädigster König, nach so vielen Edelthaten, nach so viel tausend schweren Stunden, deren jede eine büssende Dulderin war, geziemt es uns, zu hoffen. — Die Verzweiflung trägt die wilden, nichtswürdigen Gesichtszüge der Barbarey — aber das schöne Kind Hoffnung ist so menschlich! Es wandelt so allbeglückend einher, wie ein Gott im Gewand des Fleisches. Nach tausend Verheerungen des Unglücks streut ja der Mensch doch seine Körner muthig wieder in die Gegenwart, und blickt hoffend nach der Zukunft goldnen Aehren. —

König. Ich bitte Dich! sprich nicht weiter. Du meynst es gut, und Deine Re-

den thun mir wohl, wie Grüße von entfernten Freunden. Aber sie dringen nicht in dieses Herz. Längst schon sind alle Gedanken des Trostes aus meiner Brust gerissen, alle wohlthätigen Kinder der Phantasie erwürgt — alle göttlichen Buchstaben im Buche meines Innern sind verlöscht — und nur das einzige Wort „Mörder" steht fest und ewig da!

Vierter Auftritt.

Thyrsias und Hofleute. Vorige.

Thyrsias. (Küßt den König und bleibt, ihn sanft im Arme haltend, neben ihm stehen.) Ihr habt meine Gegenwart verlangt, gnädigster Herr.

König. (Düster.) Du versagst mir den Vaternamen, mein Sohn, und willst doch das Erbe nehmen, das meinem Sohne gebührt?

Thyrsias. O mein theurer Vater —

König. (Sanfter.) Thyrsias, Du Sohn

meiner Schmerzen, Du einziger Troſt dieſes Lebens! Ich bin Dir einen Erſatz ſchuldig für die tauſend kränkenden Worte, die Du bisher täglich von mir hören mußtest, und die ich künftig zu unterdrücken feſt entſchloſſen bin — beſonders aber mußt Du entſchädigt werden für dieſe meine eigne höchſt traurige Geſellſchaft, welche endlich allen Muth Deiner Jugend niederſchlagen würde. Ich habe daher jene beyden Ritter dazu auserſehen, daß ſie von dieſem Augenblick an die Hüther Deines koſtbaren Lebens, Freunde Deines Herzens und Genoſſen Deiner Freuden und Beluſtigungen ſeyn ſollen. Folge ihrer Leitung in allen Stücken, laß Dich aber weder von dem Ernſte des Einen abſtoſſen, noch von der Fröhligkeit des Andern zu ſehr anziehen, und verliere jenen großen Zweck nie aus den Augen, zu welchem das Schickſal ſelbſt Dich beſtimmt zu haben ſcheint.

Thyrſias. Ach mein gnädigſter Vater, könnte ich Euch doch endlich erbitten, daß Ihr nicht mehr von einer Beſtimmung mit mir redetet, zu welcher ich noch bis dieſen Augenblick ſo wenig Neigung als Beruf

fühlte! Durch Euch hat die Gottheit den Thron dieses Reichs am würdigsten geschmückt — ihre Allmacht wird Euch auch noch mit Kindern segnen; und dieß ist der heisseste Wunsch meines Herzens. Ich bin von einer edlen Herkunft; daher laßt mich künftig in Eurem Dienste leben, wie es einem braven Ritter geziemt, und wenn ich mich dazu durch die Leitung dieser würdigen Männer geschickt gemacht habe, dann erlaubt mir, mein Glück in der Welt zu versuchen. Und so nehme ich denn Euer werthes Geschenk dankbarlich an, (Er reicht den Rittern die Hand.) und heisse Euch herzlich willkommen an diesem Hofe.

1. Ritter. Wir sind stolz darauf, einem Prinzen von so edler Denkungsart unsre Dienste zu weihen.

Thyrsias. Ich läugne es nicht, daß meine Hand lieber Stahl und Eisen drückt, als die zärtlichen Hände meiner alten Hofdamen. Also nochmals willkommen — ich hoffe, wir wollen gute Freunde seyn und uns wacker im Lande herumtummeln —

2. Ritter. Und da werden wir bald finden, mein Prinz, daß es doch in der Welt eine erstaunliche Menge hübscher Sachen giebt.

Thyrsias. Heute sollt Ihr mich sogleich auf die Jagd begleiten.

Fünfter Auftritt.

Eunubis. Vorige.

Lymon. (Indem alle ehrerbietig zurückweichen.) Der Oberprieſter naht Euch, mein König.

Eunubis. Alle Opfer, welche der König auf heute befohlen, um den langen Zorn der Gottheit zu ſtillen, haben wir ausgerichtet. Die Feuer flammten heller als jemals, und aus den ſchönen gerade emporſteigenden Rauchſäulen verbreitete ſich ein angenehmer, nie empfundner Geruch.

König. Ich danke Dir, Eunubis. (Er hebt die Hände zum Himmel.) O daß dieſe ſeine Nachricht von guter Vorbedeutung wäre, und meine Bruſt die Ruhe und den himmli-

schen Frieden wieder fände! — Lymon, gewiß hat das Flehen meines Volks diesen gnädigen Blick der Gottheit auf uns herabgelenkt. O ich fühle es wohl, ich bin ein allzustrenger Herrscher gegen dieses gute Volk. — Auf, Lymon, laß auch uns Mitleiden üben! Ich befehle, daß man heute alle Gefangenen, die nicht Mörder sind, aus den Kerkern befreye; man soll sie beschenken und frey zu den Ihrigen heimkehren lassen. Sorge, daß dieser Befehl vollstreckt werde. Ich gehe, um dankend vor der Gottheit zu weinen. (Ab mit seinem Gefolge.)

Sechster Auftritt.

Vorige, ohne den König und dessen Gefolge.

Lymon. Der König thut nicht wohl, daß er dieses Lumpengesindel auf freyen Fuß setzen will. Man sollte ihn zu hindern suchen. Er verzeiht Jedem, er schenkt alles weg, er verschwendet alle Gnade auf einmal; wahrlich, er thut Gutes, wie ein ausgeret-

ner Fluß, der seine gekrümmten Ufer vergißt und die geliebte Flur auf einmal in seiner Fülle ertränkt.

Eunubis. Und warum wolltet Ihr ihn hindern, den Unglücklichen Gnade zu erweisen?

Lymon. Weil — Freund, Ihr seyd ja viel weiser als ich — weil es höchst gefährlich ist, einem solchen Strome von Lastern auf einmal alle Kerkerthüren zu öffnen. Sie werden das Land unsicher machen, uns alle von Haus und Hofe jagen und am Ende dem Könige selbst den Pallast über dem Kopfe anzünden. Denn sie alle sind des Königs Feinde.

Eunubis. Sollte die Größe vor der Schande fliehen, und die Majestät vor der Nichtswürdigkeit erzittern? Nein, Ihr seyd zu furchtsam. Eine so unbedingte Gnade wird diese Unglücklichen eher bessern als reizen; und sie muß dem Himmel wohlgefällig seyn.

Lymon. Gebt Acht, man ist nun auf den Straßen seines Lebens nicht mehr sicher. Ohnehin erzählte mir gestern ein Förster aus der Wildniß von Myra, der mir zuweilen wildes Geflügel bringt, daß dort sich allerley loses Volk ansiedelt, dem man noch dazuwegen der seltsamsten Geisterspuckereyen, nicht nahe kommen darf. So habe er neulich seinen Falken an eine Taube gelassen; auf einmal sey der Vogel wie todt ihm vor die Füsse gefallen, und eine schöne Jungfrau mit Flügeln habe vor ihm da gestanden, welche die Taube in Schutz genommen und sich mit ihr vor seinen Augen in die Lüfte geschwungen —

Thyrsias. (Der das letzte gehört hat.) Laßt uns doch in jener Gegend jagen und dort einige Täge verweilen.

Lymon. Um des Himmels willen, junger Herr, gehe nicht dahin! — Ich altes Plaudermaul! — Jener Wald ist viele Tagreisen groß — und Bären, Löwen und Einhörner sind dort das Allerkleinste; aber es wimmelt überall von so fürchterlichen Schlan-

gen, Drachen und Ungeheuern, wie ſie noch kein menſchliches Auge erblickte. — Halt, Ihr Ritter, ich nehme Euch hiermit im Namen des Königs Handſchlag darauf ab, daß Ihr den Prinzen nicht in jene Wildniß gehen laſſet.

1. Ritter. Sorgt nicht, edler Herr, wir geben nicht zu, daß er von unſrer Seite weiche.

2. Ritter. Wir wollen unſre Jagdluſt ſchon anderswo befriedigen, mein Prinz.

Thyrſias. Flügel, ſagſt Du, hatte das ſchöne Mädchen?

Lymon. Ey, warum nicht gar, mein Prinz! Sie hatte Lappen von altem Segeltuch an die Schultern gebunden, die der alberne Förſter für Federn anſah.

Thyrſias. Und ſchwang ſich in die Lüfte?

Lymon. Nun, zum Henker, ja! Aber

sie ließ einen bestialischen Gestank hinter sich, die verdammte Bettel!

Thyrsias. Kommt, wir wollen uns sogleich zur Jagd rüsten. (Ab mit den Rittern.)

Lymon. (Ihnen nachrufend.) Vergeßt nicht, daß Ihr für den Prinzen verantwortlich seyd! — (Zum Oberpriester.) So gehts aber, wenn man vernünftigen Leuten nicht folgt. Schon länger als zehn Jahre dringe ich darauf, man soll den fatalen Wald ganz und gar niederbrennen; doch Ihr mit Euern Priestern behauptet immer noch, mir zum Possen, es sey eine heilige Wildniß. — Himmel, ich muß nur den Rittern nochmals Vorsicht einschärfen! (Schnell ab. Eumudis hat bisher mit starren Blicken da gestanden.)

Siebenter Auftritt.

Eunubis (allein.)

Hat denn die Scheibe eures blinden Unverſtandes das Sonnenlicht der Wahrheit ſo undurchdringlich bedeckt, daß euch der ganze Erdball in Nacht und Schatten ſteht? — Mit ſehenden Augen ſind ſie alle blind. Jeder will nur immer dem großen Schickſal entgegen arbeiten; Keiner bedenkt, Keiner ſieht es ein, daß die Rieſenkräfte deſſelben ihn ſelbſt nur wie einen elenden Kräuſel vor ſich her peitſchen. — Laßt ihn doch hinziehen zum heiligen Walde, den, welchen ihr zu einem **König**e erziehen wollt. Soll der König feiger und ſchwächer ſeyn, als ſeine Ritter? Wollt ihr den **Jüngling** vor den Thieren des Waldes fliehen lehren, und doch den Mann einſt zum Kampfe mit dem reiſſendſten aller Ungeheuer, dem Volke, beſtellen? — (Pauſe.) Eine Jungfrau mit Flügeln? — Auch ſprach ja die Stimme in meinem wunderbaren Traume: „der nahe Sommer ſoll eure Wildniß mit Geiſtern bevölkern.“ — Schon

längst ist der starre Winter zerschmolzen, und die Erde hat sich wieder in den weichen Sammt des buntfarbigen Sommers gekleidet. Ich will mit meinen Gebeten das höchste Wesen brünstig anrufen, und in Demuth erwarten, ob vielleicht die göttliche Liebe diese geheimnißvolle Zeit, welche der Natur ihre Befruchtung wiederbringt, dazu ausersehen hat, auch für mein Vaterland ein neues Grün der Hoffnung in frohen Begebenheiten zu entwickeln. (Ab.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Der Wald von Myra. Im Hintergrunde links ein Stück freye Ausſicht, rechts eine Hütte unter hohen Bäumen.)

Alkran. (Bringt eine Bürde Holz, legt ſie ab und ſetzt ſich drauf.)

Was begiebt ſich in mir? Welch ein Wetterleuchten fährt durch dieſe finſtere Seele? — (Wild.) Oh! Oh! — Mir iſt, als trieben unbekannte Mächte ein menſchliches Gedächtniß in mich zurück — und, als weigerte ich mich, es wieder anzunehmen. — Hu! Welche Laſt von Gedanken legt ſich über dieſes Haupt! — Ganz richtig! — Ich bin der Nemliche. — Und heut oder morgen ſind es ſechzehn Jahre, daß ich der Schlacht entrann, in welcher Majala und Thyrſias vom Tyrannen lebendig verbrannt wurden. — Und aus dem Felſen rief mir

eine göttliche Stimme zu: Die Gottheit haſſet Stolz und Betrug. Vierzehn Jahre lang ſollſt Du der betrogenen Königin unbekannt als ein hündiſcher Sklave dienen, ohne Dein Kind zu ſehen; dann ſoll der Friede wieder in Deine Seele kommen. — Oh! — Wer iſt mein Kind? — (Er baut die Fauſt gegen ſein Haupt und ſieht ſtarr vor ſich hin.) Keine Antwort? — Und zwey Jahre lebte ich, ein Thier, unter den Thieren des Waldes, und irrte in ungeheuern Wildniſſen umher. Da fand ich dieſe Weiber in der Höhle und baute ihnen jene Hütte. — Wer ſind ſie? — Keine Antwort? — Halt, ſie kommen! — Ja, heut oder morgen muß die Dienſtzeit abgelaufen ſeyn.

Zweyter Auftritt.

Hylanda, Moris, Itala (kommen, zur Jagd gerüſtet, aus der Hütte) und der Vorige.

Hylanda. So frühe haſt Du uns Aechen mit Holz verſorgt, Du guter Lynder?

Aliran. Ich bitte Euch, bleibt in Eurer Ruhe. Es iſt nun Holz genug vorräthig; ich will auch ſogleich auf die Jagd gehen.

Hylanda. Das ſollſt Du nicht. Jene Höhle iſt mit Vorräthen aller Art gefüllt. Wir wollen nur zu unſerer Luſt jagen; Du aber — ich befehle es — ſollſt indeſſen ruhig in der Hütte ſchlummern. Höre doch endlich auf, Lyndor, Dich einzig durch ſtrenge Befehle zu allem zwingen zu laſſen, was zur Erhaltung Deines eignen Lebens ſo nothwendig iſt. Du biſt ja kein Diener, ſondern unſer beſter Freund, der einzige Troſt und Gefährte in unſerm Unglück. — Wir beſaſſen nichts als jene Höhle, und Gras und Wurzeln — die Schrecken dieſer Einöde hatten uns bis auf's Aeuſſerſte gebracht — der Troſt ſelbſt mußte verſtummen bey unſern Thränen. — Da ſchrie dieſe Hülfloſigkeit, gleich einem ausgeſetzten Kinde in der Wüſte zum Himmel — und er ſandte uns Dich, Du guter Waldmann. Du bauteſt uns die geräumige Hütte, und verſchaffteſt uns während ſo vieler Jahre alles, was wir bedurften, mit ei

ner Sorgfalt, die ich armes Weib niemals belohnen kann. (Weint.)

Aliran. Warum weint ihr? Habe ich etwas versehen?

Itala. Allerliebster Herzenswaldmann, laßt doch endlich das knechtische Wesen! Ihr seht, wie unsre Gebieterin sich darüber abhärmt. Werdet doch auch ein Mensch, wie wir, und seht nicht so kannibalisch in den Tag hinein. Wir wollen Euch alle recht lieb haben.

Aliran. (Ohne sie anzusehen, zu Hyranda.) Mich treibt's, Euch zu dienen, aber Eure Reden und Thränen sind mir unbekannt. Was verlangt Ihr?

Hyranda. Daß Du Dich nicht so ganz elend fühlest, treuer Freund! (Sie bietet ihm die Hand. Er weicht scheu zurück.)

Myris. (Streicht ihm den langen Bart.) Sieh, armer Waldmann, Du sollst gut seyn,

und freundlich — wie ich — sieh mich doch an! (Sie lächelt ihm zu.)

Alkran. (Steht still in ihr Angesicht.) Du bist unaussprechlich reizend! (Er wendet sich plötzlich wild von ihr.) Oh, laß mich, Du machst mir Schmerzen. (Er hält seine Faust gegen die Stirne.)

Myris. Du lobtest meine Gestalt, das hast Du noch niemals gethan. Aber sieh, nun muß ich wieder vor Deiner Stimme erschrecken. — Unglückliches Geschöpf, ich kann Deine Wunden nicht heilen! O meine theuerste Mutter, sieht es denn nicht in Eurer Macht? (Sie giebt ihm mit trauriger Miene Blumen von ihrer Brust.)

Hyland a. Welche Macht steht denn der Ohnmacht zu Gebote, mein Kind? Aber, laß uns den Himmel vertrauen, der ihn noch aus seinem Wahnsinn wird erwachen lassen. — (Beyseite zu Itala.) Wer weiß, ob nicht das Erwachen aus diesen Träumen ihn noch elender machen würde? Ach, Itala — vielleicht scheint er uns elend, und hält sich selbst für

glücklich. — Ich träumte einst — ich Wahnsinnige träumte von der Liebe eines Königs — aber mein Erwachen war bitter, wie die Wahrheit — denn seine Liebe war falsch, wie der Traum. (Sie verbirgt ihre Thränen.)

Itala. Ah, der Grausame, Undankbare! Weine nicht mehr um ihn, holde Geliebterin!

Hyland. Heute, meine Freundin, heute, dünkt mich, war es! Ich bin müde, die Tage unsers Elendes zu zählen.

Myris. (Die während dessen freundlich um Arran beschäftigt gewesen ist.) Schlummre ein wenig, guter Alter. — Nein, meine beste Mutter, Ihr müßt nicht wieder weinen. Kommt, laßt uns ausziehen, daß wir Honig suchen und Goldfasanen schiessen. Ich bin so leicht, und so stark! Heute würde ich gewiß das schöne Reh festhalten, das ich neulich aus den Armen entschlüpfen ließ. Und finden wir es wieder, dann sollt Ihr meine geschickten Sprünge sehen — ich fang' es gewiß, und

dann mache ich das junge Thierchen zahm, und liebe es.

Iraka. Nur vorsichtig, Kind, vorsichtig! (Sie gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Aliran, (allein.)

Diese Blumen geben einen angenehmen Geruch. (Er setzt sich von neuem auf seine Bürde nieder und scheint dumpfbrütend nachzusinnen.) Sollte jene Stimme, die ich für eine göttliche hielt, gelogen haben? Ich fühle keinen Frieden hier in der wilden Brust. — Gewiß, der Duft dieser Blumen thut mir doch sehr wohl — ich werde ihn nicht mehr vergessen. — Es war also nur ein falscher Wahn von mir, daß die Unfruchtbarkeit mit ihrem Eis den Schooß der Erde verschlossen habe? — Ja, ich war lange ein Verworfner — die gedrückte Zeit schlich träge an mir vorüber, ohne nach meinem Kummer umzuschauen. Frühe, wann lustige Eisenschwärme den Teich kräu-

selten, ehe noch das Licht des neugebornen Morgens sich im Thau der Mitternacht spiegelte, seufzte ich schon durch den Wald — Abends, wann der blöde Mond aus den Gewölken hervorschwamm, um den nächtlichen Wanderer zu trösten und die Schwüre der Liebenden zu weihen, — ja bis zur Mitternacht, wann selbst Ate, von Seufzern eingewiegt, auf ihrem blutigen Lager ruhte — da lief ich noch, heulend wie die Wölfe im Sturm, umher, und stöhnte so laut, daß selbst das Waldgebirge meinen Jammer nicht faßte, sondern überfliessend von dem traurigen Schalle, mir die Hälfte meiner Schmerzen wieder zurückgab. Oft rennte ich wild durch die Nacht, es war, als ob böse Geister mich in den Elementen so lange herumhetzen müßten, bis selbst die Hartherzigkeit mitleidige Thränen weinte. — Jetzt hat sich alles gelegt — jetzt wird es anders — mir ist, als stände meinem Wesen eine neue, aber entsetzliche Menschwerdung bevor — als sollte die Zukunft kreisend in meiner Geburt ihren Geist aufgeben.

Vierter Auftritt.

Ofir, Lilar und andere Geiſter.

(Treten auf. Einer der letztern ſchwebt ſchnell zu Alkan hin, und ſtreckt ſeinen Stammelſtab nach ihm aus. Alkan wankt, wird betäubt, ſinkt dann ſanft hernieder ins Gras und ſchläft ein.)

Ofir. Tritt herzu, mein erſter Diener. (Lilar naht ihm.) Lilar, Du kennſt meine Liebe zu Lolli, der ſchönen Geiſterkönigin. Seitdem die Schüchterne vor mir flieht, habe ich ſieben Sternenſtraſſen des ungeheuern Weltbaues vergebens nach ihr durchirrt, — denn auch wir ſind nicht allwiſſend, nicht gleich dem Einziggroßen, Unausſprechlichen — endlich entdeckte ich von jenem ſteilen Mondgebirg aus, daß meine Königin ſich auf dieſen Inſeln der Erde unter Waldbäumen befindet. — Vielleicht gelingt es mir auf dieſem kleinen Sterne, mich mit der Fliehenden zu vereinigen. Ihr Aufenthalt iſt nicht weit von dem Orte, wo wir ſtehen. — Deßwegen befahl ich Euch, irdiſche Geſtalten anzunehmen. Geht nun, meine Geiſter, bereitet ans Ton,

Farbe und Duft das Anmuthigste, was irdische Träume dem Menschenherzen gewähren mögen. Beut mir schöne und glanzreiche Formen aus schwellendem Blütenthau, faßt Gebirge von den leisesten Primeldüften und Rosenwellen aufhäufen, sammelt die Spielarten des Regenbogens, fangt die lieblichsten Klänge ein, welche über die Erde schallen, und haltet Euch bereit, mir zu dienen. Aber seyd besorgt, daß meine Gegenwart der Königin noch nicht entdeckt werde. — Auf und eilt an eure Geschäfte! — Aber seyd behende — flattert fort, wie Staubwirbel, verschwindet, wie Wasserblasen, vergeht wie Lichtflammen! (Er berührt seinen Stab.)

(Elmar versinkt. Einige Geister heben sich in die Luft. Die übrigen verschweben zu beyden Seiten.)

Fünfter Auftritt.

Osir bey dem schlummernden Aliran.

Sie trägt das Bild des Menschen. Auch ich nahm es ihr zu Gefallen an, und ich liebe diese Menschen, deren Form so lieblich ist.

— Hier im Walde hauset ein edles Geschlecht, dessen Bestimmung auch gerade jetzt in der grossen Saat des Schicksals reifen muß. — Ob der hohe Führer auch mich auf diesem flüchtigen Baße dem, was ich liebe, vermählen will? Ob der irdische Augenblick naht, der zwey lang getrennte Geister für die Unendlichkeit vereinigen soll? — Unendlichkeit? Unendliche Wonne? Ich müßte dieser engen Brust wieder entfliehen, um einen jener gereinigten Gedanken zu fassen, in welchen die Geister sich ewig bewegen! — Nein, seyd mir willkommen, freundliche Sinne der Menschheit! Sie selbst hat sich mit eurem Gewande geschmückt; es ist mir wohl bey euch, und ich fühle den Stoff der Ewigkeit in meinem Busen freudig fortglimmen. — Ich will euch Gutes thun, ihr lieben Menschen. — (Er tritt eine Stufe und sieht empor.) Auch hier in der entlegnen dunkeln Ferne, wie dort in lichteren Regionen, wo die Geschöpfe in vertraulicher Nähe vereinigt wandeln, erfüllt mich Dein Gedanke und die tausendtönige Psalmodie Deiner lebenden und lebenden Wesen. Ja, schön hast Du auch diesen Erdball geschmückt, und

in seinen Blumen blüht und verkündigt sich die Blüte Deiner unermeßlichen Liebe.

(Er entfernt sich, indem er Blumen tritt, und zuletzt uebervoll den Stab nach Alkran ausstreckt, welcher schnell davon erwacht.)

Sechster Auftritt.

Alkran. (Allein.)

O seliger Traum! — Warum erwachte ich? Warum muß ein feindseliger Geist die schöne Hoffnung — dieses neugeborne Kind meines Herzens — schon in seinen ersten Athemzügen wieder ermorden? — O segensvolle Zeit, von deren Bildern ich träumte! — Kehrst du nimmer wieder — gute Zeit, da die Tugend mein Stolz, die Liebe mein Reichthum und die Götter selbst meine Freunde waren? Ach, kein Gott vermag ja der Zeit einen Damm zu setzen, daß ihre Fluth wieder rückwärts zwischen goldnen Jugendstunden hinanziehe! — Ich ruhte so schön im Arme dieses Traums. So ruhig schläft die Mäßigkeit neben dem Füllhorne des Glücks. So

ſicher ruht der Haß am Buſen der Liebe! — Und jetzt, dringt nun die Armuth der Wirklichkeit plötzlich von allen Seiten wieder auf mein Weſen ein, und das Leben ſteigt um mich empor, kalt und ungeſund, wie ein Mehlthau aus dem Fett des gelben Sumpfes ausgeht, um verderblich über die Saaten zu fallen. — Auf und fort! Ich will meiner Gebieterin nachfolgen. Ihr ſanftes Auge ſoll neue Dolche in meine Seele blicken. — Hu, ich will arbeiten, daß meine Sennen reiſſen, daß das erhitzte kochende Blut die Kammern dieſes Herzens zerſprenge!

(Er wirft die Holzaxt raſch auf die Schulter und rennt fort.)

Siebenter Auftritt.

(Eine andere Gegend des Waldes. An der linken Seite der Eingang einer Höhle. Vor demſelben eine Raſenbank. Rechts hinten ein Grabhügel mit blühenden Roſen.)

Thraſis und Hermilia. (Kommen aus der Höhle.)

Thraſis. Laß uns auf dieſer Raſenbank ſitzen, meine Liebe — jener ſchönen Stel-

le gegenüber, wo ich ihn begrub, den werthen Einsiedler. Sieh, dort schlummern seine heiligen Gebeine, die Treue hat ihm ein Mahl errichtet, die Liebe bethaut es mit mancher Thräne, und selbst der Fremdling, den das Irrsal dieser Wildniß hieher führt, schreitet aus frommem Instinkte leiser an seinem Staube vorüber.

Hermilia. Guter, liebevoller Jüngling! — (Sie lagern sich.) Wann rettete er Dich aus den Fluthen?

Thrasis. Vor sechzehn Frühlingen fand er mich am Gestade des Meeres, spielend und mit mir selber kosend, in einem gebrechlichen Kahne. Er ward mein Vater, zog mich groß und pflanzte mir himmlische Gedanken ins Herz. Die undankbaren Völker dieser Inseln hatten ihn wegen seiner Lehre in die Wildniß verbannt. Wir ernährten uns von der Jagd und den Früchten und Kräutern dieses Waldes. Ausser dem ungesitteten Menschen, welcher dort im Thale wohnt, und einigen verirrten Jägern und Reisenden, habe ich keine Menschen hier erblickt. Vor wenigen Monaten starb mein geliebter Vater, und ich blieb nun ganz

einſam, bis Du ſchönes Weſen mir erſchienſt, und meinen Buſen mit neuem, nie gekannten Leben füllteſt. — O ſage mir — denn Du weißt nun auch das geweihteſte meiner Geheimniſſe — ſage mir, wer biſt Du?

Hermilia. (Zärtlich bittend.) Forſche nicht mehr! Sey beglückt durch meine Nähe. Ich bin es durch Dich. Genügt Dir das für unſre Liebe?

Thraſis. Aber, wenn Du ein Menſch biſt, wie ich — ein Weib, wie Du ſagſt — warum erſcheinſt Du mir nur zuweilen, wie ein himmliſcher Gaſt? Warum kommſt Du nicht auf ewig zu Deinem Geliebten, um dieſe geräumige Höhle und mein Nachtlager von duftenden Kräutern mit mir zu theilen, und am heiſſen Mittage dort in der Myrthenlaube an meiner Bruſt zu ſchlummern? — Ach, Hermilia! Du weißt, wie wenig ich mich Deiner werth fühlte, als ich hier zum erſtenmal Deine Knie umfaßte. Doch Dein Blick milderte ſich, und kam dem meinigen entgegen, wie ein holder Freund — unſre Lippen empfiengen und zerſchmelzten die liebende Rede, weich

wie Mayluft — da zuckte plötzlich im feuchten Wechſelkuſſe die werdende Liebe, und in meinen Pulſen klopfte Ewigkeit! — Bey den Geheimniſſen dieſer erſten Stunde, die mich mit Schlummer betäubte — bey jener zauberiſchen Wonne, die ich ſeitdem nur in ſchönen Träumen nachempfand — beſchwöre ich Dich: weiche nicht von mir! Oder, laß mich früher ſterben, als Du ſcheideſt! — (Man hört von ferne eine ſanfte Muſik von Flöten und Hörnern.) Bey dieſen wunderbaren Tönen der Waldgeiſter —

Hermilia. (Beyſeite.) Die Schweſter naht! — (Zu Thraſis.) Nein, Geliebter, Hermilia iſt keines Betrugs fähig. Forſche jetzt nicht weiter, aber vernimm, daß ich Dich bald nicht mehr verlaſſen will — daß ich mich ganz in Dein eignes Weſen und Dir zum Eigenthum hingebe — und ſo laß, o mein theurer Jüngling, laß meine ganze Seele ſich der Liebe weihen! (Sie küßt ihn. Er ſinkt betäubt an ihr nieder. Sie lehnt ihn ſanft auf den Sitz zurück und bedeckt ihn mit ihrem Schleyer. — Die vorige Muſik ertönt etwas näher. — Hermilia bleibt lächelnd, und wie in Liebe verſunken, vor dem verſchleyerten Thraſis ſtehen.)

Achter Auftritt.

Lolli, (erſcheint mit ihren) Jungfrauen und die Vorigen.

Lolli. (Wirft einen ernſten Blick auf den Schlafenden und entfernt dann mit ſchnellem Winke die übrigen Jungfrauen.) Iſt dieß der armſelige Gegenſtand Deiner ſtrafbaren Liebe, um deßwillen Du mich noch auf dieſem Erdballe zu weilen bitteſt? — Er ſoll jene Augen nicht wieder öffnen. Ich bin Königin! — (Sie hebt den Palmenzweig in ihrer Hand. Hermilia ſinkt ſtehend vor ihr nieder.) Ich widerſtehe Dir nicht, allzutheure Schweſter. Aber Du vergiſſeſt Deinen Rang unter den Weſen und entweiheſt Deine hohe Abkunft.

Hermilia. (Hebt den Schleyer von dem Schlafenden.) Erkenne auch in ihm das große Abbild jenes Unausſprechlichen, meine Schweſter!

Lolli. (Bewegt.) Iſt der Menſch ſo anmuthig? Athmet ſein Leben in ſolcher wunderbaren, jugendlichen Fülle?

Hermilia. Schenke mir die kurze Erdenzeit, Geliebte! Laß mich das Gewand der Menſchheit tragen an ſeiner Seite, für ihn und zum Heil dieſes armen Geſchlechtes. Ich will ausharren bey ihm und ſeinen Genoſſen, bis zum Tode, der mich wieder in Deine Wohnungen führt. Vernimm es, daß ich krank bin vor ſchmerzlicher Liebe, und daß keine Gewalt mich von dieſer treuen menſchlichen Bruſt trennen ſoll!

Lolli. Uebegreifliche Liebe! Du forderſt mehr, als ich gewähren will und kann. Auch kurze Trennung von Dir würde mich ſchmerzen, da ſie zur ewigen werden könnte, wenn Du der übernommenen irdiſchen Prüfung unterlägeſt. (Sie weint. Man hört klagende Töne ihrer Geiſter.)

Hermilia. Jener Unausſprechliche wird mich ſchützen, und auch ihn zum Leben füh-

ren. Das Schickſal dieſer geliebten Seele ſey auch das meinige!

Thraſis (Im Traume.) O meine ſüſſe Geliebte!

Lolli. (Indem ſie ihn mit ihrem eignen Schleyer bedeckt.) Er könnte erwachen. — Aber — wollte ich auch Deiner Bitte, die mich ſchmerzt, nachgeben, ſo vermag ich doch ſelbſt nicht, ſie zu gewähren. Es ſteht keineswegs in meiner Macht, Dich aus unſern Kreiſen zu entlaſſen, und Deine Seele der Erde zu weihen.

Hermilia. (Mit Schmerz.) So muß ich mich in ewige Trauer hüllen?

Lolli. (Schüchtern.) Ein Mächtigerer, als ich, würde es vermögen. — Aber, er weilt nicht in dieſen Räumen. — Ach, ich war ihm hold — zum erſtenmal fühl' ich es jetzt in der Schwachheit dieſer Menſchenhülle, mit der ich Arme mich Dir zu Liebe umgab. — Warum entfloh ich ihm? — Es iſt der hohe Oſir. — (Bey Nennung dieſes Namens erklingen allerley leiſe Tö-

re verschiedener Instrumente.) Welche Klänge? — Was für berauschende Wohlgerüche umfliessen mich! — Fort, Hermilia! Es naht eine fremde Gewalt! (Sie entfliehen ängstlich auf verschiedenen Seiten. Die Königin vergißt, den über Thrasis gebreiteten Schleyer zu sich zu nehmen. Allmählig entfernen sich die Töne wieder.)

Neunter Auftritt.

Sylle, (kommt mit seinem Vater.) Doras, (in die Gegend, wo Thrasis schläft.)

Sylle. Nun, herzallerliebster Vater, so seyd mir nochmals schön willkommen in unsern alten Waldrevieren! Ruht nur noch ein wenig. Von hier bis zu unserm Hause ist es nun nicht weiter mehr, als man mit einer Kuh wirft. — Aber der alte Herr Lymon — das heisse ich mir doch eine überaus gnädige Herrschaft! Läßt Euch da noch obendrein Geld aufzählen und Eure werthe Person bis vor den Wald führen!

Dorax. Nu, es geſchah freylich auf einem alten Karren, der mir die Rippen verdammt zerſtieß. Auch hätte ich, der langen Gefangenſchaft wegen, eine ſo weite Strecke nicht zu Fuſſe machen können, und doch lag ihm viel an meiner baldigen Nachhauſekunft. Es ſollen ja hier ſeltſame Dinge vorgehen. — (Er entdeckt den Thraſe.) Wer liegt da, Burſche?

Sylla. Das iſt ein Bekannter, eine gute Haut, ein gewaltiger Schütze, der mir oft aus der Noth half, wenn ich Wildpret in die Stadt bringen ſollte, und keins traf. Ein kluger Kerl — hört, Vater, klüger habt Ihr ſicherlich keinen gefunden! Die Ueberredung ſitzt ihm auf der Zunge. Er beweiſt Euch zum Exempel, daß Ihr ein Fuchs ſeyd — und das ſo bündig, daß Euch noch während des Beweiſes ſchon nach lebendigem Geflügel hungert, und ihr mit verliebten Augen das Hühnerhausthürchen meßt! — Aber vor einiger Zeit iſt ihm ſein Vater — ein alter Eremit, der ihn hier entweder ganz allein, oder mit dem Wildpret gezeugt haben muß — plötzlich geſtorben. Da hat er Tag und Nacht entſetzlich

geweint, und ich glaube, er iſt jetzt wieder aus Traurigkeit eingeſchlafen. — Wir wollen ihn doch wecken, denn Ihr müßt ſeine Bekanntſchaft machen. (Ruft.) Heda! Junger Herr Eremit! Heda!

Doras. Ich glaube, er iſt todt. Was ſchreyſt Du, Eſel?

Sylle. Faſſt ihn nicht an, er iſt ſehr zornig, und hat mich einſt, als ich ihm ein Rebhuhn ſtahl, abſcheulich geprügelt. — (Er hebt vorſichtig und von weitem mit ſeinem Jägerſpieß den Schleyer weg.) He! Junker Einſiedler! Guten Tag! Guten Tag!

Thraſis. (Fährt aus dem Schlummer auf.) O, Du biſt geſchieden, meine Sonne? (Erblickt den Sylle.) Fort, Nichtswürdiger, Schlechter! Du biſt unwerth, jetzt in dieſe meine Augen zu ſchauen, worinn noch das holde Abendroth ihrer letzten Blicke glänzt! (Er ſieht den Schleyer, verbirgt ihn ſchnell und ſpringt empor.)

Sylle. (Flüchtet ſich hinter Doras.) Seht Ihr, Vater? Gleich ſchlägt er!

Dorax. Zürnet nicht, Herr!

Thrasis. Seyd Ihr der Vater dieses großen Lümmels?

Dorax. Leider, ja, Herr! Und ich danke Euch für jeden Schlag und Fußtritt, mit dem Ihr in meiner Abwesenheit Vaterstelle an ihm vertreten habt. — Ich war in meiner Jugend in den Diensten des großen Alirans — wenn ihr von ihm gehört habt — und galt viel bey diesem mächtigen Herrn. Er setzte mich endlich als Förster hieher. Da fraßen mir die Bären mein Weib, als sie einen Honigbaum ausnehmen wollte, und ich behielt nichts übrig, als diesen ungezognen Rangen. — Einst berief mich mein Herr wieder in die Stadt, um — um sich Raths bey mir zu erholen. Aber kaum war ich einige Tage dort, als es eine große Empörung gab, worinn der gute Herr in einen Aschenhaufen verwandelt ward, und jämmerlich ums Leben kam. Mich warf man ohne Ursache ins Gefängniß, in welchem ich sechzehn Jahre lang kein menschliches Gesicht gesehen und keine Menschenstimme gehört habe. Auf einmal werden nun alle Ge-

fängniſſe geöffnet, und man bringt mich frey und ledig wieder nach Hauſe —

Syllo. Und, daß Ihr es wißt, daran bin ich ganz allein Urſache —

Doras. Schweig doch, Du dickbäuchiger Satan! — Den Jungen hier ließ der Miniſter Lymon aus Menſchlichkeit im Hauſe wohnen, und ſo für einen tollen Hund im Walde herumlaufen. —

Syllo. Aus Menſchlichkeit? Ihr wißt es ſchon! Weil ich ihm Wachteln fieng und Waldſchneppen ſchoß! — Ich verſichre Euch, er iſt mit mir wie ein Bruder, und dutzt mich, und auf meinen Befehl allein hat er Euch und alle Gefangnen losgelaſſen; und mich ſelbſt zum — zum —

Doras. Ja, das iſt wahr, er hat ihn zum Königlichen Oberförſter ernannt —

Syllo. Bedenkt das wohl, werther Herr Eremit! (Er reißt die Augen auf.) Von, heute, an, zum, Kö —

Dorus. Der Himmel weiß aber, wie er ſeinem Dienſte vorſtehen wird. Denn er hat nichts gelernt, und kann, wie ich höre, weder ſchieſſen noch fangen noch tödten. Ich alter Mann, dem jetzt die Ruhe zu gönnen wäre, muß ſicherlich nun wieder alle Arbeit allein verrichten. — Herr, Ihr ſollt es gleich hören! — He, Du! Iſt das ſchöne Netz fertig geſtrickt, das ich Dir zu endigen befahl, als ich vor ſechzehn Jahren in die Stadt gieng?

Sylle. Oho, das kann ich in einer Stunde vollends fertig machen. — Wer ein ſchönes Stück Arbeit hat, muß darüber halten!

Dorus. Ach, Du nichtswürdiger Bube! (Er tritt nach ihm.)

Thraſis. Erzürnt Euch nicht vergebens, Vater! Ich will Euch ſchon in Eurem Alter beyſtehen, und wir wollen verſuchen, ob er noch zu beſſern iſt.

Sylle. Ja, laßt's nur gut ſeyn, Vater, und gehorcht nur hübſch. Ich hoffe, Ihr wer-

der fleissig seyn, mich in meinen alten Tagen unterstützen und mir nicht zur Last fallen. Denn was könnte bey einer Oekonomie Gutes herauskommen, wo die Kuh am Kalbe saugen wollte? Aber Ihr schießt gut — nicht wahr, Ihr schießt tüchtig, lieber Vater; und da wollen wir brav jagen! — Vor allen Dingen will ich rein heyrathen, und dann — werden wir ja sehen! — Ja, Vater, das sage ich Euch, ich bin so heyrathslustig, wie die Wachtel in den Waizenfeldern! — Herr Eremit, Ihr sollt mir Eine freyen. Eine von den schönen schlanken jungen Teufeln, die hier im Walde, und gar des Nachts auf meinem Boden herumrammeln. Gestern lief mir wieder ein so schneeweisses Schätzchen mit rothen Backen in die Arme — da schrie ich vor Freuden; wie die verbuhlte Aeffin im Gehölze greint — aber, ich Narr vergaß, ihr geschwind die Flügel zu stutzen, die sie auf einmal bekam — fort war sie! — Glaubt mir, ich bin entsetzlich in die Weiber vernarrt — ich liebe alles Mögliche bis zum Fressen — ich bin in diesen ganzen Wald verliebt, wie ein Stier in eine ganze Wiese voll Gras!

Doras. Dort unten wohnte ja ehedeſſen eine Perſon, die Du lieb hatteſt, Du ungerathner Stier?

Sylla. Ihr ſcheltet mich einen Stier, und wollt mich noch obendrein jene Ochſin heyrathen laſſen? Sollen Eure Enkelchen vor der Zeit Hörner kriegen?

Doras. Böſer Bube, Du weißt doch noch, weßwegen ich Dich einſt mit Füſſen trat?

Sylla. Ey, Herr Einſiedler, denkt nur! Sie übernachtete einmal in unſerm Häuschen, und, was konnte ich dafür, daß damals die Treuloſigkeit einer im Mondſchein klaffenden Bettdecke mein Herz zum Mitleiden bewog? — Es iſt wahr, ich mußte ſie nachher noch einigemal ſehen — denn ein verliebtes Mädchen hält immer mehr, als ſie verſpricht — und einmal behauptete ſie, ich hätte mich ihr zur Ehe verſprochen; allein ich ſuchte dieſe Materie immer zu verſprechen, und ſagte, ſie müſſe mich entweder falſch verſtanden, oder ich müſſe mich verſprochen haben. — Nein, Vater, das

ist nichts! Sie ist auch sehr alt geworden — sie lebt unkeusch — sie schilt auf mich, wo sie mich erblickt, und mir schaudert immer die Haut, sobald die Zunge in ihrer zänkischen Stimmglocke zu läuten anfängt. Auch ist sie sehr unreinlich. Denkt nur, Vater — nun gar ein Schwein sollte Euer Sohn heyrathen? Da müßte man ja auf jeden Fall alle Eure Nachkommen einsalzen, und wir hätten beyde nur für die Räucherkammer gelebt! Nein, ich suche mir eins von den schönen Waldmädchen aus, die so milchweiß sind und bläuliche Adern haben — daß Ihrs nur wißt, ich nehme einen Geist zur Frau!

Thrasis. Das sollst Du, Freund — und diese Fäuste sollen Dich mit diesem Geiste verheyrathen, und Dir ihn sicherlich wacker an- und einbläuen!

Sylo. (tritt vornehm zurück.) Mein lieber Eremit, dergleichen grobe Reden schicken sich gar nicht mehr für eine vaterlose Waise, die keine Mutter gehabt hat — zumal gegen einen Mann, der, erstlich von seiner Mama doch noch so viel weiß, daß sie ihm einst im Scherze

hier das Naſenbein entzwey ſchlug und bald darauf in einem unangenehmen Wortwechſel mit einem Paar Bären den Kürzern zog — zweytens, der gegenwärtigen noch ganz wohlconditionirten Papa vorzeigen kann — drittens aber nunmehro von königlicher Majeſtät zum Landes- und Reichs-Oberförſter ernannt iſt — viertens —

Thraſis. (Gebieteriſch.) Fort, aus meinen Augen!

Doras. (Beyſeite zu Sollo.) Biſt Du toll? Wer ſoll uns denn auſſer ihm jagen helfen? Ich verſtehe im Grunde ſoviel von der Jagd, als Du.

Sollo. (Fährt großſprecheriſch fort, weicht aber vor dem Thraſis zurück.) Welcher viertens eigentlich wohl das Recht hätte, künftig alle Landſtreicher und Wilddiebe aus den Gehegen ſeines Königs zu verbannen. (Beyſeite.) Verlaßt Euch nur auf mich! Man muß ſich nichts vergeben. Er hat ein vortreffliches Gemüth.

Doras. (Giebt ihm Juſtrine.) Verzeihe,

seine unhöflichen Reden, lieber Herr! — Und wie haſt Du mit meinem Gelde haus-gehalten, Du ſchlechter Kerl? Denn ich war reich.

Sylla. Geld giebt es noch wie Schnee-flocken, Vater! Auch hielt anfänglich der Froſt meines Geizes alles unter einer Eisdecke feſt zuſammen. Allein ich gerieth nach und nach tief in das Laſter der Großmuth. Da kam denn der Südwind meiner Barmherzigkeit, und erweichte alles in Thränen des Mitleids, bis auf einige Windwehen in den Ecken Eures Kaſtens, welche jenes milde Thauwetter bis jetzt noch nicht bezwingen konnte.

Doras. (Rauft ſich die Haare.) Ach, ach, ach! Daß ſich doch der Himmel erbarme!

Thraſis. (Ungeduldig.) Fort, den Au-genblick fort, Du Schuft! Sorge für Deinen Vater und beſſere Dich, oder Du ſollſt die Schwere meiner Hand fühlen.

Sylla. (Indem er ſeinen Vater fortzieht.) Schuft? Das war ſchon wieder ein höchſt un-

anſtändiger Ausdruck. So iſt es aber — wer keine Mutter gehabt hat, der hat auch keinen Mutterwitz! Seht, ich verzeihe Euch — denn ich weiß, daß Ihr ſchlechterdings nicht begreifen könnt, was eigentlich ein königlicher Reichs-Oberförſter iſt und zu bedeuten hat. (Ab mit Dorus, indem er ſingt:)

Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär,
Thät mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr.

Zehnter Auftritt.

Thraſis. (Allein.)

Welcher ungeheure Raum liegt doch zwiſchen Menſchheit und Menſchheit — und dennoch — welcher Abſtand bleibt auch noch immer von der gemeinen Rohheit dieſes Burſchen bis zur eigentlichen Beſtialität! — Und, wie gering fühl' ich ſelbſt mich, der Geliebten gegenüber! — (Er ſetzt ſich auf die Raſenbank, und ſcheint in angenehmen Erinnerungen zu lächeln. — Pauſe.)

O meine Hermilia! Wo bist Du? Dein Kuß hat alle Ruhe aus dieser Brust gesogen. Nur mit Dir vermag der freudige Athem meines Lebens wiederzukehren. Du wirst nicht von mir scheiden, Geliebteste! — Ja, ihr Wort sichert mir die baldige Zurückkunft — selbst dieses werthe Pfand ließ sie dem Freunde. — (Er zieht den Schleyer hervor und betrachtet ihn.) Welch ein wundervolles, köstliches Gewebe! — (Erschrocken.) Was faßt meine Hand? Es ist, als wollte dieser Schleyer sich beleben, um meinen unwürdigen Händen zu entweichen? — (Heftig.) Ach, Hermilia, Hermilia — entfliehst Du mir? — (Der Schleyer hebt sich in die Luft.) Nimm Dein Geschenk nicht zurück, Himmel, das Du mir sandtest! Sie ist mein Eigenthum! (Er breitet seine Arme nach der Himmelsgegend, wohin der Schleyer fliegt, und folgt ihm angstlich nach.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Saal im Königlichen Pallaſte.)

Lomon, (in großer Bewegung, ihn beſchäftigt. Befehle zu ertheilen.) Hofleute, Damen und Diener, (welche ab und zu laufen).

Lomon. Geh und ſieh nach, ob die Boten noch nicht zurück ſind. — Du, reite vor das Stadtthor und ſchau in die Ferne. — Freund, ſeht einmal, wo der König iſt! Ich weiß nicht, was Ihr alle hier von mir und bey mir wollt? (Geht unruhig umher.)

1. Hofdame. Aber, beſter Herr, es wird doch mit jeder Minute bedenklicher, daß er noch nicht wieder da iſt!

2. Hofdame. Ach, der schöne goldne Prinz Thyrsias! Ach das liebe, schwarmende Kind! Nein, so lange bleibt man nicht auf einer Jagd! (Die Damen weinen laut.)

Lymon. Daß mir nun auch noch die Frauen in die Ohren heulen müssen, das ist zu toll! Sagt, gehört Ihr hieher? Geht auf Eure Zimmer, oder ich lasse Euch fortbringen. (Trompeten.) Geschwind seyd stille! der König kommt hieher.

Zweyter Auftritt.

König Midas, Gefolge, Vorige. (Hernach) ein Landmann.

König. Sind die Boten zurück?

Lymon. Wir erwarten sie jeden Augenblick, mein gnädigster Gebieter.

König. Es kommt mir in der That höchst unwahrscheinlich vor, daß die beyden

Ritter sogleich am ersten Tage ihre theuerste Pflicht vergessen haben sollten.

Ein Hofmann. (Mit Geh.) Es ist ein Bauer angekommen, der zum Könige gelassen zu werden verlangt, weil er Nachricht von dem Prinzen überbringen solle.

König. Er trete vor mich.

Landmann. (Tritt herzu.) Es kamen zwey Ritter zu mir gesprengt, als ich pflügte. Sie führten allerley grobe Reden gegen mich und befahlen mir, eilends nach Hofe zu gehen und hier zu melden, daß der junge Prinz ihnen heimlich entwischt sey, daß sie ihm aber auf dem Fusse nachfolgen und nicht eher wieder kommen würden, bis er mit ihnen zurück kehre. — Ich habe ihn nicht lange vorher selbst gesehen — er sah so jung aus wie ein Gelbschnabel, und nahm seinen Weg nach dem Walde von Myra zu.

König. Ach, Lymon — so ist Alles, Alles verloren! — Man soll den Oberpriester in meine Zimmer bringen. — O Lymon!

Lymon. Dacht ich's doch — das Unglückskind! — Der abscheuliche Wald! Da können sie zwo Tage suchen! — Schickt eilends Reuter und Boten nach allen Seiten des Waldes. (Bewegung der Abgehenden und Scheue der Frauen.) Und warum hieltest Du ihn nicht an, Kerl?

Landmann. Fragt nicht so dumm, Herr! — Was wußte ich? — Aber sie müssen ihn jetzt schon längst haben, denn sie rannten ja, wie die Narren.

Lymon. Meynst Du, sie haben ihn, Alter? Hört Ihr, gnädigster Herr?

Landmann. Meinem Gehen nach, — wiewohl ich gelaufen bin, wie ein Vieh — müssen sie doch gleich mit ihm hier seyn — dafür bin ich Euch gut.

Lymon. Laß es gut seyn mit Deinem Gutseyn!

Landmann. Wahrlich, wenn sie nur den Weg treffen, so bin ich Euch dafür Bürge.

Lymon. Ein ſchöner Bürge! Der ganze Kerl iſt ſelbſt keinen Heller im Dreiſſigtauſendguldenfuſſe werth! — Fort, Eſel, in den Wald, und ſuche, und mach Dein Verſehen wieder gut. Pack Dich!

Landmann. Nun, Herr Majeſtät, der Himmel mag Euch die Augen bald öffnen — denn ihr habt da einen groben Rath! (Läuft fort.)

König. (Düſter.) Sie werden ihn nicht finden, meinen letzten, einzigen Troſt. — Thyrſias wird ein Raub der Ungeheuer werden. — Lymon, mein Freund — ſo geht es denn endlich mit mir zum Tode! — (Mühſam.) Soll ich Dir es geſtehen, daß das Leben bis dieſen Augenblick noch immer einigen Werth für mich hatte? — Fort, fort! Ich fühle, daß meine Bahn ſich dem Ende naht.

Lymon. Ach mein gnädigſter König! Ich bitte Euch, verliert doch ja nicht alle Hoffnung! Es iſt ein unbekannter Tröſter in mein Herz gezogen, der mir immer zuruft: Sie werden ihn wiederfinden — ja es wird

noch Alles gut werden! — (Der König ist während dessen abgeführt worden.) Der verfluchte Wald — die verdammte Jagd! — Hab' ich nicht noch im letzten Frühlinge gebeten und gefleht, man solle wenigstens in dem Unglückswalde alle Tagereisen lang einen Förster wohnen lassen? Gewiß, wir bekämen dann hier auch manches Stück Flügelwerk mehr zu essen. Aber nein! Da half kein Bitten. Und nun haben wir's! — Kommt, es müssen noch weitere Anstalten zum Nachsetzen getroffen werden. (Alle ab.)

Dritter Auftritt.

Eunubis. (Kommt langsam und trübsinnig.)

Trost erwartet er. — Trost will der König von mir? — Und wenn mich nun alle meine Ahndungen täuschten? Wenn er wirklich dahin wäre, der herrliche Jüngling? — Dann fürchtet der König, nach dem göttlichen Ausspruche, den Tod! — Das ist es! Der Sünder sehnt sich nach Trost am Grabe. — Ohn-

nächtiger Mensch — falscher Priester — wo nimmst du ihn her, diesen Trost? — Wie schön, wie geläutert und heilig schallen in diesem Lande unsre frommen Verehrungen zur Gottheit auf! Sey es dann zu tausend Göttern, oder endlich zu Einem Gott! — Aber — der Sünder sinkt zum Tode hinab — man sammlet seine Asche ins Grab — — da steht die Gottheit drüben — gerecht, unbestechlich und unmenschlich richtend — sie spricht das einzige kalte Wort der Qual über ihn aus, und weist ihn damit hinab in — eine Ewigkeit! — Keine unsrer Sekten hat Trost für ihn. — Aber auch die Religion nicht? Ja, allbarmherzige Gottheit — es muß einen Trost geben für den Sünder am Grabe — oder, du bist nicht! — Hast du ihn mir gezeigt? Habe ich ihn erblickt in jenem Bilde meines Traumes, das mir unauslöschlich im Herzen fortbrennt? — Es war ein breiter Lichtstrom, der aus der Erde zum Himmel empor stieg, eben von einer wunderbaren Queerflamme durchschnitten; und ein blutiges Menschenbild hieng sterbend daran, und schmachtete und schrie — aber seine Gestalt glanzte, wie ewiges Leben — und alle

Völker weinten — und oben über allen Sphären donnerten jauchzende Stimmen — und die Thränen brannten mein Herz — aber die Lichtarmen erfrischten mir den Busen und zogen meinen Blick aufwärts zu dem freundlichen Donner. — (Entzückt.) Auf, zu ihm! Der König soll meinen Traum wissen!

(Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

(Der Wald von Myra. Gegend von Hyland's Wohnung.)

Thyrsias. (Tritt auf, mit Wurfspieß, Bogen und Pfeilen bewaffnet.)

Immer tiefer treibt es mich in diese schöne Wildniß, aus der ich wieder zu entkommen wohl nicht hoffen darf. Doch sah ich keine Ungeheuer, als fliehende wilde Thiere. Ich hörte nur seltsame Stimmen und sah höchstwunderbare und reizende Luftgestalten vorüber rauschen. (Gegen die Hütte.)

Dort find' ich endlich die erste freundliche Menschenspur wieder. Vielleicht kann ich mich hier mit Speise erquicken und meinen brennenden Durst stillen. (Er sieht nach der andern Seite und fährt zurück.) Aber welch eine himmlische Gestalt naht mir dort? — Ihr Gewand umfließt die schönen Glieder so sanft, wie im Abendwinde die Wellen der frischen Saat um den blühenden Apfelbaum her wogen. — Himmel, sie wird mich gewahr! Dieser Blick erleuchtete plötzlich meine ganze innere Welt — er fuhr bis in den Abgrund meiner Seele!

Fünfter Auftritt.

Myris, (kommt von der Seite mit einem Blumenkranze.) Der Vorige.

Myris. (Scheu.) Wer bist Du?

Thyrsias. Ein Mann, der sich verirrt hat, schönes Mädchen.

Myris. (Verwundernd.) Ein Mann? Schönes Mädchen? Ein Mann? Ich fürchte, Du sprichst nicht wahr. Lyndor ist ein Mann; aber Du gleichst ihm nicht. Ich bin ein junges Weib; mir gleichst Du eher. Aber — Du bist mehr, als ich — und, ach, warum bin ich nicht ganz so, wie Du!

Thyrsias. Du bist ein Weib — aber noch eine Jungfrau. Ich bin ein Mann — aber noch ein Jüngling.

Myris. Ein Jüngling? — (Sie kommt ihm näher.) Deine Waffen sind besser als die meinigen.

Thyrsias. (Giebt sie ihr lächelnd.) Sie sind Dein, Du himmlisches Geschöpf!

Myris. (Scheu.) Nein, berühre mich nicht, wenn Du etwa einer der feindseligen Geister dieses Waldes bist, die wir oft rasen hören, ohne sie zu sehen. (Sie weicht zurück.)

Thyrsias. Fürchte nichts, holdselis

ges Mädchen! Oder, wenn Du an meiner Güte zweifelst, ſo lächle nur aus der Ferne mit mir — denn meine Augen trinken begierig das Lächeln dieſer Roſenlippen ein.

Sechſter Auftritt.

Aliran. (Kommt herzu.) Vorige.

Aliran. Halt! Du biſt mein Gefangner!

Thyrſias. Nicht der Deinige, Du rauher, unfreundlicher Mann! Aber der Sclave dieſer ſchönen Jungfrau. — (Beyſeite.) Am beſten iſt es hier doch wohl, wenn ich mich verſtelle.

Aliran. Ergieb Dich. (Droht ihm mit der Keule.)

Myris. Laß ihn, Lyndor. Ich hoffe, er bleibt bey uns, wenn ich ihn bittend darum anlächle. (Sie blickt zärtlich auf ihn.)

Thyrsias. Auch komme ich in keiner feindseligen Absicht zu Euch. Hört meine traurige Geschichte. — Ich bin ein fremder Kaufmann, und schiffte aus einem sehr fernen Lande über das Meer bis in diese Gegend, wo ein Sturm unser Schiff an Eure Küste verschlug. Habt Ihr nicht vom Gestade aus vor einigen Tagen jenen wilden Aufruhr mit angesehen?

Myris. Ja, armer Jüngling, wir hörten des Nachts ein schreckliches Ungewitter nach der Meerseite hin toben.

Thyrsias, Die zornige See warf ihre Wellen dem wetterleuchtenden Himmel ins Angesicht — sie schwankten so hoch, als wollten sie den Mond aus seinem ewigfesten Kreise herabspülen — aber das krachende Geschütz der Wolken schleuderte sie wieder dem alten Abgrunde zu. —

Myris. Ich zittre für Dich, denn ich fühle es, Dein Tod würde wie ein Schwerdt in meiner eignen Brust wüthen. —

Thyrsias. Fürchte nichts, holdes Mädchen, denn eine dieser ungeheuren Wellen war so mitleidig, uns an den Sand Eurer Ufer zu werfen, und wir hoffen, das beschädigte Fahrzeug in einigen Tagen wieder in die freye See zu bringen. Doch als ich mich während der Ausbesserung unsres Schiffes, um Wild zu schiessen, allzuweit von dem Gestade entfernte, gerieth ich in diese Wildniß, wo mich Hunger und Durst so sehr abgemattet haben, daß ich im Begriffe war, in jener Hütte um eine Erquickung zu bitten, als ich Dich, Du königliches Geschöpf, erblickte.

Myris. Hörst Du, Lyndor? Er bittet uns! Sollen diese erquicklichen Lippen länger nach Erquickung lechzen? Lauf in unsre Höhle, und bring' ihm kühlenden Palmensaft und alles Süsseste von unsern Früchten — ich bleibe bey ihm, denn mich dürstet nach seinen lieblichen Worten. Eile doch!

Aliran. Du sollst mein Gefangner seyn, bis meine Gebieterin erkannt hat, ob Du kein Verräther bist. (Droht ihm von neuem.) Folge mir. Du sollst!

Thyrsias. (Stolz) Ich soll? Ha! Sehe ich aus wie ein Verräther, Du alter Böſewicht? Dein Geſicht iſt mir ſo verhaßt, wie dem bunten Leben die Bleyfarbe des Todes! — Rief ich Dich nicht mit flehender Stimme um das Gaſtrecht an? Iſt nicht das Gebot der Barmherzigkeit ſo göttlich, daß ſeine himmliſchen Klänge an allen Enden der Erde wiederhallen? — Und nun ſoll ich Dein Gefangner ſeyn! — Ich ſoll? — Mädchen, gieb mir meine Waffen! Und Du, nimm Deine Keule, und ſtelle Dich mir gegenüber, und ſprich noch einmal Dein verdammtes: Du ſollſt! — Eher wirſt Du die Erde bewegen, oder dem Geſpann des Jahres Flügel geben, oder das geheimnißvolle Rad der Zeit um eine Minute hemmen — eher magſt Du mitten in das Weltmeer treten und mit gewaltigen Armen die ewiggetrennten Ufer zuſammenreiſſen, daß die geängſtete Fluth zu den Wolken ſprütze — ehe Du mich zwingen wirſt, daß ich will! — Auf und kämpfe mit mir! (Allram ſchwingt die Keule, Myris entwindet ſie ihm.)

Myris. Nein, ihr ſollt nicht kämpfen.

— (Sie laſſen ab.) Sieh doch, Lyndor, wie wohl ihm nun der Zorn anſteht, wie fürchterlich ſein Auge droht! — Sage mir, wie nennſt Du Dich?

Thyrſias. Ich heiſſe Leander, meine ſüſſe Göttin.

Myris. Ich bitte Dich, nenne mich Myris. So heiſſe ich von dieſem Walde. — Aber willſt Du nicht auf kurze Zeit mein eigner Gefangner ſeyn?

Thyrſias. Auf ewig, ſchöne Myris; auch war ich es ſchon, ehe ich meine Waffen Dir übergab.

Myris. So nimm ſie zurück, aber gebrauche ſie nicht gegen dieſen guten Alten. Ich befehle es, und nun will ich ſelbſt gehen, und Dir Trank und Speiſe hohlen. — Aber dort kommt meine Mutter. Begegne ihr mit Achtung, lieber Fremdling!

Siebenter Auftritt.

Hylanda, Itala, (welche aus der Hütte kommen.) Die Vorigen.

Itala. Seht, gnädigste Frau — ein Fremder! (Erkennt.) Gewiß einer vom Hofe! Wie wohl thut es doch, wenn man wieder einmal ein ordentliches Menschengesicht zu sehen bekommt!

Thyrsis. (Naht ihnen.) Seyd gegrüsset, edle Frauen.

Hylanda. Wer seyd Ihr?

Myris. (Zärtlich hinend.) Dieser Jüngling, meine theure Mutter, ist ein fremder Kaufmann, der vor einigen Tagen Schiffbruch gelitten, und nun sich auf der Jagd verirrt hat, und uns um Speise und Trank bitten. Lyndor behandelte ihn feindselig, und wollte ihn gefangen nehmen. Da setzte er

ſich zur Wehre, und verſprach endlich, mein Gefangner zu ſeyn, und lieferte mir ſeine Waffen aus. Sieh ihn an, er iſt ſicherlich kein Verräther!

Thyrſias. (Mit einem liebevollen Blick auf Myris.) So iſt es, edle Frau.

Aliran. Wollt Ihr, daß ich ihn über jene Felſen hinabſtürze?

Myris. (Aengſtlich.) O ihr Mächte des Himmels! Dieſes junge, köſtliche Leben? — Wie, meine beſte Mutter — Ihr hört, was der blutdürſtige Lyndor ſagt?

Hylanda. Pfui, Lyndor! Ich befehle Dir, daß Du ihm freundlich begegneſt. — Mein Herr, Ihr ſeht nicht ſo aus, als wolltet Ihr an Unglücklichen zum Verräther werden. Kommt mit uns herein in dieſe Hütte, wo wir ſo eben unſer ländliches Mahl bereitet haben, und genießt, was die Armuth zu geben vermag.

Thyrſias. Ich danke Euch von Her-

zen. Ihr seyd die Gastfreundschaft und Güte selbst. (Sie gehen nach der Hütte. Alkon folgt ihnen mit mißtrauischen Geberden.)

Achter Auftritt.

Myris. (Allein. Beunruhigt.)

Nein, er darf meine Thräne nicht sehen. Sie gehört der Einsamkeit. — Es ist mir so wohl in der Anmuth dieser Schmerzen! — (Sie seufzt.) Wie konnten denn die Pfeile seines freundlichen Blickes so schnell meine erschreckene Jugend zu Boden strecken? Ich fühlte, seiner holden Rede gegenüber, ein so süsses Zittern in meinem Busen, wie die Mayblume erzittert, wenn der Südwind sie zum erstenmal küßt. — Er will mein Gefangner seyn — und seine Augen haben meinen ganzen Willen in Bande gelegt? Er nennt mich schön, und seine Lippen sind süsser als Rosenzwillinge? — Meine Mutter soll ihn erquicken — und er hat das Herz ihrer Tochter krank gemacht? — O wäre ihm doch auch

so, wie mir! — Wüßte ich nur, daß mein Zuſtand ihn ſo ſelig als mich machen würde — dann ſollten meine Lippen die Süſſigkeit dieſer Schmerzen auch den ſeinigen einflöſſen; und wenn ſein Auge darüber trauerte, dann ſollte er mir meine Schmerzen wieder geben, und ich wollte ſie mit der reinſten Freude empfangen! — Aber, ich war bey ſeinen liebevollen Worten viel zu kalt — er mußte mich für fühllos halten — ach, und ſo werden ſeine Blicke es nie entdecken, wie theuer er mir iſt.

(Sie geht langſam, oder in unruhiger Bewegung in die Hütte.)

Neunter Auftritt.

(Es wird etwas dunkler. Einige Donnerſchläge. Aus der Ferne tönt zuweilen ſeltſames Geräuſch und Brüllen von wunderbaren Stimmen.)

Zwey Ritter. (Kommen flüchtig.)

1. Ritter. Keinen Schritt weiter! Ich ſinke vor Mattigkeit um. (Legt ſich nieder.)

2. Ritter. Nun, wie gefällt Euch die Wildniß von Myra?

1. Ritter. Welche sonderbare, schreckliche Macht wohl hier hausen mag! Was soll alles dieß bedeuten?

2. Ritter. Die Erde hat Klüfte und finstere Spalten. Wer hat jemals das ergründet, was in ihren schwarzen Tiefen sich regt? — Genug, unser artiges Prinzchen fangen wir nicht wieder.

1. Ritter. Ist es nicht, so oft wir uns diesem Bezirke von irgend einer Seite nähern, als würde die ganze Hölle auf uns losgelassen?

2. Ritter. Unsre Rosse hätten wir besser hüthen sollen. Aber, verzeiht, Ihr liefet auf einmal doch allzuschnell!

1. Ritter. Sagt mir nur ums Himmelswillen, was hilft denn alles Hauen und Stechen, wenn man von der puren Luft abgeprügelt wird? — Dort unten sah ich vor-

hin zwey ungeheuer breite Geistergestalten auf den Flügeln eines Blitzes in die Spitze einer alten Eiche einfahren, und ihr Mark mit solcher Gewalt durchzucken, daß sie wie ein Rohr sich beg und in der bebenden Erde wankte. — Mit welchen Waffen soll man dergleichen unglaubliche Dinge bestreiten?

2. Ritter. Mit dem Unglauben, denke ich! — Ja, hört, mir fällt ein, wir wollen annehmen, das alles sey gar nicht wahr — vielleicht schrumpft dann das ganze eingebildete Etwas in ein kleines Nichts zusammen. (Er sieht die Hütte.) Ha, dort steht eine Hütte, die mir sehr gelegen kommt. Vielleicht finden wir bey ihrem Bewohner eine Erfrischung. Glaubt mir nur, der Rachen eines leeren Magens wird auch das größte darneben hängende Herz endlich hinabschlucken, wenn er nichts besseres zu thun weiß.

1. Ritter. Ich habe geschworen, weder zu essen noch zu trinken, bis wir den Prinzen wieder haben.

2. Ritter. Ich bin hierinn vorsichtiger

2. Ritter. Nun, wie gefällt Euch die Wildniß von Myra?

1. Ritter. Welche sonderbare, schreckliche Macht wohl hier hausen mag! Was soll alles dieß bedeuten?

2. Ritter. Die Erde hat Klüfte und finstere Spalten. Wer hat jemals das ergründet, was in ihren schwarzen Tiefen sich regt? — Genug, unser artiges Prinzchen fangen wir nicht wieder.

1. Ritter. Ist es nicht, so oft wir uns diesem Bezirke von irgend einer Seite nähern, als würde die ganze Hölle auf uns losgelassen?

2. Ritter. Unsre Rosse hätten wir besser hüthen sollen. Aber, verzeiht, Ihr liefet auf einmal doch allzuschnell!

1. Ritter. Sagt mir nur ums Himmelswillen, was hilft denn alles Hauen und Stechen, wenn man von der puren Luft abgeprügelt wird? — Dort unten sah ich vor-

2. Ritter. Wäre er doch da geblieben! — Ich — ich werde — ich hätte wohl Luſt — indeſſen — nein, ein braver Ritter muß auch ſelbſt auf der Flucht ſeinen Freund nicht im Stiche laſſen! (Lauft ihm nach. — Es fahren groſe Schlangen und andere Ungeheuer am Boden und in der Luft mit Getöſe vorüber, und verfolgen die Ritter.)

Zehnter Auftritt.

Oſir. (Tritt mit Lolli's Schleyer in der Hand auf.)

Vater der Geiſter! wirſt du endlich die Geliebte mir zuführen? Was Jahrtauſende getrennt hielten, unter dieſen ſchwachen Menſchenformen vereinigen? Ja, aus Deinen Sternenzügen winkt es mir, und aus allen Abgründen Deiner Schöpfung ſtrömſt Du, o Allvater, ein neues, ewiges Licht der Liebe auf mich zu. — Lilar, mein Diener, erſcheine!

Elfter Auftritt.

Lilar, (fährt herab.) Der Vorige.

Osir. Was treibst Du diese Menschen, Lilar? Laß ab, sie zu ängstigen, denn ich liebe sie.

Lilar. Mein Gebieter! Ich habe nur mit unsern Geistern den Wald gereinigt und die Nahenden auf menschliche Weise erschreckt, damit sie jenen Prinzen, der dort in der Hütte weilt, nicht eher entdecken mögen, bis alles vollbracht ist.

Osir. Auch jener edle Jüngling, — Du entrissest ihm den werthen Schleyer, den er für ein Unterpfand seiner Freundin hielt, — auch er soll getröstet werden und die Geliebte wiederfinden. Vernimm es: Er selbst, der Unaussprechliche, will, daß durch Hermilia der göttliche Spruch erfüllt werde. So finde ich, und vielleicht ist es schon vollbracht.

— Sieh, Lilar, mit ihrem Schleyer in meiner Hand halte ich nun die spröde Königin in dieser Menschenform gefangen. Nein, sie vermag es jetzt nicht mehr, mich zu fliehen! — Auf, Lilar, thue ihr insgeheim meine Nähe kund — wiege ihr holdes Leben in balsamischen Schlummer — bediene Dich der Träume, und verschmähe selbst die menschlichen Zauberkünste nicht. Bald ertönt in dieser irdischen Zeit ein geheimnißvoller Schlag, der mich zu ihr ruft! — Ich werde Dir nahe bleiben.

(Sie entfernen ſich, indem Oſir Befehle zu geben ſcheint.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Der Wald von Myra. Vor der Höhle des Thraſils.)

Thraſils. (Auf der Raſenbank ſitzend.)

Wie lieblich ſind die Wohlgerüche, die der Weſt aus dieſem duftenden Blütenhayne zu mir herüberträgt! — Aber Sie fehlt mir! — Ich hörte ſchon jene leiſen melodiſchen Schwingungen durch die Lüfte ziehen, womit ſich zuweilen ihre Ankunft verkündiat; aber noch zögert meine Göttin. — Die Liebe lebt doch in beſtändiger Feindſchaft mit der Zeit! Jedem Tage der Vereinigung zürne ich, weil er nur ein Augenblick iſt; aber die Stunden der Trennung rächen ſich wieder an meinem Zorn, indem ſie zu Wochen werden. Wenn

die Geliebte verſpricht, am Morgen zu kommen, ſo wünſchte ich die goldnen Riegel des Oſten zu ſprengen, und haſſe den Mond und alle Sterne, deren Augen noch ſo melancholiſch auf dieſe Irrgänge blicken. Wollte ſie am Abend erſcheinen, dann wünſchte ich oft, daß meine Sehnſucht den grauen Wagen der Nacht ſtatt ihrer langſamen Drachen heraufziehen könnte, damit die holde Cynthia und ihre Gefährten auch jenen ſüſſen Stern herbey locken möchten, mit deſſen Lichte meine Augen buhlen! — O, ich wäre das elendeſte aller Geſchöpfe, wenn ich ſie nicht wieder ſähe! — Aber ich will nun feſt auf jene Stimme bauen, die mir aus dem vorüberſchwimmenden Roſenwölkchen zurief: Du ſollſt ſie in kurzem wiederſehen! — Warum auch dieſer Zweifel? Träumte ich nicht noch vor wenig Minuten von ihr? Da war ſie ſo ganz mein — ach, da hielt ich ſie in dieſen Armen — heiſſe Küſſe rauſchten zwiſchen unſern Lippen, und wuchſen ſüßſchwellend empor unter himmliſchem Wonneſtammeln! — Stille! — Ja, es rauſcht! — O meine Geliebte!

Zweyter Auftritt.

Hermilia, der Vorige.

Hermilia. Ich grüsse Dich, mein Freund.

Thrasis. (Sinkt ihr zu Füßen.) Hermilia! Welch ein himmlischer Gruß!

Hermilia. Tritt empor und reiche mir die geliebte Hand!

Thrasis. Wohl mir, der Schleyer ist wieder in Deiner Gewalt! Eine unsichtbare Macht entriß ihn mir.

Hermilia. Ach, mein Freund, der Schleyer, welchen jene Macht Dir entriß, war nicht der meinige.

Thrasis. Wie?

Hermilia. Ich ſah ihn rauben, und konnte ihn nicht retten. Geliebter, es drohten einem mir theuren Weſen, deſſen Größe Du nicht zu begreifen vermagſt, widrige Schickſale. Aber der Unerforſchliche hat den Gedanken des Troſtes zu mir geſandt — und, o mein Freund, die Zeit meiner ewigen Vereinigung mit Dir iſt nahe! — Du zitterſt vor Wonne. Ermanne Dich und höre, was ich Dir entdecken werde. — Ich bin eine von den Jungfrauen des himmliſchen Lichtes. Als ich Dich erblickte, da entzündete die Liebe mich mit ſo unendlicher Gewalt, und meine Seele fühlte ſo großes Mitleiden mit dem irrenden Geſchlecht, unter welchem Du wandelſt, daß ich beſchloß, Deinesgleichen zu werden und mit Deiner Menſchheit Luſt und Schmerz dieſer Erde zu theilen. Ich ergab mich Dir im Fleiſche — und die Geiſter kennen keine Rückkehr von ihren Weihungen.

Thraſis. (Sie auf ſeine Knie geſunken.) So biſt Du eine Abgeſandte des Himmels!

Hermilia. (Richtet ihn auf. Dringend.) Fliehe nicht von dieſem Herzen zurück, das

für Dich zu leben, ja zu bluten wünscht — sieh, Du bist noch so rein und schuldlos — Du bist mir so theuer, und so ganz meiner werth — o fliehe nicht von mir, sondern fühle daß Du mir gleich bist, durch die Liebe!

Thrasis. Kann ich Dich fassen? Wie soll ich es ertragen, das flammende Geheimniß!

Hermilia. Stärke Dich an meinem Liebesblick — werde groß, mein Geliebter, in dem Gedanken, daß Deine Liebe mich beglückt! — Sieh, Du kennst die Lust der Geister nicht, der die Himmelsbürgerin aus Liebe für Dich entsagt — und Du würdest sie nicht fassen, wenn ich es wagen wollte, durch Worte Deinem Blick ihre Tiefen zu öffnen. Auch ist ja selbst die Sprache, die der Mensch kennt, nur ein Kind der Erde — wie könnte sie denn jene Ziffern des Himmels wiedergeben, die eure Welt nie äusserlich vernimmt — deren trösliche Lichter nur im Innern der gläubigen Seele unauslöschlich funkeln? — Aber ich weiß, daß auch Dein reines Herz in den Ahndungen jener Geisterlust lebt, und

daß Du den Werth deſſen fühlſt, was ich Dir opfre. — Drum lerne hieraus Deinen eignen Werth kennen, geliebter Menſch — drum wage es doch, dieſes Weſen mit voller Liebe in Deine treue Bruſt aufzunehmen, das ſich Dir in ſo ſchmachtender Sehnſucht ergiebt!

Thraſis. Göttliche Jungfrau, Du machſt, daß mein Herz erſtarrt — ja es fühlt ſich groß, und Deiner Liebe werth! Wahrlich, Du biſt ein Bote jenes himmliſchen Sohnes, den mein frommer Vater verkündigte — Du naheſt mir zu unſäglichem Heil! (Er ergreift ihre Hand.)

Hermilia. (Entzückt empor blickend.) Dank Dir, Vater — er faßt mich — und mein Freund iſt mein! — Ja, Geliebter, bewahre Dir ewig die Reinheit Deines Herzens, und laß nie ab von dieſem Glauben: Des Menſchen Herz iſt groß; es hebt in ſeiner Schönheit ihn den reinen Geiſtern gleich; und ihr werdet ſeyn, was wir ſind — ewige Gedanken!

Thrasis. Ach, Dein Bild lächelt zu mir herüber in der Schöne Deiner Ewigkeit!

Hermilia. Auch schauest Du in mir ein Menschenwesen an, in welchem sich das himmlische Urbild noch rein abspiegelt — dessen Seele sich treu im Körper ausdrückt — nicht in fehlerhafter Zeugung durch eine widersprechende Hülle entadelt, sondern von der göttlichen Kraft selbst mit gleichartigen Formen umhüllt. — Aber eure widernatürliche Liebe und Auferziehung macht, daß hienieden nicht jeder Leib sogleich seinen inwohnenden Geist treu und offen darstellt, und daß nur der Geweihte des Himmels das schöne Seelenbild hinter dem dunkeln Vorhange zu erblicken vermag. Doch strebt alles Leben ewig wieder zu seiner höchsten Wahrheit auf. Sieh hin zur Pflanze! Wie die halbzerdrückte sich noch zu ihrer schönsten Gestalt wieder emporheben will, so der Mensch in seinem verwahrloseten Leibe! — Ja euer Heil sey dann der Zweck meines Lebens!

Thrasis. Welche Schmerzen harren Deiner in diesem schwachen Leibe! Wer mag Deine Liebe fassen!

Hermilia. Auch wir waren nicht stets, was wir sind, sondern einst unschränkt von Zeit und Maaß. Indem ich mich freywillig in die Bande des Fleisches schmiege, werde ich, wie Du, und steige zu einer neuen, zweifelhaften Laufbahn hernieder, die mich einst, wenn diese Bande sich lösen, zu einer eben so hohen Stufe im Geisterreiche wieder zurückführt, oder nicht — durch Ewigkeiten nie mehr!

Thrasis. Große, unsäglich gefahrvolle Wahl!

Hermilia. Du bist zu einem Throne geboren, mein Freund. — O Geliebter, wäre es möglich, daß Du diese Liebe vergessen, die Reinheit und Unschuld Deiner Seele verscherzen, auch mich, das schwache liebende Weib, mit Dir zum Verderben hinabreissen könntest — oder, daß wir uns einst, als fremde Geister, auf ewig trennen müßten — (Sie weint.)

Thrasis. Nein, Du Ewiggeliebte! — In Deinem Busen springt ja der Quell meiner

eignen Gedanken; und nie soll meine Seele den geheimsten Wunsch eher auszusprechen wagen, bis sie ihn im Spiegel Deines reinen Auges beschaut hat.

Hermilia. Ich werde schwach seyn, wie Du. All mein Können muß vergehen. Ich werde nicht mehr vermögen, die Schrecken des Raumes vor deinem Blicke zu vertilgen — nicht, das ferne Eiland der Vergangenheit zu Dir herüber zu ziehen — oder der Gegenwart gefügelte Kinder für Dich zu fesseln — oder die heraufwallende Fluth der Zukunft zurückzuschmeicheln — nein, meine Macht wird dahin seyn! — Aber, was ich bin, das will ich Dir bleiben ewiglich!

Thrasis. (Erröthet.) Uns schützt eine Liebe und ein Gott! — Er wird uns nicht dem Bösen zum Raube geben — nicht seine Kinder zu jenem dunkeln Thale irren lassen, wo der giftige Pilz des Verbrechens, und des Neides gelbe Schlangenblume sproßt, und das schwärzliche Laster endlos fortgrünt! — Seine Liebe wird die hoffenden Seelen jenem schönen Lande der Erfüllungen entgegenleiten,

das mein freudiger Geiſt ahndet. — Und wann Du nun in der Schwäche eines irdiſchen Weibes athmen wirſt, dann will ich Dein Troſt und Deine Stärke ſeyn! — Empfange meinen Schwur, Geliebte, daß ich Dir und Deinem göttlichen Berufe zum Heil meines Volkes getreu bleiben will, und nicht wanken bis zum letzten Athem meines Lebens! — Und eher ſoll dieſer anmuthige Frühling plötzlich ſeiner ſtarren Mutter entgegenwechſeln — eher mögen die Geſtirne aus ihren himmliſchen Bahnen ſtürzen, und den alten Rieſenbau der Zeit zermalmen, ehe ich dieſen Schwur breche!

Hermilia. So eigne ich Dich zu meinem Gemahle — und mit Sehnſucht empfangen meine Lippen den ambroſiſchen Hauch Deiner Gelübde. — (Sie küſſen ſich.) Ich gehe, um mich zu dem großen Werke zu bereiten. Schlummre Du, mein Theurer, in dieſer Höhle, und verträume ſüß die Stunden unſrer letzten Trennung.

Thraſis. Noch eine Trennung, meine Beſte?

Hermilia. (Von Liebe.) Du theures Angesicht, lebe wohl! Auf Deinen Lippen wird der Schmerz zum Lächeln, und der süsse Glanz Deiner Blicke giebt mir, statt dieser Erde, den Himmel zurück. — Schlummre — und wann Du mich wieder siehest, dann sind wir ewig Eins. (Thrasis in die Hütte, Hermilia auf der andern Seite ab.)

Dritter Auftritt.

(Die Gegend der Wildniß, wo Hylanda's Hütte steht.)

Thyrsias und Myris. (Blumen flechtend.)

Myris. Gieb mir nun Deine Blumen, lieber Fremdling, und hier hast Du die meinigen. (Sie wechseln die Sträusse, und sehen sich zärtlich an.)

Thyrsias. Du verlierst bey unserm Tausche — ich sammlete noch so wenige!

Myris. Glaube mir nur, sie sind viel

wohlriechender als die meinigen. Du verstehst es, die schönsten auszuwählen. — Aber komm nun mit mir dahinab, und laß uns unter jenem Rosmarin- und Myrthengebüsche ruhig sitzen, bis die Hitze vorüber ist. Dort springt ein süsser Quell von ungemeiner Kühle, der uns erfrischen soll — und gewiß, Du blickst mich recht matt und durstig an —

Thyrsis. Ach, holdes Mädchen, mich dürstet nicht nach jenem Quell —

Myris. Und Du seufzest? — Oder willst Du lieber baden — in dem klaren Wasser — (Pause.)

Thyrsias. Warum erröthest Du, und siehst mich nicht mehr an?

Myris. (Den Blick gesenkt.) Ich weiß es nicht. Mich dünkt, auch Du errötheſt? — Komm, laß uns trinken aus dem Quell! Bald wird die Kühlung eintreten. Dann wird uns recht wohl seyn. Dann führe ich Dich zu köstlichen Früchten hin, und genieſſe sie mit Dir. Dann kehren wir bey'm Ein-

tritt der Nacht zu meiner Mutter zurück — dann ziehen wir alle in die kühlen Kammern jener geräumigen Höhle zur Ruhe ein, und ich bereite dem müden Freunde ein hohes, duftendes Lager — ach, wie sanft sollst Du schlummern!

Thyrsias. O Du gütiges Geschöpf! Und dann?

Myris. And dann — erwachen wir und sehen uns wieder dort in der Hütte, und hier — und so soll es ewig fortgehen, mein theurer Leander.

Thyrsias. Ewig? Nicht ewig, Du gute Seele! Hast Du vergessen, daß ich bald wieder Dich verlassen und fortschiffen muß in die weite Welt?

Myris. (Ueberrascht.) Du müßtest? Du könntest Dich jemals wieder von mir trennen? Gewiß, Du thust mir unaussprechlich wehe mit Deinen peinvollen Worten! — (Zu Aug.) Nein, bey der Gottheit unseres Waldes — bey diesem himmlischen Schmelz, den ihr

Frühlingsathem über das Grün unſrer Auen hauchte, ſchwöre ich: es iſt unmöglich, daß Du Dich jemals wieder von der armen Myris ſcheideſt! (Sie weint.)

Thyrſias. (Zärtlich.) So bin ich Dir theuer, meine Myris?

Myris. (Sucht ihre Thränen zu verbergen.) Ob Du mir theuer biſt? Ach, daß dieſe lieben hellen Augen ſo blind ſeyn müſſen! — Aber — wenn ich Dir Deine eigne Frage zurückgebe? (Sie drückt ängſtlich noch ihm.)

Thyrſias. (Legt ihre Hand an ſeine Bruſt.) Geliebte! In Deinen Augen ſtehen zwey große Thränen, die meinem Abſchiede geweiht ſind. O Myris, ich bin ihrer nicht werth — denn ſie ſind köſtlicher, als je ein Thau war, welchen die blumige Erde der ſcheidenden Sonne nachweinte! — Du fragſt, ob ich Dich liebe? O Myris, mehr als mein Leben!

Myris. (Schüchtern.) Fragte ich ſo? — Aber entferne lieber meine Hand wieder

von Deinem Herzen. Ich fürchte, ſie möge die ſüſſen Schläge dieſes wilden Flüchtlings allzu lieb gewinnen. — Zürnſt Du, daß ich ſie zurück verlange? Sieh, meine ganze Seele bleibt Dir ja!

Thyrſias. Mir iſt, als müßte ich fürchten, all dieſe Wonne plötzlich wieder in Dir vor meinen Augen verſchwinden zu ſehen!

Myris. Du ſprichſt in dieſen Worten alle meine eignen Beſorgniſſe aus. — Nein, laß uns nie wieder vom Scheiden reden!

Thyrſias. Glaube mir, ich wußte bey Deiner erſten Erſcheinung nicht, wie mir geſchah. Du zogſt ſo ſchnellſiegend in mein Herz ein, wie eine ſchöne Königin in das längſt hoffende Reich — und ich fühlte jeden meiner innerſten Gedanken Dir zinsbar.

Myris. Du lieber Gefangner! Wie ſorgfältig werde ich Dich bewachen! — Dort ſieht meine Mutter mit der guten Itala. — Sage mir —

Thyrsias. Itala nennst Du sie? Mich dünkt, ich höre diesen Namen schon —

Myris. Sie war stets meine zweyte Mutter. Aber sage mir doch, wie ist es möglich, daß ich jene Beyden viel inniger liebe, seitdem ich Dich sah? Und doch ist mir, als wäre damals alle Freundlichkeit meiner Seele zu Dir hinübergeflohen? O gewiß bist Du es selbst, Du gütiges Wesen, dessen Nähe diese wunderbare, selige Fülle in meinen Busen goß, die mich mit jedem Augenblick um so reicher an Güte macht, jemehr ich zu verarmen wünsche! — Auch weiß ich nicht, mein lieber Freund, warum ich Dir nicht darüber zürnen mag, daß Du meine Mutter weniger zu lieben scheinst, als mich? — Ich versichre Dich, sie ist viel besser noch, als ich bin. — Ach, sie war einst groß und reich, und sie weint sehr oft darüber, daß wir nun seit sechzehn Jahren so einsam in dieser Wildniß leben müssen.

Thyrsias. (Beyseite.) Himmel, meine Vermuthung bestätigt sich!

Myris. (Besorgt.) Du sprichst mit Dir selbst?

Thyrsias. Warum wolltest Du mir den Namen Deiner Mutter nicht nennen, liebes Mädchen?

Myris. Weil sie selbst es mir untersagte.

Thyrsias. Verzeih meine Frage. Du hattest Recht, und ich vergaß das.

Myris. Auch fürchte ich schon jetzt, daß ihr Befehl übertreten sey; denn Du blickst nicht mehr so freundlich auf Deine Myris, als vorher — und gewiß hat meine theure Mutter dieses geahndet — sie liebt mich so sehr —

Thyrsias. Himmlisches Weib! Nein, glaube das nicht von mir! — Ich erinnerte mich nur eines unangenehmen Umstandes bey meinen Geschäften — über welchen ich einen Augenblick nachdenken muß. — Geh voran zum Quell, geliebte Myris. Ich folge Dir sogleich nach.

Myris. Ich gehe. Aber mit welcher Freude werde ich Dich dort wiederſehen! (Ab.)

Thyrſias. Ihr Mächte des Himmels — es iſt die vertriebne Königin mit ihrem Kinde, und Lymons Weib! Ein Wunder hat ſie aus der Schlacht in dieſen Wald gerettet; ein wilder Halbmenſch hat die Genoſſen des Reiches gepflegt und erhalten! Das Schickſal ſelbſt mußte mich hieher führen, wo ich mit dem Throne auch meine ganze Seele an dieſe holde Jungfrau verlor! — Ach ich fühle es — in meinem Buſen hat eine zarte Pflanze plötzlich tauſend Wurzeln geſchlagen. Meine heiſſen Seufzer werden ihre Zweige austrocknen, aber meine Thränen müſſen ſie ewig wieder begieſſen! — O Myris! Schönſtes Kleinod dieſer Erde! Ja, Du biſt die reinſte unter allen irdiſchen Jungfrauen — ich ſchwöre es bey allem, was ſchuldlos iſt, ja ſelbſt bey der Göttin der Jugend und bey dem geheimnißvollen ewigen Schnee, der ihren keuſchen Buſen härtet! — O wie ſelig war ich noch vor wenigen Stunden in Deiner Liebe, da Du mir als das ſtille Kind des Waldes erſchienſt! Und nun — nun ſehe

ich Dich, die Erbin eines mächtigen Reiches, wie Du verächtlich auf den gemeinen Ritter, auf den verhaßten Sohn des todten Alirans niederblickst! — Feiger Thyrsias! Wagst Du keinen Kampf mit dieser Liebe? Soll ein einziger Tag deinen Muth vernichten? Ja, deine Leidenschaft schäumte zu wild — und nun, da sich auf einmal das Eis des Schreckens in dieses kochende Blut stürzte, mußt du zu Grunde gehen! — (Pause.) Ach, dort wartet sie noch auf mich! Die süsse Gestalt blickt so sehnsüchtig zu mir herüber! O, Du wirst bald über dieses liebende Angesicht hinwegschauen! — Fasse Muth, Thyrsias — werde schnell zum Manne — dadurch, daß du handelst wie ein Mann! (Pause.) Ich will zum Könige zurück. Er soll alles wissen. — Myris, Myris! Dann werden wir uns wiedersehen! Dann werde ich stolz in Dein Auge blicken — und bricht es dann nicht mehr vor Liebe zu Deinem treuen Jünglinge, so will ich diese Länder auf ewig meiden, und fortziehen, so weit als der Gottheit himmlischer Thau die Erde erquickt! — Aber, ich sollte nicht die Freuden dieser zauberischen Gegenwart noch schlürfen? Ja, ich wäre mehr als grausam ge-

gen mich und gegen ſie ſelbſt, wenn ich nicht dieſe einzige Nacht noch mit ihr unter einem freundlichen Dache wohnen wollte, um die ſanfte Ruhe, die ſie mir beut, und ihre keuſchen Liebesträume in ſo holder Nähe zu theilen! — Doch die morgende Sonne ſoll mich nicht mehr hier finden! — So ſey es!

(Er folgt der Prinzeſſin.)

Vierter Auftritt.

Hylanda und Itala (kommen.)

Itala. (In die Scene zeigend.) Da haben wir's! — Wie ſie ſchon wieder nach ihm zu fliegt! — Beyde Hände legt ſie ihm auf die Schultern! Wie ſie nun äugeln und liebäugeln und kucken und liebkückeln! Nun, er iſt geſittet, — recht beſcheiden! — Hummel, da lagern ſie ſich gar neben einander zur Quelle! — Ja, trinkt nur! Euch thut kaltes Waſſer Noth! — Gebt Acht, gnädigſte Frau, ſie werden endlich auch noch neben einander einſchlafen!

Hylanda. Wohl ihnen, wenn sie dieß können! — Doch wollen wir ihnen nahe bleiben, Itala. — Hast Du wohl einmal jenen sanften, fröhlichen Anblick genossen, zwey unschuldige Kinder schlafend neben einander zu sehen? — Wenn sie, so matt lächelnd, mit ihren schönen, im Spiele hochroth gerasten Bäckchen da liegen, mit der halboffnen Hand noch die lieben Blumen haltend, und mit der andern die Fingerchen des Gespielen —

Itala. Wahrlich, ich begreife Eure Ruhe bey dem allen nicht mehr! Es ist schon längst Zeit, daß man der lieben, goldigen Prinzessin ihren hohen Stand entdecke — und da laßt mich wenigstens dem unschuldigen Engel ein Paar Lehren geben, über ihre naiven Reden, die sich doch wahrlich nicht mehr schicken! — Heute — so oft er sie anblickte, erröthete sie hellauf —

Hylanda. Ja, sie war so schön — es war die hellblütige Scham, im Rosenschimmer der ersten Liebe gebadet.

Itala. Ihr sahet auch das, gnädigste Frau, und blieber ruhig?

Hylanda. Könnte es nicht ein Wink des Himmels seyn, Itala?

Itala. Ein reisender Kaufmann, wie er spricht?

Hylanda. O erinnere mich nicht an Dinge, die dahin sind — auf ewig dahin! — Nein, ich sage Dir, dieser wunderbare Jüngling hat mein innigstes Vertrauen erworben — ja mein ganzes Herz bewegt sich, so oft ich ihn ansehe. Ist es nicht, als habe der Himmel selbst diese schönen Kinder für einander geschaffen, und geweiht, und ihre Seelen hier sich begegnen lassen? — Oder glaubst Du, das falsche Glück habe auch ihnen diesen Frühling der Liebe nur deßwegen so himmlisch warm geschaffen, um daraus den Herbst des Elendes desto schneller zu bereiten? — Sage, wollen wir uns dem Fremden anvertrauen?

Itala. (In Gedanken.) O wüßte ich doch nur, ob er noch lebte, mein alter kreuzbraver Eheherr!

Hylanda. Theure Freundin, wirſt Du mir nicht endlich nachgeben, wenn ich Dich auf meinen Knieen bitte, mit Aliran einen Weg aus dieſem Walde zu ſuchen —

Iraia. (Heftig.) Euch verlaſſen, meine Gebieterin? Nimmermehr! — Ach wie hatten denn auch jene blutdürſtigen Wölfe dort meines treuherzigen lieben Schäfleins verſchonen können? Erwürgt haben ſie meinen Lymen — und ich will nicht unter ſie! — — Und, wenn wir nun mit dem Jünglinge fortſchifften — ach, ich kann dieſes Land, wo mein treuer Mann einſt lebte, nicht verlaſſen — vielleicht — (Hylanda umarmt ſie und bricht plötzlich in Thränen aus. Sie gehen vorüber.)

Fünfter Auftritt.

Syllo und Dorad. (Schleichen hinter einem Buſche hervor.)

Syllo. (Heftig und laut.) Seht Ihr nun, Vater, daß ich nicht gelogen habe? Und

jetzt kann ich Euch auch die Hütte zeigen, die ich gestern entdeckte. Dort steht sie!

Doras. (Kleinlaut.) Esel, ich wollte, Du entdecktest etwas anders! Mir ist, als hätten mich die Gerichtsdiener schon wieder beym Flügel.

Sylle. I, wie denn so, Vater? Was thut es uns denn, daß der Prinz Thyrsias hier herumschlampampt? Er will uns vielleicht besuchen.

Doras. An den Galgen soll er gehen! Ich mag von keinem großen Herrn mehr etwas wissen, seitdem ich sechzehn Jahre im Zuchthause gelegen und ihr Gnadenbrod gegessen habe. — Glaube mir nur, ich mußte einmal diesen Prinzen da, den Du kennen willst, eine hübsche Strecke weit in einem Körbchen tragen. Und jene beyden Weiber sind niemand anders, als die ehemalige Königin und Lymons Frau —

Sylle. Poh alle Welt! — Nun gut, so wollen wir das dem Könige sagen, und

dem alten Herrn Lynceus. Die werden sich freuen, und mich wenigstens als Reichsoberjägermeister in Ruhe setzen und Euch als meinen Vicejägermeister anstellen. — Sehr, wenn das geschieht, so weine ich Euch Freudenthränen so groß als Enteneyer!

Doras. Narr, Du weißt es schon! Hängen werden sie uns, wenn sie erst alles wissen, was ich weiß. Ich mag Dir albernen Burschen nur nicht alles sagen. Nein, der Himmel bewahre mich dafür, daß ich die Stadt wieder betreten sollte, wo mehr Gefängnisse sind als Garküchen!

Sylla. Erleichtert nur Euer Gewissen gegen mich, Vater. Sagt mir alles. Ich bin ein kluger Kopf, und weiß Euch für alles Rath und Trost auszusinnen.

Doras. Ja, so ein dummer Tropf —

Sylla. Nun, probirt es doch mit mir, Vater. Ich bin gar nicht schnell, und verderbe im Rathen und Trösten niemals Etwas durch Poltern. Zum Exempel! Neulich frag-

te mich Einer, der Hunger hatte, um Rath; da sagte ich ihm, nachdem ich mich rechtschaffen besonnen, weislich: sieh, daß Du etwas zu essen bekommst! Nun, war der Rath nicht brav? Wie gefällt Euch das? — Gestern, als Ihr Euch über den Regen und Hagel beklagtet, da tröstete ich Euch doch wahrlich mit der größten Weisheit! Wißt Ihr es noch? Vater, sagte ich, laßt es nur übles Wetter seyn; denn übles Wetter ist doch noch immer besser, als gar keins?

Doras. Schweig, fauler Schlingel, und schaff lieber Etwas für diesen Abend zur Küche!

Sylla. So, Vater? — Ach wenn nur meine Mutter noch lebte! Die wußte immer Rath zu schaffen. Es war doch eine kreuzbrave Frau, meine Mutter — und, ihren Jähzorn abgerechnet, konnte man die Selige auch nicht des kleinsten Fehlers beschuldigen, ausser, daß sie immer mit dem rechten Zeigefinger in der Nase wühlte, und ihn dann aufmerksam besah — doch nur wenn sie in Gedanken war. — Aber stille, Vater — auch

für unſern Abendtiſch weiß ich Rath! Seht einmal dieſe Hütte an. Die Menſchen ſind heraus. Ihr könnt hinein. Dort werden ſich Lebensmittel finden. Sobald Ihr dieſe holt, werden ſie uns zugehören — und dann — laßt mich nur machen!

Sechſter Auftritt.

Lilar, (erſcheint und tritt, von Beyden ungeſehen, neben.) die Vorigen.

Doras. Hör, Burſche — Du haſt da ſo unrecht nicht! Wüßt ich nur, daß die Hütte menſchenleer wäre; Du ſollteſt mir einen Verſuch machen. —

Sollo. Ich, lieber Vater? — Nein, ich will hier warten, bis alles vorbey iſt. Euch gebührt die Ehre. Was? Ihr ſeyd noch ein rüſtiger Mann! Der Vater muß etwas für ſein Kind wagen!

Doras. Den Augenblick geh hinein, Schurke!

Lilar. (Schüttelt seinen Blumenstab über ihnen. Sie bekommen unsichtbare Stöße und Maulschellen, werden umgeworfen und von allen Seiten, wohin sie sich wenden wollen, zurückgeschleudert.)

Beyde. (Durcheinander schreyend.) Was ist das? Hülfe! Ich bin todt! Mordio! Mein Bein! Meine Ohren! Ach, ach, ach! Ich habe kein ganzes Glied mehr an mir! (Sie fliehen.)

Lilar. Ein feiges, elendes, liederliches Geschlecht! Erhabner Ofir, hättest Du die Gesinnung dieser Nichtswürdigen hier angehört, wie könntest Du dann die Menschen noch so innig lieben! — Ha, ich möchte sie ängstigen und strafen, bis sie in Reuethränen zerflossen! — Doch es ist Zeit, daß ich diesen nichtigen Ball noch einen Augenblick verlasse, um den letzten Befehl des Geisterkönigs zu vollziehen.

(Verschwindet.)

Siebenter Auftritt.

(Vor der Höhle des Thraſis.)

Hermilia. (Kommt und ſieht in die Höhle.)

Der Geliebte ſchläft. — (Sie berührt mit ihrem Zauberwerkzeug die Höhle.) Dich müſſen zartere Gedanken umſchweben, als jemals die Phantaſie mit der Liebe zeugte! Schlummre, bis ich Dir und dieſer Erde ganz angehöre. — Ja, es iſt an der Zeit! Erſcheine, göttliche Schweſter! Lolli, erſcheine!

Achter Auftritt.

Lolli, (welche von zwey Jungfrauen geführt wird, und ihr Haupt auf die Schulter der einen lehnt,) mit ihren Jungfrauen, und die Vorige.

Hermilia. (Tritt zärtlich trauernd zu ihr.) O meine Königin, in welcher drückenden, und

Deiner himmliſchen Hoheit unwürdigen Geſtalt muß die allzuheiſſe Liebe für mich Dein erhabnes Weſen gefeſſelt halten!

Lolli. (Mit mattem Tone.) Hermilia, verſchweige mir nicht länger das, was Du von meinem Schickſale weißt. Denn auf mir liegt ſchwer der Menſchheit bleyerner Schlaf.

Hermilia. Sey ruhig, Geliebte! Ich weiß nur, daß ein großer Augenblick Dir bevorſteht —

Lolli. So fandet Ihr meinen Schleyer nicht wieder! So iſt meine Geiſtermacht mit ihm geflohen — und jener Fürchterliche hat ſie geraubt. — Oſir! Oſir!

Neunter Auftritt.

Lilar, (tritt im Hintergrunde auf, und bewegt ſich gegen) die Vorigen.

Hermilia. Wer naht uns? (Allgemeines Erſchrecken.)

Lolli. (Zornig.) Wie? Du darfst es wagen? Entsetzlicher, fliehe!

Lilar. Verzeih, erhabne Königin — mich sendet Osir, der Mächtige, dessen grosser Name in allen Schöpfungsräumen bekannt ist. Nach aeonenlanger Sehnsucht ward es ihm vom Unerforschlichen gewährt, Dich zu finden. Das wundervolle Kleinod Deines Reiches fiel in seine Hand. Er bittet Dich, es von ihm selbst wieder zu empfangen; denn der Liebende ist Dir nahe.

Lolli. Hinweg — bringt mich fort, meine Geister! — (Sie macht eine ängstliche Bewegung zur Flucht, die sich auch den übrigen Jungfrauen mittheilt, und sinkt dann wehmüthig in Hermilla's Arme zurück.) Nein, ich vermag nicht mehr, ihm zu entfliehen!

(Liebliche Musik aus der Ferne.)

Lilar. (Tritt ehrerbietig zurück.) Meine Gebieterin — es ist der König, welcher Dir naht.

Lolli. Er naht, der Schreckliche — das sind seine mächtigen Geister!

Lilar. Laß dieſe Töne Dir wohlgefallen, meine Königin; denn von aller Melodie im Schöpfungsraume iſt der Quellpunkt eine reine Seele.

Hermilia. (Nach obem. Entzückt.) Seht, die Zeit der Himmel treibt neue Blüten hervor! (Bewegung des Erſtaunens unter den Jungfrauen, indem ſie emporſchauen.)

Lilar. (Sieht nach dem Hintergrunde.) Bereite Dich, Gebieterin — der König iſt da.

Zehnter Auftritt.

Oſir und ſeine Geiſter, (die aus dem Hintergrunde kommen.) Die Vorigen.

Lolli. Erde — gieb mir wenigſtens ein Grab! — (Sie erblickt den König.) Wie? Auch Oſir in dieſer menſchlichen Geſtalt? — Ach er iſt ſo ſchön! (Sie lehnt ſich ſtaunend wieder an Hermilia's Bruſt zurück. Indem Oſir mit ſeinem Gefolge hereintritt, ſieht man, wie der Ausdruck des Entzückens alle Geiſter ergreift.)

Osir. (Ueberreicht ihr freundlich den Schleyer.) Meine Königin! — Nimm hier Deine Macht zurück — mein Diener rettete sie aus der unwürdigen Hand eines Sterblichen.

Lolli. (Gerührt.) Welche Großmuth! (Sie schmückt sich mit dem Schleyer.)

Osir. Du fliehest mich nicht, Geliebte? Ja, die Hoffnung beut endlich dem Kummer ihre Lippen wieder! — Es soll zum anmuthigen Spiele werden, jenes große Verhängniß, das Geister ewig trennt und zu einander reißt! — Wonne dann — Wonne der Unendlichkeit mir und Dir!

Lolli. Ich danke Dir für Deine Güte, und ich weiß nun, daß Du nicht auf mein Verderben sannst, sondern Liebe zu mir hegst. Auch hat Deine Liebe die Sprödigkeit meines Wesens besiegt. — Darf ich noch eine traurige Bitte an Dich wagen, ehe ich Dir die Hand zur Vereinigung reiche?

Osir. Fordere schnell, was Du willst, meine Gattin — denn all die reinen Geister

ziehen ſchon bräutlich um uns her, gleich weiſſen Schwanenheeren ſingend in der blauen Luft.

Lolli. Hermilia will der geliebten Menſchheit angehören. Auf, entlaſſe die theure Schweſter — weihe ſie von neuem der Körperwelt! Du vermagſt es.

Hermilia (Kniet vor Oſir.) Erfülle meine Bitte, mächtiger Geiſt!

Oſir. Du willſt's?

Hermilia. Ich will's.

Lolli. (Beugt ſich trauernd über Hermilia.) Hermilia — Geliebteſte — Du willſt's?

Hermilia. (In Thränen.) O meine Schweſter!

(Stimme des ſchlafenden Thraſis aus der Höhle.) Hermilia! Hermilia!

Hermilia. (Blickt nach der Höhle.) Dein

bin und bleibe ich, mein Freund, und walle mit Dir die Bahn der Ewigkeiten! (Steht zu Ofir empor.) Ich ſchmückte mich durch die Kraft des Unerforſchlichen mit dieſer Hülle; getreu und willig werde ich ihr Schickſal tragen. — (Voll umfaſſend.) Wir ſehen uns wieder! (Zu Ofir.) Ja, ich begehre es, zum Heil dieſes armen Volkes.

(Pauke, worinn die Geiſtergruppen leiſe über Hermilia trauern.)

Ofir. (Mit lauter Stimme.) So nahe mir, und ſchwöre.

Hermilia. (Hebt ſich vor ihm auf und blickt in ekſtatiſcher Wonne empor.) Bey jenem Unausſprechlichen ſchwör' ich: Ich will's!

(Naher Donnerſchlag. Man hört in demſelben einige drohende Stöße eines doppelten Poſaunenchors. Die Geiſter beugen ihre Knie.)

Ofir. (Mit heiterem Lächeln aufwärts.) Du hörſt den Geiſterſchwur — und ſo verrichtet Dein Knecht freudig Deinen heiligen Dienſt. — (Er legt ſeine Hand auf Hermilia's

Sterne.) Das wache Licht des Himmels müsse zurückfliehen, zur Seelenwelt empor — mit Leib und Blut umhüllt, lebe Dein Geist in der Dämmerung Traumstoff, bis Dir die Heimath wieder leuchtet!

(Ihr Schleyer fliegt in die Luft. Hermilia sinkt sanft zur Erde nieder.)

Ofir. } (Berühren sie mit dem Blumenstab
Lolli. } und Palmenzweige.)
Lebe wohl!

Ofir. Laßt meinen Wagen bereit stehen, daß er bey ihrem Erwachen sie zum Sitze des Königs Midias bringe. — Sahst Du den Geist Archis, Lilar? den Vater ihres Geliebten?

Lilar. Mein Gebieter! Ich sah ihn einst im Sterne der letzten Prüfung — doch heute fand ich ihn traurig im Mittelpunkte dieses Balls um die Wohnungen des Erdgeistes her.

Ofir. Auf, hin zu ihm — aber eile zu diesem Feste zurück, daß selbst der flüchtigste

Gedanke athemlos hinter Dir zurückbleibe — gieb ihm irdische Farbe und Gestalt — verkündige ihm diese Begebenheiten, damit er seinen Lieben auf der Erde mit Tröstungen erscheinen, und dann frey und einer der Unsrigen seyn möge. (Ellar verstummt.) Und Du, die ich mir zur Gattin auserkor — folge mir zum ewigen Bunde! — Zwey langgetrennte Wesen vereinigen sich nun, um die Stimme einer neuen Liebe durch den Weltraum zu tönen und des Unaussprechlichen großes Lob auf den unendlichen Bahnen auszubreiten. — Ihr Geister, jetzt befreundet, wie wir — feyert mit uns diesen bräutlichen Bund. (Sie umfassen sich. Leise Musik. Die Geister auf beyden Seiten ziehen ehrfurchtsvoll und langsam in Reihen um die Liebenden. — Eine zischende Flamme scheint den innern Vorhang zu zerreissen. Man sieht bey geröthetem Himmel einen glänzenden Lichtpallast im Hintergrunde. Unsichtbare Chöre lassen sich in der Luft hören. Die Geister ziehen Paarweise in die Vorhöfe des Pallastes ein. So wie die letzten in dem ersten Vorhofe verschwunden sind, hebt sich der Bau in die Luft, das Theater wird verdunkelt und die Chöre entfernen sich allmählig.)

Elfter Auftritt.

Hermilia. (Sie erwacht und hebt ſich lächelnd empor, während ſie noch auf die letzten Töne der verhallenden Chöre horcht, und ihre Arme nach jener Gegend ausbreitet.)

Selige Geiſter! Ihr ſeyd ſchon zurückgeſchwebt in die Fluren des ewigen Frühlings — aber die Sehnſucht nach Euch und Eurer reinen Himmelsluſt iſt wunderbar in meinem Herzen aufgekeimt; und ich fühle es, ſie iſt das Beſte und Heiligſte an dieſem Leben! — (Der volle Mond geht auf.) Sey mir dann gegrüſſet, freundliche Erde, mit deinem ſtillen Lichte, welches jene melancholiſche Fürſtin der Nachtſchatten heute ſo heiter in dieſe Dämmerung herüberblickt! — Wie lieb biſt Du mir, Du ſüſſes, ſchöngeſchmücktes Land, das einſt ſelbſt der hohe göttliche Sohn Seiner Erſcheinung würdigte — deſſen rührende Menſchengeſtalten Sein alliebendes Herz zu ſo großem, innigem Jammer bewegten,

daß Er es nicht verschmähte, vor allen Formen die ihrige anzunehmen. (Sie kniet betend nieder, gegen das Grabmal gewandt.) Ja, auf diesem hochgeweihten Sterne war es, ewiger Gottmensch, wo Du einst für Deine schöne Güte und Wahrheit bluteteſt — wo ſie Dich marterten, die Du liebteſt, daß von Deinem Todesgeſchrey die grundloſen Tiefen der Schöpfung erzitterten — wo Du ihnen für den Tod, den ſie Dir gaben, ein endloſes Leben und Heil brachteſt! — (Zwiſchen den Roſen des Denkmals ſteigt ein flammendes hohes Kreuz, in Jeruſalemitiſcher Form, aus dem Grabe allmählig empor. Hermilia ſinkt auf ihr Angeſicht.)

(Eine ſanfte Stimme aus dem Grabe.) Ich trug Sein Zeichen über dieſe heidniſche Erde; doch ſie verkannten mich. Auch Du wirſt es ihm nachtragen; aber er hat Dich zur Retterin ihrer Seelen geweiht! (Das Kreuz verſchwindet wieder.)

Hermilia. Ach, es war Dein Zeichen, Sohn des Unausſprechlichen! — Aber, o reinſter aller Menſchen — wie ſoll ich einziger armer Sterblicher Dein heiliges Bild

mit meinem Dichten und Trachten zu erfaſſen wagen — Dein Bild, in welchem das Beſte aller Zeiten und Sterne, mit Leib und Blut umhüllt, mich ſo ſtrahlend blendet? Ach, ich habe ja Deinem Bilde nichts zu geben, als dieſes einzige arme Leben voller Schwächen, in welchem ich Dein eignes, das höchſte, nachbilden ſoll? Wie mag das ſchwache Verbild, das dieſe Menſchenbruſt umſchließt, an Deine hohe Herrlichkeit reichen! — (Pauſe, in der ſie demüthig das Haupt zur Erde neigt.) Doch — ich fühle Deinen Troſt und Deine Weihe in unausſprechlicher Wonne! — (Sie tritt empor.) So ſtärke nun die gottentſprungne Erdentochter, daß ſie freudig und geſchickt ſey, den großen Tod, der uns das Leben wiederbrachte, dieſem frommen Heidenthume zu verkündigen.

(Sie geht in hoher Entzückung.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Das Innere eines Tempels. Im Hintergrunde brennt ein Opferfeuer.)

Eunubis. (Kniet in der Mitte. Zu beyden Seiten ſtehen, während er den Psalm betet, die übrigen) Prieſter.

Eunubis.

Allmächt'ger Geiſt, der alles iſt und ſchafft!
Wer nennt in Einem großen Namen Dich,
Wie ihn des Himmels Veſte donnernd ruft,
Wie er in Blumen Deine Erd' umblüht,
Wie tief in des Gemüthes ſtillen Räumen,
Wie an der fernen Bergeshöhe Säumen
Sein Zeichen mächtig wetterleuchtend glüht?

Dein Ruhm ertönt aus jedes Menſchen Mund,
Vom Felſenſturz verkündigt ihn der Strom,
Und mit dem Strome brüllt der Löwe ihn,
Des Waldes Rieſen heben tauſendarmig
Zum heil'gen Blau die Knospenwipfel auf;
Denn alles ward von Deiner Hand bereitet
Und jedes rührt zur Freude meine Seele!

Chor der Prieſter.

Mit Segen haſt Du Berg und Thal geſchmückt,
Und alles auf den fetten Angern trieft
Von des gekrönten Jahres Ueppigkeit.

Eunubis.

Dir jauchzet nun mein troſterfülltes Herz!
Denn bange lag ich in des Zweifels Kampf,
Den Geiſt umhüllte Nacht, und fürchterlich
Umbrauſten mich des Abgrunds ſchwarze Bäche;
Da wurdeſt Du mein Fels und meine Burg,
Froh ward ich wieder, gleich dem Adlerjüngling,
Stolz, wie der Hirſch auf freyen Waldeshöhen.
Um's Leben bat ich Dich, da ließeſt Du
Auf Deines Lebens lichterfüllten Auen
Das Grün der Ewigkeit mich freudig ſchauen.
Drum töne Dir ein neues Jubellied!

Chor der Priester.

(Indem sie Rauchwerk auf ihre Feuergefäße streuen.)

Wie lieblich, Herr, ist Deiner Tempel Pracht!
Wie recht ist mir in Deines Heiligthums
Vorhöfen, wenn ich, ferne von der Welt,
In heil'ger Stille singe hier Dein Lob!

Eunubis.

Laß, Heiligster, mein Opfer Dir gefallen!
Ein reines Herz, in Demuth dargebracht,
Ist alles, was der arme Mensch vermag.
Doch weihe selbst, o liebevoller Geist,
Dieß Leben, das zu Deinem Dienste lebt,
Und laß Dein göttlich Angesicht mir leuchten.

Chor der Priester.

Es leuchte uns die Wahrheit ewiglich,
Der Treue Blumen blüh'n auf Erden wieder,
Gerechtigkeit und Friede küssen sich,
Und alle Völker singen Danklieder.

(Nach Endigung des Psalms fallen alle Priester, ausser Eunubis, auf ihr Antlitz.)

Eunubis.

Erhabner Geist! In brünstigem Gebet
Ruf ich für dieses Landes Wohl Dich an,

Das ſechzehn Jahre hört Dein Zorn gedrückt!
Verzeih dem Wurm, o Unerforſchlicher,
Wenn demuthsvoll er zu erforſchen wagt,
Ob unſrer bittern Reuezähren Opfer
Dein Antlitz wieder gnädig uns geneigt! —
Fort, Stimme, dringe durch die Nacht des Alls
Bis hin zum Thron des Unausſprechlichen,
Daß Sein allmächtig Wort mir werde kund!

(Er erhebt ſich zuletzt, breitet entzückt ſeine Arme zum Himmel und geht in das innre Heiligthum. Die knieenden Prieſter ſprechen leiſe Gebete.)

Zweyter Auftritt.

Der König und ſein Gefolge (kommen vorn durch eine Seitenhalle und knieen ebenfalls zu beyden Seiten nieder.) Die Vorigen

König. Große Gottheit, verſtoſſe nicht den Sünder von Deinem Angeſichte, der ſich Deiner Gerechtigkeit zu unterwerfen bereit iſt! (Er betet ſtill. — Pauſe. — In der Opferflamme zuckt ein Blitz, die Flamme brennt mächtiger. Man hört im Innern ein donnerähnliches Brauſen, dazwiſchen die Po-

ne einer angenehmen Stimme, dem Herrn unverständlich. — Alle blicken fröhlich zum Himmel. — Pause. — So wie der Oberprieſter aus dem Innern tritt, erheben ſich alle in raſcher Bewegung.)

Eunubis. (Macht feyerlich und mit verklärten Blicken dem Könige, der in ehrfurchtsvoller Erwartung da ſteht.) So ſpricht die Gottheit: Du biſt mir verſöhnt und haſt Gnade gefunden. Dein Weib Hylanda hat Dir einen Sohn geboren. Schon nahr Deine Retterin. Auf, ziehe mit ihr in die Wildniß von Myra, und finde dort das Glück wieder.

König. O ſo laß es allem Volke verkündigen, und durch zehntägige reiche Dankopfer die Gottheit für dieſe Gnade loben! — Kommt, meine Freunde, daß wir uns zur Reiſe anſchicken! Die göttliche Gnade hat ſich wieder zu uns gewandt!

Dritter Auftritt.

Lymon mit Hermilia, die Vorigen.

Eunubis. (Von Hermilia's Anblick ergriffen.) Unſre Retterin naht! Ja, mein König, ſie iſt es, die mir ſchon im Traume erſchien!

Lymon. Eine wunderbare Jungfrau von himmliſcher Schönheit verlangt zu Euch, mein gnädigſter König.

Eunubis. Ihr Blick iſt groß und mild — er ſpiegelt ſich in unſern Freudenthränen, wie der Mond auf die Wellen des Meeres herabſieht.

Hermilia. (Küßt des Königs Hand.) Sey gegrüßt, mein theurer König.

König. Ein himmliſches Ahnden dringt in Deiner Berührung durch meine Seele —

ich empfinde einen Wohlgeruch gleich den Blütenwinden um den Gewürzbaum her, ja gleich dem balsamischen Athem einer Göttin. (Er umfaßt sie.) Ich umarme Dich, Heldentige, wie des Menschen Phantasie die fruchtbare Frühlingszeit bewillkommt. — Was willst Du von mir?

Hermilia. Dir naht eine befreundete Seele aus Attens Stamm, mit innigem Flehen. Sie bittet viel von Dir — sie bittet um die Hälfte Deines mächtigen Thrones: aber sie verlangt nur ein Reich zurück, das Du einst raubtest — auch ist es Deines eignen Vaters Urenkel, der Dich bittet, und den ich unter meinem Herzen trage. — Könntest Du, mein König, dem großen Worte Hohn sprechen, das die Zunge der Natur ausruft? Wirst Du die Bitte gewähren?

König. Ob ich sie gewähre? Beym Himmel, ja! (Er schaudert zusammen.) — Ha, wird es Morgen?

Hermilia. Ich danke Dir für uns und Dich.

Eunubis. O wohl uns allen! Der Spruch der Gottheit erfüllt sich! (Bewegung des Königs, der sein Gesicht wieder erhält.)

Lymon. (Schreyend.) Allmächtger Himmel! Der König sieht — er ist nicht mehr blind, der gute, beste König — kommt alle herzu — er sieht, er sieht! (Allgemeine Bewegung des freudigen Erstaunens.)

König. (Entzückt umherschauend.) O holdes Morgenlicht — woher? Ja, Licht hat mein Wesen wieder durchdrungen — ich erkenne Euch, meine Freunde — ach, hier sind wir alle — und, wohl mir, es ist der schöne Glanz im Hause des Herrn, der mich umgiebt — hier opfert man dem Könige der Könige — Ihm soll mein Herz ewig singen! — Und Du, o himmlisches Weib! Laß mich Dir danken! (Er will ihr zu Füssen fallen.)

Hermilia. (Hindert den König daran, faßt ihn in ihre Arme, und zeigt, seinen Blick leitend, gen Himmel.)

König. (Bleibt in betender Stellung zum

Himmel schauend und sanft an Hermilia gelehnt, stehen.)

Eunubis. Ja, herrlich ist er nun wieder aufgegangen, der holde Augenstern dieses Landes! — Der gnädigen Gottheit, und Dir, o göttliches Weib, verdankt unser neubeglücktes Reich dieses erhab'ne Wunder!

Hermilia. Nur Er allein, der Ewige, schuf es, und mich würdigte Er nur zur Botin Seiner Gnade. Aber auch an Dich, Du würdiger Priester, geht meine Sendung. Die Angst Deines reinen Herzens drang bis vor Seinen Weltenthron. — Kennst Du jenes himmlische Gnadenzeichen? (Das hohe Kreuz steigt im Hintergrunde vor dem Heiligthume empor. Eunubis und die Priester knieen nieder. Alle Uebrigen stehen mit gefalteten Händen der Erscheinung gegenüber, bis diese wieder verschwindet.)

Hermilia. (Entzückt.) Seht da — des Sünders Trost am Grabe!

Vierter Auftritt.

Der Geiſt des Archis, (tritt mit einem Donnerſchlag aus der Seitenmauer hervor.) Die Vorigen.

Der Geiſt. (Mit ſanfter verklärter Stimme.) Verſöhnt ſind wir — verſöhnt, geliebter Midas — verſöhnt, mein Bruder!

König. Ha, ich erkenne Dich, beunruhigter Geiſt des Ermordeten! Warum ſteigſt Du aus jenen Schlünden des Todes in ſo ſanfter Geſtalt herauf? Du ſollteſt Worte zu dem Sünder reden, vor deren entſetzlichem Schalle jeder Gedanke des Glücks ſcheu in den Schooß ſeiner Seele zurückfliehen müßte! — Und Du bieteſt mir Verſöhnung?

Der Geiſt. Du richteteſt mich einſt nach meinen erſchrocknen Mienen — und Du richteteſt allzuſtrenge. Mein Herz war nicht frey von Sünde. Doch kämpfte ich,

und war nicht gefallen — und sie, Deine treue Gattin, lebte unwissend, und rein, wie Engel sind. — Aber nun ist aller Streit getilgt zwischen Dir und mir. — Dein Sohn lebt, und der meinige lebt. Laß sie brüderlich dieses Reich theilen. Lebe wohl, mein Bruder — denn es ist nun an der Zeit, daß mein geprüfter Geist sich aus diesen Gebieten der Unterdrückung aufschwingen darf in die Blütengefilde des ewigen Sieges und der Freyheit. Dort sehen wir uns einst wieder. Lebe wohl. (Er verschwindet.)

König. Habe Dank, Du guter Geist, für die Hoffnung, die mich in Deinen letzten Worten wie ein brünstiger Schauer durchglühte! — Auf, Ihr Priester, verkündigt unserm Volke diese großen Wohlthaten der Gottheit. Und Ihr, meine übrigen Freunde, laßt uns eilen, unsrer Retterin zum heiligen Walde zu folgen. — Man soll die schnellsten Pferde aussuchen. Schon ist es tief in der Nacht; aber wir wollen sogleich aufbrechen — denn die Sterne des Sinai werden uns leuchten. Komm, meine Tochter!

Hermilia. Folge mir, lieber Vater, zu meinem Wagen. Er wird uns und Dein ganzes Gefolge ſchnell zum Ort unſrer Beſtimmung bringen.

(Alle ab.)

Fünfter Auftritt.

(Der Wald von Myra. Vor Hyſanda's Hütte. Kurz vor dem Anbruche der Morgendämmerung.)

Thraſis (umherirrend.)

Zu frühe verließ ich meine Höhle! Fruchtlos bin ich die halbe Nacht umhergeirrt. Noch ſchreyt die lichtſcheue Eule — Feen und Elfenzüge ſchwärmen ſchimmernd durch die Luft, und ſcheinen ihre Fackeln an dieſem bleichen Mondlichte anzuzünden, deſſen betrüglicher Schein mich in ſo tiefe Irrwege leitete. — Wo ſoll ich nun die theure Hütte finden, bey welcher mir die Geliebte begegnen wird? — Es iſt überall noch im Walde ſo ſtill, wie im Gebiete des Schlafs. — (Geächze des Wildes und der Nachtvögel.) Schreyt nur ängſtlicher und rührt euch zum Aufbruch, ihr Ge-

züchte der Finsterniß! O, brich hervor, ersehnter Morgen, mit deinen schauerlich summenden Frühwinden, und jage das unruhige Wild über die Haide ins stille Lager zurück! Und Du, Hekate, renne schneller in den Lüften, und lenke mit Deinem wiehernden Zaubergespann abwärts durch diese Schattenwolken! — Aber ich fühle, daß mich ein unwiderstehlicher Schlaf befällt. Ich vermag nicht weiter, und muß hier den Morgen erwarten. (Er legt sich zum Schlafen nieder.) O Geist, der Du mir erschienst! Hättest Du mich getäuscht? Warst Du ein feindseliger Geist — eine Truggestalt der Hölle? — Ach nein, Du glichest ja meiner eignen Gestalt so sehr — wahrlich, Du warst Archis, der selige Geist meines wahren Vaters! (Er entschläft, der Morgen bricht an.)

Sechster Auftritt.

Thyrsias. (Zurückta.) Myris. (Die ihm ängstlich folgt.)

Myris. Nein, verbirg es mir nicht länger! Du wolltest Deiner Myris entfliehen, die eher ihr eignes Leben läßt, als Dich! — Ach, ich allein hörte es, wie Du leise Deine Ruhestelle verlassest und fortschlichst — und als Deine Tritte sich entfernten und Deine Hand die Oeffnung der Hohle so heimlich wieder verschloß, da pochte mein geängstetes Herz, da folgte ich Dir leise, und die Spuren im Morgenthau leiteten mich zu Dir —

Thyrsias. Nein, bey'm Himmel, ich wollte Dich nur verlassen, um Dich desto eher wieder zu finden —

Myris. Willst Du, daß mein Leben in Thränen dahin schmelze? (Wehmüthig.) O, es war nicht gut von Dir, daß Du Deine Waf-

sen wiedernahmst, um jetzt mit ihnen von mir zu fliehen — nun, da Du der beste Theil von mir selbst geworden bist!

Thyrsias. (Mit Leidenschaft ihre Knie umfassend.) Myris! Myris! Gedenke dieser Worte, die Du jetzt sprachst! Geliebte, die mir theurer ist, als alles Theure, was ein menschlicher Gedanke zu ermessen vermag — o denke Deiner Worte — denn ich werde Dich einst wieder an sie mahnen! — Aber laß mich jetzt — ich beschwöre Dich — denn ich muß — ich muß fort! Sieh, schon verbirgt sich das Wild, und längst sind die Geister der Nacht versunken. — Ich gehe. Doch glaube mir, nimmer soll jener rollende Mond, der jetzt auf seiner olympischen Bahn erblaßt — nimmer sollen jene flammenden Vorläufer Hyperions, die dort im Osten so mächtig aufspringen, mir wieder leuchten, wenn ich Dich auf immer verlasse!

Myris. So sage mir, warum Du mich jetzt verlassen mußt, damit ich meiner Traurigkeit nicht erliege.

Thyrsias. Du willst es. So höre dann! Deine Mutter heißt Hylanda, und ist eine Königin — die vertriebne Königin dieses Reichs, welche in wenigen Tagen den ihr gebührenden Thron siegreich wieder einnehmen, und seinen Glanz mit ihrer Prinzessin und Thronerbin theilen wird und soll.

Myris. (Erstaunt.) Ich, eine Prinzessin? Meine Mutter eine Königin? Das wußte ich nicht. Und Du?

Thyrsias. Ich aber bin kein Fremder, sondern Dein eigner Unterthan — zwar nicht Kaufmann, aber doch nur ein Ritter, und nicht eines Königes Sohn.

Myris. (Mit ernstem Stolze.) Glaube mir, ich habe stets hohen Muth in meiner Brust gefühlt. — O wie innig freue ich mich über das Glück meiner theuren Mutter! — Sie eine Königin, sagst Du? — O dann — (Indem sie zärtlich ihre Knie vor Thyrsias beugt.) sey Du mein König — laß mich Deine Magd seyn — und meine edle Mutter sey Deine und meine Königin — und die Liebe unser Gott!

(Aufgang der Sonne.)

Thyrsias. (Leidenschaftlich.) Mit diesem Worte bist Du auf ewig mein! Ich lasse nun nimmermehr von Dir, Du himmlisches Geschöpf! Erbitten will ich Dich von Göttern und Menschen — erkämpfen Dich, mein süsses Eigenthum, von ganzen Heeren — ja selbst von den Rotten der höllischen Geister!

Myris. (Zart.) Er liebt mich! O hört es, ihr Bäume des Waldes, und Du, glänzender Morgenthau, dessen Funkenregen uns von diesen Wipfeln umträufelt! Sieh herab, Du stillschwebender Adler, der sich dort am Himmelsthor im Lichtstrome des Morgens badet! Er liebt mich! — Hör es, Du neugeborne Sonne — ach, bald hättest Du das arme Mädchen noch vor dem Brautkusse als Wittwe wiedergesehen! — Nimm ihn hier nun freywillig, theurer Ritter, den Brautkuß ewiger Liebe, vor dem Du gestern die Unwissende fliehen sahst — (Sie küssen sich.) und nun — fliehe — fliehe, mit ihm in der Seele, fort von mir, wenn Du noch fliehen magst!

(Umschlingung.)

Thyrsias. Nein, ich fliehe nicht — werde daraus, was wolle! Ich nehme Euch alle mit mir! — O welch eine Morgenröthe wirft heute ihre Wellen über die Dunkel dieses heiligen Waldes herauf — wie erleuchtet sie Deine liebenden Augen, holdes Mädchen! Sie funkeln reiner, als die Diamenten dieses Thaues! — (Er erblickt den Schlafenden.) Aber was ist das? Wer ist jener Schlafende? Seine Bildung ist so edel —

Myris. (ängstlich.) Sollte er unsrer Liebe gefährlich seyn, so laß uns ihn fliehen, mein theurer Freund!

Thyrsias. Vielleicht bedarf er unsrer Hülfe. Laß mich ihn erwecken. (Er berühret ihn. Thrasis wacht auf, und erhebt sich.) Sage uns, wer Du bist, Fremdling?

Thrasis. Ich bin in diesem Walde einheimisch, Du schönes Paar. — Ein seliger Geist, der sich der Geist meines Vaters nannte, erschien mir, und bezeichnete in dieser Gegend eine Hütte, die ich aufsuchen solle — worinn ich zwey Männer und drey Frauen finden werde —

Thyrsias. Du hast sie gefunden, Freund. Dort ist die Hütte, und wir sind zwey von ihren Bewohnern.

Thrasis. Hier werde mir auch, versprach der Geist, die Geliebte wieder erscheinen, die ich verloren habe.

Thyrsias. Eine Geliebte verlorst Du? O beklagenswerther Jüngling, wie tief fühle ich Deine Traurigkeit! Sieh, auch wir lieben uns —

Myris. (Verbirgt ihr Gesicht.) Ach wenn ich Dich verlieren müßte, mein Freund! (Thyrsias schlingt zärtlich seinen Arm um sie.)

Thrasis. Ich danke Dir, Du gute Seele! Du fühlst meinen Schmerz. — Ach sie war so schön — so anmuthig! — Und unsre Liebe w r so reich und blühend geworden, wie die Quellenufer im May! — Ach, sie war eine Hummiſche!

Myris. Du rührst mich unbeschreiblich, armer Jüngling — Du scheinst so gut

— und doch mußte Dich ein Unglück betreffen, dem gewiß kein anderes menſchliches Leiden gleich ſeyn kann! — Aber wir wollen mit Dir klagen, wie treue Geſchwiſter, und Dich ſo lange zu tröſten ſuchen, bis jener gute Geiſt Dich die Geliebte wieder finden läßt. Begleite uns in die Hütte. Meine Mutter wird bald dahin kommen; und ſie iſt eine kluge Frau, die Dir beſſer wird zu rathen wiſſen, als wir.

Thyrſias. Komm, armer Freund, ermuntre Dich. (Sie gehen in die Hütte.)

Siebenter Auftritt.

Hylanda und Aliran, (kommen im Geſpräche. Aliran mit verändertem Barte, und im Gewand eines Feldherrn.) Zuletzt Iraka.

Aliran. Alles dieß, meine Königin, offenbarte mir der Geiſt des edlen Königs Archis in der vorigen Nacht. Und als der junge Morgen meine Augen öffnete, da er-

blick' ich neben meinem Lager diese Gewänder und Ehrenzeichen — Bilder einer vergangnen Herrlichkeit, auf die ich Verblendeter einst einen allzugroßen Werth setzte. Aber, wohl mir, ich war nicht mehr ein verworfenes Thier — nicht mehr jenes heulende Ungeheuer, das Euch vormals zum Abscheu und Mitleiden zugleich bewog — nein, die Finsterniß war aus meiner Seele geschwunden, und der Trost des Himmels kam auf mich.

Hylanda. Und so ist es gewiß, daß dieser Tyrsias, dem mein Mutterherz beym ersten Blicke schon entgegenschlug, mein wahrer Sohn, die schöne Myris aber Deine eigne Tochter ist? O sie wird doch ewig auch die meinige bleiben!

Aliran. Setzt keinen Zweifel mehr in meine Redlichkeit, theure Königin. Aus strafbarer Vorliebe für den Prinzen des Archis trachtete ich schon vor Eurer Niederkunft nach dem jungen Leben, das Ihr ans Licht bringen würdet. Allein die gleichzeitige Entbindung meiner Mojala begünstigte mich so sehr — und alle Gebräuche am Hof — alle Zu-

gänge des Pallastes waren mir so ganz bekannt, und in meiner Gewalt, daß es mir durch einen vertrauten Diener, den ich aus dieser Wildniß zu mir berief, gelang, meine neugeborne Tochter, ohne Euer und meines eignen Weibes Wissen, gegen Euren Sohn auszutauschen. So sah ich mich selbst gerächt, und den jungen Thrasis in der alleinigen Hoffnung zum Throne bestätigt, da das Volk die weiblichen Regenten hasste. Und so, meine Gebieterin, überfiel mich der Zufall jenes traurigen Mordes — und Reue, Furcht und Verzweiflung verstrickten mich in neue Verbrechen, bis endlich die Gottheit eine volle Schale ihres Zornes über mich ausgoß.

Hylanda. Armer Mann, ich kann Dich nicht hassen! Denn Du verlorst ein hohes Kleinod in Deiner Majala — auch hast Du ausserdem so lange und schrecklich gebüßt! — Nun, es wird alles gut werden.

Aliran. (Knieend.) Noch einmal, o schwer beleidigte Hylanda, vergönnt, daß ich Unglücklicher Eure Verzeihung erflehe!

Hylanda. (Hebt ihn empor.) Du haßt sie von ganzem Herzen. Der Himmel gebe nur, daß ich meinen versöhnten Gemahl bald wieder an diese Brust schliessen darf! Aliran, mache Dich sogleich mit dem Prinzen auf die Reise, und überbringe die frohe Botschaft.

Aliran. Vergönnt nur, gnädigste Königin, daß ich vorher mein theures Kind zum erstenmal ans Herz drücke. Ich werde sie auffuchen.

Hylanda. Was ist das? Itala kommt dort ohne die Kinder zurück?

Itala. (Ausser Athem.) Weder an der Quelle, noch in der Laube sind die Unglückskinder zu finden. — Ach! Ach! Ach! die Freude macht mich todt, und das entsetzliche Laufen bringt mich gar ins Grab! — Halt! — ich höre sie schon dort in der Hütte pispern und schnattern! — Schickt sich das, so allein? Nun, ich wasche meine Hände in Unschuld! Kommt, gnädigste Frau! — Ach, mein alter, uralter Lymon!

Hyland a. Ist Deine Arme dann, mein schöner Schmerzenssohn!

(Sie eilen in die Hütte.)

Achter Auftritt.

Zwey Ritter, (welche den sich sträubenden) Syllo (und den alten) Doras (herein treiben.)

1. Ritter. Fort, zeigt uns den Weg!

2. Ritter. Seht nur, wie die Schufte zittern! Der Alte sieht so blaß aus wie Asche — und der Junge so dick und mollig wie die Milch einer bezauberten Kuh.

Syllo. Nu, nu, hört nur endlich auf zu bläuen. Da ist sie ja — da sieht sie ja leibhaftig vor uns, die leidige Hütte! — Seyd nur stille — die Geister werden gleich auch da seyn. Und wer weiß, wer dann die besten Schläge von ihnen bekommt? Denn, was mich anlangt, ich hoffe noch ihr Schwa-

ger zu werden. — St! Hört ihr noch nichts? — Es wird hier bald so viel zu fühlen geben, daß Euch Hören und Sehen vergeht!

2. Ritter. Du hast Recht. Die Geister hier zu Lande haben wahre Repetirfäuste!

Syllo. St! Herr, sprecht nicht unziemlich von meinen lieben Herren Vettern, Oheimen und Schwägern!

1. Ritter. (Betroffen.) Ja, ja, hier waren wir schon einmal. Ich fühl' es noch in allen Gliedern!

Syllo. Nur eine kleine Geduld! Eh' Ihr Euch versieht, habt Ihr eine unsichtbare Ohrfeige weg, eine Ohrfeige, vor deren unerhörtem Sausen das Weltmeer brüllend davon lauft!

1. Ritter. (Zu Syllo.) Du, geh in diese Hütte, und sieh, wer ihre Bewohner sind.

Syllo. Ich, Herr? Daß ich dort mit meinem gesunden Leibe zu Schaden käme?

Nicht für eine Tonne Goldes! Was hilft mir eine Tonne Goldes im Tode? Nein, nicht für einen Diamant, so groß als ein Leichenstein! Ich halte mir gern den Magen warm, Herr!

Doras. (Kratzt sich hinter den Ohren.) Hört, Ihr Herren! Ich will Euch wohl die Hütte auskundschaften, wenn Ihr meinen gesunden Hals garantiren, oder mir eine Kütte verrathen wollt, die den Kopf im voraus nicht vom Rumpfe trennen läßt. Denn die Geister sind nicht so schlimm, und nehmen am Ende doch immer Raison an — aber es spucken hier herum gewisse Menschen, bey deren Anblick mir zu Muthe wird, als müßte ich meine Haut in kleine Fetzen schneiden, und wieder zusammenknüpfen, und mich einstweilen daran aufhängen, um nur dem größern Ungewitter zu entgehen.

1. Ritter. Was hast Du begangen, Alter?

2. Ritter. Freund, wir verderben die Zeit! Verhört ihn ein andermal. — Mich

soll die ganze Hölle nicht mehr von dieser Hütte zurückhalten. (Indem er rasch in die Hütte dringt, sieht man in der Thüre derselben Thyrsias, der ihn bewillkommt.) Dort ist ja der Prinz! Viktoria! Er ist da!

(Man hört in der Ferne Lärm, und auf mehrern Seiten mit Hift- und Jagdhörnern Fanfaren blasen.)

1. Ritter. Dort kommen unsere Leute. (In die Scene rufend.) Der Prinz ist gefunden! Laßt es dem Könige melden. Leute, alle hieher — umgebt diese Hütte! (Es kommen Einige.) Welch Getöse ist das?

Einer vom Gefolge. Der König ist bereits selbst im Anzuge.

1. Ritter. Welch ein Glück, daß wir ihn noch vor des Königs Ankunft fanden!

Ein Anderer vom Gefolge. Der König kommt schon!

Doras. (Kratzt sich.) Ich wollt', er wäre zu Hause!

1. Ritter. Ich muß ihm mit der frohen Botschaft entgegengehen. — Seht, wir Ritter haben nach so vielen Leiden den Prinzen doch noch gefunden! (Ab.)

Sylvo. Ihr? Nun ja! — Seht einmal, Vater, das muß wohl der König seyn — dort, wo die Leute sich so unvernünftig anstellen. Ich glaube, sie reissen sich vor Freude die Köpfe ab, und werfen sie wie Mützen in die Höhe!

Dorax. Laß mich ungeschoren in meinen letzten Stunden!

Sylvo. Verlaßt Euch nur auf mich, Vater! — Es muß alles mit Sanftmuth und Liebe abgethan werden!

(Langer Trompetenstoß.)

Neunter Auftritt.

König Midias, von Hermilia geleitet, Lymon, der 1. Ritter und Gefolge, (kommen von der Seite.) Hylanda, Myris, Itala, Thyrsias, Thrasis, Aliran und der 2. Ritter (Kommen aus der Höhe.) und die Vorigen.

König. Hylanda! Hylanda! Unglücklichste und getreueste aller Frauen!

Hylanda. O mein versöhnter Gemahl! (Der König will ihr zu Füßen sinken. Sie verhindert es. Lange Umarmung.)

Hermilia. (Indem sie den Thrasis mit ausgebreiteten Armen empfängt.) Jetzt auf ewig Dein, mein theurer Geliebter — und weder Leben noch Tod vermag uns wieder zu scheiden! Du bist König, und alles ist vollbracht.

Thrasis. Mein Leben und meinen Thron weihe ich Dir und jenem großen Heil, das Du meinem Volke brachtest.

Itala. (An Lymons Bruſt.) Und hätt' ich tauſend, tauſend, tauſend Herzen — ſie ſollten Dich alle lieben!

Lymon. (Indem beyde weinen.) Gern ſterb' ich nun, da Du gutes, braves Weib dieſe alten Augen zudrücken wirſt!

König. Ach, ich erwartete keine harten Vorwürfe, weil ich einen Theil dieſes unſchätzbaren Herzens kannte. Aber die Worte einer ſo himmliſchen Liebe verdiene ich doch jetzt noch nicht! Schone des Unwürdigen, meine Gattin — denn unter den Tönen Deiner Zärtlichkeit müßte mein allzu ſtrafbares Herz brechen. — O Hylanda!

Hylanda. Ich habe nichts gelitten, da mein König mich wieder liebt. Aber ich verlange zum Beweiſe dieſer Liebe, daß er auch dieſem Vater meiner theuern Pflegetochter verzeihe, die ich unſerm Sohne zur Gattin beſtimme. (Sie nimmt Alkan bey der Hand. Er kniet vor dem Könige.)

König. Ich verzeihe Dir. Stehe auf, Fürſt Alkan, und ſey für unſern Thron alles wieder, was Du einſt warſt.

Altran. Die Gottheit selbst hatte mir verziehen, mein König. Aber demungeachtet bedurfte ich zu meiner Ruhe noch dieses königlichen Wortes, das Ihr jetzt begnadigend über mich aussprachet — und dessen angenehme Töne nun doch wieder so erschütternd, wie des Sturmes Posaunenstimmen, in meine Seele dringen! — Theurer König, ich raubte Euch einst Alles — aber die Götter geben Euch heute mehr wieder, als Ihr je kanntet — und von diesem glückseligen Könige nehme ich meine Begnadigung dankbarlich an. (Er küßt des Königs Hand und steht auf.)

König. Sieh hier, meine angebetete Gemahlin, das wunderbare Weib, die unser aller Retterin ward, und uns erst heute alle die räthselhaften Pfade enthüllte, auf welchen die göttliche Vorsehung uns insgesammt während sechzehn geheimnißvoller Jahre geführt hat. — (Er erblickt.) Und Du an Ihrer Hand — ja Du bist es — mein Gewissen fühlt, daß Du es bist, edler Thrasis! (Drückt ihn ans Herz.) O blicke herab, versöhnter Geist des Bruders, und wirb für mich um seine Liebe! — Aber Du, der einst so liebevoll seinen blinden Tyran-

nen leitete — den mein Auge nie sah — von dem ich nie ahndete, daß er meinem Herzen der nächste sey — warum nahest Du mir nicht — wie sollen meine weinenden Augen Deine süsse Gestalt im Kranze so vieler himmlischen Blumen erkennen?

Thyrsias. (Tritt mit Moris hervor und umfaßt den König, der ihn entzückt betrachtet.) Mein theurer Vater — o wie väterlich glänzen nun diese geöffneten Blicke zu mir herüber!

König. Mein, unglücklicher Alkan, Du hast mir nichts geraubt — denn dieser Sohn war ja immer der meinige! — Du bist Moris? — (Sie küssen seine Hände.) Sieh, Alkan, so — so verzeih ich Dir! (Er legt ihre Hände in einander. Alkan verhüllt sein Gesicht. Lymon und Itala weinen über der Königin und des Königs Hand.) Willkommen, gute Itala — ach, ihr müßtet alle dieses wilde Herz zerfleischen, wenn Ihr Schadloshaltung von mir begehren wolltet für so viele verlornen Augenblicke der Wonne!

Hylanda. Erhole dich, mein Ge-

mahl — denn uns allen iſt jeder werthe Wunſch erfüllt, und die traurigen Schatten der Vergangenheit ſind dahingeſchwunden, wie ein eitler Traum.

König. Ja ich fühle es, geliebte Königin — Deine wunderbar waltende Liebe wird es ſogar vermögen, endlich auch meine Schuld in ſüſſen Schlummer der Vergeſſenheit einzuwiegen.

Alixan. Ach, mein König, mir iſt, als ſey nur das Leiden aus meiner Bruſt getilgt — aber für meine Schuld will mir, wie es ſcheint, ſelbſt die Quelle der Vergeſſenheit verſiegen!

König. (Reicht ihm die Hand.) Nicht ſo muthlos laß uns ſeyn, Alter! Alles — Alles iſt uns ja verziehen!

Dorac. (Springt herzu und ſtürzt dem Könige zu Füßen.) Mein gnädigſter Herr König, es iſt noch nicht Alles verziehen! Wenn Ihr ſo reich an Verzeihung ſeyd, ſo vergebt mir erſt auch! Ihm da habt Ihr alles verziehen — und ich werde nun wohl alles erdul-

den ſollen, was Ihr noch an Strafen vorräthig habt? — (Heulend.) Es iſt nicht Recht, wenn Ihr Euch nicht über mich alten Sünder erbarmt!

König. Was will dieſer Mann?

Aliran. Biſt Du nicht Doras, mein alter Diener?

Doras. Ja, Herr! Und ich wollte, ich wäre etwas anderes.

Aliran. Er war es, mein König, der einſt auf meinen Befehl Majala's Tochter der Königin brachte, und ihren Prinzen dafür fortttrug.

König. Stehe auf, wir verzeihen Dir. — O es thut mir ſo wohl, daß ich hier die erſte Schuld vergeben kann, in die ich nicht ſelbſt verſtrickt war!

Thyrſias. Armer Alter! Ich kann es nicht ſo ſtrafbar an Dir finden, daß Du Einen von uns beyden dahin legteſt, wohin der Andere gehörte.

Myris. Du haſt mit uns geſpielt, und das Schickſal ſelbſt wiederholt heute jenes Wechſelſpiel zu unſerer höchſten Wonne! — Bin ich nun nicht auf ewig Deine Magd, mein Geliebter?

Thyrsias. Meine Königin — mir noch unsäglich theurer, als vorher!

Myris. Denke nicht, daß ich hieran auch nur einen Augenblick gezweifelt hätte! O glaube mir — nichts ist gläubiger, als ein Mädchen, welches liebt!

König. Seyd glückselig, meine Kinder! Und möge Euer schönes Doppelpaar auch dieses gute Reich beglücken! — O wie herrlich haben die himmlischen Mächte Euch und uns alle heute wieder versammelt! — Auf, laßt uns zu unsern Gezelten gehen; und zwischen den Blumen dieser heiligen Wildniß soll unsre Freude lauter ertönen, als noch je ein Festgetümmel zum Himmel aufschallte!

(Indem sie unter Anstimmung eines Marsches abgehen, fällt der Vorhang.)

Dritter Brief.

Stromberg am 20. Sept. 1805.

Es ist doch etwas Prächtiges um eine große Obsternte! Eben komme ich davon her. Ich sitze hier an Minchens Schreibtische — an derselben Stelle, wo das selige Weib einst an ihre Molly schrieb, um sie zum Mitgenuß eines Lebens einzuladen, das so schnell verblühte. — Alle Bäume, die ich aus den Fenstern sehe, sind mit Menschen bevölkert — unter allen glänzen schon die aufgeschichteten goldnen Früchte — es wimmelt von Korbträgerinen — der emsige Stromberg ist überall, und prüft, und empfiehlt Schonung bey'm Einsammeln des zarten würzigen Segens! — O Minchen, Minchen, es wäre

ein Tag für Dich, wenn Du noch der armen schönen Erde angehörtest!

Julie und Stromberg zeigen einander immer die schönsten Früchte. Heute trugen sie die rothwangigsten zusammen, schauten sie lächelnd an und sanken dann, wie auf ein verabredetes Zeichen, weinend Eins in des Andern Arme. „O Du Verklärte, Himmlische! (schlachzte Julie) Du säetest einst hier in nemenloser Freude; wir aber ernten nur in süssen Thränen!"

August, wie wäre es diesen Liebenden möglich, ein Bild zu vergessen, wie Minchen war! — Ich selbst bin und bleibe doch immer in Rücksicht ihrer werthen Erscheinung gewissermaassen ein Fremder; (besonders, da ich selbst, ohne Geliebte, ohne Weib, ohne Kinder, so ganz allein über diese Erde hinwandle) aber so oft hier, seitdem ich ihre Geschichte kenne, etwas, das auf Jugend und Schönheit Bezug hat, sich mir darstellt, tritt immer die anmuthige Fürstin dieser Auen in einer Gestalt vor meine Seele hin — mehr als im gewöhnlichen Sinne schön, und so

jugendlich und lebendig, daß ich sie Dir wahr und treu mahlen wollte, sie, die einst hier so herrlich geblüht hat! Und dann freue ich mich von Herzen über ihren Tod, und da ist es mir, als schlösse sich plötzlich mein ganzes Gemüth vor einer unbekannten Herrlichkeit auf — als strahlte in alle seine Tiefen das Unendliche lieblich herein — und ich grüsse ihren Geist, und bin fröhlich, daß sie da drüben ist, bis zu Thränen. Sind es Freudenthränen? Ich möchte sagen: es sind Liebesthränen, Thränen über eine verwandte ewige Jugend, die sich glücklich in die schönen Spiele auf ihren heimathlichen Blumengefilden hinüber gerettet hat. Keine Sehnsucht — nichts preßt sie aus, diese Thränen — sie fliessen still mit dem höchsten Selbstwollen und in unaussprechlich reiner Wohllust unmittelbar aus dem Born eines unsterblichen Gemüthes hervor, und die Erde ist viel zu gemein für ihren himmlischen Kristallblick. — Ach, da tritt zuweilen eine wohlbekannte Gestalt zu ihr hin, und zeigt auf das blutende Herz, und weint noch wie ein Menschenbild, und blickt so sehnsuchtsvoll nach ihrer Hand; und die Verklärte neigt sich zu der Armen —

dann lächelt sie wehmüthig auf mich — und schnell ist das Bild verrauscht; aber mein Herz wird dann mit wunderbarem Trost erfüllt.

Ja, mein Freund, der Wald röthet sich schon, die Traube schwillt vom Segen ihres brausenden Saftes und der Herbsttag ist nahe; aber in meinem Busen lebt es auf, wie Frühling.

Nun laß mich Dir meine Geschichte zu Ende erzählen.

* * *

Du weißt jetzt, wohin ich damals gedrungen war, wie tief meine Seele sich in das Lichtmeer des Göttlichen getaucht hatte! Alle philosophischen Systeme, auf die ich mich in der Folge warf, schienen mir kalt, trocken und verworren, gegen jene glühenden, frischen, kindlichklaren Bilder meines Gemüths, die sich mit den Gedanken einer keuschen und brünstigen Liebe so wunderbar vermählten!

Ich ging, verloren in geheimnißvollen Träumen, umher, drückte allen Menschen, wie entzückt, die Hände, und lächelte zu jeder Liebkosung meiner guten Zwillingsschwestern still und bejahend, wie ein Glücklicher, der es schon gewohnt ist, daß man ihn liebt.

Einst, an einem schönen Abende, stand ich auf einmal, einzig von der Phantasie geleitet, wieder vor dem Eingange des kleinen Gärtchens. Da faßte mich die schöne Wirklichkeit mit Himmelsgewalt, und ich flog, wie aus einem Traum emporspringend, hinauf in die Mitte des blühenden Lustorts. Wie üppig lebte und duftete Alles um mich her! Wie rein grüßte mich heute selbst der Name Lydia! Wie herrlich (und wie befreyt von allem Unheiligen, was ein üppiges Volk des Alterthums und Horazens Liebchen mich bey diesem holden Namen bisher noch denken lassen) sah ich ihn hier in den unschuldsvollesten Sprachzeichen einer reindeutschen Blumennatur neuaufgeblüht, zu deutschen Ehren gebracht und meinem eignen deutschen Gemüthe ganz versöhnt und verdeutscht! — Und — o ich Unwürdiger! Alle Pfade prang

ten mit den Zügen ihrer theuren Hand — ja die meisten derselben waren bereits von der Witterung halb verlöscht. Erst heute hatte sie geschrieben: „Kehre endlich wieder — ich traure um Dich — ach komm zurück!“

Ich zitterte vor Wonne und suchte taumelnd die Rasenbank zu erreichen, wo meine volle Brust sich durch lautes und tiefes Aufseufzen zu erleichtern strebte. — Auf einmal rauschte es draussen — und mit einem Schrey des Entzückens flog Lydia mir entgegen. „Ach, (rief sie) Du bist wieder da? — Sie — sind es — wirklich?“ — Ihre Hände zuckten in brennender Gluth unter dem blöden Druck der meinigen — alle Pulse ihres jungen Lebens schienen sichtbar durch die reine Schamröthe hervorzuklopfen, und ich mußte die ganz Entkräftete zu der Bank hinleiten. — Ihre Hand blieb noch mit der meinigen in zitternder Vereinigung. Unsre feuchten Augen blickten, flehend um Gnade, zur himmlischen Liebe auf — denn ohne Schonung schwoll der Busen von ihrer ganzen Fülle, wie der junge Baum im Treiben des allzubrünstigen Jahres zu bersten droht.

„So verzeihst Du mir, daß ich neulich Deine Pflichten gegen die theure Mutter vergessen konnte?“ fragte ich mit niedergeschlagnen Augen.

Sie ließ mich nicht weiter reden, und legte sanft ihren Finger auf meinen Mund. „Stille, stille! (sagte sie ängstlich) Forschen Sie nicht — fragen Sie mich um nichts! Genug, ich muß — ich will täglich eine Stunde vor Sonnenuntergang hier seyn, wenn es irgend möglich ist — wir werden hier zusammen arbeiten — wir wollen wenig reden — aber — wir werden doch — uns — sehen! —

Lydia wagte es hier, mir einen kurzen, warmen Blick zu geben — ach, er war eines ganzen Lebens werth! — Zugleich legte sie, während ihr Arm sich von den Schlägen der liebenden Jünglingsbrust bewegte, meine Hand sanft an ihr klopfendes Herz, um mir zärtlich die Gemeinschaft unsers niegekannten Zustandes mitzutheilen — und schnell überfuhr neue Rosengluth das Engelsangesicht — sie drängte mich mit leisem Drucke von sich, sal-

tete die Hände, und indem sie, wie selig lächelnd, zur Erde sah, zitterten unter den halbgeschlossenen Wimpern zwey Thränen hervor, und fielen hinab auf ihren Schooß, wie Silberwölkchen, und trübten kaum das Gewand der Unschuld.

Wir saßen nun lange stumm und blickten uns ruhig an, und blickten wieder zärtlich zum blauen Himmel auf, und schauten den ewigen Himmel in jedem unsrer Wechselblicke wieder.

Freundlich lud sie mich zur schönen Arbeit ein. Die Holde hatte schon einen ordentlichen Plan zu derselben sehr erfindungsreich vorbedacht, und in der Ausführung dieses Planes alles mögliche für die Zeit, in welcher ihr Entschwebener wieder erscheinen würde, gütig aufgespart. Mit Entzücken erkannte ich da, welche warme Bilder ihre Phantasie während meiner Abwesenheit beschäftigt, und einzig beschäftigt hatten! — Jetzt machte sie mich mit dem Sinne des Ganzen, und mit den Namen und Bedeutungen aller ihrer Blumen bekannt. — Unser Interesse an

der kleinen Anlage war, wie unsre Liebe, so schnell und mächtig emporgewachsen, daß wir einem Paradiese entsagen zu müssen glaubten, als wir uns endlich beym Ausgange zum erstenmal trennten und unsre Hände sich zur guten Nacht noch einmal traulichsanft in einander drückten. — Köstliche Nächte, die ihr in jener lieblich verrauschten Zeit vom Himmel zu mir herniederstieget! Ihr habt ein Leben, voll des unschuldigsten Glückes, eine im tiefsten Frieden ruhende Seele belauscht! Und wahrlich, ihr werdet einst wiederkehren mit allen goldnen Wolkenbildern eurer himmlischen Traumwelt! Einst — wann die Blüten jener Traumwelt zu Früchten reifen!

Nach wenigen Tagen fühlten wir uns schon an unser Glück und gemeinschaftliches Leben so unauflöslich gefesselt, daß wir oft mit feuchten Augen auseinander schieden, wenn etwa für den folgenden Tag keine sichre Hoffnung des Wiedersehens zu finden war. Alle grünen Knospen, womit der Lenz unsre Baumzweige jetzt von neuem schmückte, hiessen wir laut willkommen — jede Blume, die sich zum

Verblühen neigte, betrauerten wir mit herzlicher Klage; denn, das Blümchen war ja unser, es gehörte auch mit in unser Reich, ja zu uns selbst. Sie schenkte mir bald den ganzen Platz (ein Geschenk von ihrer Mutter) zum alleinigen Eigenthume, und ich machte ihr wieder dasselbe Rückgeschenk, mit der nemlichen Leidenschaft, mit der ich das ihrige annahm. Jede Blume war einzig mein, und einzig ihr, und ich selbst war wieder ihr Einziges, und, o Gott, sie war mein Alles! — Und wann nun alles verschenkt, alles dahin war, und Jeder sich so ganz, so innig arm und so schmerzlich reich fühlte, dann standen wir fröhlich gegeneinander über — die Blicke schienen zu erblinden, und vermählten sich, wie durch einen nächtlichen Schauer, in welchem die Geister der Ewigkeit jenen geheimnißvollen Knoten immer fester zogen, den keine Ewigkeit zu lösen vermag.

Das macht ja eben die Liebe (selbst die irdische noch) zum allerreinsten und heiligsten Willen, daß sie ein heisses Streben ist: das eigne höchste Glück einzig im Beglücken des-

sen, das man liebt, zu finden. *) — Darum ist ja die Gottheit die Liebe selbst; und der Mensch, welcher sie zu lieben vermag, muß schon Himmelswerth besitzen, und selbst, mit Selbstgefühl göttlich leben! — Darum ist ja die Religion ein sehnsuchtsvolles, brünstiges Streben, der Gottheit im Lieben zu gefallen!

---

*) Ich fühle mich sehr geneigt, diesen Satz meines Reisenden von Herzen zu unterschreiben. Und nur in ihm finde ich auch zugleich die Auflösung jenes mir bisher stets dunkel gebliebnen Räthsels: wodurch es möglich wird, daß so oft z. B. mancher Treffliche gegen ein Mädchen voll Launen, Herrschsucht, Bizarrerien, ja selbst Flecken im Charakter, zur Liebe bewegt wird — und gerade für ein solches Weib in der heissesten Leidenschaft entbrennt? — Es geschieht nemlich durch folgenden (allerdings sehr reinen und heiligen) vermittelnden Gedanken: „Wie ruhig, sanft und gebessert muß sie werden — wie wohl wird ihr (und mir) seyn, wann nun ihr Wesen sich so ganz von Liebe besiegt fühlt!“

A. d. H.

So oft ich irgend einen Gedanken aussprach, der auf künftige Zeiten oder fremde Begebenheiten hinwieß, mahnte mich Lydia sanft an den Werth unserer Gegenwart. — Wie oft erheitern mich noch Deine kindlichen Verkündigungen und Lehren, Du ahndungevolle Seele! —

„Schon seit einem Jahre (sagte sie einmal) denke ich über schöne Zeit und Vergnügen ganz anders als sonst. Vormals sprach ich immer zu mir selbst: Heute ist es nicht schön, — aber gewiß morgen; nicht in diesem Augenblick — aber im nächsten; nicht hier im Zimmer — sondern draussen im Garten; nicht bey diesem Buche — sondern im Besuchzimmer des Cammerraths bey der großen Sonntagsgesellschaft; hier unter dem einsamen Nußheckchen wohnt das Vergnügen nicht — aber drüben bey der Gartenbank, wo die schönen Kinder so herrlich spielen — oder dort, wo jene zwey Menschen in das Wäldchen wandern — ach, oder in der Stadt, wo jetzt die Frau von B. ganz gewiß spazieren fährt! Diese Arbeit ist recht sehr langweilig — aber, wie soll mich jene belustigen! — So dachte

ich; und glaube mir, so denken gar viele längst erwachsene kluge Menschen. Aber, seitdem die Erwartung schönerer Stunden mich oft betrog, und besonders der Zufall mir einmal ein Kind zuführte, welches sich fast in derselben Minute an meinen eignen Platz gewünscht hatte, als ich mich nach dem seinigen sehnte, seitdem betrachte ich immer aufmerksam das, was da ist und was ich habe, und dann wieder das, was unstreitig nicht dort ist und Andern fehlt — ach, dann verlieren Andere unmerklich, während ich Unwürdige gewinne. Und so wird mir fast jede Zeit und jedes Plätzchen lieb und werth, weil ich glaube, daß beydes schön ist, und recht für mich, und mein. — Ich wünschte, auch Du nähmest diesen Glauben an, Du Lieber!"

Aber, mein Freund, ich würde mich vergebens anstrengen, Dir jene lieben, einfältigen, allverständlichen Worte treu wiederzugeben, aus welchen ihr Gott stets den Sinn der tiefsten Lebensweisheit so lauter und hell aufschimmern ließ, wie das Goldkorn aus dem Grunde des reinen Baches! — Ich möchte sagen: in diesem Gemüthe war alles klar

— alles einig mit sich selbst — und in jedem Augenblicke stand sie auch zum Kampfe mit dem Leben königlich gerüstet da, wie ein großer Feldherr in dem Momente, wo er der Trompete zu tönen befiehlt.

„Und was soll ich Dir, (fuhr sie dann fort, und faßte leise meine Hand — die einzige Berührung, die sie noch, und immer nur mit hellem Erröthen, wagte) was soll ich Dir, mein lieber Freund, von den Augenblicken dieser meiner köstlichsten Zeit sagen, zwischen welche uns das Glück so viele tausend Blumen streut! O laß uns Mittel erfinden, sie aufzubewahren, diese Zeit!"

Sie brach mir die schönste Hyazinthe und sagte: „Sieh, ihresgleichen finden wir tausend wieder, aber sie nimmermehr!"

Wir beschlossen, von jeder Art die schönste Blume in ihrem frischesten Leben zu brechen, und nachzubilden in möglichster Treue, mit Seide, Pergament, Draht und Farben. Jeder übernahm seinen Antheil, welcher dann dem Andern als ein Strauß des Gedächtnisses

angehören sollte. Sie theilte mir ihre kleinen Kenntnisse mit, und die Liebe ward unsre Lehrerin.

Einst, (es war am Pfingstfeste, als sie in ihrem schönsten Schmucke vor mir stand) bewunderte ich die herrliche Form eines Ringes, welcher das in kleine Brillanten gefaßte Portrait ihres Vaters enthielt — das einzige Andenken, was sie von dem Frühverstorbnen besaß. Innige Freude über mein Wohlgefallen leuchtete aus ihren zärtlichen Augen, und ich bemerkte, daß sie den Ring nachdenkend betrachtete und Thränen vergoß. „Es steht (sagte sie, wie entschuldigend, mit halber Stimme) noch eine Marmorbüste von ihm unter den Ahornbäumen in meiner Mutter Garten." Sie hatte sich während dieser Worte mit einiger Gewalt an meine Brust gelehnt, und ich fühlte, daß ihr Herz hoch und mächtig schlug, und daß sie sich bemühte, den kostbaren Reif meinem Finger leise anzuschmiegen. „Nimm ihn — (flehte sie zärtlich) den-

ich will auſſer Dir nichts mehr beſitzen." — Von Wonne trunken, umſchlang ich ſie, und mein Brautkuß ſenkte ſich in die duftige Blüte ihrer keuſchen Lippen. Aber des Mädchens ſüſſes Auge brach vor Liebe, und ich fühlte, daß die zarte Geſtalt zu ſinken begann. — „Meine Lydia!" rief ich ihr zu. — „O, mein Freund, (lispelte ſie, zu ſich kommend) was machteſt Du? Nein, tödte mich nicht. Du würdeſt dann ohne mich leben müſſen, allein auf dieſer Erde!" —

Nein, Auguſt, mein Herz bricht, wenn ich fortfahre!

„Aber, (ſagte ich, als ſie wieder neben mir ſaß) kennſt Du die Bedeutung des Ringes?"

„Meine Mutter hält ihn für ein Bild der Ewigkeit —"

„Und des Bundes getreuer Liebe! (ſagte ich und fügte ihn wieder an ihre Hand, und

hielt dieſe, vereinigt mit der meinigen hoch dem Himmel zu.) Und ſo nimm ihn dann wieder hin von mir — und er werde über unſere getreue Herzen zum neuen heiligen Zeugniß!" — Lydia warf ſich auf ihre Knie.

„Maria, Helferin Maria! (rief ſie in heiſſen Thränen zu den Wolken auf) Bitte um Gnade für die Sünderin, welche neben dem ewigen Sohne noch Etwas liebt, auf dieſer Erde — und — die vor Liebe ſtirbt!" — Ach, noch kannte ich nicht den vollen Sinn dieſer Worte!

Sie ſchwieg und blickte erblaſſend empor; denn der Schall eines in der Nähe über uns rollenden prächtigen Donnerſchlages ſchien den Ruf ihres Gebets auf ſeine Flügel zu nehmen und hin zum Throne der Gebenedeyten zu tragen.

Jener Tag ward mir auch wegen einer andern Begebenheit ſehr merkwürdig. — Lydia trieb mich, faſt mit Thränen, zur

Heimkehr, weil mein Rückweg noch zweymal weiter war als der ihrige, und das herannahende Gewitter fürchterlich brauste. Doch ich kam glücklich, gerade vor dem Ausbruche des Sturmes auf dem Schloß an, und fand dort eine artige Gesellschaft aus einem benachbarten Städtchen, die ich vorhin verlassen hatte, noch versammelt, da mein Vetter erst nach dem Gewitter in ihre Heimfahrt willigen wollte. Es war ein junges Mädchen dabey, mit welchem meine Muhmen heute zum erstenmal zusammenkamen. Sie lobten ihrer neuen Bekanntschaft meine Geschicklichkeit in Fertigung künstlicher Blumen, (worinn ich nicht nur mich ihrer Hülfe bediente, sondern auch sie selbst unterrichtete) und das fremde Mädchen neckte mich jetzt wegen meiner galanten Arbeiten auf eine Art, die uns alle, während des erschrecklichsten Regengusses, in der munterſten Laune erhielt. — Zum erstenmal hörte ich heute hier Lydia's Namen nennen. Die Schwestern standen, ohne mich zu bemerken, neben mir, während mein Vetter mit der lustigen Lukrezia sprach. „O gewiß, (sagte Klärchen) wir müssen sie recht oft sehen — sie ist gar zu hübsch!" — „Aber sie

ist doch nicht wie Lydia!" sagte Rosalie zärtlich und seufzte dazu. Der kleine Anton, der zwischen ihnen hinaufgehorcht hatte, rief jetzt: „o nein, gewiß nicht!" und setzte, als die Schwestern ihm drohten, leise und wehmüthig dazu: „Ach, meine liebe, schöne Lydia!" — Ich seufzte von Herzen mit, und verschwendete diesen Abend alle nur ersinnlichen Liebkosungen an die gute Rosalie und den Kleinen, ohne ihnen die Geliebte nennen zu dürfen.

Die Familie M., deren Vater unser Arzt war, fuhr spät, nach dem Regen, in die Stadt, und ich dachte weiter nicht an sie. — Des andern Morgens, als ich bey meinem Vetter und seiner Frau im Garten stand, winkte ersterem ein unbekannter Mann von der Gartenthüre her, die ins Feld führte. Ich sah, daß er den Mann dort wieder abfertigte, und dann, als dieser durch das Feld zurück gieng, mit einem Briefe zu uns kam, der ihn zu beunruhigen schien. Nach einigen für die schwangere Gattin nöthigen Vorbereitungen, berichtete er uns, die gestrige Gesellschaft habe das Unglück gehabt, mit dem

Wagen in einen Hohlweg geworfen zu werden, wobey Lukreziens Arm zerbrochen ſey — doch ſey der Bruch ſehr gutartig und ſie befinde ſich nach dem Einrichten ohne Schmerzen und überhaupt auſſer Gefahr.

In dieſem Augenblicke rief ich den kleinen Anton zu mir, deſſen Klettern im Hofe auf einem Balken mir ſchon ſeit einigen Minuten gefährlich vorgekommen war. Er ſprang ſogleich durch den langen Hof bis zu uns in den Garten.

„Denke nur, Anton, die arme Lukrezia!“ ſagte ich, und ſtockte, weil mich der Knabe erſchrocken anſah. Die Eltern waren weggegangen.

„Davon weiß ich ja — (ſprach jetzt das Kind mit einiger Heftigkeit) ſie ſind mit dem Wagen umgefallen — dünkt mich.“

„Wie haſt Du das erfahren?“ fragte ich. Denn er hatte, als geſtern die Fremden wegfuhren, ſchon geſchlafen; und jetzt hatte ich ihn erſt eben in des Vaters Kam-

m gewekt, dann in die Kleider gefördert, mit mir in den Hof genommen, und dort erm Garten her keine Minute aus dem Geſichte verloren.

„Geſtern Abends habe ich es erfahren. (ſagte er nachdenkend) Ich glaube auch, ich habe geweint."

„Von wem haſt Du es wohl erfahren?"

Er beſann ſich lange. „Ich muß doch wohl dieſe Nacht nur davon geträumt haben." ſagte er endlich, und konnte ſich auch jetzt an nichts deutlicher erinnern, als ich ihm die ganze unglückliche Geſchichte erzählte.

Die Sache war und blieb mir unbegreiflich. Aber ſie ſollte es noch mehr werden. — Des Abends wollte ich ſie meiner Lydia mittheilen, der ich nichts von unſerm geſtrigen Beſuche geſagt hatte, weil wir, ihrem Willen gemäß, faſt nie von unſern Familien ſprachen. Um ihre heitere Stimmung nicht zu ſtören, that ich es — und zwar mit einer gewiſſen Schwermuth — erſt, als wir uns trennen mußten.

„Kennſt Du den Doktor M.?“ fieng ich an.

„Er iſt unſer Arzt. (ſagte ſie) Ach, ſeine Lukrezia hat mich dieſen Morgen im Traume ſehr erſchreckt — ſie ſprang ſo entſetzlich hoch — Anton und Roſalie waren auch dabey.“

Mich überlief ein Schauder. — Ich erzählte Lydien den Vorfall und ſuchte ihr mitleidendes Herz ſo gut als möglich zu beruhigen. Allein ich bemerkte mit einer Art von Schrecken, daß die Geliebte, als ſie mich nun wieder mit Faſſung erzählen hörte, viel weniger als ich, und im Grunde gar nicht verwundert über dieſe ſeltſame Geſchichte war. — Zum erſtenmal erſchien ſie mir jetzt als das Kind der Verfaſſerin meines Manuſkripts.

„O glaube mir: (ſagte das Mädchen noch im Weggehen feyerlich, indem ſie mit wehmüthigem Lächeln die Hand auf die Bruſt legte) mein Geiſt empfand und fühlte jenen Augenblick mit der beſtimmteſten Gewißheit, in welchem Dein Fuß bey unſrer zweyten Zu-

sammenkunft diesen Blumenort wieder betrat. Und darum flog ich zu Dir hin und fand Deine liebe Gestalt."

Sie gieng und überließ mich dem Strome meiner Gedanken. — Rosalien hatte ich schon am heutigen Morgen auszuforschen gesucht. Aber diese wußte von keiner Theilnahme an jenem Traume. *)

---

*) Ich pflege jede Geschichte dieser Art ein Ereigniß zu nennen, und meine Kinder, welche über alles, was sich, ohne sogleich in seinen Ursachen handgreiflich erklärbar zu seyn, zuträgt, eine kindische Freude haben, verkündigen mir dasselbe immer mit dem Ausrufe: „Vater, es hat sich Etwas begeben!" — Wie es übrigens möglich ist, daß — seitdem man die Mittheilungen der Geister unter sich, ferner die menschliche Seele selbst, alle Mittheilungen der Geister in Bezug auf bloß materielle Dinge, ja die Dinge selbst, und eben alles Sichtbare und Unsichtbare zu bestreiten wagte — daß gerade diese rein ausgelegte Welt doch noch immer so sehr (und mehr als je) am sogenannten Romantischen hängt; daß ferner nicht wenigstens jeder „Denker" (wie sie sich nennen, die großen Spre-

cher und Schreiber) von den vielen Ereignissen, welche ihm in seinem Leben auffallend seyn müssen, (wenn er wirklich denkt und unpartheyisch zu betrachten vermag) die wahre und schlichte Geschichtserzählung sich merkt, aufschreibt und der Menschheit ohne alles eigne Raisonniren mittheilt; und daß vielmehr unser „nach Wahrheit ringendes" und „unbefangenes" Geschlecht alles dieß nur theils in die Poesie verweist, theils mit Verachtung noch einigen abgeschmackt erbärmlichen Geisterfebern, Schwärmern und Lügnern zur Verarbeitung überläßt: das ist und bleibt mir unbegreiflich, wenn ich mir nicht den Menschen in der tölpelhaftesten Träumerey, ja mit der boßhaftesten Blindheit ausgerüstet, denken will. — Besonders die Theologen und Pädagogen wissen doch schlechterdings nicht mehr, was sie in diesen Materien thun und lehren sollen! — Vor vierzig Jahren schrie alles über Mangel an Duldung der Alten gegen die Neuen. Nachher wurden die Neuen mächtig und zeigten sich wahrhaft intolerant gegen jede alte bekannte Meynung. Jetzt giebt es aber eigentlich keine Neuen mehr; sondern nur Achselzucker, höchstens Bestreiter jeder alten und neuen Behauptung. — Die Lehrer lehren die Kinder, es sey ein Gott, und dieser sey das höchste, und ein blos geistiges Wesen u. s. w. — (und das muß am Ende jeder lehren, weil er sonst nach Gelegenheit doch wohl einmal um funfzig Gülden könnte ge-

ſtraft werden!) Allein jeder „Mann von einigem Ton und Kopfe“ fühlt ſich ſtets und in jeder Stunde berufen, ſeinen Beytrag zu der radikalen Raſir- und Verheerung des Geiſterreichs zu thun! Warum dieß? Iſt es billig, und unpartheyiſch, und — konſequent? Warum laſſen wir Leichtgläubige uns noch täglich ſo gerne von allerley „Syſtemſchnitzlern, Chemikern, Geologen, Oekonomen u. ſ. w. die abgeſchmackteſten Mährchen für baare Wahrheit aufbürgen, da wir doch für jede, auch die auffallendſte, anſcheinende Offenbarung eines Zuſammenhanges unſrer Seele mit der uns umgebenden oder mit der höhern Geiſterwelt, nicht die geringſte Aufmerkſamkeit mehr haben, ſondern höchſtens nur verachtungsvolle Exklamazionen, wie „Poſſen! Tollhäuslereyen! Alberne Lügen!“ — Will denn Niemand das Gottloſe in dieſer ſchnöden Verfahrungsart einſehen? Giebt es für den Menſchen wohl etwas heiligeres und wichtigeres, als eine wirkliche Entdeckung von der angegebnen Art, deren Möglichkeit noch kein Weiſer der Erde geläugnet hat — durch welche unſre wahrhaft großen Philoſophen mit „Ideen, Potenzen, Glauben, Wiſſen“ u. ſ. w. in gewiſſer Rückſicht ſehr bald auf das Reine kommen würden? — Aber, fürchten wir vielleicht, durch gründliche Beleuchtungen, durch unpartheyiſche ernſthafte Unterſuchungen das alte tolle Hexen- und Geſpenſterweſen wieder in den Gang zu bringen? Elende Furcht! Auch iſt es ja noch gar

nicht verſchwunden, und wird nicht aufhören, ſo lange der Menſch eine menſchliche Phantaſie behält! (Wer mir, allein, um Mitternacht ohne Furcht und Grauen den Ring vom Finger eines Todten aus der Gruft holt, der ſchelte mich auf ſein Gewiſſen einen Lügner und werfe den erſten Stein auf mich!) Wir hören und leſen nur keine Berichte, Bücher und Acten mehr darüber, weil der Aberglaube den Unglauben ſo ſehr verachtet, als dieſer jenen — (wie das auch z. B. der Fall zwiſchen dem Modewitz und der Empfindſamkeit iſt) weil der Ungebildete den Spott des Gebildeten ſcheut, und daher ſein Gemüth zuſchließt — weil der Gebildete eine gewiſſe Alt-Klugheit ſich nun einmal nach der allgemeinen Mode wirklich längſt anraiſonnirt haben zu müſſen glaubt — und weil ſelbſt die Richter, die doch kalt ſeyn müßten, über dieſen Punkt keinen „Spaß verſtehen" und „die Zeit nicht mit Protokolliren ſolcher Poſſen verderben" — eigentlich aber: ſich bey der höhern, noch aufgeklärteren, und bey der allerhöchſten und alleraufgeklärteſten Inſtanz nicht lächerlich machen wollen. Und dieß letztere iſt der eigentliche, erſte und allgemeine Grund, warum man eine Sache ſcheut, die noch lange nicht genug unterſucht iſt, und die dadurch, daß man ſie mit Geringſchätzung unterdrücken will, am wenigſten ausgemacht wird. — Glaubt mir nur, liebe Mitmenſchen! (Und jetzt will ich einmal recht proſaiſch, aber tief in das menſchliche Ge-

müth hinabsteigen — ich muß es ja verstehen, — ich bin ja selbst ein Mensch, und noch dazu, wie ich weiter unten in dieser langen einfältigen Note zeigen werde, ein recht guter Mensch, d. h. freylich nach dem Sprüchworte nur: Einer, der die kleinen Kinder nicht todtschlägt und kein Schuhwachs frißt!) Glaubt mir doch: Von aller menschlichen Ehre ist uns in diesen Zeiten fast nichts mehr übrig geblieben, als das große Streben „nicht ausgelacht zu werden!" (Dabey gebe ich von jeder Million Menschen Eine Ausnahme zu.) Verabscheuen lassen wir uns schon lieber ein Bißchen, das heißt im Nothfall, und wenn die Sache einmal zu unsrer bessern Einrichtung seyn muß, und wir dabey sicher sind, und uns Niemand deßhalb Grobheiten ins Gesicht sagen darf. — Mit einer tüchtigen Seele im Leibe — die sich von ihrer wirklichen unvermeidlichen Gemeinschaft und Verbindung mit Seelen ihres Gleichen sowohl als mit höheren Wesen überzeugt hätte — würden wir freylich wohl über die Ehre und manches Andere auch anders denken. — Nun bin ich des gelegenheitlichen Dafürhaltens, — doch in aller Demuth, wie Gott am besten weiß! — daß ich selbst in Rücksicht auf meine Begriffe von Ehre besser als viele andere Menschen denke. Ich suche und habe nemlich die Ehre mehr im Gemüth (Herzen) als im Verstande. (Laßt mir nur die Wörtchen: Seele, Gemüth, Verstand u. s. w. zufrieden, Ihr Herren Philosophen und

wihigen Köpfe; denn „Gott versteht mich“ (spricht Sancho) und Ihr Menschen alle könnt es auch, falls Ihr nur gütigst wollt! — Uebrigens glaube man doch ja nicht, daß der obige Satz schon so ausgemacht richtig sey, als er hier manchem scheinen wird, der in seinem Gemüthe deutsche Formen fühlt.) — Wenn demnach Jemand von mir denkt, sagt, dichtet, predigt, öffentlich anschlägt, mahlt, schreibt, setzt und druckt: „Er ist ein Narr, ein gar armer Sünder, ein schwacher Tropf, herzlich langweilig, albern, ein dummer, derber Peter, ein ungeschickter Tölpel, ohne Genie, hier hat er gefehlt, dort hat seine Unwissenheit einen großen Pudel, hier einen ungeheuern Bock geschossen, auf dem Markte hat man ihn zum Besten gehabt, in der Zeitung und im Saale ausgezischt — kurz, der ganze Bursche ist doch wirklich zum Todtlachen!“ u. s. w. Nun? — Nun, so thut mir das alles von Herzen leid, und ich werde vielleicht in den besten Stunden meines Lebens (die der ästhetischen Selbstprüfung geweiht sind) um so trauriger darüber seyn, da ich mir doch — auch bey der höchsten Selbstschätzung — gestehen muß, daß fast an allen jenen Ausstellungen wirklich Etwas Wahres ist. — Aber, meine Ehre? — Diese fühlt sich dabey auch nicht im mindesten gekränkt; ja sie sagt gar nichts hierüber. Der Ruhm könnte Etwas dazu sagen; allein der Ruhm (was auch Klopstock von ihm dichten mag!) bleibt nach mei-

ner Meynung immer eine unwürdige Nebensache, und das Streben nach Ruhm erscheint mir (besonders wenn ich den Umfang von Raum und Zeit, noch nicht einmal die Ewigkeit, erwäge) stets als ein, zwar komisches, aber wahres Laster. — Wenn hingegen Jemand von mir denkt, achselzuckt, oder offenbart: „Er ist ein durchaus feiner, fast in jeder Rücksicht bis zur Vollendung ausgebildeter Mann; nur — wie es mit seinen Pflichtgefühlen aussehen — mag und dann — dem einzigen — seinem Charakter — dem möchte ich nicht trauen; denn, Diesen hat er so, Jenen so hinter's Licht geführt — in dieses Amt hat er sich ohne Geschick und Beruf eingeschlichen u. s. w." — Dann erst werde ich mit Entsetzen und Erröthen fühlen, daß meine Ehre gekränkt ist; und ich werde alle meine Kraft, jedes Glück, den letzten Heller, den letzten Tropfen meines Bluts für ihre Vertheidigung wagen. — Und, wüßte ich, daß ein Mensch einst hin zu meinem Grabe träte, und spräche zu meinen Kindern: „Hört, Kinder, hier liegt euer Vater. Er war groß, wie Keiner — er leitete Meere ab und schuf neue Länder. Aber, er hat ein Eigenthum seines Vaterlandes feig verrathen — meinen Bruder hat er hinterlistig gestürzt — seht, mich hat er durch seine Tücke elend gemacht — er war doch schlecht!" — — O Gott, laß den entsetzlichen Spruch der Ehrlosigkeit, diesen öffentlichen Ausruf der Höl-

le, nicht über jenem kleinen Hügel schallen, der einst meine Gebeine deckt!

Doch genug! Alles dieß sollte ja nur gelegenheitlich gesagt seyn, und die obige Bitte noch mehr unterstützen: daß man doch, ohne alle schwächliche Scheu vor den sogenannten Lachern, in Gottes Namen zu einer so wichtigen Untersuchung schreiten möge, die, nach meiner Meynung, nur auf dem empirischen Wege zu einem ersten erklecklichen Resultate führen kann.

Was nun die Sache selbst betrifft, so kann ich dabey kurz seyn. Von meinem Glauben — künftig einmal; aber von ihm darf hier nichts eingemischt werden. Auch hat er sich zuerst durch Erzählungen mir glaubwürdiger Freunde gebildet. Jeder darf aber nur die ihm selbst vorgekommnen Ereignisse anführen, und muß es allen Andern überlassen, ob sie Wahrheit geben, oder sich selbst täuschen wollen. Zu jener Wahrheit gehört aber besonders (wie sich freylich von selbst versteht, wenn die Sache auffallend bleiben soll) eine gewisse Treue, vermöge deren man keinen Umstand unterdrücken soll, der damals das Ereigniß hätte erläutern können. — Ich will jetzt nur das Wenige für die Leser meines Reisenden hieher setzen, was mir während meines bisherigen Lebens in jener Hinsicht auffallend schien, mein Glaubensbekenntniß wegen des Geisterreiches selbst aber,

nebst den dazu gehörigen Belegen, künftig noch nachholen.

Ich saß einst vor einem alten Gemäuer, vertraulich kosend einem Mädchen gegenüber. Sie strickte, und ich spielte mit ihrem Knäul und hielt ihr scherzend zuweilen den Faden fest, wenn sie abwickeln und fleißig seyn wollte. Endlich bat sie mich mit ernsthafter Miene, ihr den Knäul zu geben. In diesem Augenblicke bückte ich mich lächelnd, um ihn sanft bis vor ihre Füsse hinzurollen. Ich fühlte aber, als mein Arm ausholte, ein gewisses plötzlich eintretendes Eilen in mir, weßhalb ich allen Scherz vergaß und daher im Eifer den Knäul zu weit, und bis an die andre Seite ihres Stuhles rollte. Indem sie sich nach demselben mit dem Stuhle weit zur Seite bückte, und ich eben, ohne jene Eile wieder zu fühlen, im Begriffe war, selbst aufzustehen und nach dem Knäul zu laufen, fiel ein großer viereckiger Stein oben von der schadhaften Mauer zwischen uns nieder, welcher die beyden in die Luft gehobnen Beine des Stuhls zerschlug und Stuhl und Mädchen zur Erde warf, ohne letzteres zu beschädigen. Wäre meine Gesellschafterin eine Sekunde länger in ihrem vorigen Sitze geblieben, so hätte der Stein sie zerquetscht.

Einst stand ich mit einer Dame und ihrem Gemahl bey einer aus Felsenstücken aufgemauerten, ziemlich hoch gewölbten Grotte, die etwa

seit acht Tagen fertig und von ihrem Bogengerüste befreyt war. Schon etlichemal hatte ich dieselbe allein besucht und Stundenlang in der Tiefe auf ihren steinernen Seitenbänken gesessen. Auch heute blieben wir Männer darinn; die furchtsame Dame wagte es nur auf einen Augenblick, sie zu betreten — und dieß geschah auch, wie ich glaube, heute zum erstenmal. Plötzlich sagte sie mit ungewöhnlichem Eifer: „Wollt ihr mir gefällig seyn, so geht aus der Grotte!“ Ich lachte, so wie ihr Gemahl, von Herzen hierüber. Er gieng scherzend zuerst heraus, und ich blieb noch lachend stehen. Mitten in diesem Lachen fühlte ich auf einmal den bestimmtesten ängstlichsten Drang, mit einem schnellen Sprunge das Gewölbe zu verlassen; und, die vier Schritte, welche ich, um brav zu thun, sehr langsam abmaß, waren die grauenvollesten meines Lebens. Doch nun war ja alles gut. Ich folgte dem abgehenden Ehepaare. Bey meinem dreyzehnten Schritte, (etwa neun Sekunden nachher) hörten wir, daß die Grotte mit fürchterlichem Gepraßel zusammenstürzte.

Mir träumte einmal, ich sey zu einem entfernten Freunde gereiset. (Er hatte mir Hoffnung zum Besitz einer Sache gemacht, die für mich von sehr hohem Werthe war.) Ich befand mich (träumend) in seinem Zimmer; unten stand ein großer Reisewagen gepackt, und eben hatte er mir erklärt, daß, was er mir zu geben ver-

ſprochen, gehöre ihm nicht mehr zu; und ſo gieng er verdrüßlich zur Thüre hinaus, um abzureiſen. Ich hielt alles für verloren, und wandte mich düſter ſchon nach der Thüre, um wieder fort zu wandern, als ſeine Gattin erſchien, mich ſehr freundlich am Arme zurückhielt, und mir dasjenige zu geben verſprach, was ich wünſchte. Aber indem ſie mich, der ganz betroffen daſtand, zu einem Schranke hinführte, erwachte ich. — Einige Zeit darauf erhielt ich die Nachricht, mein Freund ſey zu jener Zeit plötzlich krank geworden und geſtorben. Ich erſchrack und gab ſogleich alle Hoffnung auf, da die Frau mich gar nicht kannte, nichts von jener Sache wiſſen konnte, und auſſerdem ganz freye Macht hatte, mein Kleinod zu ihrem eignen Vermögen zu zählen. Doch wagte ich es, *bloß auf Eingeben meines Traumes*, ihr zu ſchreiben. — Aber mit welchem ſchauervollen Entzücken erbrach ich einige Poſttage darauf ein Packet, welches alles, was ich wünſchte, unverſehrt enthielt! Es war ſchon vor dem Einlaufen meines Briefes gepackt geweſen. Sie hatte zufällig einige Zeilen des Verſtorbenen darüber entdeckt und übrigens gar nicht daran gedacht, jene Sache in Anſpruch zu nehmen.

Still ſitze ich an meinem Arbeitstiſch und ſchreibe. Auf einmal fällt mir F. ein, an den ich lange nicht dachte, von dem ich keine Briefe erwarte. Aber die Hausthüre klingelt. Ich muß

mich erst auf die Zeit der Post besinnen. Die Zeit, welche der Briefträger hält, kann ich ohnehin nur für einen Zeitraum von sechs Stunden fest bestimmt angeben. Dennoch weiß ich, sobald die Thüre klingelt, daß ich jetzt einen Brief von F. erhalte. Ich rufe auch wohl Jemand herzu und erbiete mich zu einer Wette. — Und wirklich tritt der Briefträger herein, und bringt mir einen Brief von F. — Beyspiele dieser Art würden mir viele tausend Menschen nacherzählen können, wenn sie nur darauf merken wollten. Mir selbst ist der Fall erst dadurch auffallend geworden, daß ich ihn nun schon in siebzehn fast ganz gleichlautenden Beyspielen erlebt und aufgemerkt habe.

Einmal saß ich fest im Briefschreiben. Das Zimmer war drey Treppen hoch. Ein Bekannter saß lesend in meinem Zimmer. Von ungefähr horte ich die Rolle an der Thüre des großen Hauses knarren, was in jeder Stunde zehnmal geschah. Doch konnte man es wegen des Lärms auf der Strasse selten hören. „N. kommt zu mir.“ sagte ich. Er war nicht oft bey mir; am wenigsten erwartete ich ihn heute. — (Bis hieher zähle ich auch von diesem Falle bereits sechs fast ganz gleichartige Beyspiele.) Es dauerte lange, ehe wir uns überzeugten, daß er sich unten im Hause aufgehalten hatte. Endlich trat er herein, und sagte sogleich: „Schreibst Du nicht jetzt an A.?“ — „Nein! (antwortete

ich. Aber ich hatte so eben unter mehrern Papieren nach R.s Briefe gesucht, um ihn zu beantworten.) Aber wie so?" — „Es fiel mir ein, als ich die Hausthüre öffnete." sagte er. — Der heitere R. entdeckte mir bey jener Gelegenheit, daß auch ihm schon Einiges von dieser Art aufgestossen sey. — „Ich bin längst davon überzeugt, (sagte er) daß meine eigentliche Seele sich nicht immer von Vernunft, Verstand, Sinnen, Körper und dergleichen gefangen und umschlossen halten läßt, sondern sich oft als einen Herrn für sich zeigt, auf ihre eigne Hand lebt, allerley von Raum und Zeit ganz unabhängige Exkursionen macht, und dann in demselben Augenblicke bald in Messina bey meinem Hauswirthe, bald in Stockholm bey meinem Traiteur, bald hier unter dem Petschaft eines Briefes in der Hand des Briefträgers, bald in Weimar bey dem Liebchen sub rosa herumwandelt — während sie mich, das heißt ihren Pflegbefohlnen, zu Hause schlafend liegen oder wachend in jenem Traume sitzen läßt, aus dem ich mich erst bey ihrer Wiederkehr ermuntern kann. Sie bekümmert sich aber in der Regel gar nicht um meine irdischen Geschäfte und Wünsche; sondern es geschieht mehr in der Eigenschaft eines Schutzgeistes, oder aus eigner Laune, daß sie meinem Bewußtseyn zuweilen etwas mir Bevorstehendes, oder ihr plötzliches Zusammentreffen mit einer andern Seele (wie das unsrige vorhin an der Hausthüre) meldet. Sobald hingegen — um doch ein

ernstlicheres Wort über die Sache zu sagen — von himmlischen Dingen, d. h. von Wahrheit, Güte und Schönheit die Rede ist, fehlt sie nie, versäumt sie nie, das Nöthige bey meinem Organismus in Erinnerung zu bringen. Alle Functionen des sogenannten Gewissens verwaltet einzig die Seele. Sie weiß alles, ist vollkommen gut und kann alles; nur alles nach den Gesetzen ihres Vaterlandes, die ich zuweilen ahnde. Sie lehrt, bessert und verschönert in mir, (d. h. in meinem Leben) alles, wozu sie nur irgend meinen Organismus fähig machen kann. Sie fehlt und trügt ewig nicht; denn sie ist ja der wirkliche Funke aus jenem unerschöpflichen Springquell aller bewegten lebendigen Materie, (Gott) den Er Selbst, nach den ewigen Gesetzen seiner Liebe, jedem Menschenleben schon von dem ersten Augenblicke an, wo der Organismus desselben entsteht, zum bergesellten Gaste, zum himmlischen Gefährten verordnet hat — der nun seinen Pflegbefohlnen hoch, — über aller Thiere Verstand, Vernunft, Gedächtniß, Willen u. s. w. unendlich hoch — erleuchtet. Dieser Funke, ein belebender Athem der Unsterblichkeit, ist ein Theil des lebendigen Gottes selbst, und weiht mich, den Menschen, zum Kinde Gottes, indem er in mir wohnt und meine Seele wird. Sie ist nicht frey, diese Seele — denn sie kann nur nach den Gesetzen des Wahren, Guten und Schönen wirken, weil sie alles dieß selbst ist. Auch soll der Mensch

nur in so fern frey seyn, als er nicht von seinem Körper abhängig seyn darf; aber in Rücksicht auf seine Handlungsweise ist er in dem gewöhnlichen Sinne dieses Worts nur in so fern frey zu nennen, als er noch ein Thier ist, jene Gesetze noch nicht erkannt, noch nicht, den Anregungen seiner Seele gemäß, zu seinen eignen gemacht hat, und daher noch in jenem träumerischen Zustande herumschwankt, den ich nur desto bejammernswürdiger finde, jemehr noch manche Philosophen den Menschen dadurch zu ehren streben. Wäre ein Mensch vollkommen eins und im verständlichen Einklange mit seiner Seele, (einig mit sich würden Andere sagen) so lebte er schon jetzt im Lande des Göttlichen, wo keine Willkühr mehr herrscht, und alles klares Gesetz ist. — Das Gesetz der göttlichen Liebe kannt gleichsam die Seele, so sehr auch meine Unwürdigkeit sie abstößt, stets an mein Leben, bis einst dessen Organismus sich auflöst; wo dann die Seele entweder, wenn mein Leben durch ihre Bemühungen würdig dazu ward, sich mit den Formen desselben und meinem vollkommensten irdischen Bewußtseyn auf ewig vermählt, oder aber jene Formen, als unwürdig der großen Gährung von neuem überläßt, und — einem würdigern Leben, oder ihrem ewigen Quelle wieder zueilt, trauernd, daß es ihrer Liebe nicht gelang, mich von jener „Freyheit" zu befreyen. — Alle sogenannten Ahndungen halte ich für die höchsten Lehren und Anregungen

der liebenden Seele, die wir zu vernehmen fähig sind; aber bey einem höchstreinen, schönen Leben muß ich mir auch wirkliche Anschauungen als vollkommen möglich denken."

„Hypothesen!" rief ich damals meinem Freunde zu. — Von meiner eignen Ansicht (wie gesagt) an einem andern Orte! Denn hier war es mir nur um einige erste historische Beyträge zu thun, die ich treulich gegeben habe.

Anm. d. H.

Rosaliens Blicke entdeckten einst Lydiens künstlichen Strauß, (den ich jetzt, so wie sie den meinigen, besaß) als die Thüre meines Schreibschrankes halb offen stand. Sie verlangte das zu sehen, was ich ihr bisher von meiner Kunst verheimlicht habe, und ich konnte sie nur dadurch beruhigen, daß ich ihr einige meiner eignen Blumen schenkte, die sie noch nicht gesehen hatte. Ausser sich vor Freude hierüber, fiel sie mir um den Hals und sagte: „Sieh, die Blumen will ich immer recht heilig aufbewahren, und wann ich einmal Deine Braut bin, will ich sie am Hochzeittage in meinen Haaren tragen!"

So lustig und so neckend auch die Art war, mit der sie dieß sagte, so erröthete sie doch, als ich sie befremdet (und im Grund erschrocken) ansah. Sie hüpfte fort, und ich fühlte jetzt bey einigem Nachdenken sehr lebhaft, daß ich von Lydiens Zukunft mehr wissen, und ihr bisheriges Stillschweigen über ihre Familienverhältnisse zu brechen suchen müsse.

Ich machte hierzu gleich des folgenden Abends einen Versuch, und das Mädchen schien geneigt, mir auf jede Frage zu antworten; sie war ja ohnehin unvermögend, dem Geliebten eine Bitte zu versagen!

„Wirst Du wohl künftig immer bey Deiner Mutter bleiben?" fragte ich sie.

„Immer? (wiederholte das Mädchen, sich in Gedanken verlierend.) O nein. Meine Mutter hat mich für das Kloster bestimmt."

Sie dachte sich offenbar bey diesem Worte nichts; auch ich kann nicht sagen, daß mir ihre Rede im ersten Augenblicke schwer aufge-

fallen wäre; ich fühlte mich nur ängstlich, und wie von einem unübersehlichen Gedankenheere plötzlich umlagert. „Himmel, für das Kloster!“ sagte ich, und starrte die Unbefangne an.

Ein wildes Eichhorn, das sich gern in unsrer Nähe aufhielt, weil wir ihm öfters einiges Futter unter die Bäume streuten, sprang jetzt, wie gescheucht, über den Platz, und wir hörten in den Hecken ein nahes Geräusch. Bey der Untersuchung fanden wir zwar nichts, das uns hätte stören können, allein Lydia verlangte doch mit einiger Aengstlichkeit nach Hause. Wir schieden daher, und sie bat mich noch, morgen eine Stunde früher als gewöhnlich hier zu seyn.

Abens um die Zeit des Schlafengehens saß ich in der größten Angst und Unruhe auf meinem Zimmer, und allmählig fielen Lydiens heutige Aeusserungen immer schwerer auf mein banges Herz. Ihr Strauß lag vor mir; denn wir hatten einander versprochen, jeden Abend zu bestimmter Stunde unsre Blumen zu betrachten, und uns ihrer Urbilder

und jener ſchönen Augenblicke zu erinnern, die mit ihnen geblüht hatten, mit ihnen dahingeſchwunden waren. Solche Minuten der Erinnrung läuterten unſre Liebe zu einer Heiligkeit, die wohl ſchwerlich noch auf dieſer Welt im Lieben gefunden wird.

Eben hieng mein Gemüth mit inniger Schwermuth an jenen bedeutungsvollen Worten, die ſie am Pfingſttage betend zum Himmel aufrief, und worinn ich jetzt einen neuen mir unerträglichen Sinn zu finden glaubte — als von ungefähr (ich bewohnte ein Eckzimmer) die Flügel meiner zwey Eckfenſter, zwiſchen welchen ich am Tiſche ſaß, beyde zugleich aufſprangen und ein pfeifender Windwirbel durch das Zimmer fuhr, der meinen Blumenſtrauß vom Tiſche emporhob und in der Luft einigemal mit Gezisch wie einen Kräuſel umtrieb, ohne das danebenſtehende Licht zu verlöſchen; worauf der Strauß wieder ſtill an ſeiner vorigen Stelle lag, und der Luftwirbel ſich mit einem ſeltſamen Getön in die Ferne zog. Dann blieb alles ruhig wie zuvor.

Ich fühlte im erſten Augenblick dieſes

Vorfalls weder eigentliche Bangigkeit, noch Furcht, sondern einen ungeheuern Schmerz in der Bruſt, da ich wähnte, die Windsbraut habe mir den Kranz entführt, welcher mir so unſäglich werth war. — Jetzt aber, als er wieder ruhig da lag, glaubte ich, es sey während meines trüben Nachſinnens ſchnell ein Gewitterſturm heraufgezogen, und ſprang daher zum Fenſter. Aber am wolkenleeren Himmel ſtand das helle Sternenheer, der Mond ſtieg eben über das Gebirge herauf, und Alles ſchien im ſtillen Frieden der warmen Frühlingsnacht zu ſchlummern. — Nur öſtlich, über dem kühlen Thale, zog jetzt ein leichtes Silbergewölk allmählig auf — und der Duftſchleyer gewann Form — und über ſeinen Säumen begann es herrlich zu ſtrahlen und zu ſchweben, wie verklärte menſchliche Bilder — und meine Seele ſchaute, in himmliſcher Fröhlichkeit aufblühend, die geſtaltreiche Erſcheinung!

Und ach, da war es, mein Freund — da geſchah es mir, in dem reinſten, unausſprechlich wahren Bewußtſeyn, daß ich auch ihre theure Geſtalt, leuchtend vor allen —

und einen goldnen Lichtſtrahl, der ſich aus ihrer Bruſt bis hernieder in die meinige ſenkte, und uns verband — erblickte, und den wohlbekannten Ton ihres Geſanges, geklärt zum reinen Laut der Himmelsmelodieen, vernahm. Und in mein Herz drang es mächtig mit tauſendſtimmigem Jubelklange ein, heiter und wahr, wie ewiges Leben. Es war kein Traum!

Ja, ich hörte vernehmlich die erſten Zeilen jenes alten Jubelliedes anſtimmen, welches ſie einſt in einer luther'ſchen Kirche unter tauſend Thränen mitgeſungen und von mir wieder gelernt hatte. Aber die melodiſchen langſamen Donner und hellen Poſaunenchöre, die aus fernen Regionen herüber zu dem leiſen Chore durch die Lüfte drangen, jene ruhigen und ſeligen Klänge, die kein Mund wiedererzählt, zogen auf ewig in mein Herz, und ſie werden mir neu und lebendig wiederklingen, wann der Geiſt hinüber wallt!

Jeruſalem,
Du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär in Dir!

Mein brünſtig Herz
So groß Verlangen hat,
Und iſt nicht mehr bey mir!
Weit über Berg' und Thale
Weit über blaches Feld
Schwingt es ſich über alle
Und eilt aus dieſer Welt.

In dieſer letzten, doch ſo ruhevollen Zeile hoben ſich die Stimmen ſchon zu tieferen Fernen hin, mein Herz war vor heiliger Sehnſucht gebrochen, und kaum fühlte ich noch, daß mein Körper ſanft zu Boden ſank. Eine innere neue Welt, voll Töne und Glanz, that ſich auf. — Wo ich war — ich wage es nicht zu nennen — ach, ich war nicht mehr im Thränenlande! *)

Man hatte mich des Morgens, unausgekleidet, mit über der Bruſt gefalteten Hän-

*) Wir fügen hier eine Melodie bey, deren Hoheit und ſanfte muſicaliſche Gewalt nur von wenigen älteren, aber von keiner neueren wieder erreicht worden iſt.

A. d. H.

den und in lächelndem Schlummer auf dem Boden liegend, angetroffen; und ich entſchuldigte mich deßhalb, ſo gut ich konnte, mit einer unwiderſtehlichen Schläfrigkeit, die mich plötzlich am Fenſter überfallen habe. — Aber, in welchem Aufruhr ſchlug mein Herz den heutigen Abendſtunden entgegen!

Lange zögerte die Geliebte. Endlich flog ſie mit unruhigen Blicken und blaſſem Angeſichte herbey. — „Lydia, was iſt Dir?“ rief ich ihr entgegen.

„Ach — ich muß — (ſtockte ſie) ich wollte Dir Etwas von meinen Blumen ſagen —“

„Gott — auch Du?“ ſtarrte ich ſie an.

„Ich kann nur einen Augenblick verweilen. (ſagte die Erſchrockne ängſtlich) Meine Mutter iſt nicht ganz wohl.“

„Weiß Deine Mutter, daß wir uns kennen?“

Ich ſah wohl, daß dieſe Frage ihre Angſt auf's Höchſte trieb, ſo wie ſie die meinige darinn erkannte. — Himmliſches Geſchöpf! Deine Erſcheinung konnte ja Niemanden in Angſt laſſen — ſie konnte ewig nur allen Herzen Troſt und Entzücken geben!

Lydia faßte bittend meine Hände. „Und wenn auch (beruhigte ſie mich in ſüſſen Tönen) die Mutter nichts davon wüßte, dann biſt Du — dann wäreſt Du, mein theurer Freund, doch ſo ganz frey von dieſem Verſehen, wie die Unſchuld ſelbſt! Auch haſt Du mir ja längſt verſprochen, hievon nicht mehr zu reden." — O, es war nur zu gewiß, daß das liebende Mädchen meiner erſten Bitte an ſie ein weit größeres Gewicht, als ſie verdiente, beygelegt — daß ſie für mich mehr, als das Leben, ſelbſt ihre Pflicht gewagt hatte!

Aber, da ich mit Bitten in ſie drang, ihrer Mutter ſogleich alles zu entdecken, verſchloß ihre Hand mir den Mund.

„Haſt Du denn — (fieng ich wieder an, und in meiner Bruſt bewegte ſich ein un-

ruhig wallendes Meer) Lydia, hast Du einen Begriff vom Kloster?"

„Laß mich eilen! (flehte die Gängstete und drückte mich zitternd an ihr Herz — und aus ihren Augen troffen häufige Thränen.) Ich muß zur Mutter — sie muß die Geschichte meiner jüngsten zwey Tage wissen — sie ist nicht wohl — und — o, ich kann auch Dich heute nicht verlassen, mein Freund!"

„Geh! (rief ich endlich mit einer gewaltsamen Fassung) Geh — der Himmel hat, wie es mir scheint, etwas Besonderes über uns verhängt!"

Am Ausgange des Gärtchens kehrte sie noch dreymal zurück. Als ich sie zum letztenmal umfaßte und nicht lassen konnte, hob sie die gefalteten Hände empor und sagte schluchzend: „Nun, Maria, hilf, es muß seyn! So laß mich ihn wiedersehen, himmlische Königin! — — Und komm' ich (rang sie noch am Ausgange hervor) in den nächsten Tagen nicht zu Dir, so denke nur, daß der Mutter Uebelbefinden die Ursache sey —

daß ich — ewig, ewig — Dein bin und bleibe. — Jetzt — ja, in dieser Stunde sage ich der Mutter alles." Sie schien zu sinken, und ich flog ihr nach. Aber, sie hatte sich aufgerafft und war schon verschwunden; und — mit ihr die reinste Wonne meines Lebens!

Drey schreckliche Tage, drey ganz schlaf- und ruhelose Nächte schlichen vorüber. Mein Geisteszustand durchirrte während dieser Zeit fast alle möglichen Punkte — von der tiefsten Ergebung in den Willen der Gottheit bis zur Lästerung — von dem finstersten Aberglauben bis zur Spötterey. Dabey blieb aber eine Erinnerung fest und beständig vor meiner Seele stehen: das nächtliche Wolkenbild mit seinen melodischen Erscheinungen! Bald schien es mir meinen, bald ihren Tod, bald wieder ihr heiliges Leben im Kloster zu verkündigen; und zwischen diesen Ideen trieb sich meine Phantasie in unaufhörlichem Wechsel umher. — Meine Freunde wurden besorgt; denn ich konnte meinen Zustand nicht mehr verbergen; es war Zeit, daß er endete.

Am vierten Abende trat ich kraftlos und wankend in das Gärtchen. Die Blumen trauerten, denn ich wollte sie nicht begiessen; alles schmachtete, und sah ernst und schauerlich und verlassen aus, wie mein Leben. Kein Vogel sang — aber mit wildem Geschrey empfieng mich das hungrige Eichhorn. — Sie kam nicht wieder.

Auch die Sonne versank endlich, und ich schleppte meinen kränkelnden Körper den Hügel hinab. — Als ich aus dem Walde trat, sah ich einen Mann, gegen meine Waldecke gekehrt, auf dem schönen Wiesenpfade stillstehen, der vom kühlen Thale heraufzog. Es war der Doktor M. . Sobald er mich erblickte, kam er auf mich zu, und ich fragte ihn sehr hastig, woher er komme, und wie es seiner Tochter gehe.

„Lukrezia ist wieder vollkommen wohl. (sagte er) Aber ich komme eben aus dem kühlen Thale. Dort hatte ich noch eine Kranke, und heute hatten die guten Menschen auch leider eine Leiche."

„Wen hat man dort begraben?“ schrie ich.

Er sah mich voll Mitleid an, und nannte Lydia's Namen.

Da fühlte ich mich auf einmal von allen bisherigen Leiden gänzlich befreyt, es ward mir über alle Maassen wohl, und ich sank vor ihm nieder.

Die Krankheit, welche mich befallen hatte, war lange zweifelhaft geblieben. Meine Jugend und ein fehlerfreyer Körperbau hatten endlich gesiegt; und einst, um die Zeit der Abenddämmerung, schlug ich aus dem ersten stärkenden Schlummer mit neuem Bewußtseyn meine Augen auf. — Klärchen, in tiefer Trauer, und Lukrezia waren im Zimmer. Letztere rief sogleich ihren Vater, der mit trauriger Miene an mein Bette trat, und mir langsam sagte, ich würde nunmehro wieder genesen, wenn ich mich recht ruhig verhalten wolle. — Von diesen ersten Bildern und Worten habe ich lange geträumt und im Traume

laut gesprochen. Erst des folgenden Mittags erwachte ich wieder und fand, daß der Arzt allein bey mir in einem Zimmer war, welches ich nicht kannte. Ich fühlte mich ungemein heiter — das Leben war mir lieb — ich rief Herrn M., und indem ich ihm mit vieler Ruhe die traurige Veranlassung meiner Krankheit selbst nannte, bat ich ihn, mir zu sagen, wie es mit meiner Krankheit seitdem gegangen, und warum dieß Zimmer mir unbekannt sey? — Allein er träute meinem Zustande noch nicht, und schloß heute nur folgenden Akkord mit mir: Da sich während meines Fiebers auf dem Schlosse mancherley geändert habe, und ich mich gegenwärtig in seinem eignen Hause befinde, so solle ich auch hier vollends genesen, und, so bald ich reisen könne, zu meinem Vormunde zurückgebracht werden. Bis dahin dürfe ich ihn um gar nichts aus der Vergangenheit befragen, er selbst aber wolle mir nach und nach alles sagen, was ihm meine zunehmende Gesundheit erlaube, das Uebrige aber mir schriftlich auf die Reise mitgeben.

Und so ward es. Erst als ich zehn

Meilen von ihm entfernt, und durch die schöne Sommerluft wieder vollkommen gestärkt war, erfuhr ich alles, was ich wissen sollte, und — lernte es ertragen. — Lydia war dahin — und weiter sagte man mir kein Wort von ihr. — Herr M. hatte mich, als ich umgesunken war, bis zu seinem in der Nähe haltenden Wagen gebracht. Da ich mich aber immer nicht erholte, und er allerley bedenkliche Umstände in meinem Zufalle fand, so ließ er den Kutscher nach seiner Wohnung im nahen Städtchen jagen, weil auf dem Schlosse nicht sogleich die nöthigen Hülfsmittel zu erhalten waren, und benachrichtigte meinen Vetter nur, daß ich erst morgen frühe zurückkommen werde. Seine Güte zog ihm ein großes Hauskreuz zu; denn am andern Morgen zeigten sich sogleich bey mir die Kennzeichen eines in der Gegend grassirenden bösartigen Fiebers, welches auch im kühlen Thale und unter unserm Gesinde auf dem Schlosse gewüthet hatte; und er mußte sich daher entschliessen, mich bey sich zu verpflegen, welche Pflicht seine Familie mit der seltensten Menschenliebe übernahm. — Aber gleich des andern Tages war auch mein

Vetter an jenem Fieber erkrankt, und nach ihm seine drey Kinder. Klärchen hatte sich schnell wieder erholt, und war jetzt mit der Mutter in die weite Ferne gereiset; doch ach, Rosalie und Anton, und zuletzt der gute Vater selbst, waren — gestorben! — —

Aber, wozu soll ich Dir solche jammervolle Geschichten erzählen? Mein eignes Leben kennst Du von jener Zeit an vollständig. — Der gute Stromberg liest diesen Brief, so wie meinen vorigen, ehe ich ihn Dir sende. Jetzt habe ich seinen Willen gethan. — Ich will mich nun hin zu Minchens Grabe setzen, und meine Thränen sollen heute allen jenen verlornen Herzen ein Todtenopfer bringen.

Guten Tag Dir, mein Freund!

Vierter Brief.

Stromberg am 25. Sept. 1805.

Leben des Menschen, Du bist dem Nebel gleich! Ein seltsames Bild verdrängt das andere; ehe unser Auge eins faßt, wirbelt es in die Lüfte, träufelt es wieder zur Erde herab. Die Sonne blickt — und er ist nicht mehr.

Sie sind getraut, die guten Seelen! Strombergs Gestalt hat sich verjüngt, wie das Jahr, wenn der May wiederkehrt. Julchen blüht um ihn her, wie sein Wonnemonath. — Aber — sobald ich sie nicht, so liebend und innig, beysammensehe, halt' ich doch alles für Täuschung, und ihr Bünd-

niß erſcheint mir leer an Jugend, wie dieſer ſchöne Herbſt. — Rother Sonnenſchein ruht dort ſo freundlich auf den gelben Stoppelfeldern — die Schafe gehen ſtill und geſättigt — ihr Hirte ächzt nicht mehr in der Sonnengluth, ſondern freut ſich des mildern Scheines, und ſchallmeyt ein frohes Lied. Das alles rührt und tröſtet mich — doch es erfreut mir das Herz nicht mehr! Denn all dieſes liebliche Getön hallt zwiſchen den Angern hin, wie die Seufzer eines Zurückgebliebenen im ausgeräumten Saale, wo noch geſtern ſeine Lieben verſammelt waren. — Es iſt aus dieſen Feldern von mir und ihren übrigen Bewohnern etwas fortgezogen, es iſt weit über Berg und Thal in unbekannte Fernen gereiſet, Etwas, das ich liebe, dem ſich meine ganze Seele ſo ſchmerzlich nachſehnt — eine ſtille, mit himmliſchblühenden Bildern erfüllte Sommerszeit, die mir ſelbſt der anmuthigſte Frühling nie wieder erſetzt, weil ſie ſo ganz, ſo unwiederbringlich dahin iſt, wie die Blumen meiner Lydia! — *) Solche leiſe Wehmuth, an

*) Siehe S. 230

der auch der Glücklichste erkranken muß, bringt immer ein gewisses Vollgefühl von jenem Zustande in meine Brust, welcher das eigentliche Loos des Menschen auf dieser Erde ausmacht. Ach, sein Name heißt Zeitlichkeit! — Aber darinn eben trägt der Mensch ein Mahlzeichen der Unsterblichkeit an sich, daß auch der Höchstbeglückte sich ewig nach dem sehnt, was nicht syn wird, noch war, sondern überall und endlos ist.

Seit dem gestrigen Abend glaube ich immer, daß Klothilden etwas Besonderes begegnet ist. Ich vermuthe sie auch in der Nähe.

Als es schon dämmerte, stand ich noch oben im Wald auf einem Felsen, der weit in das kleine Waldthal hinausragt, um die Nacht vom Osten herüberwallen zu sehen. Auf einmal schoß Etwas mit wildem Rasseln durch das Laub auf mich zu. Mit Schrecken erkannte ich Klothildens Windhund. Er schäumte, betrachtete mich nur flüchtig, sprang einigemal, in die Luft emporschnüffelnd, um

mich her, und wüthete dann weiter. Aber kaum war er ins Gebüsch gerennt, als ich ein Gewimmer hörte. Das Thier war über den Felsen hinabgestürzt. Ich eilte ihm zu Hülfe, fand ihn aber, als ich unten ankam, schon todt. — Zu Hause theilte ich den Vorfall Strombergen mit. Auch hier war der Hund gewesen. Er hatte freundlich gethan, und lange neben Julchen gelegen, die einen eben angekommenen Brief Klothildens las. Aber plötzlich war er wieder mit Geheul aufgesprungen und fortgerennt.

Auch für mich ist ein Brief von Klothilden gekommen, den ich aber erst heute erhalten soll, wann Stromberg mit mir wird gesprochen haben.

Sie lebt — Klothilde schreibt es mir — Sie lebt — o Mächte des Himmels, wie bebt meine Brust von namenloser Freude, von ungeheuern Schmerzen! — Nicht mehr das Grab, nein, nur ein armseliger Weg von einigen Stunden liegt noch zwischen uns —

aber ach! ich fühle es nur zu schrecklich, auch das Grab hat sich wieder zwischen unsern ausgebreiteten Armen gelagert! — In der nahen Residenz lebt sie. Hier hast Du Klothildens Brief an mich. *)

*) Wir halten es für Pflicht, unsern Reisenden hier zu unterbrechen, und den Lesern vor allen Dingen den Brief Klothildens, von dem hier die Rede ist, mitzutheilen.

Klothildens Brief.

** am 24. Sept. 1805.

Wenn ich Ihnen, mein guter, theurer Freund, jetzt sage, daß Ihre Lydia lebt, daß sie im hiesigen Kloster * als eine eingekleidete Nonne lebt: so erfülle ich damit nur den Willen einer unaussprechlich geliebten Schwester, aber ich thue nicht das Rechte, weder nach meiner eignen, noch unsers Strombergs Ueberzeugung, welcher mir gestern den Innhalt von einigen Ihrer Briefe mitgetheilt hat.

Mein Vater war der zweyte Gemahl von Lydia's Mutter. — — — — — — — — — — — — — — *)

*) Hier mußten einige Familiennachrichten wegbleiben.

In dieſer großen Stadt wohnten meine Eltern bis zu meinem fünften Jahre, wo die Mutter ſehr plötzlich ſtarb, und der Vater ſeine Geſchäfte und Würden niederlegte, um ſich einzig meiner Erziehung ſo zu weihen, wie es ihm der Beſitz eines großen Vermögens verſtattete.

Das Wenige, was vom Bilde der Mutter ſich in meinem Gedächtniſſe nicht verwiſcht hat, beſteht blos in einigen einzelnen beſonders auffallenden Zügen. Sie ſah beſtändig ſehr ernſt aus, wiewohl ſie mich (glaube ich) immer zur Freude zu ermuntern ſuchte. Ich kann mir ſie faſt nicht anders vorſtellen, als weinend und auf den Knieen vor einem kleinen weiblichen Kinderportrait, von dem man mir immer ſagte, es ſehe mir vollkommen ähnlich. Ich gewann es unbeſchreiblich lieb.

In der Folge verſagte mir mein Vater einigemal den Beſitz dieſes Bildes, weil die beſtändige Beſchäftigung mit demſelben meinen Frohſinn ſtöre, und weil das unglückliche Gemälde auch die Urſache von den immerwährenden Thränen meiner Mutter geweſen

ſey, welche im Originale deſſelben Lydien, meine frühverſtorbne Stiefſchweſter, betrauert habe. Bald aber fand man, daß mich eine Art von Sehnſucht befiel, ſobald ich das Bild eine Zeit lang entbehren mußte; und, aus Sorge für meine Geſundheit überließ es mir endlich mein Vater zum freyen Eigenthume, worauf ich viel heiterer ward als bisher, und nun öfters in ſtundenlangen Betrachtungen des lieben Angeſichtes mich ſelbſt zu verlieren ſchien.

Alle meine kleinen Künſte mit Feder und Bleyſtift waren nur darauf berechnet, die Züge deſſelben nachzuahmen. — Jede Bitte um weitere Erläuterung über meine ſelige Schweſter lehnte aber der Vater immer mit der Aeuſſerung von ſich ab, er habe ſelbſt das Kind nie gekannt.

Der Tod des Vaters brachte meine noch nicht ganz vollendete Erziehung in die Hände eines mürriſchen Vormundes; und während der zwey Jahre, die ich bey dieſem in tiefer Stille verlebte, drückten ſich meinem Weſen über der beſtändigen Beſchäftigung mit jenen

drey werthen Verstorbnen solche Bilder des Todes und einer andern Welt ein, die meinen Sinn für das gegenwärtige, mich so frisch umblühende Leben allmählich sehr und vielleicht mehr abkühlten, als es der irdischen Bestimmung des Menschen zuträglich ist. — Gesellschaftliche Verhältnisse duldete ich nur, ohne sie zu suchen — Annäherungen der Freundschaft und Liebe nahm ich mit einer gewissen heitern Höflichkeit auf, ohne sie zu erwiedern — nur die leidende Menschheit in ihren unendlich vielfachen Erscheinungen konnte mein ganzes Herz mit Wärme erfüllen, sich all meines Wesens bemeistern, weil ich in ihr die stärksten Werkzeuge, die nächsten und innigsten Verbindungen zu finden glaubte, die mich zu meiner lieblichen andern Welt hinaufhoben.

Ich lebte nun unabhängig und abgezogen von der übrigen Menschheit — einsamer, als vielleicht je ein junges Mädchen in einer großen Stadt gelebt hat. Verwandte hatte ich nicht — Rathgeber bedurfte ich nicht mehr, nach dem Ausspruche meines Vormunds — und für Verbindungen mit andern Menschen fühlte ich wenig Neigung, wiewohl ich auch

die Gesellschaft nicht eben floh. Indessen zogen doch meine guten Vermögensumstände, eine blühende Jugend und wohlgebildete Gestalt, die Augen der jüngern Welt auf sich; und jene Stille und Selbstständigkeit, in die ich mich verschloß, gaben mir bald den Ruf eines weiblichen Sonderlings, der mir oft sehr lästig ward.

So kam es, daß ich einst in einer grossen Gesellschaft die Aufmerksamkeit des durch unsre Stadt reisenden Professors M., eines berühmten Menschenkenners, in hohem Grade fesselte. Lange betrachtete der scharfsinnige Mann bald meine eigne Gestalt, bald mein theures Bild, das ich jetzt, in Gold und edle Steine gefaßt, auf dem Herzen trug, mit unverwandten Blicken. Als er sich aus der Gesellschaft entfernte, sagte er leise zu mir: „Wollen Sie nicht erlauben, daß ich Ihnen morgen einen Besuch mache? Sowohl Ihre Gesichtszüge als dieß Medaillon haben in mir gewisse Erinnerungen geweckt, deren ich mich nicht wieder entschlagen kann." — Ich sagte ihm die verlangte Unterredung lebhaft zu, und konnte die ganze Nacht vor Erwartung der-

ſelben nicht ſchlafen. — Mir war ohnehin, ſo oft ich meiner Schweſter Bild anblickte, als hätte meine Seele noch irgend eine wichtige Forderung in dunkler Ferne; als wäre mir noch Etwas zurück — geſäet in die Zeit, aber ſeinen Keimen und Früchten nach für mich unnahbar!

Er kam des folgenden Tages, hatte bereits den ehemaligen Namen meiner Mutter erfragt und erkannte mich, nach wenigen Fragen und Antworten, gleich für die, welche er in mir vermuthet hatte. Und nun erfuhr ich, in niegekannter Gemüthsbewegung, ungefähr Folgendes von ihm.

Herr M. hatte ehemals in der Nähe des kühlen Thales (des Guths meiner Mutter) gewohnt, und war dort ihr Hausarzt geweſen. Er kannte ſehr wohl das kleine Bild — ach, er hatte die Lebende gekannt und geliebt! Häufige Thränen der Rührung entfloſſen ſeinen Augen, als ich ihm meine dem Gemälde nachgebildete Zeichnung vorlegte, jene Auffahrt aus dem Grabe, wozu ich Lydia's Antlitz gewählt hatte, und die ich

auch Ihnen, mein theurer Freund, einſt in Liebenſtein zeigte. — Ich übergehe hier alle Schilderungen, die Herr M. mir von Mutter und Schweſter machte, weil ich Ihnen keine neuen Schmerzen verurſachen möchte. — Einſt ward er nach dem kühlen Thale gerufen, weil dort die Mutter krank ſey. Da er erſt zwey Tage vorher dort geweſen war, und jene Unpäßlichkeit meiner Mutter, die nicht wohl ſehr bedeutend werden konnte, für die Urſache des heutigen Rufes hielt, ſo ſandte er den Boten mit neuer Arzney und der Antwort zurück, „er habe ſehr gefährliche Kranke in der Gegend, und ſeine Fahrt werde ihn vielleicht nicht eher als morgen frühe in das kühle Thal bringen," ſtieg darauf in den ſchon wartenden Wagen, und kam erſt des folgenden Abends bey meiner Mutter an. — Er fand dieſe zwar geſund, aber in Trauer und Thränen. Sie meldete ihm, daß der Bote aus Verſehen ihm ihren Namen ſtatt Lydiens genannt habe, die ſchon ſeit zwey Tagen krank geweſen ſey. Mit Schrecken habe ſie geſtern die Kennzeichen des in der Gegend wüthenden Fiebers zu erkennen geglaubt, es

seyen auf einmal Zuckungen eingetreten, welche ihr Leben noch vor der Rückkehr des Boten geendigt hätten. Vor einer Stunde sey ihr schon Spuren der Verwesung tragender Leichnam nach dem Kloster St. ** abgeholt worden, wohin sie selbst zu fahren im Begriffe stehe. Herr M. hatte mitten in seinem eignen Schmerz sich über die Fassung meiner Mutter bey diesem Verlust ihrer Einzigen gewundert. Als er fort wollte, bat sie ihn dringend, einem jungen Menschen, (dessen Namen mir Herr M. verschwieg) der zuweilen Lydia's Gespiele gewesen, und den er vielleicht, wenn ihm seine Zeit einen kleinen Umweg zu machen erlaube, eben jetzt in der Nähe des Hauses treffen werde, diesen Todesfall, wo möglich noch heute, auf eine schonende Art beyzubringen und sich seiner anzunehmen, da er sehr lebhaft sey, und Lydien sehr geliebt habe.

Den Erfolg dieses Auftrages wissen Sie, mein armer Freund, nur zu wohl.

Der Arzt reiste einige Tage nachher wieder vor dem Guthe vorüber, und eilte, mei-

ner Mutter Nachricht von Ihnen und Ihrer gefährlichen Krankheit zu geben. Allein er fand dort Niemand mehr, als den Verwalter meiner Mutter. Sie selbſt war Tages vorher mit ihren zwey weiblichen Domeſtiken nach A. gereiſet und hatte ſehr viel Gepäcke mitgenommen. Dieſer letztere Umſtand ſchien den guten Diener mehr in Rückſicht ihres, als ſeines eignen Schickſals zu beunruhigen. Als Herr M. weiter in ihn drang, äuſſerte er, daß ihm unter der ganzen Sache ein Geheimniß verborgen zu liegen ſcheine Es ſey zwar richtig, daß Lydia letzthin krank geworden, daß es plötzlich geheiſſen, ſie ſey todt, daß in der Nacht ein Wagen von St. ** gekommen, der mit einem Sarge bepackt geweſen, und ein anderer, worinn zwey Nonnen geſeſſen. Allein, dieß ſey nicht bey Tage, und auch ſchon eine Nacht früher geſchehen, als meine Mutter Herrn M. angegeben habe; auch ſey keiner Mannsperſon erlaubt worden, die Leiche vor der Abfahrt zu ſehen, wiewohl er ſelbſt mit Thränen hierum gebeten habe. Als die Kloſterleute den Sarg hinabgetragen und feſtgebunden, ſey er und lange vorher ſchon alle übrigen Hausgenoſſen, auſſer den Weibern,

entfernt werden. Die Mutter habe ſich darauf zu den beyden Nonnen in deren Wagen geſetzt und ſey des andern Tages allein zurückgekommen. Erſt heute habe ihm nun der Zufall einen Tagelöhner zugeführt, welchen ſein Weg gerade in dem Moment, als die Leiche angekommen, vor dem Thor des Kloſters vorübergetragen, wo er ſehr deutlich beym Kerzenſcheine geſehen; daß, auſſer meiner Mutter und den zwey Nonnen, auch noch ein kleineres verhülltes Frauenzimmer aus dem Wagen geſtiegen ſey. — „Ich wage es nicht, die Sache zu beurtheilen; (beſchloß der Verwalter) aber ich glaube faſt, daß meine liebe Lydia noch lebt. Lieber Gott, unſre Frau iſt herzlich gut — aber — man konnte doch niemals recht Zutrauen zu ihr faſſen, weil ſie immer ſo ſtill und ernſt und verſchloſſen war, und faſt nur mit Geiſtlichen ſprach. — Ach, ich habe einmal vor ihr auf den Knieen gelegen, als ich das liebe Kind mit mir gehabt hatte, und wiederbrachte, und ihr ſeine Klugheit und Schönheit lobte, und ſie mir ganz kalt antwortete, Lydia ſey ſchon vor der Geburt eine Verlobte des Himmels geweſen, und ſie habe das Kind einſt, in einer ſchweren

Krankheit des ſelzen Herrn dem Kloſter gelobt. Da bat und flehte ich, ſie möge ſich doch des eitlen Gelübdes entſchlagen, und wenigſtens vorher die eigne Neigung ihres Kindes erforſchen. Aber ich mußte ſchweigen!"

Dieſe Reden des rechtſchaffnen Mannes, zuſammengehalten mit einigen Ihrer Fieberphantaſien, lieſſen Herrn M. bald den wahren Zuſammenhang der Sache errathen. Ohne ein Vertrauter meiner Mutter zu ſeyn, kannte er doch dieſelbe als eine Frau von ſchnell beſtimmten und ungewöhnlich feſten Entſchlüſſen, die dabey mit ſchwärmeriſchem Eifer an ihren Glaubenslehren hieng, wenngleich ihr Geiſt insgeheim in einem viel höhern Lichte zu leben ſchien, als die Geſetze jener Kirche dem Laven geſtatten. Er wußte nicht, ob er ihre raſche Verfahrungsart tadeln oder billigen ſollte, fühlte aber doch weder Beruf noch Recht, ſie zu ſtören, wiewohl die Trennung jener frühen Liebe ſein inniges Mitleid erregte. — Bald darauf verließ er mit Freuden eine Gegend, worinn ihm jene fürchterliche Seuche faſt keinen Freund mehr übrig gelaſſen hatte, und folgte einem

bisher noch abgelehnten Rufe ins ferne Ausland. Am Tage vor seiner Abreise erhielt er noch das letzte Honorar von meiner Mutter, nebst einem undatirten Briefe, worinn sie ihm die tiefste Verschwiegenheit — falls ihm ja vielleicht einige Umstände bey ihrem plötzlichen Wegscheiden aus jener Gegend sollten aufgefallen seyn — um so dringender ans Herz legte, da das zeitliche und ewige Wohl zweyer werthen Menschen davon abhänge. Das kühle Thal war bereits an einen Fremden verkauft, und sie hatte die Beybehaltung des bisherigen Verwalters zugleich mit eingehandelt. Dieser Kauf war in einer entfernten Stadt geschlossen, und alle nachherigen Bemühungen des Herrn M., den Aufenthalt meiner Mutter zu erfahren, blieben fruchtlos.

„Noch immer (endigte Herr M.) ist jener junge Mann unverheyrathet, weßhalb ich Bedenken trage, ihn zu nennen, weil dieß unter den gegenwärtigen Umständen zu einer Art von zweytem Todschlage Veranlassung geben könnte. Sollte unsre Lydia noch leben, so könnte ihr Aufenthalt wohl sonst nirgends

seyn, als in dem *Kloster zu * *, dessen Aebtissin eine Verwandte Ihrer Mutter war. Ich habe an diese einigemal geschrieben, aber niemals Antwort erhalten, weßhalb ich schon vorlängst ihr Absterben vermuthete."

So weit Herr M. — Seine Erzählung goß Wechselschauder der Freude, des Schmerzes, der Liebe, ja des Todes durch mein ganzes Wesen. Ich erhielt seine Addresse, und reiste nun gleich des andern Morgens fort, Tag und Nacht, bis hieher. — Die alte Aebtissin des *Klosters war gestorben, und ihre Nachfolgerin antwortete mir, auf Erkundigung, ob nicht hier eine Nonne von Lydia's Geschlechtsnamen lebe, mit einem bestimmten „Nein," welches mich unbeschreiblich erschreckte. Aber in demselben Augenblicke sah ich, daß eine hinter ihr stehende Nonne mich mit holdseligen Blicken betrachtete und mir bedeutend zunickte. Schnell war mein Entschluß gefaßt. Ich wandte mich zutraulich an die Aebtissin, erklärte, daß ich zwar die Gründe ihrer Verschwiegenheit ehre, aber gewiß überzeugt sey und hoffen dürfe, die Nonne, in der ich meine Halbschwester

entdeckt habe, in diesen Mauern zu finden, auch hierzu im Nothfalle die bündigsten Beweise beybringen könne. Dieß überraschte. Nach wenigen Erläuterungen gestand die Dame, daß ich auf dem rechten Wege sey, daß aber ihre Vorfahrerin es ihnen allen zur Pflicht gemacht habe, Lydiens wahren Namen niemals zu nennen, da sie längst aus jedem Verhältnisse mit der Welt getreten sey und weder Verwandte noch Freunde mehr ausser dem Kloster habe. Man nahm mich nunmehr mit der größten Bereitwilligkeit und Gastfreundschaft auf, und die junge Nonne breitete mir die Arme entgegen. „Heute (sagte das liebliche Geschöpf mit weinenden Augen) heute dürfen sie meine Schwester Agathe noch nicht sehen; sie ist nicht ganz wohl, und ihr Körper ist ohnehin so schwach und ungemein zart, daß ich die allersorgfältigste Vorbereitung zu ihrer Zusammenkunft für nöthig halte."

Verlangen Sie keine Schilderung von dieser Zusammenkunft, theurer Freund!

Ich sah ein menschliches Wesen in seiner Reinheit — ich sah mehr — ich sah ei-

ne Bürgerin des Himmels, und ſank verehrend zu ihren Füſſen nieder.

Unſere Mutter hatte ihr ihre zweyte Verbindung verſchwiegen, alſo auch mein Daſeyn, ſo wie alles, was irgends auf die Auſſenwelt Bezug hatte; und da Lydia von ihr einmal mit einer bedeutenden Summe für das Kloſter ausgeſtattet war, ſo ſtand ſie freylich auch deßhalb in keinen Familienverhältniſſen mehr auf dieſer Erde.

Sie ſchien ſo froh im Stillen, ſo himmliſch heiter, als hätte ſie den Kummer nie gekannt; und, mit welcher Bewunderung, Dankbarkeit und kindlich warmen Liebe ſprach ſie über die Abſichten der Mutter in Rückſicht ihres Lebens; wie tief rührten mich die beſcheidnen Vermuthungen, welche ſie hierüber anzuſtellen wagte!

Und ach, ich Unvorſichtige! Vielleicht habe ich dieſen göttlichen Frieden in ihr gemordet! Einſt, als ſie mir die Seligkeit ihrer Liebe ſchilderte, von ihrem Freunde mit himmliſchem Entzücken ſprach und mir dann

erzählte, daß die Mutter Eure vorlehte Unterredung auf einem Spaziergange entdeckt, ihr aber nicht eher etwas hiervon gesagt, bis sie am folgenden Abende freywillig ihr alles eingestanden und dadurch der Mutter volle Verzeihung für das große Unrecht ihrer bisherigen Verheimlichung erlangt, und wie sie sich nun wieder so ganz rein und entsündigt gefühlt habe — ach, da vergaß ich, versunken in die Bilder ihrer seligen Jugendzeit, aller Vorsicht, die ich mir so heilig zur Pflicht gemacht hatte, und sprach die unbesonnenen Worte aus: „Glaube mir, ich kann den Schmerz der Mutter nachfühlen, mit dem sie sich entschloß, Euch beyde zu täuschen. —"

Ich erschrak. Sie blickte mich verweisend an, wegen des harten Ausdrucks „täuschen." Aber auf einmal schien es vor ihren Augen Licht zu werden. Sie lehnte sich, überrascht, und wie erschöpft zurück, und saß einige Augenblicke leichenblaß, aber süßlächelnd da. — „Ach, (rief sie dann, und schien aus einer Traumwelt in die Wirklichkeit niederzusteigen) so mußte selbst jenes böse, alles dahinraffende Fieber meiner Mutter zum Werk-

zeug ihrer wohlthätigen Absichten dienen? So lebt Er, so betrauert Er mich als todt? Und ich Ihn? — Ach, mein schweres Herz sagte es mir ja oft genug, daß er noch nicht dort drüben sey — noch im Leben herumirre! Und ich konnte noch Zweifel in jene heiligen Abndungen setzen, die meine Träume erfüllten? und Du, gute Schwester, wolltest mir verschweigen, daß der Theure lebt?"

„Nein, ich kann es nicht — (rief ich, in Thränen zerfliessend vor ihrer unaussprechlichen Milde und Güte) wer könnte Dir, Heilige, gegenüber die Wahrheit verhehlen?" — Ich sagte ihr nun alles, was ich wußte.

„Sieh doch! (sprach der heitere Engel) Ist denn nicht das Leben ohnehin bald überwunden? Und Du, meine Geliebte, Du mir neugeborne Schwester, wolltest meinem Wunsche zuwider seyn, daß ich seine Hand noch einmal in die meinige drücke, ehe wir wieder scheiden?"

Ich schwur ihr Gewährung dieses Wun-

ſches zu, wenn ſie in der Macht eines Menſchen ſtehe. — Und, was erſann ſie nicht, mich zu beruhigen! Welchen Troſt des Himmels betete ſie nicht auf mich herab! — Aber, ich konnte mein Gewiſſen nicht mehr ſtillen — ich vermag es bis dieſen Augenblick nicht.

Unverzüglich wollte ich an den Profeſſor M. ſchreiben, und ihn um Nachricht von Ihrem Aufenthaltsorte bitten; allein ſie verlangte, daß ich dieß nur im äußerſten Nothfalle thun ſolle, da Herr M. das meiner Mutter gegebne Verſprechen der Verſchwiegenheit ungern brechen ſolle und werde. Sie fand es dagegen aus einigen Papieren, die ihr die Mutter nicht lange vor ihrem Tode geſandt hatte, höchſt wahrſcheinlich, daß unter der Mutter Nachlaß noch andere Papiere ſich finden müßten, beſonders ihre Tagebücher, die uns vielleicht über ihre Abſichten noch hellere Aufſchlüſſe geben könnten — und, jenen Abſichten in jeder Rückſicht gemäß zu handeln war ſie noch immer feſt entſchloſſen. Zu dieſem Ende nannte ſie mir einen Mann in meiner Vaterſtadt, der wahrſcheinlich unſrer Mutter engſtes Vertrauen beſeſſen habe,

da Lydia durch ihn von ihrem Tode benachrichtigt, und ihm also vermuthlich auch ihr schriftlicher Nachlaß von ihr selbst oder nachher von meinem Vater anvertraut worden sey. Dieser Mann war niemand anders als mein Vormund. Da er sich gerade nicht zu Hause, sondern in der Gegend von Leipzig aufhielt, so schrieb ich ihm sogleich und bat ihn um eine Zusammenkunft in jener Stadt, wohin ich unverzüglich zu reisen beschloß.

Mein Abschied von der Schwester war sehr schmerzhaft. Denn ich konnte es mir, seit dem ersten Augenblick unsres Erkennens, kaum mehr als möglich denken, von ihr getrennt zu leben. — Ich darf hierbey nicht unterlassen, Ihnen, lieber Freund, noch einen für mich sonderbar auffallenden Umstand mitzutheilen, der auch Ihnen interessant seyn wird, wenn er gleich nur ein Thier betrifft. — Ich hatte einen Windhund bey mir, (Sie kennen ihn) der mich fast nie verließ, und eine so übertriebne Treue besaß, daß in seiner Gegenwart mich niemand ungestraft anrühren durfte. Auch bis in Agathens Zelle hatte er sich mir nachgedrängt, und als wir bey-

de uns einmal selig und ruhig umfaßt hielten, bemerkte ich mit Erstaunen, daß das Thier wehmüthig wimmernd zwischen uns stand, aber nicht den kleinsten Versuch machte, uns zu trennen. Wir setzten uns, und die Hündin stellte sich nun gegenüber, betrachtete bald Agathen, bald mich, und aus ihren beyden Augen flossen häufig wirkliche Thränen. Dieß Weinen und Wimmern, welches ich vorher nie an ihr bemerkt hatte, setzte sie mehrere Tage lang fort, und einmal vermochte ich es sogar nicht, sie des Abends aus der Schwester Zelle zu locken, sondern wir mußten zugeben, daß sie darinn schlief. — Am Abend vor meiner Abreise bat mich Agathe, ihr den Hund bis zu meiner Rückkehr dortzulassen. Auch wollte er diesen Abend wieder nicht aus der Zelle weichen, und wimmerte mehr als gewöhnlich, wie wir uns trennten.

In der dritten Nacht nach meiner Abreise hörte ich im Gasthofe an meiner Thüre lärmen, und erkannte die treue Stella. Ihr Nachfolgen bis hieher blieb mir, des ungeheuern Zwischenraumes wegen, unbegreiflich. Der Hund hatte zwar diesen Weg

schon einmal zurückgelegt, aber streckenweise doch auf dem Rücksitze im Wagen, und zum Theil bey Nacht.

Vom Moment unserer Trennung an verstärkte sich die Bangigkeit meines Herzens mehr und mehr. Mir war, als träte der Schatten meiner Mutter mir überall drohend entgegen und riefe mir zu: Du wandelst auf den Wegen des Verderbens! Im Schlummer sah ich den Schutzgeist der Schwester weinen. Allnächtlich erschreckte ich mein armes Mädchen, indem ich mit lautem Geschrey aus fürchterlichen Träumen aufzitterte. Selbst am Tage saß ich oft stundenlang im Wagen kalt und starr da, und aus meinem ganzen Wesen, ja auch aus meiner äussern Gestalt schien nach und nach alle Lebenswärme zu weichen. — Als ich in Leipzig ankam, hatte ich das unerwartete Glück, Julchen dort zu treffen, welche mit ihrer Tante aus meiner Vaterstadt kam, um ins Bad zu reisen.

Sie kennen dieß holdselige Weib — das einzige menschliche Wesen, zu dem ich in

meinem bisherigen Leben einiges Vertrauen gefühlt hatte! — Ja, ich arme Einsame wäre sicherlich im Elende vergangen, hätte Gott mir nicht diesen tröstenden Engel zugesandt, dessen mitleidigen Busen ich nun sogleich mit meinem ganzen Kummer belastete. Ach, sie hatte an dem ihrigen schon genug zu tragen! Die Tante und andere Freunde quälten sie beständig mit einem gewissen Heyrathsantrage, der ihr um so unerträglicher ward, je mehr sie an ihren verehrten Stromberg zurückdachte. Aber das edle Mädchen weihte sich, mit schönem Selbstvergessen, einzig meinem Grame; ihre Beruhigungsgründe erschienen mir viel unpartheyischer, als die meiner Schwester, und die Freundschaft goß über uns Beyde den Balsam ihrer Erquickung so wohlthätig aus, daß wir uns, Jede mit erleichtertem Herzen trennten.

Die Zeit nahte, wo mein Vormund eintreffen sollte. Allein, statt selbst zu kommen, schrieb er mir, seine Geschäfte erlaubten ihm erst späterhin, mir in Leipzig jene Zusammenkunft zu gewähren; übrigens habe er freylich wohl noch einiges aus dem Nach-

lasse meiner Mutter in Verwahrung, müsse mich aber hierüber schlechterdings selbst sprechen.

Nichts konnte mir unangenehmer seyn, als diese Verzögerung. Ein Einladungsbrief von Julchen, worinn Ihr Name, mein Freund, und einige Züge von Ihnen mir noch auffallender schienen, als meine Freundin sie gefunden hatte, bestimmte mich indessen zu der Reise nach Liebenstein. — Ich meldete Agathen den fatalen Verzug und sandte ihr durch einen eignen Boten die Hündin zurück, die, seitdem sie wieder bey mir war, eben so wenig Ruhe fand, als bey der Schwester, und öfters erbärmlich wimmerte, auch — was mir immer seltsamer vorkam — jetzt dem Führer freudig zu folgen schien.

Schwerlich, theurer Mann, hat unser erstes Zusammentreffen im Walde von Alrenstein Sie so tief erschüttert, als mich; wiewohl ich damals mit Erstaunen auch an Ihnen eine heftige Gemüthsbewegung bemerkte, welche die Angst meines Herzens nur immer höher trieb. Von jenem Augenblick

an verlor auch Julchens freundlicher Zuspruch alle wohlthatige Gewalt über mich. Jemehr ich fürchtete, in Ihnen den Mann zu finden, den ich suchen mußte, je fürchterlicher erschienen Sie selbst meiner Phantasie. Die allzulebhafte Wärme Ihres Charakters, Ihre öftern Aeusserungen einer heissen Sehnsucht nach den Gestalten der Jugendzeit, Ihr Hinschmachten nach der Verlornen, welches ich bald nur allzuwohl erkannte — alles dieß konnte — ja — verzeihen Sie mir — es kann noch bis zum jetzigen Augenblicke meinem Herzen nicht anders als höchst schreckhaft seyn, sobald ich mir ein Wiedersehen denke, dessen Erschütterungen den zarten Lebensfaden meiner Lydia und Ihre eigne Ruhe vollends zerreissen müssen! Selbst Julchen warnte mich, — nachdem wir Sie tiefer erforscht und auf manche Probe gestellt hatten — sie bat mich mit Thränen, den Freund, der ihr so theuer geworden sey, zu schonen, und die Bitte meiner Schwester, deren Erfüllung zu nichts Gutem mehr, sondern nur zu neuen Thränen führen könne, unbefriedigt zu lassen. — Während dieser Kämpfe, welche meinen Zustand dem Tode ähnlicher machten, als dem Leben, verursachte

mir Ihre plötzliche Flucht von Liebenstein ein neues Erschrecken. Doch gelobte mir Julchen, als ich meinem Vormund entgegenreiste, Sie nicht mehr aus den Augen zu lassen, welches mir, ausser einigen Familiennachrichten von Ihnen, die wir dort eingezogen hatten, hauptsächlich der Name Ihres Augusts verbürgte, den Sie ihr genannt hatten.

Die Nachrichten, welche mir mein Vormund gab, benahmen mir auch die letzten Zweifel, die ich über Ihre Person noch hegen zu dürfen — gehofft hatte! Er war vollkommen mit Julchens Meinung einverstanden, und behauptete, man müsse Ihnen alles verschweigen und Sie wo möglich zu einer baldigen Verheyrathung zu bewegen suchen, in welcher dann Lydia, bey der schönen Reinheit ihres Herzens, gewiß die vollständigste Beruhigung finden werde. — In Betreff einiger versiegelten Packete, welche er für mich in Verwahrung hatte, erklärte er, die Mutter habe ihm dieselben einst mit dem Auftrage zugestellt, sie mir, aber nicht eher, als bis ich verheyrathet seyn werde, zu übergeben. Er

müsse daher mein Begehren vor der Hand versagen.

Meine bestimmtesten Erklärungen, daß ich mich nie zu verehlichen, sondern das Kloster zu wählen fest entschlossen sey, konnten den standhaften Mann lange nicht in seinem Vorsatze wankend machen. Endlich siegte die eigne Betrachtung, daß jene Papiere wohl schwerlich andere Geheimnisse enthalten könnten, als die, welche mir bereits das Schicksal selbst offenbart habe. Er versprach mir, gleich nach seiner Heimkunft alles zu senden, und ich reiste nach Liebenstein zurück, wo ich mein Julchen, ganz in Liebe versunken, und mit dem Unvergeßlichen vereinigt, wiederfand. — Die Träume der Liebenden, für die ich keinen Sinn hatte, die durch warme Theilnahme an Strombergs Schicksal so sehr erhöhte Lebhaftigkeit, die ich an Ihnen, mein Freund, bemerkte, Ihr beständiges scheues Zurücktreten vor meiner unglücklichen Erscheinung, und — ja, ich gestehe es Ihnen — selbst die abermalige wunderbare Zurückkunft meiner Hündin — alles dieß steigerte meine Angst bis zu der Höhe jenes entscheidenden

Momente, im welchem Ihre Phantaſie mich ſelbſt für Agathen nahm, deren geweihten Namen ich da, mit niegefühltem Grauen, zum erſtenmal von Ihren Lippen ertönen hörte!

Der edle Stromberg nahm ſich in Ihnen unſrer aller an. Ich ſelbſt flog der einzigen Bruſt entgegen, in der ich noch Troſt zu finden hoffte — ich reiſte zu Agathen. Hier fand ich ſchon das Packet meines Vormundes, und wir erbrachen es mit kindlicher Ehrfurcht und Feyer. — Laſſen Sie mich über ſeinen Innhalt ſchweigen! Er begreift meiſtens Dinge, die hier für mich aufbewahrt ſind, und die mir vielleicht von großem Werthe ſeyn könnten, wenn das Leben ſelbſt für mich großen Werth hätte. Wir fanden nur wenig von dem, was wir ſuchten. Die Abſichten der Mutter, ja ihr eignes Schickſal und die Verhältniſſe ihres Lebens bleiben für uns noch immer in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Bald hoffen wir ihren Charakter ganz zu durchſchauen — bald ſteht er wieder rieſengroß vor uns da, und wir vermögen nur ſchwindelnd an ihm emporzuſtaunen. — In Rückſicht Agathens finden ſich ſehr we-

nige Bestimmungen, und diese für den einzigen unverhofften Fall der Aufhebung ihres Klosters. Ueber die Seele dieses Kindes aber war, wie es scheint, ihre Rechnung völlig geschlossen. — Allein aus allem schimmert nur zu deutlich die Absicht hervor, daß Agathe niemals vom Leben ihres Freundes unterrichtet werden sollte. Ich — ich Elende habe sie vereitelt, diese Absicht; vereitelt durch eine Unbesonnenheit, die mein Gewissen mir nie verzeihen wird — durch eine gemeine Plauderey, die das Leben der innig geliebten Schwester verkürzen und die Ruhe eines werthen Menschen tödtlich vergiften muß — eines Menschen, dessen Herz des schönsten Erdenglückes würdig ist!

Ja, ich habe wohl Anfangs den Rath meines Vormundes zu befolgen gesucht. Ich erklärte ihr, daß der Geliebte lebe, und glücklich sey im Arm einer liebenswürdigen Gattin. — „Du hintergehst mich — (sagte sie sanft) ich wollt' es wäre so — aber das

that er nicht — nur einmal hat er lieben können! "— Thränen waren meine Antwort; aber die Heilige weiß stets den Geist der Angst, der in mir wüthet, mit holden Worten zu bannen, — und so lange mein Haupt an ihrer Brust ruht, ist mir unaussprechlich wohl! Bin ich allein, dann verfolgt mich wieder das bleiche Gespenst jenes Unglücks, das ich angerichtet habe.

O mein Freund! Hätt' ich doch Ihr Wesen und Ihre Fassung so gefunden, wie ich wünschte — ich wollte ja ruhig hinblicken auf dieses Wiedersehen, und den Frieden meiner Seele von neuem fassen, und die ganze Begebenheit für eine wunderbare Fügung Gottes halten. Aber ach! dieser Brief muß nun fort — und schon jetzt zittre ich für die Geliebte, für den Freund, für uns alle, wegen der Heftigkeit Ihres Gemüths!

„Was fürchtest Du denn (spricht sie) für die Geweihte des Himmels — oder für den unschuldigen Gespielen ihrer Jugend, den Gott gewißlich auch zum Theilhaber ihres Friedens weihen wird? — Ach Freund, sie ist so schön! — Nein, wir gleichen uns nicht! Ihr gegenüber erscheine ich als die Jungfrau von sechs- und dreißig Jahren — sie ist das neunzehnjährige Mädchen! Meine Züge deuten auf den Tod — die ihrigen auf ein ewiges Leben! Ihre frühe Weghebung aus den Leidenschaften der Erde, ein sanftes, nur Gott und der Betrachtung des Heiligsten gewidmetes Leben seh' ich aus jedem Zuge deutlich zu mir sprechen — die gesunde, am großen Garten liegende und stets von der köstlichsten Gartenluft durchfluthete Zelle, und eine innere aus dem Quell ihres schönen Gemüths so rein hervorspielende Heiterkeit, haben diese anmuthige Gestalt mit unvergänglicher Jugend geschmückt. Aber — es ist nur ein leises, geistiges Leben, das ein Hauch der wilden Leidenschaft zerstören würde — ein schwaches Gewebe, dessen Fäden so ungemein zart sind — — o Mensch, wenn Du sie zerreissen könntest! — —

Verzeihung, guter, edler Freund! Ach! wenn Sie einen einzigen Augenblick meine Liebe und meine Angſt im Buſen trügen, wahrlich, Sie würden mir vergeben!

So möge denn ein himmliſcher Geiſt der Ruhe über Sie kommen! Empfangen Sie hiermit von mir den Gruß der Geliebten und die Ladung zum heiligen Wiederſehen! Folgen Sie ihr dann, — aber nicht eher — wann Sie Faſſung und Weihe für jenes Wiederſehen fühlen!

Klothilde.

Sie glauben alle, ich ſey ſo ſchwach, lieber Auguſt — ich wiſſe mich nicht zu faſſen, meine Lebhaftigkeit nicht zu bändigen. Sie haben Unrecht — wüßte ich nur erſt, ob mir wohl oder wehe iſt!

Ich habe eben jetzt ſogar geſchlafen, wie ich glaube, wenngleich Stromberg

es läugnen, der am Berge saß. Er will Dir dieses Briefchen senden, denn die Post geht ab, und ich soll noch mehr schlafen.

Sage mir nur, wie ist es möglich, daß eine Mutter das Leben ihres Kindes mit solcher fürchterlichen Kälte unterdrückt und verscharrt? Nun freylich, sie that es, nach ihren Grundsätzen, um unsers ewigen Heils willen — — aber?

Ja, ich will noch ein wenig schlafen. Doch den Hund — den habe ich so schändlich vergessen — den sollen sie mir erst aufsuchen im Walde!

Fünfter Brief.

* * am 6. Oct. 1805.

Auch die ſtärkſte Natur, lieber Freund, muß in ſolchen Stürmen, wie die meinigen waren, erſchüttert werden und wanken. Aber ich wußte wohl, daß ich nicht krank ſey. Sobald ſie mir erlaubten, frey im Wald und Felde herumzuſchweifen, ward alles wieder gut.

Du, Auguſt, würdeſt mich beſſer verſtehen, als all dieſe beunruhigten Menſchen. Du weißt, auch wenn ich Dir es nicht ſage, daß ich lieber, ohne Agathen zu ſehen, zu Grunde gehen würde, eh' ich es wagte, auſſer aller Faſſung und Ruhe zu ihr hinzuſtürmen, und dieß köſtliche Herz zu zerbrechen.

Und was habe ich denn bis jetzt gethan? Urtheile ſelbſt! — Ich bin in dieſe Stad

gezogen und habe mich beym alten Gärtner des * Kloſters eingemiethet, der mir ſein oberes Stockwerkchen mit der Bedingung gab, daß die Jalouſieen der Fenſter, welche nach dem Kloſtergarten ſehen, den ganzen Tag zugeſchloſſen bleiben, und übrigens die Miethe geheim gehalten werde; welches in einer großen Stadt, wo ich noch dazu von Stromberg en dem Miniſter S. empfohlen bin, gar leicht iſt. Von hier aus ſehe ich die Fenſter ihrer Zelle — und o ſo vernimm es dann, mein Freund — ich habe ihr himmliſches Bild ſchon dreymal erblickt! Aber das iſt auch alles, was ich gewagt habe! — Sie ſelbſt weiß nur, daß ich in der Stadt lebe; und Klothilde weiß nicht mehr, hoff' ich.

Der Garten iſt ungemein groß und prächtig. Und, den Gärtner ſollteſt Du kennen! Ein Greis, der keine Seele mehr auf Erden ſein nennt, nur von Brodt, Früchten und etwas Wein lebt, den großen Garten in der Regel allein bearbeitet — alles nach Agathens Vorſchrift anlegt, doch bey ſeiner Arbeit faſt von allen Schweſtern unterſtützt wird. Uebrigens ein wahrer Einſiedler, der

einen ſchönen Römerkopf mit freundlichen ſchwarzen Augen trägt, und mich ſchon am erſten Tage ſo lieb gewann als ich ihn. Ich lebe mit ihm und befinde mich herrlich bey ſeiner Koſt. Auch kennt er bereits meine ganze Geſchichte, ſo wie ich die ſeinige; und ich wüßte nicht, warum wir Beyde Geheimniſſe für einander haben ſollten? Denn er gleicht an eigner Heiligkeit einem frommen Mönche, aber an Duldung einem guten Weibe, und hat, bey aller Einfachheit ſeiner Bildung, doch zehnmal reichere Erfahrungen im Leben gemacht, als ich. Schweſter Agathe iſt ſeine Heilige. Er genießt allgemeiner Achtung und hat ſchon ſeit mehreren Jahren die Erlaubniß, faſt alle Schweſtern auf ihren Zellen zu ſehen.

Ich habe Klothilden am dritten Orte ſprechen dürfen. Ohne mit mir zufrieden zu ſeyn, nahm ſie mich dort mit einer enthuſiaſtiſchen Wärme auf. Wie heilig war mir alles an ihr — wie feyerlich empfieng ich den warmen Handſchlag, den ſie mir von

Ihr brachte! Für jetzt, ſagte ſie, ſey an keine Zuſammenkunft zu denken, da Agathe noch kränkle und ich ſelbſt mich erſt viel mehr ändern müſſe, als bis jetzt geſchehen. — Beſonders ſann ſie mir eigentliche Zerſtreuungen an, und verlangte, ich ſolle heitere, belebte und große Geſellſchaften aufſuchen. Es iſt nicht wohl zu begreifen, wie man mir ſolche Zumuthungen machen kann; und doch habe ich treuherzig alles verſprochen, und halte es auch. — Ich erfuhr übrigens, daß Agathe und Klothilde ſich jetzt faſt einzig mit dem Inhalte jenes eiſernen Käſtchens beſchäftigen, aus welchem ich einſt mein heiliges Manuſkript raubte.

Die arme Hündin! Man hat ſie nicht mehr im Walde gefunden. Klothilde hatte ſie auf Julchens Bitte an eine entfernte Freundin verſchenkt, damit ſie die Schweſtern nicht weiter erſchrecke; und nun empfindet ſie es tief, daß das treue Thier ſo jämmerlich umgekommen, und noch dazu vermuthlich von den Füchſen in ihre Höhlen geſchleppt worden iſt. Die Schweſter weiß es nicht.

Gestern habe ich, unter geheimen bittern Thränen, mich, und alles, was ich liebe, von Herzen nach Rom gewünscht. — Ich sah einen vielgereisten Mann, der mit schwermüthiger Miene ungefähr folgendes sagte.

„Wer die große Roma kennt — wer in der heiligen Stadt gelebt und geliebet hat, für den enthält die Erde wohl schwerlich mehr etwas Sehnenswerthes, als etwa — den Tod! Und gewiß lernt unter jenen ungeheuern Weltruinen der Mensch die Nichtigkeit des gemeinen Lebens schnell einsehen, und gern und leicht an den Werth der eigentlichen Menschheit und an die Fortdauer im Tode glauben, da es ihm, mitten im Hinblicken auf das um ihn her lebende kleine Geschlecht, doch ganz unmöglich scheint, daß eine so große Welt — deren Schatten sich hier über ihren Denksteinen zu unübersehlicher Größe vor dem Blick des Geistes ausdehnen — nicht auch jetzt noch, und ewig, viel freudiger und herrlicher fortleben sollte, als vormals, da sie irdisch grünte! Ja dort wird jeder würdige Menschengeist mit einer schmachtenden Sehnsucht sich hinüber wünschen zu jenen schönen

Riesengestalten, um mit ihnen zu leben in dem allgemeinen großen Tode."

Es war das Einzige, was er über Rom sagte, und seine Rede ergriff mich um so gewaltiger, da ich eben in dieser modernen großen Stadt mich von so manchen Zeichen der Kleinstädterey umgeben sah. — Doch rissen mich dieselben bald zu einer andern, für meinen Zustand vielleicht heilsamern Empfindung hin — zum Verdrusse.

Die Kleinstädterey nemlich äussert sich nach meinen Erfahrungen hauptsächlich in Bewunderung, Groß-, Selig- und Hochschätzung jeder gesellschaftlichen, gelehrten, Kunst-, Kirchen-, Militär- und Civil-Erbärmlichkeit. Und alles Lob des Erbärmlichen hat mich von jeher erbost.

Nun bin ich hier an verschiedene gute Menschen empfohlen, die es sich sehr angelegen seyn lassen, mir Dienste zu leisten. (Vor allen muß ich Dir dazunter Minchens Eltern nennen; ein sehr würdiges Paar, dessen Theilnahme mir innig wohl-

thut. Es ist der Seelsorger der hiesigen Protestanten; aber ich glaube nicht, daß irgend ein Geistlicher von der herrschenden Religion allgemeinere Achtung genießt, als er.) — Am meisten aber bemüht sich um mich der Doktor Lasch, ein berühmter Arzt, und in mehr als einer Hinsicht der unterhaltendste und gewandteste Gesellschafter, den ich jemals kannte. Er ist Strombergs Freund, und hat sich mir hier gleich anfangs als meinen Arzt, Mentor, Cicerone, Beschützer und Berather angekündigt. Und dieser war es, der mich gestern mit Gewalt auf ein öffentliches Haus schleppte, wo man großes Konzert, Ball und Souper hielt, und wo ich die obige Rede über Rom mit anhörte.

„Lassen Sie sich nicht so sehr vom Gesange jener römischen Eule verfinstern." sagte er, und schob mich in ein anderes Gesellschaftszimmer. Man muß sich nun einmal in dieser Welt an das Fade unsrer Gesellschaften gewöhnen — sonst überfährt zuweilen der Hauch Desselben, wie ein Oktoberwind im Julius, unsre Seele; und diese bekommt dann den Schnupfen, oder das Zipf-

chen ſchlekt ihr. — Wir wollen daher immer die mederne Welt ein wenig hüpfen und Kunſtſtücke machen ſehen. Es wird hier manches zu lernen geben."

Wirklich trafen wir im folgenden Zimmer einen ſogenannten Taſchenſpieler an, der zu den geſchickten gehörte. Er machte viele Kunſtſtücke zu unſrer vollkommenſten Zufriedenheit, verwieß aber immer auf das letzte, als das allerſchönſte und herrlichſte, wobey er den Teufel wolle im Zimmer herumhüpfen laſſen. Jedermanns Erwartung ward durch die Anpreiſungen des künſtlichen Mannes geſpannt. Endlich kam dieſes Kunſtſtück und — beſtand in nichts weiter als einem ganz gemeinen Speyteufel, einer Art von Feuerfroſch, der ein Paarmal im Zimmer umherſprang und dann elendiglich zerplatzte. Dabey geberdete ſich der Menſch wie närriſch vor Freude darüber, daß alles ſo gut reüſſirte.

„Aber lieber Freund" — ſagte der Doktor Laſch, und ſprach heimlich mit ihm — und wir alle ſahen uns verwundert an über

den elenden Geschmack des Menschen, der uns vorher die trefflichsten Sachen vorgemacht hatte.

„Sie haben nicht recht, (sagte jetzt der Doktor leise) wenn sie wieder auf Kleinstädterey rathen. Der Kerl ist und bleibt ein großer Mann. Aber die Sache verhält sich so. Er ist kürzlich ein rasender Liebhaber von der Feuerwerkerey geworden, und da er zufälligerweise bisher nichts hievon kannte, so glaubte er, auch wir hätten noch kein Petermännchen gesehen."

Gern möcht' ich Dir, lieber Freund, ein vollständigeres Bild von diesem Doktor Lasch und seiner seltsamen Art zu seyn, geben. Ich lasse ihn daher (so viel mein Gedächtniß vermag) fortreden; wobey Du jenes herrliche Talent bey ihm unterstellen mußt, sich einem Dritten, auch über die größte Gesellschaft, in deren Mitte, leise, deutlich, behend und sicher verständlich zu machen.

„Aber so ist es — (fuhr er fort, und trieb mich mit unwiderstehlicher Freundlichkeit

nach dem groſsen Tanzſaale zu) jede Lieblingsneigung des Menſchen wirft ſich gewöhnlich ſogleich auf ſeine edelſten Theile, hauptſächlich auf die Phantaſie, die dann die Farbe von jener tragen muß. So haben denn z. E. die Wechsler goldne, jedes liebende Mädchen roſenfarbige, die Jagdliebhaber meergrüne Phantaſieen — und ich wollte nur, daß Sie, mein Freund, in dieſer Behauptung einigen Sinn finden könnten! — In jedem Urtheil, in jeder andern Neigung kommt dann jene erſte wieder, und bleibt die vorherrſchende. — Ich habe einen prächtigen Bekannten, — dort unten ſchneuzt er ſich eben heftig — der kein anderes Laſter an ſich trägt, als daß er ſich eben ſehr häufig im Ton einer falſch geblaſenen Trompete ſchneuzt, und unter allen Gemüſen die italieniſchen Säbelbohnen am liebſten ißt, auch in der ganzen Stadt die einzig ächten zu bauen behauptet. — Neulich kamen wir auf Poeſie zu reden, und es gieng lange alles recht gut. Eh' ich mich verſah, behauptete er, das vortrefflichſte Gedicht ſey doch unſtreitig des Pfarrers Tochter von Taubenhain, von Bürger. Der Dichter habe darinn nichts

unterlassen, was zur Darstellung eines recht gemeinen, elenden Menschen gehöre, nemlich des Pfarrers; besonders aber habe er, mit unverkennbarer Absichtlichkeit, durch die Worte: „Bald als auf duftendem Bohnenbeet die röthlichen Blumen verblühten" der Schlechtigkeit und Abgeschmacktheit im Charakter des Pfarrers das Siegel der Vollendung aufdrücken wollen. Denn von einem solchen Menschen, der, statt Säbelbohnen zu bauen, die allerniederträchtigste Sorte, die rothblühende Feuerbohne ziehe, könne man schon erwarten, daß er die Erziehung seiner Tochter vernachlässigen, und zuletzt gar durch seine grausame Rohheit und Vierschrötigkeit einen Kindesmord veranlassen werde. — Alles dieß war sein völliger Ernst; und doch versichre ich Sie, daß der Mann übrigens nichts weniger als gemein ist. — Halt! Betrachten Sie einmal, ehe wir gehen, jene scheinheilige Physiognomie dort am Ecktischchen recht genau. Könnten Sie ihn für ein Mitglied dieser Gesellschaft halten, wenn er es nicht wäre? Er ist nur hier, um reichen und unglücklichen Spielern in der Geschwindigkeit bis morgen gegen fünf Prozente Pro-

vision zu helfen. Diesen halte ich für den Schlechtesten unsrer Stadt — und ich wette, daß er sich jetzt wünscht, z. E. den Durst aller Stadtarmen mit Heeringen, und ihren Hunger durch die Lektüre der besten Kochbücher stillen zu dürfen. Aber ich hoffe, daß endlich nächstens die Gewitter der Gerechtigkeit mit Blitzesschnelle in sächsischen Fristen über ihn hereinbrechen werden! — Uebrigens treibt er einen ausgebreiteten Reliquienhandel, und Sie können sicher seyn, wenn Sie heute seine Bekanntschaft machen, daß er Ihnen morgen eine Kralle des ägyptischen Würgengels, oder das linke Ohr des heiligen Johannes in duplo anbietet. Schade nur, daß ich Sie so lieb habe; sonst fienge ich sogleich ein Gespräch über Religion mit ihm an! Er thut, als hätte er in jedem Sterne des Himmels privatisirt, und als kennte er alle Wächter und Viertelsmeister in der Stadt Gottes von Person. Kurz, der Kerl ist ein Teufel — aber freylich ein moderner Teufel — ein Teufel mit Schnürstiefeln und einem Haarbeutel zwischen den Flügeln. — Nun, nur herein in den Tanzsaal! Wir kommen gerade zum interessantesten Augenblick. Die

Geſellſchaft hat erſt eben angefangen, tanzt alſo noch am ſchlechteſten und vergießt ihren lange verhaltnen erſten Schweiß. Ich mache dann immer Naſe und Augen weit auf und ſtecke die Finger in beyde Ohren. Giebt es etwas Intereſſanteres? — Wie überall der Kerzendampf wogt, und das Bißchen Luft von der Gluth elektriſch durchzittert wird! — Gewiß, unſre Tänze ſind doch ächt komiſch, zumal wenn man dabey von aller Muſik abſtrahirt! — Und wie gemüthlich ſitzen an den Wänden umher die Müden und die Hoffenden, und beſonders jene vornehme neugierige hübſche Menſchenklaſſe, die lieber mit Kutſchen und Pferden einherſtolzieren will, als mit Gedanken, — weil letzteres ſchwerer iſt — und die in der ganzen Welt, hauptſächlich aber in unſrer großen Stadt täglich größer wird. — O ſehen ſie doch das ſuperbe Geſicht, gleich dort, im grau und rothen Ballkleide! Wie ſittſam ſie herüberſchaut! Sollten nicht dieſe keuſchen Züge den Priap ſelbſt vermögen, daß er noch heute hingienge und würde ein tugendhafter Mönch? — Und nun thut ſie plötzlich den ungeheuern Luftſprung! Auch iſt ſie würklich die neueſte Ge-

liebte des alten Wollüstlings, mit dem ſie tanzt. — Betrachten Sie ihn — jetzt ſieht er auf der andern Seite — ein Lazarus an Geſundheit, ein Krösus an Schulden und dabey immer noch ein wahrer Salome an Zärtlichkeit! — Gott bewahre! (zu einem, der ihm ins Ohr flüſterte) Ich ſpiele heute nicht — doch — auf zwey Laubthaler will ich mich engagiren — hier ſind ſie — höher, wiſſen ſie, gehe ich nie! — Daß doch die Menſchen ohne das verdammte Spiel nicht leben können! — Guten Abend, Herr Landrath. Ja freylich ſollen Sie die Pillen fortnehmen! — Sieh da, Herr Vetter Kriegsmann! Lieber *, Sie ſehen hier einen angehenden Säbelſunker, dem eben ſo wenig graut, wenn er einen blutrothen Geiſt auf einem pechſchwarzen Pferde reiten ſieht, als wenn ihm der Schwarze ſelbſt auf einem Gaul von Scharlach entgegentrabt. — Wie befehlen Sie, ſchöne Frau? Allerdings werde ich zürnen und die Kur um acht Tage verlängern, weil Sie ſich unterſtehen, hier zu ſeyn! — Morgen um acht Uhr, Herr Hofrath! — Beſter *, wir dürfen nicht zu lange ſtehen — ſonſt giebt

es gleich Geſchäfte — und Sie ſehen wohl, daß ich eine wahre Stadtklatſche bin! — Nein, wie mich dieſes Weib ärgert, die da eben ſo ſchön um Verzeihung bat! Der kleine Teufel martert einen guten Mann zu todt und iſt aus bloßer Eiferſucht und Bosheit hier, wo ſie ſich ſelbſt den Tod holen kann. Und wie ſanft ſie thut und redet! Worte ſind's, und weiter nichts! — O mein Freund, wenn doch nur die Menſchen, gegen ihren Arzt wenigſtens, nicht durch Scheinhandlungen und Worte, ſondern durch wirkliches Seyn ihren innern Gehalt ausſprechen wollten! Sie glauben nicht, wie gram ich ſchon ſeit langer Zeit allen Worten bin! Worte ſind für mich, ſelbſt in der Poeſie, nur noch wohlfeile und angenehme Schleichhändler, in der Proſa des Lebens aber offenbare Spitzbuben und Giftmiſcher; denn ihr Getön kann nicht machen, daß die Diſtel mich weniger ſticht, wenn ſie ſich „Veilchen" nennt, noch, daß eine Tantippe mit gelaſſener antwortet, wenn ich ſie „Minchen!" anreden muß. — Apropos! Da unten fixirt uns ein grundreicher Mann — wiewohl man eigentlich nicht von ihm ſagen kann, daß er

Geld hat, ſondern nur, daß das Geld ihn hat. Er will noch dieſen Abend Ihre Bekanntſchaft zu machen ſuchen, und prätendirt übrigens, ein ganz geheimer loſer Spaßvogel zu ſeyn; ſeine Späſſe liegen aber alle ſo verſteckt, wie England auf der Karte von Großbrittannien. Doch ich will Ihnen ſeinen Witz nicht verdächtig machen; denn es iſt wenig Spaß dabey, wenn man einem anonymen Schriftſteller einen Spitznamen anhängen will. Indeſſen, Eine Tugend ziert ihn wirklich in einem zum Todtlachen hohen Grade — die Höflichkeit und Artigkeit. Er vergißt ſich in dieſer Rückſicht niemals, wie ſchon ſeine glatte Friſur und die knappen Strümpfe beweiſen — und ich glaube, ſelbſt wenn er beſoffen unter den Tiſch fiele, würde er ſo ruhig dort liegen, und noch ſo artig ausſehen, wie der „Chevalier qui s'est retiré du monde." — Gleichfalls, Herr Sanitätsrath! — Stellen Sie ſich vor, dieſer anſehnliche Herr Sanitätsrath iſt mein kleiner Pathe — und gewiß ein recht hübſches Pathchen, welches vier und vierzig Jahre älter iſt, als der Herr Gevatter! Nemlich ein kurioſer Arzt, der mich bat, ihn aus dem Stamme Juda herüber

in die Gnade von einigen meiner gewiſſens-
ſcrupuloſeſten Kunden zu heben, die ich ihm
mit Freuden einband. Er gehört zu unſern
hieſigen Dichtern, und iſt auch in Proſa ein
toller Kauz, der ſich beſonders auf jede ihm
willkommne Hypotheſe mit einer faſt alle an-
dern Behauptungen ausſchlieſſenden Heftigkeit
wirft, ſo, daß Sie, falls er z. B. die Präada-
miten einmal in Schutz nimmt, die größte
Mühe haben, ihn zu überzeugen, daß auſſer
den Präadamiten doch nachher auch noch ei-
nige andere Leute gelebt haben. Dieß ſcheint
poetiſche Anwandlungen zu beweiſen; aber
leider gehört er doch nur zu jenen ſogenann-
ten, oder eigentlich nicht ſogenannten Dich-
tern, die niemals zu einer officiellen Exiſtenz
gelangen können, deren ungeſetzlichen Namen
man nur anführt, um ihn zu widerlegen, und
die, wegen ihres ungewiſſen Schwankens zwi-
ſchen Scheinen und Nichtſeyn, jedem Zeital-
ter der Dichterwelt ſelber als Präadamiten
vorangeſetzt werden könnten, wenn dieſe Be-
nennung nicht gerade ſo viele poetiſche Ideen
erregte, als jene guten Leute zu erſticken ſu-
chen. — Ach, da bewillkommt ſich ein Braut-
paar! Es ſind zwey gute Menſchen. O ſehen

Sie doch — wahrlich, ſie wollen einander treu ſeyn, bis die Zeit kindiſch wird und ſtirbt — einen ganzen deutſchen Reichsprozeß lang wollen ſie ſich lieben! — Bravo, ſie ſtoſſen die Gläſer zuſammen! Das war ein recht herzlicher Trunk, tief, wie ein Ziehbrunn! Er galt der Treue — da ſoll der Wein nicht in Tropfen geſchlürft werden, ſondern Wellen muß er ſchlagen im dürſtenden Munde. Nun — möge auch mit jeder Blutwelle Eurer Herzen die Liebe ſich erfriſchen! — Ach, mein Freund! (Er zog mich in ein abgelegenes Fenſter und fuhr, wie plötzlich aufblühend, fort) Sie haben ein fühlendes Herz — Ihnen ſey es vertraut, daß ich einſt unausſprechlich glücklich war! Einſt, ehe mein treues Weib ſtarb, und ehe ich dieſe ausgebreitete mediciniſche Praxis erhielt! Aber ſeit einem Jahre hauptſächlich raubte mir dieſes unglückliche Metier faſt alle Ruhe des Herzens. Die Ueberzeugung, daß das Menſchenleben, deſſen himmliſchen Werth ich ſelbſt einſt kannte, ſo koſtbar iſt — und die Betrachtung, daß dennoch der Menſch oft ſo muthwillig ſein Leben vergeudet, ja recht gegen die Springfluth ſeines Lebensfluſſes dem Todesmeere zu-

ſteuern will, und dagegen jeden vorgezeichneten Pfad zur Lebensbeſſerung nicht ſchneller verfolgt, als eine junge Schnecke zur Schule eilen würde — die Ueberzeugung, daß ich ſelbſt ſo vielen von dieſen armen Menſchen, aus eigner Unwiſſenheit, Nichtskönnerey, Unbeſonnenheit, Trägheit und Furcht, täglich wenigſtens zehnmal Gift verordne — und daß ihre eigne Unart und Bosheit noch andere zwanzigmal meine redlichſte Heilung in Vergiftung umwandelt — o dergleichen finſtere Betrachtungen — die meine Cöleſtine mir nun nicht mehr aus der Seele fortzulächeln vermag — werden mich gewiß noch zum Menſchenfeinde und Selbſthaſſer bilden — was am Ende jeder ängſtlich rechtſchaffne Mann werden muß, welcher das Unglück hatte, dieſen Stand zu wählen. — Glauben Sie mir, ich bitte Gott zuweilen recht innig um meine Befreyung aus dem Kerker dieſes Lebens — und ach, wenn Du mir noch heute jenſeits winkeſt, theure Cöleſtine — mit tauſend Freuden werde ich Dir folgen — ja, gern, gern werde ich kommen —"

„Ganz wohl!" ſagte hier ein Marqueur,

der indeſſen bona fide den Doktor zu einem adlichen Punſchtiſche invitirt hatte — und der gute, geplagte Mann wußte nun nicht, ob er zum Lachen oder Weinen befugt ſey.

„Es iſt aber ein eignes Schickſal, (ſagte er, als er ſich wieder erholt hatte und weiter mit mir fortſtrich) daß faſt alle meine Gedanken an den Tod zuletzt ein komiſches Ende nehmen; weßhalb ich mir auch ſchon oft ſelber ein leichtes, luſtiges Ende prophezeyht habe. — So bin ich unter andern mit der Gewohnheit behaftet, (die übrigens vielen Menſchen eigen iſt) daß ich mir zuweilen mein Abſterben recht lebhaft vorſtelle, die Nachricht davon an den Schreibtiſchen meiner Freunde und Freundinen erſchrocken mitleſe, zu meinem Sarge hintrete, mich bey der kalten Hand ergreife, mir die Augen trocknend, ausrufe: „Guter Doktor — da liegſt Du nun — o, Du warſt doch eine redliche Seele!", und unter dieſen Vorſtellungen endlich mit den anweſenden Leidtragenden über meinen eignen Tod ſelbſt ganz erbärmlich zu weinen anfange, ſo, daß auch dieſe ganze Operation ſich natürlicher Weiſe ſtets mit einem lauten Gelächter über

meine seltsamen Thränen endigt — die übrigens vermuthlich bloß durch das Mitleiden mit den um mich Leid tragenden Freunden erzeugt werden."

Nun, August — um kurz von einer Sache zu reden, die Du vielleicht schon errathen hast — mein Doktor ist niemand anders, als jener gute Reisende, dem ich nahe bey Liebenstein Wein und Manuskript abstahl. Er machte eine Reise nach B., wohin ihn ein hoher Kranker beschieden hatte. Mit einem herzlichen Kusse hat er mir alles verziehen, was ich damals begieng.

Demnächst finde ich, bey näherer und pflichtmässiger Erwägung seines letzten Satzes, daß ich selbst ebenfalls mich schon öfters im Geiste an meinen Sarg hingestellt, meinen Tod ganz erschrecklich bedauert, und zuletzt auch wirklich zu weinen — so wie hinterher zu lachen angefangen habe! — Ja — ich will Dir nur alles gestehen — ich glaube sogar, daß ich nicht, wie der allzugütige Doktor glaubt, aus Mitleiden mit meiner leidtragenden Trauerversammlung, sondern aus

innigem Bedauern des höchſttraurigen Sterbefalls ſelbſt, und alſo recht einzig und eigentlich über meinen eignen Tod geweint habe.

Ob nun dieſs etwa ein Kennzeichen eines ausgezeichneten Thoren, Egoiſten, Grobians — oder nur eines beſonders weichen Gemüthes iſt — ob ich etwa meine eignen Thränen wirklich verdiene? (welches mir allerdings wohl zu gönnen wäre) u. ſ. w. — Das alles ſey einzig Deiner Beurtheilung anheim geſtellt! — Aber greife bey der Gelegenheit einmal in Deinen eignen Buſen.

So iſt denn mein Doktor ungefähr. Im Aeuſſern hat er viel von der franzöſiſchen beſtimmten, kalten und geſchwinden Gewandtheit, die wohl am leichteſten bey Aerzten officiell und officinell wird. Bey näherer Kenntniß erſcheint eine große menſchliche Wärme und viel deutſches, tiefes Gemüth. — Er hat eine Menge Gewohnheiten an ſich, die, auch zum hundertſtenmal angeſchaut, noch komiſch erſcheinen. — (So wie es auch Sätze giebt, die, zum hundertſtenmal wiederholt, noch Lachen, wenigſtens ſtilles Lächeln erregen.

Z. B. der ſchöne Satz von Friedrich Schlegel: „Wer etwas Unendliches will, der weiß nicht, was er will. Aber umkehren läßt ſich dieſer Satz nicht.“) Uebrigens liebt er (was mich ſtets gleich Anfangs für einen Menſchen einnimmt) Muſik, Kinder, Weiber und Blumen — und letztere beyde, wie er ſagt, von der üppigen Roſe herab bis zur Fenſterblume an der gefrornen Scheibe, mit Innbrunſt. — Er malt freylich (mit Worten und ſelbſt in Oel) gern das Groteske, und hat unter andern, als ſatyriſches Gegenſtück zu einem ſchlechten, aber in England geprieſenen engliſchen Kupferſtiche, ein Bild verfertigt, welches die Schwermuth vorſtellt. Sie ſitzt mopsartig da — in einem fürchterlichen Gewande von Bley, das ihr überall die größten Schwielen und Geſchwulſte zieht — und lehnt ihren Kopf an die breite Schulter der Geduld, die im Schaafspelze mit einem ungeheuer dicken Bauche daneben ſitzt, eine Priſe nimmt und auch zu gleicher Zeit das zwiebeläugige Mitleiden angähnt, welches ſplitternackt daneben ſteht und koloſſale Thränen in ein mit dem Buchſtaben M. nro. 11000.

rothgezeichnetes Schnupftuch herniederflennt. — Ein Bild, das die Engländer ſelber wieder für eine große Summe kaufen würden, zumal wenn einer ihrer Karrikaturmaler ihm durch ſeinen Namen noch die National-Aicho aufdrückte! Dieß alles ungeachtet, verſichre ich Dich, daß der Mann unſchätzbar iſt! Aber — hätte er wohl mit aller ſeiner Güte die geſtrige Geſellſchaft mir genießbar machen können?

Nein — glaube mir, ich arbeite redlich am Frieden meiner Seele; aber ich kann nichts mehr um mich her ſehen, was das Gepräge des Wohlſtandes und Wohllebens trägt, ohne im Innern wenigſtens die peinlichſte Angſt zu fühlen. — Dieſer Kloſtergarten iſt mir noch viel zu blumenreich — das Laub will nicht fallen, und die Umgebungen dieſer Stadt ſind noch ſo friſch, grün und üppig — ich fürchte mich, all den ſchönen Wäldchen und Baumgruppen zu nahen — mir iſt, als müßten dort Geiſter der Wolluſt und Gedanken der Unzucht wohnen! — „Wozu all dieſer köſtliche

Schmuck, o freygebige Natur — (rufe ich zuweilen aus) wenn du doch zwey Seelen, die du nicht zu trennen vermagst, um ein ganzes himmliſches Menſchenleben ſo grauſam betrügſt?" — Du ſiehſt, Freund, wie weit es mit mir gekommen iſt. Doch kehrt dieſe läſternde Verzweiflung nur noch in ſeltnen Momenten bey mir ein — das Härteſte iſt wohl überſtanden. Nur jene Angſt fühle ich noch oft.

Dagegen habe ich einen Spaziergang nach dem Gebirge zu entdeckt, der mir beſſer zuſagt, und den ich Dir beſchreiben muß. — Es iſt ein enges, ſchwarzes Thal, wohin kein Vogel mag, in deſſen Schlüften nicht einmal die Stimme der liebeſeufzenden Echo eine Wohnung fand. Oben am Gebirge wird es zum ſchutternden Sumpfe, der bey jedem Fußtritte Blaſen voll ſchädlicher Luft auswirft. Ein ſeltſam kränkelndes Eichengeſchlecht, mit Knoten, Mißwüchſen und Galläpfeln bedeckt, hauſet dort, alles in Nacht hüllend, und zieht ſein ungeſundes Mark aus dieſer Peſtbeule der Erde. Im übrigen trägt das Ganze hier überall noch

Spuren von den Verheerungen eines heißen Sommers. Oben erklimmst Du einen ausgedörrten Bergabhang, wo nur die weißstämmige Trauerbirke zwergartig wächst, und wenige Dornen aus dem verhärteten und ausgebleichten Sande kümmerliche Nahrung stehlen. Weit umher blüht nur noch einzelne ärmliche Haide — dazwischen steht hie und da die purpurne Blutnelke — und Zweige von halbverbranntem Bergquendel duften noch an den Schärfen des öden Gesteines. Unten wandelst Du am Rand eines ausgetrockneten Baches hin; da summen ungeheure Insektenschwarme bey ihrem Mahle von den kleinen im Moder verschmachteten Fischen, die einst unter allen nun entblößten Erlenwurzeln des Ufers in kühler Wasserhöhle schwelgten.

Schon zweymal saß ich hier mitten über dem Sumpfe auf einem alten Baumstrunk, und weinte bitterlich, aber aus vollem Herzen — und kehrte gebessert heim. — Ja, dort wehen immer leise Todesmelodieen — gern ergießt sich dann die Thränenquelle meines Innern — und wohl dem, der im sanften Rieseln solcher Thränen hinüberstirbt!

Minchens Vater sucht mich zärtlich von diesen Gängen zurückzuhalten; insgeheim aber fühlt er wohl, daß sie mich innig laben müssen. — O das ist ein lieber, engelreiner Mann, bey dem ich es niemals fühle, daß der sogenannte Religionslehrer im Grunde der Uebersetzer eines Werks ist, dessen Original größtentheils noch nicht im Manuskripte existirt. Dieser Prediger erscheint vollkommen intolerant, wie ein heiliger Geist, in allem was ihm als Wahrheit und Religion einmal einleuchtete — und doch ist er gegen alle Sekten die Duldung selbst. „Von jeher (hörte ich ihn neulich sagen) war auf Erden nichts unerträglicher, als die Religion der verschiednen Kirchen — und nichts trüglicher, als jede Kirche der sogenannten verschiednen Religionen.“ — Mit Künstlerkraft hat er sich in des Lebens tiefste Geheimnisse eingerungen. Er liebt es, fast immer — und selbst bey Kranken — Gesetz zu predigen; aber, wann nun von diesen ewig heiligen Lippen ein seltner Klang des Evangeliums und der Barmherzigkeit ertönt — o dann zerschmilzt ihm gegenüber jedes Herz in Reue- und Wonnezähren! —

Ich finde jetzt immer mehr Sinn und Wahrheit in dem Satze, welchen Hermilia in meinem heiligen Mährchen sagt: Ein Mensch kann Religion lehren durch das, was er ist, ja durch die Bilder und Züge, womit sein Antlitz begabt ist — aber nicht durch das, was er spricht, nicht durch die armen, rohen, hallenden Worte der Erde.

Neulich war ich bey ihm, als zwey bedeutende Reisende, die ihm empfohlen, und anfangs sehr willkommen waren, sich zufällig dort trafen und einen äusserst heftigen Streit über die in Berlin zur Frage gekommne Vereinigung der jüdischen mit der christlichen Kirche begannen. Der Eine — ein höchst dummes Glied der Katholischen Kirche — hatte schon den ganzen Abend den Andern — einen in Humanität und Aufklärung völlig ersoffnen, faden Lutheraner — anzupredigen gesucht. Dieser, um jenen endlich zum Schweigen zu bringen, warf ganz nachlässig den Satz hin: caeteris paribus würde er selbst ohne Bedenken zur jüdischen Religion übertreten. Jener, der doch Vögel fangen wollte, kanonirte schnell mit Knittrin drein,

und fieng gleich in solchen Sätzen an, wie: Daß die Juden ihre Todten vor'm Begraben mit heissem Wasser brühten, Spitzbuben seyen, noch vor Kurzem Menschenfleisch gegessen und mit den Zigeunern funfzig Jahre unter der Erde gesessen hätten u. s. w.

Mein Geistlicher sagte kein Wort weiter als: „Schämen Sie sich beyde!" Er lächelte sogar augenscheinlich zu diesen Worten — aber — ihre Würkung vermag ich Dir nicht zu beschreiben! Es lag allerdings Etwas in seinen Mienen, was die Unverschämten an die Verhältnisse des Gastrechts und an seinen ehrwürdigen Stand erinnern mußte — auch hatte Keiner das Herz, heute nur ein Wort weiter über Religion zu sagen; allein die Ansicht des Effektes in der Sache selbst wird mir ewig merkwürdig bleiben. Der fanatische Abergläubige fühlte erschrocken sich mit aller tiefen Verachtung gebrandmarkt, die er in diesem Augenblicke zu verdienen sich selbst gestehen mußte; durch die Brust des ungläubigen Indifferentisten rollte ein Donner des unbezwingbaren Gewissens, vor welchem der Feige sichtbar erbebte; — und nun, in

ihrer Mitte ſtand ein Menſch vor mir, der in dieſem Momente keiner mehr war, und ſandte einen Blick zum Himmel — eine Geſtalt ſah ich, ſchön und glorreich, deren himmliſchglänzende Züge mein Herz unter heiligem Erzittern alles das fühlen lieſſen, was Religion iſt.

Gute Gottheit! Wann einſt der Strudel irdiſcher Aufklärung die letzte ſüſſe Glaubensidee gefaßt, und in den bodenloſen Abgrund des Unglaubens gezogen hat, und nun der verzweifelnde Menſch hoffnungslos ins Grab ſinken muß: dann ſende noch einmal aus des Himmels Höhen dieſe göttliche Prieſtergeſtalt in tauſend gnadenvollen Bildern über Deine Erde — und ihr edelſtes Geſchöpf wird wieder grünen und aufblühen zu ewigem Leben!

Morgen werde ich ſie wiederſehen, Auguſt!

Ich habe ein unſchätzbares Kleinod erlangt — einige Zeilen von Ihrer Hand! —

Wenn ich sie so vor mich halte, und zehnmal an's Herz drücke, und nun betrachtend davor sitze im dunkeln Schatten des schönen Baumes, der seine Zweige mit gelblichen Blättern bis zu meinem Fenster herein streckt — da umweht es mich in Schauern, wie Melodieen einer heilig fernen Zukunft, und zugleich wie Dichtergesang aus schöner Vorzeit. — Ist denn dieß alles, was um mich her sich begibt, wirklich wahr?

„Meine gute Klothilde (so schreibt mir die Engelshand) fürchtet, dem Freunde eine Nachricht zu geben, die er doch erfahren muß — und erlaubt auch nur mit Besorgniß, daß ich diese Nachricht ihm sage. — Ich selbst thue beydes ohne alle Furcht, weil ich fühle, daß der, den ich in jedem Augenblicke meines Lebens, bis zum gegenwärtigen, treu fortgeliebt habe, mich unmöglich mißverstehen kann. — Wir wissen, daß die Urkunde zur Aufhebung dieses Klosters schon ausgefertigt ist, und nächstens uns bekannt gemacht werden muß. Eine einzige junge Schwester fühlt sich noch zu fest gehalten von den Banden einer irdischen Liebe, um

nicht dieſer Einladung der weltlichen Obrigkeit zur Ehe Folge zu leiſten. Wir übrigen alle haben bereits den beſtimmten Willen erklärt, in treuer Anhänglichkeit an unſer Gelübde ferner vereinigt zu leben, und wir hoffen, man wird uns dieß gewähren. — Wie ſelig — wie überſchwenglich froh fühle ich mich doch noch in dieſem Leben — in dieſer ſüſſen Zeit, wo Deine Nähe, geliebter Freund, mich in tauſend ſchönen Bildern umgiebt! Meine Ruheſtunden ſind goldne Jacobsträume, und all ihre auf- und niederſteigende Engelsgeſtalten reichen meiner fröhlichen Seele die Blüten und Palmzweige unſrer Kindheit entgegen. — Iſt es möglich, daß meinem Freunde nicht eben ſo innig wohl ſeyn könnte, wie mir? — Nicht lange mehr entziehe mir den werthen Anblick Deiner Geſtalt. Doch verzeihe dieſen dringenden Wunſch — deſſen Urſachen ich, auſſer Dir, keiner menſchlichen Seele entdecken werde — verzeih ihn der Freundin, die ja nicht weiß, wie ihrem Freunde zu Muth iſt, aber feſt an ſeine Kraft und ſein Gemüth glaubt."

Klothilde ſank mir troſtlos an's Herz, als ich dieſe Zeilen geleſen hatte. „Die letzten Worte des Briefs ſind es, (ſtöhnte ſie) die mich mit ſo bitterm Schmerz erfüllen. O meine Schweſter iſt gar nicht wohl! — Ihr Leben iſt ſo leicht aufzulöſen — ſo ruhig geworden — es gleicht einer ſanften Melodie, die, wie in der Muſik, ſich bey jeder beugenden Veränderung zu jenem hinſterbenden Falle neigt, in welchem ihr ſchönes Herz vergehen wird."

Sie verlangte von mir brüderliche Mittheilung über den Zuſtand meines Herzens und meiner Faſſung. Ich geſtehe Dir, — was ich bis jetzt noch nicht zu thun g'wagt habe — daß ich Agathens Nachricht ſchon früher vom Miniſter S. wußte. Ich geſtehe Dir auch, daß ich ſeit dem nicht das war, wofür die gläubige Geliebte mich hält — ſondern daß ich, ohne wirklich zu hoffen, doch zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung, Reſignation und Trauer herumſchwankte. — Auch jetzt ward dieſer Zuſtand merklich an mir — Agathens Entſchluß fiel mit betäubender Kraft über mein Weſen, und ich

wünschte mir übermenschlichstarken Muth, um nur die arme Schwester nicht zu erschrecken.

„Ich bin gegenwärtig gar nichts.“ (sagte ich endlich) Aber, lassen Sie mich das theure Eigenthum sehen, das ewig mein war, und ist, und seyn wird! Sein Anblick wird und muß mich zu all dem erheben, was bey der Gebrechlichkeit des Menschen noch gut und herrlich seyn kann. Ich fordere meine Geliebte von Ihrer Hand, und schwöre, daß ich ein Mann seyn werde.“

Sie antwortete mir mit neuen Thränen und nannte mir den morgenden Tag. Morgen werde ich sie wiedersehen! Die Erlaubniß dazu ist längst ausgewürkt.

Der heutige Abend wird immer schöner und heiliger!

Ich befand mich diesen Nachmittag jen-

seits des Stromes an seinen hohen Felsenufern, wo ich mit Freunden und Bekannten die Rebenlaube eines in der köstlichsten Luft hängenden Weinberges bewohnte, in dem man weite und entzückend schöne Aussichten genießt. Um uns her waren alle Felsenmassen von der milden Oktobersonne so sanft erwärmt — alles Laubwerk mit seinen braun-, roth-, gelb- und grünen Schattirungen schimmerte uns so still und sonnig an, daß jedes Herz froh ward. Wir tranken süssen Most. Es waren mehrere zärtliche Paare, liebenswürdige Frauen und prächtige Männergestalten dort. — Ich glaubte unter Italiens glückseligem Himmel zu athmen. — Leise Küsse hörte ich rauschen, und die Blumenkränze zärtlicher Umarmungen umzogen mich — eine liebliche Jugend war ausgeschifft in das Reich der Liebe und Freundschaft — aber jede ihrer Landungen deckten die Grazien. — Seit langer Zeit habe ich nicht so innige, reine Freude gefühlt, als über das Glück dieser lieben Versammlung. Selig saß ich da, und schaute oft hinab auf die hohe schwarze Kuppel der *Klosterkirche. „Morgen!" sprach ich leise zu mir — und ihre Gestalt war bey mir, und ich wandelte mit ihr

Hand in Hand unter Elysiums balsamduften-den Hainen!

Wie wohl ist meiner Seele in diesen Stunden der Nacht! Ja, alles verkündigt mir in leisen Klangen ihre Nähe — mein Frühling bricht wieder an!

Wie seltsam kommt mir doch jetzt die Vorstellung mancher Menschen von der Ewigkeit vor! Viele meiner Bekannten vermochten sich niemals des Gedankens zu entschlagen, daß die Ewigkeit doch aus gewissen Zeitmonaden bestehen müsse — es möge nun deren eine, (etwa wie die Zeit meiner Trennung von Agathen) ein Paar Dezennien, oder ein Jahrtausend umfassen! — Das Leben der Ewigkeit ist in meinem Gemüthe so ganz verschieden von Raum und Zeit — es ist diesen Formen so gerade entgegengesetzt, daß mir jene Vorstellungsart unbegreiflich wird, indem ich fühle, daß ersteres die letzteren völlig aufheben muß.

Ich sah sie, August — und — da stand nur eine Minute lang die Zeit unsrer Trennung und die Veränderlichkeit unsrer Gestalten noch zwischen uns — es war kein bitterer Augenblick, auch kein eigentliches Streben nach Wiedererkennung — es war nur der Moment einer schönen, selig und vollkommen befriedigten Neugier. Aber, so wie sie den Geliebten zu sich winkte, so wie ich ihr im sanften Näherntreten ihren wohlbekannten Strauß entgegenhielt, und sie mir den meinigen — da blühten unsre Augen hell auf, und jede Minute und jede Gestalt eines langen schmachtenden Zwischenlebens schien uns im Nu so gänzlich und ewig weggeschwunden und vertilgt, daß uns auch nichts, nichts mehr unbekannt und neu vorkam, als die vier Mauern dieser Klosterzelle!

Und als ich nun vor ihr kniete, und die Heilige segnend ihre Hände auf mein Herz legte — und als ihre Liebe in Thränen so mild auf mich niederträufelte, wie das Manna von Kalabriens köstlicher Blumenesche fällt — da schwoll auf einmal die Ebbe meines verarmten Herzens von der Fluth ihrer allfüllenden Liebe

wieder mächtig auf, und ich blickte froh und selig in ihr verklartes Angesicht.

Ach, und da vernahm ich die ersten Laute der geliebten Stimme wieder! „Theurer Freund! (sprach es sanft herüber) Könnt' ich Dich noch inniger lieben, als vormals, so wär' es in dieser glückseligen Stunde." — Labend flossen die süssen Töne in mein Herz, wie das himmlische Oel der Barmherzigkeit!

Wir dürfen uns öfter sehen, bester Freund! — Doch — wie ist es möglich, daß ich hier sitze! Fort, auf die höchsten Berge will ich, und der Welt verkündigen, daß ich sie wieder habe! Lebe wohl!

Sechſter Brief.

* * am 13. Oct. 1805.

Schon iſt ſie über uns hingebrauſt, die Heereswolke der ſiegenden Franken — ſchnell und gnädig! — Gleich einem ſchweren Gewitter überzog ſie nur flüchtig dieſe Thäler und eilte, elektriſch angezogen, dem Hauptgebirge des Vaterlandes zu, um das Zitternde brünſtig in die Arme zu nehmen.

Manche glauben dießmal, ohne zu wiſſen, warum, an einen Rückzug. Ich nicht.

Ja, Du biſt dahin, mein Deutſchland! Du Reich der Menſchlichkeit — du Vaterland der Treue! Schwermüthig ſchleicht deine Zeit ihrer Ruhekammer zu. Nach deinem Rieſenfalle wird die Erde nichts Staunenswürdiges mehr ſehen. — O wer wünſcht ſich nicht

aus dieser öden, herbstlichen Zeit wieder hinweggerückt, wie die heimkehrende Schwalbe, in den Frühling der Vorwelt!

So sey dann der Welt gegrüßt, Du Stern des Abends! Möge dein blitzendes Licht sie erwarmen zu neuer, reinerer Menschlichkeit!

Ganze Geschlechter und Nationen vergehen — aber mit den Gedanken ihrer Schönheit und ihres Werthes schmückt sich, wie mit unverwelklichen Blumen — die Geschichte! — Zum Gedanken muß das Ganze hin; aufwärts und fort, endlos vorwärts streben alle Sprößlinge der Zeit, wenn gleich ihr Ursprung und ihre Sitte ewig alt ist. Und vor uns glimmt ja in immer noch mitwachsender Ferne das Licht jenes großen Abends, an dem (nach dem lieblichen Vorbilde des längsten Sommertages am Nordpol) einst der Schein alles Zeitwechsels verlischt, um plötzlich zur Wirklichkeit eines unauslöschlichen Frühroths wieder aufzuflammen.

Und ich Wurm — ich sollte mich giftig

erheben und stämmen gegen eine einzelne Begebenheit in dem ungeheuern Strome? — Nein, mir ist wohl, seitdem ich sie wiedersah.

Sie hat es gesprochen, das finstre Wort, das sie keiner menschlichen Seele entdecken wollte, als mir — sie hat es gesprochen — und nun — ist doch alle meine Fassung wieder dahin!

Gestern war ich bey ihr, und zwischen uns lebte wieder so ganz die alte Traulichkeit, wie einst droben in der lieblichen Kindheit. Meine Wünsche schmiegten sich, wie ehemals, an die ihrigen, und in jedem meiner neugebornen Gedanken lebte auch schon ihre ganze Seele. — Da bat sie Klothilden, uns einige Augenblicke allein zu lassen, und als die Schwester hinaus war, ergriff sie heiter meine Hand. „Ich vertraue ganz Deiner Stärke, (sprach sie mit einem Blicke, der mich über alles Menschliche hinaus hob) und ich weiß, daß Du es

in dieser heitern Stunde erträgst, wenn ich Dir jetzt die Deutung der letzten Worte meines neulichen Briefes gebe. Ich fürchtete nicht, daß Du mich verkennen, oder von mir glauben würdest, ich sey in meiner Liebe erkaltet und wollte Dich um's Leben betrügen. Aber mich rührte neulich Deine irdische Gestalt so innig, und Du hiengst wieder mit so voller Liebe an der meinigen, daß ich jenen geheimen Wunsch in uns zu ahnden glaubte, welcher nicht lebendig werden darf, weil Gott und seine Heiligen ihn versagen. — Vernimm es — und tröste Dich, wenn Du mich treu und ewig liebst — : ich habe die Zeit meines übrigen Erdenlebens nicht mehr nach Monathen zu berechnen, sondern nach Tagen — vielleicht nach Stunden."

„Stärke ihn!" rief sie aufblickend, als meine Thränen sich wie Quellen ergossen, und ich niedersank und jammernd zu ihr aufsah. Da schaute ich jenen Blick — den Klothildens Kunst in ihrer Auffahrt aus dem Grabe darzustellen versucht hat — zu lichtem, seligem Leben aufgeblüht — und ich stand

empor, und umfieng voll Sehnſucht die gläubige Geſtalt, und meine Blicke ſchwangen ſich, vom Troſte beflügelt, mit den ihrigen hinauf und durchblitzten ſiegend die Nebelſchleyer der Zeit.

„Und wann nun (ſprach ſie) dieſe Erdenhülle, wie Wolkendunſt in der Abendſonne, verträufelt, und meine lechzende Seele in beſſern Regionen gelandet iſt, und dort in Tropfen himmliſchen Aethers ſich berauſcht, dann, o mein Theurer, dann ſchmachte hienieden nicht nach mir, ſondern bleibe fröhlich in dem Ewigen, würke in der Stille für Güte und Schönheit, und ſey glückſelig im Andenken an das, was Du liebſt. — Sieh, mich wird keine Krankheit tödten — ſanft, wie mein Leben war, wird auch meine Verwandlung ſeyn; denn die glückweiſſagenden Zeichen hievon leben ſchon ſeit vielen Jahren in mir. (Sie legte meine Hand auf ihr Herz, deſſen Pulſe wunderbar ausſetzten.) Ein berühmter Arzt, dem ich zuweilen ſchreibe, hat mich deßhalb belehrt. — Aber den-

noch verſprich mir, ich bitte Dich, daß Du — ſo wie Dir Klothilde einen „frohen, freundlichen Gruß“ von mir bringen wird — mich dann nicht mehr ſehen, und — nicht zagen wolleſt vor dieſem geweihten Zeichen! Ich weiß auch, daß Du dann — wo ich nur noch einige Tage zu leben habe — ein Mann ſeyn, und alle Kraft aufbieten wirſt, um die arme Schweſter zu tröſten — und, möchtet Ihr Euch das ſeyn, was wir uns hier waren! — So ſollſt Du Dich denn Deiner blühenden Freundin noch freuen; aber, ſieh nicht die Sterbende — nicht die Todte. Auch laß Dir nicht bange ſeyn um Troſt für mich — denn ſieh doch, ich ſterbe ja täglich in dieſen ſtillen Mauern, und der Bruder des Schlafes iſt mein holder Freund geworden.“

Sie rief Klothilden zurück, umfaßte dann mit der heiterſten Freundlichkeit uns beyde, und weinte lange mit uns — aber auf ihren Thränen ſpiegelte ſich die Freude des Himmels.

Laß mich fort — hinaus in die unterge-

Heute Natur! — O es iſt doch höchſtklaglich! — Agathe! Mein Einziges!

Welcher irdiſche Kummer, ja welche Gewalt dieſer Erde vermag wohl der Dichtkunſt in ihrer Herrlichkeit zu widerſtehen?

Oft, wenn auf den Pfaden der Einſamkeit mein Leben in Thränen zu verquellen ſcheint — da hemmt ſich plötzlich ihr bitterer Strom — in mein Auge tritt wohlthätig und gaſtlich eine Freudenzähre, und ich blicke dankend zu der himmliſchen Macht auf, deren Gunſt mir

„Unvergängliches verheißt —
Den Gehalt in meinem Buſen
Und die Form in meinem Geiſt!“ *)

Unſterblicher, der Du dieſes Wort in ſchöne Herzen ſangſt, in deren Heiligthum es nun durch Ewigkeiten forttönen wird! O

*) Göthe.

wie warm, wie innig dankt auch Dir meine Seele für diesen Trost — für das, was Du der Erde gabst — für all jenen himmlischen Blumenschmuck, der aus der Tiefe Deines wahrhaft schönen Gemüthes für die arme Menschheit aufblühte! Dank Dir, für mich und alle, welchen der himmlische Aushauch Deiner Schönheit den Busen zu neuem Leben hob! Ja, Dir weihte ich schon so manche Dankesthräne, Du erhabner Mensch, Du seliges Kind der Phantasie! Wohl mir, daß ich Dich lieben darf bis zum Grabe und jenseits!

Ja, wahrlich, als die Götter diese Erde austheilten, sahen sie wohl voraus, daß jeder Mensch — der Landmann mit seinen Feldern, der Bürger mit seinen Gewerben, der Kaufmann mit seinen Schiffen u. s. w. — immer des andern Sklave, und der Fürst zuletzt der geplagte Knecht von Allen werden müsse. Da sprachen die Himmlischen: Einer soll doch, uns selbst gleich, über Natur und Seelen frey herrschen! — Und da geschah es, daß der allherrschende Genius

glorreich herniederfuhr in den Busen des Dichters!

Und was willst Du denn, unruhiger Stürmer? Warum vermagst Du die Sehnsucht deiner Sinne nicht zu besiegen? Warum zögerst Du, dein Leben als beschlossen zu betrachten? Ein Leben, das so reich an Freuden und Genüssen — so selig in der heiligsten Liebe war!

Still, armes Herz! Fühle doch redlich, was Du bist! — Was ward Dir auf Erden? Was verdientest Du? — Schliesse die Rechnung! Was kannst Du verlangen?

August, wie leicht findet sich das alles — aber wie schwer wird es dem Menschen, nun wirklich darnach zu handeln! — O, ich weiß herrliche Sachen! Wäre ich nur mehr!

Das * Kloster hat aufgehört zu seyn.

Es war das allerletzte in diesem Lande. Gestern hat man den Schwestern die Aufhebungsakte insinuirt. Sie hatten diese erwartet. Aber Eins kam unvermuthet, und fiel ihnen hart auf: sie müssen binnen zwey Monathen ihre Zellen räumen und auseinander gehen. Die Hauptgebäude der Abtey sind zu einem Waarenmagazin für die große Industrieschule bestimmt; alle Nebengebäude werden verkauft. Die Pensionen für sämmtliche Klosterfrauen sind sehr anständig und gar nicht dem geringen Ertrage der Abtey angemessen, deren Güther schon vorher verkauft waren.

Die Aebtissin hat sogleich eine Gegenvorstellung einreichen lassen, worinn die Schwesterschaft sich zum Ankaufe eines kleinen Gebäudes erbietet, welches an ihrer Kirche hängt und gerade so viele Zellen in sich faßt, als für die noch übrigen Nonnen nöthig sind; mit der Bitte, daß man alle Schwestern hier so lange vereinigt lasse, und ihnen die Fortsetzung des bisherigen Dienstes im Chor ihrer Kirche (die ohnehin für den Gottesdienst bestimmt bleiben soll) ferner gestatte, bis sie

auf eine gewisse Zahl herab ausgestorben seyn werden. — Jedermann glaubt an die Bewährung dieser Bitte. Denn das Personale steht hier wegen seines heiligen und wohlthätigen Lebens in allgemeiner Achtung und Liebe — und ich sah gestern sogar eine vornehme Lutheranerin Thränen vergiessen, als von der Trennung dieser Frauen gesprochen ward.

Auch ist es herausgekommen, daß Klothilde vor einiger Zeit noch insgeheim um Aufnahme in das Kloster gebeten hat, welches Gesuch ihr bey dieser Gelegenheit, wie natürlich, rund abgeschlagen worden ist.

Dieß alles mußte Agathe erfahren. Ich war gerade gegenwärtig. Sie tadelte Klothilden sanft wegen ihres Schrittes, den auch ich nicht billigen konnte, da mir ihr Charakter — bey all seiner Reinheit und Größe — gerade jetzt eine gewisse Schärfe und Weltlichkeit zu enthalten, und ihr Ganzes nur erst einseitige und strenge, aber noch wenig gemüthliche Bildung und Höhe erreicht zu haben scheint. — Sie ist noch nicht viel

weiter, als ich, und wird vielleicht lebenslang nur kämpfen, nie oben stehen und das Leben siegreich anlächeln können.

Mit welchem Frieden — in welcher göttlichen Ruhe ertrug dagegen Agathe jene Nachricht, von der Klothilde und ich selbst fürchteten, sie werde das zarte Wesen erschrecken! — „Ich weiß, (sagte sie) daß ich mein Leben in diesen Mauern beschliessen werde. Auch bin ich im Herzen überzeugt, daß man uns nicht von unserm Heiligthume trennen wird. Denn die Obrigkeit ist gut — und es giebt nun keine Gründe mehr, um unser Gesuch abzuschlagen.

Mein guter Stromberg war hier. Ich habe, mit seiner Genehmigung, einen Schritt gethan, den ich noch jetzt — so schnell er auch geschah — nach meinem blos dunkeln Gefühle (das mich aber nie betrog) für gut und richtig anerkenne. — Ich habe den Klostergarten mit der kleinen Gärtnerwohnung gekauft. Stromberg leiht mir das Kaufgeld, bis ich mein kleines Vermögen hieher

ziehen kann, welches gerade hinreichend iſt. — Bis jetzt habe ich den Garten nicht betreten, werde dieß auch nicht wagen, ſo lange die Nonnen in ihren zeitherigen Einrichtungen wohnen. Mein Gärtner Oſan, deſſen Verſorgung mir die erſte Idee dazu gab, und den ich todtfüttern werde, verſichert, der Ertrag des Platzes werde in einer ſo theuern und an Gärten noch ſo armen Stadt hinreichen, mehr als vier Leute von unſrer Lebensart vollkommen zu ernähren. — Gott verzeihe mir! Ich glaube gar, daß ich noch obendrein einen vortheilhaften Kauf geſchloſſen habe!

Es iſt eine Schwermuth in meinem ganzen Weſen, deren Druck ich Dir nicht beſchreiben kann.

Geſtern war ſie ſo ungemein heiter! Als ich gieng, legte ſie ihre Hände auf mein Haupt und verlangte erröthend, meine Stirne zu küſſen. Ich fühlte kaum den Sammt ihrer blaſſen Roſenlippen. Aber es durchfuhr

mich, wie Himmelskraft. Sie that das noch nie. — „Gute Nacht, gute Nacht!“ sagte sie dann mit seligem Lächeln, und als ich aus der Zelle trat, war mir, als trät' ich in eine melancholische Einöde. Ach, sie war so heiter! — Aber warum diesen Geisterkuß?

O Gott! Klothilde schreibt mir ihren „frohen, freundlichen Gruß!“ — So bald willst du scheiden? Der Abschiedskuß — der letzte Segenskuß sollte es seyn? — Nein, ich muß sie sehen — ich will das heilige Auge der Geliebten zudrücken — ich schreibe ihr — ich muß hin! Sie kann nicht unbarmherzig seyn!

Nach diesem Kampfe überstehe ich Alles! — Ach, bald wird Alles überstanden seyn!

Nachdem ich ihr geschrieben hatte, kam Klothilde zu mir, um Trost zu suchen — und gesandt von ihr. — Agathens Heiter-

keit hatte sich am Abend immer noch sanft und schön gesteigert. Nach Mitternacht hört Klothilde, welche ihr nahe schlaft, leise Laute, wie von mehrern Stimmen, in Agathens Zelle tönen. Indem sie aufsteht, um hinüber zu gehen, wird alles wieder stille. Leise öffnet sie die Thüre, und sieht die Schwester betend mitten in der Zelle knieen. Ihre Bitte, sie möge sich zur Ruhe legen, wird von jener schweigend und mit stehendem Winke, sie nicht zu stören, beantwortet. So bleibt also Klothilde ruhig, bis zum Anbruche des Morgens. Sie findet Agathen in ihrem Stuhle sitzend — bleich wie ein Bild von weissem Wachse, aber noch immer in seliger Heiterkeit lächelnd. Bey ihrem Grusse greift Jene nach der Bleyfeder — kurz: ihre Sprache ist in der vorigen Nacht plötzlich verstummt:

Sie ißt und trinkt äußerst wenig, aber nicht weniger als vorher, und scheint so gesund als vorher. Wenn man sie über diesen Zufall befragt, winkt sie lächelnd mit der Hand — ihr Auge klärt sich auf — aber sie

schreibt keine Antwort nieder — nur eine Freudenthräne zeigt dann ihre Rührung.

Dieß ist die Antwort, die sie für mich niedergeschrieben, nachdem sie meine Zeilen lange an's Herz gedrückt:

„Dich segne der ewige Gott — Dich, der mir auf Erden das Liebste war, Dich segne Gott! — Vernimm ihn von der Geliebten, den Schall der heitern Ewigkeit: Es ist gewiß, wir sehen uns wieder! Sey getreu! — Deinem Herzen und Deiner Kirche, die auch ich liebe, bleibe getreu! Ich lebte selig im Schooße der meinigen, die auch Du liebst. Ich mahne Dich an die Erfüllung meines Willens. Laß ruhig diesen Leib verblühen — denn unsre Geister sind und bleiben ja Eins. — Ich sende Dir noch die Dichtung eines schmachtenden Freundes, deren Worte ich reichlich mit meinen Freudenthränen getränkt habe. Bewahre sie still im Herzen. — Dein Garten wird Dir manche schöne Erinnerung an mich gewähren. — Lebe selig! —

Meine Bande lösen sich sanft; und — o Wonne — bald naht die große Stunde, die mich auf ihre Flügel nimmt!"

Diese Worte und das dabeyliegende Gedicht — von Novalis — hat sie mit schönen Zügen und fester Hand geschrieben. Die letzten Zeilen des Liedes,

„Wen ich sah, und wen an seiner
Hand erblickte, frage Keiner,
Ewig werd' ich dieß nur sehn;
Und von allen Lebensstunden
Wird nur die, wie meine Wunden
Ewig heiter, offen stehn."

sind von ihren Freudenthränen fast gänzlich verlöscht.

Man hatte sogleich einen Arzt zu ihr gebracht. Statt aller Erläuterungen holte sie dem guten Lasch ein kleines Päckchen Briefe, und schrieb dann die Bitte auf, „er möge diese recht genau durchgehen." Nach dem Lesen derselben untersuchte er eine halbe Stunde

lang ihren Puls, verordnete mir, man solle ihr letztes Rezept nochmals anwenden und sagte beym Wegachen zu Klothilden, sie habe sich in den Händen eines vortrefflichen Arztes befunden. Dann bat er die weinende Schwester um — Fassung. — Er vermuthet als Ursache des Zufalles einen nächtlichen Schrecken, oder eine höhere Gemüthsbewegung.

Eben gieng Lasch von mir. Das ist ein guter, kindlicher Mensch. Er weinte mit mir und sprach den Namen seiner Cölestine himmlisch aus. Seine wenigen Herzensworte vermochten Ströme von wohlthätigen Thränen aus diesen Augen zu locken.

Als ich ihren neulichen Brief wieder las und ihre mündlichen Befehle von neuem durchdachte, da gieng der Kampf in mir zu Ende, und ich fühlte wieder einen bestimmten Willen, nemlich: den ihrigen zu erfüllen. — Sie will, daß ich die Schwester tröste.

Klothilde kommt oft, von ihr gesandt, um sich zu stärken — ach, um erschöpft an

meiner Bruſt zu ruhen. Die Arme! Sie beſitzt übermenſchlich hohe Kraft — und doch — — Auguſt, ich ahnde, daß es wohl nicht eigentlich Kraft genannt werden kann, das, was den Menſchen erheben muß. — ?

Es iſt Nacht. Ein eiskalter Regen ſtürzt nieder — der Herbſtſturm wüthet in den Bäumen und wirft ihren geraubten Blätterſchmuck wider dieſe Fenſter.

In der Ecke des Zimmers ſitzt der gute Oſan. Er bat mich um Erlaubniß, die Nacht mit mir wachen zu dürfen, und iſt über ſeinem Gebete für Agathen ſanft eingeſchlummert. — Draußen die verwilderte Natur — und hier das ſchöne ruhige Geſicht, und die gefalteten Hände über ſeiner Bruſt — o es wird mir zuweilen recht wohl, wenn ich zu ihm hinüberblicke! Wie lange kann denn dieſer, und mein eigner ſchwacher Leib noch dauern? Und — nein, ich fürchte mich nicht vor dem Alter! Was ſind zwanzig

Jahre — was ist denn ein halbes Jahrhundert? — Wie nahe und neu kommt mir doch heute die Zeit vor, wo ich mit ihr zwischen den Blumen saß — ja, mir ist jetzt, als sey *gestern* erst der Tag gewesen, an dem ich in der schönen väterlichen Kirche die christliche Confirmation empfieng!

„Bald, bald ist ja Alles —" ruft jetzt mit sanftstockender Pause der liebe Mensch dort im Traume aus, und lächelt so schön dazu!

„Alles, alles vorüber!" vollende ich mit inniger Freudigkeit. — Und draussen im Klostergarten seufzt die Wehklage dumpf in unsre Töne — Baumäste, die der Sturm aneinander reibt, schreyen dröhnend dazu — der Wind arbeitet, wie ein schutternder Erdstoß an diesem Gebäude und singt dort schneidende Threnodieen zwischen den hohen Dachungen der Abtey.

Bald, guter Alter! Ja, bald — denn alles auf Erden währt ja nur kurze Zeit!

Dort drüben öffnet man das Thor. Eine Laterne ſchleicht trübſelig heraus. — Ja, es iſt Klothilde, die langſam und ſchwermüthig kommt. — Dank Dir, Ewiger — jubilire, mein Herz — ſie hat vollendet!

Siebenter Brief.

* * am 30 Okt. 1808.

Mir ist, als sey ich Dir, mein Freund, noch eine gewisse Rechenschaft wegen meines Lebens schuldig — und Du sollst sie haben! Wenige Worte werden dazu hinreichend seyn.

Seit meinem dreyzehnten Jahre wandre ich allein über die Erde. Kein Familienband fesselt mich. Ausser Dir, stehe ich mit keinem Freunde mehr in wahrhaft inniger Verbindung; doch fühle ich, daß Stromberg und seine Julie meinem Herzen sehr werth geworden sind. — Du weißt: Der Tod meines rechtschaffnen Gesandten raubte mir einen Dienst, versetzte mich zugleich in

eine vom Staat unabhängige Lage und verleidete mir vollends alle Luſt, eine öffentliche Stelle da anzunehmen, wo ich ſchon alles überfüllt fand — nemlich überall. — Ich weihte nun die Ergieſſungen dieſes Herzens meinen Deutſchen insgemein, und wollte für die Erheiterung des deutſchen Gemüthes zu würken ſuchen. In wiefern hiervon etwas gelungen iſt, oder nicht, weißt Du beſſer als ich. Ich war mir noch keines Ganzen bewußt, und bemühte mich daher, zu manchem Ganzen liebend hinzuſtreben. — Da ſtieg eine Jugendliebe, die ich ſtets im Herzen getragen, von neuem vor mir aus dem Grabe auf, und heiligte mein Leben, und — entſchwebte wieder zum Himmel.

Wäre ich nun ein Unglücklicher, ſo müßte ich von neuem ausſchiffen auf dem Strome des Lebens. Aber das iſt nicht.

Nur meine Geſundheit iſt ſchwach geworden. Mein Herz ruht nun bald in ſeligem Frieden. Mir iſt, als ſey nur Agathe geſtorben — aber Lydia lebt ſchöner auf — lebt ewiglich — iſt ewiglich bey mir! Drum

wähle ich die holde Einsamkeit — dort sey ihr Bild mein Gast in der Stille — mein Leben sey der Betrachtung dieser wunderbaren Natur und meines Innern geweiht — die Resultate desselben mögen immer noch meinen Brüdern gehören, als das kleine Erbtheil eines Bruders.

Ich nehme das Pflanzenreich in meinen Dienst — ja vielmehr in meine Freundschaft auf. Es ist so *stille*, so *rein*, und trägt in allen seinen Keimen so viele sanfte Spuren der *Wahrheit*! — O Herr des Himmels! Ich begehre nichts zu *ergründen*, keine von den unergründlichen Tiefen Deiner Natur — aber, laß an ihrem Busen den wahren *Frieden meiner Seele* groß und herrlich aufblühen!

Immer zieht mich die Sehnsucht hinab in diesen Garten, wo ihre Gebeine ruhen. Verzeiht, gute Schwestern, wenn ich nun mein Eigenthum zu betreten wage, da ihr ihm nicht mehr so nahe seyd! — Noch heute muß ich hinab.

Aber Du wirſt wiſſen wollen, wie es uns ergangen iſt. Ich will Dir alles mittheilen.

Sie hat die frohe Nachricht noch erlebt, daß den Nonnen ihr ganzes Geſuch bewilligt worden iſt. Dieſe haben voll Freude ſogleich das kleine Gebäude bezogen und unter ſich eine gewiſſe, aber zwangloſe Regel eingeführt, die mir ſelbſt ſehr gefällt, und ſicherlich von allen treu wird gehalten werden, da Alle Ein Herz und Eine Seele ſind. — Klothilde will ſich nicht von ihnen trennen. Sie haben ſie gern aufgenommen — und niemand darf ſie ja übrigens an dieſem Entſchluſſe hindern.

Auch ich habe Etwas für die Schweſtern gethan. Der Garten ſoll ihnen immer offen ſtehn — und auſſerdem können ſie ihn alltäglich eine Stunde lang ganz allein genieſſen, ohne von mir und Oſan geſtört zu werden.

Als das ſchöne Licht jenes theuern Lebens verlöſcht war — ſanft ſchimmernd, wie Wetterleuchten in der Abendkühle — da bat mich Oſan, als ich nach dem Begräbnißplatze des

Klosters fragte, ich möge doch, durch eine Vorstellung an die Aufsicht und die Aebtissin, zu bewürken suchen, daß man ihren Leib im Garten begrabe. Der Garten ist zwar keine geweihte Erde; aber in dem Bosket, das einen kleinen Hügel umgiebt, ist oben eine heilige Stelle, wo einst die Gebeine einer Seliggesprochnen lagen, die vor langen Zeiten ausgegraben wurden. Diesen Grabesplatz hatte man, nach des Gärtners Aussage, bis jetzt beständig durch öfteres Auffrischen und Reinigen besonders werth gehalten. Lydia schuf um ihn her eine Anlage von ihren Lieblingsblumen. Ofan traf sie einst dort, wo sie am liebsten saß, über dem Lesen der Lebensgeschichte jener Heiligen, die in der Klosterbibliothek aufbewahrt wird. Sie theilte ihm Einiges Merkwürdige daraus mit, und sagte dann gerührt, indem sie nach der heiligen Stelle hinwies: „Wohl dem, der einst würdig gefunden wird, hier zu schlummern!“

Auch ich glaubte in diesen Worten die Bitte eines leisen Wunsches zu erkennen, Klothilde war mit mir einverstanden, wir betrieben die Sache bey der Behörde, und Al-

les geschah. — Osan selbst hat unter tausend frommen Thränen die Gruft gegraben und nachher ihren Hügel verziert.

Nach ihrem Willen habe ich sie nicht mehr gesehen, auch ihr Leichengepränge nicht. — Man begrub sie in der Abenddämmerung. Der Himmel war herrlich geröthet. Als das Zeichen ertönte, fühlte ich noch — ach, so große Schmerzen! Aber als, während des Zuges, von der Kirche herüber auf einmal mit voller Orgel ein Chorgesang erscholl, in der Melodie:

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt!"

da sprach ihr Geist wieder zu mir — da zog der Himmel in meine Seele ein — ich sank friedlich hinab in einen Traum, den keine Zunge wiedererzählt, und erwachte noch seligslächelnd in den Armen meines guten Gärtners.

Wir haben erst gestern Abends die schöne Wallfahrt gehalten, da am Tage einige Schwestern im Garten waren. — Der

Mond schien so lieblich, und die Nacht war ungemein lau und sternenhell! — Ach, was habe ich entdeckt!

Jenes Bosket enthält ein zweytes vollständiges Exemplar von unserm Frühlingsgärtchen über dem kühlen Thale! Ordnung der Gewächse — Einfassung — Namen — sogar die Rasenbank — alles ist ähnlich bis zur Täuschung. Und diesen Morgen habe ich ausserdem noch einige Geheimnisse daran bemerkt, die ich nicht eher zu entziffern vermag, bis der holde Frühling wiederkehrt, wo hier vielleicht auch mein unwürdiger Name irgendwo lieblich emporblüht.

Aber in der Mitte des Oertchens prangt nun ihr heiliges Grab. Osan hat seinen Hügel blos mit zartem Rasen überlegt, der aber, wie er spricht, gleich im Frühlinge sich mit den lieblichsten und bescheidensten Grasblümchen über und über schmücken wird.

August, welcher Monarch der Erde erfreut sich wohl eines köstlicheren Eigenthums,

als ich? — O du theure milde Erde, wie liebe ich dich!

Eine Geschichte, die mir Osan bis gestern verschwieg, hat mein ganzes Mitleiden erregt. Einige Tage nach ihrer Beerdigung weckte ihn des Nachts ein durchdringender Schrey aus dem Garten. Da aber nachher alles ruhig blieb, schlief er wieder ein. Des Morgens fand er an der Gartenmauer in einem der dort befindlichen eisernen Haken die todte Hündin Klothildens hängen. Sie muß wohl von jenem Sturze sich erholt haben, und nach langem Umherirren in der Welt, endlich wieder auf die rechte Spur gekommen seyn; und nun hatte sie die letzten Kräfte angewandt, um diese Mauer zu erklettern, da sie die vordern Thore verschlossen fand. Das arme Thier glich einem Gerippe, und war mit Wunden bedeckt, und gerade an der Stelle des Herzens in das spitzige Eisen gestürzt. Er hat es unten am Fusse des Bosketts, wo ein kleiner hübscher Teich ist, zwischen dem Schilfe eingescharrt, und einen großen Feldstein zum Merkzeichen darüber gesetzt.

Womit soll ich deine Treue vergleichen, du gutes, elendes Thier! Wie gerne vergliche ich sie mit irgend einer menschlichen Treue, wenn mir eine bekannt wäre, die der deinigen gleich käme! — Nur da wanktest du in deiner Beständigkeit, als du ein Wesen sahest, vor dessen Schönheit sich die schöne Herrin selbst beugte. Da zog dich der Instinkt hiehin und dorthin — da brach deine geängstete Treue in Thränen aus — da fandest du nirgends mehr Ruhe. Und als sie dich von ihrem Angesichte verbannten, die du liebtest, da vergassest du doch der Treue nicht — da rannteſt du in wüthender Sehnsucht umher — durchirrteſt wohl die ungeheuersten Strecken — lagſt Wochen lange krank, mit zerbrochnen Gliedern und lechzend vor Hunger und Durst, bis die Sehnsucht allein dich wieder heilte und von neuem beflügelte zum jammervollen Laufe — wer dich sah, nannte Dich ein wüthendes Scheusal, und ahndete nicht, daß in deiner abgezehrten Gestalt das Bild der Treue selbst über diese Erde hinzog — nur der Tod erbarmte sich endlich deines Jammers, als du schon dem Ziele nahetest, und gab dir Ruhe!

Gewiß, du bist des Ruheplatzes in jener stillen Tiefe zu Füssen eines heiligen Leibes werth! Ruhe endlich in der milden kühlen Erde, du gutes unglückliches Thier!

Meine Hausgenossenschaft hat sich noch um eine Person vermehrt. — Osan thut zuweilen einem alten Mönche Gutes, der seit einiger Zeit hier von seiner Pension lebt, und dem es weniger an Unterhalt als an Pflege fehlt. Es ist ein gebückter Greis mit langem ehrwürdigem Silberbarte, und ihm gegenüber sieht der alte Osan noch so blühend und rüstig da, wie ein Jüngling. — Er mußte uns seine Geschichte erzählen, und mit freudigem Staunen entdeckte ich in ihm den ehemaligen Verwalter bey Lydia's Mutter im kühlen Thale. — Es ist ihm, ihrer Vorsorge ungeachtet, dennoch übel gegangen im Alter, bis die Mönche eines benachbarten Klosters sich seiner angenommen und ihn dort eingekleidet haben.

Sein ganzes Wesen drückt ein lebendi-

ges Bild der Redlichkeit aus. Er hofft in Geduld auf seine Erlösung, und in seinem Auge wohnt ein freundlich schimmernder Segen für jeden Mitbruder, der ihm die Lebenslast erleichtern hilft. — Osan war gleich von Herzen willig dazu, daß wir ihn bey uns aufnähmen; und es freut ihn, daß der Alte viel von der Gärtnerey versteht.

Sie war ja dein Liebling, frommer Alter! Du hast sie oft auf deinen Arm gehoben und getragen! Sey mir tausendmal gegrüsset und willkommen an meiner Brust! Ich will dir wohl thun, und dich sanft tragen, und sanft in deinen Sarg heben, und mit sanfter Erde bedecken.

Sein Mund zittert so wehmüthig, wenn ich ihren Namen ausspreche!

Seitdem Lydia entschlummert ist, finde ich Klothildens Wesen sehr vortheilhaft geändert. Sie redet und handelt mit voll-

kommner — Ruhe darf ich nicht sagen, aber — Fassung. Doch ist es auch wohl möglich, daß sie sich, mir gegenüber, Gewalt thut.

Denn es scheint, als habe sie — wenn das möglich wäre — alle ihre Liebe für die Schwester nun auf mich übergetragen. Jeden meiner leisesten Wünsche sucht sie mit einer Genauigkeit zu erfüllen, die mich oft schmerzt, da ich der guten Seele so wenig zu erwiedern vermag.

Sie hat mich genöthigt, Lydia's ganzen Nachlaß mit ihr zu theilen; und da sie, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, sehr strenge darauf bestand, und annahm, daß die Bestimmung der mütterlichen Verordnung, für den Fall einer Aufhebung des Klosters, noch bey der Schwester Leben wirklich eingetreten sey, so macht mich ihre Güte nun unvermuthet zum reichen Manne, der viel Gutes zu thun vermag.

Die Verstorbene hat über ihren eignen Nachlaß eine genaue Verfügung aufgesetzt, worinn sie selbst freylich mich als den zwey-

ten ihrer Erben annimmt. Der Ring z. B., der einst unser Trauring war, ist wieder mein, so wie alles, was mich zu irgend einer wonnevollen Erinnrung aus jener Zeit zurückführen kann. In Ansehung ihrer Papiere bittet sie, „ich möge mich selbst darüber mit der billig denkenden Schwester vereinigen." Nun konnte ich es freylich nicht ganz verbergen, wie sehr ich nach ihrer Handschrift geize; und dieß schien Klothilden Kummer zu machen. Sie betrachtete lange mich und unsern kostbaren Schatz mit wehmüthigen Blicken. Dann sagte sie weinend: „Nein, mein theurer Bruder, ich nehme von all diesem nichts an! Denn ich fühle mich zu jedem dieser köstlichen Besitzthümer noch gänzlich unwürdig." Sie umschlang mich und hieng wie ausser sich an meinem Halse, indem ihre Thränen ohne Maaß hervorströmten. „Nur Du, (fuhr sie fort) einzig Du bist ihres besten Erdtheils werth, Du, den ich sonst verkannte, Du, der ihr gleicht, der sie lieben konnte, der ein Theil von ihr selbst war — o Du, dem ich Unglückliche ihr und sein eignes Leben geraubt habe. Ja, wenn auch ich ein Theil von ihrem Wesen — ach,

wenn ich Du selbst seyn könnte, mein geliebter Freund — dann wollte ich ausharren, und Fried' und Ruhe sollten in meine Seele ziehen. Aber, welche Forderung darf denn wohl die, welche sonst das Leben verachtete, an das Leben zu machen wagen?"

Drey Vorstellungen hauptsächlich scheinen in Klothilden einen Kampf erregt zu haben, in dem vielleicht ihr Gemüth erliegen muß. — Erstlich der Gedanke, daß sie dieses Gemüth in einer gewissen Kälte groß gezogen hat, vermöge deren sie gleich anfänglich auf das Leben mit Verachtung herabsehen zu dürfen glaubte, ohne doch das Geringste vom Werth und Drange des eigentlichen Lebens noch zu ahnden, geschweige denn zu kennen. — Zweytens Lydia's Erscheinung, in der sie nun auf einmal gleichsam das Leben selbst erkannte — ein Leben in seiner stillesten und heitersten Schönheit, und in sich beschlossen für Zeit und Ewigkeit, — ein Gemüth, welches sie in jeder Rücksicht hoch über dem ihrigen zu erblicken glaubte. — Drittens endlich die Idee, von deren Ungrunde wir sie leider niemals überzeugen kön-

ten, sie habe durch eine Unvorsichtigkeit den Frieden zweyer geliebten Menschen — das mühsame Werk vieler traurigen Jahre — von neuem gestört und — wenigstens im Busen der Schwester — tödtlich verletzt.

An mich, den sie sonst für weniger hielt als jetzt, drängt und schmiegt sie sich nun mit einer Sehnsucht, die an wahre Liebe grenzt. Ich bin ihr Einziges und Alles, was sie noch auf Erden liebt. Sie mag nicht ohne mich leben, und sieht mich viel öfter und verborgner, als eigentlich die milde Regel ihrer Schwestern gestattet — und doch ist sie stets unzufrieden mit dieser Regel, und sehnt sich nach einer wahren und strengen. Jedes Lächeln, jede Thräne weiht sie nur mir. Kurz, aus allem, was sie ist und thut, leuchtet ein beständiges ängstliches Streben hervor, mir durch jede Handlung des Lebens einen Ersatz für das, was ich liebe, zu bereiten. — Ist nicht in diesem Charakter eine schöne, unergründlich tiefe Güte? Wie oft hat sie mich schon zu dankbaren Thränen gerührt! — Ich meiner Seits stehe ihr in ihren Kämpfen redlich bey, und arbeite eifrig darauf hin, sie

freundlich für das Leben zu machen, ihre Selbstachtung wieder zu heben, und durch Bilder aus Lydia's seligem Leben und Beweise von meiner eignen Ruhe jene Anklagen, die sie gegen sich selbst führt, endlich zu vernichten.

Ich habe sie gebeten, eine Handschrift der Schwester zu durchlesen, die überschrieben ist „Gedanken eines mit sich einigen Gemüthes", worein Lydia nur in ihren schönsten Stunden, und noch am Morgen ihres Todestages geschrieben hat, und für deren Genuß ich selbst noch zu wenig Ruhe und Weihe um mich her fühle. — Auch sie fühlt aber keinen Beruf dazu, — die Arme!

O Bruder, welche stille Genüsse blühen mir aus dem Reichthum ihrer Handschriften entgegen! Sie stand mit niemand in Briefwechsel, als mit ihrem Arzte. Gewiß, auch er wird mir ihre Briefe nicht versagen — und dann habe ich Alles! Denn alles Uebrige hat sie, wie es scheint, nur für sich selbst niedergeschrieben, um — wenn ihr

Geiſt etwa ſchwach würde — ſich und ihre Schweſtern einſt wieder daran zu laben. Sie hat gerne und viel geſchrieben. Sie fühlte frohen Drang, das aufzubewahren, was ſie im Heiligthume der reinſten Einſamkeit mit ihren ſpielenden Engeln ſüßierte.

Die junge Nonne, welche Klothilden hier zuerſt den Aufenthalt ihrer Schweſter verrieth, und die nun heurathet, hatte ſich Hoffnung auf Manches aus dieſen Papieren gemacht, und iſt untröſtlich über die nunmehrige Wendung der Sache. Ich habe ihr manche Abſchriften zugeſagt.

Wie war mir, als ich ein verſiegeltes Kästchen mit der Aufſchrift „Für meinen Freund" öffnete, und darinn ihren Strauß fand, und nun wehmüthig den meinigen dazu legte, und über ihnen weinte, und ſie an die Bruſt drückte!

„Zum letztenmal (ſtand auf einem dabeyliegenden Papiere) drück' ich dich, lieber Strauß, heute an mein Herz. Kehre nun an das ſeinige zurück mit all deinen holden

Erinnerungen. Dich weiht mein heisser Dank und Seegen, für so viele schöne Augenblicke, die du mir gabst. Und, so geweiht, wirst du auch ihm neue Freuden geben."

Liebe Blumen, ja ihr habt an dem besten aller Herzen gelegen!

Wie selig habe ich in dieser Nacht geträumt! — Auf gerötheten Lichtwellen schwebte ihre verklärte Gestalt mir vorüber. Sie lächelte zu mir nieder und grüßte mich mit dem Zweige voll Himmelsrosen, den ihre Hand trug. — Da schwebten ihr zwey andere selige Bilder entgegen — ach es war Rosalie und der unaussprechlich schöne Knabe, mein Freund, mein Anton! — Und sie umschlangen sich, und ich sah, ich sah es, wie Seelige im göttlichen Jubel des Wiedersehens einst — weinen werden! — Da erblickte das Kind mich — und erkannte den Freund — und —

Ach Bruder, ich fühle jetzt recht schmerzlich und froh und sehnsuchtsvoll, daß es noch eine andere Sprache geben muß, als die, welche die Zungen dieser schönen, armen Erde auszureden vermögen! Du ahndest sie — und so schweige ich.

Es war Nacht vor meinem Geiste geworden in der Fülle all dieser unsäglichen Herrlichkeit. — Da trat auf lichten Wolken eine glänzende Gestalt vor mich hin. Es war ein göttergleiches Weib, und ihre hohen Blicke ruhten huldvoll auf mir. — „Hast du sie gesehen, (sprach sie) jene schönen Bilder? Wohl deiner Seele! — Ich bin, die du Libuffa nanntest. Es ist ein mildes Licht in dein Herz gefallen, und darum siehst du nun auch mich in dieser lichten Gestalt. Du bist dem Wege nicht lange gefolgt, den ich dir einst andeutete; du hast die Bahn der Welt verlassen, und darum siehst du mich schöner wieder. Doch sollst du mir keinen Namen mehr beylegen. Warum wollt

ihr noch immer das, was ihr nicht begreift, nennen, da es doch keinen eurer Namen und Zeichen erträgt? Und nun, wirf die Formeln deiner Weisen von dir. Suche nicht mehr ängstlich forschend nach einer Wohnung deiner Gedanken in dieser Schöpfung; denn ihr ward kein Oben noch Unten gegeben. Aber blicke fröhlich in den Abgrund des Lichts um dich her, wo schon von jedem deiner Räthsel die Lösung blüht — in das große liebe Blau deines Schöpfers, wo viele Wohnungen sind! — Wenn du zu den Gestirnen hinschauest, sprichst du: ihr Licht kommt nur zu mir hernieder, und strahlt in mein Auge! Und doch, Verwegner, muß der Geist deiner Augen dort bey ihnen seyn. — Und wenn dir ein Traum des Göttlichen auf Wolkenbildern naht, ziehest du gar die Schranken der Vernunft um dich her? O laß doch wenigstens das göttliche Licht frey und herrlich in deine Seele fallen! — Kaum habt ihr durch eure Vernunft den Aberglauben und die thierische Blindheit gestürzt, so macht ihr Thoren nun diese Vernunft aus abgöttischer Dankbarkeit zu euerm Gott und laßt sie über den Glauben herrschen, zu dessen Ge-

heimnissen doch die arme Magd ihr Auge nicht aufzuheben vermag. Ist es nicht eben die Vernunft, die durch den Dampf ihres ewigen Schlachtgetümmels mit den Sinnen eure edlere Seele an jeder freyen Aussicht hindert? Warum sieht ihr länger an, die Thiere eure Brüder zu nennen, da nur ein unwissender Thor ihre Vernunft und ihren Verstand abzuläugnen vermag? Armer Mensch, aber schaue doch hinüber in ihr ödes, fürchterliches Reich, wo nur der rohe Organismus herrscht, aber keine göttliche Seele! Drum sollst du deine Seele ehren, diesen Abkömmling der Ewigkeit, und sie hoch und herrschend setzen ausser und über allen Organismus, und diesen würdig machen zu ihrer Wohnung; aber nie ihr Wesen zu ergründen wagen. — Und selig darfst du leben in deinem Gott, und fröhlich hinblicken auf die fahle Wiese der Zeit, bis sie neu aufgrünt und das Feldgeschrey eines endlosen Lebens über ihren Frühlingsdüften erklingt."

Da verrauschte sie, und die Morgenröthe brach hervor.

Das Laub fällt, aber in meinem Garten mangelt es noch gar nicht an Blumen. — Auſſer der Landwirthſchaft im Ganzen — die unſtreitig das wohlthätigſte Geſchäft für den Menſchen bleibt — werde ich die Gärtnerey doch ewig allen übrigen vorziehen. Beſonders die milde, ſo ſehr belohnende Pflege des Blumenlebens. — Es iſt gewiß, daß Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit nicht ſo köſtlich bekleidet war, als eine dieſer holden Blumen.

Wir bringen jetzt den ganzen Reichthum von zarten Gewächſen in unſer Glashaus, wo ich im Winter manche ſchöne Stunde mit ihnen hinzubringen hoffe. Aus meinen Anſtalten für den Frühling ſchlieſſt Oſan bereits, daß wir künftig wohl kaum die Hälfte unſers Eigenthums zu Gemüſen benutzen werden. Zum Glück iſt er mit meiner Blumenluſt einverſtanden, und glaubt, daß man in dieſer Stadt einen Garten durch Blumenzucht am allerhöchſten benutzen könne. Nur vermuthet er, daß ich manches unnützer Weiſe verſchenken werde. Es iſt wahr, ich ſehe nicht ein, wie man einem lieben Jungen ſelbſt den koſt-

barsten Strauß für sein liebes Mädchen versagen, oder hoch erschweren kann? — Nein, schon jetzt findet jede Liebende des Sonnabends Abends einen Trost bey mir. „Kommt nur im Frühlinge wieder — (sage ich zuweilen) da werden wir alle genug haben!" — Und wirklich ist ein Gärtner, der freundlich da steht und Blumen umsonst ausspendet, (übrigens eine mir nur selten vorgekommene Erscheinung! Aber warum wohl?) in meinen Augen für seine kleine und große Welt ein wahrer Freudengeber — dessen Bild sogar im Aeussern meiner Phantasie stets in einer gewissen Frische des reinmenschlichen Lebens erscheint, die ich selig preise.

Was ich seit einiger Zeit ahndete, geschieht nun plötzlich. Klothilde reist ab. Sie will nach Neapel, und dann einen Aufenthalt in Rom machen. — Ich glaube, daß sie wohl thut — aber ich glaube es aus andern Gründen als sie. — Arme, gute Schwester, könnte ich Dir den Frieden zum Begleiter mitgeben!

„In Italien (sagte sie gestern) werde ich noch eine Klosterregel finden, wie ich mir sie wünsche."

„Möchte meine Freundin (rief ich aus) dort sich für das Leben erwärmen, und bald heiter zurückkehren, um ihrer Welt das zu geben, was sie ihr schuldig ist — eine treffliche Gattin, eine edle Mutter!"

Da sah ich, wie sie in Wehmuth zu zerfliessen schien. Gewiß, sie ist nicht für die Einsamkeit geschaffen!

Furchtsam machte sie mir nach einiger Zeit den Antrag, ihr Begleiter auf der Reise zu werden. „Ich? (sagte ich lächelnd) Ich verlasse dieses Plätzchen bis zum Tode nicht; ausser, daß ich bald einmal nach dem kühlen Thale reisen werde. — Meine Rechnung mit der Welt ist auch nun gänzlich geschlossen."

Von neuem ergoß sich der Quell ihrer Thränen, da sie mich so fröhlich sah. — „Und wenn ich nirgends ohne Deinen Trost

zu leben vermag?" schluchzte sie an meiner Brust.

„Dann eile ich auf den Flügeln der Treue zu Dir, und führe Dich zurück zu ihrem Grabe — und nur da finde ich Kraft, nur hier wird es mir gelingen, Dich zu trösten."

Ich habe heute bemerkt, daß dieß gestrige Gespräch guten Eindruck auf ihr Gemüth gemacht hat. Wirklich verspreche ich mir sehr viel von ihrer Reise. Welch einer Natur, und welchen herrlichen Männergestalten geht sie entgegen! Und, welches Herz wird einem so edlen, bis zum Entzücken reizenden Weibe widerstehen können? — Auch in dieser Stadt drängt sich alles, um ihre königliche Gestalt zu bewundern.

Nur mir, August — ich vermag es nicht zu läugnen — mir ist es für meine eigne Ruhe lieb, daß sie sich entfernt. Von dem Schwülen und Drückenden, was ihre allererste Erscheinung für mich hatte, ist mir bis zu diesem Augenblick immer noch

Etwas fühlbar geblieben. Oft werfe ich mir deshalb insgeheim Undankbarkeit vor. Aber, ich kann doch nicht heucheln! An ihrem Herzen — im Arme des reizendsten Weibes — geliebt von ihr in Thränen der zärtlichsten Freundschaft — von ihr, die gern für mich stürbe — fühle ich dennoch stets eine gewisse Schüchternheit; und fühle doch zugleich, daß ich sie recht schmerzlich liebe. — So fest und ewig vermag oft der erste Eindruck zu werden.

Freundliches Leben unter jenem Hügel! Du warst die Anmuth selbst.

Schöne Nacht! Deine geweihten Stunden sollen mich ewig umschweben!

Der gute, sanfte Stromberg und sein Julchen waren hier, um Klothilden Lebewohl zu sagen und mich zu besuchen. Die Schwester wollte nach Mitternacht abreisen, und wir beschlossen, bis dahin im Garten zu wandern, da die Nacht

so rein und ungemein lau war, und der Mond die herrlichste Beleuchtung herniedersandte. — Klothilde war noch lange selig mit uns, und gab jedem unsrer Wünsche mit einer Willigkeit Gehör, die mein Herz entzückte. — Ja, dieses edle Wesen wird und muß die Glückseligkeit bald finden. — Das Wechselgefühl der Freundschaft schloß jedes unsrer Herzen mächtig auf, und wir schwuren einander Treue bis in den Tod.

Als endlich die Stunde schlug, umfaßten wir uns alle, und Klothilde sagte mit schönem, hohem Muthe: „Ja, ich will euch noch Freude machen, ihr theuern Menschen, und ihr sollt mich wiedersehen, wann ich Eurer werth bin." — Sie riß sich los und verschwand im Nu aus unsern Augen.

Still weinten wir der guten Seele nach — und wahrlich, unser Segen wird auf ihr ruhen.

„Noch einmal dorthin!" sagte dann Stremberg leise, und wir wandten uns

gegen das heilige Gebüsch. — Als wir dem Grabe nahten, fielen uns dort zwey Gestalten in die Augen. Es war der schwache Greis, der sich von Osan hatte hieher führen lassen, und nun mit diesem sanft schluchzend vor ihrem Hügel kniete, um für die werthe Seele zu beten. Wir blieben stehen.

Die Liebenden umfaßten sich, und von ihren Lippen flüsterte Minchens theurer Name.

„Meine Lydia — sanfte Rosalie — freundlicher Anton!" lächelte ich in Wonnethränen zum Sternenhimmel auf.

Dann stiegen wir, um die Betenden nicht zu stören, herab; und tief am schilfigen Ufer des Teichs lispelte der Südwind leise und freundlich über der armen Stella!

Da hörten wir Klothildens Wagen forrollen, und schieden von einander.

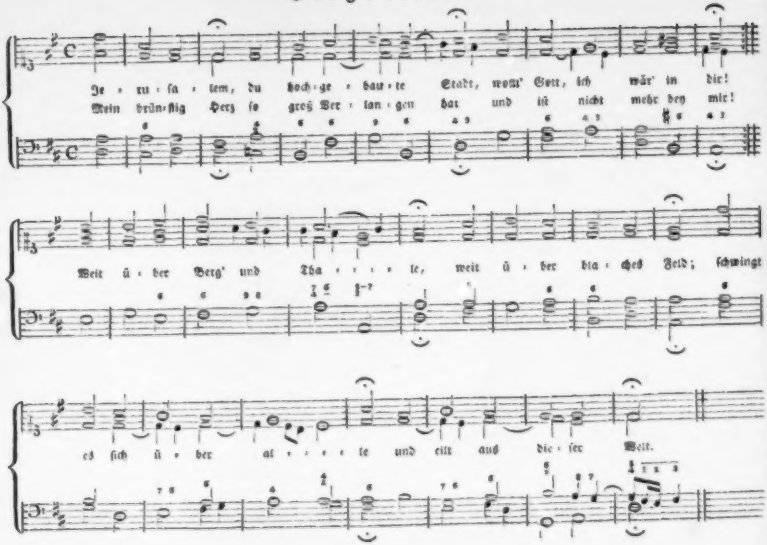
Mir ist, als hätte in dieser schönen Nacht die Freundschaft meinem Leben

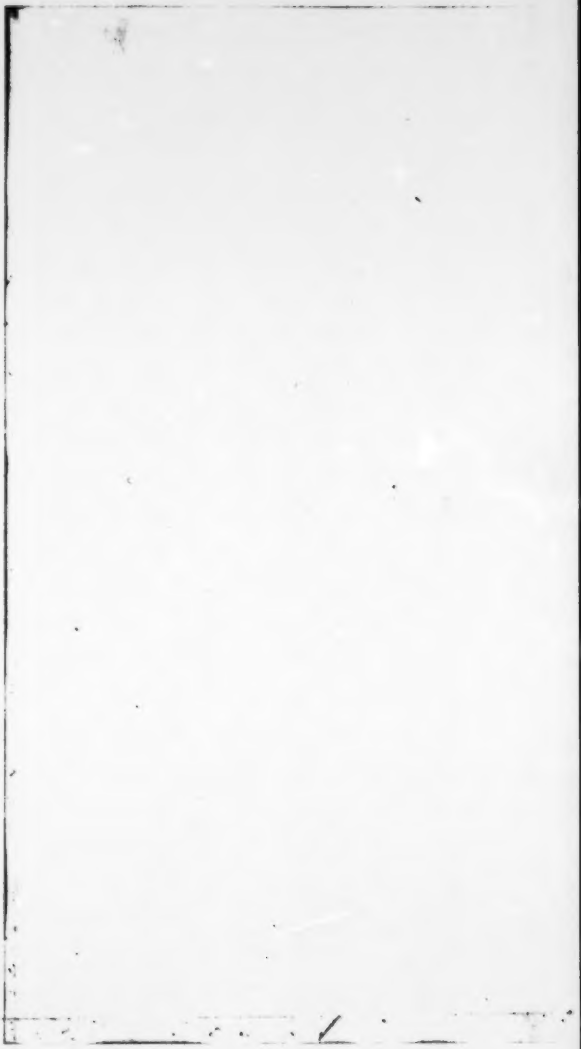
eine neue, himmlische Weihe geschenkt. — O so komm auch Du bald an dieses Herz, Du, der Beste von Allen, die ich auf Erden fand. — Komm, August, und theile brüderlich meinen Frieden!

Lebe froh — lebe so selig als Dein Freund!

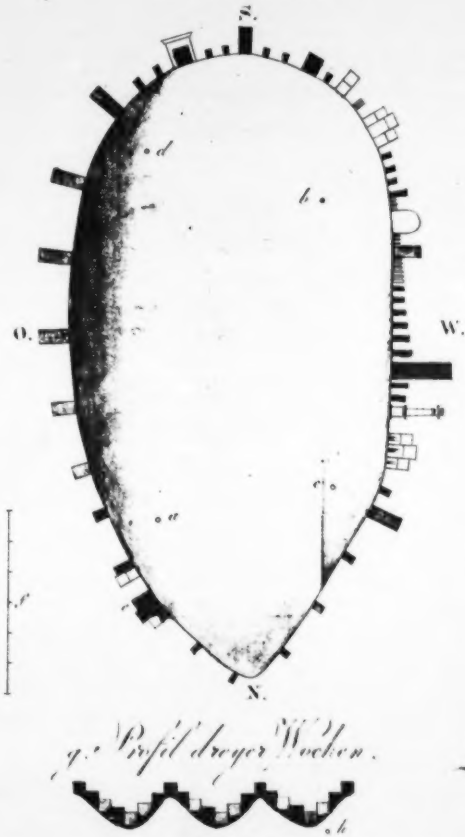
Ende des zweyten Bandes.

Siegeslied.


Je · ru · sa · lem, du hoch · ge · baut · te Stadt, wann' Gott, ich wär in dir!
Mein brün · stig Herz so groß Ver · lan · gen hat und ist nicht mehr bey mir!
Weit ü · ber Berg' und Tha · · · · le, weit ü · ber blu · ches Feld; schwingt
es sich ü · ber al · · · · le und eilt aus die · ser Welt.



Das Fahr.



g. Profil dreyer Wocken.

Zahlen-Bild.

Ferdinand Miller

ein

Roman

von

Ernst Wagner.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1809.

BIBLIOTECA

Vorrede.

Das Manuskript dieses kleinen Romans entstand, neben andern literarischen Arbeiten, bereits im Winter von 1807—1808. — Angeregt durch die öffentlichen Reden, welche der edelmüthige Fichte jenen Winter hindurch in Berlin hielt, und wovon uns ein dortiger Freund nach und nach Einiges mittheilte, bildeten wir den Hauptgedanken unsers Büchleins mit immer wachsender Liebe aus — in der Meynung, dasselbe noch als einen Vorläufer des ersten Bandes der „Reisen aus der Fremde in die Heimath" unsrer deutschen Lesewelt zuzusenden.

Allein der Druck deſſelben ward durch mancherley Verhinderungen bis zu gegenwärtiger Zeit verſpätet, wo nicht nur das Werk des Herrn Profeſſors Fichte, ſondern auch die gedachten „Reiſen" längſt erſchienen ſind.

Wir erklären daher unſern verehrten Leſern jetzt nur noch, daß von unſern literariſchen Verſuchen, der hier nachſtehende „Ferdinand Miller," in Rückſicht der Zeit ſeiner Entſtehung, eigentlich zwiſchen den „reiſenden Maler" und dem erſten Bande der „Reiſen" ſeine Stelle erhalten muß.

Geſchrieben in der Oſtermeſſe 1809 von dem

Verfaſſer.

Still saß der Pachtamtmann Miller mit seiner treuen Hausfrau Beate und der geliebten Pflegetochter Marie an der Thüre seiner Wohnung vor dem königlichen Schlößchen zu Triftho f. Die freundliche Sonne eines schönen Märzabends hatte sie herausgelockt auf die große steinerne Bank, die heute zum erstenmal von den milden Frühlingsstrahlen erwärmt war.

Alles sah erwartend nach den Thürmen und Palläſten der Reſidenzſtadt hinab, die, nur eine halbe Stunde entfernt, im großen schönen Thale vor ihnen da lag und jetzt von der Gluth des Abends röthlich aufzuglänzen begann. Dorther sollte heute noch Ferdinand, der Sohn des Hauſes, kommen, um Bericht über die Reſultate des juriſtiſchen Examens abzuſtatten, das er heute zugleich mit seinem Freunde Richard, einem Sohne des Geheimenraths Kronfeld, hatte beſtehen müſſen. Beyde junge Männer waren von

ihrer Kindheit an Freunde gewesen, hatten die akademischen Jahre gemeinschaftlich verlebt und wollten nun die Bahn des bürgerlichen Geschäftslebens betreten.

„Ich dächte doch, auf eine halbe Stunde könnte er noch herauskommen (sagte der Alte). Denn ich läugne es nicht — ich bin neugierig."

„Am Ende (lächelte Beate) wirst Du vielleicht auch ein wenig ängstlich, wie ich?"

„Possen! (murrte er) Ich muß meinen Sohn kennen! Und ich kenne ihn."

„Wahrhaftig, dort tritt er eben mit Richarden aus dem Finkenhauk hervor!" rief Marie erfreut, und zeigte nach den beyden Wandrern, die den Pfad von jenem Wäldchen herauf eifrig verfolgten.

„Also beyde? — (erwog die bedenkliche Mutter.) Sie sind vielleicht von der Praxis zurückgewiesen, und nun will Einer den Andern entschuldigen." —

„Richard geht viel lustiger einher als der Bruder," lächelte Marie und seufzte tief vor Erwartung.

„Ihr seyd nicht klug!" sagte der Vater gelassen.

Marie sprang ihnen jetzt entgegen, sie

verdoppelten ihre Schritte und ſtanden bald grüßend vor der elterlichen Bank.

„Nun?“ fragte Miller mit einigem Ernſte.

„Es ging ziemlich, lieber Vater — (berichtete Ferdinand) und die Herren Richter haben uns Beyde mit der oberſten Würde der Advokatur begnadigt.“

„Das iſt mehr als ich in dieſen ſcharfen Zeiten erwartet hatte! (rief Miller freundlich und ſchloß Beyde mit einer gewißen Ehrerbietung in die Arme.) Seyd mir von Herzen willkommen!“

„Man hat uns (ſagte Richard) in meines Vaters Hauſe vor lauter Freude ſo prächtig und umſtändlich traktirt, daß wir erſt jetzt nach dem Triſthofe laufen konnten. — Ich bringe Ihnen tauſend Grüße von meinen Zwillingen und unſrer Stiefmutter. Das heißt, wie Sie ſchon wiſſen, Caroline grüßt die liebe Mutter, Sophie grüßt Marien, und die Mutter Jedermann. Alle wollen nächſtens herauskommen. Auch der Hofrath Reinhold bittet ſich im Voraus zur erſten friſchen Milch zu Gaſte.“

Der alte Miller war im Herzen viel in-

niger, als er merken ließ, darüber erfreut, daß sein einziges Kind, dessen Erziehung er nun für vollendet annahm, ihm Ehre mache und jetzt auf einmal im Stande sey, die Sorge für Leib und Geist selbst zu übernehmen, und ohne weiteres Zuthun der Eltern ein Leben auf eigne Hand zu beginnen. Nur dann, glaubte der Vater, könne er seinen erworbnen Reichthum dem Sohne mit Ruhe hinterlassen und sich einer guten Verwendung desselben versichert halten, wann Ferdinand vorher, in jeder Rücksicht, blos durch eigne Kraft zu bestehen gelernt haben werde. Dieß sollte er nun versuchen; weßhalb der Alte ihm nur noch einige hundert Thaler für seine erste Einrichtung zur „güldnen Praxis" geben, dann aber den ganzen Menschen sich selbst überlassen wollte.

Lieber Vater — (unterbrach ihn jetzt Ferdinand in diesen Gedanken) Ihr Kuhhirte thut seine Schuldigkeit sehr schlecht. Ich sah vorhin drey Kühe in der Baumpflanzung weiden — der Hirte kroch am Wäldchen herum. — Hören Sie wohl, Vater? — In der herrlichen Pflanzung, die ich selbst vor zehn Jahren, als ein frommer Knabe, anlegte, nachher mit unsäglicher Angst beschützte, im Schweiße

meines Angeſichts pflegte und unter tauſend Anſtrengungen und Freuden für Sie und den König groß zog — deren Pracht jetzt im ganzen weiten Umkreiſe nirgends ihres Gleichen hat? — Nein, es iſt nicht recht, wenn Sie dieſen abſcheulichen Huthunfug nicht endlich abſtellen!"

„Herr Sohn! (ſagte der Alte ironiſch) Ich brauche in meiner Wirthſchaft noch keinen Oberaufſeher. Laß Er mich nur ſelbſt wirthſchaften. Er hat auch nun gar nichts weiter zu thun, als die Naſe in ſeine Rechtsbücher zu ſtecken!"

Ferdinand ſeufzte im Lächeln unwillkührlich — und dieſe Seufzer waren die einzige Sorge, die ſein Vater noch zuweilen für ihn fühlte. Er hatte blos aus Liebe zum Vater die Rechte ſtudiert — aber alle ſeine eignen Geſchäftsneigungen bezogen ſich ſtets auf die Landwirthſchaft.

„Sieh doch um Dich, ehe Du über Deine Beſtimmung ſeufzeſt! (ſagte Miller ſanft) Wie viele ſchlechte und unwiſſende Geſchäftsleute leben jetzt nur in dieſer einzigen Stadt! Wie viele habe ich ſelbſt ſchon unter meinen Augen ſich herumtreiben ſehen, wann ich vor

der königlichen Kammer stand und ihnen dort bittre Wahrheit predigte! Und nun erwäge selbst: Welch ein glücklicher Vater, welch ein seliger Bürger seines Vaterlandes muß nicht der seyn, welcher zu seinen Freunden, und zu jeder armen, von der Bosheit gedrückten Seele, die ihm ihr Unglück klagt, mit Freudigkeit sprechen kann: Geht — ich habe einen Trost für euch alle erzogen — geht zu meinem guten Sohn — er ist redlich, klug und geschickt — er wird eure Unschuld retten und rächen! — Nein, Ferdinand, du wirst, du mußt diesen Stand lieben!"

„Gewiß, es ist ein sehr ehrwürdiger Stand!" sagte der gerührte Sohn.

„Der erste und göttlichste in der ganzen bekannten Christenheit!" fiel Richard jubilirend ein.

„Aber doch auch ein gefährlicher Stand für ein zartes Gewissen," meynte die Mutter.

„Nun, ich wünsche Euch das beste Glück — (flüsterte die schöne Marie unter warmen Händedrücken) und ich glaube, wer so reines Herzens ist, wie Ihr, der kann auch das bedenklichste Geschäft zu übernehmen wagen!"

„Nicht wahr, mein stilles Vergißmein-

nicht? — (sagte Richard und umarmte sie so herzlich, daß sie ihm entsprang.) Hat nicht Marie hiermit unsre ganze Materie erschöpft, lieber Herr Amtmann?"

„Junger Herr! (fuhr der Alte heraus) Einmal für allemal: Der Teufel ist ein Amtmann! Ich bin ein Pachter — und wer mir eine Ehre anthun will, der nenne mich Herr Miller, weil ich Gottlob ein Herr in meinem Hause bin. — Bst! Herr Verwalter! Wegen der morgenden Saat! — (rief er jetzt, und zog seinen vorübergehenden Aufseher bey Seite.) Der Kuhhirte — (sagte er, ohne der morgenden Saat weiter zu gedenken, ganz leise und heftig) dieser Satan, hat mir nun heute zum zweytenmal Vieh in die Obstanlage laufen lassen. Ich zanke nicht gern. Aber es ist ihm zu sagen, daß er und ich, so wie es zum drittenmal passirt, augenblicklich und ohne Barmherzigkeit, ein Paar geschiedne Leute sind — so wahr ich Miller heisse!"

„Herr Verwalter, Ihr Hirte" — fing jetzt Ferdinand an, als er seinen Vater zurückkehren sah.

„Bst! (drohte dieser) Inkommodiren Sie sich nicht mit meinen Geschäften — der Mann hat noch zu thun."

„Aber, beſter Herr Miller, (ſagte Richard) was hat Ihnen eigentlich der Titel Amtmann gethan, den doch ſchon längſt alle Domänenpächter im Königreiche führen? Warum Sie nicht?"

„Erſtlich, (verſetzte er) weil ich alle Titel nicht leiden mag, die der bloße Hochmuth erfunden hat. Zweytens, weil mein Vater und Großvater auch Pächter waren, ohne jenen Titel zu führen. Denn, Sie müſſen wiſſen, alle Miller ſind geborne Pächter und Landwirthe, und befanden ſich ſtets wohl dabey. — Sie ſehen dieſe Neigung auch noch an meinem Sohne — aber freylich, es können nicht alle Menſchen Pächter ſeyn; und die Pachtzeiten werden ſich bald ändern. — Uebrigens (fuhr er heiter fort) kann ich, auch außer jenen zwey Gründen, nicht läugnen, daß mir, ſo oft ich an den zeitlichen Stolz denke, bis zu dieſem Augenblick immer noch eine gewiſſe fürchterliche Geſchichte in alle Glieder fährt, die mir meine ſelige Mutter zuweilen vorhielt, wenn ich Miene machte, mir Manſchetten oder einen ſteiffen Zopf anzuſchaffen. Sie erzählte mir nemlich von dem Beſitzer eines Eiſenhammerwerks, der, aus Stolz auf ſeinen erworb-

nen Reichthum, sich endlich adeln lassen, und zuletzt gar seine Frau ins Elend verstoßen hatte, weil sie eines armen Schäfers Tochter gewesen — und der nun nach dem Tode allnächtlich im goldbordirten Kleide mit einem brennenden Stern auf dem Herzen zu den Arbeitern im Eisenhammer kam, mit trauriger Stimme das Lied sang:

„Warum betrübst du dich, mein Herz?"

und, sobald er bis zu dem Verse gelangt war:

„Der zeitlichen Ehr' will ich gern entbehren,
„Du woll'st mir nur das Ew'ge gewähren."

plötzlich einen Löwenkopf bekam, und nun diesen Vers allezeit mit einer so entsetzlichen Gewalt brüllte, daß die Hammerwelle still stand und die Arbeiter zitternd auf die Knie fielen. — Ihr Kinder, es thut mir in Wahrheit recht wohl, und ich danke Euch, daß Ihr nicht über diese Geschichte lacht. — Es wird spät, macht jetzt, daß Ihr in die Stadt kommt — aber vergeßt mir doch ja meinen schrecklichen Prediger nicht!"

Des andern Morgens schickten sich beyde Freunde sogleich zur ersten Arbeit an. Auch

Richard hatte, aus Liebe zu seiner natürlichen Freyheit, ein eignes Logis ausser dem Hause seines Vaters gemiethet. Dort kamen sie frühe zusammen, und Richard — auf den bereits viele Arbeiten warteten, weil die arge Welt zum Fundamente seines künftigen vermuthlichen Geschäftsglückes doch immer auch einen Stein aus dem wichtigen Einflusse seines vornehmen Vaters unterstellen zu dürfen glaubte — fand sich hierdurch schon im Voraus so überhäuft mit Geschäften, daß er seinem Ferdinand die Hälfte derselben zutheilte, und diesen obendrein alles das selbst auswählen ließ, was ihm für seine Neigung am passendsten schien, in so ferne nur dabey nicht blos persönliches Zutrauen gegen Richarden zum Grunde lag. Auch machten sie noch einen Bund mit einander, vermöge dessen Jeder von seinen künftigen Aufträgen alles das, was er weniger seinem eignen, als dem Geschmacke des Andern angemessen finden werde, diesem treulich zuweisen wollte.

So vom Glück und ihrer eignen Freundschaft reichlich ausgestattet, trennten sie sich mit dem letzten Handschlage des Friedens, um nun den Krieg Rechtens zu beginnen.

Der Geheimerath Kronfeld war sehr zufrieden über diese Verträge der jungen Arbeiter, weil er mit dem alten Miller seit vielen Jahren in freundschaftlicher Verbindung stand, und oft und gerne bey ihm auf dem Trifthofe verweilte. Er hatte auch Ferdinanden für immer in sein Haus eingeladen, wo dieser, besonders in den Abendstunden, die herrlichste Unterhaltung fand, da dort die schöne Jugend überhaupt sich gern versammelte.

Der Geheimerath liebte und gewährte selbst, sobald er einmal sein Arbeitszimmer verschlossen hatte, eine heitere und durch gesellschaftliche Lust belebte Unterhaltung. Die Geheimeräthin, seine zweyte Gattin, bey welcher unser Ferdinand in besondrer Gunst stand, war noch jung und hübsch, sah gern artige Zirkel bey sich versammlet und wußte diesen durch ihre Gefälligkeit und anständige Haltung ein gewisses Interesse zu geben, welches nur selten durch eine zu wenig verhaltene Reizbarkeit gegen das Betragen der jüngern Tochter, Caroline, gestört ward. Richards Schwestern endlich, die man unter dem Namen der „schönen Zwillinge" bewunderte, waren, so wie ihr Bruder, von Kindheit auf mit Fer-

dinanden und Marien vertraut gewesen, und hatten oft wochenlange, auf dem Trifthofe so wie in der Stadt, mit diesen gespielt und gelebt. — Außerdem war noch der Hofrath Reinhold, ein sehr reicher Mann und angenehmer Gesellschafter, der beständige Besucher des Kronfeldschen Hauses. Er stand seit langer Zeit schon in freundschaftlichen Verhältnissen mit der Mutter — und die schöne Welt vermuthete jetzt auch allmählig, daß er Absichten auf eine von ihren Stieftöchtern habe.

In der Mitte dieser Umgebungen sahen die beyden Rechtsgelehrten die zu ihrer Erholung bestimmten Zwischenräume ungemein anmuthig ausgefüllt; wobey Ferdinanden noch besonders die Nähe des Trifthofes zu Statten kam, wo er seine geliebte Familie täglich sehen konnte. Freylich fand er bald, daß jenes schöne, kindlich vertraute Verhältniß, welches sonst, vor seinen akademischen Jahren zwischen ihm, Marien und den drey Kronfeld'schen Kindern bestanden hatte, jetzt nur noch aus lieblichem Hintergrunde zu ihm herüber lächle, indem er jetzt die drey Mädchen, schnell zur Mannbarkeit herangeblüht, wiedersah. Aber, war auch das jetzige Verhältniß anders und

weniger enge, so schien es ihm doch nicht weniger interessant, als das ehemalige.

Unsre Freunde hatten ein ungewöhnlich strenges Examen — welches von der Obrigkeit seit kurzem zu Bestrafung der Unwissenheit und mehrerer eingerissenen Mißbräuche angeordnet war — sehr gut bestanden, und dadurch ein gewisses Aufsehen erregt, das ihnen nun trefflich zu Statten kam. Der Ruf von ihrer wirklichen Geschicklichkeit verbreitete sich so schnell, und sie wußten ihn durch Anstrengung und Fleiß so zu übertreffen, daß es nach wenigen Wochen schon hieß, „Beyde hätten vollauf zu thun, und also auch ihr reichliches Auskommen."

Richard brauchte seinem Freunde nun nichts mehr von seinen Aufträgen abzugeben, als was dieser etwa von ihm einzutauschen wünschte. Dahin rechnete er Gnaden- und Erlaßgesuche, Vertheidigungen, Streitigkeiten über Gesetze, und alles, was zur einseitigen Rechtsbetreibung gehört. Dagegen vertauschte Ferdinand gern seine eigentlichen Partheysachen, die er nun einmal nicht liebte, in deren Gedränge sich aber der streitlustige Richard mit der größten Freude bald gänzlich verlor. — Selbst alte Geschäftsmänner von

entschiednem Rufe fiengen allmählig an, diese beyden Neulinge aufmerksam und neidisch ins Auge zu fassen.

Der Geheimerath brachte seinem Freunde Miller selbst diese günstigen Nachrichten hinaus, worüber der gute Alte laut frohlockte, wenn gleich Ferdinand noch immer nicht mit vollem Herzen in seine Freude einzustimmen schien.

Es war ein schöner Frühlingstag, welchen die Kronfeldsche Familie ganz auf dem Trifthofe verlebte, und der dem jungen Volke zum wahren Festtage ward. — Sie besuchten alle Spiel- und Freudenplätze ihrer Kindheit, die sie im königlichen Lustgarten und um die Gebäude her wußten — den großen herrlichen Brunnen, der im Innern eines Gebäusches aus dem Felsen sprang — die Nachtigallen, welche, wie ehemals, noch immer am liebsten dort zwischen den Blüten sangen — den Teich mit seinem Reichthume von Kalmus, Rohr und Binsen, woraus sie wieder künstliche Enten und Schiffe flochten, und diese auf dem Wasser trieben — die niedrigen Kirschbäume,

an welchen einst das kleine Volk zuweilen, listig auf den Zehen schwebend, die süssen Früchte vom Kern absaugte, um hinterher waidlich zu lachen, wann der Gärtner auf die Sperlinge schalt — den großen Frühpflaumenbaum, dessen Beraubung ihnen alljährlich so scharf untersagt ward, und von welchem einst, als er nun endlich geschüttelt wurde, dennoch und vor allen Früchten, dreyzehn schöne Werfknittel rings um den Vater herabfielen, welches Ferdinanden eine strenge Untersuchung zuzog — kurz, man gieng kein ehemaliges Lust-, Lärm- und Hatztheater vorbey, ohne die herrlichsten Reminiscenzen zu genießen. — Ferdinand probirte auch wieder einmal seine Geschicklichkeit an der verfallnen Wasserkunst, deren Geheimnisse von jeher nur ihm allein bekannt waren, so wie er dieselben auch noch heute sorgfältig vor den Uebrigen verbarg — und siehe da! die alte Fontaine gehorchte ihm noch immer, und sprützte eine ganze Minute lang den prächtigsten Wasserstrahl zum allgemeinen Jubel empor!

Des Nachmittags suchten sie das Weite, und gingen erst zu dem schroffen Bergsturze, von dem man große Steine in die unten befindliche schwarze Waldschluft hinabrollte, und

dann aus der Tiefe das alte donnerähnliche Getöse vernahm. Dann zogen sie in den Finkenhauk, das schönste Lustwäldchen in der ganzen Gegend, dessen heilig düstere Schatten sich jetzt im ersten Grün zu bilden begannen. Mitten hindurch lief ein Fußpfad nach der Stadt, und seitwärts, kaum drey Schritte vom Pfade, lag, recht in der Mitte des Hains, die kleine Au, auf der sie einst eine Bank von den ausgesuchtesten Feldsteinen erbauet hatten. Unversehrt stand sie noch da, mit blühendem Moose belegt — und der zarte Rasen der kleinen Waldwiese umher hatte sich schon überall mit den wohlbekannten Blumen geschmückt. — Hier verweilte man am längsten, denn es war der allgemeine Lieblingsplatz.

„Endlich — (sagte Ferdinand mit einer gewissen Weihe, die sich bald Allen mittheilte, so wie sie der Gegend näher kamen) endlich führe ich Euch in das schöne Heiligthum, in dem ich die besten Gedanken meiner Jugend fand, und die wertheſten Augenblicke meines Lebens verträumte."

Sie standen nemlich jetzt vor seiner großen Baumpflanzung, wozu er einst dem Vater die Erlaubniß mühsam abgeschmeichelt hatte, und

die

die nun für Vater und Sohn von unschätzbarem Werthe war. — Feyerlich schloß er das Gehege auf, und feyerlich betraten seine Freunde das geliebte Lustrevier. — Die Bäume waren nicht in Reihen oder Alleen, sondern in großen und kleinen Gruppen gepflanzt, zwischen welchen sich überall sanfte blumige Wiesenstücke und hie und da bearbeitete Landstreifen herumzogen. Die meisten Hügel und Anhöhen trugen unten Kränze von niedrigen Kirschen und allerley Beerengebüsch; oben strebten die hochstämmigen Bäume empor. — Alles stand in der schönsten Jugend und Kraft herrlich da, und — blühte! das Steinobst und die Birnen waren schon mit dem vollen Blumenschmuck angethan, und der edle Apfelbaum begann erst so eben gleichsam darüber zu erröthen, daß die Knospen seiner Herrlichkeit sich nun bald vor dem liebewarmen Auge des Frühlings vollends entfalten mußten. Zwischen den Blüten schwelgten die Singvögel, und ihre Chöre tönten das Lob ihres Schöpfers und des wackern Ferdinands.

„Ach, (rief er mit lusterfüllter Seele aus, als sie in die Mitte des Reviers gekommen waren, und wie berauscht da standen) was ist doch

alle Pracht und Herrlichkeit der Menschen gegen die Herrlichkeit Gottes!" —

„Es ist wahr!" sagte Caroline, die Ferdinanden still und aufmerksam betrachtet hatte.

„O bester Ferdinand! (rief Sophie und faßte seine Hände) Wie vielen Dank sind wir und die Welt Ihnen für dieses Paradieß schuldig — und wie stolz, wie glücklich und groß müssen Sie sich fühlen, so oft Ihr Fuß in diese Gehege eintritt! Wenn ich Ihnen doch beschreiben könnte, wie mich das alles rührt." —

„Nun, versuch' es doch, und beschreibe uns ein wenig!" lächelte Caroline mit einem spöttischen Seitenblick auf die arme Schwester. — Aber, die Stimme eines kräftigen Frühlingsgewitters befahl ihnen jetzt, den kürzesten Weg nach dem Schlosse zu suchen.

Sie ließen sich nun die königlichen Zimmer aufschließen und durchstrichen während des Gewitters diesen prächtigen Theil des Schlosses, wobey es nicht an abermaligen Rückerinnerungen aus der Jugend fehlte, da ihnen hier noch jedes Gemälde und alle Tapeten und Meubles merkwürdig geblieben waren. — Auch die Ge-

heimeräthin gesellte sich hier mit dem Hofrath Reinhold zu ihnen.

Sophie und Marie fanden, daß so Manches in diesen Zimmern, was sie einst für unnachahmlich schön gehalten hatten, doch jetzt sehr in ihren Augen verloren habe.

„Das finde ich äußerst sonderbar! (sagte Caroline lächelnd) Denn — seht einmal diesen herrlichen Spiegel mit den goldnen Blumen an! Für mich hat er immer noch den alten — ja selbst größern Werth. Und das, was Euch sonst an ihm entzückte, muß Euch ja jetzt viel besser einleuchten als sonst — denn, was die Fehler daran betrifft, so müßt Ihr ihn freylich vor allen Dingen nur jetzt nicht mit schlechteren Augen ansehen als damals — wenn Euch nemlich dieß möglich ist, woran ich aber zweifle." —

„Caroline! (rief ihr Richard, der die letzten Worte hörte, unwillig zu) Du bist heute einmal so spöttisch und kaltherzig, daß ich dich bey unsrer guten Mutter verklagen möchte."

„Du fängst an, mir zu mißfallen, Caroline! (sagte die Mutter) — An einem so köstlichen Tage."

„Ich wünschte doch, (fiel Reinhold im

Ton eines Friedensstifters ein) Sie ließen unsre schöne Caroline ihren angefangnen Satz für uns vollenden! Denn" —

„Allzugütig, Herr Hofrath!" unterbrach ihn Caroline mit einer schnippischen Verbeugung und ging, indem sie glühendroth ward, in ein andres Zimmer.

Ferdinand, welcher in Betrachtungen der hübschen Sachen vertieft war, hatte nicht auf das Gespräch geachtet, und ward erst jetzt aufmerksam, als die Geheimeräthin dem Hofrath mit einiger Empfindlichkeit erklärte, sie wünsche, daß an solchen Streitigkeiten, welche zwischen ihr und ihrer Tochter vorfielen, kein Dritter Theil nehmen möge. — Unser Freund glaubte schon bemerkt zu haben, daß sie in ihrer Freundschaft gegen den Hofrath ein wenig erkaltet sey, seitdem man von diesem reelle Absichten auf eine ihrer Töchter vermuthete. Sie wünschte freylich, wie unser Freund selbst wußte, diese Töchter, je eher je lieber, versorgt zu sehen. Indessen schien es ihm, — wenn er auch jene allgemeine Geschlechts-Eifersucht, die Manche an den Frauen haben finden wollen, abläugnete — es sey doch in der That höchst natürlich, und einer hübschen Frau nicht so sehr

zu verdenken, wenn ſie den Zeitpunkt, in welchem junge Männer ihr Haus, weniger mehr ihrer eignen Unterhaltung als der heranwachſenden Töchter wegen, beſuchen, mit einer gewiſſen Trauer ankommen ſehe, die gar leicht in üble Launen und Empfindlichkeit ausarten könne, und daher um ſo mehr Schonung verdiene. — Er fand alſo die Worte des Hofraths, die er noch gehört hatte, allerdings etwas gewagt, und nahm ſich jetzt vor, für ſeine Perſon deſto artiger gegen die Mutter zu ſeyn. Schon im nächſten Augenblicke fand er hierzu Gelegenheit, und ward ungemein heiter aufgenommen.

Aber Caroline raunte ihm bald nachher im Vorübergehen zu: „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ſchon geſagt habe, daß mir jedes Urtheil, das meine Stiefmutter über mich fällt, vollkommen gleichgültig iſt?"

„Sehr ſchlimm!" ſprach er zu ſich ſelbſt, und beſchloß, alles anzuwenden, um eine beſſere Stimmung in dieſe Frauenfamilie zu bringen.

Seit geſtern hatte ſich eigentlich die Familien-Stimmung durch folgenden Vorfall verbittert. Caroline, welcher von ihrer Mutter die warme, ſtets gefällige Sophie zum be-

ſtändigen Muſter aufgeſtellt ward, hatte Sophien Vorwürfe über ihre Geldverſchwendung gemacht, und behauptet, die Schweſter erlaube ſich viel mehr unnöthige Ausgaben, als ſie ſelbſt, die doch reicher ſey. — (Die erſtere Mutter hatte nemlich durch ihre letzte Verfügung nur ihren Sohn Richard eigentlich reich gemacht, ihren Töchtern aber weniger hinterlaſſen — und dabey hatte ſie, man wußte nicht warum, Carolinen — die ohnehin die Schönere von Beyden war — einige tauſend Thaler mehr beſtimmt als ihrer Schweſter.) Sophie, durch der Schweſter Vorwurf empfindlich gekränkt, hatte Carolinens Härte mit Thränen der Mutter geklagt, worauf dieſe geäuſſert, ſie glaube, daß die erſtere Mutter jene unbillige Verfügung in keiner andern Abſicht gemacht haben könne, als um Carolinen im Voraus eine gewiſſe Entſchädigung zu ſichern, da dieſe wegen ihres ſchon in der Kindheit gezeigten harten und unerträglich bittern Characters wohl ſchwerlich Hoffnung habe, ſich jemals zu verehlichen. — Im Zorne hielt die ſonſt ſo ſanfte Sophie ſogleich die mütterliche Aeuſſerung Carolinen vor — und dieſe gerieth darüber in eine ſo heftige Bewegung, daß

sie sich den halben Tag in ihrem Zimmer einschloß. — Erst Abends hatte der Vater wieder eine Art von Frieden hergestellt.

Je mehr aber Ferdinand sich anstrengte, um in seiner Praxis vollkommne Ruhe für sein Daseyn, und ein in sich beschloßnes Leben zu finden, je weniger wollte ihm dieß gelingen.

Wenn er sich darüber freute, daß man in diesem Lande mit aller Strenge auf die Abkürzung der Processe drang, so erstaunte er darüber, zu welcher ungeheuern Höhe doch nun zwischen den hitzigen Partheyen die Kosten in der größten Eile anwuchsen. Wenn man mit lobenswürdigem Eifer den Advokaten durch den Sinn fuhr, so waren nun die Streitenden der Willkühr und Gewalt unvorsichtiger Richter blosgestellt, statt sich einer väterlichen Sorge für die Sichrung ihres Heils zu erfreuen. Bestand man hartnäckig auf seinem Rechte, so verschlangen oft die Richter den zehnfachen Werth des Streits durch kostspielige Einholung auswärtiger Rechtserkenntnisse, welche doch die besoldeten Unwissenden selbst zu sprechen schuldig waren. Hatte er auch einmal die Freude,

einem armen Teufel ſein Recht durch und durch auszufechten, ſo ſah er am Ende das wohlerworbne Sümmchen ſeines Klienten durch die löbliche Theilung der Koſten doch wohl noch „aus bewegenden Urſachen" zu Waſſer gemacht. — Wann er nun erfahren mußte, wie hämiſch oft böſe Advokaten alles dieß wieder zu ihrem eignen Vortheile benutzten — wie unmöglich es ſey, gegen einen ſchlechten Richter die Strafe der Selbſtentgeltung zu erlangen — wie oft der Streit, den doch die Partheyen bezahlen mußten, zugleich zum Streite der beyden Advokaten, ja zum Streit zwiſchen Richter und Advokaten ward — kurz, wie wenig beſſer es noch in dieſem Lande auf der Straße Rechtens ausſehe, als in vielen andern — dann knirſchte er mit den Zähnen, machte oft durch Nullitätsquerelen und andere deſperate Rechtsmittel die Sache noch ſchlimmer, und hielt es am Ende für Sünde, ſeinem elenden Klienten nur einen Heller Gebühren abzufordern.

Einſt klagte er hierüber im vertraulichen Abendzirkel dem Geheimenrathe ſein Leid. Dieſer hörte ihn aufmerkſam an. „Ich finde, (ſagte er dann) daß freylich eine ganz beſonders beſtimmte Neigung dazu nothwendig iſt, um ein

Geſchäftsmann dieſer Art zu ſeyn. Eine gewiſſe Luſt zum Aergerlichen, eine Freude am Verdruß und an allem Unangenehmen, eine Neigung zum Umgange mit Weinenden, Zornigen und Verzweifelnden — alles das, und vielleicht noch mehr, muß wohl zur eigentlichen Streitluſt noch hinzukommen, wenn der blos juridiſche Geſchäftsmann in ſeiner ächten — ich will nicht ſagen, Vollkommenheit, aber doch Gemüthlichkeit gedacht werden ſoll. Wird ſich nun dieß bey Ihnen nicht bald einfinden, ſo beſorge ich freylich, daß Sie Ihren Beruf verfehlt haben."

„Ihr Satz (entgegnete Ferdinand nach einiger Zeit mit trauriger Stimme) ſchien mir im erſten Augenblicke bekannt und halb wahr. Allein, je länger ich ihn überlege, je mehr erſchrecke ich vor der unerträglichen Wahrheit und Neuheit, die er allmählig für mich erhält!"

Richard meynte: Allen ſolchen Ungebührniſſen, Sünden und Mißbräuchen, die Ferdinand vorhin geſchildert, mit ewiggeſpitzter Feder und friſchem Muth entgegenzuarbeiten — darinn beſtehe eigentlich die unerſchöpfliche Luſt ſeines Lebens; und daher ſey es ihm nun ſchon zur ſichern Gewißheit geworden, daß er

ein, fast allen Richtern und Sachwaltern äuſſerſt verhaßter, aber auch ein gefürchteter, und von den Partheyen stets gesuchter Geschäftsmann seyn und bleiben werde. Auch halte er sich — so lächerlich dieß wohl klingen möge — in seinem Gewissen fest davon überzeugt, daß alle Geschäfte, die er bis zum jetzigen Augenblick unter den Händen habe, gerechte Sachen seyen.

„Ich hoffe, (sagte Ferdinand mit einem Seufzer) daß auch deine sämmtlichen Gegner in demselben Augenblick eben so überzeugt von der gerechten Sache ihrer Partheyen seyn werden."

„Dann erkenne ich sie auch (versetzte Jener) für wahre und redliche Advokaten."

Dieß gab Veranlassung zu einem lustigen Gezänke zwischen beyden Freunden, worein sich auch die Damen mischten.

Sophie reichte endlich Ferdinanden wehmüthig die Hand. „Armer, lieber Freund! (sagte das zärtliche Mädchen) wie nahe geht mir Ihre Unruhe!" Er drückte ihre Hand an seine Lippen, und blickte sie lange so gerührt und traurig an, daß zuletzt Beyde ihre nassen Augen nicht verbergen konnten.

„Was meynſt denn Du zu der Sache, Caroline?" fragte die Mutter dieſe, welche ſich ſelten in ſolche Geſpräche miſchte.

„Ich würde (verſetzte ſie ſchüchtern) Herrn Miller lieber zu einer hübſchen friedlichen Dorfpfarre gerathen haben, als zu ſeinem jetzigen Stande — denn er iſt ein wahrer Mann des Friedens." — Sie betrachtete Ferdinanden lächelnd.

„Wie ſpöttiſch! (rief die Geheimeräthin) Beſte Caroline — nein, wenn Du dieſes ſatyriſche Weſen nicht endlich ablegſt" —

Das Mädchen, welche ſonſt nie auf den Tadel der Mutter achtete, gerieth jetzt auf einmal in auſſerordentliche Bewegung, und der ſchöne Mund verzog ſich gewaltſam bebend zum Ingrimme. „Liebe Mutter, (fuhr ſie erbittert heraus) ich habe Herrn Miller damit ſchlechterdings nichts Beleidigendes ſagen wollen!" — Ihre Augen funkelten, und indem die Gereizte heftig zu weinen anfing, ſtand ſie raſch auf, küßte die Hand der Eltern und verließ eilend in hochbewegtem Gange die Familie.

„Verzeihen Sie — (ſagte der geängſtete Ferdinand) ich nehme Carolinens Aeuſſerung mehr für Lob als Satyre," —

„Ach ja, beste, theuerste Mutter! (flehte die gute Sophie und ergriff ihre Hand) Ach ja — vielleicht ist es so!"

„Ja, ja, für Euch Beyde in Eurer blinden Güte mag wohl alles so seyn! (rief die Geheimeräthin schmerzlich aus) Aber wir kennen dieses Lächeln, diese Reden und diese Thränen besser!"

„Es mag leider wohl seyn! (achselzuckte der Geheimerath, der oft noch Carolinen in Schutz nahm) Aber, gestehe nur immer, mein Kind, daß doch eine gewisse Härte — ich möchte sagen, ein wenig eigne Verderbtheit dazu gehört, um ihre Rede so schnell und bestimmt in Deinem vorhinigen Sinn auszulegen."

„O mein Lieber, (seufzte sie) ich wollte, Du hättest Recht. Aber ach, meine Hoffnungen fangen an zu sinken!" — Sie hob die Augen, wie zum Himmel aufflagend, und schloß die mitleidende Sophie in die Arme.

Unser Freund begriff zwar dieß alles nicht recht. Doch beschloß er, künftig aufmerksamer auf Carolinens Charakter zu seyn, als bisher.

Ihn selbst drückte aber weit mehr, als das, worüber er heute dem Geheimenrathe sein Herz

geöffnet hatte. Denn alles Widerwärtige, Bittere und seinem Gefühl Entgegenstrebende, was er in den täglichen Geschäften fand, konnte er doch seinem theuern Vater zu Liebe überwinden, sobald er seine Arbeiten als ein mühesames, aber nothwendiges und ihm einmal zur Pflicht gemachtes Studium betrachtete. Auch hatte er schon frühe gelernt, unangenehmen Arbeiten mit sicherem Erfolge die Spitze zu bieten. — Allein, seine Wünsche nahmen einen höhern Flug, als der angefangne Geschäftskreis verstattete. Er liebte sein Land, war ein Deutscher und trug in seinem Busen den brünstigsten Willen, seinem Vaterlande zu nützen — ja für ein künftiges deutsches Geschlecht etwas allgemein Gutes und Heilbringendes zu thun. Schon als Knabe, noch mehr auf der Akademie, und besonders während einer nachherigen Reise, die er durch einen großen Theil von Deutschland machte, fühlte er, wie hoch und höher sein Herz sich von diesen Wünschen hob — und er lernte alles und griff begierig nach jedem Stoffe, wodurch er seinem Ziele näher kommen konnte. — Jetzt aber, da es ihm allmählig zur Gewißheit ward, daß er seinen Beruf zum Bürgerleben verfehlt ha-

de, suchte sein edler Geist eifriger als je die Wege auf, welche zu jenen Zwecken hinleiteten, und ihn seiner sittlichen Ruhe wieder entgegenführen sollten. — Er arbeitete fast den ganzen Tag, und wies doch seit einiger Zeit die meisten Geschäfte von sich, die man ihm übertrug.

Richard konnte dieses Betragen nicht begreifen, und fing an, ihn laut zu tadeln. Er selbst verschwieg auch dem guten Vater Miller keinesweges seine gegenwärtige Stimmung. — Der Alte begann zu trauern, verlangte Erklärung über den Zusammenhang der Sache und Eröffnung einer bestimmten Aussicht in die Zukunft.

„Gönnen Sie mir nur noch wenige Wochen — ja nur wenige Tage Zeit (sagte Ferdinand). Erst muß ich beruhigt seyn über meine Bestimmung. Dann aber wandle ich — und mit ewiger Anhänglichkeit und gleichem Eifer — auf meiner einmal betretnen Bahn fort. — Nicht wahr, guter Vater, — gewollt haben muß der Mensch?"

„Das läßt sich hören! (meynte der Alte) Ja — gewollt haben muß jeder Mensch, welchen der Geist zu Etwas antreibt. Du hast

Recht — und ich lasse dich austräumen, wenn du dich jetzt noch nicht weiter erklären kannst."

Maria hatte während dieser Rede ihren Bruder mit Augen voll Liebe und Hoffnung angeblickt. Jetzt umarmte sie ihn schwärmerisch und sagte: „O wie fest glaube ich an Dich, guter Ferdinand! — Mit meinem Blute will ich für ihn stehen, bester Vater, daß er gut und richtig handeln wird!"

„Und Richard (sprach der Vater) ist, wie ich höre, vollkommen zufrieden, und schon tief in seinem Geschäfte?"

„Richard ist höchst glücklich (erzählte Ferdinand). Gestern sagte er mir, er wolle sich je eher je lieber nun gar verheyrathen, um nur recht ruhig sich seinen Arbeiten weihen zu können; und er liebe schon. — Man giebt ihm in der Stadt bereits dieß und jenes Mädchen zur Frau. — Ich erstaune über das alles und habe ihn einen Leichtsinnigen gescholten. Zwar — ich bin noch niemals mit der Liebe bekannt geworden — aber, daß ich in diesem ersten heftigen Drange der Lebensunruhen auch noch Liebe fühlen könnte, das scheint mir wahrhaft unmöglich."

Die Mutter nahm seine Hand. „Und doch,

lieber Sohn, gestehe ich Dir, daß ich nichts so sehr wünsche, als Dich recht bald und glücklich verheyrathet zu sehen." — Er blickte sie überrascht und erröthend an, und sie fuhr wehmüthig fort, indem sie auch den Vater herbeyzog: „Scherzet nicht mit dem Leben, lieben Freunde — es möchte sich sonst an uns rächen! Wähle doch jeden Stand, guter Sohn, der Dir gefällt — wir sind ja Gottlob wohlhabend, und Du bist viel reicher, als Richard. — Noch einmal nenne ich es Uebermuth, wenn Ihr Glück und Leben auf die Probe zu stellen wagt! — Es ist gut, Ferdinand, daß Du studiert und etwas Tüchtiges gelernt hast. Mißfällt Dir aber Dein jetziger Stand — o so ergreife noch heute wieder jenen mit Segen umwundnen Feldstab, der uns so werth ist — schwinge ihn heiter durch Wiesen und Land zum glücklichen Gedeihen, und baue wieder die liebe Erde, wie Deine ehrlichen Väter thaten!"

„Ach ja! (sagte der alte Miller gerührt und drückte sie an sich, und der schöne Sohn verbarg seine Freudenthränen an ihre Brust.) Du bist doch meine brave Beate — und dein Name ist Rechtlichkeit! — Aber, wir wollen unsern Sohn zu nichts überreden, was ihn viel-

vielleicht nur auf müssige Träumereyen führen könnte — und, liebe Frau, am wenigsten zu unzeitigem Heyrathen! — Laß ihn nur gewähren — ich traue ihm — er macht sicher nichts Unkluges."

Sie trennten sich heiter. — Aber die gute Marie ward von diesem Augenblick an still und traurig.

Einige Tage nachher besuchte die Kronfeld'sche Familie nebst unserm Freunde den Trifthof. Beyde Mütter waren eine Zeitlang allein; und Beate suchte ihr Herz in Rücksicht des geliebten Sohnes zu erleichtern. „Ach, (sagte sie zuletzt) der theuerste Wunsch, den ich für das Leben noch habe, ist der, dieses liebe einzige Kind glücklich verheyrathet zu wissen; aber mein guter Mann, ja oft mein eignes Gewissen tadeln mich deßhalb als unbescheiden gegen die Vorsehung; und so wage ich nicht der süßen Hoffnung Raum zu geben, daß Gott zwey theure Herzen bald nach meinen Wünschen lenken und vereinigen werde." —

Sie seufzte und brach hier die Unterredung

ab, vielleicht, weil sie zu wenig wahres Vertrauen zu der Geheimenräthin hegte, vielleicht auch, weil ihr einfiel, daß die beyden Kronfeld'schen Töchter sich jetzt im anstoßenden Kabinet befanden.

Diese hatten wirklich das vertrauliche Gespräch mit angehört. Sophie ward zuletzt auf einmal hochroth, und Caroline betrachtete die Schwester mit ihrem gewöhnlichen Blick und Lächeln. „Du glaubst wohl, (sagte sie dann ernsthaft) die Alte meyne Dich? — Damit Du indessen nicht zur Närrin wirst — und, Schwester, damit Du erkennst, daß ich Dich dennoch liebe, so sage ich Dir, daß ich dieses zwar selbst glaube; aber — Du siehst und weißt wohl noch nicht, daß Ferdinand Marien liebt, und sie ihn?"

Sophie seufzte tief und umarmte ihre Schwester. „Nein, (rief sie) ich liebe ihn wohl noch nicht — aber, es hätte geschehen können — ich danke Dir, Schwester!"

„Wie hätt' es geschehen können? (fragte Caroline, bitter verweisend) Nimmermehr! — Du weißt, daß ich Marien nicht gut leiden mag. Aber, laß sie auch einmal ganz aus dem Spiele — nimm den allerbesten Fall

für Dich an: ſo hättet Ihr einen Monath lange erträglich zuſammen gelebt, und wäret im zweyten Beyde vor Langerweile geſtorben! — Und auſſerdem — höre, verſprich mir vor allen Dingen, daß Du von dieſer Sache gegen Jedermann ewig ſchweigen willſt!" — Sie mußte es ihr in die Hand geloben.

„Da bringen wir Euch das beſte Mädchen auf dieſer armen Erde!" rief hier der luſtige Richard, indem er und Ferdinand Marien, die einen Teller mit Backwerk trug, hereinführten. Marie ſchlug die Augen nieder.

„Du ſprichſt einmal — (ſagte Ferdinand) wenn ich auch von aller Galanterie abſtrahiren will — höchſtverwegen! Sie glauben mir gewiß, daß ich Sie Beyde für recht herzlich gut halte." —

„Nein, wirklich, Ferdinand?" fiel Caroline heiter ein. — Er und ſeine Ehrlichkeit waren zum Sprichwort unter ihnen geworden.

„Denn Sie wiſſen, (fuhr er gutmüthig fort, und drückte die Hände der Schweſtern) daß ich es immer wahr und redlich meyne. — Aber ſoviel iſt freylich in Richards Behauptung richtig: Beſſer — nein, betrachten Sie nur ſelbſt dieſes holdſelige Angeſicht — beſſer iſt

wohl kein Mädchen auf Erden, als meine liebe, liebe Marie!"

„Es ist wahr, Marie, (sagte Caroline aufmerksam, und streichelte ihr die Wangen mit Wohlgefallen) wenn Du so traurig und still bist, wie heute, so siehst Du aus, wie die Frömmigkeit selbst, und ich könnte Dich ordentlich lieb haben!" — Marie, die solche Reden aus diesem Munde nicht gewohnt war, blickte schüchtern zu der furchtbaren Caroline empor und wagte es, ihren schönen, sonst ewig unnahbaren Rosenmund zu küssen, und fühlte in Carolinens leiser Erwiederung eine nie empfundene Liebe.

„O meine liebste, beste Marie, sey doch heiter!" rief Sophie und schloß sie mit Wehmuth fest an ihr Herz.

„Ich bin es ja! (flüsterte Marie lächelnd, wie unter Thränen hervor) Aber Ihr beschämt mich — und ich fühle wohl, daß ich noch nicht so gut bin, wie Ihr alle von mir glaubt."

„Wissen Sie wohl, Ferdinand, (sagte Caroline heimlich) warum Ihre Mutter mir so sehr gefällt? Bloß deßwegen, weil sie Marien dennoch immer so zärtlich liebt, und ihr Gutes thut."

„Warum sagen Sie „dennoch"?" fragte er nachsinnend.

„Wer wird immer fragen!" fuhr sie ihn schnippisch an und ging bey ihm vorüber.

„Sie denkt aber auch von Niemand gut — (murmelte Ferdinand aufgebracht) nicht einmal von diesem reinen Engel!"

Auf dem Heimwege, den er mit Richarden zu Fuße machte, konnte er sich nicht enthalten, Carolinens Aeusserung über die liebenswürdige Marie seinem Freunde mitzutheilen; welcher denn ebenfalls darin sogleich einen bösartigen Seitenblick fand. „Siehst Du wohl, (sagte er mit schmerzlichem Zorne) daß ihr Charakter Flecken hat? Und doch nimmst Du sie noch immer und überall in Schutz? — Eins an ihr ist übrigens mir und der Mutter noch fürchterlicher, als alles dieß — ihr Geiz und ihre Habsucht! — Die mitleidige Sophie giebt sich stets arm. Aber sie — glaube mir nur, sie muß viel Geld gesammelt haben. Doch sie hält alles so fest unter Schloß und Riegel, daß niemand ihren Schatz berechnen kann. — Erinnerst Du Dich noch von neulich her des armen Mannes, dem Sophie alles gab, was sie hatte, und dem Caroline drohte, sie werde

nach der Polizey schicken, und in Deinem Beyseyn mit dem finsterſten Ernſt erklärte, ſie gebe dergleichen Bettlern nie einen Heller?"

„Ich halte ſie dennoch nicht für geizig — (ſagte Jener) aber freylich — für eine ſehr gute Wirthin. Auch iſt ja ihr damals geäuſſerter Grundſatz, der unſrige — und ich wünſchte nur, daß alle Menſchen nach der Polizey ſchickten." —

„O, ſo klug iſt ſie wohl, daß ſie ſich jenen Satz gemerkt hat, um ihren Geiz dahinter zu verſtecken."

„Klagen die Dienſtbothen über ihren Geiz?"

„Nein — und das iſt mir ſelbſt unbegreiflich. Die ſämmtlichen Leute murren niemals über ſie. Ja ich habe dieſe überhaupt nur einigemal, bey Hauptaffairen mit dem Geſinde, lächelnd und entſchuldigend zur Mutter ſagen hören: Ey nun, die Mamſell iſt manchmal auch wunderlich! — Aber — warſt Du nicht letzthin dabey, als ſie Sophien über ihren Anzug ſo gut als öffentlich verhöhnte? Was war das?"

„Du haſt Recht, (antwortete Ferdinand mißmüthig) das war unbegreiflich hart — und ich konnte ſie nur mit der Abſicht entſchul-

digen, die Schweſter von jeder Nachläſſigkeit dieſer Art auf immer zu heilen, welches freylich wohl ſicherlich geſchehen iſt. Was aber überhaupt dieſen Punkt betrifft, ſo mußt Du geſtehen, daß ſie ſtets als die Ordnung und Reinlichkeit ſelbſt erſcheint — und es iſt leicht möglich, daß die Koſten für alles dieß auch wirklich ihr ganzes Taſchengeld wegnehmen, wie ſie Dir einmal geſagt hat. — Welcher reizende und geſchmackvolle Sinn iſt in ihrem Anzuge!"

„Eitelkeit! (rief Jener.) O hätte ſie doch nur Etwas von Sophiens Güte — und Sophie noch Etwas mehr von ihrer ſchönen Geſtalt!"

„Werde nicht ungerecht, Richard! Ich nenne das noch nicht Eitelkeit, wenn Caroline den glanzvollen, ſchönbelebten Alabaſter ihrer prächtigen Arme nach Verdienſt mit Geſchmeide, und die reizende Hand mit köſtlichen Ringen ſchmückt und hebt — den Reichthum der Haare in die anmuthigſten Wallungen zu ordnen ſucht — oder die ſchneeweiſſe Seide an dem kleinſten und üppigſten Fuße, den man ſehen kann, noch mit goldnem Schnurwerke ziert. — Sie iſt das alles ihrer eignen Schönheit unnachlaßlich ſchuldig — dieſer Schönheit, die mir immer

wieder neues Vertrauen auf sie giebt! — Glaubt mir nur, Ihr selbst habt sie bitter gemacht, und werdet ihr einzig durch Vertrauen und Güte ihre Liebenswürdigkeit wiedergeben können."

„Leider wirst Du bald einsehen, (murrte Richard) daß die Mutter und wir alle sie viel zu gütig behandeln."

Unserm Ferdinand giengen diese Uneinigkeiten der Familie recht sehr zu Herzen. Carolinens Betragen beunruhigte ihn — er wußte nicht, warum? — so innig, als wäre sie seine eigne Tochter. Sophie, der er sich, bey ihrer unverkennbaren Gutherzigkeit und Liebe zu ihm, doch niemals nahe gefühlt hatte, ward ihm jetzt wegen ihres sanfteren Betragens täglich werther. Der Gedanke an das Mißverhältniß zwischen den drey Frauen drang sich ihm überall auf und störte ihn seit kurzem sogar in allen seinen Geschäften.

Mühevoll und unruhig waren jetzt seine Tage, und erst gegen Abend erheiterten sie sich. Am liebsten schlich er dann auf die Anhöhen um die Stadt her, legte sich ihren Thürmen

oder seinem geliebten Trifthofe gegenüber, und las die Sachen, die er am Tage niedergeschrieben hatte, um nun darüber zu träumen. Denn seine Praxis — ruhte.

Kam ihm ein Geschäft vor, das er, aus Besorgniß es möge in schlimme Hände gerathen, nicht von sich zurückweisen wollte, so bat er Richarden so lange um Hülfe, bis dieser Rath schaffte. Der mit Arbeiten überladne Freund verlangte endlich von seinem Vater, er möge mit dem alten Miller einmal ernstlich über seinen Sohn sprechen. „Ferdinand vernachlässigt sich ganz — (sagte er) und Manche tadeln und belachen, Manche bemitleiden ihn schon — es muß bald anders mit ihm werden."

Einst begegnete Caroline dem Zerstreuten, als er in das Zimmer ihres Vaters wollte. — „Sie sehen blaß und verstört aus, Ferdinand!" sagte sie.

„Es ist nur eine verdrießliche Sache, die mir im Kopfe spuckt," entschuldigte er, und eilte zum Geheimenrathe. — Als er wieder gieng, öffnete unten Caroline ihr Zimmer und bat ihn, einzutreten. „Ferdinand — (sprach sie mit einer ungewöhnlich weichen

Stimme) Ihr Aussehen gefällt mir heute nicht. Warum wollen Sie sich zu Grunde richten? Sie sind jung genug; wählen Sie noch jetzt den geistlichen Stand — oder jeden andern, der Ihnen werth ist. — Mögen Sie Selbst auch meinen Wunsch für Spötterey halten, wie neulich Andere thaten — machen Sie sich nur nicht selbst elend!" — Er sah, daß in ihren Augen sich zwey Thränen bildeten, und es ward ihm jetzt klar, daß die Mutter sie damals dennoch verkannt habe.

„Beste Caroline, ich habe niemals geglaubt, daß Sie über mich spotteten; ich, der schon als Kind Ihnen ewig so gut, so gut war — wie könnte ich wohl jetzt an Spott von Ihnen, und nicht immer noch einzig an Sie selbst glauben! — Aber, sorgen Sie nicht um mein Schicksal, gutes Mädchen — denn seit ehegestern bin ich endlich mit mir selbst einig!"

„Gewiß?" sagte sie bldde und lächelte mit einer gewissen zärtlichen Bitterkeit zu ihm herüber, indem ihre Thränen vollendet an den Wimpern hiengen.

„Wie innig diese gütige Sorge für mein Heil mich rührt!" sagte er und küßte ihre süßen Augen. Sie hatte erst Kraft, ihm zu

widerstehn, als ein tiefeinschlürfender Kuß sich zwischen jenen blühenden Lippen einstahl, deren Hohnsprechendes nur er allein noch nie hatte wahrnehmen wollen, und die jetzt, vom süßen Kusse süßerbebend, sich zu schließen strebten, indem das aufzitternde Mädchen den Kühnen scheu und erschrocken von sich drängte. „Nein, Ferdinand — (sagte sie in glühender Röthe, und die Stimme brach ihr vom gewaltsamen Emporwallen des leidenschaftlichen Busens) Sie müssen nicht falsch seyn, Ferdinand — Sie nicht!" — Ihr Auge wandte sich unwillig von ihm.

„Aber! Gott, was sagen Sie da, Caroline!"

Sie öffnete ihm die Thüre ihres Zimmers. „Meine Mutter wird im Augenblicke hier seyn. Und — hören Sie, Ferdinand — Sie sollen mein Zimmer nie wieder betreten!"

Sie schien zuletzt einen gewissen Schmerz mit Gewalt zu verbeissen — und er konnte sich, bey Anwendung seines ganzen Scharfsinnes, ihr seltsames Wesen nicht erklären. — Unruhig eilte er durch die Straßen. Einen Augenblick sprach er noch bey Richarden an und bat diesen ängstlich um Besorgung eines

unangenehmen Geschäftes — und dann — dann schien er plötzlich ein ganz andrer Mensch, als der, welcher zu Richarden eingegangen war. Höchstgemüthlich schlich er durch das Thor, dem Trifthofe zu, gieng um den Finkenhauk herum, wandte sich dann nach der andern Seite der Stadt, und gelangte bald auf eine zum königlichen Parke gehörige Waldanhöhe, wo man die herrlichste Aussicht tief in das Land hinein genoß, und wo er jetzt fast alle schönen Abende hindrachte. — Er setzte sich auf die hübsche Rasenbank vor dem Walde, zog seine seit chegestern vollendete Arbeit hervor, las sie wieder, fand alles vollendeter als er es sich bis jetzt gedacht, entzückte sich in ihren Ideen, berauschte sein Herz im Glück und Wohlstande des Vaterlandes, und sah unter Wonneschauern über die Landschaften desselben hin.

Aber, da in dieser Stunde das Schicksal unserm Helden gegenüber einen unerwarteten Schlag bereitet, der für die künftige Richtung und das Glück oder Unglück seines Lebens entscheidend seyn wird, so ist es jetzt Zeit, daß wir vorher die vermuthliche Frage unsrer Leser kürzlich beantworten: Was es denn eigentlich war,

das unſer Freund zum Heil ſeines Vaterlandes erſonnen hatte?

Ferdinand wollte ſeine Gedanken über den Sinn des Deutſchen für ſein Vaterland öffentlich ſagen, und zugleich ein ſichres Mittel angeben, dieſen Sinn zu wecken, von dem politiſchen Wechſel unabhängig zu erhalten und zum Gemeingeiſte zu erheben.

Deutſcher Sinn erforderte nach ſeiner Meynung den wahren Weltbürgerſinn, in der den Deutſchen eignen Sprachform gedacht, gefühlt und geübt. Den wahren Weltbürgerſinn ſetzte er in dem die Selbſtſucht des Menſchen beherrſchenden Sinne für die Mitwürkung zum Heil der verbrüderten Menſchheit und ihrer künftigen Geſchlechter *).

*) Wir bedienen uns getroſt des herrlichen, aber vormals etwas verrufnen Ausdrucks „Weltbürgerſinn," weil er uns hier der richtigſte ſcheint. Die Mode oder Zeit iſt ja vorüber, wo man ſich einen Weltbürger oder Cosmopoliten nannte, um alle nähern Verhältniſſe, als zu eng für dieſen Geſichtspunkt, zu verach-

Einen einzigen politischen Seitenblick mußte er hier auf die Ereigniſſe der Zeit werfen. Hiervon befreyte er ſich durch Folgendes.

„Alle die, ſagte er, welche ſeither die Deutſchen zu einer Nation geformt haben wollten, wußten von jeher nicht, was ſie wollten. Das Nationale, welches ſie meynen, beſteht ja bey jedem Volke faſt einzig in ſeinem Komiſchen und Abſcheulichen. Je mehr ein Volk oder eine Anzahl von Völkerſchaften ſich von dieſem Nationalen entfernt und über daſſelbe erhebt — je reiner der Weltbürgerſinn iſt, in dem es auf die Menſchheit würkt — je höher und heiliger wird ſeine Stufe in der Geſchichte."

„Alle Veränderungen im Perſonal der deutſchen politiſchen Gewalt und Gewalten — alle dreyßigjährigen Kriege, Verheerungen und Unterjochungen unter Scepter und Geſetze der Fremde, ſind der Subſtanz des deutſchen Gemüthes, wo nicht völlig indifferent, doch ſo unſchädlich, wie Gewitter der Subſtanz unſrer Erde; — ſo lange nem-

ten, und ſich für nichts eigentlich zu intereſſiren, weil man die ganze Erde im Herzen zu tragen ſich das Anſehen geben wollte.

lich der Deutsche seine Sprache und Denkform so vollständig behält, wie die Erde ihre Atmosphäre."

Sprache nahm er hier in einer so weiten Bedeutung, daß er darunter nicht nur die eigentliche Sprache, sondern auch alle übrigen Aeusserungsmittel des Denkens in Zeichen und in der Kunst, verstand, und daher die Ausdrücke „deutsche Sprache, deutsche Sache, deutsche Denkart, deutsche Denkform und deutscher Sinn" oft als gleichbedeutend gebrauchte.

„Selbst seinen politischen Namen kann der bezwungne Deutsche ändern müssen, ohne daß dadurch die deutsche Sache gefährdet wird; sobald ihm nur der Beyname „deutsch" der Sache nach, d. h. so bleibt, daß dieser Beyname zugleich seinen wirklichen Fortbesitz der eignen Sprache anzeigt. — Das Erpichtseyn vieler von unsern sich so nennenden Patrioten, auf die Erhaltung der Namen „Deutschland" und „Deutscher" ist eine nationale Eitelkeit und Inkonsequenz zugleich. Wollten sie sich nicht mit der Sache begnügen, so müßte ihnen doch ein Blick in die Geschichte Trost für ihre Ziererey gewähren, wo die Reputation

obiger Namen, ohne ihr Zuthun, schon längst gemacht, und so gemacht ist, daß kein Sterblicher sie zu vertilgen vermag. Und — haben denn etwa diese Patrioten, diese Wiener und Berliner, oder Dresdner und Münchner „Deutsche" bisher einander für wahre Deutsche gehalten? — Und waren denn diese „Deutsche" etwa wirkliche Deutsche? — Ach nein, sie hielten einander für Oesterreicher und Preussen, oder für Sachsen und Baiern! Und, das waren sie denn auch! — Es ist dieß ein sehr alter Schaden, den die Geschichte bis hoch in die besten Zeiten des deutschen Reiches hinauf zeigt, den weder der gemüthvolle Kaiser Joseph der Zweyte, noch sein mächtiger Gegner Friedrich der Zweyte, heilten, und der durch unsre neuesten Kriege sich nur von neuem geöffnet hat."

„Die wahren Deutschen sollen immer erst noch (durch Erziehung) geboren werden. — Man erziehe sie doch in ihrer Sprache zu jenem Weltbürgersinn!*) Dann

*) Lieben Brüder! Das Reich des deutschen Genius ist, so wenig wie das Reich Gottes, von dieser Welt. Drum gebt Euch doch endlich einmal über die geringe politische Bedeutsamkeit

des

werden sie erscheinen, als Deutsche. Dann werden manche Bewohner von Mainz und Mietau ächtere Deutsche seyn können, als selbst manche Leipziger; und alles Handeln wird sich dann von selbst finden; denn alle Deutsche werden sich im Aeußern lieben müssen, weil sie einerley innere Sache haben, einerley innere Bildung besitzen, und Ein grosses geistiges Volk, Eine geheiligte Nation von Seelen bilden, der sich alle übrigen vermählen werden."

Nun kam unser Ferdinand auf eine wichtige und für jedes deutsche Herz tröstliche prophetische Unterstellung. Er nahm es als eine moralische Unmöglichkeit an, daß die deutsche Sprache jemals untergehen könne. — Diese Unterstellung leitete er aus dem Uebergewicht, aus dem sichern Siege und ewigen Fort-

des guten Deutschlandes zufrieden! Die ächte Bestimmung und Tendenz des deutsch redenden Volkes ist: Bewahrer des heiligen Feuers unter den Menschen zu seyn, und jeden Funken der reinern und höhern Menschlichkeit — unter welchem Himmelsstriche, von welchem Heerde, selbst aus welchen unreinen Schlacken er auch emporsteige — mit jener schönen Flamme zu vereinigen.

schreiten des Guten und Rechten unter der Menschheit, als Masse betrachtet, her. — „Eine Sprache, (sagte er zuletzt) deren reiner Springquell das Gemüth des Menschen ist — eine vollkommne Grundsprache, in deren ungeheuerm Umfange der Weltbürgersinn gleichsam wie in den freyen Lüften seines großen Vaterlandes athmet und sich bewegt — eine Sprache, die oft mit größter Unbefangenheit das Beste aller übrigen in sich aufnimmt, damit spielend, es in geschmackvoller Form sich einverleibt, dann, dadurch bereichert, oft auch alles Fremde wieder von sich thut, und in beyderley Zeitpunkten doch nie Etwas von ihrer eigenthümlichen Reinheit verliert — eine Sprache, die schon jetzt alle übrigen vollkommen ersetzt, (was keine andere, und selbst die beste doch immer nur mit Ausnahme der Deutschen, vermag) und für deren, vielleicht unergründlichen und nie sich schließenden, Reichthum dennoch alljährlich aus Kunst und Wissenschaft neue Quellpunkte aufspringen — die, wenn wir bescheiden reden wollen, in Rücksicht der Selbstprodukte aller Art, bisher wenigstens hinter keiner andern Sprache zurückgeblieben ist — die alles, was auf Erden bis jetzt wahr, schön

und gut genannt werden kann, so wie das Ganze, zu welchem Wissenschaft, Kunst und Religion unter der seitherigen Menschheit erwachsen sind, vollständig und in stetem Mitwachsthum aufgenommen hat und umfaßt — deren eigne und eigentliche Reichthümer für die Angelegenheit des Menschen aber nur durch sie selbst zugänglich sind, und nie an andere Sprachen veräußert werden können — eine solche Sprache kann unmöglich untergehen — ja sie würde und müßte einst (in jenem künftigen Jahrtausend, welchem die unglaubliche Mißgeburt einer allgemeinen Sprache vorbehalten seyn mag) zur allgemeinen erhoben werden. — Und, sollte sich in irgend einem Zeitraume der Zukunft eine Sprache und Sinnesart erheben, die wirklich besser als die deutsche wäre, — ja, dann müßte freylich die deutsche Sache mit ihrer bis jetzt erlangten Reputation sich begnügen und freywillig in ihr Grab steigen. Denn, wollte sie nicht dem Bessern weichen und sich zu Gunsten der menschlicheren Form durch freywillige Verschmelzung mit dieser selbst hinopfern, so fehlte ihr ja der Weltbürgersinn, sie wäre schlecht, nichtswürdig, und hätte ihre Vertilgung von der

Erde so vollkommen verdient, als es gewiß ist, daß eine solche allgemeine Sprache sich nur einzig aus der deutschen bilden könnte, und daß z. B. in Frankreich — wenn ein Genie, wie Kaiser Napoleon, seinen Heldenlauf bereits früher hätte beschließen, und statt dessen einzig den Kreis des Gesetzgebers und Gelehrten wählen wollen — jetzt schon längst die deutsche Sprache in allen Schulen gelehrt, und dort zur allgemeinen gelehrten Sprache erkoren seyn müßte. — An all diesen Behauptungen kann übrigens nur ein unwissender, oder ein solcher engbrüstiger Deutscher zweifeln, welchem der Zeitraum weniger bisheriger Jahrhunderte zur Unterdrückung einer für die Menschheit guten und großen Sache hinreichend groß und überhaupt bedeutend scheint."

Sein Hauptsatz war diesemnach der: „Erschafft euch nur selbst erst zu wahren Deutschen; so werdet ihr leben. — Daß dieß durch die Erziehung geschehen müsse, sieht Jeder sogleich selber ein. Es geschehe aber durch die Erziehung der jungen und erwachsenen Kindheit!"

„Jede, auch die kleinste Gemeinde des deutschen Volks muß durch eine eigne Erziehungs-

anſtalt in den Stand geſetzt werden, alle ihre Glieder, die es bedürfen, in deutſcher Sprachform zu der deutſchen Sache, und zwar bis zur fertigen und vollkommnen Ausübung derſelben, erziehen zu laſſen."

„Hierzu wäre eine Erweiterung unſerer Schulen wohl hinlänglich, wenn dieſe überall in gleich gutem Zuſtande, und wenn dergleichen Erweiterungen ohne neuen Geldaufwand von Seiten des Staates möglich wären."

„Es muß daher ein Mittel zu ganz neuen Einrichtungen, mit welchen man unſre Schulen in der Folge vereinigen und verſchmelzen kann, ausfündig gemacht werden. Ein Mittel, das ſtill und ſicher allein aus ſich ſelbſt hervorwächſt — das für jede deutſche Gemeinde paßt, ihre Blicke und Kräfte auf einen gemeinſamen Zweck hinrichtet und in Rückſicht des Geldgewinnes von ſicherer Würkſamkeit iſt — das ſchon in ſeinen eignen Beſtandtheilen jenen lebendigen und übſamen „Sinn für die Mitwürkung zum Heil der verbrüderten Menſchheit und ihrer künftigen Geſchlechter" mit ſich führt, — und deſſen erſte Anfänge ſich, wo möglich, auch wieder durch unſre ſchon jetzt beſtehenden Schulen bilden können."

Dieſes Mittel glaubte er in der Erweiterung und beſſern Pflege des deutſchen Obſtbaues gefunden zu haben.

Er kam nun insbeſondere auf ſein Vaterland zu reden, und bewies, daß man in dieſem Königreiche noch mehr als faſt in allen übrigen deutſchen Gegenden den Obſtbau vernachläſſige. Die vielen unüberſehlichen fetten Getreideflächen des Vaterlandes ſchienen ihm fruchtbare, aber ſchweigende Oeden, die jeder edle Menſch erſt noch durch duftendes Blütengebüſch, luſtige Rebenhügel und liebliche, von der Laſt goldner Früchte wankende, Baumgruppen bevölkert zu ſehen wünſchen müſſe; zumal, da unſer bis auf's Höchſte getriebner Getreidebau dennoch nirgends zureichen wolle. Brod und Sicherheit müſſe der Staat jedem Bürger, der beydes verdiene, gewähren, weil der Edle ſtets in gerechten Unwillen, der politiſche Lump aber in Wuth gerathen werde, ſobald er ſein und der Seinigen Leben mitten im Staate gefährdet ſehe; wovon ſich doch in Deutſchland noch alljährlich Beyſpiele ereigneten. — Da nun die Sorge dieſes zerſtückelten Landes von Zeit zu Zeit auch noch durch das fürchterliche Geſpenſt der Fruchtſperre (deren Schädlich-

keit er auseinander ſetzte) vermehrt werde — da der Wucher, und der Mißbrauch des Getreides durch muthwillige Viehmaſtung, Brandtweinsbrennereyen u. ſ. w. bis jetzt noch keine Abſtellung gefunden — da auch die Erfahrung über die Unzulänglichkeit und Schwäche der Getreidemagazine, ſelbſt in Staaten erſter Größe, ſobald allgemeine Noth eintrete, entſchieden habe — ſo müſſe der Patriot auf die Ausmittelung reichlicherer Brodſurrogate ſinnen, als wir bisher betrieben — ſolcher, die des Menſchen ausſchließliche Koſt bezweckten, die ihm die Natur ſelbſt zunächſt als ſeine Nahrung angewieſen, die jedem deutſchen Lande und beſonders dem Vaterlande einheimiſch, allgemein beliebt und geſund ſeyen, auch mit wenig Mühe und Koſten, lediglich durch eigne innre Kräfte, ohne Verdrängung anderer Produkte (welche Forderung der Kartoffelbau gar nicht gewähre) gewonnen werden — alſo eine wahre und heilſame Vermehrung der Koſt des Menſchen leiſten könnten: wie eben das Obſt.

Nun ließ er ſich auf die Berechnungen und Gegenberechnungen verſchiedner Pomologen und

Landwirthe ein; und blieb zuletzt bey folgender stehen, welche ihm die richtigste schien — die den jungen Nachwuchs und das Abstämmige mit in Anschlag brachte, eigentliche, einzeln oder in großen Gruppen angepflanzte Feldbäume annahm — wobey der deutsche Zwetschenbaum (mit Rücksicht auf seinen geringern Umfang, bessern Ertrag u. s. w.) mit dem Birn- und Apfelbaum schon ausgeglichen war, die endlich, nach Vergleichung verschiedner deutschen Gegenden, in ihren Unterstellungen auf sieben Jahre Ein sogenanntes volles Obstjahr austheilte, und welche am Ende dieses Resultat gab: „Wenn ein Ort bey einer Flur von 3000 Morgen Land und einer Volksmenge von 600 Seelen, 6000 Obstbäume besitzt, welche durch richtige Nachpflanzung und Pflege in beständigem rechten Zustande gehalten werden, so wird diese Einwohnerschaft sich eines jährlichen Ertrages von wenigstens 1125 Maltern *)

*) Wenn man das Malter gutes Korn (Rocken) zu 230 Pfund Nürnberger Gewicht rechnet, so geben 375 Malter getrocknetes Obst, nach den Preisen unserer Jahre angeschlagen, einen Geldwerth von circa 4500 fl. Rheinl., wobey das Malter Obst (von allen Sorten) zu 128 Pfund gerechnet ist.

an frischem, oder etwa 375 Maltern an getrocknetem Obst erfreuen. Hiervon wird die Haushaltung eines verheyratheten Mannes mit 4 Kindern zu geniessen haben: 1) entweder 45 fl. Rheinl. am Geldbetrage, oder 2) $11\frac{1}{4}$ Malter frisches Obst, oder 3) $3\frac{3}{4}$ Malter (480 Pfund) getrocknetes Obst; — also wirklich ungefähr ein Drittheil ihrer täglichen Nothdurft an Speise. — So gewiß es übrigens wohl seyn mag, daß dieses Resultat sich fast in allen Gegenden Deutschlands, die zum Obstbau geeignet sind, noch beträchtlich erhöhen wird, und daß in allen fruchtbaren Länderstrichen unsers Vaterlandes auch 3000 Stück Obstbäume schon mehr als dasselbe Resultat geben müssen, so sehr ist es doch Pflicht, daß man bey einer solchen höchst schwierigen ersten Berechnung alles blos Wahrscheinliche dem Sichern überall aufopfere, da hier aller Orten die verschiedensten Dinge zu berücksichtigen sind. — Soviel wird indessen wohl jeder Getreide- und Obstkundige, der Deutschlands Boden und Klima auch nur obenhin kennt, sicherlich einsehen, daß im Durchschnitt auf jeder Flur von 3000 Morgen Land immer noch 6000 neue Obstbäume stehen

können, ohne den Getreidebau zu geniren, und daß der Ertrag von 600000 Stück in ewig gutem Stand erhaltnen Obstbäumen dem jährlichen Gewinne von 20000 Maltern Korn in jeder Rücksicht und Benutzungsart wenigstens gleich seyn muß. Wer aber in jedem Kreise von 60000 großen und kleinen Menschen alljährlich (im Durchschnitt eines sogenannten gemeinen Jahres) so viel neue und feinere Speise auszutheilen vermag, als 20000 Malter Brodfrucht geben — der hat diesen Menschen und ihren Nachkommen auf immer geholfen, mehr gethan, als alle Getreidemagazine jemals zu leisten vermochten, und seinen Staat von der Sorge für diese äusserst lästigen Einrichtungen befreyt. — Und dieß vermag ein jeder deutscher Fürst, dem es mit dem Wohlstande seiner Unterthanen ein wahrer, recht herzlicher Ernst ist."

Hier hatte er noch einige Bemerkungen über den gesunden Nahrungsstoff des Obstes eingestreut, und war der Meynung, daß die Kinder des deutschen Landmannes wohl ein solches Nahrungsmittel verdienten, das feiner sey als Brod und Kartoffeln — „dieses Brod, nach welchem das Kind den ganzen Tag schreyt,

das ihm die Eltern nie versagen zu dürfen glauben, durch dessen groben Nahrungsstoff und allzuhäufigen alleinigen Genuß so manche zarte Gestalt sich frühe zum dickbäuchigen Unform und ungestalteten Zwerge frißt! Mit einem Pfund getrocknetem Obste würden die Eltern oft sogar weiter ausreichen als mit anderthalb Pfund Brod, da das Kind niemals viel, sondern nur oft Etwas zu essen verlangt und bedarf."

„Eine einzige obrigkeitliche Verordnung an die Geistlichen des Landes zu Abhaltung einer dem Sinne der obigen Gedanken gemäßen Predigt über die Pflicht des Menschen, für seine Mitwelt und Nachkommenschaft zu sorgen, nach welcher sogleich alle Schullehrer jedem ihrer Kinder den Auftrag ertheilten, daß es künftig von allem genossenen guten Obste die besten Kerne sorgfältig sammle und dem Lehrer zuliefere — ein solcher Befehl würde schon im ersten Jahre den ganzen Staat mit gutem Samen überflüssig versehen. — Und, so wenig der köstliche Same kostet, so leicht wird sich auch ein wohlverzäuntes Plätzchen zu seiner Saat und der künftigen Baumschule überall ausmitteln lassen, da eine Gemeinde

ohne einiges Grundeigenthum kaum gedacht werden kann."

„Allein, mit diesem ersten Anfange muß nun zugleich in der Schule der neue Lehrer auftreten, den wir den Aufseher nennen wollen, und dessen täglicher Unterricht erst anfängt, wann der Sprach- und Religionsunterricht des Schullehrers geschlossen ist. — Jedes Schulkind muß nemlich angehalten, und mit der nachhaltigsten Strenge dazu gewöhnt werden, daß es täglich wenigstens eine Stunde lange — vor oder zwischen dem Schulunterricht — auf irgend eine Art für das Beste seiner Gemeinde und des Staats mitwürke und arbeite."

„Je weiser, talentvoller und besser die Person dieses Aufsehers ist, je schicklicher wird er zu seinem Amte seyn. Dieses wird sich fast nirgends mit der Person des bisherigen Schullehrers vereinigen lassen, da dem letztern wohl selten noch einige Zeit übrig bleibt, wenn er sein ohnehin müheseliges Geschäft pflichtmäßig besorgen will. Eher würde es in wenigen einzelnen Fällen vielleicht mit dem Amte des Predigers vereinbar seyn. — Ein bloser gebildeter Landmann ist indessen allerdings im

Anfange dazu schicklich, wenn er zugleich auch bildsam in Rücksicht der zukünftigen weitern Selbstfortschritte ist. Man wähle aber nur stets den Trefflichsten und anerkannt Besten in der Gemeinde — ein solcher wird sich dann gewißlich bald selbst zum Baumkundigen, und zu allem Uebrigen bilden, was seine Instruction ihm zur Pflicht macht, die man ja vollständig genug geben und drucken kann."

„Nach den täglichen Schulstunden läßt der Aufseher den Schulsaal zum Arbeitssaale einrichten, worinn er alle die Kinder, deren Fleiße, Geschicklichkeit oder Treue in den aufgegebnen Arbeiten man noch zu wenig trauen darf, um ihnen dieselben mit nach Hause zu geben, unter seiner Anführung und Aufsicht das, was er für sie bestimmte, oder sie selbst sich auswählten, arbeiten läßt, und (je nachdem ihre Dienste und Arbeiten geartet sind) das Geleistete untersucht, Arbeiten und Beyträge in Empfang nimmt, und Befehle dazu austheilt, unterrichtet, sich Rechenschaft und Bericht abstatten läßt, freywillige Gaben annimmt, aufbewahrt und verwendet, Strafen und Lob austheilt, erinnert und ermahnt; über dieß alles aber mit jedem Kinde besondre schriftliche Rechnung

wegen des Betragens und der Leistungen desselben hält, welche Rechnung des Kindes sich aber nun fort in die Jahre des Jünglings und Mannes erstreckt, und erst mit dem Tode des Greises schließt. Diese Rechnung wird dem Kinde alljährlich wenigstens viermal vorgehalten; und aus ihr wird die Entwicklung seines Menschenwerths für den Staat erkannt und belegt werden können."

Hierinnen setzte nun Ferdinand die Erziehung zu seinem Weltbürgersinn in deutscher Sprachform. Die Schätze seiner „Sprache" (wir wissen schon, was er alles unter diesem Ausdrucke begriff) sollten nach und nach allen Classen bis zum tiefsten Grunde aufgeschlossen — deutsche Sache und That sollten bey dem Unterrichte gleich anfangs wirklich ausgeführt und geübt werden. — Seine Meynung über die Methode, (wovon er nur die Hauptgrundsätze angab, und übrigens auf unsre Philosophen und Pädagogen verwies) gehört nicht hieher.

„Außer jenen Stunden (fuhr er jetzt weiter fort) hat dann der Aufseher alle aufgegebnen Arbeiten an Ort und Stelle nachzusehen und zu leiten."

„Was die Arbeiten und Beyträge zum allgemeinen Besten selbst betrifft, so müssen diese vorerst auf Geldverdienst und andere Bereicherungen für das Ganze gehen, und können von so verschiedner Art seyn, als die Kinder selbst. Je nachdem nemlich diese schwach oder stärker, arm oder reich, klein oder groß, männlichen oder weiblichen Geschlechts sind, u. s. w. lasse man sie spinnen, stricken, zupfen, nähen, Samenfrüchte rein lesen, Körbe und Hürden flechten, Wanderstöcke zubereiten, allerley Schnitz- und Spielwerk machen, Besen binden, Gabeln, Stiele, Rechen fertigen, Land umhacken, jäten, Ungeziefer vertilgen, graben, pflanzen, begießen, hüthen, wachen, Aufsicht halten, den Kleinern Unterricht geben, Wege bessern, Botendienste verrichten, allerley köstliche Kräuter, Blüten, Blumen und Wurzeln einsammeln und trocknen, Morcheln, Hagebutten, Schlehen, Wachholderbeeren, Heidelbeeren u. s. w. suchen und zum Verkaufe zubereiten, Dünger von den Straßen sammeln, Nüsse, Eicheln, Bücheln und Holzsamen aller Art eintragen und reinigen, Dornen und Leseholz, Lesefutter, Laub, Stroh, Lesefrüchte und alles, was meistens in einer Flur sonst zu

Grunde geht, aufsuchen und in Sicherheit bringen, durch Lohnverdienste, Artefakte und kleine Handelschaften Geld für die gemeine Kasse erwerben. — Die reichen Kinder ermuntre man zu Beyträgen an Kartoffeln, Samen aller Art, Holz, Werkzeug, Dünger, Futter, Streh, Brod und andern Nahrungsmitteln zu Erquickung der ärmern Kinder bey ihrer Arbeit, Flachs, Garn, Geld, Wolle u. s. w.; durch welche kleinen Beyträge diese aber keinesweges von dem eigentlichen Arbeiten frey werden, da ja der Reiche auch mehr vermag, als der Arme."

Durch dieses Verfahren, welches, wie er glaubte, mit jedem Jahre würksamer werden müsse, da es sich nach und nach über alle Mitglieder der Gemeinde verbreite, würde man in den ersten Jahren (bis zur ersten wirklichen Nutzung der neuen Obstplantagen) Kräfte genug erlangen, um nicht allein den Aufseher reichlich zu besolden und die geringen Kosten der Baumpflanzungen zu bestreiten, sondern auch — zumal, wenn dabey einige Morgen Land aus dem Gemeinde-Huth-Eigenthum gezogen, von den Kindern urbar gemacht und durch Kartoffelbau u. s. w. benutzt wer-

werden könnten — um nun vor allen Dingen die Schulbesoldungen zu verbessern, und, wenn auch nicht in der Person des Aufsehers, doch des Schullehrers einen Zögling der Pestalozzischen Schule aufzustellen, die Ferdinand in Rücksicht des Sprachunterrichts und aller mathematischen Erkenntniß unbedingt empfahl, und von welcher er glaubte, sie werde auch endlich noch großen Einfluß auf das eigentliche menschliche Gemüth gewinnen. — Von diesem Zeitpunkte an müßten übrigens Aufseher und Schullehrer in die nächste und innigste Verbindung miteinander kommen, sich ihre wechselseitige Bildung eifrigst mittheilen und in ihrem Amte Einer dem Andern, und Beyde dem Prediger redlich in die Hände arbeiten. — Ohne eine hinreichende Besoldung wird man dem Aufseher nie mit Recht die Erfüllung seiner Pflicht nach ihrem ganzen Umfange anſinnen dürfen. Bey leerem Magen sieht der Mensch weder Lob noch Tadel, sondern sucht nur stets den Gegenstand, welchen er verschlinge.

Hierauf schritt er wieder zum Plane seiner Obstanlagen zurück, und gab die Regeln zur Herstellung einer guten und nachhaltigen Baum-

schule an, in welcher nun im zweyten Frühlinge die gewonnenen Pflanzen eingesetzt, und wo möglich sogleich alle mit edeln Reisern kopulirt werden müßten. Vorher sollte zu rechter Zeit eine obrigkeitliche Verordnung diese Anlage befehlen, und Bericht über die schicklichsten Plätze fordern, wo man künftig, und wo möglich schon jetzt, (nemlich durch Ankauf oder Pflanzenhandel bewerkstelligt,) Bäume für die Gemeinde anpflanzen könne. — Er warf hier einen Blick auf die nie ganz erkaltende gutmüthige Empfänglichkeit der Landleute für Baumzucht. — „Diese zarten Sprößlinge, für die Impfung der köstlichsten Fruchtarten bestimmt und tüchtig — deren zarte Keime von den Wünschen unsrer Kinder aus dem Boden gelockt wurden — die unsern Lehrern so große Freude machen — deren süsse Früchte noch in den Schooß unsrer Urenkel fallen werden — diese sollten wir wieder umkommen lassen? Welche Schande! — Ohnehin sehen wir ja, wie bloß und leer jetzt alles Feld wird — wer noch einen Baum hat, der haut ihn gar zum Verbrennen ab — nichts schützt den lechzenden Schnitter mehr vor der Gluth — nichts giebt seinen kleinen Kindern ein kühles Obdach — kaum

gewähren noch einige alte Birnbäume den Schäfern und Hirten eine Zuflucht vor dem Sturme — wer hat sie gepflanzt, diese wenigen alten Freunde? — Unsre Voreltern! — Wenn diese nun auch so schlecht gedacht hätten, wie wir? — Wahrlich, man bringt jetzt keinen Baum mehr in die Höhe — vor Zeiten müssen doch die Amtleute viel schärfer gewesen seyn — einen Baumfrevler sollte man tüchtig auf die Finger klopfen — es vergeht Jedem alle Lust, Bäume zu setzen, weil es doch nichts hilft — indessen, man muß es doch noch einmal probiren, weil es halt die Obrigkeit befiehlt — wenn sie nur auch einmal darüber halten wollte!" — Wer (sagte unser Freund) in dergleichen Gedanken nicht die ächte Gesinnung des Landmanns wiederfindet, der kannte diesen wohl nie persönlich. Aber, das Andenken an jene gute Sitte, die jungen Fruchtzweige und ihre Blüten heilig zu halten, die Baumfrüchte in den nächsten Rang nach dem Brod zu setzen, und die Baumverderber mit einem gewissen religiösen Eifer zu verfolgen, ist zum Glücke noch nicht ganz aus der erkalteten Seele unsrer Generation gewichen, und zeigt sich noch häufig auch unter der Kindheit des Staats — auf dem

Lande. Der **Bauer** insbesondere wird doch **ewig** wieder Bäume pflanzen, wenn er auch gewöhnlich, durch eigne und fremde Schuld, sie alljährlich wieder einbüßt."

Alle bey der Pflanzung vorkommende Lasten — an Fuhren, Handdiensten, Erde-, Mist-, Sandlieferungen, Materialien zur Verzäunung und Pfählung, ja im Nothfalle zu der Besoldung des Aufsehers u. s. w. — wollte er blos nach der **Seelenzahl** und nach der gewöhnlichen Häuserreihe vertheilt haben, wogegen auch einst alle Gemeindemitglieder von jeder aus dem Obst und andern Dingen zu vertheilenden Nutzung, bloß nach ihrer Seelenzahl (in capita) participiren müßten.

Kein einziger Baum in der ganzen Flur — es sey auf Gemeinde-, oder Privateigenthum — sollte ohne Beyseyn des Aufsehers gepflanzt werden, der überhaupt zwar auch mit Hand anlegen, doch überall nur zunächst für die **Aufsicht** da seyn müsse. Wer einen Baum setzen will, oder zu setzen hat, der meldet sich bey ihm, und nur er hat über die Zeit und Verfahrungsart zu disponiren.

„Jeder, der einen Baum auf sein Privateigenthum einmal gepflanzt hat, läßt ihn so-

gleich in das Baumregiſter des Aufſehers eintragen, und bleibt nun für die beſtändige Erhaltung, ja zehnmalige Wiederpflanzung dieſes Baumes auf immer verantwortlich." Da Jeder hierzu die Koſten allein tragen ſollte, ſo hoffte Ferdinand dadurch eine allgemeine und eifriger als bis jetzt waltende Aufſicht zu bewürken, deren bisherigem Mangel er die Vernichtung und Wiedervernichtung ſo vieler Millionen herrlicher Bäume zuſchrieb.

Nun ſprach er von der Einrichtung der verſchiednen Regiſter des Aufſehers, und wie genau dieſe zu führen ſeyen, damit die Oberaufſicht alljährlich den Zuſtand des Ganzen richtig überſehen, und dadurch auch in einzelnen Fällen ſelbſt zum edelſten und untrüglichſten Organ für die ſo nothwendige und doch ſo ſelten mögliche Allwiſſenheit des Landesherrn werden könne *).

*) Welche Vortheile müßte es z. B. dem Criminal-Richter gewähren, wenn er bey Beurtheilung eines jeden Verbrechers vor allen Dingen jene ſeit der Kindheit deſſelben zwiſchen ihm und dem Staate gehaltene Rechnung einſehen könnte!

Alljährlich zur Zeit der Baumblüte (wann eben die Feldfrevel wieder anheben) sollte ein großes und feyerliches Baumrügegericht unter freyem Himmel und vor allen Einwohnern des Ortes gehegt werden, welches sich nach und nach zum allgemeinen Gericht über die Sitten jeder Gemeinde erheben und ausdehnen werde. Er versprach sich von diesem Gerichte großen Nutzen, und ging nun auf das Gesetzliche bey der ganzen Anstalt über — welches hier alles wiederzugeben außer unserm Zwecke liegt.

Zur Hauptregel nahm er an: Da in allen Staatsverfassungen von jeher das Gebot viel größere Schwierigkeiten gehabt, als das Verbot, so müsse hier die Obrigkeit nur immer dafür sorgen, daß ein guter Baum auf rechte Art dem Erdboden vermählt werde, und dann dürfe sie ihn und seinen Pfleger nie wieder aus dem Auge verlieren, bis jener dem Sturme und Frevel, und dieser ihren Strafbefehlen entwachsen sey; bey ihren desfalsigen Strafen müsse sie strenger als bisher, und besonders in der Vollstreckung derselben schnell und unerbittlich seyn, wie ein rächender Gott.

Die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit der

Aufſeher und der vom Staat anzuſtellenden Oberaufſeher mußte ſich nach ſeiner Einrichtung in Rückſicht jener ſogleich bey dem erſten Rügegericht, bey dieſen aber ſchon in ihrem erſten Jahresbericht an die höchſte Behörde — der auf eine unerweiterliche Zeitfriſt zu ſetzen ſey — klar zu Tage legen.

Bey gedruckten Unterrichtsbüchlein würde man hier wohl nicht das zu beſorgen haben, was leider ſo häufig mit dem Noth- und Hülfsbüchlein des trefflichen Beckers und andern ſolchen nützlichen Volksſchriften geſchieht, daß nemlich der Bauer, wenn die Obrigkeit ſie ihm mit ſchweren Koſten anſchafft, und in die Hände giebt, nur ſeine Kinder mit den Bildern ſpielen, und ſie verwüſten läßt, höchſtens wohl einmal des Abends in ſeinen Biergeſellſchaften Etwas daraus lieſt oder hört, ſeine Späſſe über Bilder und Text macht, aber ſelten nur daran denkt, nach dieſen Regeln zu leben. In unſerm Falle hingegen iſt der Unterricht zugleich Geſetz — und wenn die Aufſeher, Oberaufſeher und Untergebnen den Innhalt nicht erlernen und genau befolgen, ſo beſtraft man ſie.

Jetzt, da er in ſeiner Abhandlung bis zu den obrigkeitlichen Regionen, zum höheren

Triebwerke der Maschine, gekommen war, gab er noch verschiedne ökonomische und andere Rathschläge, wovon wir nur Einiges ausheben wollen.

In Rücksicht der Obstsorten empfahl er vor allen die Birne, hauptsächlich ihre früheren Arten, weil man von diesen im Herbste noch einen großen Vorrath in feinen und dünnen Schnitten an der Sonne trocknen könne — weil die Birne beym Trocknen den wenigsten Abgang leidet und die kleinste Mühe verursacht, das beste Kaufmannsgut unter den Landleuten ist, wegen ihrer Süssigkeit sich zu mancherley Verarbeitungen schickt, gutgetrocknet im zehnten Jahre noch besser schmeckt als im ersten, und die wechselnde, ja selbst verschloßne Luft gut verträgt. — Wilde Birnen und Aepfel — oder das leider sogenannte Feldobst — wollte er gar nicht mehr geduldet haben, da man von dem besten Obst auch den besten Essig erhalte.

Beym Versetzen in das Feld war noch mancherley in Erwägung zu ziehen. In Ansehung der für die Gemeinde und den Staat bestimmten Pflanzung, schien ihm freylich dieß das Wünschenswertheste, daß sich überall ein der Gemeinde zugehöriger, entbehrlicher und

schicklicher Platz finden lasse, welchen man in einen z. B. 6000 Stück Obstbäume fassenden Garten verwandeln könnte. — Da man aber diesen Vortheil, zwar an sehr vielen, doch nicht an den meisten Orten wird erlangen können, so muß nur da, wo die Schäferenen hindern, und wo die Stallfütterung noch nicht eingeführt ist, überall, so weit es immer möglich, der Regel nachgelebt werden: Je mehr Bäume an einem Orte beysammen stehen können, desto größere Vortheile kann dieß der Pflanzung in Rücksicht auf Schutz, Schauer, Befruchtung, und Tragbarkeit, Bewahrung vor Schaden, Diebstahl und Frevel gewähren. — Zu den schicklichsten Plätzen rechnete er: Huthweiden, vom größten bis zum geringsten Umfange, selbst mitten in den Waldungen. — Triften, welche meistens von großer Breite sind und guten Boden haben, sobald es nemlich angeht, dem Vieh für die ersten 8 bis 12 Jahre einen andern Weg anzuweisen — herrnlose Aecker oder Raine und Gemeinde-Raine — wüste Berghänge — einzufassende Wüstungen um die Wälder her — einzutauschende oder um geringe Preise kaufbare Aecker — Plätze um Brunnen

und Quellen her — alle Plätze in der Nähe der Dörfer, welche unter dem Namen Gemeinde-Anger, Gänserasen, Gemeinde-Freyheit, Huthrasen, Gemeinde-Anspann u. s. w. bekannt sind — Gemeinde-Aecker und Wiesen — Raine an grossen Hohlwegen und Fluthgraben — Feldwege, Straßen und Hauptstraßen, an welchen letztern Plätzen freylich die Obstzuth immer am lästigsten ist. — „Ich mache mich verbindlich, behauptete er, sobald jedes Händchen einer ganzen Schuljugend mir sein Körbchen voll Erde beysteuert, selbst im elendesten Boden, in der unfruchtbarsten Sand-Oede meinen Baum so richtig und sicher anzupflanzen, daß er nun gleichsam für die Ewigkeit da stehen, nach zehn Jahren über seinen Boden mächtig zu herrschen anfangen, ja diesen für sich selbst nach und nach verbessern wird — und daß man von mir sagen muß: „Siehe, er hat einen Baum gepflanzet, dessen Zweige ergrünen!" — Und es ist unsre Pflicht, meine deutschen Brüder, diesen Baum zu pflanzen und ihm viele Gefährten zu geben!

Der Privatmann hingegen kauft entwe-

der seine Bäume aus der Gemeindebaumschule, oder zieht sie sich selbst, und pflanzt sie, wenn der Aufseher die Stämme für tüchtig erkennt, unter dessen Aufsicht auf eigne Kosten an. Alle Befehle zum Auspflanzen, (wie z. B. für jedes neugeborne Kind 1 Baum, für jeden Confirmanden 1, für jede neue Ehe 2, für jedes neue Nachbarrecht 10 Bäume) — sind recht gut, und werden nun von sichrer Würkung seyn. — Zu Plätzen auf dem Privateigenthume sind noch zu empfehlen: alle Gränz- und Mittel-Raine, wo die Bäume meistens am allerbesten gedeihen — Wiesen, besonders da, wo sie an Ackerfeld stoßen — fast alle Arten von Gränzen, hauptsächlich in der Nähe der Gränzsteine, da diese durch den Baum geschützt werden, welcher immer einen kleinen doppelt gespitzten Rain erfordert. Der gewöhnlichen Ausflucht, „daß der Gränzbaum ein Zankbaum sey," kann durch ein einziges bestimmtes Gesetz sogleich für immer abgeholfen werden. — Doch, der Landmann selbst kennt die unzähligen Oertchen am besten, wo die herrlichsten Bäume stehen könnten, und — wo schon oft Bäume gestanden haben! — Die Hauptregel ist: Man lasse nur in jeder Flur

keinen Platz unbeachtet, wo gute Bäume sicher und unschädlich stehen können — und überall wird sich noch viel mehr Raum hierzu finden, als wir oben für nöthig erachteten!"

Die Befestigung des jungen Baumes durch seine eigne schon erlangte kräftige Selbstständigkeit, oder durch Verbindung desselben mit einem Pfahle, schien ihm so wichtig, daß ihre Art durch eine besondere gesetzliche Vorschrift bestimmt werden sollte, wozu er seine aus eigner Erfahrung hergenommnen Vorschläge anfügte.

Um fast allen vorsätzlichen Schaden zu verhüten, bedurfte es nach seiner Meynung an jedem Orte nur einiger schnellen und gerechten Strafvollstreckungen, damit der feste, unwiderrufliche Wille der Obrigkeit kund und bewiesen werde. Bey andern Schäden sollte man besonders dahin durch Strafbefehle würken, daß Jeder (vorzüglich aber Hirten, Pflüger und Schäfer) einen aus Unvorsichtigkeit verursachten Schaden sogleich dem Aufseher melde, und nach Befinden Ersatz leiste. — „Der Mensch, sagte er, ist nicht so verderbt, daß er nicht endlich die Bäume seiner

Flur ehren sollte. Auch hat der junge Baum eine Zeit, — die oft schon im dritten Jahre seiner Pflanzung erscheint — wo er auf einmal in der jugendlichen Rinde zu schwellen beginnt, in der Schönheit und dem Schutze seines Gottes aufblüht, mit Kraft die blumigen Arme zum Himmel streckt, dem Menschen lieb und theuer wird, und sein Herz mit seliger Hoffnung erfüllt."

Alle Strafgelder, wünschte er, möge man — um den landesherrlichen Willen in das reinste und wohlthätigste Licht zu setzen — der Baumkasse jedes Ortes überlassen — dieser neuen Gemeinde-Kasse, die ohnehin dem ganzen Staate gehöre und nur einzig zur Anwendung aller jener neuen Mittel verwandt werden dürfe, wodurch der Landesvater seine Kinder zur deutschen Sache erziehen und in die deutsche Menschheit emporheben wolle.

Noch handelte er die besten Arten des Obsttrocknens ab, widerlegte den möglichen Einwurf, den man hierbey von einem entstehenden Holzmangel hernehmen könnte, (durch die Regeln zu einer richtigen, sichern und beständigen Benutzung, Anwendung und Leitung al-

ler Ofenwärme u. s. w. während des ganzen Herbstes und Winters) und bewies, daß auch eine so große Baumvermehrung in der Folge schon durch sich selbst alljährlich mehr dürres Holz abwerfen müsse, als Ein großer Darrofen in jeder Gemeinde erfordere.

„So wird dann — sagte er endlich — so muß unser Vaterland von Jahr zu Jahr sich allmählig durch wahre innere Kraft bereichern. — Aber, die Obrigkeit lasse es nun nicht bey dieser Bereicherung bewenden, sondern verbrauche das neuerworbne gemeinsame Vermögen aller ihrer Gemeinden mit frommer Sorgfalt zu deren Erziehung für jenen ächtdeutschen Weltbürgersinn, für das Heil ihrer Seelen, ihrer Mitwelt, ihrer Nachkommen — für das Ewige!"

„Dann werden die Deutschen — schon von Jugend auf geübt in der Pflicht, das Ganze zu fördern, die Selbstsucht zu verachten und sich selbst für die Erhaltung des Allgemeinen zu opfern — für alles Besserwerden und Bessermachen empfänglich seyn, und das verschönerte Vaterland wird, im neuen Wachsthume seiner Millionen Blütenbäume, auch reichliche Früchte einer tüchtigen Gesinnung hervor-

bringen. — Dann wird der edelmüthige Fichte *) ſo manche ſeiner trefflichen Ideen ſchon zur Wirklichkeit aufgeblüht finden. — Dann wird auch eine Kunſtanſtalt, wie ſie Ernſt Wagner vorſchlägt **), durch eine einzige kleine Anweiſung der deutſchen Obrigkeiten auf jene neuen Gemeindekaſſen, überreichlich fundirt werden können. — Dann endlich wird jede bisherige Armenanſtalt überflüſſig ſeyn, und jede Gemeinde wird für ihre Armen ſelbſt ſorgen können, weil es keine Arme mehr giebt, ſondern nur Elende. — Ich fand ſehr oft die reichſten deutſchen Armenanſtalten als die ſchädlichſten, weil alle Umſtände bewieſen, daß man ſich in ihrer Nähe mit wahrer Liebe der Armuth befleiſſige. — Ihr lieben deutſchen Brüder! Stählet doch

*) S. J. G. Fichte's Reden an die deutſche Nation, auf deren Erſcheinung wir in der nächſten Oſtermeſſe 1808 gewiß hoffen dürfen.

**) im 1. Bande ſeiner Reiſen aus der Fremde in die Heimath, der ebenfalls zu der nemlichen Zeit erſcheinen wird, und worauf wir hier, wie ſchon in den „reiſenden Malern" geſchehen iſt, unſre Leſer nochmals aufmerkſam machen wollen.

endlich Euer Gemüth in der edlen Flamme der Wahrheit — laßt doch Euer allzuweiches Gefühl nicht länger von jenem Geschrey hinreissen und bestechen: „Tausend Nackte werden hier alljährlich gekleidet — tausend Hungrige alltäglich gespeiset — tausend Dürstende getränkt!“ — Waren denn Zehn von jenen Tausenden der Wohlthat wahrhaft bedürftig? — Blieben nicht Tausend wahrhaft Dürftige jener Verschwendung wegen, wirklich hülflos? — Wurden nicht Tausend dadurch niederträchtiger als vorher? — Pflegen und nähren müßt Ihr nur Eure Kranken und Elenden; erquicken die verschämte Dürftigkeit; aber ausrotten sollt Ihr die Armuth — dieses eingebildete Ungeheuer, welches in ein Nichts zerfließt, sobald Ihr es fest ins Auge faßt — vertilgen müßt Ihr diese lästigen Armen von einer so unermeßlich reichen Erde, wie die deutsche ist. Und das vermögt Ihr durch die Erziehung!“

Er schloß mit den feurigsten Wünschen für das Vaterland und seine Blütenbäume — er erflehte die Erfüllung dieser Wünsche von Gott, in jenen geweihten Tönen, die nur aus der schönen Tiefe eines frommen Herzens hervorströmen,

ſtrömen, rein, wie ein heiliger Quell, der ſich aufthut, um das Vaterland zu erfriſchen.

Ferdinand ſaß an dieſem ſchönen Abende ruhig und glücklich da, und ſein Gemüth wiegte ſich auf dem lautern Strome jener guten Gedanken. Er beſchloß nun, das ganze Werk (denn alle Beylagen und ſogar die dazu gehörigen Formulare waren längſt, und zum Theil eher als die Abhandlung ſelbſt fertig) vor allen Dingen ſeinem Vater, dann aber Richarden und dem Geheimenrathe mitzutheilen, und durch Letztern endlich dem Miniſter überreichen zu laſſen. — Ruhend in der Betrachtung des Ganzen, faltete er jetzt ſeine Hände und rief fröhlich zum Himmel auf: „Gott, du kennſt mein Herz. Du weißt, daß ich redlich gewollt habe. Iſt es gut, ſo laß mir Etwas für mein Vaterland gelingen!"

Eben wollte er noch nach einigen Stellen in ſeiner Abhandlung blättern, als ihn Jemand von hinten ſanft auf die Schulter ſchlug. Wie elektriſch getroffen, ſprang er empor; denn im Walde erblickte er ein Paar Gardeofficiere, und ihm zur Seite ſtand lächelnd — der König.

„Es thut mir recht leid, (sagte er) daß ich Sie vielleicht in guten Gedanken störe. Ich wollte dort unter den Bäumen eine Stunde lesen, fand aber, daß man mir kein gutes Buch gegeben hat. Sie scheinen mir hier (er zeigte auf das Manuskript) eine bessere Lektüre zu besitzen, um die ich wohl bitten möchte."

Unser Freund rief seinen ganzen innern Menschen zur kräftigen Haltung auf — denn es stand plötzlich Alles auf dem Spiele. — „Die kleine Schrift enthält Wünsche für mein Vaterland. Ich wagte es, dieselbe Ihrer Majestät zu weihen."

„Ich habe gerade jetzt Zeit, sie durchzulesen."

Er beugte sich in dankbarer Rührung. — „Sie ist erst im Concepte fertig."

„Glauben Sie, ich lese keine Concepte? — Aber sie ist doch vollendet?"

„Seit einigen Tagen nahm ich sie mit Kopf und Herzen für beendigt an. — Und doch, gnädigster König, bitte ich ehrfurchtsvoll, sie durch den Herrn Minister von Salmen allerunterthänigst überreichen zu dürfen."

„Ich werde dem Minister sagen, daß Sie dieß gewollt haben — daß ich sie Ihnen aber

dennoch abgejagt habe. Und wer weiß, ob ſich immer ſo gelegne Zeit findet, wie heute." —

Er griff darnach — der hochentzückte Miller wollte ihm zu Füßen ſinken, und ſeine Freudenthränen brachen unaufhaltſam hervor.

„Dieſe fromme Freude verdient ja ſchon den Händedruck eines ehrlichen Mannes. (ſagte der Monarch aufmerkſam und ſchüttelte treuherzig ſeine Rechte) Ihr Name?"

Ferdinand zeigte auf ſeine Abhandlung, denn die Sprache wollte ihm für einen Augenblick verſagen.

„Etwa gar ein Sohn des alten Herrn da drüb.n?" lächelte der König, indem er die Unterſchrift erblickte. Miller bejahte es, und ſein erhabner Geſellſchafter zog ſich nach dem Walde zurück. Im Leſen ſagte er noch: „Mit der Zeit ſollen Sie auch mein Urtheil darüber hören — und von mir ganz allein. Im Nothfalle ſeyn Sie verſichert, daß ich nichts ausplaudere."

„Der Zufall ſpielt zuweilen ſolche Spiele!" rief unſer überraſchter Freund nach langer Zeit aus, und fand ſich ſelbſt erſt wieder, als er zu ſeinem Erſtaunen ſchon ein fernes Thal durchſtrich. — Sollte er nun dieſen ſeltſamen

Zufall für vortheilhaft oder nachtheilig halten? Er wußte sich hierüber nicht zu bestimmen. Denn vom Minister, den er noch nicht kannte, sprach man auf sehr verschiedne Art, und er hatte deßwegen beschlossen, vor der Hand keiner von diesen sich widersprechenden Meynungen zu glauben. — Zwar ängstigten ihn einige Korrekturen, deren er sich aus seinem Manuskript erinnerte, eine Zeit lang — wie denn wohl jeder erst angehende und noch an große Reinlichkeit gewöhnte Geschäftsmann zu fürchten pflegt, sein Leser möge durch Abänderungen und Einschiebsel im Sinne gestört, durch Abwesenheit der schönen und richtigen Form beleidigt werden. Doch fand er bald zu seiner großen Zufriedenheit, daß der ganze Vorfall, der ja ohnehin nicht zu ändern gewesen war, jene Ruhe, die er seit einigen Tagen gefühlt, nicht im mindesten unterbrochen, ja vielmehr so ganz befestigt hatte, daß sein Herz nun fröhlich und guter Dinge war. Er wollte in Geduld und stillem Frieden ausharren, und fühlte jetzt eine neue, wahre Lust zu seinen juristischen Geschäften, falls der Himmel ihn ferner damit heimsuchen sollte — ja er hätte in diesen Stunden selbst die Führung der ab-

schenlichsten Injurienklage gern und ohne Murren übernommen.

Indessen hatte die lebhafte Caroline bald nach ihm ebenfalls die Stadt verlassen, um ihre Laune, welche Mutter und Schwester heute unerträglicher als je fanden, im Freyen zu verbessern. Sie besuchte überhaupt gegen Abend gern einsame Spaziergänge, und zwar am liebsten ganz allein, welches man denn, wie andere Launen, eben auch auf Rechnung ihres Eigensinnes schrieb. Für den heutigen Abend wählte die Zerstreute den Weg nach dem Finkenhauk, und hatte eben dieses lieblich grünende Wäldchen ins Auge gefaßt, als sie in der Ferne unsern Ferdinand zu gewahren glaubte, der auf demselben Wege vor ihr her wanderte. Ja es schien ihr einmal, da sie der Aussicht wegen stehen blieb, als habe auch er sie ebenfalls bemerkt; und von diesem Augenblick an sah sie deutlich, daß er seine Schritte verdoppelte. — Sinnig stand sie da, und blickte trüben Auges nach dieser Erscheinung hin. — Er war es gewiß, und jetzt wählte er sogar einen andern als den gewöhnlichen Fußpfad,

nemlich einen weitern, der sich längs dem Walde hinzog, auf dem man aber von hinten her auch zu der kleinen Au des Wäldchens, ihrem gemeinschaftlichen Lieblingsplatze, gelangen konnte. — Sie kehrte schnell um. — Er sollte dieses sehen.

„Flieht denn auch mein ältester Jugendfreund vor mir? (rief sie auf einmal leidenschaftlich aus, und hemmte wieder ihren Schritt) Flieht mich denn Alles? — Und sollte ich ihn heute wirklich gekränkt haben?" — Er war nun schon hinter dem Walde verschwunden, und erst nach einiger Zeit bemerkte das Mädchen, daß ihr Gang sich mechanisch wieder nach dem Finkenhauk zu gelenkt hatte. — Sie fühlte Lust, sich mit Ferdinanden zu erklären und fieng auch nach und nach zu glauben an, er müsse sie doch wohl vorhin nicht bemerkt haben.

Aber als sie nun mit klopfendem Herzen mitten im Haine stand, da verlor sich auf einmal der Muth, jene schöne Au zu betreten, die jetzt von ihrem Pfade nur noch zwey Schritte seitwärts lag. Mit ängstlicher Vorsicht spähte ihr Blick durch das dicke Gebüsch und — Ferdinand war nicht dort. Aber auf der

steinernen Bank saß eine weibliche Gestalt, von welcher man, wegen des davorstehenden Busches nur einen Fuß und zum Theil ihr weißes Gewand sehen konnte. — Erschrocken trat die schüchterne Caroline zurück, und setzte schnell ihren Weg fort. Allmählig machte es ihr Vergnügen, daß sie ihrer Neugierde die weitere Befriedigung versagt hatte.

Da es noch nicht spät war, beschloß sie, auf dem Trifthofe, der jetzt so nahe vor ihr lag, Ferdinands Mutter einen Abendbesuch zu machen, was sie öfters zu thun pflegte. — Der Himmel war ungemein lieblich, und über dem Farbenglanze der hohen Wiese tönten volle Abendchöre der Haidelerchen um die Wandelnde her. — Auf dieser schönen blumigen Wiesenfläche, die, mit zarten Büschen versetzt, so heiter und sonnig zwischen dem Finkenhauk und Trifthofe da lag, weilte das Mädchen immer am längsten. Auch heute konnte sie in der Fülle ihrer Reichthümer des Pflückens nicht satt werden. Und drüben auf der Haide sah sie wieder ihren geheimen Freund, einen jungen Schäfer, weiden, und hörte seinen Gesang zur Feldschalmey. Schon dreymal hatte sie ihn belauscht. Er sang mit reiner Stimme eine

Melodie, welche ihr im Herzen wohlthat. Zwischen jedem Verse Text schalmeyte er wieder einen Vers der süßen Melodie, und die Lerchen schienen ihn gern zu begleiten. Heute war sie auch so glücklich, den ersten Vers des Textes ihm vollständig abzulauschen. Er hieß so:

„Was hilft mich denn mein Lieben,
Das ich dab' angewandt?
Ich wär Dir treu verblieben,
So hast Du's nicht erkannt;
Ich hab' ja Tag und Nacht
Geliebet und gewacht,
Hab' manche liebe Stunde
Mit Lieben zugebracht!"

Sie fühlte, daß eine süße Wehmuth mit diesen Tönen in ihre Seele drang, und beschloß endlich, den Menschen, an dem sie nahe vorübergehen mußte, um den ganzen Text zu bitten, weil ihr dieser heute erst werth und lieb ward. — Aber als sie ihm nahte, sah er so still und traurig aus, und so ganz anders, als sie sich sonst seine Gestalt gedacht hatte! Erröthend in schüchternem Gruße floh sie an ihm vorüber, und kam, beladen mit duftenden Blumensträußen, auf das Schloß.

Sie fand aber auch dort unsern Ferdinand

nicht, wie sie gehofft hatte, sondern Beaten ganz allein. Vater Miller gieng noch seinen Feldgeschäften nach.

„Und wo ist die stille Marie?" fragte Caroline, wie erschrocken vor einer gewissen Ahndung.

„Im Finkenhauk." sagte Beate trübselig.

„Wie? Im Finkenhauk?" wiederholte Jene erstaunt, indem sie sich schnell zusammennahm, um die weitere Rede zu verbeissen. — „Soll ich Ihnen in Ihren Abendgeschäften hier helfen?" fuhr sie zerstreut fort.

„Ach nein, die alle besorgt Marie immer vorher sehr pünktlich." —

„Verzeihen Sie — (sagte Caroline, wieder zu sich kommend) ich wußte dieß selbst — Marie ist äusserst sorgfältig und gut." —

„Gewiß! (lächelte Beate mütterlich) aber — das ist nun schon seit länger als vierzehn Tagen jeden Abend ihr beständiger Gang."

„Sagen Sie mir doch — (fragte jetzt das Mädchen steckend) was fehlt wohl Marien?"

„Gott, ich weiß es nicht — (seufzte die bange Mutter) ich vermag ihr nicht zu helfen — sie vertraut sich Niemanden an!"

„Wollen Sie nicht dieses Kummers wegen eifriger in sie dringen?"

„Ach — und wenn ich ihr dann nicht helfen könnte!"

Caroline schwieg und seufzte. — „Gute Mutter, (sagte sie nach einiger Zeit mit weicher Stimme) möchten Sie doch die reinste Freude an Ihren Kindern erleben!" — Die Alte umarmte sie, und weinte ihre Sorgen an dem jungen Busen recht herzlich aus. — Carolinens Augen entstürzten plötzlich häufige Thränen — sie wußte nicht, wie ihr geschah und drückte nur die Mutter immer fester an sich. Aber ihr Herz schlug je länger je ängstlicher, und sie fand es nothwendig, sich bald von Beaten zu trennen, weil ihr der Trifthof zu enge ward.

Wie sie ins Freye kam, erwachte beym Anblicke des Finkenhauks ein gewisser Stolz in ihr, den sie noch nie gefühlt zu haben glaubte, der aber so mächtig ward, daß sie den geliebten Lusthain vermeiden mußte, und daher, um Marien nicht zu begegnen, die gewöhnliche Fahrstraße zu ihrem Heimweg erwählte.

Des andern Abends, als Ferdinand in das Kronfeld'sche Haus kam, fand er dort viele Gesellschaft, weil man heute seines Freundes Richard Geburtstag feyerte. Er bemerkte, daß Caroline sich diesen Abend außerordentlich anstrengte, um recht heiter zu seyn, auch ihn selbst mit einer seltnen Freundlichkeit empfing. Sie spielten noch, und Caroline — die aus Abneigung, wie sie selbst behauptete, oder aus Geiz, wie die Uebrigen glaubten, fast nie spielte — hatte von der Mutter Befehl erhalten, Sophiens Spiel auf einige Zeit zu übernehmen. — Ferdinanden wies man zu dem Tische hin, wo Richards sämmtliche Geburtstagspräsente aufgehäuft waren, und ging jetzt ihm selbst mit Kritiken über sein eignes Geschenk zu Leibe. Dieß bestand in einem kleinen Gedichte, worinn er versucht hatte, einige Charakterzüge seines Freundes aufzustellen. Wir wollen es hier unsern Lesern mittheilen.

An den glückseligen Advokaten.

Den Frieden Deiner Seele früh zu finden,
Hat Dich der Gott die sichern Felsenmassen
Der Emsigkeit, der Ordnung wählen lassen,
Des Lebensplanes Grundstein drauf zu gründen.

Des Rechtes Wachs zu rechter Form zu ründen
Ist liebend Streben Dir, ob's Viele hassen;
Wer darf, wie Du, sich kühn damit befassen
Durch Alten Lebensmelodie'n zu winden?

Gelassen siehst Du Themis Aussöhne,
Die Legulejer, ihren Witz entladen
In leeren Formeln. Dein Bemühn ist: Klarheit.

Entreiße Du dem Staub die alte Wahrheit
Und leite recht gepflogter Menschheit Töne!
Dir lächeln selbst die himmlischen Hyaden.

Indem unser Miller eben beschäftigt war, wegen des ihm von Richarden gemachten Vorwurfes über heimliche Ironieen in seinem Gedichte, sich standhaft zu vertheidigen, erhob sich an Carolinens Spieltische ein hitziger Streit.

„Gieb nach, Caroline!" rief die Geheimeräthin hinüber.

„Ich darf nicht, liebe Mutter — ich habe Recht, und es ist ein sehr hohes Spiel," antwortete Caroline flüchtig, und man zankte weiter.

„Der verdammte Geiz!" fuhr die Geheimeräthin leise, aber doch so heftig heraus, daß die meisten Anwesenden, Caroline selbst,

und auch Ferdinand es hörten. Dieſen ärgerte eine ſo unmütterliche Uebereilung jetzt recht im Innerſten, und er wandte ſich unwillig zurück, um nach dem Spieltiſche der Tochter zu gehen.

„Es iſt ſchon alles verglichen!“ rief ihm Caroline abwehrend entgegen — und ſie ſpielten bereits fort. Er ſetzte ſich zu ihr. Sie war glühendroth.

„Stören Sie unſer Spiel nicht, Ferdinand!“ ſagte ſie imponirend.

„Du fürchteſt nur Herrn Millers Unterſuchung,“ lächelte eine ihrer Gegnerinnen.

„Nun dann! (zürnte die gereizte Caroline, indem ſie ihre Karten weglegte, um die beyden übrigen Mädchen den Fall erzählen zu laſſen) Aber einzig unter der Bedingung erlaub' ich dieß, daß die Sache nun dennoch ſo bleibt, wie wir ſie einmal ausgemacht haben.“

Als der Fall völlig klar auseinander geſetzt, und Ferdinand im Stande war, zu urtheilen, ſagte Caroline beſänftigt und gleichſam entſchuldigend: „Sie ſehen wohl, daß dieſe Damen ihr Spiel nicht verſtehen.“ — Er fand dieß wirklich. Caroline hatte daher um ſo weniger nachgeben dürfen, da ſie nicht für eigne,

ſondern fremde Rechnung ſpielte. Nachdem ihr jeder Verſuch, die beyden Andern zu bedeuten, mißglückt war, hatte ſie ſchnell ihre Börſe gezogen, und, ſtatt das Spiel mit den Marken der Schweſter zu bezahlen, ihren angeblichen Verluſt baar berichtigt — und die Mädchen waren dumm oder ſchlecht genug geweſen, dieß anzunehmen. Er überzeugte durch ſeine Bemühungen wirklich Beyde doch ſo weit, bis ſie ſchwiegen. — Caroline blickte ihn freundlich an, reichte heimlich nach ſeiner Hand, drückte ſie heftig und ſagte dann laut: „Nun aber auch kein Wort mehr davon!"

„Nein, verzeihen Sie mir!" rief er und ſprang begeiſtert auf und ging zum Spieltiſche der Mutter. — „Caroline hatte vollkommen Recht — (ſagte er dort überlaut) — und doch hat das gute Kind auf eine Art nachgegeben, die ihrem Verſtand und Herzen gleich große Ehre macht."

„O das freut mich, Caroline — verzeih, daß ich Dir Unrecht that!" ſagte die Mutter höchſtbetroffen, und Alles ſchwieg, als Ferdinand geſprochen hatte — denn dieſen ewig wahrheitliebenden Zeugen ehrte jedes Mitglied der Geſellſchaft.

Als man zu Tische ging, zog Caroline unsern Freund in das verdunkelte Zimmer zurück. — „Retter meines Kostbarsten, meiner Ehre — wie soll ich Dir danken! — (rief sie, von Dankbarkeit überwältigt, an seinem Halse, und ihr schlagendes Herz wallte ihm mächtig entgegen) Ach, daß Du redlich wärest!" — Sie flog hinaus. Er wußte lange nicht, wie ihm geschehen war.

Der Geheimerath erschien erst, als die Gesellschaft schon bey Tische saß, und war heute besonders heiter. — „Sitzt das alte Brautpaar wieder einmal beysammen?" sagte er, und wollte durch seinen Stuhl Ferdinanden und Sophien von einander trennen. Jene Benennung hatte man übrigens Beyden schon in ihrer Kindheit gegeben und bis jetzt beybehalten. Heute aber erröthete Sophie zum erstenmale mächtig darüber.

„Apropos, lieber Miller — (fing der Geheimerath nach einiger Zeit wieder an) rathen Sie einmal, wer sich heute nach Ihrem Thun und Treiben sehr genau erkundigt hat?"

„Nun?"

„Der König. Und das muß wohl irgend einen Zusammenhang haben." —

Alles sah erstaunt auf Millern, welcher erröthend schwieg, aber die erste Gelegenheit wahrnahm, um dem Geheimenrathe seine ganze Geschichte heimlich zu erzählen. Er hatte nicht geglaubt, daß ihm in dieser Sache nun noch Jemand rathen oder helfen könnte, fand dieß aber jetzt anders. — „Der König (sagte der Geheimerath) fragte mich bloß, womit sie sich beschäftigten — und als ich ihm hierüber sehr genaue und treue Auskunft gegeben hatte, fing er herzlich an zu lachen. — Allein, so wie die Sache jetzt steht, lassen mich alle Umstände mehr für Sie fürchten, als hoffen. Gleich morgen geben Sie zum Minister und entdecken Sie ihm den Zufall eben so offen, als mir. Der König denkt sehr schön, und herrlich — aber er vergißt manche Dinge schnell — und — ja Sie müssen sich eigentlich gleich heute bey'm Minister anmelden — es ist noch Zeit dazu — thun Sie es geschwind in einem Billet."

Während er dieß Billet an Sophiens Schreibtische ausfertigte, machte der lustige Zecher Richard an der Tafel allerley Randglossen über ihn. „Wenn Dich der König gesehen hat, (sagte er) so ist nichts gewisser, als daß man Dich unter die Soldaten steckt. Und

das

das von Rechts wegen. Denn wer ſich nicht entblödet, auf die alte gottloſe Fabel von der wächſernen Naſe der Gerechtigkeit in einem Geburtstagsgedichte officiell anzuſpielen — ja, wer ihr wirklich eine andichtet, wie Du in Deinen heutigen Verſen thuſt — der muß endlich, allen Rechten nach, dem Kalbfelle folgen."

Ferdinand, der die quäſtionirte Stelle ſeines Gedichts ſo gut und herzlich gemeynt hatte, ſetzte ſich jetzt zu dem Mißtrauiſchen hin und trank von ganzer Seele mit ihm auf die Geſundheit der Juſtiz — welches Richarden aber wieder nicht richtig und brav genug ausgedrückt ſchien.

Der Miniſter hatte ihn ſogleich für morgen angenommen. Aber Richard, der dieß hörte, meynte, es werde ihn wohl nun kein Miniſter mehr von ſeinem Handgelde wieder befreyen können. „Ich wette (ſagte er) der Miniſter weiß Dir morgen frühe ſchon das Regiment zu nennen, das Du zieren ſollſt." — Sieh mich nur nicht ſo unruhig an. Gott wird ſchon helfen. Vor allen Dingen mußt Du Deine Fechtübungen wieder anfangen. O hätten wir doch unſern prächtigen akademiſchen Fechtmeiſter hier, der alle ſeine Hau-Lectionen

stets mit dem obersten Prinzip anfing: „Den Menschen zerhaut man bekanntlich in vier gleiche Theile, meine Herren!" —

„O der abscheuliche Mensch! (rief Sophie) Pfui, Richard, daß Du es ihm nur nachsprechen kannst!"

„Zwar — (fuhr Jener fort) im Anfange bringt man Dich wohl, wegen Deiner blühenden Jugend und flüchtigen Gestalt, unter das leichte Fußvolk — aber mit der Zeit, mein Freund, mußt Du noch, invita Minerva, unter die schwere Cavallerie — denn, merke wohl, man ißt sich in Feindes Land nach Gelegenheit fett, wie, sans comparaison, mein alter feistgewordner Spitz, welcher in seiner Jugend Allegro hieß, und sich heute an meinem Ehrentage vom Musikdirektor Völker den warnenden und beruhigenden musikalischen Bey- und Spitznamen „ma non troppo!" noch zu seinem Hauptworte mußte anhängen lassen. — Aber, weine nicht, du auserwähltes Rüstzeuch des Staats — denn Dich, mit Deinem guten Herzen, werden die Bauern gewißlich als Feldjäger nicht „Geldseger" nennen — und, selbst als Karessirreuter wirst Du ewig noch im Marschiren scharmiren!"

„Richard, wenn Du weiter fortfährst, so machst Du mich krank!" bat Sophie, und trocknete schon die Augen.

„Es ist wahr — (sagte jetzt Caroline, die den ganzen Abend still da gesessen hatte, mit heitern Blicken) ein solcher Scherz kann mir — sein Gemeines nicht gerechnet — wahrhaft wehe thun. Aber, laß doch den Bruder, Sophie! Was ist es denn weiter? Ein Paar Freunde wollen mit einander spielen! Und wirklich, ich könnte oft gerade ein solches Spielen lieb gewinnen, das mir Thränen auspreßte, so lange es nur herzlich gemeintes Spiel bliebe."

Eben legte Sophie seufzend die Hand aufs Herz und mußte die Gesellschaft verlassen. Der Hofrath Reinhold that ängstlich.

„Siehst Du wohl, Richard — (zürnte die bange Mutter) ihr Magenkrampf kommt schon wieder! — Gott, was das arme Mädchen immer leidet!"

„Gewiß, ein kränklicher Körper ist doch etwas höchst klägliches!" rief Caroline so laut, daß Sophie es noch hören mußte. Reinhold blickte sie betroffen an.

„Ich habe Sophien immer eine sehr feste Gesundheit zugetraut," sagte Ferdinand.

„Die hat sie auch wirklich, außer diesem leicht vorübergehenden Uebel," lenkte die Geheimeräthin ein, und gab jetzt Carolinen einen unwilligen Blick.

„Meine Schwester (sagte diese sehr ernsthaft) ist durchaus so vollkommen gesund, als man seyn kann; sie sollte sich nur weniger nachgeben." — Jedermann sah die schweigende Geheimeräthin an.

Nach Tische, als diese mit Ferdinanden im Fenster stand, rief sie Carolinen herbey, und machte ihr bittere Vorwürfe darüber, daß sie durch ihr vorhiniges Betragen Sophien in den Ruf der Ungesundheit habe bringen wollen. Jetzt sitze die Schwester darüber weinend auf ihrem Zimmer.

„Sie selbst that es ja, liebe Mutter, (entgegnete Caroline.) Schon oft habe ich ihr dieses Verfahren angedroht — denn sie ist meine Schwester, und ich darf nicht zugeben, daß sie allen Dank gegen Gott für eine so blühende Gesundheit aus den Augen setze und sich vergebens in einen so traurigen Ruf bringe. Ich habe ihr schon zweymal durch den Arzt

erklären laſſen, welch ein hartes, ernſtliches Uebel der Magenkrampf iſt, den ſie, Gottlob! nie gekannt hat. Aber es half nichts. Mag ſie doch meine Abſicht verkennen — genug, ich wette, daß meine Schweſter ſich nun niemals wieder auf dieſe Art ziert!"

„Ihre Kur iſt ſtrenge — (meynte Ferdinand) aber, ich kann ſie nicht tadeln."

„O Caroline; du biſt ein hartes Geſchöpf!" ſeufzte die Mutter.

„Sie wiſſen doch, lieber Miller, daß hartnäckige Krankheiten einen ſtrengen Arzt erfordern?" ſagte das Mädchen flüchtig und ging zu ihrer Geſellſchaft zurück.

Aber unſer Held ward des andern Morgens von dem Miniſter auf eine Art empfangen, die er, nach Anhörung ſo vieler verſchiedenen Meynungen über dieſen Staatsmann, gar nicht erwartet hatte. Er war ſehr ſchlicht, kurz, und drang in jeder Zwiſchenrede immer nur freundlich auf alles Sachdienliche, wie ein ächter Geſchäftsmann. Unter einem wahrhaft einnehmenden Lächeln ließ er Ferdinanden ruhig ſeine Geſchichte zu Ende erzählen, und

befragte ihn dann ziemlich genau und sehr gelehrt über die Studien und Geschäfte, die er auf der Akademie und bis jetzt getrieben habe. Kurz, er schien es, nach einem flüchtigen aber wohl durchdachten und überall eingreifenden Plane, darauf anzulegen, um das Ganze des jungen Mannes kürzlich zu ergründen; und sein Schüler fand sich in Rücksicht der Antworten auf solche richtig gestellte Fragen, durch diese selbst so sehr erleichtert, daß er mit Vergnügen an das Sprüchwort „Gelehrten ist gut predigen" gedachte.

„Nun, es freut mich, (sagte er zuletzt) daß Sie mir Gelegenheit geben, eine gute neue Bekanntschaft zu machen. Ich wußte übrigens noch gar nichts von Ihrer Sache, und kann daher, nach der Ansicht, die ich mir bis jetzt von unserm Könige gemacht habe, nur dieß zu Ihrem Troste sagen: Sie haben entweder eine scharfe, aber gewiß recht gesunde Kritik zu erwarten — oder — wie wir wohl schon hoffen dürfen — eine Ehrenstelle. Denn diese ganze Sache macht er nun auf alle Fälle selbst und allein, so, daß ich Ihnen dabey weder zu nützen noch zu schaden vermag. Allein, für jeden, und hauptsächlich für den

schlimmsten Fall, bitte ich Sie recht herzlich, mich wieder aufzusuchen, da Ihre Bekanntschaft mir Vergnügen gewährt."

Noch entzückt von dieser freundlichen Aufnahme, kam er Abends zu seinem Vater, um ihm alles zu entdecken.

„Stelle Dir vor, (rief ihm der Alte entgegen) diesen Morgen, zum erstenmal seit acht Jahren, war der König hier. Er ging im ganzen Schlosse umher, ließ sich alle Zimmer aufschließen, und bezeigte sein Wohlgefallen über das schöne, feste Gebäude. Besonders freute es ihn, daß wir hier oben so viel Wasser, und den großen Teich beym Schlosse haben. — Was wird das werden? Gott behüte uns in Gnaden vor einem Bauwesen!"

„Eben wollte ich vom Könige reden" — sagte der verwirrte Ferdinand.

„Höre nur! (fiel Jener ein) Auch mit mir hat er sich eine Weile unterhalten, und noch obendrein von Dir. — Sieh, Ferdinand — (fuhr er bewegt fort) ich kann Dir es nicht verschweigen — aber laß Dich's nicht niederschlagen — ich klagte ein wenig über Dich, und konnte doch auch nicht verhehlen, wie lieb ich Dich habe. — Denn einem so guten Manne

gegenüber, wie der König ist, sitzt mir das Herz auf der Zunge. Da unten, sagte ich zuletzt, steht doch etwas Gutes von seiner Fabrik. Ich zeigte ihm Deine Baumpflanzung, und ich habe ihn nachher noch lange dort zwischen den Apfelblüten herumreiten sehen. Wie er wieder zu Pferde steigen wollte, gab er mir die Hand und sagte: Seyd nur ruhig über ihn, Alter — das Alles wird sich gewiß bald geben — und mich dünkt, Ihr habt da einen recht lieben Sohn. — Du kannst glauben, Ferdinand — (der Vater sprach es mit weichem Ton und nassen Augen, indem er den Sohn an die alte treue Brust drückte) Du kannst glauben, daß mich diese Worte rührten. — Nun sage mir, wo bist du ihm in den Wurf gekommen?"

Ferdinand erzählte, und der Alte schüttelte den Kopf noch bedenklicher, als gestern Abends der Geheimerath gethan hatte.

„Wenn Du mir nur wenigstens erst die Schrift hättest zeigen können — alles Uebrige möchte seyn, wie es nun ohnehin ist! Aber, Du bist doch einmal noch kein praktischer Landwirth!"

Zum Glücke konnte ihm der Sohn den öko-

nomischen Theil seiner Abhandlung, den der Vater hatte beurtheilen sollen, ja die ganze Schrift fast wörtlich aus dem Gedächtnisse mittheilen. — Der Alte machte allerley Einwürfe, ward aber allmählig ruhiger. — „Du bist recht brav geworden, Ferdinand — (sagte er zuletzt — und zum erstenmal in seinem Leben) mag es doch nun gehen, wie Gott und der König will — ich selbst vertraue Dir aber von heute an vollkommen; und Du magst ein Geschäft für Dein Leben erwählen, welches Du willst — ich bin ruhig über Dich! Ja meinetwegen laß Dir nur gleich morgen eine Pachtersjacke machen — denn, lieber Sohn, ich sehe wohl, Du wirst so wenig aus der Art schlagen, als ich und mein Vater und Großvater."

Mit kindlichem Entzücken umarmte ihn der frohe Ferdinand. „Wie gern (sagte er) will ich des Königs Beyfall, und jeden andern entbehren, wenn nur Sie, mein theurer Vater, mit mir zufrieden sind. — Sie, dessen Beyfall mir ewig der wertheste bleibt. — Ich habe es gut mit meinem Vaterlande gemeynt. Und, sollte es auch einzig bey meinem Willen bewenden, so werde ich zwar trauern, aber

dann gewiß immer so ruhig und zufrieden meine Praxis fortsetzen, wie ich schon jetzt seit einigen Tagen that."

Die Mutter war zum Besuche in der Stadt. Marien sprach er auf dem Rückwege in der Nähe des Finkenhauks. Sie grüßten sich zärtlich, und nachdem er auf ihr Verlangen das Hauptsächliche seines Abentheuers erzählt hatte, bat er sie in den Ausdrücken der brüderlichsten Liebe, ihm die Ursachen ihrer bisherigen Niedergeschlagenheit zu entdecken, die ihm so sehr zu Herzen ging. Aber das bange Mädchen schwieg und blickte ihm nur wehmüthig ins Auge; und als er sich dringender auf seine Bruderrechte berief, fieng sie an zu weinen, fiel ihm um den Hals und sagte: „O vergieb mir, bester Bruder! Fordere mein Blut — aber dieß Einzige kann ich dir nicht gewähren." Ihr Gesicht brannte jetzt in einer heftigen Gluth.

„Arme, gute Schwester! (seufzte er) Vielleicht wäre es mir doch möglich, deinen Kummer zu lindern!"

„Gute Nacht, mein Ferdinand! (sagte Marie freundlich, indem sie schied) Laß alle Sorgen um mich fahren. Es wird noch gut werden — und glaube mir, seit einigen Tagen ist

ein großer Theil meiner Heiterkeit wieder zurückgekehrt!" — Sie gieng leichten Schrittes von ihm, und er sah ihr in stiller Rührung nach.

Wir wollen aber unsern Lesern jetzt kürzlich die Ursachen erzählen, warum die gute Marie gerade einen so weitentlegnen Ort suchte, um hier täglich sich in ihren stillen Betrachtungen zu verlieren.

Es ist schon gesagt worden, daß sie auf dieser reizenden Au einst als Kind oft mit ihrem Ferdinand und den Kronfeld'schen Kindern gescherzt und gespielt hatte. Auch jetzt noch war und blieb der kleine Platz ihr Lieblingsgang, besonders gegen Abend, wo man dort fast niemals von den Städtern gestört ward, von welchen sich wohl des Morgens frühe zuweilen Einer bis hieher verlief, die aber um die Abendzeit alle auf ihren nähern Promenaden blieben.

Einst saß Marie, still umgeben von den Gedanken ihrer geheimnißvollen Trauer, in der Kühlung jener Schatten, und strickte. Da war es ihr, als hörte sie zuweilen leise Töne von seltsamer Art aus der Ferne. So lange

sie auf ihrer Bank sitzen blieb, liessen sich diese Klänge von Zeit zu Zeit wieder leise wahrnehmen; so wie sie sich aber von ihrem Platz entfernte, um auf allen Seiten nach ihnen hinzuhorchen, tönten sie jederzeit schwächer und verlöschten endlich ganz. Allmählig überzeugte sich die Lauschende, daß sie nur in ihrer Nähe vernehmbar seyen, und entweder aus den Lüften, oder aus der Erde kommen müßten. Alles erschien ihr endlich wie bloße Täuschung, und immer noch horchend rief sie: „Laß dich doch wieder hören, angenehmes Stimmchen!" Aber in diesem Augenblick überfuhr ein Schauder ihr ganzes Wesen — denn eben erklangen jene Töne wieder vernehmlicher als vorher — und in ihnen floß es, rührend wie eine bekannte Weise, und melodisch und ferne, wie aus einem schönen Alterthume herüber, in ihr Ohr.—

Da war es, als tönte das liebliche Gesäusel neben ihr unter einer uralten Eiche aus der Erde herauf.

Marie umgieng jetzt aufmerksam diesen Baum und untersuchte jedes Plätzchen umher. Alles war wieder still geworden, und all ihr Suchen blieb vergebens. Der Baum selbst aber, den sie sonst nicht so aufmerksam betrach-

tet hatte, schien ihr heute so lieb und anmuthig, und, gegen die Anschauungen in vorigen Zeiten gehalten, so verjüngt und verschönert, daß sie sogar eine Zeitlang wähnte, es seyen jetzt weniger Knoten und Risse an seiner Rinde zu merken, als ehemals, und daher zuletzt mit ihren Armen in einer Anwandlung von unbegreiflicher Sehnsucht den alten Stamm liebevoll umschlang. — Sie glaubte eine Art von Schwindel zu fühlen, der sich aber bald wieder verlor. — „Das ist doch eine höchstseltsame Träumerey!" sprach sie zu sich selbst, und gieng, da nichts weiter zu hören war, nach Hause.

Mehrere Abende lang — und sie versäumte keinen derselben — blieb alles stille. Aber endlich glaubte sie doch einst wieder dieselben Töne zu hören. — „Kehrst du zurück, holdes Geflüster?" rief sie vor Freuden laut in die Lüfte hin, und fühlte die vorige wunderbare Sehnsucht in ihrem Busen erwachen. Die Töne verstärkten sich, liessen aber bald gänzlich nach.

Unsre Schwärmerin übergab nun ihr ganzes Wesen an diese Erscheinung, und wiegte sich stillentzückt auf dem Strome ihrer Phantasieen. Jede weitere Untersuchung kam ihr jetzt

verhaßt und ſchlecht vor — denn die Liebe zu Etwas Ueberſinnlichem hatte ihr ſchönes Herz gerührt und bewegt., In ſtiller Weihe ſaß ſie da, und ihre ganze Seele war und lebte — ſie wußte nicht, wo!

„Wunderliebliche Stimme, (rief ſie aus) die du mich ſo heilig umgiebſt, wie der Geiſt oder Schatten eines göttlichen Liedes — die du ſelbſt meine Sinne mit honigſüßer Würze umrauſcheſt, ſo wie der Geſang eines mächtigen Bienenvolkes am warmen Frühlingstage den Ermüdeten aus der Ferne erquickt! O wer biſt du? — Soll ich dich für den Schutzgeiſt meines Lebens halten, welcher liebend erſcheinet, um meine liebende Seele zu tröſten?"

Da bewegte ſich vor ihren aufgeſchlagnen Augen ein friſches Vergißmeinnicht, welches aus der Luft ſanft zu ihren Füßen herabfiel — und leiſe erklang jetzt die wirkliche Melodie eines kleinen Liedes, das ſie in ihrer Kindheit einſt zu allererſt mit Ferdinanden gemeinſchaftlich erlernt hatte, und noch jetzt vor allen Liedern liebte. — Das gute Mädchen war dem Umſinken nahe. Aber, ſo wie die Melodie immer ſanfter fortfuhr, zog in ihr Herz eine ſo brennende Liebe zu jenen Tönen der Kindheit

ein, daß sie innig und selig zu weinen anfieng und ihr Auge und die gefalteten Hände noch dem Himmel zuwandte, als der letzte Laut schon längst verrauscht war.

Von nun an blieb all ihr Denken und Sehnen einzig nach dieser Stelle hin gerichtet, wo das Wertheste ihres Lebens so wunderbar um sie her tönte und lebte. Täglich kam die stille Marie hieher, um aus dem Quell niegefühlter Seligkeit zu trinken, und ewig dürstend gieng sie wieder von dannen. — Oft lag bey ihrer Ankunft eine frischgebrochne Blume auf der steinernen Bank — oft, und am gewöhnlichsten sobald sie laut redete, hörte sie wieder den alten Ton — oft auch neue, stets aber halbbekannte Klänge, wie schöne Sagen aus alter Zeit. Zuweilen schwieg es viele Tage lang, und des Mädchens banges Harren und Rufen war vergebens. Dann kam es auf einmal ungerufen wieder, bald in wahren Melodieen, bald nur seltsam harmonisch, wie ein Summen ferner Bienenschwärme; und immer war es ihr, als kehre mit dem ersten Laute, auch in die Regionen ihres Innern ein reineres Leben wieder zurück.

Drey Abende vorher, ehe sie unserm Freunde

am Finkenhauk begegnete, hatte sie die Stimmen wieder vernommen. — „Wirst du mir niemals sichtbar werden, geliebter Schutzgeist?" fragte sie da in ihrer innigsten Sehnsucht. — Und horch! — es rief mit leisem Weben: „Bald, bald, wenn du mich liebst!" — Die Stimme war so unbeschreiblich hold, und Marie fühlte ihren Ton sich selbst so verwandt und ihrem Leben süßgewohnt, daß ein Schauer namenloser Freude durch ihre Seele drang. — Von heute an erleuchtete eine gewisse Freudigkeit ihr Wesen, und jeden Abend bereitete sie sich zu dem heiligen Gange mit solcher Weihe vor, wie zu einem seligen Tode. — Aber tiefes Schweigen für die übrige ungeweihte Welt umgab nach wie vorher das fromme Mädchen — und das Wort ihres tiefverborgnen Kummers wagte sie ja nicht einmal dem unsichtbaren Schutzgeiste zu nennen.

Unser Ferdinand gieng einige Tage nachher des Morgens zu seinem Richard, um, wie er letzthin versprochen hatte, auch ihn noch mit dem Geheimnisse seines neulichen Vorfalles vollständig bekannt zu machen. Er war vorher

vorher immer Willens gewesen, auch diesen seinen besten Freund erst dann über jene Schrift urtheilen zu lassen, wann sie in's Reine geschrieben seyn werde; welches aber die plötzliche Dazwischenkunft des Monarchen verhinderte.

Allein er fand heute seinen Freund äusserst zerstreut und beschäftigt, weil er so eben Weisung erhalten hatte, wegen einer sehr wichtigen Sache noch diesen Vormittag abzureisen. Da seine Reise sich auch wohl in die Länge ziehen konnte, so hatte er so viel zu packen, in Ordnung zu bringen und Ferdinanden aufzutragen, daß er auf dessen Erzählung nur halb hören konnte. Als sie sich endlich trennten, wünschte ihm Richard Glück und Gedeihen für seine Angelegenheit. Dann besann er sich plötzlich, und blickte düster zur Erde.

„Was ist Dir noch?" fragte Ferdinand.

„Ja, höre — (sagte er in höchstem Aerger) auch ich hätte wohl etwas Aehnliches auf dem Herzen, das ich Dir mittheilen könnte — und die verdammte Reise — so ehrenvoll und einträglich sie auch eigentlich werden muß, so tief möchte ich sie doch dermalen verfluchen! — Aber" —

Sein Freund drang mit lebhafter Wärme in ihn, er möge sich näher erklären.

„Nein — (sagte er nach einigem Bedenken und ward immer mißmüthiger) nein, es läßt sich nicht thun — es könnte uns Beyden schädlich werden — nein, ich muß vor der Hand alles dem Schicksal überlassen! Es geht mir hart ein. Vielleicht bin ich ein Thor!"

Jede weitere Bitte um Mittheilung war vergebens. — Ferdinand verließ ihn mit einiger Unruhe. — Kaum befand er sich wieder zu Hause, als er zwey Befehle zu gleicher Zeit erhielt. Ihr Innhalt bestand in nichts Geringerem, als daß er um elf Uhr bey'm Könige, um zwölf bey dem Minister erscheinen solle.

Es war ihm seltsam zu Muth, als er, mitten im Rennen und Treiben der königlichen Vorzimmer elf schlagen hörte. Aber mit dem Schlage hies es auch sogleich, der König habe bereits nach ihm gefragt — und von diesem Augenblick an fühlte er, daß sein ganzer Muth zurückgekehrt war.

„Guten Morgen, lieber Ferdinand Miller. — (tönte es freundlich) Sie sind schön! — Es ist Schade, daß Sie keine Militäruniform

tragen. — Aber — wissen Sie wohl, daß aus jener angenehmen Stunde, die ich mir neulich von ihrer Lektüre versprach, mehrere geworden sind? Ich konnte nicht so schnell damit fertig werden; denn Sie schreiben ein wenig enge, und kritzeln auch wohl mitunter ein Bißchen. — Hören Sie, meine Zeit ist heute sehr eingeschränkt, und ich behalte mir es vor, bald einmal ausführlich mit Ihnen über Ihre Abhandlung zu sprechen. Sie hat mir im Ganzen gefallen. Nur müßten Sie doch wohl, wie ich hie und da mit Bleystiftstrichen darinn bemerkt habe, Ihre Wärme noch etwas mehr mäßigen. Lieber Miller, man kommt damit heutzutage nicht mehr fort. Was Sie und mich erwärmt, (Er sagte dieß mit einer ungemein freundlichen Rührung) das erwärmt noch keinen Staatsmann, oder gar den Staat? — Indessen, bis wir wieder einmal zusammenkommen, reden Sie mit dem Minister. Diesem habe ich meine Meynung gesagt. Ich selbst trage dergleichen Sachen gern mit mir herum, und werde mich dabey Ihrer Person immer mit Vergnügen erinnern."

Der Monarch nickte gnädig, und die Flügelthüren rauschten wieder für die Hoffnungen Anderer auf.

Unser Freund konnte, bis die Stunde bey'm Minister schlug, nicht recht darüber mit sich selbst auf's Reine kommen, ob er von dieser Privataudienz wohl mehr oder weniger erwartet habe, als er nun gefunden? —

Im Vorzimmer des Ministers ließ man ihn so lange warten, daß er nach und nach ganz mißmüthig ward. Doch trat er zuletzt mit aller Fassung ein.

Der Minister lachte. „Sie sollten nicht so freundlich aussehen — (sagte er) denn ich mußte Sie doch erschrecklich lange warten lassen! Noch dazu kommen Sie, wie ich weiß, vom Könige, der uns alle so selten warten läßt, und der, wie ich gestehen muß, seine Zeit viel weislicher und richtiger einzutheilen versteht, als ich bis jetzt gelernt habe."

„Man darf nicht vergessen, (sagte Ferdinand lächelnd) daß der König auch mächtiger ist, als Ihre Excellenz."

„Das ist freylich Etwas — (versetzte er heiter) aber es müßte doch auch uns eine bessere Zeitordnung zu halten möglich seyn — wir lernen sie nur meistens erst dann einsehen, wann es schon zu spät ist. — Nun, lieber junger Mann, es freut mich, daß Sie Frieden mit mir ma-

chen wollen! — Nach allem, was mir unſer Geheimerath Kronfeld von Ihnen geſagt hat, läuft niemand bey Ihnen Gefahr, Ihr Herz durch Tadel oder Lob zu beugen oder ſtolz zu machen. Daher laſſen Sie mich Ihnen recht aufrichtig meinen Beyfall über Ihr liebenswürdiges Machwerk bezeugen, welches mir geſtern Abends ſo vieles Vergnügen gewährt hat, daß ich Sie dafür recht herzlich umarmen muß!"

Er verbreitete ſich nun, gleichſam mit vollen Geiſtesflügeln, über die Sache. Mitten im ſtärkenden Lobe ließ er Ferdinanden oft einen verſtändigen Tadel erblicken, deſſen Zartheit dieſem Bewunderung abnöthigte, deſſen belehrende Gründlichkeit ſeinen Verſtand, ſo zu reden, auf der Stelle beſſerte. — Für das Ganze ſchien er leidenſchaftlich eingenommen, und ſeine Zurechtweiſungen giengen faſt überall nur auf den aus der Schrift erſichtlichen Verſtandesmenſchen des Autors überhaupt. Seine Kritik erſchien dem Lehrlinge wie eine theoretiſche Saat, deren ganze reiche Ernte von Nutzanwendungen er bereits in der ſchönſten Nähe ſeiner Zukunft vor ſich zu erblicken glaubte.

Daß der Miniſter ſeine Abhandlung durchgängig für vollkommen deutſch gedacht er-

klärte, und allem, was er darinn über deutsches Wesen sagte, unbedingt beytrat, dieß that unserm Freunde von Herzen wohl, und beruhigte ihn über vieles andere.

„Besonders, (sagte der Kritiker) finde ich vielen Sinn in dem, was Sie, vorn in mehrern Sätzen, über die Kennzeichen des deutschen Gemüthes zum Besten geben; und ich habe mich hie und da bey'm Lesen gar mancher selbst erlebten Beyspiele von Aeusserungen dieses Gemüthes mit der größten Freude erinnert."

„Der Zufall läßt uns gerade in der Nähe ein solches Beyspiel bemerken," fiel Ferdinand ein (der jetzt auf seinem Steckenpferde saß) und machte dem Minister ein Kind bemerklich, das in diesem Zimmer auf dem Sopha mit einem kleinen hübschen Spitzhunde spielte. Der Spitz nahm es, mit dem diesen Thieren eignen, durch die klaffenden Zähne komisch hervorknarrenden Gelächter bey Nase und Ohren, küßte es freundlich wedelnd, zwickte es wieder sanft, schlug mit den Pfoten nach ihm, zerrte kopfschüttelnd an seinem Gewande und beleckte dann plötzlich wieder einmal das ganze Gesicht — worüber das Kind, welches

ſich nicht mehr vor ihm zu retten wußte, ſo leiſe, und doch ſo herzlich und ſchmerzlich, ja bis zum Ausbleiben des Odems lachte, daß beyde Männer ſich bald ebenfalls vor Lachen die Seiten halten mußten.

„In ſeinem Lachen malt der Menſch ſein eignes Gemüth. (ſagte Ferdinand) Und dieſes gänzliche Hingeben an das Spiel des Lachens — dieſes holde Leiden in einem lachenden Geſichte — dieſer wahre Schmerz vor reiner Spielluſt — iſt ein ächtdeutſcher Zug. — Das anſtändige Lächeln — das kluge, boshafte, ſchallende, ſpöttiſche, grinzende, ſelbſtgefällige, alberne, ja ſelbſt das gutmüthige Lachen u. ſ. w. vermögen andere Nationen viel beſſer zu machen, als wir. Allein ein bloſes, reines, menſchliches Lachen, zu welchem uns einzig die Liebe zur gemüthlichen Freude nöthigt — zu deſſen Vollſtändigkeit es zuweilen gehört, daß ſich der Deutſche (er ſey Kind oder Greis) ordentlich niederſetze oder lege, um zu lachen — wodurch endlich der Deutſche einen ganzen um ſich verſammelten Kreis von ſach-, und ſelbſt von landfremden Menſchen gewaltſam zum Mitlächeln, wo nicht zum Mitlachen, nöthigt — bloß weil ſein

ganzes Gemüth gerade lachend erſcheint — dieß vermag keine andere Nation zu äußern. — Der einzige Holländer kommt uns beynahe gleich; aber man muß nicht vergeſſen, daß dieſer auch wirklich ein Deutſcher iſt, und vielleicht der ächteſte unter den Deutſchen ſeyn würde, ſobald er nur „hooch", oder wenigſtens platt reden könnte. — Und ſo bleibt denn wieder die Sprache überall die Hauptſache.

„Ein anderer Gedanke (fuhr der Miniſter nach einiger Zeit fort) war mir in Ihrer Abhandlung ebenfalls ſo willkommen als einleuchtend. Seit unſern neueſten Kriegen hält man es nemlich in Deutſchland gar nicht mehr für zweckmäßig, möglich, oder nur der Mühe werth, Befehle und Veranlaſſungen zu der Herſtellung jenes innern Heils unſrer Länder zu geben, das doch gleich in ſeiner erſten endlichen Entſtehung in ſich unzerſtörbar ſeyn würde und müßte. Statt durch Gründung des innern wahren Heils die Leiden der Gegenwart zu lindern und in den Räumen der Zukunft einen unverlöſchlichen Hoffnungsſtern zu befeſtigen, ſchiebt man nur alles auf den Druck des Auslandes, hält ſich, ewig jammernd, für

gänzlich verloren, verſteckt die eigne Faulheit, Verderbtheit und Feigheit weislich hinter dem Andrange fremder Gewalt, und ergiebt ſich überall — wo man wahrhaft bereuen, das heißt, ſich auf der Stelle beſſern ſollte — nur einer nationalen (und, wie Sie ſehr richtig ſagen, höchſt komiſchen) Verzweiflung! — Wollte man doch endlich dieſe abſcheuliche Gottloſigkeit ablegen, und ſich mit redlicher Geſinnung von der großen Wahrheit überzeugen laſſen, daß an unſerm wahrhaft Beſten uns nie irgend eine fremde Gewalt, am wenigſten eine wirklich große Macht hindern kann und wird!"

In allem aber, was Ferdinand über den eigentlichen Gemeingeiſt geſagt hatte, fand der Miniſter vor der Hand nur fromme Wünſche. „Deutſcher" public spirit (ſagte er lachend) kam mir von jeher ſtets höchſt wunderlich vor, und klingt meinem Ohre ſchon ſo ſeltſam, wie ein deutſches „God save the King."

„Ich haſſe ſogar dieſe Benennungen, (ſagte Ferdinand mit einiger Lebhaftigkeit) weil ſie aus der ärgſten und mir widerwärtigſten aller deutſchlateiniſchen Sprachverſtümmlungen, dem Engliſchen, herſtammen. — Aber

— (fuhr er lächelnd fort) was würden Ihre Excellenz sagen, wenn ich sie dennoch mit einem deutschen „Domine salvam fac patriam" bekannt machte, das ich vor einiger Zeit wirklich zu dichten versuchte, und im Nothfalle gleich heute im Thea::r abſingen laſſen könnte?"

„Darauf wäre ich denn doch ſehr begierig!" rief Jener und ſchlug vor ironiſcher Verwunderung in die Hände. Er verſprach auf der Stelle, morgen Abends im Kronfeld'ſchen Hauſe zu erſcheinen, wo ihm Ferdinand eine kleine, aber doch richtige, und noch dazu vierſtimmige Privatidee von dieſem unglaublichen und ſeltſamen Kunſtwerke zu geben hoffte.

„Und nun, (fuhr der Miniſter fort) da ich doch Ihr Herz ſo ganz beſcheiden und unbefangen finde, nun ſollen Sie auch das Reſolut ſelbſt leſen, was unſer König unter Ihre Abhandlung geſchrieben hat. Gewiß, Sie werden mir dabey nachfühlen, welche Luſt es iſt, einem Könige zu dienen, der ſelbſt ſo denkt und beurtheilt, und handelt, wie dieſer!"

Unſer Freund las Folgendes: „Dieſe Abhandlung, die mir ausnehmend wohl gefällt, habe ich zufällig einem jungen Menſchen abgenommen, der mir faſt noch beſſer gefällt, als

seine Abhandlung. Sie soll unter seiner Aufsicht sogleich auf meine Kosten gedruckt, an alle geistliche und weltliche Beamten in meinen Staaten vertheilt, und dann in öffentlichen Verlag gegeben werden, damit man bald das Urtheil guter Köpfe in Deutschland darüber erfahre. — Da ein Theil dieser Vorschläge, welcher die Obstbaumzucht und eine Erweiterung der Stadt- und Landschulen betrifft, auf den unbestrittensten und einleuchtendsten Grundsätzen beruht und wohl auch im deutschen und fremden Auslande Beyfall finden wird, weil er auf alle deutschen und manche andere Länder zu passen scheint, auch in Rücksicht der Ausführung ungemein leichte, sichre und schon an sich nützliche Mittel darbietet — so habe ich mich fest entschlossen, diesen Theil derselben in Gottes Namen unverzüglich in meinen Staaten zur Ausführung zu bringen. Die Ausführung soll aber auch sogleich überall, wo es irgend thunlich ist, wirklich angefangen werden; und sie ist hiermit dem Verfasser der gedachten Schrift übertragen, welcher unter meiner und des Ministeriums unmittelbarer Aufsicht stehen soll, und welchem zwey oder drey von ihm selbst zu wählende Individuen zur Hülfe un-

tergeben werden müssen. — Da Miller und seine Untergehülfen — ersterer etwa mit dem Titel Landschuldirektor — von heute an in königliche Dienste treten, so muß ihnen freylich einstweilen eine ausreichende und anständige Besoldung ausgemittelt werden, bis sich dazu ein eigner Fonds ergiebt. — Demnächst glaube ich gestern sogar in der Nähe um die Residenz her an bloß wüsten Strichen, zu meinem Erstaunen, wirklichen Platz für mehrere Hunderttausende der größten Bäume gefunden zu haben. Da ich nun wünsche, daß Miller, wenn ihm Zeit dazu übrig bleibt, sich zugleich einer Specialeinrichtung für hiesige Gegend unterziehen möge, die ein schönes Muster für das Königreich abgeben könnte, so soll man ihm das Schlößchen auf dem Tristhofe zu Aufstellung seines Büreaus eingeben, welches Gebäude ich hierzu noch in hinreichend gutem Stande gefunden habe; auch soll ihm zugleich ein schickliches Stück Land von dieser königlichen Domäne angewiesen werden, um dort die ersten Versuche zu machen, und etwa von da aus manchen Gemeinden in der Nähe die erste Hülfe und Belehrung zufließen zu lassen. — Der Rath seines Vaters, eines anerkannt

rechtschaffnen Mannes und geschickten Landwirths, kann ihm wohl zu Statten kommen, und in dieser Wohnung wird er auch von der Sorge für sein Hauswesen frey seyn — oder, es wäre wohl am besten, er heyrathete bald, und dann mag er sich dort selbst einrichten."

Im Ministerium war bereits über die Sache debattirt. „Denn Sie können denken, (sagte der Minister) daß er dabey nun keinen langen Aufschub duldet."

Ferdinand verbarg die Gefühle seiner Freude nicht, und der Minister schien über die frommen Gesinnungen des guten Menschen innig gerührt, und sicherte ihm freundlich seinen beständigen Schutz und Beystand zu, dessen er so sehr bedurfte. — Sie redeten noch über die Ausführung des ersten Anfangs. Miller hatte hierzu schon alles fertig und versprach, gleich morgen ihm alle nöthigen Concepte zur Genehmigung vorzulegen.

Den Rest dieses Tages und den nächsten Morgen brachte er mit Verbesserung seiner Abhandlung zu, und erst des folgenden Tages — nachdem alle Papiere in des Ministers Händen waren, dieser auch sein herzlich gemeyntes Dankschreiben dem edelmüthigen Könige selbst

zu überreichen versprochen, und ihn bey'm Weggehen noch mit dem für ihn bereits ausgefertigten höchst ehrenvollen königlichen Dekret überrascht hatte — sprang der selige Mensch dem geliebten Trifthofe zu, nannte diese herrlichste aller Wohnungen entzückt, und heute schon zum erstenmal mit vollem Rechte „sein," und eilte in die Arme des treuen Elternpaares.

Er traf Vater und Mutter in der schönen Gartenlaube an. „Ich bin glücklich, liebe, theure Eltern — ich gehe dem seligsten Beruf entgegen!" rief er, und hielt den Erstaunten die königliche Urkunde entgegen. — Sie lasen mit gespannter Erwartung — da bildete sich während des Lesens eine dreyfache Umschlingung — sie nannten ihn ihr gutes, frommes, wohlgerathnes Kind, ihr Einziges und Alles auf dieser Erde, und dankten Gott mit jenen Thränen, deren Quell in den Thälern einer schönern Welt entspringt.

„Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt! (schluchzte Beate und blickte zum Himmel) Mutter, Mutter — es war dein letzter Wunsch für mich, als du von hinnen schiedest — fromme, selige Mutter, blicke herab! Er ist erfüllt in meinem Ferdinand!"

Nach einiger Erholung von der Gewalt dieſer Gefühle trat die Familiengruppe freundlich zuſammen, und der Sohn theilte ſeinen Lieben alles mit, was der edle König unter ſeine Abhandlung geſchrieben hatte. Den einzigen Punkt des Heyrathens verſchwieg er jetzt, aus einer plötzlich empfindenden Anwandlung von jugendlicher Scham.

„Ferdinand — (ſagte Beate mit einem mütterlichen Kuſſe, und lehnte ſich an ihn, verſunken in der Betrachtung der ſchönen Geſtalt) Ferdinand, Du biſt jetzt auf einmal genöthigt, hier eine nicht kleine Haushaltung einzurichten. Sage mir, lieber Sohn — ſollen wir dieſe für Dich übernehmen? Oder — erröthe nur nicht — willſt Du uns nun eine gute Tochter ausſuchen? — Sieh, ich bin nicht mehr jung — wenigſtens keine von den Stärkſten.“ —

Er gieng endlich ſchüchtern mit der Aeuſſerung des Königs über dieſen Punkt heraus — denn die Sorge für die Mutter fiel ihm auf's Herz, und das Bild des wirklichen Lebens mit allen ſeinen Nothwendigkeiten trat jetzt zum erſtenmal groß und deutlich vor ihn hin. — „Glauben Sie, daß es gut wäre? (fragte er

mit niedergeschlagnen Augen) Ich hielt mich für zu jung." —

„Du hast am Ende nicht Unrecht. (sagte der Alte) Laß ihn ruhig, Beate!"

„Nun — (fuhr der Sohn nach einigem Stocken heraus und ward glühend roth) was meynen Sie zu einem Manne von einundzwanzig, und einem Mädchen von siebzehn Jahren? — Denn — ich läugne es nicht, daß ich zu lieben glaube."

„Ich wünschte freylich wohl zehn Jahre mehr Unterschied. (sagte der Vater bedenklich) Indessen — Beate, war es nicht gerade auch unser Verhältniß? Und hat es nicht dennoch gut gethan, Du liebes, bestes Weib?"

„Erkläre Dich, Ferdinand!" rief die gespannte Mutter, indem sie ein wenig zitterte.

„Caroline Kronfeld. (sprach sein Mund wehmüthig und sein Auge glaubensvoll) Ich fühle, daß sie mir innig werth ist, und daß ich ohne sie nicht mehr ganz glücklich seyn würde."

Die Mutter setzte sich, faltete ihre Hände und sah flehend zum Himmel.

Du hast ein Hartes ausgesprochen! (rief der erschrockne Vater und ergriff, wie ausser sich,

des

des Sohnes Hände) — Und — sagt Dir denn auch Dein Verstand, daß Du mit ihr glücklich seyn werdest?"

„Er sagt mir, daß sie mich liebt. Das Uebrige muß sich finden!" — Er blickte fröhlich zu Gott auf.

„Vater im Himmel — Du hast meine heissen Wünsche und Thränen für dieses theure Kind gezählt!" schluchzte Beate.

„Halt! (ermannte sich jetzt der Alte) Mutter, fasse in diesem Augenblick alle Kraft zusammen — mache Deines Sohnes Herz nicht schwer — Du siehst, wie freudig es ist! — Und Du, Ferdinand, verlaß uns jetzt — ich muß mit Deiner Mutter reden — gehe nach der Stadt zurück. Alles ist zu spät. Du hast eine Wahl getroffen — Ferdinand, Du willst viel wagen!"

„Und viel, unsäglich viel gewinnen!" sagte der Liebende und beugte sich tröstend zu der weinenden Mutter nieder.

„Du bist ein guter, verständiger und wahrer Mensch! (sprach Miller mit einiger Ruhe) Geh und nimm unsern ganzen Segen! Der Segen rechtschaffener Eltern ist ja, wie man sagt, ein erhörtes Gebet! — Geh, Sohn

— aber ach! (stammelte er) mögest Du so selig mit ihr leben, wie Fritz mit seiner Beate!"

Sie trennten sich unter häufigen Thränen. Die Stimmung war sehr ernst geworden. Es galt dem Glück eines ganzen Lebens.

Unser braver Alter wandte alles an, um seine geliebte Beate zu beruhigen, die sich jetzt ganz ihrem Grame hingab.

„O Marie! (rief sie aus) Arme, herzensgute Marie! Deine stille Liebe hat es nicht verdient, daß er dich nun verwirft! — Wie soll ich der Armen diese traurige Geschichte entdecken! Es ist nur allzugewiß, daß sie ihn liebt — und ach, es war mein theuerster Wunsch!"

Nach des Vaters Meynung hingegen schien es noch gar nicht ausgemacht, ob Ferdinand der geheime Gegenstand von Mariens Trauer sey, wie Beate glaubte. Marie hatte sich den Eltern niemals vertraut. Auch Ferdinand schien nichts zu muthmaßen — und seine Unbefangenheit, die er mitten in der brüderlichsten Liebe gegen sie zeigte, gab in Millers

Augen der Sache überhaupt viel Unwahrscheinliches. — Und auf der andern Seite betrachtete er Ferdinands Liebe zu dieser Caroline, deren Charakter freylich nicht in gutem Rufe stand, als ein unvorhergesehenes Unglück, woran Niemand, und der Sohn selbst nicht Schuld sey, und welches auch Niemand zu ändern vermöge — im besten Falle aber, der ihm bey einer wahren Liebe immer sehr möglich schien, sah er darinn ein unverhofftes, von Gott ihnen zugesandtes günstiges Ereigniß. Und so hielt er es für Sünde, Ferdinanden von ihren Vermuthungen in Rücksicht Mariens jemals nur das Geringste zu entdecken, da die elterlichen Wünsche doch einmal vereitelt waren, und der Sohn deßhalb in einer glücklichen Unwissenheit lebte.

„Ich darf nicht ungerecht seyn! (warnte die gewissenhafte Beate nach einigem Ueberlegen ihr eignes Herz) Denn ich vermag es nicht zu läugnen, Caroline hat mich stets mit einer wahren Zärtlichkeit geehrt und geliebt — nur freylich, wie ihre Stiefmutter sagt, auch mich allein unter allen Menschen — und, Gott, wer weiß denn, welche Absichten ihr dabey vielleicht vorschwebten? — Doch

nein, ich will nicht undankbar gegen sie seyn — ich will sie von ganzer Seele wieder lieben! — Aber — soll ich denn meine theure Marie verschmachten sehen? Glaube mir nur, guter Miller, sie liebt ihn; aber ihr bescheidnes Herz hält sich seiner Gegenliebe nicht für würdig. Dazu kommt das Gefühl ihrer Armuth. Sie weiß, daß Du nicht geizig, aber ein strenger Wirth bist. Auch hast Du — verzeihe mir diese Bemerkung — von jeher Dich Marien zu wenig genähert, um das blöde Kind Deinen ganzen Werth, oder nur Deine wahren Gesinnungen über das Zeitliche, einsehen zu lassen. — Und so trägt sie ihre Liebe nur im stillen Herzen, und stirbt daran!"

„Es scheint mir, Du hast Unrecht, Beate! (entgegnete der sinnige Miller) Wahr ist's, daß mir Marie von jeher nicht wacker genug schien, oder soll ich sagen: zu furchtsam, oder nicht offen genug gegen mich selbst? Und doch liebte ich sie stets so zärtlich und väterlich! Nun freylich — ich bin rauh, und es ist immer möglich, daß die Schuld mein war. Allein, seit Ferdinand wieder da ist, hat sich ja dieß geändert, und sie hängt mit gleicher Liebe an Dir und mir.

Und so viel muß sie gewiß immer von meinem Charakter gekannt haben, daß sie mir bey einer Wahl für meinen Sohn keine Geldabsichten zutraut. — Ich gestehe Dir jetzt, daß unsres Sohnes Verbindung mit Marien insgeheim auch mein liebster Wunsch war; aber Veranlassung dazu wollte ich niemals geben, rieth auch Dir davon ab — denn man darf nie eine Liebe veranlassen — sie muß von sich selbst kommen. Und jetzt siehst Du doch, meine Beste, daß der Himmel unsre Wünsche nicht erhören will? — Ich bin ruhig über Marien. Wir haben sie nach unsern Kräften erzogen — gleich unserm eignen Sohne; das wird uns ihr guter Vater in der Ewigkeit bezeugen! — Ausser einer reichlichen Ausstattung habe ich ein hübsches Kapital für sie bestimmt, da Gott unsern Fleiß so sehr gesegnet hat. — Ihr Kummer ist der meinige — Gott helfe ihr — doch unter diesen Umständen mag ich nicht weiter auf Mittheilung desselben dringen. — Aber ich will ihr sogleich die Neuigkeit sagen. Dort kommt sie aus dem Finkenhauk zurück. Vielleicht entdecken wir Etwas. Sey ruhig!"

Als Marie vor ihnen stand, sagte er lächelnd: „Marie, hättest Du es wohl für mög-

lich gehalten, daß Dein Bruder Ferdinand vielleicht Carolinen heyrathen wird?"

Sie veränderte die Farbe und blickte auf die weinende Mutter. „Sie erschrecken mich, bester Vater — denn ich sehe meine Mutter in Thränen. — Aber — für möglich habe ich dieß immer gehalten. Ferdinand war von jeher der Einzige unter uns allen, welcher einige Gewalt über ihren Willen hatte, und diese auch wirklich mit einem gewissen wohlthätigen Eifer ausübte." — Sie schwieg und sah zur Erde.

„O Marie! (rief Beate und zog die Geliebte wehmüthig in ihre Arme) Welches Schicksal prophezeyhst Du ihm?"

„Ich glaube an die göttliche Vorsehung, gute Mutter! Möge sie für meinen Ferdinand das schönste, herrlichste Loos bereiten!" — Sie hob das volle Auge, und entfernte sich bald von den Eltern.

„Sie bete oft im Stillen, und brünstiger als je," sagte Beate, indem sie seufzend ihr nachsah.

„Wohl ihr! (beschloß Miller) So dürfen wir uns beruhigen. Auch, liebe Beate, ersehe ich aus diesem allen bis jetzt weder eine

unglückliche Neigung zu Ferdinanden, noch sonst ein bestimmtes Uebel. Behalte Du ihre stille Trauer im Auge; und sollte diese so drohend werden, daß man endlich selbst für Mariens Gesundheit fürchten müßte — dann wollen wir einen eindringendern Versuch zu seiner Entdeckung wagen."

Während dessen wanderte unser Held langsam und gedankenvoll der Residenz entgegen.

Er glaubte einmal fest an die reizende Caroline, war aber in Rücksicht ihrer des Widerspruchs von Jedermann längst gewohnt, und hatte daher auch jene Besorgnisse seiner Eltern schon vorher erwartet.

„O wie sollt ihr Alle doch bald erstaunen (rief er aus) über das, was Caroline ist, wann nun meine treue Liebe sie fest umklammert und schützt und neu belebt — und wann in schmelzender Zärtlichkeit der lang gefesselte Geist eines innigen und gläubigen weiblichen Wesens wieder frey aus ihrem sanfteren Auge glänzt!" — Mit dem eifrigsten Forschen durchgieng er in dieser Stunde nochmals jeden ihrer Charakterzüge, den er bis jezt belauscht hat-

te, und überall glaubte es das Herrlichste zu finden.

Und was war und blieb denn zuletzt schlimm an ihr? — Eine ungewöhnliche, stets mit Blitzesschnelle hervorbrechende Lebhaftigkeit. Diese mußte bekämpft, und durch die Erziehung der sorgsamen Liebe zu einer schönen ruhigen Wärme gemildert und ausgebildet werden. Denn, was ihre jetzige tiefe Verschlossenheit in sich selbst betraf, so hielten nur Andere dieselbe für eine bösartige Verstocktheit — ihm machte sie keine Sorge, ihm war sie nur das Werk einer Stiefmutter, die sich zwar nicht böse, aber selten unbefangen und niemals liebreich gegen sie gezeigt hatte, und zu wenig Geist besaß, um dieses allverkannte, stillmurrende, nur in innerster Tiefe geniale Wesen zu durchschauen — zum Theil auch das Werk einer Schwester, welche, selbst dem Gemeinen nahe, mit einer an das Schwächliche grenzenden Gutmüthigkeit allen Menschen willig entgegenkam, und, ohne von persönlicher Eitelkeit frey zu seyn, Carolinen doch nichts zu geben hatte, als — Langeweile.

So urtheilte der Liebende — zwar er allein, aber doch mit festem Muth und der fro-

hesten Ueberzeugung. — Schon wollte er die erfreuliche Rechnung schließen, als ihm plötzlich noch einmal das Schlimmste von Allem, schwer wie Bergeslast aufs Herz fiel — der Geiz.

Hier ward ihm ein wirklicher Flecken im Charakter selbst sichtbar — und sein Herz erbebte. — Er für seine Person hatte noch keine Proben von ihrem Geize bemerkt; allein Jedermann nahm diese Eigenschaft an ihr für längst bekannt an. — So viel war richtig: sie hatte nie Geld — d. h. sie ließ es nie sehen. Ihr monathliches Taschengeld, welches beträchtlich war, verschloß sie immer sogleich mit größter Sorgfalt. Daß ihre höchstsparsamen Ausgaben die Einnahme nicht zur Hälfte erreichten, darüber waren ihre Aufpasser einig. — Sophie that den Armen viel Gutes, und Jedermann wußte — wie ihr die spöttelnde Caroline einmal vorwarf — von ihren geheimen Wohlthaten zu erzählen. Sie hingegen gab bekanntlich nichts. Wo kam also ihr Geld hin? — Er hatte bisher immer gehofft, sie verwende alles auf ihre Garderobe, die besonders in Rücksicht der Wäsche an Pracht ihres Gleichen nicht haben sollte. Aber heute

— wo unsern Freund die äusserst wichtige Meynung seiner besorgten Eltern einmal in Unruhe gesetzt hatte, fand er weniger Gründe für jene Hoffnung als sonst; und mit Schaudern dachte er zum erstenmal „Geldliebe" und „Geldsammeln" — diese scheußlichen Ideen, die ihm bisher bey dem Gedanken an Carolinen unmöglich, und heute ganz unerträglich vorkamen.

Er sann auf Heilmittel — und ach, er fand und wußte keins! — „O Gott! (rief er im reinsten menschlichen Schmerze) Sollte denn die reizendste Hand, die ich je auf Erden faßte, sich dem Elende der Menschheit gegenüber verschließen? — Nein, es ist unmöglich, daß in diesem Tempel Gottes ein Opferfeuer für den schändlichen Mammon flamme! — Nein, verzeih, meine Caroline! O verzeih dem Kleingläubigen! — Deine reinen, anmuthigen Züge können nicht so heuchlerisch das Abbild ihres Gottes lügen, der auch barmherzig ist! — Ha! was darf mich die Sorge über dein Thun oder Unterlassen noch kümmern — denn wahrlich, du bist viel! — Und sollte mein Herz jetzt dennoch irren — o Gott im Himmel, so leuchte mir!"

Ferdinand war während dessen bey einem kleinen Gebüsche stehen geblieben, und schaute noch betend in die Abendröthe, als er einen Mann bemerkte, der bisher ihm auf seinem Pfade langsam entgegengewandert war, und nun, statt vorbey zu gehen, ihm gegenüber, in Betrachtung seines Gesichts verloren, stillstand. Indem er sich nach ihm hinwandte, nahte ihm der blasse, dürftiggekleidete Mann mit einer raschen Bewegung. „Verzeihen Sie, mein Herr — (fieng er schüchtern an) Ihre schönen freundlichen Züge flößen mir ein gewisses Vertrauen ein — — Sind Sie reich?"

„Was verlangen Sie von mir?"

„Ich wage es, Sie um ein Geschenk von zwanzig Thalern zu bitten, mit dem ich einen nicht unwürdigen Freund diesen Abend noch vom Untergange zu retten vermag."

„Wer sind Sie? Ich habe Ihr Gesicht wohl einmal gesehen." —

„Ein armer Gelehrter — mein Name Grollmann — meine Wohnung Königsstraße Numer zweyunddreyßig."

Der Name und das Haus wären Ferdinanden bekannt, und die Züge des Mannes

gaben jedem seiner Worte größere Wahrscheinlichkeit. Schnell fuhr ihm ein Gedanke durch die Seele: er wollte diesen Menschen zum Werkzeuche gebrauchen, um Carolinens Herz insgeheim zu prüfen.

„Ich selbst (fuhr Jener fort, als er unsern Freund in Gedanken sah) bin zwar ebenfalls äusserst arm, bedarf aber dieser Gabe nicht für mich; denn ich lebe mit meiner ganzen Familie seit einiger Zeit von fremder Wohlthat — einzig von der Unterstützung eines edlen Menschen, die ich noch drey Monathe lange zu genießen habe, wo endlich eine Besoldung für mich anhebt, welche mir dann meine vollkommne Nahrung gewähren wird. — Vielleicht bin ich in jener günstigen Lage sogar im Stande, Ihnen nach einiger Zeit die zwanzig Thaler wieder zu erstatten, wozu ich mich von Herzen erbiete. Uebrigens bitte ich um gütige Erkundigung nach mir bey meinem Hauswirthe."

„Und warum half Ihnen nicht auch heute jener edle Wohlthäter?" fragte Ferdinand, ein wenig erröthend und mit leiser Stimme.

„Dieß wäre wahrscheinlich — ja wahrlich, es wäre geschehen — (sagte Grollmann lebhaft) und ich hätte auch eine solche

kühne Bitte für meinen Freund gewagt, da er es gerade noch werth ist; allein, ich konnte heute dort nicht vorgelassen werden." —

„Gut — (er zog seine Börse) hier sind zwey Doppellouisd'or."

„Großmüthiger, trefflicher Mensch! (rief er jetzt begeistert, und schlug ein Paar fromme Augen dankend zum Himmel auf) Lassen Sie mich Ihren Namen wissen!"

„Er thut noch nichts zur Sache. (erwiederte der sinnige Miller) Aber ich werde Sie gewiß selbst aufsuchen, und — um eine Gegengefälligkeit bitten."

„Alles, Alles, was ein Mensch mit Ehre und Gewissen nur irgend zu leisten vermag!" rief Grollmann voll Freude und eilte mit fliegenden Schritten nach der Stadt zurück.

Ferdinand folgte ihm langsam, indem er darüber nachsann, wie er wohl morgen sich am schicklichsten dieses Menschen zu seinem Zwecke bedienen könnte.

Bey seiner Ankunft in der Stadt ging er sogleich in das Kronfeld'sche Haus, und bat sich dort zu Tische. Die Familie war so eben

von einer Fahrt auf das Land zurückgekehrt, und der Geheimerath befand sich schon bey der Gesellschaft, da man den Minister von Salmen gemeldet hatte.

Die Freude über Ferdinands Glück, welches der Geheimerath, und von diesem die Uebrigen bereits wußten, war allgemein und herzlich. Besonders theilnehmend schien der Vater.

„Ich hätte wohl dabey seyn mögen, (sagte er) als die Eltern es von Ihnen erfuhren. Ja, ich hätte gern Deine Freude mitempfunden und mitgelebt, mein alter braver Miller! — Und — (fuhr er mit einer gewissen Bedeutung fort) daß der König ein Wort vom Heyrathen gesprochen hat — nicht wahr, das schien der Mutter noch die allerherrlichste Veranstaltung bey der ganzen Sache?"

Ferdinand erröthete, und konnte deßwegen das Erröthen Anderer nicht bemerken. — Sehr bemerklich kam es ihm aber bald vor, daß die Geheimeräthin diesen Abend von einer auffallend übeln Laune war, wovon er zwar schon seit mehreren Tagen Proben gesehen hatte, aber auch heute keine Ursache dazu begreifen konnte.

Indessen wußte er jetzt nichts nothwendige-

res zu thun, als ſein deutſches Vaterlandslied, welches er ſchon geſtern dem Hofrath Reinhold zugeſandt hatte, mit dieſem und den zwey Schweſtern noch vor Tiſche vollends einzuſtudieren, um es nachher mit Begleitung des großen Flügels feyerlichſt zu geben.

Der Miniſter erſchien ſpät, war aber deſto heiterer. Man verlor ſich bald in einer lebhaften und angenehmen Unterhaltung und ſcherzte mit Ferdinanden ſo freundlich, wie mit einer Braut, über ſein neues Verhältniß zu König und Staat. — Nur Caroline war ſtiller als ſonſt. Sophie hingegen ſaß heute in ihrer glänzendſten Laune neben Reinholden, und lachte viel — und ſelbſt die Hausmutter gewann endlich ihre gewöhnliche hübſche Leichtigkeit wieder, mit welcher ſie ihrem Platz dem ſeltnen Gaſte gegenüber große Ehre machte.

Nun ſollte Miller ſein neues Opus darſtellen. Er gab aber vorher, mit einiger Beklommenheit, folgende Einleitung dazu. „Die verehrten Anweſenden (lächelte er) werden wohl mit mir fühlen, daß ich mich an ein ſchweres Unternehmen gewagt habe. Auch konnte es — in dem noch demüthigern Gefühle meiner eignen unzureichenden Kräfte — nicht ſowohl

meine Absicht seyn, die Sache selbst schon in ihrer Vollendung, als vielmehr eine Theorie derselben im Beyspiele zu liefern. Ich wollte nur zeigen: so ungefähr muß ein deutsches Domine salvam fac patriam gedacht seyn — und so muß es klingen. In Rücksicht des Textes lag mir dabey die deutsche Denkform zwar sehr am Herzen — aber, ich gestehe es, mehr noch in Ansehung einer deutschgedachten, das heißt, nicht einfachen, sondern (soll ich sagen Gottlob oder leider?) gemischten Musik. — Ich wählte zur Melodie einen Chorgesang, den man in vielen Gegenden noch unter dem Namen „das alte Leipziger Gloria" kennt und liebt, und dessen Dichter mir leider unbekannt ist. Das ganz eigne, und (nach den Erfahrungen mehrerer Musiker) stets wachsende Wohlgefallen an dieser Melodie, kann sich indessen bey meinen Zuhörern nicht schon heute entwickeln, sondern erst in der Folge — besonders aber erst durch mehrere Anhörungen im großen Chore. — Und so lassen Sie mich Ihnen denn geben, so viel ich habe!" — Er überreichte dem Minister das Textblatt *).

*) Wir fügen hinten am Schluße dieses Büchleins die

Deutsches Vaterlandslied.

Ueberall, Germania,
Tönen deines Ruhmes Lieder,
Unsrer Heimath Preisgesang
Hallt von deutschen Hügeln wieder,
Strömt durch des Vaterlands Lüfte so schön!
:||: So schön! :||:
Mächtiges Leben,
Liebe und Reben
Blüh'n durch die heiligen Thäler und Höh'n.

Heil Euch all, Ihr Fürsten groß,
Männer unter Deutschlands Söhnen!
Euch soll stets der schönste Ruhm,
Freier Völker Dank, umkrönen,
Die Ihr für Vaterlands Sicherheit wacht!
:||: Wacht, wacht! :||:
Nebel entfliehen,
Künste erblühen,
Wann es der Herrscher gebietet mit Macht.

die Melodie zu obigem Texte bey; und zwar, um gleich allen Verstümmlungen vorzubeugen, schon für das große Orchester mit drey Trompeten arrangirt — welche Bearbeitung wir der Güte eines berühmten Tonkünstlers, des Herrn J. G. Vierling, verdanken.

Vaterland! Dir kehre bald
Goldner Zeiten Fülle wieder!
Geist des Friedens, schwinge dich
Zu der Heimathflur hernieder,
Laß uns als Brüder vereinigt bestehn!
:||: Bestehn! :||:
Heilig Getümmel,
Schalle zum Himmel,
Gott über Alle, erhör' unser Flehn!

Still merkte der Staatsmann auf, und ließ sich dann das Ganze mit allen drey Versen — in kurzen Pausen, worinn das kleine Singchor verschnaufte — noch zweymal wiederholen, um, wie er sagte, zum Texte, welchen er einsteckte, auch die Melodie auswendig zu lernen, und das Ganze einige Zeit mit sich herumzutragen. Er war zum Glück ein Bischen musikalisch.

„Kritik (meynte er dann) dürfte hier wohl nicht anwendbar seyn, und ist überhaupt erst nach der eigentlichen Weihe durch mehrere öffentliche und große Aufstellungen des Ganzen möglich. — Gestehen darf ich Ihnen aber wohl einstweilen, daß in den wachsenden Füllungen der zweyten und vierten Zeile mich etwas Völkermäßiges anspricht, dessen Gewalt

ich mich besonders bey der dritten Aufführung im letzten Verse, mit einer wirklichen Rührung überließ — daß unstreitig die dritte Aufführung mir überhaupt die angenehmste schien — daß ich schon bey der zweyten die ganze leichte Melodie vollkommen auswendig konnte — daß ich mich dabey einiger glücklichen Momente eines ächten Deutschen, des Dr. M. Luther (welcher sein Leben lang deutsche Heimath, Obrigkeiten, Wein, Weiber und Gesang so sehr liebte und so gerne pries) mit Vergnügen erinnerte — daß ich das Lied je eher je lieber von unserm Opernpersonal und einigen hundert Logen- und Parterre-Stimmen im Theater zu hören wünsche, und — hören werde — daß ich hingegen künftig noch erschrecklich viel am Ganzen aussetzen zu müssen glaube — daß es mir noch allzuverwickelt erscheint — daß mich der Minor bis jetzt sehr genirt, wiewohl ich seine Volksmäßigkeit und Deutschheit nicht ableugnen will — daß ich gegen das „Allegretto" besonders viel einzuwenden hätte, wenn mich nicht auf der andern Seite die phlegmatische Bewegung in der Melodie des berühmten engelländischen Liedes auch ein wenig langweilte — kurz — daß ich mich erst künftig näher zu erklären vermag.

Ferdinand ließ alle Meynungen, die er nun eifrig über die Sache einsammelte, vor der Hand dahin gestellt seyn, glaubte übrigens, daß er erst von der Folgezeit das Meiste darüber zu hoffen und zu fürchten habe, und äußerte für jetzt nur den warmen und herzlichen Wunsch: diesen seinen ersten Versuch recht bald und weit, weit übertroffen zu sehen.

Des andern Morgens war sein erster Gang nach Grollmann's Wohnung. Der Hauswirth benachrichtigte ihn, daß er zwar hier wohne, aber heute frühe verreiset sey. Uebrigens fand er jedes Wort seines gestrigen Angebens vollkommen bestätigt, und seinen Charakter sowohl als das stille armselige Leben der ganzen Familie im besten Ruf. Auch mit seiner bevorstehenden Anstellung in einem öffentlichen Amte hatte es seine Richtigkeit. — Dieser durch die Abwesenheit Grollmanns entstehende Verzug in der Ausführung seines gestrigen Planes war unserm Freunde höchstunangenehm, da seit gestern der Gedanke an seine Caroline jeden andern aus seiner Seele zu verdrängen anfing.

Sein Rückweg trug ihn dem Kronfeld'schen Hause vorüber. Mechanisch trat er dort ein und wandte sich gleich unten mit einigem Zittern gegen die wohlbekannte Thüre, die zu Carolinens Wohnung führte. Sein Herz schlug ihm immer mächtiger, als er das Zimmer öffnete, aus welchem der Gesang ihrer geliebten Lerche und die Düfte ihrer wohlgepflegten Blumen ihn grüßten. Eben trat sie in der leichtesten Morgenkleidung aus ihrem Kabinetchen, blickte ängstlich nach der Schelle, und erröthete über seine Gegenwart so sehr, daß sie kaum seinen Gruß zu erwiedern vermochte.

„Vergeben Sie, beste Caroline — ich komme zu früh" — entschuldigte er verwirrt.

„Ja — (sagte das Mädchen furchtsam, indem seine Annäherung sie in ein Fenster trieb) ich erhalte niemals solche frühen Besuche — eben habe ich erst mein Schlafkabinetchen aufgeräumt und — noch dazu, ohne anzupochen, Ferdinand?"

„Dieß einzigemal werden Sie nicht zürnen!" bat Ferdinand, und suchte sehnend einen Blick aus ihren lieben Augen zu erwerben, die an den Liedern, vom frischen Morgen-

bade oder einer nächtlichen Beunruhigung her, noch ein wenig wund waren.

„Ich bin heute so übernächtig — (klagte sie mit einem matten Glanzblick) ich konnte erst gegen Morgen einschlummern. — Aber, wenn Sie mir oben sogleich meinen Mantel holen wollen, (lispelte sie jetzt in der glühendsten Röthe) so dürfen Sie dann hier bleiben. Die Schelle habe ich vorhin zerrissen. — Da! Nehmen Sie etwas mit auf den Weg!" Sie brach ihr Frühstück, das sie noch in der Hand hielt, freundlich mit ihm und schlug mit ihren Perlenzähnen in die andere Hälfte eßlustig ein, aber immer ohne ihn anzusehen.

Nur essen lassen Sie mich erst noch hier! (bat er wieder zärtlich) Und — erlauben Sie mir zu sagen, daß ich Sie doch wirklich — auch ohne Erwägung unsrer Mode des Tages — höchst anständig, und noch dazu recht eigentlich schneeweiß gekleidet finde! Und, liebe Caroline — ist es nicht eine Regel für den Menschenbeobachter, daß er die Reinlichkeit, um sie in ihrer wahren Liebenswürdigkeit zu schauen, früh Morgens aufsuche, gerade vor der ersten Toilette?" —

„So muß ich selbst gehen, guter Ferdi-

nand!" sagte das Mädchen mit sanftem Ernst und niedergeschlagnen Augen, indem sie hinter ihm fortzukommen suchte. — Es lag in dieser demüthigen Scham so viel Süßes für ihn, daß sein Herz in der reinsten Liebe aufwallte. — Er hatte sich Carolinen immer reizend gedacht — aber der Augenblick dieses günstigen Zufalles riß ihn auf einmal bis zur inbrünstigsten Bewunderung ihrer frisch aufschwellenden Jugendblüte und reinen glänzenden Gestalt hin.

Schnell lief er, essend, hinaus, um zu gehorchen, und die Keusche nicht länger zu quälen. Auf der Treppe kam ihm aber schon das Mädchen mit dem Mantel entgegen, an dem sie geschwind etwas hatte bessern sollen, und bat ihn erschrocken, er möge Verzeihung für ihre Langsamkeit bey der Gebieterin auswürken.

Er fand Carolinen ganz anders wieder, als er sie verlassen. Durch sein Zurückweichen hatte sie Freyheit erhalten, in das Kabinet zu schlüpfen — und ach, der schöne Hals war schon wieder verhüllt! Ihr Blick strahlte jetzt in der alten imponirenden Hoheit, sie erlangte gute Laune und feste Haltung, und nöthigte nun ihren Freund zum Klaviere hin.

Aber er hatte ihr gegenüber keine Ruhe

mehr. „Süße, keusche Caroline! (sagte er in der höchsten Angst, und faßte ihre beyden Hände mit dem Zittern der Liebe in die seinigen) Wir haben gestern Abends vom Heyrathen geredet. Wollen Sie mein Weib seyn?"

Sie erblaßte, hielt sich mit bebenden Händen immer fester an ihm, und ein Strom von Thränen brach aus den aufgeschlagenen Augen hervor.

„Caroline! Ich fühle es fest, daß Du mich lieben wirst," fuhr er fort, und wollte das zitternde Mädchen an sich drücken.

„Ferdinand — (sagte sie jetzt mit einer gewaltsamen Fassung) Ferdinand, treibe es nicht weiter! — Du hast nun bewiesen, welch ein guter, herrlicher Sohn du bist! — Willst du ein unglücklicher — und dann vielleicht ein schlechter Gatte seyn?"

„Ich verstehe Dich durchaus nicht, Caroline! (sprach er verwundert) Schenke mir wenigstens dein Vertrauen. — Du hast irgend Etwas gegen mich, welches die Zeit schlechterdings bald aufklären muß." —

Sie hatte während seiner Worte gedankenschwer zur Erde geblickt. Jetzt betrachtete sie ihn tiefgerührt und sagte leise und ruhig:

„Nein, schlecht vermag dieser Mensch wohl niemals zu handeln."

„O was kümmern mich Deine unbegreiflichen Gedanken! (rief er brünstig zu ihr hinüber) Ich begreife nur Deine Liebe! Dein Herz und Dein ganzes Vertrauen soll und wird bald meine Beute seyn! Sage mir, ob Du mich liebst — ob ich Dich besitzen soll!"

„Ferdinand — (sie sprach es mit einem Blick, aus dem ihre ganze Seele den Geliebten himmlisch grüßte) ob ich Dich liebe? — Geh und verlaß mich auf ewig!"

„O dieser Blick, Caroline! Was bedürfte ich noch außer ihm? — Nein, wahrlich, die ächte Liebe kennt keine Täuschung. Ich rede in diesem Augenblicke mit den Eltern!" — Er bedeckte ihren Mund mit Küssen, und entfloh.

„Ferdinand, Ferdinand! — Unglücklicher, was willst Du thun!" rief sie, und sank, die Hände ringend, auf einen Stuhl. Denn ihr Ruf konnte ihn nicht mehr erreichen — und Alles war unwiderruflich entschieden!

Oben fand er die Geheimeräthin ganz allein, deren gestrige trübe Laune auch heute wieder merklich war.

So wie er von „Absichten auf ihre Tochter" sprach, fiel sie ihm trübselig in die Rede: „Leider ist meine Tochter seit fünf Tagen schon dem Hofrath Reinhold zugesagt!"

„Ich rede von Carolinen!" rief er, zusammenfahrend, und erholte sich schnell von seinem Schrecken, da er der Mutter eignes Erschrecken sah. — Sie bedurfte Zeit, um ihm zu antworten, und blickte ihn mit einem gewissen innigen Mitleiden an, welches er kaum von ihr erwartet hatte, und worinn sich für den freudig Ueberraschten zum erstenmale das geheime Bild ihres wirklich guten Herzens abspiegelte.

„Lieber, trefflicher Miller! (sprach sie mit rührendem Tone, und drückte seine Hand fest in die ihrigen) Von diesem Augenblicke an ist mir Caroline eine Geweihte — ich betrachte sie als ein geheiligtes Wesen — denn dieß wird sie mir durch Sie, mein edler Freund, und Ihre alles heiligende Liebe. — Aber — verzeihen Sie — das hatte ich nicht erwartet — vergeben Sie mir, wenn ich zu dieser ganzen Sache kein einziges Wort zu reden wage! Fühlen Sie sich wirklich entschlossen und kühn genug für diesen mißlichen Schritt, so richten Sie Ihren Antrag lediglich an meinen Mann.

— Der Himmel lasse Sie nicht verzweifeln, edler Mensch!" — Sie gieng gerührt von ihm, in ein anderes Zimmer. Ihre letzten Reden enthielten indessen wieder etwas Feindseliges für den Liebenden — und wirklich konnte auch das Gemischte ihrer Rührung ihn nicht vollkommen für ihr Herz einnehmen, da der Grund davon nicht zur Hälfte im reinen Mitleiden mit seinem eignen Schicksale, sondern größtentheils in dem Verdrusse lag, nun die gehoffte Verbindung zwischen ihm und Sophien vereitelt zu sehen; deren Erwartung sie ihn seit einiger Zeit leise hatte ahnen lassen.

„Das ist doch überall ein ziemlich seltsamer Empfang für einen angehenden Freyer!" rief unser Ferdinand in der besten Laune, indem er die Zimmer des Geheimenraths suchte.

Dieser hörte ihn ruhig an, und sagte dann, freundlich die Hand ihm reichend: „Ihr Antrag, lieber Miller, überrascht mich zwar, aber ganz unerwartet kommt er mir nicht. Denn ich bemerkte schon oft, daß Caroline in einem gewissen Entzücken da saß und lauschte, sobald die Rede auf Ihre Handlungsweise kam. Dieß mußte seine Gründe haben. Auch hörte

ich Sie selbst zuweilen Carolinen mit einem allmählig wachsenden Feuer vertheidigen, welches nur von einer schlummernden Liebe Nahrung erhalten konnte. — Ihr Antrag ehrt mich wahrhaft; und, sobald sie mit dem eignen Herzen des seltsamen Mädchens einig sind, erwartet Sie mein väterlicher Segen. — Sie kennen ihre Art zu seyn besser als ich. Indessen kann ich, als ehrlicher Mann und Vater, nichts gegen Carolinen sagen, als daß sie — wenigstens ist dieß seit einem halben Jahre den Leuten höchst wahrscheinlich geworden — an einem Capitale sammeln soll — daß Sie daher in meiner Tochter vielleicht eine allzugenaue Hauswirthin erhalten werden. — Untersuchen Sie diesen Punkt selbst, lieber Freund. — Doch habe ich in ihrem gemeinen Leben, und sogar in ihren kleinen mit Schwester, Bruder und Mutter gemachten Geschäften, stets zu meiner großen Freude eine musterhafte Redlichkeit, und, was noch mehr ist, viele Neigung zum Anstand, und dabey eine gewisse Rechtlichkeit an ihr bemerkt, die mir auch schon ihr natürlicher Stolz mitzubringen scheint, und die mich über ihren Charakter beruhigt. Auch ist sie ungemein wahr, und haßt jede Art von Täuschung als eine wirkliche Sünde."

Dieß alles bestätigte der entzückte Ferdinand aus voller Seele. Uebrigens schien ihm das Wichtigste, bald ihr volles Vertrauen zu erhalten, dessen jungfräulichen Schatz noch Niemand auf Erden besaß. Aber ihrer Liebe glaubte er gewiß zu seyn.

Er fand den Geheimenrath willig dazu, sogleich seine Familie zu versammeln. Auch Reinhold erschien an Sophiens Hand. Caroline nahte mit wankenden Schritten, und hatte trübe Augen. Sie schien vor dem Hofrath heftig zu erschrecken, den die Schüchterne für einen Fremden hielt, und bey'm ersten Wort des Vaters hieng sie sich plötzlich mit einer Gewalt der Empfindung an diesen, wovon er tief gerührt ward. — Zuletzt nahm sie alle Fassung zusammen und ihre Seele schien auf einmal frey zu werden. „Ja, ich liebe Ferdinanden!" sagte sie laut mit wehmüthigem Lächeln, und blickte dabey — die Hand auf's Herz gelegt — so heilig und glorreich zum Himmel, wie die Wahrheit.

Aber als Ferdinand sie in die Arme schloß, fieng sie heftig zu zittern an, und bat, auf ihr Zimmer gehen zu dürfen. Alle zeigten ihr und dem Freunde die lebhafteste Theilnah-

me — und die Mutter wirklich am rührendsten. Ehe sie gieng, umarmte sie noch einmal Sophien, die mit Wehmuth zu ihr hinblickte, und zog diese in ein Fenster. — „Ich weiß, Schwester, (sagte sie sanft) was Du mit dieser Miene des Vorwurfs mir sagen willst. Auch Du weißt, was Du mir damals versprechen mußtest — und — Wort hast Du mir immer gehalten! Glaube mir, Sophie, ich bin noch in diesem Augenblicke meiner damaligen Meynung. Aber Ferdinands unglückliche Ueberraschung — mein unsäglich liebendes Herz — doch ach, Schwester, Du verstehst mich nicht!" — Sie faltete die Hände über ihrer Brust und seufzte tief. — Sophie konnte nur weinen; ihre wahre Empfindung drückte sich aber selten aus.

Ferdinand wollte die Geliebte begleiten. Doch sie drängte ihn ängstlich zurück. „Ich bitte Dich, (flehte sie) daß Du mich jetzt der Wonne meiner Einsamkeit überlassest! — Ach, werde ich denn auch gewiß Deinen theuern Eltern willkommen seyn? — Und — (sie erbebte) sage mir, Ferdinand — liebtest Du sonst wohl Marien?"

„Niemals!" sagte er zerstreut.

„Und, hättest Du wohl Sophien lieben können, Ferdinand?"

„Viel weniger!" antwortete er. Sie blickte ihn scharf an und floh nun aus seinen Armen in ihre Einsamkeit.

Während dessen hatte man bey dem Geheimenrath einen vornehmen Mann angemeldet. Alles war mit dessen Empfange beschäftigt, und der Vater fand kein Bedenken, seine beyden Schwiegersöhne demselben sogleich vorzustellen. — Man blieb beysammen, es ward ein Frühstück proponirt, mehrere Hausfreunde erschienen, und die Sache erhielt durch alles dieß, zur größten Freude unsers Ferdinands, schnell ihre volle Publizität.

Ferdinand hatte unglücklicher Weise auf das Aengstliche in Carolinens beyden Fragen, Marien und die Schwester betreffend, nicht gemerkt, ja diese Fragen selbst kaum beachtet. Sonst würde ihm in dem Blicke, welchen die scharfsichtige Caroline ihm bey seiner letzten Antwort, „Viel weniger!" gab, sicherlich ihr ganzer geheimer Verdacht gegen ihn und Marien offenbar geworden seyn. Aber, so

wie die Geliebte seine Eltern nannte, traten die Bilder dieser Theuren, in so wonnevoller Gestalt vor seine Seele hin, daß er einzig im Gefühl ihres und seines nun gewißlich errungnen Glücks sich ganz verlor, und jetzt nur mit doppelter Liebe die erworbne Braut und Tochter fester an sein Herz drückte, aber keinen andern Gedanken ausser diesem fassen konnte.

Und des Nachmittags, als nun Alles auf dem Trifthofe versammelt war, und die Eltern ihn umfiengen, und seine Caroline segneten und die betende Mutter selbst ihre Hand in die seinige legte, und Caroline so lieb, so gut war, und selig dankend vor das ehrenwerthe Paar hinkniete und ihnen dann so „unterthan" war — da verachtete und vergaß er sogar seinen ganzen Plan, den er durch Grollmann hatte ausführen wollen.

Aber Caroline zog einmal Marien beyseite, stellte das Mädchen vor sich hin und sagte in der größten Spannung: „Marie, wir müssen uns nun näher kommen — sieh, ich will Dir recht herzlich gut seyn! Aber sage mir, bestes Mädchen — liebst Du etwa?"

Marie erblaßte, ward in demselben Augen-

genblicke wieder glühendroth, und vermochte vor großer Bewegung nicht zu antworten.

„Liebst Du wohl Ferdinanden, Marie?" fuhr Jene fort, und heftete einen großen, leidenschaftlichen Blick auf sie, vor dem das arme Mädchen erschrack.

„Nein, liebe Caroline!" stammelte sie schnell und leise; aber sie fieng aus wirklicher Furcht vor der lebhaften Caroline zu zittern an, und diese fiel ihr jetzt um den Hals, suchte sie durch andere Reden zu erheitern und mit zärtlichen Liebkosungen zu beruhigen. — Sie vermochte von jeher viel über Marien.

Die stille Rührung der heutigen Versammlung gieng nach und nach in frohen Jubel über. Die Jugend ergötzte sich im Freyen, die Alten sprachen über die Zukunft. — Zuletzt kam die Rede auf wirkliche Bestimmung eines Tages für die Doppelhochzeit. Da man in den Ausstattungen beyder Bräute — welche längst in Ordnung waren — keine Ursachen zu einiger Verzögerung fand, so drangen alle Männer auf möglichste Beschleunigung dieser Hochzeit, und wirklich setzte man den Tag dazu schon auf heute über vier Wochen fest, wo auch auf Richards Wiederkunft sicher zu rechnen war.

Nunmehr eilte unser Freund, sich in seiner herrlichen Wohnung ordentlich einzurichten, wobey die Gnade seines Königs ihn überall große Erleichterung finden ließ. Er stellte die Expedition für seine weitläufigen Geschäfte gleich Anfangs nach einem wohlüberlegten Plane her, und führte diesen mit solcher Genauigkeit und Sorgfalt aus, daß ihm und seinen Obern in der Folgezeit die Uebersicht des Ganzen eben so leicht als die schnelle Auffindung des Einzelnen werden mußte, und daß nur Alles auf einmal in Stockung, aber kein Theil des Ganzen in allmählige Unordnung oder Vergessenheit gerathen konnte. — Das Ministerium bezeugte ihm besondere Zufriedenheit über seine Einrichtung und ertheilte dieser die gesetzliche Sanction, und der edle König gab Ferdinanden mündlich sein Vergnügen darüber zu erkennen, und versprach ihm bald einmal die Vorrichtung zu dem Geschäft an Ort und Stelle selbst einzusehen. Hierauf nahm Miller auch seine Gehülfen zu sich, da durch's Einlaufen der ersten Berichte von den Unterbehörden das Werk bereits in vollen Gang gekommen war, und von nun an beständige Aufmerksamkeit und Leitung, also volle Arbeit, erforderte.

Und so war denn nun alle Kraft und Freude seines reichen Lebens zwischen Vaterland und König, Braut und Häuslichkeit, Eltern und Familienpflicht, auf das herrlichste vertheilt, und unser Mensch fieng an, in der anmuthigsten Fülle der Menschheit zu leben und sich zu freuen.

Seine Geliebte sah er oft, aber nur in so kurzen Momenten, als ihm der schwere Anfang seines Geschäftes zur Erholung verstattete. Sie ward immer heiterer; und da ihre Mutter, ja Alles, was zu ihrer Umgebung gehörte, sie jetzt, wenigstens im Aeussern, mit zuvorkommender Liebe behandelte, so schien jedes Bittere, was man bisher noch an dem Mädchen gefunden hatte, sich vollends aus ihrem Charakter zu verlieren, und Ferdinand glaubte sie täglich liebenswürdiger wieder zu sehen. Die meisten Menschen — und selbst die vier Eltern — fiengen jetzt auch an, ihn für einen klugen Freyer zu halten und ihm viel Glück zu weissagen. — Nur ein gewisses stilles Nachdenken, aus dem noch zuweilen die alte Verschlossenheit in sich selbst hervorblickte, ward ihm einigemal an Carolinen wieder merklich; er hoffte aber, dieß letzte Uebel werde sich

gleich in den erſten Tagen ihrer wirklichen Vereinigung von ſelbſt vollends verlieren.

Sophie gab ſich noch oft, Carolinen gegenüber, insgeheim das Anſehen, als ſeufze ſie für Ferdinanden; und die Mutter — welche hierinn, ungeachtet des guten Zutrauens der getäuſchten Caroline, dennoch ſchon längſt ihre Vertraute war — ſeufzte mit ihr. Zwar hatte ſie ihn nie geliebt, war alſo einſt ſchnell genug von ihrer damaligen Einbildung durch die Schweſter geheilt worden, und liebte auch wirklich Reinholden, ſo wie ſie — konnte, und ſo wie er ſie wieder liebte; weßhalb ihre Liebe dem Glücke zweyer kleinen gleichgeſinnten Kaufleute glich, die, der Firma wegen, und um ein wenig ſichrer zu leben, eine Compagnie ſuchen, und, weil gerade Keiner beſſere Anklänge zu finden vermag, ihren kleinen Kram mit vielen Umſtänden und Feyerlichkeiten zuſammentragen. Allein Sophie fand nun einmal eine Art von Behagen daran, ſich ſelbſt für jene Mitleidswerthe zu halten, der die böſe Schweſter ein Herz geraubt hatte! — Ein ſolches Betragen diente freylich nicht dazu, ihr die wahrheitliebende Caroline näher zu bringen, und einſt ſagte ihr dieſe: „Du gehörſt

zu den vielen Leuten, bey welchen, auch mitten im erfreulichſten Wohlbefinden, immer etwas geſeufzt und gelitten ſeyn muß — das heißt zu den Unwahren. — Oder — (ſetzte ſie ſcherzend hinzu) willſt Du etwa gar, daß ein Dritter unſern Fall beurtheile? Reinhold? oder Ferdinand ſelbſt?"

So hart dieſer letztere Vorſchlag war — wenn ſie ihn im Ernſte gethan hätte — ſo gute Würkung machte er doch auf Sophien, deren vollkommne Heiterkeit nun mit einemmale zurückzukehren ſchien. Von jetzt an war ſie lauter Scherz und Lachen, und dabey öffentlich und zum Sterben in ihren Reinhold verliebt. Caroline ſchämte ſich zwar anfänglich ein wenig in ihrer Schweſter Seele, fand aber bald, daß jener luſtige Antrag die Schweſter zufälliger Weiſe wohl einmal zu ernſtlichem Nachdenken über ihr Betragen bewegt haben müſſe. Denn Sophie ward von Stund an wirklich in ihrem ganzen Weſen viel froher, wahrer und leidlicher — ja ſie ſchien ſogar mit geheimer Dankbarkeit ihre Schweſter für jene Zurechtweiſung ein Bißchen zu lieben, und Etwas von ihren reinen Abſichten dabey zu begreifen.

Zwey Tage vor der Hochzeit kam endlich auch Richard zurück. Er hatte gute Geschäfte gemacht, und freute sich im ersten Augenblicke mit den lautesten Ausbrüchen über das, was sich während dieser Zeit in seiner Familie ereignet hatte. Nachdem er aber mit der Mutter allein gesprochen, sah man ihn öfters die Achseln zucken — seine Freude mäßigte sich, und mußte einer übeln Laune weichen — auch schien er seine ehemaligen Heyrathsgedanken ganz vergessen zu haben, so freundlich auch manches artige Gesicht der Residenz ihn daran erinnern zu wollen schien — kurz, er kam, wie man sehr bald merkte, nicht so glücklich zurück, wie er gegangen war. Selbst Ferdinand, der sonst alles über ihn vermochte, fand ihn erkaltet wieder, und konnte ihm keine Rede über die Ursachen seiner Verdrießlichkeit abgewinnen.

Man wollte den Abend nach Richards Zurückkunft in voller Familie auf dem Triftshofe, und den letzten vor der Hochzeit in der Stadt zubringen. Richard äußerte hierüber laut sein Mißbehagen, da eine ungeheure Geschäftslast auf ihn wartete. Doch, sobald er nun wirklich auf dem Triftshofe war, erwachte auf einmal seine alte Fröhlichkeit, und

willig stimmte sein gutes Herz in die allgemeine Freude mit ein.

Der letzte Abend im Kronfeld'schen Hause, war der heiterste. Die Bräute schienen sich noch einmal recht ausrasen zu wollen — die Alten lachten viel — und selbst die stille Marie — welche noch immer so trübselig wie vorher fortlebte und täglich den geliebten Finkenhauk heimsuchte — kam hier in eine Art von Lustigkeit, die Jedermann entzückte. Der alte Miller war sehr bewegt darüber, und stellte einmal die Fröhliche liebkosend zwischen seine Knie. „Werde auch Du endlich wieder," (sagte er sanft) was Du sonst warst — sieh, dann sind wir alle glücklich!" — Jedermann schien sie heute doppelt zu lieben, und Ferdinand gieng oft Arm in Arm mit der geliebten Schwester durch den Saal.

Man trennte sich spät, und bey'm heutigen Abschiede wallte die Brust von manchem geheimen Seufzer empor, welcher der bald dahinscheidenden Jugend galt.

Und so brach dann endlich der schöne Morgen des hochzeitlichen Doppelfestes im reinsten

Himmelslichte an, worüber das Miller'sche Hausgesinde, als über eine gute Vorbedeutung, sogleich seiner Herrschaft nach alter Sitte die treugemeynten Glückwünsche abstattete, und sich nun desto gemüthlicher bey'm prächtigen Frühstück und im Sonntagsgewande der Aussicht auf einen Tag des allgemeinen Wohllebens überließ, das der gütige Himmel heute über den „Herrn Pachter", und dieser wieder über jeden seiner Diener bis zum Truthühner- und Gänsejungen herab reichlich ausgoß.

Die wirthliche Frau Beate hatte es sich nicht nehmen lassen, die Hochzeit in ihrem Hause „selbst auszurichten", weil sie ihren Leuten, unter welchen sie doch stets am ruhigsten, und selbst am vergnügtesten lebte, die Freude des Tages nicht verderben wollte, und weil sie auf dem Trifthofe solcher großen Eß- und Trinkanstalten schon gewohnt, und bey Einrichtung derselben mächtiger war, als die Geheimeräth'in in der Stadt.

Bis die Gesellschaft ganz zusammen kam, ereigneten sich noch mehrere günstige Vorzeichen zum Glück und Wohlstande der neuen Ehe, von welchen allen die gutherzigen Landleute den Sohn ihres braven Herrn zum Helden

machten, und worüber Ferdinand, und noch mehr seine Braut, die dergleichen Dinge nie gehört hatte, sich mitunter, und zuweilen mitten im Lächeln, tief gerührt fühlten.

So berichteten sie noch während des Frühstücks, das frische Hochzeitbrod schneide sich wunderschön und glatt, woraus man reiche Kornjahre weissagte — denn wenn sich das Brod an die Messer hängt, so bedeutet dieß bekanntlich theure Zeit. Früh Morgens war eine schneeweiße fremde Taube dem Tristhofer Schwarme zugeflogen — das zeigte den Einzug einer tugendsamen Hausfrau an. Die Hähne hatten den Aufgang der Sonne beschrieen — das bedeutete eine fruchtbare Ehe. Ein Knecht war nach den Gränzsteinen gelaufen, und fand sie wie überströmt mit Morgenthau — das verhieß Segen, so wie einzelne Thauperlen daran nichts als Jammer würden verkündigt haben. Aus allen Ställen brachte man vierblättrigen Klee, den das Vieh bey der Morgenfütterung gefunden, ausgestossen und in den Krippen zurückgelassen hatte — das deutete auf Fülle und Ueberfluß, und jede Braut mußte ein Kränzchen davon unter dem Brautkranze befestigen, u. s. w.

Reinhold wollte hierbey etwas von „Possen und Aberglauben" murmeln; aber Ferdinand verwieß ihn zur Ruhe. „Du liebes, gutherziges Volk von Kindern! (rief er aus) Du glaubst noch an deinen Gott — du siehest die Schrift Seines allmächtigen Fingers und Seine weissagende Leitung noch überall im Wurm und Halme, und siehest Ihn über das Schicksal jedes einzelnen Menschen walten — und nur darum, weil du glaubst, schauest du auch selig Seine Zeichen und Wunder! — Wahrlich, ich trüge kein fühlend Herz im Busen, und wäre jenes ohnehin nur wenig hellern Zwielichtes, womit Aufklärung und Bildung mich umgaben, ganz unwürdig, wenn ich dein gläubig frohes Fortwanken in deiner frühern Morgendämmrung, neben mir, verspotten könnte!"

Die Trauung geschah in einem Saale des Schlosses, gerade um die Mittagszeit. Sie sollte eine Stunde früher geschehen; allein die Zehendschnitter verzögerten sie bis dahin durch einen feyerlichen Aufzug, den man nicht stören wollte. Der älteste Mann gestand aber zuletzt Beaten heimlich, sie hätten diese Verzögerung absichtlich verursacht, damit die Trauung

doch gewiß zwiſchen Zwölf und Eins geſchehe, und der Glockenſchall in die Traurede falle, wie man denn dieß überall „gern habe." Und wirklich bewegte ſich unter den Zuſchauern gar manche Lippe in freudiger Wehmuth, als gerade beym Anheben der Trauungsformel das Mittagsgeläute aus der nahen Stadt herauftönte.

Als Ferdinand ſein Ja ausſprach, blickte Caroline, ſchön, wie ein Engel, zu ihm hinüber, ihre Augen füllten ſich, und ſie rief dann das ihrige mit einem aufblühenden Lächeln und einer Weihe zum Himmel auf, wovon alle Anweſenden ſich zu Thränen geſtimmt fühlten, da dieſe Erſcheinung für die Meiſten eine frohe Ueberraſchung war.

Im Trauungsſaale und während des häuslichen Feſtes ließ Caroline ihre Schweſter überall die Erſte ſeyn — ſie war auch ſo innig gerührt und froh über das Ganze — ihr Blick lauſchte ſo ſorgſam auf jede Möglichkeit zur Unterſtützung der Mutter — ſie wußte mit ſo anmuthiger Leichtigkeit ihre Stelle als Braut aufzugeben, und erwarb ſich dagegen ſchon jetzt als thätige Tochter des Hauſes ſo große Bewunderung, daß Beate ſie mit Augen voll

Liebe betrachtete, und der frohe Vater sein neues Kind oft an das Herz drückte.

Es war bereits gegen Abend, und eben stand das zweyte Brautpaar, so wie die übrige Gesellschaft, im Begriffe, sich wieder nach der Stadt zurück zu begeben, als Marie, die heute besonders liebevoll um Ferdinanden beschäftigt war, im Vorübergehen bey diesem stehen blieb, einen seelenvollen Blick auf ihn richtete, seine Hand flüchtig faßte und die leisen Worte sagte: „Morgen Abends, bester Ferdinand, im Finkenhauk!"

„Guter Engel!" flüsterte er, nach einer freundlichen Bejahung, und blickte ihr mit stiller Liebe nach.

Beyde ahneten aber in dem gesellschaftlichen Gedränge nicht, daß Caroline, mit ihrem Bruder sprechend, dicht neben ihnen stand, und sie betrachtete. Richard fuhr schnell herum, und blickte dann die starrsehende Schwester neugierig an, als wollte er fragen: Hörtest Du dieß wohl? — Aber Caroline floh eilig aus dem Zimmer.

Man vermißte bey'm Abſchiede der Geſellſchaft die Braut des jungen Hausherrn. Da ſie auch nachher nicht wieder erſchien, gieng Ferdinand, um die Geliebte aufzuſuchen. Er vermuthete ſie in ihrem Zimmer, welches bereits völlig eingerichtet war, fand aber, daß ſie ſich dort eingeſchloſſen hatte. „Ich wünſche ein wenig zu ruhen!" rief ſie inwendig leiſe, und man ließ ſie nun anderthalb Stunden lange ungeſtört. Endlich, als der Tag zu ſinken begann, pochte er wieder ſachte, und ſie öffnete ihm die Thüre.

Das Mädchen ſah ſo blaß und verſtört aus, daß unſer Freund erſchrack und ſogleich nach dem Arzte ſchicken wollte. „Ich bin vollkommen wohl, (ſagte ſie kalt) ich fühle nur eine Art von Bangigkeit, die ich Herzensangſt nennen möchte, deren Druck mich ſchon einigemal überfallen hat, und die ich allein durch Ruhe und Einſamkeit bezwingen werde."

„Theure Caroline — ſollteſt Du aber krank werden — ſieh, die Stadt iſt ſo nahe." —

„Lieber Freund, (ſprach ſie ſchmerzlich lächelnd) wenn Du mich ſo treu liebſt, wie Du oft ſagteſt, ſo wirſt Du mir jetzt eine Bitte nicht abſchlagen, um deren Erfüllung ich Dich

bey unsrer Liebe beschwöre. — Erlaube mir, (fuhr sie mit sichtbarem Beben fort) daß ich diese Nacht auf meinem Zimmer schlafe — daß ich — höre mich zu Ende — einige Tage — der Einsamkeit weihe — sey ruhig — es ist schlechterdings zu unserm Glücke nothwendig." —

„Caroline!" — Er wandte sich mit einer heftigen Empfindung zur Seite.

„Ferdinand, zweifle nicht an mir! — Gieb mich bey den Eltern für krank aus — ich werde dem Mädchen dasselbe sagen — ach, wenn die Angst des Herzens eine Krankheit ist, so bin ich herzlich krank! — Bedenke, theurer Freund, es ist meine erste Bitte! — Sollte ich körperlich krank werden, so laß ich Dich augenblicklich rufen. — Nein, guter Ferdinand, gewiß, ich frühstücke morgen mit Dir — ja, dann bleibe ich auch den ganzen Tag um Dich — Ferdinand, es soll nur die erste und allerletzte und einzige Bitte dieser Art seyn! — Aber nun kein Wort mehr — geh jetzt, und denke nicht übel von Deiner Braut!"

Sie rang die Hände, es schien sich in ihrem Busen ein heftiger Kampf zu erheben. Ihre zitternde Hand drängte ihn in sein Zim-

mer — hinter ihm ward die Thüre verschlossen.

Bald nachher ließ sie ihn durch ihr Mädchen noch um einen Boten ersuchen, den sie an ihren Bruder sandte.

„Warum kommt Caroline so spät zu Tische?" fragte endlich der Vater aufmerksam, als Ferdinand trübsinnig hinter seinen Stuhl trat und die Frauen sich ansahen.

„Sie ist nicht wohl."

„Und warum bist Du hier, Ferdinand?"

„Gott weiß es! Sie will allein in ihrem Zimmer bleiben." Er erzählte, was er wußte.

Aber die Mutter blickte schwerseufzend zum Himmel, und Marie schlang ängstlich die Arme um den Bruder. Auch sie hatte zu Carolinen gewollt, und war nicht eingelassen worden.

"Das ist noch nichts. (sagte der Alte nach einigem Ueberlegen) Sie liebt die Mutter, und würde nach ihr verlangen, wenn es etwas von Bedeutung wäre." —

„Sie hat mich bitten lassen, unten zu bleiben," fiel Beate traurig ein.

„Nun also — (fuhr Jener fort) wer kann immer wissen, was ein junges Mädchen vorhat! — Aendern muß sich dieß freylich, und bald. Aber ich sage Euch jetzt: Caroline gefällt mir bis diesen Augenblick recht von Herzen wohl. Drum ist mein Vorschlag dieser: Stört sie nicht, sondern laßt sie mit sich einig werden."

Er redete dem Sohne freundlich zu, und selbst die Mutter suchte diesen zu beruhigen. — Man versammelte die übrige Tischgesellschaft und aß in ziemlich guter Laune. — Eine trübe Stunde hatte unser armer Freund noch auf seinem öden Zimmer zu bestehen — doch, sie gieng vorüber. Aus dem geliebten Nebenzimmer war kein Laut mehr zu vernehmen. — Er fand zuletzt, als er seine ganze Denkkraft vergebens erschöpft hatte, noch den allervernünftigsten Sinn in der vorhinigen Meynung seines Vaters. — „Es wird — (rief er im Gefühl der innern Ehre und eines reinen Gewissens aus) ja, es wird und muß sich bald ändern!"

Aber als der Tag anbrach, fuhr er aus einem irren Schlummer empor — und da traten auf einmal alle die schrecklichen Unglücksgestal-

gestalten um sein Lager her, welche die Phantasie dem Menschen unter'm Bilde eines freudenlosen Lebens erscheinen läßt — und jetzt fiel die Erinnrung an jene kalte Wirklichkeit, zu welcher er wieder erwacht war, mit solcher Schwere auf sein Herz, daß er angstvoll die sonst so süße Ruhestelle fliehen mußte.

Kaum war er angekleidet und in seinem Zimmer, als man schon das Frühstück für ihn und Carolinen brachte, welches diese selbst besorgt hatte. Sie trat zu ihm ein, wie eben die Sonne herrlich heraufstieg, und grüßte ihn freundlich, aber mit der gestrigen erzwungnen Kälte. Seine Bewillkommung war nicht kalt, aber ziemlich ernst — und ihre niedergeschlagenen Augen und das demüthige Harren auf seine Worte bewiesen genugsam, daß ihr unruhiges Gewissen keinen freundlichen Empfang erwartet hatte. Als er nach ihrem heutigen Befinden fragte, antwortete sie schnell und mit sichtbarer Freude: „Ich habe mehr als fünf Stunden recht sanft geschlummert, und mir ist viel besser. Nach unserm Frühstück erlaubst Du mir wohl einen Gang ins Weite — denn ich sehe, daß Du Arbeit vor Dir hast — und

der Morgen ist so schön für einen langen Spaziergang — sieh, lieber Freund, ich hoffe nun ganz gewiß, bis diesen Abend geht alles vorüber!" — Sie seufzte aus tiefem Herzen.

„Aber diese Verschlossenheit — beste Caroline" —

„Ist die allerletzte, die Du an mir bemerken wirst!" fiel sie wieder schnell ein, legte ihre Hand dabey feyerlich an's Herz, und reichte sie ihm dann zur Bekräftigung.

Sie fieng jetzt von Haushaltungs-Gegenständen an zu reden. Aber — er konnte ihr — sie konnte ihm gegenüber nicht mehr ruhig seyn. Bey jedem Worte, das er sprach, veränderte sie die Farbe. Ungeachtet der nächtlichen Ruhe war sie merklich erhitzt — ihr Auge flammte in einer matten Gluth, und das ganze schöne Wesen schien von Liebe oder einer andern Leidenschaft gewaltsam bewegt.

Der Arme! In Lieb und Sehnsucht aufgelöst, saß er der göttlichen Frauengestalt gegenüber, deren eigne Sehnsucht sich in jedem Blicke zu malen schien! Immer wollte er in

ihre Arme fliegen — immer schienen diese selbst verlangend sich für ihn zu öffnen, und der kleine süßgeröthete Mund schmachtete, reizender als je, seinem Kusse entgegen — und immer trieb wieder ein Blick des Erschreckens, und eine von neuem sichtbar werdende Angst des bebenden Mädchens, ihn zurück.

„Nein, Caroline, (rief er endlich im Tone der Leidenschaft ihr zu) ich halte lieber den Tod aus, als noch länger diese

„Und ich, mein geliebter Ferdinand? — (fragte sie wehmüthig, auf ihr Herz zeigend) Aber Du gabst mir ja Dein Wort! Halte nur überall Dein gegebnes Wort, Ferdinand!" — Sie war unvermögend, ihm gegenüber noch länger in diesem Schmerze zu leben, und hatte sich jetzt schon ängstlich bis zur Thüre geflüchtet, um den Eltern ihre Morgengrüße zu bringen.

Lange saß er starr da, ohne einen andern bestimmten Gedanken zu fassen, als den alten und ewigen: daß er ohne die Liebe dieses

theuern Geschöpfes unaussprechlich elend seyn werde.

Mit wankenden Schritten ging er endlich in den Arbeitssaal. Aber dort steigerte sich erst sein Schmerz zu einer Höhe, die bisher dem Glücklichen noch unbekannt geblieben war. Er versuchte zu arbeiten — und — konnte es nicht. — Sein guter König wollte in einigen Tagen kommen, um die Einrichtung des neuen Dieners zu untersuchen — der Edle, welcher ihn so huldvoll hatte beglücken wollen, und nun vielleicht — elend wieder fand! — Carolinens Eltern und Schwester sollten heute Abends wiederkehren, um einige Tage und Nächte sich in dieser wunderschönen Natur zu freuen — ach, um Zeugen seines Jammers zu seyn!

Im dumpfen Nachsinnen verloren, durchzog er fast alle Gemächer des Schlosses, und gerieth endlich in einen ganz unbewohnten Theil desselben. Dort stämmte er sich in den Mauerwinkel eines offnen Fensters, schaute zu den fernen Gebirgen hin, das Haupt an die kältende Steinwand zurückgelehnt — sein Sinn

ward düſter, und bittre Tropfen rannen über die Wangen des guten Jünglings nieder.

Plötzlich glaubte er Carolinens Stimme unter ſeinem Fenſter zu vernehmen. Er ſchaute hinab, und fuhr, von einer Ahnung erſchüttert, ſchnell zurück. Denn unten ſtand im Dickig eines Hollundergebüſches ſein theures Mädchen, und zu ihr trat ſo eben — Grollmann.

„Hier iſt das Plätzchen — (hörte jetzt der vorſichtig Hinabſpähende Carolinens Silberſtimme tönen) hieher, lieber Grollmann, unter dieſe Gebüſche kommen Sie den nächſten Dienſtag. Doch ich hoffe, daß ich Sie dann auf mein Zimmer rufen, oder künftig es Ihnen jederzeit in die Stadt ſenden kann. Uebrigens bleibt es bey unſrer Verabredung."

„Wohlthätiger Schutzgeiſt meines Lebens! (ſchluchzte der dankbare Menſch) Ich habe erſt vor kurzem erfahren, daß Sie nicht ſo reich ſind, als ich anfangs glaubte. Nein, ich kann nicht mehr von Ihnen annehmen, als das, welches Ihre Güte ſeither mir wöchentlich bis zu meiner Erlöſung beſtimmte, und das für

mich und meine Familie hinreicht. Aber Ihre Goldstücke nehmen Sie zurück — denn es überfällt mich bey Betrachtung derselben ein gewisser Schmerz." —

„Sie sollen meine Vermählung feyern, guter Mann — o behalten Sie! Mein Bräutigam hat mich reichlich beschenkt — Grollmann, Sie sollen nicht für mich sorgen — ich werde reich seyn — ja Sie müssen den gestrigen Tag feyern! Ach, Grollmann, Sie sind die redlichste Menschenseele, die ich bis jetzt ausser meinem Ferdinand kannte. Sie sollen — ewiger Gott, verzeihe mir, daß ich deine Gunst bestechen will! — Sie sollen für mich beten — lassen Sie Ihre schönen Kinder für Ihre Freundin beten — denn mir naht eine bange Stunde — damit ich nicht verzweifle! Das Gebet der unschuldigen Kinder dringt ja zu Gott! — Aber glauben Sie nur fest, Grollmann — ich werde glücklich seyn!"

Sie flog jetzt nach der Allee hinaus, die ins Feld führte. — Grollmann sank auf seine Knie und rief gläubig zum Himmel auf: „Nein, es ist unmöglich, daß ein solches Herz je dem Kummer zur Beute gegeben werde! Und

du, Gott, an den ich glaube — ach, wenn deine Weisheit für den Menschen schon hier auf dieser Erde ein vollkommnes Glück bestimmt hat — o so gieſſe es gnädig über diesen schönen Engel in Menschenhülle aus!"

Wie schmerzlich wohl war unserm Freunde geworden! In sein Gemüth zog süsse Stille ein. Denn der erste Augenblick seiner himmlischen Flitterwochen war nun gekommen und umgoß schon sein ganzes Wesen mit so reinem jugendlichem Glanze, wie die magische Weihnachtsbeleuchtung ein frommes Kinderleben erhellet. Drum schwiegen seine Sinne nun — stilllauschend auf die Töne aus einer heiligern Region.

„Und dieser Engel ist mein! — Und ist unglücklich — oder doch bedrohet?" — Er wollte fort — hin zu ihr. Aber da fiel ihm seines Vaters Befehl wieder ein: „Laßt sie mit sich einig werden!"

„Was dich drückt, du Engel, (rief er wieder in zärtlichem Schmerz aus) das will und muß ich bald erfahren — ach, sey es auch das Thränenwertheste — sey es ein schweres, bit-

teres Unglück — treu, meine Caroline, treu und freudig will ich es mit dir tragen — mit dir, du gute Seele!"

Seine Eltern begegneten ihm auf dem Rückwege nach seinem Zimmer. Sie hatten den Sohn gesucht, und kamen, um ihn zu trösten.

„Vertraue Du Gott, lieber Sohn — (sagte der Vater) denn Du hast ein liebenswürdiges Weib gefunden. Caroline ist Deiner werth und Du wirst gesegnet seyn mit ihr."

„Ja, Ferdinand! (fiel die innig gerührte Mutter ihm bey) Wer die Eltern des guten Sohnes so zärtlich ehrt und liebt, wie Caroline uns — ja die wird auch noch die Freude des Mannes seyn!"

„Sieh, (fuhr der Vater bewegter fort) wenn Du wüßtest, welche glückliche Minuten sie uns heute gegeben — wie herzlich sie uns und Dich liebt! — Aber es drückt irgend ein Kummer ihr Herz."

„O daß ich ihn erst wüßte, um wenigstens seine Last mitzutragen!" seufzte Ferdinand

und umſchlang ſeine Eltern. — Von jetzt an ſann er noch viel eifriger nach, als vorher, und die ſeltſamſten Vorſtellungen quälten ſeine mitleidige Seele.

Man aß recht heiter auf Ferdinands Zimmer. Als die Eltern ſich wieder entfernt hatten und er nun abermals allein ihr gegenüberſtand, und ihm ſein Herz vor Sehnſucht nach Theilnahme an ihrem Kummer entbrannte — da ging ſie von ihm und brachte aus ihrem Zimmer ihr Rechnungsjournal. — „Lieber Mann — (ſagte ſie freundlich) Du bekommſt mich gegenwärtig an baarem Gelde ganz blutarm." —

„Ich will Dich reich machen, meine Caroline!" rief er mit dem Glanzblick einer wahren Seelenfreude.

Sie betrachtete ſeine Augen liebevoll und ſagte lächelnd: „Ich habe niemals Geld geſammlet, wie einmal meine Mutter von mir argwöhnte."

Er ſah nach dem heute gemachten Abſchluſſe des Buchs, und fand, daß nur wenige Thaler noch

in ihrer Casse waren. Während dessen fuhr sie mit der vorigen schönen Offenheit fort: „Die Vorlegung dieses Buchs glaubte ich Dir nun schuldig zu seyn. Und für die Zukunft sieht Dir die Einsicht desselben jeden Augenblick zu Befehl; Du kannst mich vielleicht in Ansehung meiner Geldwirthschaft hie und da noch bessern. Indessen (sie erröthete ein wenig) wirst Du darinn einige ständige Ausgaben finden, die ich Dir zwar nicht verschweige — worinn ich aber auch in Zukunft nicht eingeschränkt zu seyn wünsche, da mir Dein guter Vater heute mit so vieler Freundlichkeit sagte, daß wir wohlhabend seyn werden."

Der Freund wollte ihr in die Arme fliegen — da begegnete ihm wieder ein Blick der Angst — und seines Vaters Befehl fiel ihm ein und hielt ihn noch einmal in den alten Schranken zurück.

„Nimm Dein Buch wieder, süsses, liebes Weib; denn ich ehre — ja tief ehre ich Deine Geheimnisse," sagte er und holte ihr ein Paar Geldrollen.

„Ich danke Dir, (sprach sie ruhig, und wollte die Rollen zu sich nehmen) Aber hebe

mir dieſes Geld lieber noch bis morgen auf. Morgen will ich meine Rechnung ganz von neuem anfangen."

„Caroline!" rief der Innigbewegte, als ſie wieder gehen wollte.

„O wahrlich, es wird mir noch heute wohl — das fühle ich feſt. Ich will wieder ins Freye." — Sie küßte ihn, und mußte ſich dießmal große Gewalt anthun, um von ihm zu ſcheiden. — „Adieu, mein Ferdinand! Ja, wir ſehen uns froh wieder!"

Die Rechnung war offen liegen geblieben. Mechaniſch ſetzte er ſich vor das Buch hin, nahm es, lange erwägend, in die Hand, und ſah endlich hinein. — Neben den Geldauswürfen fand er überall Rechtfertigungsgründe, biographiſche Notizen, Wirthſchaftsgedanken, Lebensregeln, Herzensergieſſungen und die trefflichſten Caſualbemerkungen eingeſtreut. Das Ganze ſprach ihn durch einen ſchönen hiſtoriſchen Charakter an.

Welche Ordnung, welche wohlgefällige Klugheit überall! Wie ſparſam war ſie in

Rücksicht ihrer Vergnügungen gewesen, und wie manchen Elenden hatte sie dafür erquickt! — In welcher praktischen Bedeutsamkeit erschien ihm jetzt jene tadelnde Rede, welche er sie einst gegen Sophien hatte äussern hören. „Wer Gutes thun will (sprach sie damals ärgerlich) der thue es doch entweder öffentlich; oder — wenn er sein Gemüth wirklich zu zart für das öffentliche Lob fühlt, so thue er es dann auch so wahrhaft geheim, daß die Welt davon nichts erfahre und nichts zu reden vermöge!? — Dieß Buch schloß dem Geliebten ihren ganzen Charakter auf, insoweit er denselben bis jetzt noch nicht gekannt hatte — und von manchem Räthsel, das ihm ehemals Sorgen gemacht, lag nun auf einmal die erfreulichste Lösung vor ihm da. — Stets treu und wahr gegen sich selbst — ewig wachsam und scharf gegen ihre Schwachheiten, hatte sie hier sich (und seit heute nun auch ihrem besten Freunde) nichts verschweigen, und im Grunde mehr ihrem Gewissen als dem Gedächtnisse Rechnung ablegen wollen.

Allmählig verlor er sich ganz in diesen neuen Ansichten und Bildern ihres Charakters, und

gerieth in ſo ſüſſe Träume, daß er das Herannahen des Abends nicht bemerkte.

Da fiel ihm plötzlich ihr langes Ausſenbleiben, und mit dieſem eine heiſſe Sehnſucht nach der Geliebten aufs Herz, welcher er nun nicht länger widerſtehen konnte, und hätte es auch ſein Leben gekoſtet. Es trieb ihn fort, zu allen ſchönen Plätzen der Flur — aber in der Nähe war ſie nirgends zu finden. Aengſtlich lief er zuletzt nach dem Finkenhauk, da man ihm ſagte, daß auch Marie abweſend ſey.

Doch wir müſſen endlich die geheimnißvollen Wege Mariens wieder aufſuchen, die wir bisher ganz unbeachtet ließen.

Marie war ſeit etlichen Tagen durch den hochzeitlichen Aufruhr abgehalten worden, ihren ſtillen Lieblingsort zu beſuchen. Heute aber ließ ſich das Mädchen durch nichts in ihrem Vorſatze ſtören, und gegen Abend trat ſie mit ſüßem Schauer in jene lieblichen Schatten ein.

Seufzend aus leiſeklagendem Herzen, ließ

sie sich auf der werthen steinernen Bank nieder — denn ach, schon lange, lange hatte ihr Ohr die Töne jener wunderbaren Stimme nicht mehr vernommen, für die noch immer ihre Liebe im Herzen so unauslöschlich und heilig fortloderte! — Doch, der heutige Abend strahlte in so reiner Schönheit um sie her, die Sänger des Haines umtönten sie mit so fröhlichen Melodieen, und die Gewürzlüfte, die ihr Busen sog, waren so köstlich, daß die Trauernde unvermerkt sich erheitert fühlte.

Sie sammlete ihr volles Gemüth zu einem herzlichen Gebete für das Eheglück des theuern Bruders Ferdinand, das ihr und gar manchem seiner Freunde immer noch so zweifelhaft schien! — Sie liebte ja den Bruder von Kindheit auf mit der reinsten und wärmsten Zärtlichkeit, und Keiner ihrer Lieben und keine menschliche Seele kannte ja bis jetzt einen Gegenstand auf Erden, der ihrem Herzen noch theurer seyn könnte, als Ferdinand! Auch heute blieb sie diesen Gefühlen treu, und es kam bald in ihr frommes Gebet eine heisse Innigkeit und mächtige Weihe, deren Töne in lautem Rufe zu Gott emporstiegen.

Wohl ihr! die fromme Seele fühlte zuletzt jene wohlthätige Ueberzeugung in sich erwachen, daß die neuvermählte Freundin, für deren Heil sie so rein und kindlich gebetet hatte, ihres schönen Looses würdig und den Bruder hoch zu beglücken fähig sey. Ja, es zog in die Brust der Beterin eine ganz neue, untrügliche Liebe für die willkommne Schwester ein, und mit dieser ein gewisser Reichthum eigner Freudigkeit, der ihr schon längst nicht mehr zu Theil geworden war.

Selig saß das Mädchen noch lange da, umspielt von den Nachklängen ihrer heiligen Gedanken.

„O warum bist Du von mir geschieden — (rief sie dann in die Abendlüfte hinaus) Du holdes Wesen, das ich meinen Schutzgeist nannte! Bin ich Deiner nicht mehr werth? Ach, wo rauschen sie jetzt auf Erden, Deine süßen Bienenlieder?"

In diesem Augenblick hörte sie wieder die alten anmuthigen Melodieen tönen — und ihre Seele zerfloß in wehmüthiger Wonne.

„Wirst Du mir bald erscheinen, süßes Wesen? — Wahrlich, Du bist der Geist und die Kraft meines bessern, heiligern Lebens — denn mein Herz ist arm ohne Dich, und ich werde vergehen in dieser schmachtenden Liebe zu Dir!"

„Ich darf nicht erscheinen — (rief es sanft) denn Du verhehlest mir noch den irdischen Kummer, der Deine Seele drückt."

Sie fiel auf ihre Knie und blickte flehend zum Himmel. „Ach, diesen Kummer kennt keine Menschenseele! Nur du, Gott, allein, kennst ihn!"

„Es ist die Liebe — (tönte es feyerlich) aber, nenne mir Deine Liebe."

Thränen entstürzten ihrem brechenden Auge, sie verhüllte das glühende Gesicht und rief es zu den Waldgipfeln empor: „Richard!"

„O meine geliebte, süße, einzige Marie! Dein Richard ist Dir nahe — er ist da und fliegt in Deine Arme — Dein Richard eilt, Dich als seine Braut zu umfangen!" — So

rief

rief jetzt die Stimme — des Geliebten! — Der alte Eichbaum öffnete sich — Richard sprang mit seiner Guitarre heraus — hob die Halbohnmächtige in seine Arme — und sein Mund hauchte dem ihrigen ein neues, seliges Leben ein.

„Verzeih, verzeihe mir, du gutes, treues Kind! Verzeih meiner argllstigen Liebe, die hier so lange ihr süßes Spiel mit Dir trieb! — Seit meiner Zurückkunft von der Akademie stand ich in dem unseligen Wahne, Du liebtest Ferdinanden, und die Weigerung seiner Eltern sey Dein geheimer Kummer. — Kannst Du mir vergeben, holdes Geschöpf? — Aber Marie, Marie — warum verhehltest Du Dein Herz so lange, so tief vor mir?"

„Sollte ich denn — (flüsterte sie und verbarg ihr Gesicht) sollte das blutarme Mädchen, die einsame Waise, zum Sohne solcher reichen und vornehmen Eltern — in die ich niemals volles Vertrauen setzen konnte — ihre sehnenden Augen erheben?"

„Du verkennst meinen Vater, Marie! Er billigt meine Wahl vollkommen. Er liebt Dich sogar schon jetzt."

Sie ſank ihm freudig an's Herz. Ihr Sehnen war geſtillt, und die Liebenden erklärten ſich nun alles, was Jedem bisher im Betragen des Andern noch dunkel geblieben war.

„O geſegnet ſeyſt Du — (rief der fröhliche Richard zu der alten Eiche hinüber) und dreymal geſegnet ſey der alte Zimmermann, — ja, ich will jede Woche ſeines Lebens mit einem baaren, patentmäßigen Thaler verſüßen! — Durch deſſen Hülfe ich einſt jenen gebrechlichen Würmerkaſten, an dem wir noch als Kinder ſo manchen Frevel ausübten, mit einer Thüre verſah, mit der ſchönſten neuen Rinde wieder ausflickte, und mit den herrlichſten Kuklöchern ausrüſtete, hinter welchen je ein mißtrauiſcher Liebender geſchwitzt hat! — Marie, liebe Marie! Ich habe Dir das Leben ſauer gemacht — aber das meinige gehört nun auch ſo ganz, ſo unwiderruflich und ewig Dein! — Sieh, meine Liebe nahm im Aeußern einen romantiſchen, im Innern einen juridiſchen Gang — aber, liebes Mädchen, ſie kam vom Herzen und ſoll ewig im Herzen wohnen."

In diesem Augenblick öffnete sich in ihrer Nähe ein Gebüsch, aus dem Caroline hervorbrach — und vom Pfade her flog der unruhige Ferdinand herbey.

„Caroline! (rief er froh) Gott sey Dank, daß ich Dich endlich wieder finde!" Er wollte sie an's Herz drücken.

„Nein, mein Freund! (sagte sie, und hielt ihn wehmüthig von sich ab) Das, was Du hier suchtest, mußt Du erst ganz kennen lernen, ehe Du es so gütig wieder in deine Liebe aufzunehmen wagst."

„Schwester, (schrie Richard) ich wette drauf, Du hast uns hier belauscht. Kannst Du es läugnen? — Hier, Ferdinand, umarme meine Braut! — Caroline, wir haben schwer gesündigt! — Sieh nur, dieser Engel, diese reine Marie hat gestern ihrem geliebten Ferdinand die ersten Minuten ihrer wiedergesammelten Ruhe nach den bisherigen Tagen der Zerstreuung zu einem stillen Gebete für ihn und Dich gelobt! Und wir Unwürdige hörten es, und — argwöhnten hier eine Zusammenkunft sträflicher Liebe — hier, wo ich Worte

eines Engels zum Himmel aufwallen hörte! — O wir Sünder!"

„Meine arme, redliche Marie!" klagte Ferdinand ganz erstaunt, und wußte nicht wie ihm geschah, als die verkannte Marie ihm jetzt so wehmüthig, und doch so freudig in die Arme fiel, und Richard nun fortfuhr, ihm alle hier geschehenen Wunder zu deuten.

Aber Caroline sank vor dem Geliebten und der Schwester nieder, und umfaßte ihre Kniee, sie hielt sich aller Verzeihung unwerth und war untröstlich.

„Hier noch ein Aktenstück! (sagte Richard) Denn wir wollen ehrlich seyn, arme Schwester! — Hört, lieben Freunde — es ist und bleibt doch immer ein großes Unglück, wenn ein Häuflein von Kindern seine wahre Mutter zu frühe verliert! Auch die beste zweyte Mutter ist doch einmal — da sie nur nach einer Auswahl zu lieben vermag — Stiefmutter!" — Er zog Carolinens gestriges Billet hervor und las: „Mein Bruder! Es wäre möglich — und Gott wende den Fluch dieser Möglichkeit gnädig ab! — daß ich mor-

gen Abends im Fluge zu Dir eilte, um von da schnell zu meiner Tante nach Petersburg abzureisen. Auf diesen schrecklichen Fall bitte ich Dich, mir eine hinlängliche Summe und einen Wagen zur Reise zu verschaffen, weil ich ganz ohne Geld bin. — Sey, bis ich Dich sehe, verschwiegen wie das Grab, wenn Dir die Ehre Deiner Schwester lieb ist. Auch unser guter Vater erfährt kein Wort von diesen Zeilen! Caroline." — Seht, Freunde — und ich — ich eben so verstockter Sünder, verstand sogleich jedes Wort dieses Billets, und hatte doch nie eine Sylbe mit Carolinen über die Sache geredet. — So tief verwildert man unter einer Stiefmutter. Aber so ist es nun! — Verzeiht uns — wir waren Eurer nicht werth, ihr holden Geschwister!"

Ferdinand, von dessen Augen es wie Schuppen abfiel, konnte seine Wehmuth nicht verbergen. Diese „Reise nach Petersburg" war ihm ein unerträgliches Bild, bey dem sein angstvolles Herz zum erstenmal deutlich fühlte, wie so gar nichts auf dieser Erde sey, was ihm die Geliebte ersetzen könnte. Er zog sie ängstlichfroh zur schöneren Reise

nach dem Trifthofe fort. — „Armes, armes Weib! (ſeufzte er) Wie unglücklich, wie elend mußt Du geweſen ſeyn! Bis zu welchem Grade der Angſt und des Unglaubens konnte doch einzig die Geiſtesſchwäche und zurückſtoßende Kälte einer Mutter, das köſtlichſte Geſchöpf bringen, das je ein Liebender auf dieſer Erde fand! — Wie wichtig erſcheint mir jetzt die Regel des guten Doktor Luther in ſeiner Haustafel: „Ihr Eltern, reizet eure Kinder nicht zum Zorne, daß ſie nicht ſcheu werden!" Und ſo verzeiht mir, ihr ſämmtlichen Stiefmütter in der Welt, wenn ich euch allen in dieſem Augenblicke von Herzen zürne!"

„Nur der meinigen nicht mehr, Ferdinand! Sie wußte nicht, was ſie that, als ſie mich einſt von ſich ſtieß. Aber ſie wird — ſie ſoll mich noch lieben. Ach, ich war nicht glücklich!"

„Gutes, duldendes Geſchöpf! — Aber was wollteſt Du nun in Deiner Angſt thun, Unglückliche, wenn ich — Gott, wenn ich ſchuldig war?"

„Dir den Scheidebrief ſenden — (ſchluchzte ſie) Dich bitten, daß Du Marien ehligteſt —

denn nur in Deinem Glücke schimmerte mir noch ein Stern der Tröstung — und dann in einer Hütte am kalten Meere des Nordens mein ödes Leben ausweinen."

„Und das alles, Caroline — diesen ungeheuern Schmerz hast Du ertragen, während ich kaum die ersten bangen Ahnungen davon empfand!" — Er faßte ihre Hand fester. Aber auch sie schien noch einmal jenen großen Schmerz nachzufühlen, und blickte ihm wehmüthiger ins Auge, und ließ nicht ab, seine theure, unter unsäglichen Bedrängnissen neuerworbne, Hand immer fester an ihr zitterndes Herz zu halten. „O dieses Herz — (rief sie feyerlich aus) es ist nun so rein, Ferdinand — so ganz entsündigt und geheiligt — es kennt nichts mehr, als Gott und Dich. — Aber glaube mir, ich habe schon am heutigen Morgen fest gefühlt, daß alles so enden müsse. Mein Ferdinand, wie süß ist dieser stille Augenblick nach dem Sturme! Wie sicher will ich an diesem treuen Herzen ausruhen — ja, ich verdiene Deine Verzeihung — ach, Ferdinand, ich habe viel gelitten um Dich!" — Sie blieb stehen mit ihm, und weinte aus

voller Seele an seiner Bruſt. — Es war eine unermeßlichreiche Minute für unſre Liebenden — und da ſchien es dem Manne, als blühe ſein Weib nun erſt ſchöner auf in ſeinen Armen.

Sie bezeigte das reinſte Verlangen, den Eltern die ganze Sache aufrichtig zu erzählen. Aber alle Uebrigen waren der Meynung, daß die Begebenheit einzig unter den trauten Vieren bleiben müſſe — auſſer dem, was jeder Kluge bald ſelbſt davon merken werde.

Erſt im Kreiſe der Familie, von Allen geliebt, begriff ſie ganz die volle ſchöne Verzeihung ihres Gatten. Und als nun auch Richard und Marie ſich mit dem Segen des elterlichen Doppelpaares beglückt fühlten, und die glückliche Sophie an Reinholds Seite um ſie her ſcherzte und der Schweſter von nun an eine ewige Freundſchaft zuſchwur — da ward auch Caroline unter geheimen Seufzern wieder froh.

„Ich finde es ſo herrlich, (ſagte ſie mit glänzendem Blicke zu ihrem Bräutigam) daß an dieſem ſchönen Sommerabend eine Geſellſchaft freundlicher Menſchen ſich verſammlet —

und gerade erſt am Abend zuſammenkommt, um unter einem glücklichen Dache mehrere ſchöne ländliche Nächte zu verſchlummern, mehrere fröhliche Tage gemeinſam zu genieſſen!" — Es war ein göttlich ſchöner Abend.

„Und heute, meine Caroline?" ſprach Ferdinand, als man aus dem Geſellſchaftszimmer aufbrechen wollte.

Sie verbarg das reine, glühende Antlitz an ſeinem Buſen. „O mein Alles, mein Bräutigam! (flüſterte melodiſch die Verzagende) Sieh, ich habe nun keinen Troſt mehr auf Erden für dieß ängſtlich klopfende Herz, als Dich allein — und mir iſt ſo unſäglich bange und wohl — und es bangt mir ſo anders als geſtern — aber, war ich geſtern wohl werth, an dieſer himmelreinen Bruſt zu ſchlummern, die ich für eine Wohnung der Sünde hielt? Doch — haſt Du mir nicht verziehen?"

Die Liebe und ſeine Küſſe löſten ihre letzten Worte in liebliche Seufzer auf, und er führte ſein herrlich errungnes Eigenthum der Brautkammer zu.

„Aber, mein süsser Freund, (fragte sie dort) was zog Dich immer und immer so redlich hin zu mir — zu der Verkannten — zu der Verdorbenen?"

„Die wunderbaren Liebesblitze aus diesen reinen blauen Himmeln," sagte er, und küßte ihre Augen, daß sie süß erzitterten.

„Und — ach — Ferdinand — was vermochte noch gestern Deinen Glauben an mich zu erhalten?" lispelte sie matt zwischen seinen Lippen.

„Deine Schönheit, holdes Mädchen!" sagte er; und die Geister seiner nie entweihten Lippen wiegten sich auf den bangen Bebungen ihrer keuschen Brust.

Apologie.

Verzeiht dann — schöne Leserinnen — verzeiht uns, daß wir auch dieses unser Heldenpaar wieder mit einem — Kusse von Euch scheiden lassen — daß wir auch in diesem kleinen Buche abermals viel und redlich geküßt, und abermals so manche bange und selige Thräne geweint haben! — Ist denn aber nicht das ganze höhere und schönere Leben des Menschen aus Liebes- und Thränenstoff gewebt? — Ach welcher Kunstrichter wird wohl deßhalb den ersten Stein auf uns zu werfen wagen, wenn Ihr uns verzeiht? — Und so vergönnet, holde Mädchen, daß auch wir nun wehmüthig mit einem Kusse scheiden!

Hiſtoriſches

A B C

eines

vierzigjährigen Heanebergiſchen

Fiebelſchützen.

Herausgegeben

von

Ernſt Wagner.

Ein Anhang zu den Reiſen aus der Fremde in die Heimath.

Tübingen
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1810.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Munchen
Bibliothek

Nachricht für den Buchbinder.

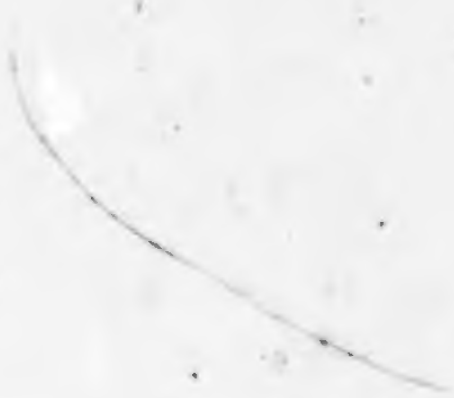
Dieſes Verzeichniß der Drukfehler iſt gleich vornen nach dem Titel einzuheften.

Man bittet die geliebten Leſer dießmal fußfälig, nicht allein die Menge der durch ein wirkliches, nicht mehr zu verhindern geweſenes Unglük eingeſchlichnen Drukfehler gütig zu verzeihen, ſondern auch — warum man ſie feyerlichſt beſchwört — großmüthig vor dem Leſen zu verbeſſern.

Titel.	Zeile	5	v. o.	ſt. Fiebelſchützen l. Fibelſchützen.
Einleit.	—	3	— —	Legationsrath l. Legationsrathe.
S. I	—	4	— —	pudelnäriſcher l. pudelnärriſcher.
— —	—	8	v. u.	— einer l. einem.
— II	—	3	v. o.	— dieſer l. dieſe.
— —	—	9	v. u.	— Dichtung l. Dichtungen.
— III	—	5	— —	— Dürrſichtling l. Dürrſüchtling.
— XII	—	4	v. o.	— uun l. nur.
— 9	—	3	v. u.	— einer l. reiner.
— 10	—	6	v. o.	— Apoſtrophe l. Apoſtroph.
— 15	—	3	v. u.	— ich weiß l. weiß ich.
— 20	—	2	v. o.	Nach und muß das Wörtchen der weggeſtrichen werden.
— —	—	9	— —	— Dorfnimphe l. Dorfnymphe.
— —	—	7	— —	— Hocſch l. Hackſch.
— 26	—	6	— —	— anſchauen l. anſchäumen.
— 35	—	8	— —	— rauch l. rauh.
— 38	—	10	— —	— eigendlich l. eigentlich.
— 40	—	5	— —	— furchtbaren l. furchtſamen.
— —	—	2	v. u.	— eben l. oben.
— 46	—	3	v. o.	— ſeinem l. ſeinen.
— 50	—	1	— —	— heiſen l. heißen.

S. 52	Zeile	5	v. o.	st.	ebenfalls l. allenfalls.
— 55	—	8	—	—	zartes l. zarte.
— 57	—	4	—	—	meinen l. meinem.
— 61	—	3	v. u.	—	vielen l. allen.
— 62	—	3	v. o.	—	Frieden l. Friedens.
— —	—	4	—	—	hallte l. verhallte.
— —	—	2	v. u.	—	Ylov l. Ylovo.
— 66	—	1	v. o.	—	Beyde l. Beyden.
— —	—	9	v. u.	—	nur l. nun.
— 67	—	12	v. o.	—	machte l. nahte.
— 72	—	9	—	—	anstellte l. aufstellte.
— 73	—	2	—	—	erschienen l. erscheinen.
— 75	—	7	v. u.	—	bortirten l. bordirten.
— 78	—	1	—	—	Borten l. Borden.
— 103	—	11	v. o.	—	folgendem l. folgenden.
— 109	—	6	—	—	heissen l. hiessen.
— 110	—	4	—	—	wirklich l. wirtlich.
— —	—	13	—	—	wußte l. mußte.
— 111	—	3	v. u.	—	sinnrich l. sinnreich.
— 114	—	2	—	—	höhlicher l. höchlicher.
— 115	—	12	v. o.	—	hoffe l. hoffte.
— 116	—	6	—	—	Derbheit l. Derbheiten.
— —	—	12	—	—	verbannte l. verbrannte.
— 124	—	6	v. u.	—	Chörer l. Hörer.
— 129	—	12	—	—	urd l. und
— 130	—	6	—	—	Ware l. Waare.
— 131	—	7	—	—	Sommertage l. Sonntage.
— 139	—	1	—	—	diesem l. diesen.
— 141	—	10	—	—	Jungfernwahrheiten l. Jungfernwahrheiten.
— 143	—	11	v. o.	—	allgemeinen l. gemeinen.
— 147	—	5	—	—	jeden l. jedem.
— —	—	7	v. u.	—	schlechten l. schlechtem.
— 148	—	2	—	—	ausleeren l. ausheeren.
— 151	—	6	v. o.	—	sollte l. solle.
— —	—	9	v. u.	—	Illa l. Ille
— 157	—	7	—	—	Unreichlichkeit l. Unreinlichkeit.
— 161	—	1	v. o.	—	Sache l. Mache.
— —	—	5	—	—	Sache l. Nache.
— 163	—	1	v. u.	—	fortgewöhnte l. hartgewöhnte.

S. 167 Zeile 11 v. u. ſt. groſſen l. groſſem.
— — — 6 — — Sinn l. Rain.
— 169 — 12 v. o. — müßte l. mußte.
— — — 10 v. u. — im l. in.
— 171 — 8 — — Dünnlichkeit l. Dünnleibigkeit.
— 172 — 1 v. o. — Sepbedankt l. Sey bedankt!
— 173 — 3 — — andern l. anderm.
— — — 3 v. u. — könnten l. konnten.
— 176 — 9 — — Badaus l. Badauds.
— 180 — 3 — lies: außer dem Gange ſelbſt.
— 186 — 4 v. o. — gerieth l. gereicht.
— — — 10 — — andere l. andern.
— 190 — 10 — — vollkommnen l. vollkommen.
— — — 12 v. u. — erſcheinte l. erſcheint.
— 194 — 5 v. o. — alle l. allem.
— — — 6 v. u. — zugerufen l. gerufen.
— — — 3 — — dein l. mein.
— 195 — 5 v. o. — wirklich l. wirkliche.
— — — 12 — — abſcheulichere l. abſcheulichern.
— — — 13 — — gottloſere l. gottloſern.
— 196 — 6 v. u. — konnte l. könnte.
— 197 — 4 v. o. — Miniſterinn, Pfarrerinn l. Miniſterin, Pfarrerin.
— — — 11 v. u. — beſteht l. beſtehe.
— 205 — 1 v. o. — er l. es.
— — — 8 — — fand' l. fand.
— 207 — 11 v. u. — Entwurſt l. Endwurſt.
— 208 — 13 v. o. — meinem l. einem.
— 212 — 13 — — mein l. nein.
— 214 — 12 — — Kleinen l. Keinem.
— — — 2 v. u. — ſelten l. ſchelten.
— 215 — 5 — — nicht l. nichts.
— 220 — 12 — — gehaufte l. gehäufte.
— 222 — 7 — — vom l. von.
— 223 — 11 — — Bauern l. Bauer.
— 224 — 11 — — dem l. den.



Einleitung

oder

Brief des Herrn Legationsrath

Joh. Paul Friedrich Richter

an

den Herrn Aufseher

der

Deutschen Kunstschule.

Mein Herr Aufſeher!

Der ſelige Ernſt Wagner – der Sie, ſoviel mir bewußt, noch ſelber hat anſtellen wollen – konnte zuweilen ein pudelnäriſcher Teufel ſeyn. *) Er ſuchte mich zum erſtenmal auf, als ich in Meiningen wohnte, wo wir im Gartenhauſe des vortrefflichen Hofraths Anton Heim einen ungeheuern fränkiſchen Schöpſenbraten zu Grunde richteten. Bey'm zweyten Biſſen – den er, um ihn recht ins Gemüth zu heben, langſam hob und an der Gabel erſt ein wenig erwog – ſagte ich mit eigner ziemlicher Eßluſt: „Wer den erſten Schöps ſchlachtete, der war ge-

*) Die Leſer werden uns hoffentlich verzeihen, wenn wir ſogleich bey Erwägung obiger Stelle die Aechtheit dieſes ganzen Briefes höchlich in Zweifel ziehen. Da wir uns indeſſen niemals erlaubt haben, aus einer unſrer aufgefundnen und dem Publikum mitgetheilten Manuſkripte Etwas wegzulaſſen, ſo wollen wir auch von gegenwärtiger Impertinenz (die der große herrliche Richter ſelbſt richten und beſtrafen mag!) um ſo weniger ein Jota unterdrücken, da das in derſelben enthaltene Memento mori uns dermalen wirklich alle Tage ſehr nützlich zu werden verſpricht. A. d. H.

wiß keiner.“ Darüber gerieth er ganz außer sich und fiel mir mehrmals um den Hals, blos deßwegen, „weil ich ihm durch dieser neun Worte Mündlichkeit auf einmal die vollständige Form meiner gesammten Schriftlichkeit wieder vergegenwärtigt habe.“ Ob er wirklich Etwas von meinen Werken verstanden, wird er selber dermalen am besten wißen – herumgetrieben hat er sich ohne Unterlaß darinn. Aber soviel erhellet schon aus Vorigem, daß jede solche kleine sinnliche Fest- und Casualreizung schnell sein ganzes Freuden- und Lebensschiff flott machen konnte – und, wie oft er mich, sobald die Rede auf meine Dichtung kam, mit seinen halbwüchsigen Hasenfätzen durch allerley Privat- und Nebenideen ennuyirt hat, ist kaum zu sagen.

So konnte es nach seiner festesten Ueberzeugung an keinem Orte der Welt bessere Milch und Milchextrakte geben, als in Kuhschnappel, weßhalb auch Gott diesen Reichsmarktflecken weislich zum Vaterlande

des guten Siebenkäs geordnet, der Wagnern darinn wie in seinem rechten Elemente zu schwimmen schien. — Angenehmer hätte man den Seligen nicht füglich überraschen können, als mit einem Hänfling aus dem vögelreichen und lustig grünenden Flachsengingen. — Schoppe, in allen seinen Gestalten, war unter allen meinen Mannsfiguren der Haupt- und Kraft-Mann für ihn; aber warum zunächst? Weil er sich den gedachten Bibliothekar so geistig leicht und ätherisch, und doch so körperlich dick zu denken vermochte, wie etwa eine dicke und recht übervolle, aber fliegende Gewitterwolke mit abendröthlich blitzenden Rosensäumen. Immer stellte er sich Schoppen bey'm Schöppchen Wein im Gasthofe sitzend vor, und den magern Leibgeber darneben, wie dieser romantische Dürrsichtling seinen Dicken füttere und ihm zuletzt auch das Herz aus dem Leibe zum Imbiß offerire — und endlich, sagte er, werde Schoppe immer dicker und gesprächiger, und Leibgebern bleibe allmählig nicht

so viel Leib mehr zu geben übrig, als man im Auge leiden möge, so, daß er mit Schoppens letztem Worte ganz verhalle. Dann stehe Schoppe traurig auf, bezahle seine Zeche und gehe eßlustig fort, um Siebenkäsen wieder aufzusuchen, an dem schon weit mehr sey als an Leibgebern, da er viel Schweizerisches habe. Zuweilen erscheine auch Siebenkäs schon von selber gleich nach Leibgebers Beendigung, und der erfreute Schoppe mache sich über ihn her. — Fürchterlich war ihm das gemeine Wesen von Haarhaar; bey welchem Namen er stets kleine Augen machte und so bedenklich mit dem Finger drohte, wie man vor dem Springen eines Champagnerstöpsels thut. Denn das kleine schon zur Eisenschlacke verkörperte Wohl-Resichen dieses zerrütteten Staats schien ihm nur noch mitten am Knötchen zweyer zusammengebundenen Haare zu hängen. — Am wenigsten unter allen Gestalten der Jeanpaulsgallerie befriedigte, (nemlich bis zu der Zeit, wo er mir's klagte) und um so gewaltiger interessirte ihn doch

der Hornrichter Stuß, wegen seiner in die tiefste Nacht gestellten radikalen Funktion. Denn (sprach er) dieser sein Berier-Mensch könne offenbar seyn: 1) ein Dorfconsistorialpräsident, oder doch Assessor bey einem auf dem Lande oder zur Pestzeit von den Bauern selbst errichteten Ehebruchsgerichte, der nachher in Ruhe gesetzt und Bote geworden sey, in welcher letztern Eigenschaft er mir das Bündel getragen. 2) Einer, der bey einem Horndrechsler oder Tabackpfeifenspitzenfabrikanten das besondere Amt habe, alles (gute und schlechte, deutsche, ungar'sche u. s. w.) Horn zu richten oder zu beurtheilen, und zwar a) entweder als Vorrund Zurichter in der ersten Bearbeitung der Hornspitzen aus dem Gröbsten, oder b) als Censor oder Vorrichter über die Spitzen, bevor sie wirlich gedreht werden, oder c) als Recensent oder Nachrichter der fertig gedrechselten Spitzen. 3) Ein Hirten-, Alpen-, oder Waldhorn-Censor oder Recensent; bey welcher Nummer er wenigstens zehn Unterabtheilungen zu machen drohte und auf

muſikaliſche Abwege gerieth. 4.) Einer, der dem Rind- und Gaiß-Vieh die falſchgewachſnen Hörner in die richtige, oder beliebteſte Modeform biege oder wägt — nemlich, nach Wagnern ein Hornwäger; nach Richtern ein Hornrichter. — Zur letzten Erklärung hatte er doch nach und nach, ehe ſie zur geſetzlichen ward, deßwegen Luſt bekommen, weil der Kerl Struß heiſſe. (Unter uns geſprochen: Er hatte ſein Leben lang den beſtändigen tollen Vorſatz, eine Theorie des Humors — nemlich des meinigen — zu ſchreiben, und zwar, da der Humor das gerade Gegentheil von einer Tabelle ſey, als Syſtem in tabellariſcher Form, in der er ſich ſchlechterdings müſſe anpacken laſſen. — Aber das „Schaf in Weimar" hat ihn beſtändig abgeſchreckt.) Doch das ganze abderiſche Anhängſel dieſer Vorrede, das ich Ihnen hier zur Druckbeförderung beylegen ſoll, beweiſt ja mehr als zuviel ſein ſeltſames und häufiges Dahingeben an dergleis

chen kleine Sinnreizungen und sinnliche Conjecturen und Verdachtschöpfungen.

Uebrigens, ehe ich zu seinem eigentlichen letzten Auftrage an Sie, mein Herr, schreite, möchte ich Ihnen wohl eine gewisse Geschichte von ihm zu Ende erzählen, wenn er selber mir nicht gerade den Schluß davon schuldig geblieben wäre. — Freylich, (wie die Nihilisten sagen) wenn man alle Umstände dabey zusammennimmt – er behauptete fest, er habe Etwas gesehen – ich könnte mich daher allerdings sehr irren – Sie haben ja seine Geisterprätensionen und Seelenpostulate gekannt – man soll nicht zu weit gehen – Nachdenken erregt der Umstand immer – es ist Etwas daran – aber – eine schlimme Sache!

Er erzählte mir nemlich die Geschichte ungefähr so: „Ich arbeitete einst frühe bey Licht – es war dieß das einzigemal in meinem Leben – gerade, als ich noch einige letzte Versendungen des Kunstschulplanes expedirte, und die erstern

Exemplare kaum acht Tage vorher fortgesandt hatte. Eben brachte mir die Magd meine sämmtlichen heutigen Briefe von der Post, wo der Schreiber nur unter Flüchen und Scheiten sie so früh eingelassen hatte. Es waren dreyzehn Depeschen, schon alle die deutsche Kunstschule betreffend. Ich erbrach in zitternder Freude, und fand vier Dukaten, und drey Dukaten, und fünf Thaler, und wieder einen Speciesthaler — ach, und übrigens an wirklichen Versprechungen, Hoffnungen und Aussichten mehr als dreyßigtausend Thaler Beyträge — für mich mehr als dreymalhunderttausend Himmelsfreuden! — Der ungewohnte Lichtschimmer und das heftige Lesen in solcher Frühe hatten meine Augen geblendet; aber draußen begannen die Schatten der warmen Frühlingsnacht zu weichen, im Hauch eines frischen Morgenwindes erblaßten des Himmels Leuchten, und schon verkündigte der unruhige Hahn mit gellendem Geschrey das Gebrümmel des Morgens. Ich verlöschte

mein Licht, trat an das Fenster und fühlte die Augen wunderbar gestärkt, als jetzt in dem gegenüberliegenden großen Saatfelde die blöde Finsterniß vor dem Gott des Tages entfloh, und aus der ruhigen Schwärze sich allmählich ein labendes Grün entwickelte. — Da stand ich – himmlisch entzückt – und aus der werdenden Morgenröthe glänzten mir die heiligen Zinnen einer deutschen Bundesstadt entgegen! — „Mein Vaterland!“ sprach ich, und schwieg und schwelgte in einer schönen, langen Pause. — „Wie? (rief ich dann laut hinaus) was wollt Ihr denn? Wenn es nun doch wäre? Wenn nun die Deutschen wirklich wollten? Und du, schwaches Werkzeug, hättest sie versammelt?“ — Aber ich schauderte heftig zusammen. Denn hinter mir sprang plötzlich die Stubenthür mit Krachen auf, und – der arge Feind des Menschengeschlechts trat leibhaftig herein, mit dem Pferdefuß, die Hahnenfeder am Huthe. Leider erinnerte ich mich der schreck-

lichen Figur aus einer andern, schon in meiner Jugend gehabten Erscheinung – nemlich als ich einst meinem briefschreibenden Vater über die Achsel geschielt, und die Worte gelesen hatte: „Der Ernst qualificirt sich gut, und ist schon ziemlich weit im Griechischen.“ — Damals zerann indessen das Schreckbild schnell wieder in leere Luft; jetzt aber blieb es stehen und hob zähneblöckend an: „Nun, wie geht's? Du bist wohl jetzt so weit im Plannmachen, als damals im Griechischen?“ — Es überlief mich kalt, aber ich gerieth doch in Zorn. „Kerl! (schrie ich und griff angstvoll nach meiner Bibel) Ich habe dir, glaub' ich, schon einmal gesagt, daß du eigentlich gar nicht existirst – wie magst du dich unterstehen, in diesem lächerlichen Aufzuge nun hiergegen nochmals zu räsonniren?“ — „O ich weiß mir doch nichts Beherzteres (lachte der Teufel behaglich) als einen Menschen, der dem Teufel eine solche Grobheit ins Angesicht sagt! Frech genug macht euch eure

Aufklärung. Man ſollte denken, ſie müßte euch doch endlich auch zu Männern erſchaffen? — Nun, ich komme ſo eben aus den einundfunfzig deutſchen Städten und einigen andern her und bringe dir gute Nachrichten über deinen Plan. Man hat ſich doch einmal recht ſatt lachen können — und — auf mein Wort = die Sache wird gehen!" — Ich bedeckte ſchnell meine Briefe und Beyträge mit der Bibel, und blätterte in dieſer. — „Haſt du denn das Hahnengeſchrey noch gar nicht vernommen?" ſagte ich kleinlaut. — „So? Das Hahnengeſchrey? Vermuthlich haſt du über dem Griechiſchen und über dem Planmachen vergeſſen, daß ich eigentlich der Hochmuthsteufel bin, der am hellen Tage hauptſächlich brüllt?" — „Selig ſind die demüthigen Herzen!" rief ich jetzt leſend, und blickte flehend zum Himmel und ſchlug ein heiliges Kreuz vor meinem Buſen. Der Geiſt fieng an wie ein Braten zu ſchwitzen, und ich ſah, wie er ſich fürchterlich am Boden

wand. Aber, der Paroxismus gieng bald vorüber. „Heute wirst du mich so bald nicht los als ehemals (sagte der Racker und trat freundlich näher). Ich will dir nun deinen ganzen Fehler selbst gestehen: du hast heute über dem Spiele dein Morgengebet vergessen.“ Sieh, Gevatter, ein jeder kluger Mensch muß alle Morgen hübsch zu seinem Schöpfer sagen, wie jenes kluge Kind frühe zur Mutter sprach: „Mama, ich gehe nun zu den Gatten — geben Sie doch [illegible] wenig auf mich Acht, damit ich kein Unglück nehme.“

Aber hier ward der selige Ernst Wagner gerade im Lachen durch jene Engbrüstigkeit am weitern Erzählen verhindert, die mehrere Jahre lang einen großen Theil seiner Redseligkeit ausmachte; nachher vergaßen wir die Geschichte, und so ist er mir den Schluß derselben schuldig geblieben, statt dessen ich Ihnen nun seinen Auftrag mittheile, aus welchem ich übrigens nur einen

einzigen Punkt für merkenswerth hielt, den ich weiter unten ſagen will.

Nemlich — (von der Kunſtſchule ſelbſt hat er nicht wieder geſprochen, und das war mir vorzüglich lieb; ich wünſchte aber doch, er hätte ihr jetziges plötzliches Aufblühen noch erlebt!) er glaubte, unter andern damaligen Geſpenſtern, auch an eine Deutſche Kunſtſchul-Realſchulbuch- und Kunſthandlung, (ſeltſam genug, daß ich auch an deren Ephorus gegenwärtig in der That zu ſchreiben die Ehre habe!) welcher vor allen er das hierfolgende aus der Grafſchaft Henneberg gebürtige Werkchen zu ihrer Verlagsergötzlichkeit gönnen wollte. „Ueberhaupt (ſagte er) iſt es ja für mich, wenn ich das Leben behalten ſollte, eine Kleinigkeit, noch ſo viel zu ſchreiben, daß dieſe Buchhandlung, blos von ihrem Gewinne aus Schiffspfundweiſe gemachtem Abſatze meiner Makulatur den erſten Fonds zu der großen Deutſchen

Richterisch-Fichtisch-Pestalozzisch-Wagner'schen Obst-Sitten- und Bundesschulanstalt selber, hinlänglich zu liefern vermag, falls nemlich auch Ferdinand Millers hitziger König sich dennoch auf die faule Seite legen sollte – was ich aber für unmöglich halte." — Und, sehen Sie, lieber Herr Oberbundeslandschuldirektor, darinn hat doch der Selige augenscheinlich gleichfalls Recht behalten! (Wieviel kann doch in kurzer Zeit geschehen, bester Mann – der schon erlebten 40,000 Auflagen von meiner ins Franzöfische übersetzten Levana aus Bescheidenheit gar nicht zu gedenken! O goldne Zeit!)

Nun hatte aber Wagner die Vorrede zu gegenwärtiger Schrift vergessen, und bat mich daher, falls er Todes verfahren sollte, Sie selber um eine zu bitten, (wie hiermit geschieht) wenn Sie nemlich etwa schon existiren sollten – woran Sie bey Lesung die-

ſes hoffentlich weniger zweifeln werden, als ich.

Ich dächte nun, (und das war auch das Einzige, was er mir mit vielen Worten zu wollen ſchien) man ſagte bloß kurz: Der Verfaſſer habe dieſes Buch nicht eigentlich wie ſeine übrigen, zum Leſe-, ſondern mehr zum Stör- und Blätterbuche beſtimmt. ß Wer z. B. den Buchſtaben A. anfangen und Artikel für Artikel zu Ende leſen wollte u. ſ. w., der würde ihm und ſich einen ſchlechten Gefallen thun. Vielmehr möge man z. B. beym erſten Artikel im A zu leſen anfangen, ſich aber ums Himmelswillen gleich bey der erſten beſten Note unbedenklich ſtören: und nun zum kreuz- und queren Nachſchlagen und Blättern ſo lange verleiten laſſen, bis man irgend etwas Erkleckliches gefunden.— Das wäre denn ungefähr die ganze Vorrede.

Unterzeichneter benutzt dieſe längſtgeſuchte rare Gelegenheit: an die Bundesſtadt ſo-

wohl als die übrigen funfzig Mutterstädte, ja an alle einzelnen deutschen Herzen auf einmal, Ihnen, mein Verehrter – als dem einzigen mir dermalen hierzu für tauglich bekannten Vehikel – meine herzlichsten Grüsse aufzubitten! Eine Commission, Guter, die bey der jetzigen Einrichtung Sie kaum zwey Zeilen an Ihr Gelegenheitsbüreau kosten kann.

Ich bin,

mein Herr Aufseher,

Ihr

ergebenster

Joh. Paul Friedrich Richter,

Legaz.

A.

Affektirtes Weſen. Iſt auf der lieben deutſchen Erde eine ſehr häufige Erſcheinung, die wir alle täglich in unſern Spiegeln und ſonſt bemerken können. Meine erſte Affektation, deren ich mich aus den Kinderjahren erinnere, und die mir jetzt abſcheulich vorkommt, beſtand darinn, daß ich lange Zeit — Gott weiß, warum — behauptete, „Conrad" zu ſagen, klinge bäuriſch; es müſſe heißen „Collrad." Dieß haftete, als ich jenen Namen auch wirklich ſchon buchſtabirt und geleſen hatte, noch über ein ganzes Jahr lang bey mir, nemlich als boshafte Dummheit; und ich weiß, daß ich insgeheim, voll Verdruß über die einmal erkannte Wahrheit, doch noch einige „Conrad" ſagende Bauernknaben mit vornehmer Miene korrigirt habe. — (S. den Art. „Beſtimmt.") Man kann wohl annehmen, daß alle Ziererey im Ganzen mit dem Range ſteigt und abnimmt; und in den allervornehmſten und gebildetſten Zirkeln darf eigentlich gar keine natürli-

che Willkühr mehr herrschen, sondern nur die reinste, von allem wirklichen Betragen schon gänzlich befreyte, Affektation. — Auch der deutsche Landmann ist nicht mehr ganz frey vom affektirten Wesen, wiewohl es in dieser Classe bis jetzt viel seltner vorkommt als unter den Handwerkern und bey der sogenannten Mantelfamilie. (S. den Art. Mantelfamilie.) Es äussert sich indessen unter den Landleuten meistens blos in der Sprache, und klingt fast immer komisch, weil der Bauer — in der Meinung, gegen die Bauernsprache zu rebelliren — sich gewöhnlich nur gegen die deutsche Sprache auflehnt. So sagte ja das bekannte zur Dame gewordne Niedersächsische Bauernmädchen, „die schönste Stadt in der Welt sey und bleibe doch Wolfenbeutel.“ Ein Hessischer Bauer erzählte mir im Sonntagsrock, „er besitze sehr schöne Feldgäuter und besonders eine mächtig große Weise.“ (Feldgüter, Wiese.) Ein Thüring'scher Bauer wollte unter mehreren Herren von W. den, welcher den Beynamen der Surinam'sche oder der Surinamer hatte, nennen, und nannte ihn „den Herrn

Sauer-Einnehmer von W." Ein Fränkischer Dorfschenkwirth (übrigens freylich auch zugleich ein breitmäuliger ungeheurer Narr) nannte mir zum vorräthigen Mittagsessen: „grüne Erweesen mit jungen Käuchen und Behütuns!" d. i. Erbsen mit Küchen (Küchlein, jungen Hühnlein) und Hütsen *). Doch, Ehre, dem Ehre gebührt! Seine trefflichen Behütuns! haben auch mich damals bis jenseits mancher Fränkischen Berge und Thäler vor allem Hunger kräftiglich bewahrt. — Uebrigens, und beyläufig angemerkt, hat der wunderliche Ausdruck jenes Wirths in mein Gedächtniß einen seltsamen Eindruck gegraben, vermöge dessen ich mir seitdem jedes einzelne Stück von jener Riesenkost — es möge mir nun als Klos oder Hüts, und nicht gerade unter der Exclamation „Behüteuns!" dargestellt

*) Hütse nennt man in einigen Fränkischen Gegenden eine Art von sehr festen Kibsen. Daher kommt das Räthsel: „Welches ist der Unterschied zwischen Hütsen und Kibsen? Antwort: die Gleichenberge. Nemlich: diesseits der Fränkischen Gleichenberge bey Röhmhild (d. h. mir, der jetzt in Sachsen-Meiningen diese Note verfertigt) nennt man diese Magenpflastersteine „Hütse," jenseits „Kibse." (S. den Art. Hüts.)

werden – nicht anders denken kann, als mit einem Ausrufungszeichen dahinter – also etwa in dieser Figur: (!) Selbst bey'm Andenken an ganze Schüsseln voll stechen noch die Ausrufungsstänglein so lustig daraus hervor, wie grüne Petersilienstiele zwischen den rothgesottenen Krebsen.

Abformen. Ich habe herzlich lachen müssen, als ich zum erstenmal einen Bildhauer über den lebendigen Kopf formen sah, wiewohl mich auch der abzukonterfeyende Patient zugleich von Herzen dauerte. Ein ähnliches Gefühl ergreift mich stets, wenn ich einen Porträtmaler seinen Kopf erst durch das Glaß aufreißen sehe. Beydes mag wohl sicherlich nicht das Rechte seyn; denn – abgerechnet auch, daß jene schöne Aehnlichkeit, die das Gemüth frey empfängt, abspiegelt und mit schönerer Willkühr wiedergiebt, hierbey immer gestört, und mehrentheils durch die trotzige prosaische Regel eines höchstgemeinen natürlichen Gesetzes gänzlich vertilgt werden muß – kann ich mich dabey auch nie des Gedankens an „Diebery" erwehren; wenigstens fällt mir stets sogleich aus dem

römischen Rechte das „vi, clam, vel precario" ein. Die Idee davon mag mir wohl mein Vater einst in einem ganz schlichten Verweise mitgetheilt haben. Ich hatte nemlich den Kupferstich eines Doktor Luther an der Fensterglastafel nach und nach bis auf die schwächsten Schattenlinien abgezeichnet, den er dann zu seiner Verwundetung ähnlich fand. Aber als ich ihm voll Freude meine Verfahrungsart meldete, vernichtete er den kleinen Künstler mit den Worten: „Ja, nun glaube ich dir wohl, mein Sohn! Aber das ist keine Kunst!"

Arolsen. Die erste Stadt von Belang, die ich in meiner Jugend sehen sollte. Sie blieb mir auch immer die merkwürdigste, und ich behielt sie zum Maaßstabe für alle übrigen. Cassel lag aber zwischen ihr und mir — und das genirte mich, da ich einmal für Arolsen eingenommen war, besonders weil diese weiter entfernt, fremder war und ich dort schon das Plattdeutsche hören sollte. Ich wünschte damals von Herzen, daß ich im Fürstenthum Waldeck lieber von irgend einer Meerseite anlanden könnte, um nur auf

einmal, ein Fremdling, in der ächten Fremde, da zu stehen, und – zu staunen. Zum Glück gieng die Reise, an der Seite eines vornehmen Mannes, pfeilgeschwind, und das verhaßte Cassel ward bey Nacht passirt; seine dunkle Altstadt kam mir ungemein verächtlich vor, und ich obstinirte mich, mir von ihrer Größe nicht im mindesten imponiren zu lassen. Nun kamen in meiner Gottesstadt freylich vier betäubende Wundertage. Nach deren Verlauf fand ich aber, es sey eben hier alles – einige Kunstbeschauungen abgerechnet – wie auf meinem Dorfe auch. Und so gieng es mir nachher in Cassel ebenfalls – und so geht es noch bis auf den heutigen Tag überall.

Anfang eines poetischen Genusses. Wer kennt nicht jene himmlischen Vorzeichen, in welchen sich uns die Erscheinung des Schönen blitzend verkündigt? Wenn die bürgerliche Welt und die Prosa der Vielwisserey uns lange mit Nacktheit umdüstert hielten – und nun auf einmal ein Ton der Kunst, wie ferne Frühlingsmelodie aus dem Lande der Freyheit, näher und näher wehend tönt –

o wie ſchwillt die liebende Seele zu neuem Leben auf! – So iſt's dem Menſchen am letzten, heiligen Abend eines vieltägigen Regenwetters, das mit einem grauen Tage endlich beſchließt. Gräulich und glatt dämmert noch der Abendhimmel über mir. Auf einmal krümmen ſich prächtige Purpurwürmer durchs Gewölk hin, und im Abendlande ſchießt es weich an, wie goldne Wolle, und der letzte Strahl der Sonne bricht am Horizonte wie ein Blitz hervor. Denn von dorther naht mir ſchon ein breiter Streif des alten Blau's, und bald iſt der weſtliche Halbkreis bis herauf zu meinem Haupte gereinigt, und blutend fliehen die Gewölke im kreiſchenden Purpurgewühle nach Oſten zu ihrer Nacht hinab, und ich ſehe mit Gewißheit der erſten ſternhellen Nacht entgegen, und ſehe kein Ende der vielen künftigen ſchönen Tage vor mir! — So iſt es meiner Seele, wann der erſte Hauch eines göttlichen Gedichtes mir den Himmel des Lebens wieder erſchließt! — Dann horche ich, wie nach fernheranziehenden bräutlichen Geſängen hin – ich harre, und zögre noch mit dem Genuſſe – ſuche geſchwinde noch ein irdiſches Geſchäft auf, um es – zu beſeitigen, pflo-

ge mich flüchtig mit Speise und Trank, ziehe einen bessern Rock an, wasche meine Hände, schaffe Einsamkeit und Stille um meinen Stuhl her, und – geniesse dann! — O Dichter! Sähest du mich da, du müßtest dich glücklich fühlen, daß eine menschliche Seele dich so voll, so warm und in so dankbarer Andacht zu lieben vermag, daß sie in so gänzlichem Selbstvergessen sich dir ergiebt!

Augen. Sobald ich mir schöne Mädchenaugen dachte, verstand ich stets darunter ohnehin und vorzugsweise blaue. Kein braunes oder schwarzes Augenpaar hat je mein Herz völlig klar angesprochen, so herrlich es auch dem meinigen entgegenlachte; immer blieb mir darin noch irgend Etwas dunkel, fremd, unverständlich – wenigstens vollkommen unzugänglich; daher fühlte ich mich oft geneigt, das Feurige und Große, das aus dem mir so unverständlichen Dunkel leuchtete, für Gemeines und Herausforderndes zu nehmen, und umgekehrt – welches Letztere wohl auch jedem andern Menschen ausser mir eigen seyn wird und muß; wenigstens scheint es mir unmöglich, in einem schwarzen Auge

die weibliche Sprache richtig zu erkennen, da es mir nie etwas anderes als Blitze aus der Nacht zu geben vermochte. Aber da, wo ein Blick aufblaut, fangen Ziffern für meine Seele zu leuchten an. Das blaue Auge entbehrt keineswegs den Reiz der allgemeinen Hoheit; denn es vermag groß und allverschlingend zu blicken, wie die See. Aber seine Thränen blinken so mild und lieblich auf, wie die frischen Perlen des Feldthaues über dem Vergißmeinnicht. Da ist alles klar, und die Seele tritt in ihren Farbenlichtern schwimmend frey hervor, wie ein Stern im blauen Himmel vor dem Sehrohre sich aufthut. — Dank, Dank jedem blauen Auge, das je auf Erden zärtlich zu mir heräberblickte, aus dem mein Geist Tropfen des Himmels sog! Dank vor allen dir, liebliche F., deren holde Sterne jetzt noch so jugendlich aus der hohen Kindheit zu mir herniederleuchten! O wahrlich, wenn das Auge der Liebe eine Sprache hat, so ist sie Gesang, wie die des deinigen war! Denn so oft sein Glanzblick in einer Zärtlichkeit, wie Lerchenton, emporwirbelte, senkten sich mit dem jugendlich verschämten Augenliede

auch jene Liebeslieder, gleich Aedon's sterbendem Falle, wieder in dein zagendes Herz zurück, wohin ich dann so unschuldig sehnend blickte, wie nach einem heiligen Gnadenorte, zu dem meine Seele zu wallfahren begehrte.

Apostrophe. Immer fällt mir bey diesem Worte das „neutrum cum apostropho" ein! Es war eine schwache Seite meines Vaters, die das Kind hier freymüthig der Welt aufdecken will, da sie die einzige ist, auf der ich den Herrlichen jemals betraf. Er gab mir nemlich auch in der französischen Sprache den ersten Unterricht, und lehrte mich darinn drey genera kennen, das Maskulinum le, das Femininum la, und — das Neutrum cüm apostropho (l'enfant, l'agneau). Erst nach seinem Tode sah ich diese Unrichtigkeit ein, und finde sie noch jetzt so komisch, daß ich mich kaum des Lachens enthalten kann; wiewohl ich auch dabey — besonders in diesem Augenblick — immer unruhig ans Herz greife, wegen meiner Schadenfreude; denn ausserdem konnte ich seinen Kenntnissen nie Etwas anhaben, so sehr ich mich hierum bemühte und er selbst mich dazu

ermunterte. Wüßte ich nur, wer ihm jene Irrlehre beygebracht hat – denn es gab wohl nie einen redlichern Wahrheitsforscher als ihn, und auf einzelne Autoritäten hielt er nichts. Fast vermuthe ich daher, daß Obiges einmal auf dem königlichen Pädagogium in Halle – wo mein Vater Lehrer gewesen war – wirklich eine Zeit lang allgemein geglaubt worden seyn muß. — Du guter, ehrlicher Vater! Du warst ein vortrefflicher Lateiner, Grieche, Ebräer, Chaldäer, Syrer und Araber! Und dabey doch ein ächter Deutscher! Aber – als Schüler des sanften und doch ernst-systematischen Baumgartens in Halle – o war es dir denn so sehr zu verübeln, daß du der barbarischen französischen Sprache auch solche hübsche drey genera zu verschaffen wünschtest, wie andere honette Sprachen sich deren rühmen? — Aber schweig endlich, du gottloser Rabensohn! — — Nein, wohl mir! Sein Geist winkt freundlich – und, horch: „Verzeihung dem Kinde, das noch mit dem verklärten Vater unter geweihten Thränen zu spielen wagt!“ flüstert es mir jetzt sanft von der heiligen Asche herüber.

B.

„Bestimmt," Dieses Wort war, etwa während des Jahrzehends von 1796 – 1806, in einem großen Theile von Deutschland ein Mode- und Zierwort, das mich um so gewaltiger ärgerte, je mehr man es tagtäglich in allen, sogar in den wenigstgebildeten, Gesellschaften hören mußte. Ueberall schallte es: „Ich erwarte ihn diesen Abend bestimmt nicht – ich habe eine Ahnung, daß es morgen frühe bestimmt geschieht – ich sage Ihnen, daß die Sache bestimmt noch nicht entschieden ist" u. s. w. — Wie sehr all dergleichen (laut d. Art. Affektirtes Wesen hauptsächlich bey dem vornehmen, und insbesondere unter dem Damen-Pöbel vorkommendes) Gezier mich erboset, ist kaum zu beschreiben. Ein Modewort muß überhaupt wenigstens komisch seyn, wenn es eine Zeitlang ausstehlich bleiben soll; und dann habe ich auch wirklich unendliche Geduld dafür, und vermag es oft sogar mehrmals erst von neuem wieder schön zu finden, wann es schon etlichemal gänzlich abgedro-

ſchen geweſen iſt. Ja ſelbſt jenes mir ſonſt ſo äußerſt fatale ſchulmeiſteriſch-Erhabne im Reden und Schreiben — (z. B. „Unfähig“ dieſe Behandlung länger ertragen zu können, war ich dem Entſch'uſſe nahe, öffentlich mit ihm zu brechen; allein, nicht genug, daß er dieß abſichtlich nicht bemerken zu wollen ſchien: er legte auch von dieſer Zeit an in ſein Betragen gegen mich eine Geringſchätzung, mit der ich von keinem meiner Vorgeſetzten behandelt werden zu ſollen von der Gnade meines Fürſten feſt überzeugt war.“) — ſelbſt dieß will ich lieber ertragen — da es doch wenigſtens die Tendenz hat, zierlich zu ſeyn — als ein offenbar blos dummes Zieren, das doch blos klug ſeyn will. Und, den Menſchen, der vollends die erlernte Sprache abſichtlich verfälſcht und mühſam ſich Dummheiten anquält, um einen „vornehmern Klang“ von ſich hören zu laſſen, (der z. B. ſo gut als ich zu ſagen gelernt hat: „dort unten konnten wir mit den Pferden nicht durchkommen,“ und nun ſo albern hervorliſpelt: „dort unten konnten wir mit die Pferde nicht durchkommen“) den kann ich kaum als einen

Menſchen achten, ja im Augenblicke ſeines Verbrechens erſcheint er mir als ein durchaus dummer Affe, den man tödten ſollte. — Alles das beweißt wenig Toleranz.

Braten ſchmeckt mir immer in dem Grade gut, in welchem er zierlich und dünn vorgeſchnitten wird. — Ein guter Bratenvorſchneider fängt übrigens, wie ein epiſches Gedicht, da an, wo die gemeine Liebe gewöhnlich ſchon aufhört — in der Mitte.

Bildhauer. Folgende Anekdote ließ mich ſchon in früher Jugend mit dieſem Worte den beſtändigen lächerlichen Nebenbegriff eines Säuhirten verbinden. Ein Säuhirte beſchwerte ſich einſt bey meinem Vater, als dem kirchlichen Vorgeſetzten des Cantors, über den letztern, weniger deßhalb, weil er ſeinem Knaben, da dieſer ein Bildchen auf die Schultafel geſchnitzt, Pfennige (d. i. Ruthenhiebe auf die Finger) gegeben, als hauptſächlich weil er ihn öffentlich vor allen Schulkindern einen Bildhauer geſcholten. Mein Vater begriff ſo wenig als ich, (der ich in der Ofenecke die Sache er-

weg) warum der Mann dieſe Künſtlerehre mit ſolcher Vehemenz abzulehnen ſuche; bis er endlich, braun und blau vor Aerger, offenbaren mußte, daß man hier (und, wie ich in der Folge erfuhr, in mehrern Gegenden) den Schweinehirten mit dem Spitznamen Bildhauer belege, weil er mit einer, beſonders wohl dazu eingerichteten ungeheuern Peitſche den Steifen ſeines widerborſtigen Viehes allerley Kreuzſtriche, blaue Flecken, rothe Schwielen, und nach Befinden ganze Bilder an- und einzuhauen pflegt.

Brieferbrechen, angeblich „aus Unvorſichtigkeit.“ Unter 1000 Fällen wird hierbey wohl 999 mal wahrer, reiner Vorſatz zum Grunde liegen. Wer einmal mit einem mir erbrochnen Briefe (Stadtbillete machen zuweilen eine Ausnahme nöthig) und den gewöhnlichen Entſchuldigungen und der Betheurung, „daß er nicht ein Wort geleſen habe,“ vor mich hingetreten iſt, dem habe ich zum zweytenmale nie wieder getraut. Und, ſoviel ich weiß: wer meine deutlich geſchriebne Addreſſe nicht reſpektirt, der ſtiehlt mir auch zwölf Groſchen, oder ei-

nen silbernen Löffel – kurz, den lasse ich, wo möglich, nie allein in meinem Zimmer. – Oft ist mir dieß Erbrechen geschehen, und niemals ohne obwaltenden gegründeten Verdacht auf Vorsätzlichkeit; zum Glück aber, ohne mir je zu schaden. Allein ich sah nur allzuoft bey Andern, wie schnell und frech der Erbrecher sich dann zum Gelesenhaben bekannte, wenn er das Gesuchte gefunden hatte. — Mir ist diese schändliche „Unvorsichtigkeit" lebenslang nicht begegnet; und doch bin ich leider nichts weniger als vorsichtig.

C.

C.

Chare. So heißt in vielen deutſchen Gegenden die Krümme des Weges um eine Ecke oder ein anderes Hinderniß herum. Daher die Ausdrücke: „Er hat die Chare verfehlt — er hat die Chare zu kurz genommen — Die Chare iſt nun (in dieſer ſchlimmen Sache) einmal und für immer verfahren.“ u. ſ. w. Hoffentlich kommt das Wort von Charis her, da eine gewiſſe Geſchicklichkeit und behende Zierlichkeit erforderlich iſt, um die Charen im Reiten, Fahren und Gehen ſowohl als in den Geſchäften des Geiſtes richtig zu treffen. Der Landmann fährt die Charen immer mit einer Art von Luſt und bildet ſich auf ihr Gelingen etwas ein. Seine von ihm lernenden Knaben verlangen nichts eifriger, als die Charen bald ſelbſt fahren zu dürfen — und die kleinen Steckenreiter aus allen Ständen wiſſen ja nichts Herrlichers, als ſich ſo oft es möglich eine recht prächtige Chare einzubilden, und dieſe nun mit wahrem Stolze paradirend auszureiten, worinn hauptſächlich ich ſelbſt, noch im männlichen Alter,

oft das reinſte Erdenglück wiedergefunden habe. — Und ſo iſt die Wellenlinie die allgemeine Luſt- und Spiellinie für den Menſchen *).

Caſtrat. Die Stimme eines ſolchen würde mich nur unter der einzigen Bedingung wirklich rühren oder entzücken können, wenn er verborgen ſänge und mir für eine Frauensperſon angegeben würde. Selbſt einmal, bey einigen großen Chören, wo es doch überhaupt nur auf vollſtändigen Diskant ankam, konnte mein Gemüth ſich nicht ganz von gewiſſen widrigen Gefühlen trennen. Auch habe ich mir nie denken können, daß ein Caſtrat ſeinem Herrn, der ihn anfertigen ließ

---

*) Eiligſt muß ich noch melden, daß mir ſo eben der einzige Freund, dem ich meine abcharischen und andern Uebungen vorlege, meine Luſt größtentheils verbirbt, indem er mir ſchreibt, „das Wort Chare ſey in ſeiner Gegend ebenfalls ein gutes, gebräuchliches Wort; man ſchreibe es aber Kahre, und es komme von kehren (wenden) her.“ — Der Menſch hat offenbar Recht, wenn gleich nicht zu läugnen iſt, daß er mich unglücklich gemacht hat! — Uebrigens — o ich Dummkopf! — ſpricht ja ohnehin der Hennebergiſche Landmann meiſtens, ſtatt verkehrt, „verkahrt.“ —

und kennt, irgend einen ächten Kunſtgenuß gewähren könne; und in der Jugend habe ich daher lange geglaubt, man verkleide dergleichen Burſche und gebe ſie für ſeltne Frauen aus, um nur die Fremden damit zu täuſchen.

Cantor. Ein Wort, dem ich vorzüglich gut bin, wahrſcheinlich deßwegen, weil ich wohl den vorzüglichſten Cantor auf Erden gekannt habe, (S. d. Art. Usbeck.) der auch ſelbſt das Wort ſehr liebte und mit ganz beſonderer Kraft ausſprach. Im gewöhnlichen Leben wird es, auch von Gebildeten, meiſtens Canter ausgeſprochen, und bezeichnet auf dem Lande nicht nur denjenigen Schullehrer, dem wegen ſeiner gröſſern Gemeinde, ſeines größern muſikaliſchen Talents, ſchönern Vorſingens in der Kirche und anderer Gaben, auch ein würdigerer Titel beygelegt ward, als dem bloßen Schulmeiſter, Organiſten u. ſ. w., (Stadt-Canter brauche ich nicht zu erklären) ſondern man verſteht auch überhaupt darunter: einen Mann, ein Thier oder ein Ding in ſeiner Würde, oder in der

höchsten Dignität. So heißt der Hauptschreyer und der Anti-Schulze in der Gemeinde der Canter. So legt man dem Stier in der Herde (dem Brumm-, Brüll-, Reit-, Faſel-Ochſen, oder Farren) ferner dem Hahn, dem Bock, dem Eber, (Beer, Bezel, Hockſch, Hauer, Harzbezel) ingleichen der ſchönſten Hyazinthe, Dorfnimphe, Taube u. ſ. w. den Namen Canter bey, und ſpricht dieſes Wort in den letzten Fällen ſtets mit ſtolzem gefälligem Lächeln aus. So pflegte mein höchſtſeliger Cantor oft doppelſinnig auf die Frage: „Wer hat Acht um den König geſchoben? Wer hat den Hirſch geſchoſſen?“ u. ſ. w. lächelnd und mit lauter Stimme zu antworten: „Nun, wer wird ſie geſchoben — wer wird ihn geſchoſſen haben? Der Canter!“ — Schon das ſchöne deutſche große C. an der Spitze des Worts (Wer wollte Kanter ſchreiben!) iſt zwar die Zierde und der Canter aller Buchſtaben; doch habe ich einmal lange in alten Bibeln und Vorſchriften nach einem des Wortes würdigen altdeutſchen C. vergebens geſucht; und ich kann es ſeit dieſer Zeit dem guten Gefährten des Bru-

der Gerundio sehr wohl nachfühlen, warum er den Namen Zorobabel stets mit einem viel größern Z. wollte geschrieben sehen als den Namen Zachäus– weil nemlich Zorobabel bekanntlich ein himmellanger Kerl, Zachäus aber ein kleiner dicker Stöpsel gewesen!

D.

Dunſt. Dummheit. Ich habe mir die Dummheit ſtets als einen gewißen Dunſt oder Nebel vorgeſtellt; und freylich mag auch wohl kein Dunſt für den Menſchengeiſt ſo tödtlich ſeyn als der, womit die Dummheit ihn betäubt und — wenn ſie nemlich einmal großgezogen und mit vornehmer Eitelkeit ausgeſtattet iſt — auf ewig umſchließt. Es giebt kein Heilmittel für ſolche Elende; d. h. außer dem großen Gegengifte, das freylich den Kopf noch mehr als jener Dunſt betäubt — ich meyne eine Kugel oder einen tüchtigen Schuß Vogeldunſt. — Wie ſchön iſt es, von dieſem Uebel frühe, wann es noch keins iſt, befreyt zu werden — aber wie ungern braucht man die ſchmerzhafte Kur; — Doch, ich muß ein Pröbchen von Dummheit aus meiner eignen Jugend geben! Als Knabe von 12 Jahren ſtand ich einſt mit einem ältern, mir noch neuen Freunde ſehr fröhlich im Garten ſeines Hauſes. Wir ahmten die Muſikanten auf dem Thurme nach und bliesen auf ſelbſtgemachten Schallmeyen, die

wir für Zinken ausgaben, den Choral „Sollt' ich meinem Gott nicht singen" andächtiglich über die Stadtmauer hinab ins freye Feld. Nach Beendigung des ersten Verses, der mich hoch entzückte, schwieg ich stille. Mein Freund wollte, daß wir noch einen Vers bliesen, ich versicherte aber, daß ich nur den ersten könne. Er sah mich starr an, fieng heftig an zu lachen und bat endlich, ich möchte nur den ersten Vers nochmals mit ihm blasen. Das geschah ohne Anstand und ich fand hier gar nichts zu lachen, wiewohl jener, noch ehe der Vers aus war, wieder hell auflachte und fort in seine Schule lief. Ich sann lange nach und hielt endlich den neuen Freund nicht etwa für boshaft und klug, nein, für läppisch und dumm. Ich sprach nicht wieder mit ihm darüber, weil ich ihn sehr selten wiedergesehen habe. Die Sache beunruhigte mich nachher noch oft heimlich, und ich habe gar nichts zu meiner Entschuldigung anzuführen, als daß ich, wie mir aus andern Umständen erinnerlich ist, in der Jugend nie eine Melodie habe singen oder pfeifen können, ohne den Text mit zu denken. Aber was geschieht

mir? In meinem neunundvierzigsten Jahre (ich hoffe wenigstens es war noch vor dem vierzigsten) lese ich in einem Tagblatt unter andern Anekdoten auch die von einem höchstfrommen Manne, der in seinem Testament verordnet, „die Thürmer sollten jeden Sonntag den vierten Vers aus einem gewissen Kirchenliede ihm zu Ehren vom Thurme — blasen." Schnell erinnerte ich mich meines längst verstorbenen Freundes — wie Schuppen fiel es mir von den Augen — mein Blick suchte den Spiegel, — ich war über und über roth geworden!

E.

Erfindungen. Alle irdischen Erfindungen — vom friedlichen Pflugeisen an bis zum bevölkerten Kriegsschiffe, dessen Kiel die Spiegelauen des Weltmeers furchet, werden doch nach meinem Sinn von einer einzigen aufgewogen — von der Erfindung des Kusses.

Ewigkeit der Kunst. Ich glaube fest an sie, selbst in der Zeit; (obgleich Ludwig Tieck diese hier für einen zu groben Stoff hält) denn ich habe bey der Kunst von jeher das Daseyn einer Art von Seelenwanderung gefühlt. Die Zeit kann allerdings ein Kunstwerk verschlingen, und verschlingt es oft — aber nicht seinen Geist; die Kunsterscheinung müßte denn in einer menschenleeren Oede aufblühen und vergehen. Der Geist zieht, unabhängig von fernerm Anschauen, von Tradition u. s. w., mächtig und ewig durch die Geister fort. Das Kunstwerk, indem es vollendet dasteht, wird dadurch ewig, daß es das menschliche Gemüth oder die Geister ergreift; und die Spur

dieſes ſeines wirklichen Daſeyns kann nun nicht wieder verloren gehen; der Weltgeiſt, der Gott, der es entſtehen ließ, bewahrt es auch nun im Menſchengeſchlechte und läßt es irgendwo von neuem aufkeimen, anſprechen, anſchauen — ſo wie überhaupt eigentlich von allem, was einmal vollendet da war, auch Spuren in der Zeit zurückbleiben müſſen.

Eſſen. Es iſt oft eine ſehr erfreuliche Entdeckung für mich geweſen, daß der deutſche Landmann mit dem Akte des Eſſens eine gewiſſe Heiligkeit verbindet, und ich habe das dabey zum Grunde liegende reinmenſchliche Gefühl ſtets mit Rührung getheilt. — Die uneinigſten Familien werden friedlich, ſobald das Tiſchgebet geſprochen iſt. Man beeifert ſich, alle Strafen und Zänkereyen ſoweit als möglich von der Tiſchzeit zu entfernen. Der ſtrengſte, hartherzigſte Bauer jagt ſeine Arbeiter wohl aus der Ruhe, aber, ſelbſt bey der augenſcheinlichſten Gefahr im Verzuge, faſt nie vom Eſſen auf. Wer die ärmſte Familie beym Eſſen trifft, und, wie faſt immer geſchieht, dazu ein-

geladen wird, der kann auch faſt immer überzeugt ſeyn, daß er durch die Theilnahme Freude erregt. Soviel dieß geſagt iſt, (denn es gilt ſelbſt vom Geizigen) ſo wahr wird es von jedem Beobachter erfunden werden. Die Augenblicke des Eßgenuſſes machen dieſe Klaſſe unbeſchreiblich ſanft und gut – der Seegen Gottes, der einmal angeſchafft und bereitet da ſteht, nimmt nun einen allgemeinen, heiligen Charakter an, er erſcheint dieſer unſchuldsvollen Welt als geweihte Labung für ſich und den hungrigen Bruder – er iſt nun wieder in Gottes Eigenthum – und wie oft habe ich die gierigſten Kinder ſich das Beſte verſagen ſehen, um es den Gäſten anbieten zu dürfen. Der Grund hiervon iſt noch gar nicht in der wohlthätigen Geſinnung oder in der eigentlichen Gaſtfreyheit zu ſuchen, ſondern er liegt dermalen blos in der augenblicklichen gemüthlichen Betrachtung und Anſicht des Eſſens. Wenn der Bauer zu einem böſen Nachbar, Advokaten, Richter, oder zu einem andern Feinde im gröſten Zorn, in voller Wuth hinrennt – gleich ſteht er betroffen, höflich und beſcheiden da, ſobald er ſeinen

Gegner bey'm Essen findet. Ich selbst habe einst als Beamter dieß bemerkt, indem ich mehrmals die erste Wuth hitziger Partheyen gegen mich sich auf einmal blos dadurch entwaffnen sah, daß ich zufällig es mir so eben vortrefflich schmecken ließ. — Die wörtliche Denkformel heißt dann ungefähr so: „hab' ich dich endlich, du infame Kanaille? — Halt — nun freylich — Gott gesegne dir's!"

Erbvertheilungen sind für mich höchst interessant und belustigend. Ich habe die elterliche und die meines liebsten Jugendfreundes mitgemacht, und bin gerade bey diesen beyden — da ich mich längst resignirt hatte — der lachendste von allen Miterben gewesen, über welchen die theuren Erblasser gewiß aus ihren schönen Himmelsauen herüber recht herzlich gelacht haben mögen. Es fehlt da niemals an seligen Momenten, heimlichen Thränen und öffentlichen komischen Ereignissen. Freylich muß die Theilung unter guten, gefühlvollen Menschen vorgehen. Herrlich ist's, wenn zuweilen bey Vertheilung der Kleidungsstücke die Weiber doch hier

und da wegen angeblicher Verkürzung ein wenig empfindlich werden, anfangen zu weinen, und nun von den Männern (die hier in der Regel der uneigennützigere Theil sind) gebührend ausgelacht werden. Die höchste Lust gewährt das Anfertigen der Verzeichnisse, welche die Interessenten, indem sie alles herumgeben und vorzeigen, einander selber diktiren. — So erinnere ich mich aus dem Verzeichniß einer sehr gemüthlichen Erbvertheilung zweyer Stücke, die ich besonders lieb gewann. — Das erste hieß: „des Verstorbnen sogenannter Auerbachshof, worinn allerley Kleinigkeiten befindlich.“ Dieser leztere Ausdruck war aber erlogen; denn das liebe Kästchen enthielt Sachen von unschätzbarem Werth, und ich handelte es nachher für eine nahmhafte Summe an mich und netzte es oft mit geweihten Thränen. Da gab es köstliche Glaßperlen, zerbrochene Ringe, Kettchen, halbe silberne Hemdknöpfe, Denksteinchen und tausend andere Kleinodien mit daran gebundenen Nachrichten über ihren Ursprung und Werth — Kurz: so oft der Verstorbne bey keinem Kaufmanne, ja bey keinem Hausgenossen und Freunde

mehr Rath oder Hülfe fand, schloß er nur getrost seinen Auerbachshof auf— und niemals ist er unbefriedigt davon gegangen! — Das andere war ein Haarbeutel. Wir wollten nemlich das Verzeichniß ein wenig systematisch machen, und ich behauptete, man müsse mit den Westen anfangen, weil die Weste zunächst an dem, was am Freunde das Beste gewesen sey, am Herzen liege, und weil eine der vorliegenden mir selbst sehr am Herzen lag. Allein die Andern meynten, der Kopf müsse den Anfang machen, denn dieser sey und bleibe doch das Hauptstück vom Menschen; und so rief denn, als ich nachgegeben, Einer aus: „Ein Haarbeutel!“ — „Ist alt!“ seufzte ein Anderer. „Klein!“ schmähte ein Dritter. „Aber doch noch gut!“ lächelte der Vierte friedlich und zeigte den armen Wurm entschuldigend dem Protocollführenden vor. So wurden denn einmüthig ins Verzeichniß die folgenden wenigen Worte gesetzt, die mich noch in diesem Augenblicke (wer kann wissen, warum?) zu sanftem aber unverkennbar tiefem Mitleiden (S. dies. Art.) rühren — damals aber fast zum

Weinen bewegten; nemlich: „N°. 1. Ein kleiner alter guter Haarbeutel.“— Ach, wohin hat wohl der Wind dich armen Kleinen, oder deine Aſche verſtreut, du — Guter!

F.

Falſcher Ausdruck bey falſchen, böſen Handlungen macht mir dieſe immer erſt im höchſten Grade verabſcheuungswerth. So iſt mir ein ungezogener Schuſter, der ſeine gute Frau beſtändig mißhandelte, durch ſeine dabey gemachten frivolen und giftſaugenden Wortſpiele erſt in der wahren Geſtalt eines niederträchtigen Hundes erſchienen. — Einſt, nachdem er lange über kalte Suppen geklagt, fand er eine Suppe zu heiß. Die Frau bat ihn, die Suppe ein wenig ins Fenſter zu ſetzen, damit ſie überſchlage. Er nimmt die Suppe, wirft ſie mit der Schüſſel aus dem Fenſter, ſagt höhniſch dazu: „Da! Nun iſt ſie überſchlagen!“ und läuft darauf ins Trinkhaus, um die arme Frau bey trocknem Brote ſitzen zu laſſen. Ein andermal klagte die ſo eben abgeprügelte gute Frau: „o wenn ich doch ſagen könnte, ich hätte, ſeitdem du mein Mann biſt, nur eine einzige gute Stunde gehabt!“ Augenblicklich jagt er ſie noch am Abend in eine über zwey Stunden entfernte Oelmühle,

mit den Worten: „Kanaille, du sollst heute noch zwey gute Stunden für eine haben!“ — Noch jetzt freut es mich, daß ich nicht der Richter dieses Unmenschen war!

Frauenverführer im ledigen Stand (ich habe sie sehr fleißig studirt) werden nur höchst selten geschickte Frauenhüter im eignen Ehestande seyn. Jenes erstere Handwerk muß wohl verworfner seyn als alle andern schlechten Hantierungen, und die Verführungskunst ist auch übrigens so einseitig, daß ein solcher Künstler nur die groben, elenden und tyrannischen Bewahrungsmittel gegen die Verführung nebenbey erlernt, die richtigen und schönen aber nie begreift, und daher auch im Besitze des schönsten und reinsten Weibes sich nie glücklich, sondern ewig geängstet fühlen, selten aber (vielleicht aus einem eignen Gerichte Gottes!) der nemlichen Untreue auf die Spur kommen wird, die er selbst einst so geschickt zu üben wuste. — So verläßt Untreue ihren eignen Herrn; und hier ist daher die Regel „zum Diebsfänger schickt sich am besten ein reichlich besoldter Dieb“ nicht einmal anwendbar.

Frühlingslüfte, durchwogt von der ersten Würze der Knospen und der Jugendwärme des zarten Jahres, befruchten auch den Geist des Menschen; und nie überließ ich mich ihrem holden Spiel, ohne sie leise zu fragen: „Wo auf Erden öffnet ihr wohl heute den bräutlichen Busen des jungen Genius? wo lockt ihr jetzt die ersten Klänge der Poesie aus einem unsterblichen Gemüthe hervor!“

Feines Betragen wird jetzt allmählig immer seltner gefunden werden, jemehr der Satz „daß dasselbe jeder Trefflichkeit und Tugend erst den rechten Werth und die leichtere Möglichkeit zum Geltendmachen und zur Ausübung giebt“ von den Erziehern mißkannt und vernachläßigt wird. Man sagt den Kindern nur: „Ihr sollt gute Menschen werden — und so und so müßt ihr es anstellen.“ Aber kein Mensch sagt ihnen mehr: „Ihr müßt den Leuten mit eurem Gespräche nie auf den Leib rücken, oder ihnen ins Gesicht reden, damit ihr nicht einmal nüchtern, oder gar mit riechendem Athem, dasselbe thut und euch dadurch bey Jeder-

mann – unleidlich macht.“ — Man hält die Mädchen wohl zum Waſchen und zu andern Reinlichkeiten an. Aber Niemand ſagt ihnen mehr, wie ſorgfältig und oft man die Ecken des Mundes reinigen muß – wie leicht ſich durch bloſſes Reden ein Schaum am Munde erzeugt – wie unangenehm, rauch und buntſchäckig oft gerade der ſchönſte Mund dadurch wird, daß man ihn zu trocken hält, oder gar braun und blau leckt u. ſ. w. — Was hilft denn alles Seyn, ja, wie wäre es möglich, wenn es ſich nicht im Betragen ausdrückte? (dabey fällt mir ein, daß ich neulich einen klugen phlegmatiſchen Knaben fragen hörte: „Nicht wahr, Herr Hofmeiſter – wenn ich auch nicht viel weiß und kann – wenn ich nur tugendhaft bin!“) Wäre meine obige Klage ungegründet – wie hätten mir denn überall in den vornehmſten Klaſſen ſo viele Erſcheinungen begegnen können, die mich unangenehm daran erinnerten, ja die mich oft bey Erblickung eines ſchönen, durch Vernachläſſigung entſtellten Angeſichts von Herzen die alten Gouvernanten (die dergleichen recht wohl wußten, thaten und ein-

schärfsten!) statt unserer jetzigen „Lehrerinnen“ (die über Jene – und wohl gar selber zwischen zwey allerliebsten „Sperlingbeckyn“ hervor – spötteln!) wieder herbey wünschen liessen? — Das Schlimmste bey allen solchen Dingen ist, daß nachher die Welt, die fremde Gesellschaft, sie zu rügen unterläßt, weil eine solche Rüge für beyde Theile höchst unbequem ist und von der einen Seite meistens nicht wohl und vollständig gegeben, von der andern aber dennoch fast immer vollständig übel genommen wird. Es gehört ein eignes Talent dazu, um über eine vertrauliche Aufmunterung zu wagen, besonders gegen Frauen, die nicht ausgemacht reitzend sind. — Wüßte nur Jedermann das, was ihm Gott an Körper und Geist verliehen hat, auf die gemäßeste und bequemste Art zu gebrauchen, es in Ordnung und zu Rath zu halten, das Rechte damit zu machen – um wie viel angenehmer würde unser gesellschaftliches Leben seyn!

Freundschaft. (S. d. Art. Liebe.)

Oft schien mir der Freundschaft Silberborn,

reiner und himmlischer zu rinnen als der heiß-sprudelnde Quell der Liebe. „Denn dort, sprach ich, wagt der Mensch sein Blut, sein Leben, und ihm winkt zum Lohne fast stets ein ewiger Frieden der Seele: doch hier — o wie oft wagt nicht selbst der Beste seine Seele für die Wonne zeitlicher Lust!“ — Aber wenn ich dann wieder die heiligen Abgründe der Liebe zu messen strebte, wenn ich, entzündet von der Religion, zu den Sternen aufschaute — wo blieb da die Freundschaft? — Freundschaft ist gut, Liebe ist schön — jene vergleiche ich der Rechtlichkeit, diese der Tugend — der Freundschaft Grenzen umgiebt die Liebe, aber die Grenze der Liebe heißt Unendlichkeit — Freundschaft ist Prosa, Liebe Poesie — Freundschaft ist eine Göttin, Liebe ein Gott — ja die Liebe beugt sich unter kein Geschlecht, sie ist das große allein thätige Neutrum, das All, dem alles Daseyn folgt, dem kein Mund noch Griffel einen andern Namen geben soll, als — Liebe.

Fertig werden mit allem was man treibt, ist eine große Kunst. Ich ärgre mich

oft, daß die Menschen mit ihren Geschäften, Kunstwerken, Besuchen, Anstalten, Toiletten, auf ihren Spaziergängen u. s. w. nicht fertig werden können, sondern sich bey jeder Kleinigkeit aufhalten, die sie dermalen doch nicht zu erschöpfen vermögen, und der sie vielleicht ein Besseres oder Schöneres aufopfern; und deswegen kann ich selbst sehr selten sagen: ich bin mit dieser Sache fertig. — Ein ächter Hofmann muß eigendlich stets fertig seyn. Mit unsern Entschlüssen werden wir in der Regel niemals fertig. Der Deutsche überhaupt liebt es, sich durch kleine Sachlichkeiten auf seinem Wege aufhalten und zerstreuen zu lassen — und dieß ist ein Zeichen von Genialität. — Der Franzose ist immer fertig, und wird es doch nie.

Furcht vor Gespenstern entsteht bey Kindern wohl weniger durch Erzählung fürchterlicher Geschichten, als durch Hinweisung auf gewisse Gegenden und Plätzchen. Kinder solcher Eltern, die zur Miethe wohnen und ihre Wohnung oft verändern, werden sich seltner und weniger fürchten, als

andere. In dem von Kindheit auf bekannten Hauſe, beſonders im elterlichen, wird nach und nach jede dunkle Ecke fürchterlich – im unbekannten keine. (So wie man ſich auch im Fahren meiſtens nur auf bekannten böſen Wegen fürchtet – auf unbekannten aber nicht. Eben ſo mindert ſich auch die Gewitterfurcht im fremden Hauſe gar ſehr. (S. d. Art. Gewitter.) Ein Kind, das ſich wirklich allzuſehr fürchtete, wäre daher wohl am leichteſten dadurch zu heilen, daß man es eine Zeitlang oft aus einem ganz fremden Hauſe in das andere brächte. Ich ſagte allzuſehr. Denn ein bischen Furcht gehört nothwendig zum Glück des Menſchen. Schon im Akte der Furcht fühlte ich von jeher etwas Beſeligendes, und beſonders eine groſſe Erweckung zur Thätigkeit. War ich Abends ſchläfrig, ſo ſuchte ich nur für einen Augenblick eine gewiſſe dunkle Kammer auf, und ſtrengte mich an, ihre Schauer (ohne Pfeifen, Singen und Lärmen) zu ertragen. Die Furcht ſteigerte ſich dann immer und ward zuletzt gerade dann am heftigſten, wann die Sicherheit am nächſten glänzte, nemlich wenn mir das Stu-

benlicht, wobey die ſichre Geſellſchaft ſaß, ſchon wieder durch die Thürritzen entgegen ſchimmerte. Der Moment des Thüröffnens war ſtets der fürchterlichſte; (auch ſchreyen in dieſem mehlens die furchtbaren Kinder erſt — und, aufrichtig geſprochen, iſt man auch da, zu guter Letzt, am wenigſten vor einer Geiſterklaue ſicher!) doch mit der Bewegung, welche die Thür hinter mir zudrückte, (wobey die Augen ſich ſehnlich ſtets dem Lichte zuz, und gewiß nie rückwärts wandten) trat dann der alte Trotz wieder ein. Doch war ich nun einmal von neuer Munterkeit belebt, und konnte dann, geheim erfreut über die wiedererlangte Sicherheit, mit ganzer Anſtrengung fortarbeiten. — Gebt nur ſelbſt auf Erwachſene Acht, die Abends mit oder ohne Licht aus der Geſellſchaft weit weg gehen. Iſt nicht ihr Gang beym Wiederkommen wenigſtens etwas ſchneller, als beym Hingehen zu ſolchen bedenklichen Plätzen? Sind ſie nicht ein wenig freundlicher bey der Zurückkunft, als ehe ſie giengen? Und, erzählt euch nun vollends ein ſolcher Reiſender etwa, „da eben pfeife der Wind ganz erſchrecklich — drauſ-

sen im Garten müssen wohl ein paar Eulen seyn, denn oben in der Eckstube habe er Etwas ächzen hören" u. s. w. – fühlt ihr euch dann nicht selbst alle so schön sicher und glücklich – und rückt ihr nicht zusammen und möchtet euch lieb haben? — Gebt nur Gott die Ehre, lieben Brüder, und gesteht, daß ihr euch alle ein wenig fürchtet! — Und ich? Gewaltig! Und wer mir meine Furcht nähme, der nähme mir einen Theil meiner Glückseligkeit. Welcher andere Genuß könnte mir auch wohl Vergütung leisten für den Gedanken an alle die lieben schaurigen Oertchen in dem Pfarrhause, worinn ich geboren und erzogen ward? An das „Kellerstübchen" – die Schrankecke in der Langenstubenkammer – den dunklen „Gang" – die schwarze „Magdkammer" und den dunkeln Winkel unter der Bodentreppe? — Eine Bodentreppe überhaupt wird fast immer einige Schauer um sich her verbreiten, da in ihrer Nähe alle eigentliche Häuslichkeit aufzuhören scheint, und da jeder Boden etwas ödes und wildes für Kinder hat, welche auch bey Nacht mit der Laterne viel lieber in den tiefsten Keller steigen, als auf

den unheimlichen Boden — von dem im Grunde alles Fürchterliche die Treppe herab zu kommen scheint. — Daß übrigens solche Angstplätzchen fast immer dunkel oder gar schwarz sind, habe ich kürzlich als wahr befunden, da ich die meinigen wieder besuchte und — Ich will es nur gestehen — mich noch eben so sehr und herrlich vor ihnen fürchtete, als vor fünf und dreyßig Jahren! Die Zeit und Erfahrung vermögen hierin gar wenig über den Menschen; und ich meines Theils mache mich zwar verbindlich, in einem fremden, der Spuckerey höchst verdächtigen Gasthofe eine Nacht über das berüchtigteste Zimmer allein zu übernehmen — aber, unter der Bodentreppe meines geliebten Pfarrhauses zu schlafen? Nimmermehr! — Ich war ein beherzter Knabe, und dachte äusserst frey über das Geisterreich, ließ mich auch durch Erzählungen fast nie in Furcht setzen; daher muß der Grund, warum man dergleichen Plätze, ohne etwas Ungeheures von ihnen zu wissen, nach und nach scheut und mit stillem Ernste vermeidet, viel tiefer liegen als in Erzählungen anderer Menschen (doch S. d. Art. Ziegler) — auch viel

tiefer als in der ſchwarzen Farbe. — Wie beherzt erſchien mir in meiner Knabenzeit oft ein Fremder, der als unſer Gaſt ſo frey und unangefochten bey Nacht im ganzen Hauſe herum gieng! Doch meine ſtille Scheu konnte durch ſein Beyſpiel keineswegs vertilgt werden. „O, (dachte ich oft) du guter Mann, wenn du wüßteſt – wenn du wüßteſt, was ich – gern wiſſen möchte!“

G.

Geflügel. Wäre ich ein groſser und reicher Herr, ſo hätt' ich ganz gewiſs eine Liebhaberey, die mich vieles Geld koſten würde — die Luſt am Geflügel. Ich müſste dann ein Schloſs mit Waldung und einer ungeheuern, ebnen Flur beſitzen, welches alles ich ohne Zwang mit meinen gefiederten Bürgern bevölkern könnte. Der Wald von Bächen durchſchnitten wäre die Hauptſtadt. Viele hunderttauſend vaterländiſche Sing-, Freuden- und Prachtvögel müſsten dort, zu Vertrauten des Menſchen gezähmt, ihr leichtes Leben führen. Das Haushuhn müſste ſich mit dem Rebhuhn wieder vereinigen und den Faſan und die Taube zu Geſellſchaftern aufnehmen. Alles Wild müſste allmählig zahm werden und alle Hausthiere ſollten nach und nach zur Wildheit zurückkehren und auf ihre eigne Hand leben. — Welche anmuthigen Sommerbeſuche bey dieſen Kindern des Sommers! Welch ein Sansſouci unter dieſem ſorgloſen Völkchen!

Gehorsam, als blos gefordertes Gehorchen, hat mich fast immer erbittert. Der Vernunft und den ihr gemäßen Gesetzen gemäß zu handeln, ist der Mensch schuldig. Daß aber zu diesem Gehorsam die Kinder (große und kleine) so oft gezwungen werden müssen, und nicht durch Gründe Neigung zu fassen vermögen – das ist ein Unglück für das Menschengeschlecht, ein Schicksal, welches mit aller menschlichen Bosheit und Schuld in der innigsten, beweinenswerthesten Verknüpfung steht. — Soviel ist gewiß: Kannst du deinem Kinde, dem Untergebenen, der Geliebten oder dem Freunde Gehorsam aus Neigung einflößen, so machst du jeden dieser Menschen zu deinem Diener und zugleich – glückselig.

Genius. Ich fand fast an allen fremden Orten, die ich öfters besuchte, stets einen guten und einen bösen Genius! Ich reise z. B. nach A. und ärgere mich beym Anblicke der Stadt, daß sie so schlechte Gasthöfe besitzt. Aber eben begegnet mir Herr B., der mich dort schon einmal mit

groſser Liebe aufnahm, und ruft mir gleich aus ſeinem Wagen eine freundliche Einladung auf morgen Mittag an ſeinem vortrefflichen Tiſch zu. „Das geht ja gut!“ denke ich heiter, und bin froh, daß der Wagen ſchon an dem hübſchen Thore hält. Aber da ſteht der grobe, abſcheuliche Soldat, mit dem ich das vorigemal Streit bekam, gerade wieder am Schilderhäuschen — und nun iſt mir die ganze Entree verſalzen! — Da ich die Stadt A. verlaſſen will, um nach C. zu reiſen, fehlt es wegen der ſtarken Durchmärſche an Pferden. Ich mache einen letzten Verſuch auf der Poſt, werde abgewieſen und fluche heimlich. Aber auf dem Rückwege begegnet mir wieder der freundliche B., der zufällig heute noch nach C. fährt und mich mitnehmen will. Wir fahren glücklich und ohne zu halten aus dem Thore. Unweit der Stadt hält der Kutſcher in einem engen Wege, weil ein Schiebkärrner ſich mitten in die Straſſe gepflanzt hat, und erſt ſein ganzes Holz umladet, ehe er ausweichen kann oder will. Die Pferde werden endlich ungeduldig, reiſſen am Wagen, es bricht gar ein Stillſcheid,

der Bediente wird zurückgeſchickt um ein anderes zu hohlen, wir gehen aus Verdruß eine Strecke zu Fuß, und indem ich vor dem Schiebkärrner vorüberſchreite, (und ihm gern den Schiebkärnergruß zuriefe, wenn ich das nicht für gottlos hielte, ſ. d. Art. Schiebkärner) ſehe ich mit Schrecken, daß es abermals mein grober Soldat von neulich her iſt, welcher heute Holz einfährt; und ich verbeiße meine Wuth. Aber der kleine Zufall bringt uns doch um eine ganze Stunde Zeit und obendrein, noch ehe wir C. erreichen, in ein fürchterliches Gewitter! Nun ſind wir endlich in C. und erfahren ſogleich, daß dort heute Abends ein prächtiges Stabat mater aufgeführt wird, wozu aber ſchon geſtern kein Billet mehr zu haben geweſen. Aus Verdruß will ich Beſuche machen und fange bey der Gräfin D. an, die mich hier von jeher am meiſten protegirte. Im erſten Augenblicke zeigt es ſich dort, daß dieſe eigentlich die ganze heutige Muſik allein veranſtaltet hat, ſie ladet mich dazu ein, verſchafft mir ſogleich zwey Billette für mich und den guten B. und will ſogar im Concerte meine Nachbarin

seyn. Wer ist froher als ich! Die Grä-
fin nimmt mich mit; aber kaum sind wir
aus dem Wagen und im Saale, als meine
Gönnerin zur Prinzessin von E. gerufen wird,
und also mir ihre Entschuldigung macht.
Ich sehe verlegen nach einem guten Platze
umher; Da ergreift plötzlich der unerträg-
liche Schwätzer F. meine Hand und nöthigt
mich mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit,
(die ich schon lange „mein schwarzes Schick-
sal von E." nannte) den besten Platz – das
heißt neben dem seinigen – einzunehmen.
Während der Musik plappert er unaufhör-
lich. Am Schlusse komme ich glücklich von
ihm los, und indem ich bey'm Ausgange
mich erinnere, daß ich mein Abendessen zu
bestellen vergaß, bringt mir ein Bedienter
die Einladung zur Gräfin. Ich freue mich
von Herzen auf die geistreiche Gesellschaft, in
die zum Glück der unausstehliche F. nicht
aufgenommen ist, und eile, dahin zu kom-
men. Aber auf dem Vorsaale schon dringt
mir ein bekannter schnarrender Ton in die
Ohren, ich öffne, und da steht und demen-
sirt schon lange der gräfliche F., der sich
endlich auch hier Zutritt verschafft hat, um

mich überall zu verfolgen. — Und ſo ungefähr geht es mir denn an den meiſten Orten, die ich öfters beſuche. — Selbſt auf meinen kleinen Wanderungen zum heiligen Muſenberge zeigen ſich mir oft jener gute, jener ſchwarze Genius. Oft, wenn ich mühſam ſeine breite, ſtaubige Chauſſee hinanklomm, gedrängt von tauſend Wanderern, beyſeite gedrückt von den groben Fuhrleuten, verächtlich lorgnirt von Manchen, die auf dem großen Pferde ſaßen, und ermattet von Mühe und Angſt — da erſchienſt du mir, o ländliche Muſe, in deiner anmuthigſten Geſtalt und winkteſt dem Freunde aus zartem Myrtengebüſch, und kühlteſt ſeine Stirne mit deinem himmliſchen Kuſſe und führteſt ihn ſanft aufwärts, durch ein ſtilles Thal, den nähern Weg. Da ſchaute ich fröhlich hinauf und ſah mit heiliger Sehnſucht jene Höhen glänzen, wo du in ewiger Jugend und Luſt mit den Seligen wohneſt, und bald erblickte ich das Getümmel der weitherumziehenden Heerſtraße ſchon tief unter mir. Aber plötzlich entſchwebte mir deine göttliche Geſtalt — und ein hämiſcher Sa-

tyr stieß mich wieder hinüber auf den heißen Fahrweg!

Geld. Ich habe das Geld immer besonders lieb gehabt, weil man so vielerley damit ausgleichen, gut machen, versöhnen, und so manches Vortreffliche schaffen und herstellen kann. Von den so sehr gewöhnlichen Exclamationen über „das verfluchte, abscheuliche, verdammte Geld!“ ist höchst selten eine über meine Zunge gekommen. Wie können auch die Menschen (besonders die, welche so wenig haben wie ich) dem Gelde gram seyn und es immer bis in die Hölle verfluchen? — Obgleich das Geld zuweilen einen Verschwender frühe ins Grab stürzt, so rettet es doch gewiß dafür immer auch zwey Geizige wieder vom Tode — zu geschweigen denn, daß eigentlich die meisten Geizhälse leider lebendig begraben zu werden pflegen, bloß weil man es unterläßt, auf ihren Leichnamen vorher Geld zu zählen und solcher Gestalt durch den Metallreiz die Gründe ihres Scheintodes zu widerlegen. — Wenn auch das liebe Geld einmal der Liebe, Treue oder Gerechtigkeit die Augen zuschließt, so ist es dagegen für viele tausend

Blinde auf der theuern Post des Lebens ein köstliches Augenwasser. — Ganze Bände möchte ich zum Lobe des Geldes vollschreiben! — Besonders hat mich sein allgemein geltender und helfender Charakter von jeher tief gerührt. Oft specificirte ich eine ganze Schaar der verschiedenartigsten Verlegenheiten, Sünden, Schanden, Unglücksfälle und Nothwendigkeiten, in die mich Schicksal und Schuld gebracht, oder zu bringen drohten, schlug sie zu Geld an, summirte das Ganze, und konnte nun alles auf einmal mit einer einzigen Geldsumme gut machen – (denn für eine bloße Geldsumme giebt es fast immer auf Erden Rath,) fühlte mich nun nicht mehr von all jenen Sorgen gedrückt, sondern nur von dieser einzigen Geldsorge; war mit der Welt versöhnt und konnte wieder ruhiger an meiner Besserung und dem Frieden mit Gott fortarbeiten. — Bedenket das wohl, ihr Geldlästerer!

Gipfel. So oft ich eine moralische oder physische Bergeshöhe schon über die Hälfte erstiegen hatte, waren mir alle Hin-

dernisse ziemlich gleich unwichtig, und ich wußte dann fast gewiß, daß ich nun hinauf kommen würde. — Vom Thale herauf ziehen wir noch gern langsam und blicken zurück, lassen uns auch ebenfalls auf Eseln fortbringen; aber weiter oben wird es anders. — Wer wollte auch in der Nähe des Gipfels noch auf den mühesamen Pfad und die Klippen und Dornen, die er unter sich hat, zurückblicken? Aufwärts und edel schaut dann der sehnsüchtige Mensch — die neuen Weltfernen will er erschauen, die bald vor dem Siegreichen sich ausbreiten werden!

Gewitter. Ich habe nie begreifen können, warum so viele der neuern Menschen wollen, daß man sich vor Gewittern nicht fürchten soll. Nehmt mir die Furcht davor, so nehmt ihr mir auch die Freude daran und die Andacht dabey! So manches schrecklich schöne Gewitter hat mir geschadet, meinen Nächsten erschlagen, die Flur verhagelt, Dörfer fortgerissen, Menschen und Vieh getödtet, und nur andere fremde Gegenden beglückt — und ich sollte nicht mit Andacht, Furcht und Zittern aufschauen zum barm-

herzigen Lenker der Weltereigniſſe, wenn ein ſchweres Wetter herauf zieht? — Welch abgeſchmackt unmenſchliches Anſinnen einiger — ſelbſt furchtſamen Pädagogen! — Ich habe nemlich zum Glücke ſehr oft bemerkt, daß die, welche während eines Gewitters den Weibern und Kindern ſo viel vom Nutzen und Wohlthun der Gewitter und von der Thorheit aller Furcht dabey vorpredigten, gerade die Furchtſamen waren, und die Predigt aus eigner Furcht und Angſt abhielten, ſo wie man im Dunkeln gern laut wird. (S. d. Art. Furcht.) Sobald ich mich von der Richtigkeit dieſer meiner Bemerkung einmal überzeugt hatte, probirte ich das Mittel jener Herren ſelbſt, fieng bey'm nächſten Gewitter auch an zu predigen — es gieng vortrefflich; man verſuche es nur, es hilft und ſchafft die Angſt vom Herzen weg! Der Grund mag wohl auch darinn liegen, daß man ſich dabey gewiſſermaßen als eine officielle göttliche Perſon fühlt. — Wer ſich wirklich nicht fürchtet, pflegt gewöhnlich bey'm Gewitter von ganz fremden Dingen zu ſprechen, und zeigt ſich nicht inſpirirter und nicht ruhiger, als er gewöhnlich iſt.

Doch ſind dergleichen Leute auch zuweilen nur klug, und im Herzen doch nicht ganz rein geheilt. Wer ſich aber tüchtig und ehrlich fürchtet, der ſucht beſonders (wie z. B. ich) das gegenwärtige Gewitter recht zu loben, („Welch herrlicher Regen! Wie wird ſich alles erquicken! Wie wird die Gerſte wachſen! Nun kann es noch Klee geben!“ u. ſ. w.) und giebt ſich wenigſtens alle Mühe, das Gewitter – ſo lange es noch irgend möglich iſt und die Schloßen nicht gar zu dicht fallen – zu entſchuldigen, nemlich über das, was es ſchon angerichtet hat oder eben jetzt thut. Dagegen ſucht er alle Gründe Anderer – wenn ſie behaupten, es komme nicht ganz hieher, ſey leicht, thue nichts, oder ſey ſchon vorüber – ſorgfältig zu widerlegen, und zuckt über die Zukunft noch ſtets die Achſeln, mit einem bedenklichen „Man kann dieß noch gar nicht wiſſen! Wir wollen's hoffen! Ja, ja – aber! Hm, ſo weit ſind wir noch nicht – denn die Wolken kamen ja ganz dick und ſchneckenfett angezogen!“ u. ſ. w. – Kurz, er ſchmeichelt dann immer ein Bischen, weil er nicht ganz traut. — Große

und ähnliche Angſt fühlte ich auch oft im May, wenn viele warme Frühlingstage jeden zarten Keim des Pflanzenreichs hervorgelockt hatten, die Wieſen und Fruchtbäume im vollen Blütenſchmucke da ſtanden — und nun nach einem Gewitter plötzlich eine kalte Nacht eintrat, vor deren Anbruch ich ſchon manches zartes Gräschen an feuchten Plätzen unterſuchte, und — erſtarrt fand! — Der Mißmuth des Landmenſchen über einen ſolchen gewiſſen Nachtreif grenzt dann oft an Gotteslästerung. Aber zu unſerer Beſchämung finden wir es am Morgen faſt nie ſo ſchlimm, als wir träumten, und die holde Natur weiß auch mitten in ihrem unbegreiflichen Vernichtungsgange unbegreiflich zu ſchützen. — Größer aber war meine Bangigkeit nie, als wenn ich ſah, wie ein ſchweres Wetter über eine in voller Pracht und Schönheit da ſtehende Ernte herein zu brechen drohte. — Ein reicher Segen zeitigte einſt rings um mich her in der Fülle des Sommers und ſchien ſich ſchon der Sichel entgegen zu beugen. Mir war das Einbringen deſſelben anvertraut — ich hielt ſein Gedeihen und Verderben für das

meinige und sann bereits auf schnelle Förderung des herrlichen Erntegeschäfts. Da zog über den Wald eine ungeheure Wetterwolke heran — ich konnte vom Gang aller heute schon vorübergezognen Wolken ziemlich richtige Schlüsse machen — und ach, die jetzt erscheinende nahm ihre Bahn nach der Mitte meiner Flur — es tönten die ersten dumpfen Schläge — in der Mitte der Schwärze bildete sich das entsetzlich furchtbare Hagelzeichen — bald noch eins, und selbst ein drittes zu beyden Seiten — Hilf, Helfer im Himmel! — immer näher wogt das finstere Ganze — nun rasselt es zwischen den Wolkenbergen wie fernschmetternde Wagenräder, denn dort ertönt jetzt das Vereinigungsgeräusch von zwey elektrischen Geschlechtern, wie Brautgetümmel ungeheurer Geister — näher und höher tönt das Rasseln — Dank, allmächtiger Helfer! Dank Dir! Dein Odem wandte das Verderben, und der freundliche Wald streckte auf seines Gottes Geheiß Millionen Arme mächtig zum Wolkenheer empor, um den großen Kampf auszukämpfen, zu dem die theure zarte Flur zu schwach war! — Da blickte mein träufelndes Auge

empor, als die Lerchen wieder ſangen; und ſanftſchwankende Töne entwandten ſich meinen wehmüthigen Lippen:

„Sollt' ich meinen Gott nicht ſingen?
„Sollt' ich ihm nicht dankbar ſeyn?“

H.

Hofmeiſter, Erzieher, Lehrer — wohin auch noch gehören die Sprach-, Zeichen-, Muſikmeiſter u. ſ. w. — Ein ſolcher bleibe, deiner heranwachſenden Tochter gegenüber — ſie ſey von fürſtlichem oder bürgerlichem Geblüte — (iſt ſie doch in jedem Falle leider von menſchlichem!) ſtets ein Gegenſtand deiner unnachläſſigſten Aufmerkſamkeit. Je herrlicher der Hauslehrer iſt, je gefährlicher wird die Lage. Alle Ermahnungen machen vertraulich. Alles Lob rührt und bewegt. Aller Unterricht, je trefflicher er iſt, je mehr attachirt er. Und ſo darfſt du unter zehn von dieſen beſten Fällen wirklich auf neun Verliebungen ſicher rechnen, ſeitdem man die jugendlichen Hofmeiſter vorzugsweiſe zu wählen pflegt. — Ich habe gar nichts dagegen, daß du deine ſämmtlichen Hauslehrer nach Gelegenheit ſelbſt ins Haus ſchlachteſt, wie dieß z. B. dem beglückten Pädagogen Salzmann gelang — und wirklich ſah ich aus ſolchen Verhältniſſen ſchon manches ſelige Ehebündniß auf-

blühen. Allein du mußt während der Erziehung nur immer denken: „Das Weitere wird ſich dann ſchon geben, wenn Gott will.“ — Es iſt ſchwer, einen Hund zu lehren, daß er Kartoffeln oder Rippchen brate — iſt dieß aber einmal gelungen, ſo wird es dir kinderleicht ſeyn, ihm dann auch beyzubringen, daß er ſie hinterher aufeſſe.

Hütſe. (S. d. Art. affektirtes Weſen.) Iſt in Franken eine Art ziemlich derbgeſottener Mehlklöſe, deren Hauptzuthat aus Speck und ſehr braungerdſteten Semmelbrocken beſteht. Man zerſprengt und erbricht ſie gewaltſam mit zwey tüchtigen Gabeln, und ſie müſſen eigentlich — wenn man ſie auch erſt nach mehrern Tagen aus dem Küchenſchranke wieder als Foſſilien ans Licht bringt — immer noch ſcharfkantig im Bruche bleiben. — Man trug ſich in meinem Geburtsorte mit der Geſchichte von einem Bauer, deſſen Frau die Hütſe allzu feſt gekocht hatte. Der Mann kommt vom Felde, iſt ſehr hungrig und greift — da die gewöhnlichen Inſtrumente nicht helfen wollen — nach der Spaltart, um damit vor-

zulegen. Allein der erste Hüts, den er theilen will, springt, „abquitschend" vom Teller, nimmt das Fenster mit hinaus, schießt im Stalle des Nachbars eine Wand ein und erschlägt dort den besten Ochsen — worüber denn ein böser Proceß entstanden seyn soll. Ich habe die Akten darüber lange gesucht, aber nicht vorgefunden, weiß also nicht, von welchen Thatsachen es darinn „constirt" hat, und von welchen nicht. Doch bemerke ich für Juristen, daß ich als Richter den Hüts nicht sowohl wie ein lebloses Ding, sondern wie eine rem sese moventem, wie ein Ungeheuer, ein Thier, betrachtet, und daher aus Liebe zum Seltnen und Poetischen nur eine actionem de pauperie (vel quasi) zugelassen, und vielleicht gleich anfangs vorgeschlagen haben würde, man möge den toll gewordenen Hüts noxae dare, wenn nemlich der dominus des Ochsen damit wäre zufrieden gewesen.

Hurenmenuett. (S. d. Art. Ysop.) Ein Wort, bey welchem Schauder der Wehmuth — wenn man so sagen darf — mich überlaufen. Mit vorstehendem Ausdrucke

belegten nemlich in meiner Kindheit die liehloſen Spötter den majeſtätiſchen Kirchengeſang „Erbarm dich mein, o Herre Gott,“ der während der öffentlichen Kirchenbuße gefallner Mädchen angeſtimmt zu werden pflegte. Der traurige Fall ereignete ſich zu jener Zeit, wo ich den tiefen Eindruck davon empfieng, oft binnen einem Jahre zwey- bis dreymal in meinem volkreichen Geburtsorte. Ich wußte vom Zuſammenhange der Sache weiter noch nichts, als daß die Büſſende gegen das ſechſte Gebot geſündigt habe, alſo voll Unkeuſchheit und Unreinigkeit ſey, und ſich ſchwanger befinde. Eine ſolche Befleckheit des Herzens und das jammervolle Flehen um Befreyung davon ſchien mir denn auch in jeder Zeile des dumpfhallenden Liedes mit der ängſtlichſten Gewalt ausgedrückt; und der Umſtand, daß ich ſelbſt es gleichſam offiziell vom Chore herab mitſingen mußte, trug noch mehr zu meiner Rührung bey, die mich oft am Singen hinderte. Ueberhaupt giebt es wohl in vielen menſchlichen Verhältniſſen keine mildere und rein mitleidsvollere Anſicht, als die der unſchuldi-

gen Jugend vom Fall eines liebenden Paares. — Sobald nach der Predigt der letzte Ton des „Frieden Gottes“ von der Kanzel herab hallte, und nun die Orgel im schwarzen Moll eintrat, (man zog gewöhnlich den schrecklich brausenden Posaunenbaß, und alle Orgelspieler drängten sich zu der schönen wunderbaren Melodie) erhob sich ein banges Zischen in der Kirche, der entsetzliche Spott lächelte öffentlich der giftigen Schadenfreude zu, die Neugierde der Alten warf alle Zügel ab, die erschrockene Jugend saß erblaßt da, und alle Gesichter wandten sich nach dem Orte hin, wo heute die einzige Verschleyerte, die arme Sünderin, saß. — Bey'm ersten Worte des zweyten Verses „Sieh, Herr, in Sünd' bin ich gebor'n!“ mußte das büssende Mädchen ihren Stand verlassen, den Gang mitten zwischen beyden Weibergestühlen hinwanken und am Auftritte vor dem Altar niederknieen. Wenn es sich traf, daß sie bey'm Anfange der zweyten Hälfte dieses Verses, wo es heißt:

„Bespreng' mich, Herr, mit Ysop!
Rein werd' ich, so Du wäschest mich,

Weiſſer denn Schnee! Mein Gebein wird froh,
All mein Gebein wird freuen ſich.“

noch immer, von der Angſt gehalten, in ihrem Stande blieb, ſo trat bey dem Wort „Yſop“ der Heiligen-Meiſter aus ſeinem Stuhle, um die Bejammernswürdige zum Altare zu führen. — O Gott! — Nach dem ziemlich langen kirchlichen Akte ward jederzeit das heilige Abendmahl ausgetheilt, und erſt zwiſchen der letzten Frau und dem erſten Mädchen trat die Büſſende, welche nun aufſtehen durfte, in die Reihe der Communicanten ein — und ach, wie rein und von Gott getröſtet erſchien mir dann das arme verhüllte, ſchluchzende Mädchen wieder! — Ich habe bey ſolchen Vorfällen nur augenblickliche Verachtung der Hämiſchen und Boshaften, aber niemals Unwillen über die Obrigkeit oder die Kirchengeſetze gefühlt. Auch iſt und bleibt mir die Kirchenbuße ein heiliger Akt — ja ich bin überzeugt, daß ſie (nemlich bey einer religiöſeren Stimmung unſers Volks, bey ihrer Anwendung auf beyde Geſchlechter, und hauptſächlich durch Ausdehnung auf andere

Verbrechen) gar viele Sünden der Jugend im Keim erſticken, gar manche Civilſtrafen überflüſſig machen würde, wenn man ſie nach gerechtern und zweckmäßigern Geſetzen, als die alten waren, wieder einführen wollte. (Wozu ich aber – und überhaupt zu irgend einer neuen Strafe – keinesweges Veranlaſſung geben will!) Denn die meiſten unſrer öffentlichen Civil- und Criminal-Strafen führen das Unglück der Erbitterung und Verſchlechterung unverkennbar in ſich. — Kirchenſtrafe aber hat einen ſanften, und doch groſſen, göttlichen Charakter, iſt ein hartes, tief eindringendes und furchtbares Uebel, kann faſt nie erbittern, wird gerade durch ihre Oeffentlichkeit (die keine Zuflucht und Verheimlichung, ſondern nur Reue geſtattet) ſtets verſöhnen, und in jedem Falle als ein volksmäßiger und an ſich unausſprechlich milder Akt beſſern und erbauen. — Wie manches gute Mädchen ſah ich in jener Zeit aus Bangigkeit um die arme Sünderin Thränen vergießen! Und mein eignes Gemüth – wie voll heiligen Mitleids war es – und wie reuig ſelbſt! Ja, meine ganze Seele

fühlte

fühlte gewiß oft schmerzlichere Demuth, als die eigne Seele der Büßenden – und ich weiß aus jenen Stunden, daß es möglich ist, die reinsten Schmerzen über solche Sünden zu fühlen, die man noch nicht kennt.

Humor. Die reine Satyre ist mir zu derb, zu viereckig, und geht mit ihrer Vierschrötigkeit zu sehr und einzig auf fremdes Unglück aus. Der bloße Witz ist mir zu fein, macht mich durch seine fliegende, geistreiche Kälte zu oft niesen, hat mir zu wenig Zweck und zu viel Selbstgefälligkeit. Aber der Humor tanzt und springt mit beyden so klug als wild umher, arbeitet sie zur Naivetät ab und um, schont dabey sein eignes Kind im Mutterleibe nicht – und oft – wenn jene Zwey ihm, wie gewöhnlich, vorwerfen, sein Herz sey beständig besoffen und wolle nur stets in der Brühe seiner eignen Seligkeit herumschwimmen – hat der mehr als Nüchterne ihnen während dessen schon ein Bein gestellt. Aber er wirft Niemand um – und das hat mir ihn so lieb gemacht. — Der ächte Humor kämpft nicht gegen jene

Beyde (ich ſehe ihn gern in ihrer Geſellſchaft), er ſpielt nur mit ihnen, und oft ein ſchönes hohes Spiel, indem er der Satyre auf ihre großen Careaux und dem Witz auf ſeinen „Treff“ immer gutmüthig klein Pique zuwirft und beyden manches angehende Coeur-Trümpfchen entlockt. Und, daß er am Ende immer ſo wunderbar mit dem Coeur-As den letzten Stich macht, darinn beſteht er eben, der ächte.

Hineintragen. Es iſt bewundernswürdig, welche Reichthümer unſre Phantaſie, indem wir eine intereſſante Geſchichte leſen, noch zwiſchen die Darſtellung hineinträgt! Beſonders wenn die Geſchichte eine bedeutende Ueberſchrift hat, auf deren Erfüllung wir nur paſſen. Wenn ich z. B. im Ziegler (S. d. Art.) oder Franzisci die Ueberſchrift las: „Der funfzehnte Junius. Wurde N. N. mit ſieben Dolchſtichen grauſamlich ermordet —“ oder gar: „Fiel Abends das grauſame Bombardement von N. N. durch die Engländer vor“ — wie war dann ſchon vor dem Leſen die Phantaſie geſchäftig! Ich ergrif ſogleich Parthey

und ſetzte mich an die Stelle der bedrohten Stadt – ja ich war ſelbſt dieſe Stadt (Dieß geſchah indeſſen bey Belagerungen nur dann, wenn die Ueberſchrift „das blutige, doch muthige N.“ oder ein ähnlicher Ausdruck mir die Stadt als Sieger ankündigte, ſo wie ich überhaupt in allen See- und Feldſchlachten faſt immer die Parthey des Siegers nahm). Nun las ich die erſten Zeilen, und – ſtand dann ſelbſt am bedrohten Ufer feyerlich da. Die wilde Flotte machte langſam, und in der düſtern Abenddämmerung ſchien ſie über ihren Donnerkeilen zu brüten. Ich traute ihrer Stille nicht, denn bald ſollte ſie ja die Stille dieſer Nacht ermorden – nach wenigen Augenblicken ſah ich bey jenen Schlünden plötzlich die Schlachtlaternen flimmern, und das entſetzliche Geſchrey der gellenden Commandopfeife verkündigte ſchon den praſſelnden Einſturz meiner Palläſte, wie der Blitz den Donner u. ſ. w. — Kurz ich trug immer zum Voraus eine ſo große Menge von (wahren, und vermuthlich eine noch gröſſere von falſchen) Umſtänden hinein, daß es dann nur weniger Worte meines Erzäh-

lers ſelbſt bedurfte, um mich in meiner gereizten Stimmung zu erhalten. Ja, je weniger er in das Detail gieng, je mehr Räume er meiner Phantaſie offen ließ, je lieber war es mir insgeheim, je öfter las ich ihn von neuem.

3.

Ich. Bey allen ſchon in früher Jugend genoſſenen Kunſtwerken hat mich das Ich des Künſtlers, wo und wie es ſich auch zeigte, gewaltig genirt – nur die Werke weniger göttlicher Seelen ausgenommen. Ich wollte immer, der Künſtler ſollte ſich tief und liberal in ſeinen Gegenſtand verſenken und ſein Selbſt darinn vergeſſen und verlieren. Wenn er aber bey einer ſolchen ſelbſt gegebenen Gelegenheit auch Sich als einen Gelehrten, Guten, Edeln u. ſ. w. zeigen wollte, ſo verdroß mich das. Er ſollte nicht einmal den Künſtler, ja nicht die Kunſt zeigen, ſondern nur ein erfreuliches Reſultat der Kunſt (ein von ihm gleichſam in ſtiller Heimlichkeit mit der Kunſt erzeugtes ſchönes Kind) den Menſchen erſcheinen laſſen, oder eigentlich zu kennen erlauben. Dann erſt wollte ich mich mit dankbaren Grüßen zu ſeiner Perſon hinwenden. — So habe ich beſonders den guten Bürger, als ich zum erſtenmal in ſeinem Liede vom braven

Mann las, wie er sich und seinen Gesang selbst als brav und unsterblich anzureden schien, für einen höchst unbescheidnen, prahlenden Menschen gehalten, und die Schönheiten seines Gedichts haben mich erst lange nachher wieder vom jenem widrigen Eindrucke befreyen können.

Johannisbeeren. Der fruchtbare Johannisbeerbusch ist mein liebster Strauch auf der weiten Erde. Er war das Erste, was ich je pflanzte, das Erste, was dem Kinde gerieth; auch ist er das Erste was man im Jahre pflanzt, er geräth am leichtesten, trägt bald und fast alljährlich Früchte, und die Ernte von ihm ist eine der frühesten. Daher werden wohl sehr viele Menschen diese Freude daran mit mir theilen. — Es war stets meine erste Gartenlust, daß ich schon im Februar oder März, sobald der Schnee verschwunden und der hübsche gelbe Rasen durchgethaut war, alle Stellen, wo noch irgend ein Johannisbeerbusch stehen konnte, mit den schönsten Stecklingen bepflanzte, die alten verdorbnen durch neue ersetzte, und dabey oft mit Entzücken

den mir so wohlschmeckenden ersten Saft des Jahres aus dem grünen Holze der abgeschnittnen Zweige sog. — Auch junge Blutnußhecken pflanzte ich stets um diese Zeit und liebte sie sehr wegen des herrlichen Purpurblümchens an der Knospe. — Diese ersten Gartenstunden waren unstreitig die schönsten und zartesten. — Welche unsägliche und ewige Freuden für die Kindheit liegen nicht in dem selbstgepflanzten und — gerathnen Bäumchen! — O ihr lieblichen Fruchtstrauchwäldchen meiner Kindheit — ihr waret groß genug, dem Kinde Schatten zu geben! — Warum seyd ihr von der Erde verschwunden — warum könnt ihr nicht auch mein niedriges Grab nun so sanft überschatten, wie damals meine Sommerstunden!

Israeliten. In der Bibel, die ich frühe las, lag für mich die ganze Weltgeschichte. An die Apostelgeschichte und die Sendschreiben des heiligen Paulus knüpfte ich dann erst die römische und weitere Geschichte — deren Wichtigkeit etwa vom Kaiser Augustus anfieng. Vermuthlich wird auch wohl jede Erziehung, mit der die

Bibel ſogleich verbunden wird, eine ſolche Weltanſicht bewürken. — Abgeſehen hiervon, bleiben aber auch wirklich die Iſraeliten immer ein höchſt wichtiges und intereſſantes Bild des großen Schickſals. Ihre gemeine Unreinigkeit hat die Verachtung der Nachwelt erregt. Allein ſie ſind für die Geſchichte das merkwürdigſte Beyſpiel, welches die Gottheit zur Belehrung darüber anſtellte, wie ſie nicht erkannt und verehrt werden wolle — und ihr Untergang, ihr bloß Herumirren unter den Nationen, iſt eine Warnung für alle Geſchlechter, welche die Wahrheit haſſen. Wollte Gott, wir könnten das Unſrige von dieſer thörigten Sünde frey ſprechen! — Uebrigens nahm ich freylich die Iſraeliten für viel bedeutender an, als ſie in Vergleichung mit andern Völkern der Erde jemals waren. Und dieſe irrige Unterſtellung habe ich auch durch nachherigen hiſtoriſchen Unterricht nicht ganz vertilgen können. Noch immer betrachte ich die Iſraeliten bis zu Jeſus von Nazareth, (nicht die heutigen Juden, die mir ganz modern, und geſchichtlich fremd erſcheinen) als unſere Vorfahren und ehrwürdigen Voreltern, de-

ren Sache mir auch als die unsrige, deren heilige Länder auch als unser Vaterland erschienen. Abraham war stets auch mein Erzvater; und zu seiner Zeit waren nach meiner Meynung noch immer keine andern Menschen deutlich auf der Erde zu sehen, als er und seine Familie, die sich nun allmählich umher verbreitete. Die lichtesten Punkte ihres Aufenthaltes sind für mich in der Gegend des Hains zu Mamre.

K.

Kluge Kinder haben mich ſtets beſorgt gemacht. — Lache nicht über dein Kind, wenn es um ein Stückchen Zucker für „das arme müde Steckenpferdchen" bittet, und dann daſſelbe, ſobald es der Beſtie nicht gut genug iſt, ſelbſt ſpeiſet, dagegen oder das ihm beſtimmte Brot, „damit der Hund es ihm nicht nehme," in den Winkel verſteckt, wo der Hund es gewiß bald finden muß — oder wenn es dir, um dich wieder gut zu machen, die herrlichſte Geſchichte davon zu erzählen weiß, wie weit es ſich heute von ſeinen „ſechs ſchwarzen Hengſten," die in ſechs ſchwarzen Bohnen beſtehen, habe herumkutſchiren laſſen — dergleichen Kinder ſind gewöhnlich die beliebteſten, und waren mir von jeher fürchterlich. Das iſt nicht die ſchöne Selbſttäuſchung der kindlichen Phantaſie — nein, es iſt der eigennützige alte Lügengeiſt, den du ſchnell bannen mußt, ehe er die Krallen auf ewig in das Herz des jungen Windbeutels drückt.

Kupferstiche. Die ersten illuminirten, die man in der Jugend sieht, bleiben auch – geschmückt mit der Farbenglorie der Erinnerung – ewig die schönsten. Ich hatte das Glück, zuerst drey große Stücke zu sehen, die nicht zu den schlechtesten gehörten, und die ein reicher Fremder mir und meinen Geschwistern zum Geschenke mitbrachte. — Alle drey glühten im prächtigsten Farbenreichthum. Es ward uns sehr eingeschärft, sie zu schonen, und man ließ sie uns nur bey besondern Gelegenheiten, an Fest-, Krankheits-, Freuden- und Lariertagen betrachten; und dann war auch ihre Würkung immer die sicherste und beste. — Der erste Kupferstich war ein Jagdstück. Der Wald, durch den die Jagd zog, schimmerte so herbstlich bunt! Alle Jäger sprengten, auf herrlichen Pferden, und mit reichen, dick bortirten Kleidern angethan, einem ungeheuern Eber nach, über den sieben Hunde her waren; den achten hatte er so eben jämmerlich zerhauen. Die Verse unter dem Bild, die mir damals vorzüglich werth waren und mich bey jeder neuen Betrachtung auch neuen Sinn im Gemälde

ahnen ließen, habe ich leider vergessen — und hieraus schließe ich, daß es doch wohl das schlechteste unter allen gewesen seyn mag. — Das zweyte stellte eine große Promenade vor dem Thore von München, Wien oder Paris vor, die mit vergoldeten und versilberten Galawägen, mit Reitern und Fußgängern bedeckt war, und doch im Schatten mächtighoher Lindenbäume zwischen hellen Sonnenblicken gar kühl und lustig da zu liegen schien. Die Pracht, den ungeheuern Reichthum, und besonders das äußerst vornehme Betragen, was hier augenscheinlich herrschte, weiß ich mit nichts in der Welt zu vergleichen! Die Damen, so stolz — die prächtigsten Herren, doch so tief demüthig vor Jenen! Ja, ein jeder Herr, der irgend eine Jacke von Purpur oder Karmin trug, hielt zwischen seinen Fingern dem gebückten Bettler ein — Goldstück entgegen, das, wenn man die Proportion erwog, wenigstens eine Preismedaille von hundert Dukaten seyn mußte. „Hier (dachte ich) gehen mir die Rechten, Wahren spazieren — hier muß das Betteln Etwas eintragen — und, welche

Goldstücke mögen nun wohl erst aus den Kutschen herabsliegen, wenn schon die Fußgänger so großmüthig sind!“— Unten standen folgende Verse:

„Wie lieblich kann man sich anjetzo doch ergetzen
In dieser angenehmen Sommerszeit!
Man pflegt sich auf das Pferd und in die Kutsch' zu setzen,
Und macht dem Frauenvolk dadurch oft große Freud.“

Also machte der Dichter nicht einmal viel Wesens von obiger Pracht, die mich so ganz verblendete — er sprach nur von Ergetzen, und schien anzunehmen, alles übrige müße von Rechtswegen so seyn, wie ich es dort zum größten Erstaunen fand!— War das eine Welt!— „Hei! (sagt der herrliche Dichter der Nibelungen so oft) Hei, was da großer Ehren gepflogen ward!“— Und, daß hier doch alles eigentlich nur auf gelegenheitlichen Genuß der angenehmen Sommerszeit berechnet seyn sollte, das steigerte mein ästhetisches Gefühl und gab mir erst die rechten Ideen vom Wohlstande und kostspieligen Leben die

der großen Welt. „Ei, Ei, sprach ich, gleichsam mit tiefen Bücklingen der Seele, zu meinen bunten Katzen) ihr sehr erhabenen und überaus vornehmen Menschen! Ich möchte wohl erst einmal in Eure Tafelzimmer und Prunksäle schauen!“ Dann fiel es mir freylich zuweilen schmerzlich ein, daß alle die dummen Teufel nur gemahlt seyen — aber da tröstete mich wieder die angenehme Sommerluft, die im ganzen Bilde zu wehen schien, und sie hauptsächlich stärkte meinen Glauben an die Möglichkeit und poetische Wahrheit solcher ungeheuern Erscheinungen und Ereignisse. Die Zeit, in welcher die Handlung meines Bildes spielte, habe ich stets auf einen Sonntag nach der Nachmittags-Kirche festgesetzt; denn das war in meinem kleinen Sinne die einzig schickliche Stunde, in der man, etwa nach dem Genuß eines tüchtigen Kaffees, „so großer Thaten pflegen“ konnte. — Das dritte Bild endlich stellte einen öffentlichen Triebungs-, Spiel- und Luftort vor. Auch dieses Stück war sehr reich, und man hatte den theuern Karmin und die Gold- und Silberborten

nirgends daran gespart. Jedermann belustigte sich im Grünen, und es wurde sogar auf einem mit Geldhaufen beladnen Tische unter freyem Himmel Bank gemacht. Zahlreiche Gesellschaften tranken Thee, hielten Wettlauf, Tanz u. s. w. Alle Hauptfiguren aber schienen an mehrern Arten des Kegelspiels Theil zu nehmen, wovon auch die Unterschrift besonders redete:

„Sehr viele sind verliebt ins Spiel von Kegelschieben,
Wobey man sich doch oft gar sehr abmatten kann;
Die Andern wollen sich dabey in dem Schmaradeln üben,
Wo eine Kugel leicht schlägt viele Kegel an."

Bey aller möglichen und hartnäckigen Anstrengung habe ich doch leider bis diesen Augenblick niemals herausbringen können, was für ein Spiel eigentlich das Schmaradeln sey. Keine Menschenseele hat mich jemals über diese schöne und kräftige Benennung berichtigen können! Da habe ich wehmüthig vor dem geliebten, nur allzumundeutlichen Bilde ausgerufen: „Himmel! ich

wollte ja gern allem Regeln, ja dem ganzen Billardweſen (deſſen Seligkeiten mir noch unbekannt ſind, auf ewig entſagen, wenn ich nur erſt ein einzigesmal in meinem Leben ſo recht nach Herzensluſt – ſchmarotzeln könnte!

Komödie und Tragödie. Ich habe einigemal, als ich zu ſpät in die Komödie kam, es mir zur Pflicht gemacht, das Hülfsmittel anzuwenden, welches ein kluger Jude zur Unterſcheidung beyder obligen Arten des Schauſpiels angab. „Ich will nicht in den Zettel gucken – ſagte er – ich weiß allemal ſchon vom Sehen und Hören, ob ſie ein Luſtſpiel oder Trauerſpiel geben. Bekommt zuletzt der Kerl das Menſch, ſo iſts ein Luſtſpiel; kriegen ſie ſich nicht, ſo haben wir das Trauerſpiel!“ — Probatum est.

Kindheit. Das Leben der Kindheit ſetzt eine Mutter, oder doch einen Vater, oder allerwenigſtens Geſchwiſter voraus, in jedem dieſer Fälle aber auch ein gewiſſes häusliches Verhältniß, das-

ich

ich nicht beſchreiben kann. Daher können gar viele Menſchen (z. B. früh vereinzelte Waiſen, ſolche, die ſehr bald in groſſe Penſionen kamen, auf Reiſen groſſgezogen wurden, und überhaupt ein nicht unbeträchtlicher Theil der Vornehmen, der Groſſtädter u. ſ. w.) nicht eigentlich ſagen, daß ſie eine Kindheit gehabt, oder eine Jugend gekannt und gelebt haben. — Ihr Schickſal ſchmerzt mich. Aber zum Glück — Dank ſey der milden Weisheit Gottes für dieſe himmliſche Gnade! — zum Glück habe ich bemerkt, daß ihnen oft durch ein eignes kindliches Naturell, durch ein ſeliges, reiches Leben oder andere göttliche Begünſtigungen in der Folge bald ein ſchöner Erſatz für jene groſſen Entbehrungen von der holden Natur geleiſtet ward. — Entbehren müſſen ſie aber doch gar Manches — und gern wollte ich gegenwärtiges ſchon an ſich breites Büchlein noch breiter ausſprechen, wenn ich ihnen dadurch verſtändlich werden könnte — wenn ich nur ſie dadurch zu Mitgenoſſen meiner eignen ſeligen Nachgenüſſe zu beleben vermöchte —

re Armen! — Gott, welchen unendlichen Dank bin ich Dir vor vielen Andern schuldig!

Küchlein. In Bunians Reise eines Christen nach der seligen Ewigkeit (einer meiner frühesten Lektüren) wird erzählt, daß der reisende Christ, nach vielen erlebten wunderbaren Ereignissen, zu einem Manne kam, welcher der „Ausleger" hieß. Bey diesem fand er unter andern sachdienlichen Dingen auch eine Glucknenne mit vielen Küchlein, welchen der Ausleger Wasser vorsetzte, indem er den Christen aufmerksam darauf machte, wie alle Küchlein nach jedem Trunk ihre Häupter zum Himmel reckten, „um Gott für ihre Labung zu danken." — Diese „Auslegung" berichtigte mich auf einmal über ein bisher mir noch unerläutert gebliebenes Manover des Federviehes, so, daß ich dieses von nun an für viel frömmer als andere Thiere und manche Menschen hielt. — Nach und nach kam ich freylich dahinter, daß sie die Köpfe nur deßwegen heben, und mit den Schnäbeln leider nur darum pap-

genn, damit das Waſſer hinter laufe. Aber der kleine Abſtand, (den ich noch itzt dem Herrn Anſelger gern verzeihe, und den ich ohnehin früh genug wieder verlor) hat mir doch nicht das Mindeſte geſchadet. Höchſt ungern trennte ich mich von ihm, und noch immer iſt er mir ſo werth, wie ein ſchönes Kindermährchen, bey dem man nichts eifriger wünſcht, als daß es wahr ſeyn möchte. — Mancher gute Mann wird wohl hierüber lächeln; ich aber (der ich bald nachher nur allzu ſehr aufgeklärt ward) finde noch in dieſem Augenblicke keinen Grund, warum ich gerade deßwegen erröthen ſollte, weil ich bis ins zehnte Jahr meines Lebens ernſtlich geglaubt habe, daß die Feyen beten?

L.

Langeweile habe ich nur dann gefühlt, wenn ich mich vor einer beschwerlichen Arbeit fürchtete – wenn ich zu einer solchen Arbeit (mit der ich im Rückstande war, für die ich wohl Kräfte, ja Willen, aber ein allzuschwaches Fleisch fühlte) von aussen – aber nicht hinlänglich – angetrieben ward, mich nun vor sie hin setzte, bösen und liederlichen Gedanken nachhieng, gähnend meine Unthätigkeit mit Unvermögen zu entschuldigen suchte, bald mich wieder tadelte, ängstlich nach der Uhr sah, ob sie mich noch nicht zu einer andern unvermeidlichen Arbeit oder zum Essen oder zum Schlafe rufen wolle, dann wieder seufzte, und so immer tiefer in den schrecklichen Müssiggang verfiel! — O ihr fürchterlichsten Momente meines Lebens – in welchen zuweilen der Mensch nahe daran ist, sich selbst für schlecht zu erklären – ! — Könnte ich euch durch tiefes Leidtragen von den Tafeln meines Gewissens vertilgen – ach, ich wollte mich ja ganz in bußfertige

Reue verzeuten! Da rief ich da aus: „Wie glücklich iſt doch der Verbrecher, der keine Pflichten kennt!“ — Gute Mitbrüder, gute Schweſtern auf dieſer Erde! Sähet ihr doch eben jetzt in mein jammervolles Angeſicht — ſähet die bittre Thränenfluth, von der es überſtrömt wird — o ihr würdet mit mir weinen, daß euer Bruder — daß ein Menſch, der ſo vieles Gute kannte — dennoch ſo vieles Gute nicht that, und, indem er ſich ſelbſt hierüber ängſtigte, es doch unterließ — und daß nun dieſem Armen jetzt nicht Erde noch Himmel das Verlorne je widerzubringen vermögen! Ihr würdet ein Beyſpiel nehmen an ihm! Ihr würdet die Peſt der Langweile von der Erde vertilgen, und würdet jeden Moment von jeder ſo ſchrecklichen Zeitöde ſchnell beleben durch muthige Thatkraft, und würdet — ſeliger ſeyn denn ich! — — — Ach, ſchwebet ihr jetzt tröſtend zu mir her, ihr wonnevollen, anmuthigen Stunden meines ſchönen Müſſiggangs — wo ich, in officieller Muße, oder nach einer redlichen That, den blumenbekränzten Kahn meiner Phantaſie ſo heiter losband, und auf dem Strome des In-

nern zwischen den blütenvollen und gesangreichen Inseln einer schönen Unschuldswelt dahin schiffte, von keiner drängenden Arbeitslast zurückgehalten, von keiner versäumten Pflicht geängstigt! — Und nun sagt mir, gute Menschen — wie ist es möglich, daß man in solchem Müssiggange jemals von der Langweile gedrückt werde? Ich habe dieß nie begreifen können; denn nie war ich herrlicher, voller und heiliger beschäftigt, als in den sonnigen Stunden jener süssen Muße!

Lob. Was ich liebe, das lobe ich gar oft und gern mit der größten Innbrunst. Geschmeichelt habe ich nie — doch mögen vielleicht manche, die mich nicht genau gekannt, zuweilen mein Lob für Schmeicheley genommen haben. In meinem Sinne aber war von jeher das Loben vom Schmeicheln himmelweit unterschieden; und so hoffe ich, daß mein Loben keinem Menschen schädlich geworden sey. Doch bin ich einmal plötzlich über mich erschrocken, als ich einer schönen Freundin, die schwanger war, bewies, sie werde und müsse ein wahres Engelskind

zur Welt bringen, worauf die Bescheidne mir tadelnd verwarf, meine Schmeicheley schone nicht einmal das Kind im Mutterleibe. — Aber hüte dich, die Menschen eher zu loben, als du weißt, daß sie dein Lob unstreitig verdienen. Denn im Hui triffst du einmal mit mehrern derselben, oder gar mit allen, die du in deinem Kreise gelobt hast, öffentlich zusammen — die Gesellschaft verlangt ein deinem Urtheile gemäßes Betragen — Jeder der Gelobten fordert laute oder stillschweigende Bestätigung — jedes Gemüth will dich nun zur Rechenschaft ziehen — und wenn du dann mit Vorurtheil geurtheilt hast, so wirst du die Besten kränken oder die Geringsten beleidigen, und in große Noth gerathen. — Uebrigens bin ich sehr oft bey'm Lobe Anderer besorgt, und bey ihrem Tadel ganz unbekümmert gewesen. Mein Gewissen war mir fast immer der liebste und sicherste Richter. Auch haben Gedanken, wie nachfolgende, stets zu meinen gewöhnlichen gehört: „Was diesen Menschen an jenen Menschen oder ihren Werken gefällt, das gefällt mir gerade nicht, und deßhalb möchte ich sie durch-

aus nicht leben, wiewohl die Beurtheiler darinn allerdings Recht haben, daß es herrliche Menschen oder Werke sind.“ Ferner: „Jener Mensch oder sein Werk ist höchst erbärmlich — aber Eurer Gründe und Ausstellungen wegen wahrlich nicht! Denn gerade die gereichen ihm auch zur grössten und einzigen Ehre!“ u. s. w. — Dergleichen Gedanken, so ärgerlich sie mich auf die Menschen machten, haben sich mir — o Gott, in manchen Zeiten alltäglich aufgedrängt! Und — wer wird nicht von ihnen geplagt?

Leichenpredigt. Ich habe lange geglaubt, es gebe nur drey bestimmte Leichentexte, bis mein Vater, den ich auch andere wählen sah, mich auf mein Bitten darüber berichtigte. Der Irrthum war durch folgende Anekdote entstanden, die ich meine Mutter erzählen hörte. Ein Superintendent von ihrer Bekanntschaft konnte und besaß nur drey Leichenpredigten, die er den Hirsch, das Leben und die Angst benannte, nach den Texten: „Wie der Hirsch schreyet nach frischem Wasser — Christus ist mein Leben — Die Angst meines Herzens ist

groß.“ Jedermann kannte einmal den Gehalt dieſer Predigten, und wußte auch, daß der Prediger, wenn ihm eine Leiche angezeigt ward, um Lateiniſch fragte: „Wollt ihr den Hirſch, das Leben, oder die Angſt?“ — Dabei kann ich eine andere Anekdote nicht verſchweigen, welche uns die Mutter von dem nemlichen Prediger, wie ich glaube — mittheilte, wozu ich aber den folgenden Artikel (S. d. Art. Laſigebet) wählen muß.

Laſigebet. Bekanntlich werden bey den Lutheranern die öffentlichen Abkündigungen von der Kanzel, Fürbitten, Glückwünſche u. ſ. w. zwiſchen dem Schluſſe der Predigt und dem Vaterunſer verleſen. — Nun hatte ein gewiſſer Prediger (S. d. Art. Leichenpredigt) einſt 1) ein paar Verlobte proklamirt, 2) eine Leiche für den Nachmittag angezeigt, ſo wie 3) eine Kindtaufe; dann 4) für die heutigen Communicanten, und 5) für einen Reiſenden gebeten. Zum Beſchluſſe ſetzte er nun alles dieß nochmals in folgendem monſtröſem Laſigebetlein zuſammen: „Gott aber, der Stif-

ter der heiligen Ehe, ſchenke unſern erblaßten Körpern eine ſanfte Ruhe in ihrem Grabe, und laſſe uns das Bad der Widergeburt dergeſtalt empfinden, damit wir vollkommen würdig zu ſeinem Tiſch nahen und alleſammt glücklich wieder zu den Unſrigen zurückkehren mögen! Wer das alles chriſtlich begehrt, der ſpreche mit mir ein andächtiges und glaubiges Vaterunſer!"

Lächerlich. Es giebt wenige – ich mögte ſagen keine – abſolut oder allgemein und nothwendig lächerliche Gegenſtände. Nichts iſt ungewiſſer und ſchwankender als irgend eine Theorie des Lächerlichen: denn ſo verſchieden die Menſchen ſind in Rückſicht der Genialität, des Verſtandes, der Vernunft, des Geſchlechts, Herzens, Standes, der äſthetiſchen Bildung überhaupt u. ſ. w., ſo verſchieden ſind auch ohnehin die Gegenſtände, welche ein Jeder lächerlich zu finden vermag oder finden muß. Außerdem hängt aber auch noch das Lächerliche ſo ſehr von Zeit, Umſtänden, Darſtellung, Art, Umgebungen und andern Bedingungen ab, wie faſt kein anderer Gegenſtand; und man

kann daher niemals mit Sicherheit auf seine volle Würkung rechnen. — So viel ist gewiß: Gemeine Menschen müssen in der Regel zehen Gegenstände lächerlich finden, ehe dem Genius einer lächerlich vorkommt, so lange nemlich unter den Gegenständen keine besondere Auswahl getroffen wird. Denn von vielen tausend Dingen, welche den Genius als hübsch, naiv, heiter, witzig, lächelnswerth, gemüthlich, interessant u. s. w. ansprechen, findet der Gemeine schon vielleicht die Hälfte – und mit ihr den Genius selbst – vollkommen lächerlich. — Was sich von diesen Sätzen umkehren läßt, das überlasse ich jedem selbst zur Probe; nur vergesse man dabey nicht, daß Gemeinheit die Gelehrsamkeit keinesweges ausschließt. — Mich hat das Lächerliche hauptsächlich dadurch geneckt, daß mir manche Sachen einmal lächerlich, nach einiger Zeit kaum belächelnswürdig, nach mehrern Jahren aber wieder höchstlächerlich vorkamen u. s. w. — Besonders geht es mir so mit zwey Anekdoten, über die ich mehr gelacht habe als über alles in der Welt, und die mich heute wieder einmal nicht als lächerlich anspre-

chen. Doch, ich will sie erzählen, und den Leser selbst über ihr Lächerliches urtheilen lassen. — Ich gieng mit einem Kreiser (Unterjäger, Holzmann) auf die Jagd. Unterwegs erkundigte ich mich darnach, „wie seine Flinte sich halte," die vorzüglich gut war. Er schalt sie als ganz verdorben, hoffte aber, sie werde bald wieder richtig schießen. Lange fragte ich vergebens nach der Ursache, wodurch das Gewehr verdorben worden. Endlich kam folgendes heraus: Er habe die Flinte Einem geliehen, der damit, zur Hülfe für seinen an den zehrenden Dingern (der Schwindsucht) kranken Sohn, Läuse von diesem gegen einen Grenzstein geschossen. Zum Glück aber sey es mit dem Jungen hierdurch besser geworden — und sobald derselbe wieder auf den Beinen sey, werde auch die Flinte so gerade schießen wie ehemals; ausserdem aber nimmermehr! — Vielleicht ist auch das eigne Bild des Erzählers (welches aus seltsam komischen Aggregaten bestand) eine Hauptursache davon, daß das Lächerliche dieses Aberglaubens mich oft so gewaltig erschüttert hat. — Die zweyte

Anekdote erzählte mir ein reichsritterschaftlicher Beamter. Es ward kurz nach seinem Amtsantritt ein Jude vor ihn gestellt, den man wegen Defraudation seines Leibzolls im Verdacht hatte. Derselbe legitimirte sich aber durch Vorzeigung von drey gedruckten, quittirten Zollzetteln, die auf zwey Kälber und eine Gaiß lauteten. Auch sagte der Zolleinnehmer aus, die Sache habe ihre Richtigkeit; denn für den Judens-Leibzoll seyen keine besondern Zettel gedruckt, und ein Jude sey eben so hoch eingeschätzt, als obige drey Thiere. — So gräßlich mir diese Geschichte Anfangs ins Herz fuhr, so lächerlich erschien sie mir hinterher, als erlebte Begebenheit des Beamten. — Uebrigens hätte ein Anderer als ich die beyden jetzt erzählten Anekdoten wohl in witziger Form zugespitzt. Ich aber wollte den Leser nicht bestechen, da es mir dabey nur um das Historische aus meinem Gemüthe zu thun war.

Lazarus. Bey dem furchtbaren Gleichnisse vom armen Lazarus und vom reichen Manne, so wie bey dem herrlichen

Bilde des Lazarus von Bethanien, bin ich jederzeit höchstunangenehm dadurch gestört worden, daß mich der Name Lazarus sogleich an das schlechte Bier in meinem Geburtsort erinnerte, von dem meine Mutter sagte: Lazarus habe das Malz, Simson das Wasser dazu getragen. — Verzeiht mir, geliebte Mitbürger, so wie Euch Gott auch verzeihen möge — hoffentlich ist jetzt Euer Bier viel besser — aber wahr ist es, Ihr habt Euer Leben lang doch wirklich gar manche verdammte Höllen- und Hexenbröhe zusammengesudelt! — Schon im siebenjährigen Kriege muß wohl das Bier in meinem Geburtsorte nicht viel getaugt haben. Denn aus jener Zeit erzählte meine Mutter, daß einer der dort einquartirten Croaten in den Bierhäusern umhergegangen und die eintretenden Zecher über die Güte des Biers immer dadurch belehrt, daß er mit dem Finger erst aufs Auge, dann auf den Arm und endlich auf das Bier gedeutet, welches heissen sollen: „Auch arm Bier," d. i. „Hier ist auch ein elendes Bier!" — — Gern, theure Landsleute, hätt' ich dieß al-

les verſchwiegen! Aber Ihr habt die durſtigen Stunden meiner Jugend – in der ich Bier trank – doch gar zu ſehr gequält! Indeſſen, ſeyd nur ruhig – ich werde Euch der Welt nicht nennen – und dieſe erfährt ja ohnehin nicht einmal, wer der liederliche „Fiebelſchütz aus der Grafſchaft Henneberg“ geweſen iſt!

Liebe. (S. d. Art. Freundſchaft) Himmliſches Wort! Wie könnte ich den Buchſtaben L. denken, ohne das Ganze deiner fünf ſüßen Ziffern mit ewig gleichem, unſterblichem Verlangen wieder zu grüßen! Du göttlich ſchönes Kind, das einſt die liebende Armuth in unſäglicher Sehnſucht vom jungen Gott des Reichthums empfieng und unter den Freudenthränen der Schöpfung zur beglückteſten aller Stunden gebar! — Oft ſchwebſt du, gleich dem Geſang der Lerche, über den Frühlingen der Erde – und wie friſch ſind deine hohen, reinen Melodien! Oft ſchmachten deine Töne, wie die Nachtigall, und neigen ſich, ach, zum ſterbenden Fall! — Oft triffſt du die bangende Jugend ſchnell, wie das er-

ste Frühlingsgewitter die kaum aufgeblühten Fluren. Durchs Auge fährt dann der feurige Gast wie ein Blitz – im Busen bebt das erschrockne Herz wie vom Donner gerührt – aber wohlthätig rieselt der süße Thränenregen hernieder! — Oft — — aber, heilige Gottheit! Wie könnte ich Armer Deine Wunder würdig singen – diese göttlichen Wunder, die ich Unwürdiger ewig fühlte und nie begriff! — Dein war ich, o Liebe – Dein bin ich – und im Strome Deines heiligen Lichtes will ich auch versinken, und – erwachen!

Lebensfülle. Ich habe sie stets am herrlichsten in den Momenten der eingetretnen Ruhe nach körperlicher Anstrengung empfunden. Z. B. in Berggegenden, wenn ich mich einige Minuten lang niedersetzte – in Ebnen, wenn ich stehen blieb – im Hause bey'm Anfange des Abendessens – am Arbeitstische hauptsächlich nach einem starken Gang; wo gewöhnlich Geist und Körper am zufriedensten mit einander sind; wo man alles Denken und Dichten, ja selbst Feder und Dinte am meisten liebt; wo man das

vor-

vorher Gearbeitete, mit gröſſerem, gleichſam erſt kürzlich erworbnem Scharfſinne, und mit ganz neuen Blicken betrachtet, und zu Vertilgung der Fehler und Vermehrung des Guten gleiche Kraft und Begierde fühlt. Das, was man gewöhnlich Begeiſterung nennt war mir faſt einerley mit Lebensfülle, und zu dieſem Zuſtande fand ich ſtets und vor allen Dingen eine vollkommne Nüchternheit nothwendig. — Daß es wirklich Menſchen gebe, welche, wie man behauptet, die Begeiſterung durch ſtarke Getränke herbeyzurufen, oder gar feſtzuhalten vermögen, ſcheint mir unglaublich. Von Andern hingegen — die ſich obſtiniren, ihre Lebensfülle nicht erträglich zu finden, ſich die Adern aufbeiſſen wollen, wirkliche Debauchen, Erkältungen und andere Executionstruppen gegen die Fülle ihres überladenen Lebens bis zu deſſen Ermattung anrükken laſſen — habe ich ſelbſt manche Beyſpiele erlebt. Der Grund war aber gewöhnlich affektirte, nie ächte Genialität — und ich könnte auch einen ſol-

chen nicht affektirenden Menschen doch unmöglich gelinder benennen, als – Hanns Dampf.

M.

Mantelfamilie. So nennt man in mehrern kleinen deutſchen Städten und groſſen Dörfern die untere, und einen Theil der mittlern Bürgerklaſſe, auch wohl diejenigen, welche ſich gern ſchon zu den Honoratioren zählen möchten, von dieſen aber nicht geduldet werden. Da, wo die Weiber dieſer Claſſen blaue, mit Gold beſetzte Tuch=, oder feine Kattun=Mäntel tragen, bedarf mein Ausdruck keiner weitern Erklärung. Dieſer Orte giebt es nun zwar ſehr viele; da aber der obige Ausdruck doch für alle übrigen Städte nur ein fremder Provinzialismus bleibt, ſo wünſchte ich wohl einen allgemeinern Namen für jene Menge zu finden, die mich von jeher ganz beſonders intereſſirte, weil ſie, ohne zur Mode zu gehören, doch der Mode durch bloſſes Räſonniren ſo manchen Zügel anlegt und über ihren eignen Moden oft funfzig Jahre lang mit gröſter Strenge hält — weil ſie bey allen Welt=Staats= und Privatereigniſſen immer das ſchärfſte Extrem des öffentlichen

Urtheils andeutet – weil sie vieles vom eigentlichen Welttone wirklich angiebt oder doch veranlaßt – weil ihr eigner Ton volksmäßiger und wichtiger ist als der auf dem Lande – (worinn auch eigentlich der Hauptgrund davon liegt, daß das wenige Volksmäßige unter uns leider noch obendrein in einer höchst unkräftigen, gemeinen und undeutschen Form und Stimmung vorkommt!) und weil endlich ein grosser Theil der äussern und öffentlichen Ehre so einzig von dieser Classe abhängt, daß weder der Erste noch der Letzte im Staat ohne ihre Zustimmung und Erlaubniß den Namen eines rechtlichen Mannes zu behaupten vermag. — Städter überhaupt kann man sie nicht nennen – Kleinstädter noch weniger, weil sie oft sehr großstädtisch sind und weil jene nur aus Honoratioren bestehen – Spiesbürger gar nicht, denn deren giebt es (doch mit Exemtion und Respecte von gekrönten Häuptern gesprochen!) unter allen Ständen. — In manchen Dörfern nennen die Bauern alle weiblichen Erscheinungen aus den Städten Stadtkonstuschdinger. (Auch vergesse ich nie, daß

ich als Knabe einſt unſern Flurknecht zweyen adlichen Damen, die auf einem verbotnen Fußpfade durch die Saat ſpazierten, mit einer Löwenſtimme von ferne zurufen hörte: „Wollt ihr gleich herab, dort drüben, ihr Kontuſchdinger?)“ Stadtpöbel iſt zu ſchlecht – Stadtvolk ſagt zu viel – gemeines Stadtvolk zu wenig – und alles dieß ſchlöſſe mir auch jeden bis auf das Land verbreiteten Zweig dieſer Claſſe aus, den ich doch bey meinem Begriffe keinesweges entbehren kann – wie z. B. all die herrlichen Förſterinnen, Schulmeiſterinnen, Schulzinnen, Pächterinnen, Verwalterinnen, Gärtnerinnen, Wirthinnen u. ſ. w.— Daher mag meine unrichtige Benennung ſo lange gelten, bis ſich eine beſſere findet.— Von dieſer Claſſe wollte ich nun ſagen, daß ich ſie in Sachen der Mode und des Welttons am liebſten zu Rathe ziehe, und in Sachen des wirklichen Geſchmacks am fleiſſigſten ſtudire – um nemlich dort ſogleich das Schärfſte und Heftigſte, hier aber das Allgemeinſte und Leutſeligſte zu vernehmen. — Dabey habe ich manche Eigenheiten bemerkt. — Keine andere Claſſe zeigt

in der Berührung mit Vornehmern so viel affektirtes Wesen, (S. d. Art.) und haßt doch dieses an und unter sich selbst so sehr, als Mantelfamilie. — Keine hält so fest und volksmäßig zusammen, keine herrscht so sehr über alle übrigen Classen, und beurtheilt diese schärfer, als sie. Wehe besonders dem, der aus der Mantelfamilie in eine vornehmere Classe, anders als durch Heurath, sich zu erheben wagt, und etwa allmählig andern Kleiderschnitt, andere Mützen u. s. w. gewahr werden läßt! Tausend Zungen werden seinen guten Namen in Stücken zu zerreißen streben, und zugleich dem lieben Mantel und der Haube ewige Treue schwören. — Eine Sonderbarkeit ist es, daß sie alles Bloße nicht leiden mögen, als z. B. bloßen Kopf, Busen, Arme. „Seht, heißt es, seht doch die Nachbarin! Nun ist der Hochmuth aufs Höchste gestiegen — den Mantel hat sie schon lange abgeschafft — nun geht sie gar mit bloßem Kopf — nun will ich auch bald erleben, daß sie mit bloßem ° — gehen muß!“ — Und so urtheilt nicht nur der Einzelne, sondern immer die ganzen

Haufen. — Daher bin ich der Meynung, daß – wenn man den Gemeingeiſt dieſer Claſſe auf einen der kräftigern Stände (es ſey dieß der vornehme Bürgerliche, der Bauern- oder der Adel-Stand) übertragen könnte — dieſer ſehr bald der alleinherrſchende ſeyn, und zugleich die deutſche Nation repräſentiren würde.

Maikäfermühle. In meinem vierundzwanzigſten Jahre traf ich im Reiſen an einem Walde auf folgendem Schandpfahl der Menſchheit, deſſen Anblick mich lange mit einer gewiſſen Erbitterung gegen die deutſche Jugend erfüllt hat. Einige Knaben hatten die Welle eines Kindermühlrädchens mit ſpitzigen Speichen beſteckt, an deren jeder oben ein Maikäfer ſchmachtete, welchem ſie das halbe Bein ausgeriſſen und in die Höhlung der obern Hälfte die Spitze des Holzes eingetrieben hatten. Im Schmerz hoben die Thiere ihre Flügel, wodurch das Rad umlief – und das nannten die Hunde eine Käfermühle. — Ich habe mit den Füſſen das ungeheure Schandwerk

zerſtampft und die erſchrocknen Knaben eine Strecke weit verfolgt.

Mitleiden. Alle Kinder, die noch unverdorbt ſind, haben einen natürlichen Hang zum Mitleiden. Dieſe Anlage iſt ſo entſchieden, und ich habe ihre Spuren ſo durchgängig und ohne Ausnahme gefunden, daß ich das Mitleiden als das erſte göttliche Abzeichen im menſchlichen Gemüthe, wodurch ſich dieſes von aller bloß organiſirten Natur, unterſcheidet, betrachte. — Ich habe in den Geſichtern vieler Kinder, lange vor der Entwicklung ihres Sprachvermögens, ganz dieſelben Züge erſcheinen ſehen, welche das Mitleiden hervorbringt, und ich habe ihnen dieſe Gefühle wirklich durch meine Bewegungen zu erregen vermocht und ſogar dieſelben mehrmals, durch gewiße Zeichen der Wehmuth und eines wachſenden Schmerzes, bis zum Uebergang in Thränen geſteigert. — Was meine eignen diesfallſigen Erinnerungen aus der Kindheit betrifft, ſo hat ſich mein Mitleiden und Bedauern (d. h. außer wirklichen Leidensfällen) vorzüglich in folgenden Lagen geäußert, wenn ich ei-

nen Menſchen auszanken ſah, welcher traurig dazu ſchwieg — wenn Jemand ſo auffallend beſchämt ward, daß ich die Beſchämung einſah — wenn ein Vornehmer einen zerriſſenen Strumpf, Schlafrock, ſchlechte Schuhe, ſchmutzige Wäſche u. ſ. w. trug, wobey ich ſtets auf Armuth rieth — wenn Jemand über die Theurung eines gewiſſen Nahrungsmittels, Kleidungsſtücks u. ſ. w., deſſen Vorzüge ich ſo eben genoß, klagte — wenn ein Knabe mit ſehr harten, aufgerißnen Händen oder blutigen Flecken im Geſichte vor mir ſtand; (ja ſchon ein jedes Kind, in deſſen Geſicht ich Schmutzflecken, einen Kirſch- oder Heidelbeerbart ſah, dauerte mich ſehr merklich und kam mir leidend vor) — beſonders aber, wenn ich einen Knaben in der Herbſt- oder Winterkälte herumlaufen ſah, deſſen Weſte von der Hoſe ein Paar Hände breit abſtand, ſo, daß im Zwiſchenraume die Blöſe des Bauchs einzig von dem dünnen Hemde bedeckt war: dieß kam mir immer höchſt bedauernswürdig vor und ließ mich empfindliche Froſtſchauder, ja die höchſte Noth ahnen; und je mehr ſich ein

ſolcher Junge anſtrengte, je freundlicher er um mich her ſprang (denn vermuthlich war ihm ſelbſt oft ſehr wohl dabey zu Muth) und je gröſsere Dienſte er mir leiſtete, je inniger dauerte mich der Arme; und wer in einer ſolchen Verfaſſung mich um etwas bat, der konnte alles von mir erhalten. (Ohnehin ſchlägt wohl Niemand irgend eine Bitte ſo ungern, und im Nothfall noch mit ſo viel Zartheit ab, als ein Kind!) Doch war wohl dieſs letzte Gefühl ſchon eine Miſchung von Bewunderung und Mitleiden. (S. d. Art. Erbvertheilung.)

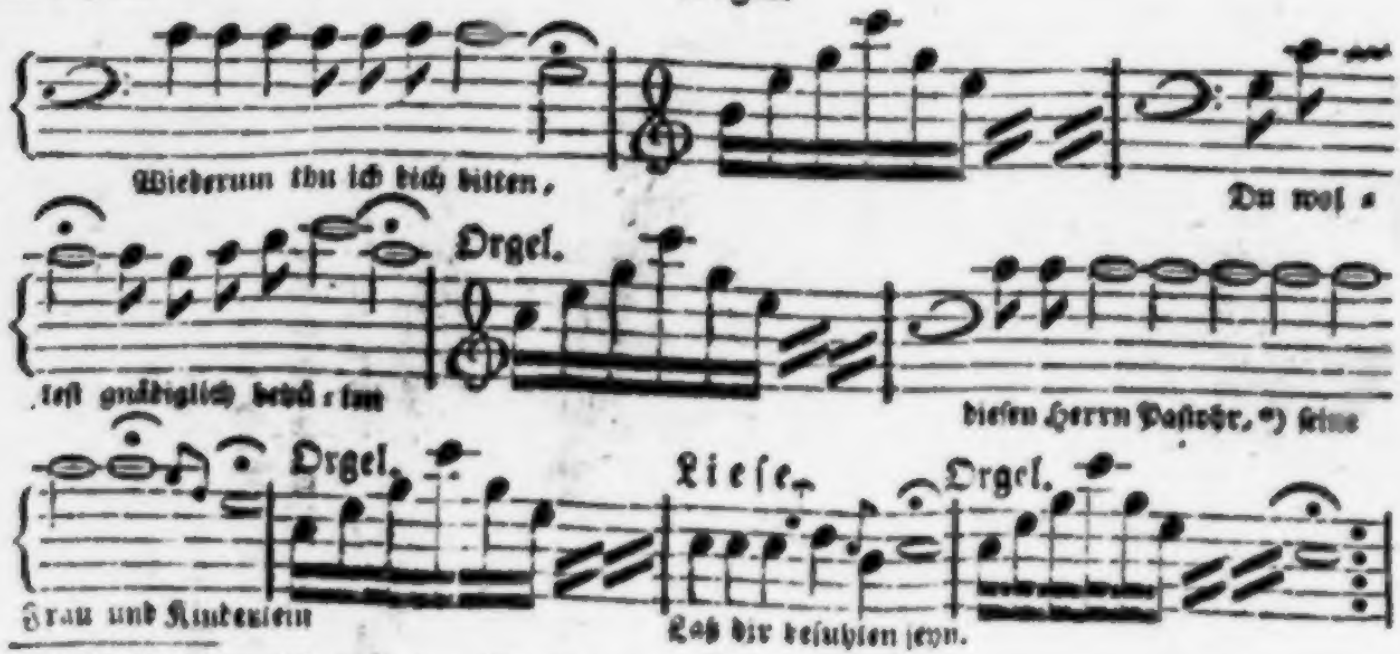
Michel. Bey dieſem Namen muſs ich einer ſchon längſt von den Auen der Erde verſchwundenen komiſchen Figur (etwa aus einer der niederländiſchen Schulen) gedenken, welche viel Spaſs in die Scenen meiner Kindheit gebracht. Man nannte ihn Orgelmichel. Er durchzog an der Hand ſeiner Gattin, Lieſe genannt, den Bezirk von einigen und zwanzig Dörfern mit einer kleinen, vermuthlich ſelbſtgemachten Drehorgel, (und zwar der ſchlechteſten, die ich je gehört habe — denn ſie gab zu jeder Mu-

ſik nie mehr her, als einen und denſelben einzigen, unreinen, in ſtockende Sextolen zerbrochenen Akkord) wozu das Ehepaar weiter nichts zu ſingen pflegte, als folgende kurze Litaney, deren Genuß ich dem Leſer möglichſt vollſtändig geben will.

(S. d. folgende Seite.)

Ad libitum.

Michel. Orgel.



*) So hies es nemlich vor unserm Pfarrhause.

Zuweilen dauerte aber obige Stelle noch viel länger, wenn statt „Pastohr" gesungen werden mußte „diese Frau Amtsverweserin – diesen Herrn Orgelmacher Johann Caspar Rommel – oder diesen Herrn Sailer Lorenz Volkhardt" – denn so heißen unsre nächsten Nachbarn. Der Mann war übrigens dieser Stelle wegen fast immer und überall willkommen – denn der Bauer (und mancher Anderer) findet sich höchlich geehrt, sobald sein ganzer Name öffentlich, feyerlich, und gar in einem Gebete ausgesprochen, ja bey und hinter vollem Orgelklange gesungen wird; und ich selbst habe es ja mit angesehen, daß in einer sehr rührenden Predigt, die bey der Leiche meines von der ganzen Gemeinde geliebten Bruders gehalten ward, anfänglich zu meiner Verwunderung niemand ausser mir weinen wollte, bis der Prediger folgende Stelle langsam aussprach: „Mit Ehrerbietung nenne ich ihn Euch, den weyland wohlehrwürdigen Herrn, Herrn Johann Christian–" Der gute Redner mußte hier aus eigner Rührung über die plötzlich ausbrechende allgemeine Thränenfluth der lie-

benden Landgemeinde lange einhalten — wodurch ich aus aller Faſſung kam, da mein Verſtand gleichſam laut auflachte und gleichwohl mein Herz aus wirklich verſtärkter Rührung laut aufweinte. — Doch, ich habe noch einige intereſſante Züge von meinem Manne zu geben. Seine Stimme weiß ich mit nichts zu vergleichen, als mit den Tönen eines Schaf- oder Ziegenbocks der etwa vor Schmerz gerade hinausſchreyen müßte. — Wenn ich nun das ganze Lied betrachtete, welches doch, geſchrieben, unſtreitig ſo ausſehen wußte:

Wiederum thu ich dich bitten,
Du wolleſt gnädiglich behüthen
Dieſen Herrn Paſtohr, ſeine Frau und Kinderlein
Laß Dir befuhlen ſeyn.

ſo war mir oft nichts daran recht. Bald wollte ich mit der dritten Zeile ſchon geſchloſſen haben — bald gefiel mir in der vierten Lieſens hohes und zärtlich genug vorgetragenes „Anbefehlen" doch wieder gar zu ſehr — bald wollte ich in der zweyten nach „wolleſt" noch ein „uns" und nach behüthen einen Punkt ein- und

anflicken, wodurch alles gut geworden wäre – aber, da kam der Dichter selbst wieder und sang mir das „wolleſt“ so verdammt deutlich in die Ohren, (S. die Noten) daß ich endlich meinen Schulverſtand willig unter dieſ Macht des Glaubens und der Poeſie gefangen gab. Deſto mehr gefielen mir die einzelnen Schönheiten der Litaney. In dem ſchweren, omindſen „Wiederum“ lag für mich 1) die ganze Dorfsreihe überhaupt, 2) die groſſe Mühe, die der Mann ſich doch offenbar vor allen Thüren machte, 3) die ungeheure Menge von Bitten, womit der Himmelsſtürmer täglich den lieben Gott beläſtigte, und 4) eine kunſtreiche Anſpielung auf die einförmige Ewigkeit einer jeden Dorfsreihe, deren erſte Nummer immer vom Dichter auf die letzte der vorigen bezogen ward, ſo wie er ſelbſt das ganze Gedicht wahrſcheinlich ſeinem vorigen, oder doch jenem erſten Morgengebet für ſeine Brüder, angepaſt hatte, nach deſſen Beendigung er das gegenwärtige ſinnrich dichtete, drauf Stab und Orgel ergriff und die ewige Wanderung bey ſeinem Nachbar anfieng, die er

erst mit seinem Leben geendigt hat. — Das Wort „Kinderlein" war meine Leibstelle und bestach mich theils durch den Sinn, theils durch die liebliche Sanftmuth, bis zu welcher er hier seine blöckende Stimme halb todt zu drücken wußte. — Seinen Zunamen habe ich nie erfahren, sondern mir den ganzen Kerl, geschrieben, nur immer als „Johann Michel Orgel" heißend, gedacht – denn den lieben Johann erließ man damals noch selten einem ehrlichen Manne in der Grafschaft Henneberg – auch mir selbst nicht. (Und wirklich ist dieß in der Folge bedeutend geworden – denn seitdem alle Barbiere, Becker und Sattler ihre Knaben Uffo, Kuno, Herrmann u. s. w. nennen und den ehrlichen Johann weglassen, wollen alle Bursche Herren, und keine Diener mehr seyn – ja selbst die alten Barbiere lassen sich nur rasiren, die Becker leben nur von Pasteten und die Sattler wollen gern reiten.) So setzte ich denn auch bey meinem Künstler von selbst den Johann voraus, wie Luther bey jedem der zehn Gebote sein „Wir sollen Gott fürchten und lieben." — Uebrigens hielt

sich

ſich aber der Mann wirklich vornehm, und ſchien kein Allmoſen, keinen Lohn, ſondern nur ein Honorarium für die Kunſt anzunehmen. Dabey konnte er alles Fragen nicht leiden, und ſeine gewöhnliche Antwort auf die Frage: „Nun, Michel, was macht Ihr?“ war: „Hm — Andere, wenn die fertig ſind!“ — Einſt traf ihn der Nachbar Orgelmacher, der ihn zuweilen Herr Kollege nannte, hinter einem Zaune ruhend an. „Nun, was macht Ihr da, Michel?“ fragte er. „Nix!“ antwortete Michel voll Ingrimm. „Und was macht Ihr denn?“ fragte jener die Frau. „Ich muß dem Manne helfen.“ verſetzte Lieſe geſchäftig. — Ein andermal ſah ihn Derſelbe zu einem Fenſter herausgucken, und rief freundlich hinauf: „Nun, Michel, ſeht Ihr Euch um?“ „Nein ich ſchau gerade hinaus!“ herrſchte Michel herab. — Er war dick, kräftig und klein von Perſon, hatte blendend weiße Zähne und ein entſetzlich breites Maul. So ſehe ich ihn noch jetzt im Geiſte vor mir, als ihn einſt mein Vater hereinrief, und einen Teller voll Mehlbrey nebſt gekochtem Obſt auf unſerm Claviere ſetzte

ihn anrichten ließ. „Ey, Ihr Errwirden, (sagte er und trocknete sich den Kunstschweiß ab) es ist gar sehr hibsche Witterung! Gelten Sie?“ (Statt des angeblich weniger höflichen Hennebergischen gelt? i. e. nicht wahr?) „Nun ja, (fuhr er unaussprechlich langsam redend und essend fort) ich danke der Ehre ganz heeflich – denn – das – ist – meine – Leibspeise, – eerstlich – Huuhnzeln – – und – nach diesen wieder – – Bzay!“ — Einmal war mir bange um ihn. Er orgelte eben vor dem Pfarrhause; unser Gerichtsherr, welcher meinen Vater besucht hatte, verließ gerade das Haus, gieng an dem Künstler vorüber und hielt ihm, wegen seines ewigen Wanderns nach der Dorfsreihe, einen ziemlich derben Sermon, der zwar nicht so ernstlich gemeynt war, aber doch, soviel ich hörte, zuletzt etwas von Fortjagen aus dem Dorfe „und einige alte Hundsfötter“ enthielt. Aber wie benahm sich der geniale Mann? Er verbeugte sich tief; und kaum wandte ihm der Gerichtsherr den Rücken zu, als er und alle mit freundlicher und höflicher Verwunderung ansah, und sagte: „Aber wahrhaf-

tig, ein erstaunend spaßhafter Herr! Eine überaus gnädige Herrschaft!"— Seine beständige Gemüthlichkeit begeisterte mich sogar einmal, wenn ich so sagen darf, zum Betteln. Zwar wollte ich bessere Lieder singen, (ich hatte eine angenehme Stimme) und sie besser mit der Guitarre begleiten, als der Drehorgler vermochte, und überhaupt fühlte ich mehr eine Neigung, auf die Kunst zu reisen, als eigentlich zu betteln. Auch wollte ich nicht etwa meinen Eltern entlaufen, sondern ich hoffe von meinem Vater (welchem ich indessen doch aus dunkeln Gründen die Sache verschwieg) Erlaubniß zu dieser Reise zu erhalten. Dennoch aber lag dabey eine gewiße Liederlichkeit zum Grunde, deren Bekämpfung mich in der Folge oft gefreut hat. Ein heimathloses, mit dürftigen aber öftern Ehren- und Nahrungsgenüssen verbundnes ganz freyes und unabhängiges Leben – das war es, was mich reizte. Die Betrachtung eines jungen Burschen aus meinem Dorfe, der sich um diese Zeit förmlich der Bettelsängerey ergab, half mir auf einmal aus jenem Traume. Ich wollte mich nemlich

mit demselben bekannt machen, um ihn zu lehren, wie er hübsch, anmuthig und mit Ehren betteln könne. Zu dem Ende entwarf ich ein Gedicht für ihn, womit er debütiren sollte, und, wenn ich, wie ein Bravo, mit Derbheit um mich warf, die Bettelkunst aber doch idealisiren wollte und daher das Prinzip des Bettelns in ein gefälliges Licht zu setzen suchte. — So wie ich aber nun den wirklichen Gedanken faßte, es ihm mitzutheilen, überfiel mich schnell eine Scham der Rechtlichkeit, ich verbannte das Gedicht und war auf einmal von meiner Krankheit geheilt. Es enthielt etwa folgende Gedanken:

Bettlerlied.

Was hilft ein wenig Geld im Kasten?
Ihr könnt nicht ruhen und nicht rasten,
Drum gebt ihr's endlich aus.
Was hilfts, den Seckel zu verschließen?
Es mag Dich noch so sehr verdrießen,
Das Geld hüpft doch heraus.

Wenn ich mein Rän,lein huck' und steige
Mit ihm auf jene grüne Eiche,
Flugs hab' ich unter mir
An alle Welt nichts mehr zu suchen —
Doch alle Welt hat Brot und Kuchen,
Und das gehört auch mir!

Anno Siebzig in den theuern Zeiten,
Wo alle Bettelleute gedeihten,
Da kam ich auch zur Welt;
Denn vorher in den guten Jahren,
Als alle Welber Grafen gebaren,
Gieng meine Frau Mutter gelt *).

Ein Graf hat immer Zukunftssorgen,
Muß oft bezahlen, öfters borgen,
Und wird gar selten dick;
Ich lobe mir ein frohes Stündchen,
Und freu' mich wie ein gutes Hündchen,
Und leb' vom Augenblick.

Das frische Feld ist meine Freude,
Mein Lager jede grüne Haide,
Der Wald ist meine Lust.

*) Der ökonomische Ausdruck bey den nicht trächtig gewordnen Schafen.

Ich liebe Gott und alle Brüder,
Und was ich habe geb' ich wieder,
Ein Lied aus voller Bruſt.

Drum gönnt mir eine kleine Gabe!
Wenn ich von Jedem Etwas habe,
So trifft mich keine Noth.
Wer weiß, ob nicht nach wenig Tagen
Die Hirten in den Dörfern ſagen:
Dort draußen liegt er todt.

Aber an der tragiſchen Kataſtrophe in jener Geſchichte meines Herzens ſoll der arme Michel keinen Theil haben! Denn er war redlich, Jedermann liebte ihn, und er hat den Menſchen gar viel Troſt, Freude und Ehre zugetragen. Noch obendrein iſt der gute Alte, ſoviel ich weiß, eben ſo wie der Held meines Gedichts, auf der Landſtraße, alſo in ſeinem Berufe geſtorben. — Und ſo grüße Gott auch dieſe arme Seele heut' in ihrem Himmel mit Fried' und Freude!

Maurer. So oft ich einen Maurer ſehe, erinnere ich mich eines gewiſſen Ideals

aller ſchlechten Maurermeiſter, welches ich in meiner Jugend kannte. Nur einen einzigen Beleg will ich anführen, den ich zwar nicht verbürge, den aber mehrere Leute mir für ächt und wahr gegeben haben. — Ein Bauer ließ ihn einſt in ſeinem Stalle bey dem Stand der Ziege ein neues Stückchen Mauer in die Wand einziehen. Als die Mauer fertig war, gab ihm der Bauer ſtatt des Lohnes eine Mahlzeit, mit Bier und Branntewein in Hülle und Fülle. Allein noch während des Eſſens kam die Bäurin aus dem Stalle und ſagte mit bedenklicher Miene: „Hört, Maurer, Ihr müßt morgen die Mauer noch einmal machen, denn die Gaiß hat ſie wieder eingepißt.“

Moraliſche Unmöglichkeiten. Es iſt ein beſonderer Zug aller kräftigen aber ſchon zum Böſen gerichteten Jugend, ſich den ganzen Tag auf nichts als ſpaßhafte Verübungen moraliſcher Unmöglichkeiten zu erpichen. — Kanſt du die hier gewiß vorhandne Kraft noch zum Guten hinlenken, dann wohl Dir und deinem Zögling und

der Welt! Denn hier geht immer etwas Groſſes zu Grunde. — Hauptſächlich das Poſſirlichgrauſame zieht alle kräftigen Kinder an. Mir ſelbſt hat die Anekdote von einem gewiſſen Fürſten viel geſchadet, der ſeine vier Hofnarren öfters in einem Wagen, der zwiſchen vier ovalen Rädern hieng, in geſtrecktem Trabe ſpazieren fahren ließ. Der Kutſchkaſten war feſt zugeſchloſſen, doch oben ohne Deckel, wo dann oft die Hüthe und Mützen, zuletzt aber ein ganzer kleiner Hofnarr herausflog, der das Beinchen zerbrach — womit ſich hoffentlich der Spaß endigte.

Muſik. Ueber die Entſtehung unſrer Muſik und insbeſondere des Taktes im Geſang und Tanze, habe ich ſchon in der Jugend ungefähr folgende Meynungen gehegt. Den erſten, durch längere und melodiſchere, ſanftere und ſüßere Töne von der Sprache verſchiednen Geſang lernte der Menſch wohl unſtreitig von den Singvögeln. Der Geſang rührt ſelbſt Naturmenſchen und Kinder. Der Menſch ahmte ihn nachher nach. — Wenn auch der Geſang

nicht vor aller Sprache entstanden ist (wie ich aber wohl behaupten möchte) so war doch die Entstehung Beyder gleichzeitig und Beyde waren von einander abhängig. — Ob nun aber der noch kunstlose und noch nicht zur Sittlichkeit aufgeblühte Mensch (in so fern man ihn nemlich als blos organisches Wesen und als Thiergattung zu denken vermag) zu den singenden Thieren gehörte, (die es lieben, mit den Lauten zu spielen, wie z. B. die Singvögel, einige Affen- und Hunde-Arten, manche Insekten, Amphibien u. s. w.) oder zu der stummen Klasse? (die selbst in der höchsten Freude stumm bleiben und nur vor Hunger, Schmerz, Brunst, Zorn oder Wuth schreyen) das ist eine schwer zu beantwortende Frage. Ich bin geneigt uns zu den stummen zu zählen; denn wenn gleich die Kinder viel früher singen, als ihre Sprache sich entwickelt, so beweist mir dieß doch nur die frühe Entwicklung des menschlichen Gemüths. Darinn erschien aber schon im Naturstande ein Theil unsrer Gottähnlichkeit, daß wir, gerührt von der Melodie der Welt, selbst nach Melodie streb-

ten. Und ſo ſingen wir nicht aus Inſtinkt, ſondern aus Gefühl. — Der erſte Geſang (Hymnus) war vermuthlich blos Recitativ und mußte ohne allen Takt ſeyn. Den Takt hat, wie es ſcheint, erſt das Duo eingeführt; wenigſtens war er vor dem Duo ſchlechterdings entbehrlich, ja oft vielleicht ſchädlich; und zwiſchen dem Recitativ und Duo trat gewiß noch der Wechſelgeſang ein, bey welchem die größte Freyheit herrſchte. Das Duo aber machte eine Verabredung nöthig, veranlaßte alſo den Takt, oder die Uebereinkunft wegen eines Allgemeingültigen bey der Melodie. Die Gründe lagen ſowohl im Geſelligkeitstriebe — der begleitende Freund, die Geliebte, ſollten gleichen Schritt mit uns halten, zugleich unſer Vergnügen theilen —; als auch im Stolze und in der Oſtentation — ein Dritter ſollte dabey keine Mißlaute vernehmen. — Bewegung hat auch die Nachtigall in ihrem Geſang — ja man könnte ſagen: Rhythmus der Melodie. Aber die allgemeine Haltung im Schnellen und Langſamen — die Verſammlung aller einzelnen Freyheiten und Bewe-

gungen unter ein einziges Obergesetz – also der Grundrhythmus – fehlt den Vögeln. — Takt mußte damals ein sehr wohlthätiges Gefühl gewähren. Auch wir genießen dasselbe noch manchmal. Bey Fugen, zuweilen bey Dissonanzen und in allen schwer zu ergründenden Widerstrebungen, beruhigt uns am meisten der Takt, diese in sich ruhige und sich selbst ewig gleich bleibende Form des Zeitmaßes. Bey langsamen, süßen oder schmelzenden Melodien hingegen zieht uns der ermunternde Takt immer von einem Takte zum andern fort – unwiderstehlich vorwärts bis zum Schlusse. — Freylich aber schadet in anderer Hinsicht der Takt unsrer Musik so viel, daß sie unter seiner jetzigen Herrschaft sich nicht zum Range einer schönen Kunst (zum freyen Bewußtseyn, sagen Andere) erheben kann, da sie zwar, (vielleicht) eine fast schöne Idee darzustellen vermögen würde, aber ohne anscheinende Freyheit. — Sollen wir eine lebendige Form hören, so muß die Musik auf das Vermögen der Begriffe selbst, so frey wie die Poesie, würken; welches aber der Takt nicht verstattet, so lange er

ſich nur auf das ſtrenge Zeitmaß, nicht aber auf das Sylbenmaaß und auf mehr als dieſes erſtreckt und nicht wenigſtens ſolche groſſe Räume und Freyheiten in ſich ſchließt wie in der Poeſie eine ganze Stanze. Die Sylbenfreyheit iſt in der Muſik ſehr groß; aber die Zeit hängt von den ſtrengſten Geſetzen ab; wir kennen noch keinen vollſtändigen Satz im ſogenannten Ad libitum; und der Künſtler hat eigentlich nur die Freyheit, anzufangen und aufzuhören; denn zwiſchen dem Beginnen und Schließen herrſcht einzig der tyranniſche Takt, (der doch wirklich nur menſchliche Erfindung und angelehrt *) iſt) unter deſſen Befehlen Künſtler und Chöre mit auffallendem Zwange ſtehen müſſen. Alle Stimmungen wider den Takt machen ſeinen geſetzlichen Druck nur noch fühlbarer. — Wem es vorbehalten iſt, in der Muſik die Tyranney des Taktes ganz zu

*) Die Meinung, welche Hemſterhuys von der körperlichen Anlage des Menſchen zum Takte heat, iſt doch gar zu ſinnlich und widerſpricht aller Erfahrung. Die meiſten Kinder lernen nichts ſchwerer als Takt.

verdecken und unfühlbar zu machen, der wird diese Kunst wenigstens scheinbar frey machen; wer ihr dann Bewußtseyn giebt, der wird sie zur Darstellung einer schönen Idee ermächtigen; und von diesem Augenblick an wird sie die erste aller schönen Künste seyn.

Mond. Dieses freundliche Licht hat besonders dreyerley Empfindungen in mir erregt. Erstlich im Sommer gewährte mir der Mondschein (hauptsächlich um die Zeit des vollen Lichtes) eine oft erprobte Sicherheit vor Nachtgewittern, die dann wirklich äußerst selten zum vollen Ausbruche kommen. Im Winter verwandelte sich jene Sicherheit in ein Gefühl von erhöhter Häuslichkeit; ja auch die ganze starre Natur erschien mir fast wirthlicher als am hellen Tage, sobald der Mond schien. Auch habe ich es mehrmals ganz entschieden in reinen Winternächten empfunden, daß man im hellen Mondscheine wärmer steht, als im Schatten. — (So wie ich überhaupt von jeher Licht und Wärme für ganz einerley gehalten, oder

doch gefühlt habe.) Zweytens hat der Mond immer gar schöne Todesgedanken in mir erweckt, besonders als ich einmal nahe an der hochliegenden väterlichen Dorfkirche wohnte. Welchen seligen Abend habe ich dort am fünften Junius 1803 verlebt! (Mein irdisches Leben war damals matt und verarmt; ich lebte gleichsam mitten im Kriege; die Gemeinde war gegen ihre Obrigkeit in der bedenklichsten Widerspenstigkeit – und ach, es drohte auch mein eigner Friede zu weichen!) Die Herrlichkeit des Spätroths begann im Westen zu verglimmen, und ich trat an das südliche Fenster. Da stand schon der Mond freundlich neben der hohen Kirche – über den alten morschen Fruchtbäumen des Kirchhofes – über jenen theuern Todten, die längst von ihrer egyptischen Dienstbarkeit entbunden waren und keinen Krieg mehr kannten – über den Gräbern der Eltern – des Bruders – des Freundes – des Kindes! Aus dem Lieblingswalde meiner Kindheit war er aufgestiegen – voll und rein stand er da zwischen weissen sanftgekräuselten Wölkchen, in die sich ein seltsam verschimmeltes und doch sehr

dunkles Blau eindrängte, woraus die himmlische Kugel, wie aus grundlosen Tiefen einer traurigen Unendlichkeit, sich so tröstend hervorhob! So wie das Abendroth dort vollends dahin schwand, röthete sich hier allmählich ein sanftes, geheimes Nachbild, welches aber bald nach ewigen Fernen fort zu ziehen schien – ach, und mit ihm zogen auf Mondesstrahlen die süßwinkenden Seelenbilder meiner Lieben, und meine eigne wehmuthsvolle Seele! O wie fröhlich stand da die heilige Kugel meinem warmen zerfließenden Busen gegenüber – o Mond, wie tröstend standest du da über meinen Todten! — — Drittens ist mir oft der Vollmond zum freundlichen Bürgen für die morgende Wiederkunft der Sonne geworden, wenn ich ihr in sehnsuchtsvoller Bangigkeit die Worte aus jenem herrlichen Sterbelied nachsang:

„Schaut, die Sonne geht zur Ruh,–
Kommt doch morgen wieder!“

Einst, auf einem Lieblingsberge, (es war am zwanzigsten October 1804.) befiel mich eine besondere Angst um die morgende Wiederkehr der scheidenden Allerwärmerin. —

Auf dem Feuerstrome der Abendröthe trieben hellgoldne Schaumflocken. Ein zackiger Karminfaden glühte am Rand einer dichten schwarzen Wolkentiefe, gleichsam ein stillstehender Blitz in finsterer Nacht. Aber das ganze glühende Gewölk mit seinen dunkeln Thälern und Gruben ruhte auf einem weit ausgebreiteten Purpurmantel, der unter den finstern Schichten blutig hervorflammte, bis hoch über mein Haupt, und nun nach allen Seiten hin, ohne merkbare Grenzen in ein blendendes Lichtgelb zerfloß. — Da kam von Osten herauf die ernste Nacht — mich überlief ein Schauder, als sie so grau und frostig auf den Schwingen der Morgenluft über den Horizont heranzog. „Ach, rief ich, sollte morgen aus jener todten Oede, aus jenen so ganz ausgestorbnen Regionen, das goldne Sonnenlicht wiederkehren? Warum hoffst du nicht, getreue Seele?" — Aber sieh da! Vor einem fernen Waldkopfe des Thüringer Gebirges trat jetzt der Vollmond leise herüber — und auf einmal war jene düstere Nacht wieder freundlich — sie war nun nicht mehr kalt noch öde, sondern bewohnt und wirthlich. Mächtig

drang

drang die große Kugel herauf; aber ihr gegenüber wollte das Abendroth noch nicht weichen, und flammte wieder röther an den Zinnen des Rhöngebirges.— Ach, es war eine Wundernacht um mich her, zwischen diesen zwey Lichtgegenden!

Mißverständniß. Ueber eins bin ich einmal heftig erschrocken. Es war ein sehr würdiger, aber äußerst pedantischer alter Geistlicher bey mir. Ich empfieng, während ich schnell etwas expediren mußte, ein Billet von derselben schönen Kaufmannsfrau, die ich ihm vorher auf einem Spaziergange gezeigt und deren Redlichkeit ich mit Wärme gelobt hatte. „Ich weiß schon was es ist, (sagte ich zu ihm) lesen Sie doch, damit Sie sehen, welche prächtige Handschrift die Frau schreibt.“ Nach einigen Minuten bemerkte ich, daß er den Zettel mit Unwillen auf den Tisch warf und auf mich selbst einen Blick der tiefsten Verachtung schoß. „Um's Himmelswillen, was ist Ihnen?“ rief ich erschrocken. „Verzeihen Sie mir — sagte er außer sich — aber einen so schändlichen Briefwechsel sollte man

wenigſtens geheim halten!“ — Ich griff erſtaunt nach dem Billet und las folgendes:

N. N.

„Sie hatten heute dennoch recht und ich „Unrecht — nemlich von geſtern Nachts „her. Aber Sie hatten mir zu wenig „gegeben, als uns mein Mann dazwi„ſchen kam und durch ſein Poltern mich „ganz auſſer aller Faſſung brachte. In „der Anlage habe ich aufgeſchrieben, was „ich gern noch möchte — für welches „Sümmchen Sie mich dann nochmals „beliebig erkennen mögen.“

N. N.

„Der verfluchte Kaufmannsſtyl!“ rief ich jetzt lachend, und offenbarte ihm die dabey liegende „Nota,“ die mich über den Streit mit der Frau, wegen der geſtern bey ihr ausgenommnen und falſchberechneten Ware, ſo wie über alles Andere vollkommen rechtfertigte, die aber der gute Mann aus Unwillen nicht geöffnet hatte, als er in dem Billet ſeine — Bibelſprache zu erkennen glaubte!!

Mahlzeit. Wohlbeſetzte Tafeln gewährten mir von jeher eine meiner größten irdiſchen Vergnügungen. Zwar trieb ich meine diesfallſigen Prätenſionen nie höher als auf eine oder zwey Schüſſeln – aber von jeder verlangte ich das mögliche Ideal zu genießen – und das mit Recht, und mit jenen billigen Erwartungen, wozu die Haushaltung meiner Eltern mich berechtigt hatte. Damals (o glückliche Zeiten für alle Gutſchmecker!) beſtand die Hauptlektüre der bürgerlichen Frauen noch nicht in Romanen, – nicht einmal in den ſchlechten und für Anfängerinnen meiſtens unverſtändlichen Kochbüchern, – ſondern im fleißigen Studium der ererbten Familienrecepte, wovon faſt für jeden Braten und jede Suppe ein eignes vorhanden war. Die größte jährliche Eſſerey in unſerm Hauſe fiel an dem Sommertage vor, an welchem mein Vater die Comunion empfieng, wo alſo eine fremde Pfarrfamilie mit uns aß. Dieſe Mahlzeit beſtand gewöhnlich in drey, ſelten vier Schüſſeln; aber jede derſelben war in der Familie ſchon lange, und außer derſelben welt be-

rühmt, jede war in sich vollkommen und leistete das, wozu ihr Name berechtigte. Mit einer solchen Mahlzeit hätte sich ein Fürst vollkommen begnügt, und jeder Fürst konnte sich damit begnügen, denn er hatte die Auswahl unter Drey- oder Viererley, deren Jedes schon für sich allein einem Menschen in Rücksicht auf Kräftigkeit, Reinlichkeit, Wohlgeschmack und Fülle nichts zu wünschen übrig ließ. — Die alte Zeit ist hierinn wesentlich von der neuen unterschieden. Bey allem Zubereiten, Trocknen, Einmachen und Aufbewahren der Hausvorräthe gieng man ehemals mit der größten Sorgfalt, Umständlichkeit, ja Festlichkeit zu Werke — man freute sich dann auf ein Essen, wie auf ein Fest. Jetzt dagegen ist nur Eile und überelliges vom Halse Schaffen an der Tagesordnung — sowohl bey'm Bereiten, als Genießen. Das Essen soll nur kostbar seyn; man verschlingt es geschwind, um andere Genüsse aufzusuchen. — Ich kann hierinn nichts Gutes sehen. Oft hat eine gute Schüssel eine böse Ehe auf ein ganzes Jahr geflickt. — Am ärgsten ist noch immer der Greuel in

den Städten, an den Höfen und hauptsächlich auf den Akademien, wo mancher junge Mann, der nur geistig aber nicht körperlich zu leben weiß, den Tod im Essen und Trinken verschlingt. Statt getrockneten Obstes erhält man entweder ausländisches Obst, für einen Thaler, oder unzeitige, faule, verbrannte, wurmige Zwetschen, verschimmelte und saure Aepfelschnitze. — Aas in einem braunen Brühchen heißt Ragout — „Bruder Studio ist es doch!“ Will denn die Polizey stets mit die Jurisprudenz ärgern, und niemals das einsehen und angreifen, was ihr Hauptgeschäft ist? (S. Polizeygegenstände.)

N.

Namen sind mir von allen bekannten Menschen höchst wichtig und bedeutend — doch nur die Vornamen. Bey Frauen habe ich sogar oft vergessen, ihre Zunamen zu erfragen. Sobald mir gesagt wird, meine neue Bekanntschaft heiße z. B. Christiane, sogleich werde ich manche ihrer Eigenschaften errathen, schon ehe mein Auge sie sieht. Noch glücklicher bin ich im Errathen des Taufnamens eines mir neu vorgestellten Menschen; und dieß geht auch natürlicher zu als jenes — denn man kann wirklich in gewissem Sinne sagen: der Mensch bildet sich seinem Hauptvornamen allmählich nach, und dieser malt sich im Menschenantlitz endlich aus. — Wer hierüber lacht, den frage ich auf sein Gewissen: Sieht nicht mancher Mensch ganz genau so aus, als müße er schlechterdings z. B. Johannes, oder Gottlieb, oder Philippine heißen? Und heißt er nicht am Ende wirklich so? — Hat man nun aber diesen „Zufall" mehrmals bestätigt gefun-

den, so betrachte man alsdann im Geiste nur etwa ein ganzes Dutzend von Johannesen, Gottlieben oder Philippinen – und ich wette darauf, man wird in jedem ihrer Gesichter Etwas von dem Allgemeinen, das sie einander ähnlich macht und von allen anders Benannten unterschridet, wirklich anschauen; aber freylich wird niemand dieß Etwas anzugeben, zu nennen, oder zu beschreiben vermögen. — Bey den Thieren ist es ganz anders. Ich habe an keinem Hunde jemals einen der gewöhnlichen Hundenamen errathen können, sobald nemlich z. B. ein Spitz- oder Mopshund nicht auch wirklich Spitz oder Mops hieß. Kein Eigenname hat Aehnlichkeit mit dem Hunde – kein Hund mit seinem Namen. — Der Unterschied liegt ganz gewiß blos in der Abwesenheit des Gemüths und aller Sittlichkeit. Daher wird man auch finden, daß Kinder ihr Leibhündchen, wenn es besonders gut und fast gemüthlich ist, selten mit dem ihm beygelegten Namen, sondern oft in jeder Woche mit einem andern Scherz-, Spitz- oder Liebesnamen, ja oft am liebsten nur „Hündchen" benennen.

Mir ſelbſt iſt es auch, in Rückſicht meiner und meines Haushundes Wechſelneigung, und aller ſeiner Tugenden, vollkommen einerley, ob ich ihn Endymion oder Vornhalr's, (auch Vornhol's — welches zugleich das gewöhnliche Stich- und Fangwort der Metzger iſt) Luna oder Lieſe nenne.

Namen-Cumulation. Auf dem Lande wird ſie wohl am meiſten und ärgſten gefunden — die Spitznamen gar nicht mitgerechnet. Heißt nur erſt ein Menſch Hans, ſo nennt man ihn, ſobald er ſein Haus an das Dorfwaſſer baut, ſicherlich Waſſerhans. Hat er etwa einen kurzen ſtämmigen Sohn, ſo heißt dieſer natürlicher Weiſe Waſſerhanſendicker, und deſſen Tochter wird dann ohnehin als „das Waſſerhanſendickenmädchen fortgeführt. Die Cumulation wächſt ſo lange fort, bis entweder die Menſchen den ungeheuern Namen nicht mehr auszuſprechen vermögen, oder bis einmal der Urenkel etwas wichtiges oder einen dummen Streich auf eigne Hand liefert, oder bis ein letztes

Familienglied etwa durch langes Leben in der Fremde u. ſ. w. eine Veränderung bewürkt. So habe ich ſelbſt vor der Auswanderung aus meinem Geburtsorte wirklich folgende zwey Namenlaſiträgerinnen gekannt: Ein recht hübſches Mädchen, die Margrethe Trautwein hieß und „das Waſſerhanſenvaltinsgeorgadamsmädchen“ genannt ward, und eine tüchtige Arbeiterin Margrethe Eliſabeth Trautwein, welche „Fuchſengeorgenſtophelsgrethlieſe“ hieß. — Wie oft habe ich vor einem ſolchen Koloß von Namen ſtaunend ausgerufen: Was will noch aus dem Kindlein werden!

Nachahmen. Ich bin im Gebrauche dieſes Worts ſehr vorſichtig. Nicht derjenige ahmt nach, der nur dem Zwecke des Andern nachſtrebt, der nur daſſelbe thut oder thun will, was Einer vor ihm that — ſogar nicht immer der, welcher lange nach einem Andern deſſen Bild, That, oder Gedanken mir faſt gleichbedeutend noch einmal wiedergiebt — noch vielweniger der, welcher anſcheinend Eins und vollkommen Daſſelbe

dem Andern, doch trefflicher, nachthut. — Sonst müßte ja der Genius am meisten nachahmen, welcher die höchsten so wie die gemeinsten Kräfte und Geister gleichsam als Bäche in die heilig fluthende Kraft seines Schöpferstromes aufnimmt. (S. d. Art. Stehlen.)

Obligation. Ich habe manchen höchſt vergnügten Augenblick vor einem halben Rieße gedruckter und noch unertendirter Schuldverſchreibungen (unrecognoscirter oder Jungfern-Obligationen) zugebracht. Alle dieſe keuſchen Seelen ſprachen mich, hier im ganzen Bündel, und noch vor Empfängniß eines bürgerlichen Lebens, ſo unſchuldig und blos gelehrt an! Ich ſelbſt wußte mich dermalen ſo ſicher vor ihnen, daß ich ſie recht lieb gewann, — Und wenn ich dann blätterte und fand, daß eine gerade ſo auſſehe wie die andere, und nun doch die verſchiednen, vielen, groſſen und kleinen Summen erwog, die hier noch Platz hatten und meine Freundinnen nun bald verunſtalten ſollten, und der armen Schlachtopfer gedachte, deren Namen bald darunter — theils zierlich geſchrieben, theils an drey Kreuze gehängt — prangen muſten — ach, da nahm ich mir oft recht von Herzen feſt vor, wenigſtens mich ſelbſt vor allem näherem Umgange mit dieſem ſchuldlo-

ſen Mädchen eifrig zu [illegible]then; und ich kann wirklich dergleichen ſinnige Beſchauungen jedem ehrlichen Mann als Stärkungsmittel zur Sparſamkeit empfehlen! Ein ſolcher Verſuch zur allgemeinen Bekanntſchaft mit ihnen (und dieß ſchöne Geſchlecht kann, wie geſagt, nur im Ganzen bewundert werden) wird gewiß nicht ſo theuer zu ſtehen kommen, und weit gröſſern Genuß gewähren, als wenn man mit einer Einzelnen in nähere Verbindung treten wollte.

P.

Paradiesesfreuden. Eine der Hauptfreuden wird nach meinem Dafürhalten folgende seyn: Dort wird kein Vorurtheil mehr es verhindern, daß im Blumenkelche jeder Freude auch zugleich die Wahrheit aufblühe; dort also wird endlich der Königssohn unausgelacht zum Stallknechte hinlaufen und „Väterchen!“ rufen dürfen. Denn über alle dergleichen Nebenpunkte sind wir dann längst einig, da ja die Hauptsache in unsrer Lebensrolle öffentlich abgerollt vorliegt, und da jede der bisher jungfräulich verborgen gewesenen kleinen Jungferwahrheiten nun von jedem Manne und Jedermann erkannt werden darf! — O wie wird mir das Land der Lügen verhaßt und langweilig, wenn ich jenes seligen Aufenthalts gedenke!

Polizeygegenstände. Apropos! (S. d. Art. Mahlzeit.) Wie wäre es denn, wenn man der Polizey (bis man über den Umfang ihrer Functionen endlich

einig seyn wird) einstweilen nur Folgendes übertrüge, woran die übrigen Staatsgewalten es wenigstens noch zu sehr fehlen lassen, und womit aber auch die Polizey dann gleich wirklich und eifrig anfangen, wofür sie stehen müßte: Ich meyne die möglichste Sorge für Gesundheit und Sicherheit des Leibes und der Seele. —? Ich dächte, daran hätte sie genug. — Aber das Allgemeine ist mir dermalen Nebensache. Es drückt mich etwas Einzelnes auf dem Herzen, das ich meinen guten Landsleuten sagen muß. — Lieben Freunde! Ist es euer wirklicher Wille, daß der Ausdruck „deutsche Keuschheit" nicht aus der Geschichte und Tradition vertilgt werde, so wachet sorgfältiger, als bisher, wenigstens für die öffentliche Keuschheit! — Ich will nur ein Paar Hauptgegenstände nennen, welche die Polizey doch ja nicht außer Acht lassen sollte. — Da giebt es jetzt fast in jeder auch kleinen Stadt wenigstens einen oder einige junge oder alte — ich mag nicht sagen Männer oder Menschen, sondern — Bösewichter, die in der Schamlosigkeit, in allen unzüchtigen

Reden und Geberden ungeſtraft öffentlich den Ton angeben. Sie zählen ſich leider faſt immer zu den gebildeteſten Ständen, und jeder von ihnen iſt leicht zu erkennen, weil er auf der Straße und in Verſammlungshäuſern mit größter Unverſchämtheit als öffentlicher Repräſentant des Laſters auftritt. Indem ihre Augen ſelbſt gierig jeden Blick der Frechheit trinken, trüben ſie zugleich das Auge der Keuſchheit — Indem ſie ihren Mund im Geifer der allgemeinen Wolluſt baden, zittert ſchon auf mancher jungen nieerbrochenen Lippe das Verlangen, ſich mit der gemeinen, mit der entweihten, ja mit der Unkeuſchheit ſelbſt zu ſchnäbeln. Aber ſie geben ſogar öffentlich, daß es Jedermann hören kann, witzige Rathſchläge und Anweiſungen zur Unzucht und Verführung, als könnten ſie es nicht dulden, daß irgendwo eine junge vollblütige Unſchuld mit ihren Reizen zwiſchen zwey Betttüchern unbeachtet verbrenne. — Hat denn die Polizey ewig verſchloſſene Augen für ſolche Giftmiſcher, deren Jeder ein Bordell unter freyem Himmel darſtellt? — Ferner: Oeffentliche Wege und Spatziergänge ſollten doch

bey Tage nicht ohne alle Aufsicht gelassen werden. Wenn ich mit meinen Kindern einen Gang vor die Stadt mache, und fünfhundert Schritte vom Thore an der öffentlichen Landstraße ein Paar Menschen, in der schamlosesten That begriffen, erblicken muß – wer rettet meine Kinder, falls ich den Greuel später entdecke als sie? Etwa die lachenden vorüberschlendernden Fuhrleute? oder Andere, die „Beydes nichts angeht?“ — Himmel, giebt es denn kein Mittel wider diese Pest? — Und, womit soll sich ein Vater beruhigen, der wegen Kränklichkeit seine Kinder nicht mehr zu begleiten – Gott! nicht vor dem Anblicke der Schande wegzuleiten vermag? — Soll er verzweifeln?

Poetische Blumen. Wenn Ihr eine ächte findet – recensirt sie doch nicht mehr; denn ihre Zartheit erträgt keine Kritik! Seht doch den guten Linné an – er lobt und tadelt seine Blumen nicht, er zeigt ihr Daseyn nur an und klassificirt sie; und das will ich Euch allenfalls auch erlauben, wenn Ihr eine neue entdeckt. — Aber mir will

auch

auch das Klaſſificiren gar ſelten gelingen; und darum danke ich nur Gott, der zuweilen einen neuen Lichtfunken aus der ſchönen Seelenwelt im menſchlichen Gemüth aufblühen läßt, wie eine Blume. Ich labe mein Herz am Dufte ſolcher ächten Blümlein — aber — ich kenne ja nicht das Weſen des kleinen Halmes, auf den ich trete — wie viel weniger dann deren Eines!

Pfeifen hat mir in meinem Leben mehr, und beſonders öfteres und längeres Vergnügen gewährt, als alle übrige Muſik zuſammen genommen. Ich hatte nemlich von jeher ein vortreffliches muſikaliſches Gedächtniß. Als achtjähriger Knabe machte ich zufällig die Entdeckung, daß ich denſelben Ton zugleich ſingen und pfeifen könne. Ich bildete dieſe Gabe aus, lernte ſehr bald den Diskant von jeder Melodie pfeifen und den Baß dazu brummen, und wußte endlich (vermöge des ſogenannten Doppelpfiffs und meiner geſchmeidigen Baßſtimme) vom Diskant und Baſſe noch ſo viel Zeit und Fülle abzumüſſigen, daß ich jetzt ſogar im Stande bin, das, was

mir bey Lieblingsſtellen vom Tenor und Alt unentbehrlich iſt, auch noch mit hören zu laſſen. Meine Freunde haben dieß Talent oft bewundert, welches wahrſcheinlich mein höchſtes Erdenglück begründet hat, indem vielleicht Niemand auf Erden der Tonkunſt ſo reiche, ſtille, einſame und höchſt wunderbare Genüſſe abzugewinnen vermag, als ich. — Groſſer, guter Gott! Mein halbes Leben war ja Geſang! — Meine meiſten durchwachten Nächte konnte ich in Symphonieen umwandeln – und oft weckte mich meine eigne Stimme aus einem melodiſchen Traume zum andern! — O Vater, wie hoch beglückt oft deine Allmacht ein unwürdiges Geſchöpf! — Möchte doch auch meinen Söhnen noch daſſelbe Talent zu Theil werden, zu dem ich ſie oft mit Rührung hinwies. — So vermag ich denn z. B. auf dem Gipfel eines Berges von Beethovens Symphonieen (und vorzüglich gut die heroiſche Nummer 3, die ich nach dreymaligem Anhören von Takt zu Takt auswendig wußte und nimmermehr vergeſſe!) mir ſelbſt ganz vollſtändig zu geben – ja, noch mehr, ich vermag einen

musikalischen Freund, der sie noch nicht kennt, in Rücksicht auf die Harmonie, vollständig damit bekannt zu machen. So trage ich z. B. Haydns ganze „Schöpfung" in meinem Herzen, und kann jeden Musiker, welcher sie kennt und liebt, stundenlange höchstangenehme Reminiszenzen daraus geben, sobald er nur den Text selbst weiß und im Herzen mit spricht, und übrigens sich nicht von Nebendingen stören läßt – z. B. davon, daß in den Ohren meine Finger oder Füsse die Paukendienste verrichten. — (Dabey muß ich anmerken, daß ich aus dem Chore „Dich beten Erd' und Himm l an" mir selbst immer nur einzelne kleine Stellen laut wiedergeben vermag – aus Rührung.) Uebrigens ist es eine nicht leichte Kunst, gut und angenehm zu pfeifen, besonders da alles Pf ifen bey Leuten von Bildung einmal in schlechten, eigentlich in gar keinem Credit steht, und ein vornehmer Mensch im Grunde nie pfeifen darf, und nie angepfiffen werden kann. Es sieht auch stets höchst komisch aus, wenn z. B. ein Tagelöhner, der einen Geheimenrath nicht mehr mit der Stimme errufen kann, hinter

demſelben her ſpringt und aus Leibeskräften – pfeift! — Gewöhnlich hilft da noch obendrein alles Pfeifen nicht – denn ein Vornehmer ſieht ſich in der Regel nach keinem Pfiffe um – es müßte denn im Walde der Spitzbubenpfiff ertönen. Am gemeinſten unter allen klingt der gewöhnliche Anrufspfiff der Landleute; etwas honetter hört ſich ſchon der Hunde- und Bedientenpfiff an, und am vornehmſten klingen die verſchiedenen Jagdpfiffe, die ich beſonders liebe.

Prädikate. Einer Perſon oder Sache die ihr jedesmal gebührenden richtigen und wahren Prädikate beyzulegen, erfordert eine gewiſſe Ruhe und Beſonnenheit. In dieſer Rückſicht habe ich die paſſendſten Auswahlen und die glücklichſte Auffindung des Schicklichen vorzüglich aus dem Munde der Landleute gehörte. — So erklärte mir ein Jäger an der Schneiße, (ich weiß kein anderes Wort für die Schlingenanſtalt im Walde zum Fang der Herbſtvögel) woher es komme, daß die Meiſen oft ganze Strecken der Schneiße ausleeren, ohne daß eine einzige ſich fängt. „Eine Meiſe, ſagte

er, hängt ſich nur unten an die Beeren, aber der Vogel (die Droſſel) kommt großmüthig „d. i. er ſetzt ſich ſo gerade oben. in den Bügel, daß er den Kopf ſogleich in die Schlingen ſteckt. — Ein Knecht fuhr mich mit zwey muthigen Pferden einen ſteilen Berg hinan. Mir war bange, daß die Zugſtränge reiſſen möchten. „Fürchten Sie ſich nicht, ſagte er – die Pferde zerreiſſen nichts, ſie ſind muthig, aber ſie ziehen gar ſittſam."

Protokoll. Ein gutes Gerichtsprotokoll, ſo wie jede vollkommen treue Regiſtratur iſt ein wahres Kunſtwerk. Denn wie ſchwer und heilig und verdienſtlich iſt es nicht, den wahren Sinn und die innere Herzensmeynung eines armen Unmündigen in die Bücherſprache zu überſetzen, und dagegen die Vorſpiegelung eines Liſtigen, von ihrem Schmuck entblöſt, wiederzugeben? — Ich behaupte, daß ich hierinn einige Geſchicklichkeit gehabt habe. — Gedrängte Protokolle ſind meiſtens beſſer als weitläufige, und ein federfirer Aktuar iſt in der Regel der ſchlechteſte und unbeſonnenſte. — Schrieb

doch einst, als der Justizbeamte im Termin kopfschüttelnd erklärte „Er wisse sich in diese Sache gar nicht zu finden" der Actuar nieder:

„Hochfürstliches Amt:
Weiß sich nicht zu helfen."

Ein anderer protokollirte in einer Art von Abolitions-Termin Folgendes:

Hochgräfliches Consistorium:
Es habe der Advokat Distel vor allen Dingen denjenigen zu nennen, von welchem er zu diesem Abolitionsgesuche bevollmächtigt sey.

Illa:
Die ganze Stadt kenne ihren Schwängrer, und sie werde ihn gleich selber nennen.

H. Consist.
Verbietet ihr das Maul und verlangt von dem Adv. Distel den Namen des Thäters.

Advokat Distel.
Bittet sich Bedenkzeit aus.

H. Consist.
So werde man ihn selbst so lange für den Thäter halten, bis er einen andern nahmhaft gemacht.

Illa:

Sie werde ihr zur Welt zu bringendes Kind Herrn Diſtel geradewegs vor die Thüre legen.

Conſiſt.

Sie ſollte ſich einmal unterſtehen!

Illa:

Ja, ja, dieß thue ſie ganz gewiß.

Conſiſt.

Das wolle man doch ſehen!

(Läßt drauf dieſelbe einen Abtritt nehmen u. ſ. w.)

Noch komiſcher lautet es, wenn gar die eigenſten Perſönlichkeiten mit angeführt werden — wie mir denn einmal folgender Paſſus vorgekommen iſt:

Illa:

geſtehet endlich nach wiederholtem Bedrohen wirklich ein, es ſey freylich wohl an dem, daß er damals im Zorne den erſten Gerichtsſchöppen einen Eſul, (S. d. Art. U.) den andern aber demnächſten einen Flegul geſcholten und dabey die Worte herausgeſtoſſen, „ich, der Gerichtshalter, ſey eine noch ungeputzte Rotznaſe!“ u. ſ. w.

Q.

Quelle ewiger Jugend. Es iſt gewiß, daß ſie uns ſchon auf dieſer Erde tönt und blinkt. Wir verkennen nur oft ihr himmliſches Rieſeln! Ich habe ſie nie anderswo geſucht, als in der Phantaſie. — Wie arm und veraltet kam mir oft das Leben vor — wie gemein und abgelebt alle meine Handlungen — wie fade und unluſtig alle Zukunft — wie tief ſaß der ganze Philiſter in der abgeſchmackteſten, ſpießbürgerlichſten Proſa da — über und unter mir nichts als trüber Himmel mit Donner, und ſchwarze ſchmutzige Wüſte — alle irdiſche Dinge, Verhältniße und Meynungen ſo verbraucht und längſt abgedroſchen, wie leeres Stroh! — Auf einmal trat es, wie der Blick eines fernen Silbertropfens, freundlich in mein Gemüth — weich und ſüß, aber ſo tief rührend und kräftig, daß mein dürſtendes Herz vor dieſer wunderbaren Friſche erbebte und zu neuem jugendlichen Leben lieblich aufſchauerte. — Da ſah ich hinüber in das Land der Seelen, und ſchaute den Quell

der Verjüngung, und um ſeine ewigfriſchen Blumenränder ſpielten die Kinder der Unſterblichkeit! Ach, wie fühlte ich dann durch einen neuen himmliſchen Wunderſaft plötzlich alle Zweige meines Lebens wieder geſchwellt!

R.

Reisen. Ich wäre mein Leben lang von Herzen gern da- und dorthin gereist! Die aller begehrlichste Reise aber blieb mir stets die in das Innre von Afrika, wohin vorzüglich zwey Gegenstände mein Herz zogen. Erstlich der Niger, sein noch unerforschter Lauf und die unbekannten Mündungen dieses großen wunderbaren Stroms, dessen Gewässer ich auf jeder neuen Karte sich wieder in Sandwüsten verlieren sah, und dessen Versiegen ich dann doch immer von neuem für unmöglich hielt! Zweytens das Einhorn, das große Thier der Bibel, welches ich nur an den Ufern des Nigers wieder zu entdecken hoffte, und welches ich noch jetzt ganz gewiß dort vermuthe. — Uebrigens war bey allen solchen eingebildeten Reisen meine Hauptfreude die: „Wie schön wollte ich sie nach glücklicher Zurückkunft der Welt beschreiben und mittheilen!“ Ja, ich glaubte mich noch im ausschließlichen Besitz der ächten Geheimnisse des Reisebeschreibens. Mein Leser sollte staunen — er sollte nicht

etwa mich unter den fremden Völkern erblicken – nein, ich wollte ihn selbst überall an Ort und Stelle hinstellen – in den Gefilden des Po sollte er mit den Schnittern frühstücken, mit den Individuen derselben wirklich auf Du und Du leben, und ihre gewöhnlichen Scherze und Unterhaltungen theilen – an der Tiber sollte er neurömische Lieder singen, Landmädchen des römischen Feldes sprechen und Liebesgeschichten erzählen hören – am Niger mußte er sich mit den guten Mohren leibhaftig am Walde lagern, ihre Gebräuche, Einhornjagden, Arbeiten, Gottesdienste mitmachen, seine eignen Kleidungen und Gefühle mit den ihrigen wechseln, als wären sie seine nächsten Nachbarsleute. u. s. w. Ach, was wollte ich nicht alles vermöge meiner Feder möglich machen!

Reinlichkeit ist eine treffliche, aber an sich selbst schon so zarte und reinliche Eigenschaft, daß sie mir stets sogleich wirklich beschmutzt und eckelhaft erscheint, sobald ich ihr geheimes stilles Wesen in Uebertreibung und Affektation übergehen sehe, oder

ſie von Jemand mit Selbſtlob Anderu anpreiſen höre. Die Leute, welche ſoviel von Reinlichkeit öffentlich predigen, ſind auch gewöhnlich insgeheim ganz allerliebſte Säuchen. (Beyläufig will ich nur erklären, daß ich ſelbſt mich eigentlich mit Recht unter die Reinlichen zählen darf, alſo ziemlich unpartheyiſch bin!) Es giebt eine gewiſſe innre Reinlichkeit, die ſich ſowohl im Handeln als in Mienen und Reden äuſſert — und dieſe iſt die rechte; denn ſie gründet ſich überhaupt auf Sinn für Ordnung und das, was dem Menſchen wohl geziemt und anſteht. Wem einmal dieſe eigen geworden iſt, der wird gegen ſich ſelbſt reinlich ſeyn, er wird reinlich denken, und daher die Regeln der äuſſerlichen Reinlichkeit, und dieſe, beſonders in Beziehung auf Andere, nie vernachläſſigen. Aber bey weitem die meiſten „Reinlichen“ glauben nur, es zu ſeyn, und beleidigen in dieſer Einbildung alle Augenblicke den Reinlichkeitsſinn der Andern. — Habe ich doch einen Menſchen gekannt, der gewiße Unziemlichkeiten an jedem Andern ſcharf tadelte, die eignen aber, die er ſich zur höchſten Be-

ſchwerde Anderer ſehr oft erlaubte, für völlig frey von aller unangenehmen Würkung erklärte — und dieß mit vollem Ernſt und innrer Ueberzeugung! Hier fehlte der eigne Sinn für Reinlichkeit ganz, und wer ſollte glauben, daß die menſchliche Verſtocktheit bis zu dieſem Grade von Näivetät gehen könne! Aber es war wirklich ſo, und der Satz:

Was jeder Menſch nur ſelber thut,
Das riecht ihm vor der Naſe gut.

iſt mir durch dieſe ſeltſame Behauptung erſt recht klar geworden. Er gilt ſo ziemlich von allen Menſchen, doch hauptſächlich von den ſogenannten Reinlichen, die nun einmal die Wuth haben, ſich und ihre Werke für einzig reinlich zu halten, beydes aller Welt aufzudringen, alle Welt damit zu eckeln und zu ennüyiren, allem Fremden gegenüber Unreichlichkeit zu wittern und wohl gar Eckel verrathende Geſichter zu ziehen — alles bloß deßwegen, weil ſie in Rückſicht ihres Leibes und Geſchäfts gewiſſe Gewohnheiten, die ihnen zuträglich und bequem ſind, längſt als reinlich angenommen haben, ohne vielleicht das zu kennen,

was die allgemeinen Regeln der Wohlanſtändigkeit gebieten. Und darum wird der Menſch, der ſich am meiſten obſtinirt, für reinlich zu gelten, gewöhnlich der unbeſcheidenſte und unleidlichſte ſeyn. Ihrer giebt es viele Tauſende!— Meine Mutter pflegte die Mädchen, wenn ſie ſich bey ſchmutzigen Arbeiten zierten, mit Folgendem anzureden: „Ey, ey, packe nur die Sache getroſt an und ſinge dazu:

„Reinlichkeit, verlaß mich nicht,
Wenn mich der groſſe Saupelz anſicht!“

Im Uebrigen habe ich das, was ſo viele Menſchen zu behaupten wagen — daß die körperliche Unreinlichkeit von Unreinheit der Seele zeuge — niemals beſtätigt gefunden, und will daher von allen dießfallſigen voreiligen Schlüſſen wohlmeynend und herzlich abrathen.— Solche Uebertreibungen ſind gottlos, lieben Freunde!— Wie viele Menſchen habe ich ſelbſt gekannt, die nicht wenig unreinlich waren, und doch die reinſten, herrlichſten Seelen in ſich trugen! Ich habe ſogar mit mehrern Menſchen zuſammen gelebt, die bey entſchiedner Unreinlichkeit nicht einmal unordentlich, viel we-

niger unsauberes Herzens waren. — Dabey fällt mir ein Freund ein, welcher gegen eine vornehme sich zierende Dame immer das Derbe in Schutz nahm, und ihren Reinlichkeitssinn durch das menschliche und milde „Leben und leben lassen" zu berichtigen suchte, wodurch er sie oft bis zur angeblichen Verzweiflung trieb. Einst kam ihr und sein Leibessen, Schnepfendreck, auf die Tafel, und die Dame lobte die Güte desselben mit Behaglichkeit. „Es ist sonderbar, (sagte der trockne Mann, und biß mit der gesundesten Eßlust eine Scheibe an) daß alle eßbaren Produkte, die der menschliche Körper erzeugt, durchaus nichts taugen, so nahrhaft und verführerisch auch ihre Namen klingen mögen — als da sind: Augenbutter — Ohrenschmalz — Zehenkäschen — „Sie legte Messer und Gabel weg, bedeckte das Gesicht mit beyden Händen und schalt laut auf ihn; allein, zwey Minuten nachher war dennoch das Essen mit größtem Appetit verzehrt. — Ich selbst habe mich über die Reinlichkeitssucht hauptsächlich dann geärgert, wenn ich vornehme Städterinnen über vorgebliche Unreinlichkeit in Bauernhaushal-

tungen räsonniren hörte. Jede Dame, di
von einer reinlichen Landfrau verlangte, ih
re (einzige) Stube sollte immer gekehrt
ihr Fuß und Arm stets gewaschen, ja i
ihrem Hause sollte kein Geruch der länd
lichen Arbeiten, Einrichtungen und Vorräth
zu spüren seyn u. s. w., die kam mir so
gleich als eine dumme Zieräffin und gan
unleidlich vor.

Rache. Ich habe diesem Worte nie
mals viel Sinn abgewinnen können; un
wiewohl ich die eigentliche Rachelust sel
oft gespürt, ist doch selten viel daraus g
worden. Gott hat mehrmals die Rach
verboten. Dieß und meine eignen häufi
gen Gefühle von arger Erbitterung habe
mir zwar bewiesen, daß die Rachbegierd
allerdings wohl in der menschlichen Natu
müsse vorhanden seyn; aber dennoch hal
ich (Gott verzeihe mir's, daß ich dieß
gerade heraussage!) jenen göttlichen B
fehl stets für ein wenig überflüssig gehalte
Besonders in der Kindheit machte ich häu
fige Erfahrungen darüber, daß der Mens
doch eigentlich zu gut für alle gründlich

und

und erschöpfende Sache ist. Dachte ich nun vollends an Gott – an den Barmherzigen und Gnadenreichen – so war mir in der ganzen Bibel kein Spruch tröstender als der: „Die Sache ist mein – Ich will vergelten, spricht der Herr." „O, wenn Du vergelten willst – dann hat es gute Wege!" sprach ich oft gerührt, und pries die Menschheit selig.— Und, wie klug, wie angemessen unsrer praktischen Lebensweißheit erscheint mir die Regel des Heilandes: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen!" Es ist doch wahrlich das einzige sichre Mittel, sich seine Feinde, wo nicht vom Halse, doch aus dem Gewissen fortzuschaffen! — Ich habe jene Regel während meines Lebens vielleicht ängstlicher zu befolgen gestrebt, als richtig zu fassen gewußt. Wenn ich einen Menschen kannte, der, durch imponirenden Stolz, durch seine widrige Physiognomie, durch renommistisches Wesen, Fadheit, Spott, Verachtung oder grobe Reden mir als Feind erschien, — (denn ärgere Feinde habe ich wohl in meinen beschränkten Kreisen nicht gehabt – und finden

ſich derer doch, ſo bitte ich ſie himmelhoch, ſich wo möglich gleich heute, wo es noch Zeit iſt, zu melden, und gern will ich mich nach Vermögen in Geld oder guten Worten mit ihnen abzufinden ſuchen!) dann ſann ich immer darüber nach, ob es nicht möglich ſey, einen ſolchen Menſchen lieb zu gewinnen, mit ihm bekannt zu werden, ſein Widriges zu verſchmerzen, von der ganzen widrigen Empfindung loszukommen, (der leidige menſchliche Egoismus! S. d. Art. Wohlthätigkeit.) oder ihm auf irgend eine Art gefällig zu werden. Und kaum ein Paarmal in meinem Leben iſt mir dieß mißglückt. Ich weiß wohl, daß eine ſolche Denkungsart in mancher Rückſicht fehlerhaft iſt, ja einen Mangel an unbefangner, gerader Männlichkeit, und mitten in einer verdammlichen Weichheit einen eben ſo verdammlichen Stolz beweist. Aber ich war doch einmal von jeher ſo; und viele Menſchen müſſen wohl ſo ſeyn. — Doch ich komme wieder auf die Rache zurück. Sie endet faſt immer da, wo ſie wirklich beginnen ſoll, oder artet doch dann in andere Leidenſchaften aus. — Ich könnte wohl den

Menſchen, der mir den Vater oder Sohn erſchlagen, meine Ehre geraubt u. ſ. w., mit einem Schlage tödten; aber nur mit dem erſten, ſchwerlich mit einem zweyten. Denn ſo wie ich ihn (ſey es auch nach jahrelangem Streben) erreiche, ſobald er in die Gewalt meiner Rache gegeben iſt, und endlich vor dieſer ungeſchützt da ſteht, verfliegt ſie ſchnell – und ſelbſt der erſte Schlag wäre nicht mehr ihr Werk, ſondern die Ausgeburt eines ſchnell wiederkehrenden augenblicklichen Wahnſinnes aus Schmerz oder Zorn. — Der gerichtliche Kläger dringt auch bey Verbrechen meiſtens weniger auf die Beſtrafung, (ja oft Erſatz,) als auf Eingeſtändniß des Sieges, der Uebermacht der Beleidigung, Sünde u. ſ. w. — Freylich, ſo lange die Rache komiſch bleibt, kann ſie bis ins Unendliche reizen – aber der erſte Uebergang zum Tragiſchen wird ſie faſt immer vernichten. (S. d. Art. Schadenfreude.) Hier iſt übrigens nur von gewöhnlichen Menſchen die Rede – nicht vom Auswurfe der Menſchheit. — Ich glaube, daß ſelbſt der fortgewöhnte Weltüberwinder ſei-

nem Feinde in demſelben Augenblicke Gutes zu thun anfangen wird, indem er endlich den Fuß auf den Nacken des Ueberwundnen ſetzt.

S.

Suppe. Ich esse gern Brot zur Suppe, und manchmal selbst zur Brotsuppe noch Brot. Oft fällt mir dabey die Gewohnheit eines dicken Bekannten ein, der äusserst behaglich zu Tische zu sitzen pflegte, und immer – so lange es irgend noch schicklich war – Brot in seine Suppe schnitt. Er pries diese Gewohnheit als vortrefflich an. „Denn, sagte er – erstlich wird's mehr; zweytens wirds kalt; drittens schmeckt's besser."

Schönheit. Sie ist kein so seltner Gast auf unserm Sterne, als manche rigoristische Männer behaupten. Alles, was mich durch sinnliche Reize zu dem Uebersinnlichen hinzuziehen vermochte, das habe ich getrost als schön bewillkommt.

Schreibmaterialien. Dabey fällt mir immer ein, daß ich einen Freund, der kürzlich Regierungsassessor geworden war, (aber weit von der Grafschaft Henneberg,

denn in dieser leben wir viel honnetter!) befragte, wieviel er Besoldung erhalte? „Bis jetzt (sagte er) alljährlich freye Schreibmaterialien, und eine Wildhaut!“

Schadenfreude – oder wie soll ich jenes unreine Gefühl nennen, das – ich gestehe es frey – auch mich gar oft berückt hat, wenn ich bey dem Gedanken an hoffärtige, imponirende, mich drückende oder gering schätzende Menschen, mir diese in der Zukunft als verarmt oder gar meiner Hülfe bedürfend dachte, mich selbst dagegen, mit wachsender Lust der Phantasie, in eine künftige, mit allen Glücksgütern reichlich begabte Lage versetzte. Das Gute, das ich Jenen dann erzeigen wollte, war unermeßlich groß – mit der zartesten Schonung wollte ich es ihnen anbieten – kein leiser Vorwurf aus der gegenwärtigen für mich drückenden Zeit sollte an mir sichtbar werden, Summen wollte ich aufwenden, um nur ganz bescheiden ihnen zu zeigen, wer ich eigentlich sey – im übervollen Hochgenusse meiner kolossalen Güte und Größe sollten sie, mit feurigen Kohlen auf dem

Haupte, da ſtehen, und ſehen, „in welchen ſie einſt geſtochen!“ — So habe ich mir oft in wonnevoller Phantaſie die herrlichſten Palläſte geſchaffen – ungeheure Landgüter mit ganzen Landſchaften umher für mich ausgeziert – ja die Plane dazu mit der Bleyfeder wirklich entworfen – dort ganze Geſellſchaften von jenen Menſchen mit hoher Pracht, Art und Eleganz empfangen – bewirthet – beſchenkt – ihnen fürchterliche Capitale vorgeſchoſſen, (doch ſtets ohne Zinſen, und in der Hoffnung, daß ſie einſt um Erlaß bitten würden) und ſie im Geiſte mit wahrer Freude endlich den Bettelſtab ergreifen ſehen; und nun – mußten ſie von mir großen Hanſen durch eine Kleinigkeit ſchnell auf den alten oder gar einen höheren Gipfel irdiſcher Glückſeligkeit wieder erhoben werden! — Soviel muß ich mir dabey ſelbſt bezeugen: Ich verlangte und wünſchte ihren Sinn nie, als in ſo fern ich – aber einzig ich – ihnen wieder aufhelfen könnte. Allein meine Hauptfreude hierbey hoffte ich doch immer darin zu finden, daß ich von jenen Geſellſchaften dann gerade die Perſonen, welche jetzt zurückge-

setzt, gleich mir gering geachtet, oder gar verspottet wurden, auszeichnete und ehrte. Um ihretwillen allein sollten die jetzt so stolzen und hochnäsigen Hauptpersonen dann gleichsam nur um Gotteswillen, und wie Händlein oder Arbeitsbeutel mitgenommen werden. Ihren verkehrten unleidlichen Sinn wollte ich mit nachlässig hingeworfnen (mehrentheils gelehrten, dermalen aber leider schwer durchzusetzenden) Behauptungen so im Vorübergehen ganz gelind zu Boden schmettern. Sie wollte ich bloß mit allem Irrischen sättigen; mit jenen Auserwählten aber wollte ich in himmlischer Wahrheit und Klarheit leben und schwelgen. Den Stolzen und Gewaltigen sollte gezeigt werden, daß sie mit ihrem anmaßenden und absprechenden Wesen von jeher Unrecht, ich aber nebst meinen Schützlingen Recht gehabt. — Rechthaberey lag also wohl hauptsächlich hierbey zum Grunde. — Meine sogenannten Feinde (S. d. Art. Rache) zu Boden getreten zu sehen, ohne selbst sie sogleich emporheben zu können, das war mir von jeher nur ein ekelhaftes Bild. Deßwegen

kann ich aber auch nicht ſagen, daß ich das Böſe beſtraft, das Gute belohnt und anerkannt wiſſen wollte. Und daher war dieſe Beglückungswuth eine unreine, egoiſtiſche, hochmüthige Sehnſucht nach Verſchwendung, die ſich zwar mit den Jugendjahren ſehr verringerte, deren Erinnerung mir aber in der Folge oft den Hang des Menſchen zur Wohlthätigkeit und zu edlen Handlungen überhaupt (S. d. Art. Wohlthätigkeit) natürlicher Weiſe ſehr verdächtig machen müßte.

Schiebkärner (S. d. Art. Genius) ſind in der Regel äußerſt zornig, übler Laune und grob – dieß alles aber noch im höherem Grade, ſobald ſie nicht ſchieben, ſondern gar ziehen. Das Ziehen ſcheint überhaupt dem Deutſchen die niedrigſte und abgeſchmackteſte Arbeit zu ſeyn – und daher kommt es vielleicht, daß unſer Volk ſchwerer als andere daran geht, vor Triumph- und Freuden-Wagen in die Stränge zu fallen und Gauldienſte zu übernehmen. Selbſt bey Feuerſpritzenproben habe ich oft dieſes ſich äußern ſehen. Im

Anfange haben die Spritzenmeister die ganze Spritzendeixel voll Jungen — nach den ersten Paar hundert Schritten stiehlt sich jeder davon, bis auf wenige ächte Gassencantoren, (S. d. Art. Cantor) die sich zum Fortschleppen bereden oder doch fortschleppen lassen. — Am wüthendsten wird ein Schiebkärner dann, wenn ihm ein Fußgänger begegnet, der sich ermüdet anstellt und Jenen mit folgendem sehr gewöhnlichen gottlosen Gruß anredet: „O, wie gut habt Ihr es nicht! Ihr könnt doch fahren, ich aber muß zu Fusse gehen!“ — Ein vornehmer Freund grüßte einst in meiner Gegenwart einen Schiebkärner so. Der Mann murmelte aber nur zornig Etwas für sich und fuhr weiter.“ Was denken Sie von seinem Murmeln? „fragte ich.“ Ich denke, (sagte mein Freund) daß ich das nicht thun möchte, was er murmelt oder denkt.“

Schneider. (S. d. Art. Mitleiden!) Ich habe die Schneider von Jugend auf immer ganz entschieden bedauert, weil sie mir meistens blaß und schwächlich

vorkamen. Und womit wird auch das gute Völkchen nicht geärgert? Sogar soll jeder Schneider Tuch ſtehlen! Iſt denn das möglich? Im Ganzen ſind ſie wohl nicht ganz rein – aber wer iſt es außer ihnen? Und dann bleibt bey Beurtheilung ihrer „unermeßlichſten“ Verbrechen der gröſßte Maaßſtab doch nur die Elle – und höchſtſelten geht auch Einer über eine. — Sie verdienen in der That jetzo ſchon deßwegen einige Nachſicht, weil zu dieſer Zeit faſt jede Dame, die für häuslich gelten will, ihnen ins Handwerk pfuſchen muß und an dieſen Armen ungeſtraft zur Brotdiebin werden darf. — Soviel iſt indeſſen richtig, daß alle Söhne der Scheere immer noch eine ganz beſondere Nation bilden. Eine gewiſſe Seelen-Dünnlichkeit behält auch der Dickſte. Selbſt die Juden, ſonſt ſo furchtſam, wollen doch an den Schneidern zu Rittern werden. „Der Ochſe iſt gut – (ſagen die Fränkiſchen Handelsjuden) er iſt dick gefüttert wie eine vollge ° ° ° er Strumpf – aber – nun – er iſt doch ein wenig ein – Schneider!“

„Seydedankt!“ Wie oft habe ich darüber nachgesonnen, wie man wohl diesen Ausdruck für alle Redensarten die, ausser dem schlichten Zeitworte selbst, noch vom Danke sprechen, passend machen und allgemein einführen könnte. „Ich bedanke mich“ widerspricht offenbar und geradezu dem obigen (doch einmal anerkannt guten) Ausdruck, und heißt soviel als „ich gebe den Dank, welchen ich Dir schuldig zu seyn glaube, mir selbst.“ Sollte es bedeuten „ich belebe, befruchte oder befrachte mein Gefühl für dich mit Dank“ so kommt dieß doch gar zu gezwungen heraus! Vollends wenn ich hören muß: „Gestern habe ich mich aber auch recht schön bey dem Herrn Minister bedankt!“, dann erschrecke ich gleichsam, als hätte der Mensch im Angesichte des Ministers die gröbste Grobheit verübt! — Doch, ich will nicht zu laut sprechen – denn wenn es unsere neuesten Sprachforscher und hauptsächlich die Puristen erfahren, so machen sie mich gewiß durch einen weit schlimmern Ausdruck vollends unglücklich!

Streit. Wer einen Entſchluß darüber zu faſſen ſtrebt, ob er mit Jemand andern eine Zeitlang oder für immer zuſammen leben will, oder nicht – der lebt in einem gewiſſen Brautſtande und in dieſem empfehle ich ihm Zank und Streit von aller Art. Das Angenehme und Unleidliche, was ein Geſellſchafter für den andern hat, liegt hauptſächlich in der Art, wie Jeder in Rückſicht ſeiner Meinung und Lieblingsideen anzugreifen und ſich zu vertheidigen pflegt.— So iſt es beſonders ein höchſt wichtiger Erfahrungsſatz für mich geworden, daß zwey angebliche Liebende, die noch nie mit einander in Zank und Streit gerathen ſind, auch ſchlechterdings noch nicht wiſſen können, ob Einer den Andern beglükken oder elend machen werde.

Schöne Frauen. Man ſagt, ſie hätten meiſtens ungetreue Ehemänner. Auch ich habe dieß oft beſtätigt gefunden, doch nur bey ſolchen, die durch eine gewiſſe Regelmäſigkeit für das gelten könnten, was man gewöhnlich ſchön nennt; ſeltner bey denen, die durch einzelne ſchöne Züge

oder Formen reizten. Jene ſind dann meiſtens kalter Natur; oft auch durch gewohnte Bewunderung und Selbſtgefühl kalt oder nachläſſig — und dieß ſcheint mir die Urſache des leidigen Uebels zu ſeyn. Oft mag auch frühe Erſchöpfung dabey zum Grunde liegen, da die Schönheit eine gar zarte Blume iſt, und ihre Eigenthümer gewöhnlich mehr liebende Herren, als Gärtner ſeyn wollen. Zuweilen iſt auch die Urſache nur darin zu ſuchen, daß der, welcher viel Schönes, und gleichſam von allem das Rechte kennt, in der Folge von jedem neuen und auffallenden höhern einzelnen Reize freylich ſtärker entzündet werden muß, als ein Anderer. — Jede, die im gegebnen Falle den Grund des Uebels kennt, kann hier durch Klugheit ſehr vieles gut machen. Die Hauptregel iſt dieſe: Auch für die ſchönſte Frau giebt es keine wichtigere und ſchwerer zu behauptende Eroberung, als die ihres Ehemannes.

Selbſt. Jeder Menſch ſucht überall nur ſich und ſeine eignen Ideen, die er mit ſich herum trägt, und glaubt ſie auch auf

den erſten Anblick noch wirklich zu finden. — Neulich beſuchte mich ein zerſtreuter, aber vielſeitig gebildeter Rechtsgelehrter. Er ergriff ſogleich vom Tiſch ein numerirtes Verzeichniß groſſer Dichter – las wenigſtens zehn Zeilen, und ſagte dann erſt: „Was haſt du da? Zeugenartikel?“

Sokrates. Edler Menſch! Immer bin ich als Jüngling in den Tagen des ſcholaſtiſchen Streits wieder zu ihm zurückgekehrt, und ſtets hat die Anmuth ſeiner Philoſophie mich von neuem lieblich überraſcht. Was war es, das er ſo treulich ſuchte, in ſich ſelbſt, wie in der Natur und den Sälen und Hallen – ſo redlich bey Freunden und Edlen, wie bey der ſchönen Aspaſia und jenen reizendſten Weibern des Alterthums? — Einzig das Schöne! Der Menſch in ſeiner Schönheit war ihm alles Uebrige auch. Und im höchſten Ideal des Schönen fand der Liebenswürdige ſeinen Gott!

Sonderbare Menſchen bleiben oft in jeder Lage, wohin man ſie zu bringen

probirt, nichts als – sonderbar, ungenieß-bar, verstockt, unnahbar. Ihre Stunde ist nun einmal hienieden noch nicht gekommen, und sie vagiren unter den Landthieren so seltsam herum wie Wasserhasen oder See-nachtigallen. — Um einen Apfel aus Ost-china, einen Fußbreit Landes in Westgal-lizien, eine Fischerhütte in Südlappland zu erwerben, gehen sie jeden Vertrag ein – aber sobald man ihnen dergleichen Sachen aus Westchina, Ostgallizien oder Nordlapp-land für jene substituiren will, wird aus der ganzen Sache nichts! Und wagt man etwa gar die Behauptung, es gebe hier zu Lande auch dergleichen Dinge – gleich fah-ren sie auf, schreyen über das nichtswür-dige Vaterland, schelten auf die Unwissen-heit, auf die Badaus, über große Unkunde in Rücksicht der besten irdischen Lokale u. s. w. Man erkennt sie sehr bald an den Meynun-gen, die sie im gewöhnlichen Leben äußern. Jede Erscheinung soll seltsam abweichend, toll, ungemein – also klug – nemlich dumm – erklärt werden – alles schließen sie an ge-wisse fixe Ideen an. Z. B. Du gehst mit Einem vor das Thor und lobst den so eben

erb-

ertönenden Geſang eines Finken. Gleich demonſtrirt er dir, daß man ſehr bald um Dörfer und Städte her dieſen Geſang ganz werde entbehren müſſen, da die Sperlinge, die Hauptfeinde jenes Vogels, nach und nach alle ausrotten würden. (Die Sache iſt bloß die: Er hat zufällig in ſeiner Jugend einmal zwey ſolche Vögel mit einander kämpfen ſehen. Alles Uebrige iſt Einbildung.) Du bemerkſt auf dem Pfade die Spur eines Hühnerhundes. „Eines Hühnerhundes? (lächelt er) Wiſſen Sie, was für eine Fährte das iſt? —" Eine Fiſchotter! „(Nemlich alte Leute in dem Städtchen haben ihm erzählt, daß ehemals im nahen Flüßchen eine Fiſchotter ſich ſpüren laſſen, die vielen Schaden ſolle verübt haben. Seitdem findet er überall die Spur derſelben.) Ich habe einen ſcharmanten Mann gekannt, der einige Jahre nach einem gewiſſen gelehrten Streit, der in unſrer Geſellſchaft geführt wurde, ſich ſteif und feſt einbildete, er habe Baſtarden von Kaninchen und Enten geſehen. — Dergleichen ſeltſame Menſchen ſind mir ſehr oft vorgekommen. In der Regel ſind ſie ſcharfſin-

nig. Widerspricht man ihnen, so fangen sie an zu recitiren, zu deduciren, und sagen öfters mitunter so viel wahrhaft Gutes über die Sache, daß man sich todt lachen möchte. — Ich schüttle dann immer den Kopf und denke: Seine Stunde ist noch nicht gekommen!

Schlüsselblume. Ich ziehe sie und die sogenannten Primeln, wegen ihres ungemein leisen, (einem nicht fein riechenden Menschen oft kaum merkbaren) aber herrlichen und wahrhaft süßen Geruches, fast allen übrigen Blumen vor. Ein dicht besetztes Beet voll schöner Primelsorten (ich besitze deren gegenwärtig zweyunddreyßig!) in höchster Blütenfülle – leise dampfend in der ersten Frühlingsgluth – ein summendes Bienenheer darüber, welches mitten im Genießen den Blütenstaub zur Befruchtung hin und hertragen muß – o das ist für mich die höchste Gartenpracht! — Wie kommt es doch, daß unsre neusten Mystiker noch nicht darauf gefallen sind, die fünf blutrothen Flecken im Kelch der Schlüsselblume (die Schakespeare schon besingt) zum Denk-

mal der fünf Wunden zu weihen? Mir nannte einst mein eignes Kind – das entzückt zwischen duftenden ungeheuern Sträussen spielte und ihre Süßigkeiten einsog – diese Flecken „fünf blutende Wunden", und behauptete, die Bienen hätten es gethan. Aber mich durchfuhr ein seliger Schauer; als hätte Gottes Finger in dem Kinde die Blumen und meine Seele berührt.

Sehr. Ich hatte einen Bekannten, der sich oft vor Wonne und sanfter Freude nicht zu fassen wußte. Er bediente sich dann des Ausdrucks: „Mir ist so sehr!" Nach und nach fand ich viel Sinn darinn. Bey jedem Gedanken an eine heilige menschliche Wollust – im Genusse der Freundschaft – besonders bey Ahnungen künftiger Liebe, schien er oft in dem Ausrufe schmachtend und überwältigt gleichsam hinzusinken: „Gott, wie ist mir so sehr!" — Komisch blieb uns das Wort immer; denn er übersetzte es sogar ins Küchenfranzösische, und einst, als ihn sein Mädchen grüßte, schloß er mich wieder auf das zärtlichste in seine Arme und sagte: „Mon ami! Il m'est si très!"

Streben. Wer nach etwas Gutem wirklich strebt, den behandle man doch ja mit Achtung und lasse ihn ungestört, unbeurtheilt und ungeneckt, bis er siegt oder erliegen muß! Besonders gilt dieß von allen artistischen Tendenzen. Die strebende Kunst arbeitet sich oft durch dunkle, seltsame Pfade und Nebelmassen – und findet sich endlich im Allerheiligsten der Natur selbst wieder.

Spaziergang. Viele Menschen wollen und können nicht blos lustwandeln, ohne dabey einen andern, fremden Zweck zu ihrem Hauptzwecke zu machen. Sie müssen irgendwo auf dem Lande Jemand besuchen, zum Wein, Bier, oder zur Milch gehen, einen Freund begleiten, in Gesellschaft wandern, oder wenigstens einen Akker besehen. Ich dagegen liebe auf jedem Spaziergange Einsamkeit und gänzliches Ueberlassen an den Gedanken des reinen Lustwandelns – ja ich hasse und vermeide jeden fremden Zweck, den ich noch außerdem ganz selbst beabsichtigen soll. — Ein Berg, Hügel, oder doch eine beträchtliche

Anhöhe iſt die Hauptbedingung bey allen meinen Spaziergängen. Da ich in Berggegenden geboren, erzogen und alt geworden bin, ſo fühle ich in jeder Ebne ſo lange Angſt, Bangigkeit und Langweile, bis ich einen etwas hohen Standpunkt erreicht habe. Sehe ich mich endlich auf dem Gebirge geſichert und gerettet – welchen himmliſchen Anblick gewährt mir dann die große Ebne! Aber begehrlich wird ſie mir nie – denn um mich her, und hinter mir über Berg und Thal, da liegt mein Vaterland – vor mir aber nur eine prächtige Fremde, die mein Blick gaſtlich durchſchifft, indem er ſich ſchon jenſeits derſelben ſehnend nach neuen Bergfernen hin richtet, die ihm wieder näher, heimiſcher und verwandter entgegenſchimmern – hier ſchließt ſich dann die Phantaſie mit einem gewiſſen Zuſtande der Ruhe an – jeder nahe und ferne Gegenſtand erhält nun ſeine eignen einzelnen Reize für mich – jeder neue Hin- und Herblick ſcheint mit neuen Phantaſien und Lebensmelodien beladen in mich zurückzukehren – und ich lebe im herrlichſten Vollglanze der großen Welt! (Denn das iſt ſie,

Ihr lieben, guten, engelogirten Pariſer! Und auf dieſen Glauben will ich fröhlich ſterben!) Wie oft habe ich bey tagelangen Fußmärſchen durch eine fruchtbare Ebene aus der Tiefe der ſtaubigen Chauſſee brünſtig zum blauen Gebirge aufgeblickt, und mit Thränen das alte Lied geſungen:

„Sieh, mein Auge, nach den Bergen
Zions unverwandt hinauf!
Denn auf den gelobten Bergen
Geht dein Heil dir auf!“

Sagt, was ſollen mir die üppigſten Saatfelder und Auen, wenn ich ſie nicht zu überſehen vermag! Was ſollen mir die dicken, reichen Farbenteppiche, mit welchen der Sommer mich umzieht – jenes ſattſame Grün eines ungeheuern Getreidfeldes, durchwirkt mit dem grellen Roth der Klatſchroſe, beſäumt mit dem hellen Blau der Cyane, breit geſtreift mit dem kreiſchenden Gelb der Rübſaamenblüte und entzündet von der Sonnengluth – was ſoll mir das alles hier unten, wo es mich zu erſticken droht – wo es mir wollüſtig, geil, ja zuletzt eckelhaft vorkommt – wo ſeine Nähe meine Phantaſie ſo ſchwer drückt, wie ein Bierrauſch? –

Stellt mich lieber auf einen Hügel – dort falle ich auf meine Knie und danke dem Herrn für all jenen reichen Segen, für das, was ich überblicke, und was ich nicht sehe. — Nur auf einer Höhe ist mir die Ansicht des Unübersehlichen erträglich. — Nur im Walde fühl' ich mich frey und ungedrückt unter den Massen des üppigsten Grüns. Jeder Mensch verbindet ja auch schon von Jugend auf mit dem Begriffe des Blachfeldes Hitze, mit dem des Waldes aber Kühlung. — Ich habe es lange Zeit für unmöglich gehalten, daß ich jemals in einer freyen ebnen Gegend wohnen könnte – bis mir die Erfahrung bewiesen hat, daß solche Gegenden, sobald man sie in der Nähe betrachtet, zum Glücke doch nie ganz leer an Hügeln und schönen Höhen sind.

Stehlen. — Stehlen? — Nun ja, ich habe als Knabe einmal gestohlen – und zwar unserm Nachbar Orgelmacher einen prächtigen Apfel. Er war so schön! Des Morgens sah ich ihn unweit unsers Grenzzaunes im Grase liegen – ein Pfund wog er wenigstens – citronengelb war er,

und hatte die schönsten Karminflecken – ess sen wollte ich ihn nicht – aber haben! – Des Mittags betrachtete ich ihn wieder – des Abends lag er noch immer. „Herr Rommel (sprach ich bey mir selbst) ist doch ein liederlicher Mann – hätten wir solches Obst im Pfarrgarten, es sollte wohl sorgfältiger gesammelt werden!“ Am andern Morgen glänzte er im Thau, klotzte mich seltsam an, und schien immer zu rufen: Nimm mich mit, nimm mich mit! Da legte ich mich auf den Bauch, streckte meine Hand durch den Zaun, ergriff ihn in einer Art von wüthendem Schrecken, und die Sonne gieng über meinem Bubenstücke auf. – Ich aß noch im Garten mein Morgenbrot – aber mit so zweydeutigem Appetit, wie ein Teig fressender Esel – und trat dann angstvoll ins Zimmer, als eben mein Vater sein Morgenpfeifchen füllte. Indem er nach mir herum sah, hielt ich den Apfel so ungeschickt, daß er ihn sogleich bemerkte, mit schnellem Blick das fremde Obst erkannte, alles errieth, den Stammelnden peinlich befragte und das Geständniß leicht erhielt. Ich bat recht sehr um Prügel; aber er

kannte seinen Mann – ich mußte sogleich, statt aller Strafe, das siebente Gebot verlesen, dann meinen Diebstahl dem Eigenthümer selbst wiederbringen, ihm alles eingestehen und um Verzeihung bitten. — O, des furchtbaren, ungeheuern Ganges! Denn ich war vielleicht schon acht Jahre alt. — Die ersten zwey Worte die ich sprach, (nemlich „Herr Rommel!“) sind mir mein Leben lang die fürchterlichsten unter allen menschlichen Worten geblieben! Aber dann, nach diesen, war alles gut – es kam eine Freudigkeit über mich – ich sagte alles treulich, was mir befohlen war – blickte dann weinend nieder – der Mann klopfte mich freundlich auf die Schulter – die Frau wollte mir alle Taschen voll Obst stecken – und in meinem Herzen blieb nur eine sanfte Wehmuth zurück. — Von dieser Zeit an ist es mir nie wieder in den Sinn gekommen, zu stehlen. Besondere Grundsätze (außer dem siebenten Gebot) habe ich mir niemals deßhalb gemacht. Nachgedacht habe ich oft darüber – wenn ich von Jemand zu einem fremden Geldkasten geschickt ward, oder allein mit dem Schlüssel vor einem

fremden wichtigen Schranke ſtand — „wie ein Menſch wohl ſtehlen könne?“ In Verſuchung aber bin ich nie gekommen. Doch gerieth mir dieß keineswegs zur beſondern Ehre. Denn der Grund davon iſt wahrſcheinlich: Ein gewiſſes Streben, in der Mode zu ſeyn und für geſchmackvoll zu gelten, welches mir ſchon frühe beſonders eigen war. Und ich hielt das Stehlen ſo wie manche andere groben Vergehungen von jeher für äuſſerſt dumm, abgeſchmackt und längſt auſſer der Mode. Dieß hat ſich ſo entſchieden in mir fort bewahrt, daß ich noch jetzt mir feſt einbilde, ein Menſch, welcher ſtiehlt — welcher betrügt, ſein Amt auf unerlaubte Art benutzt, Geſchenke nimmt, aus Privatrückſichten partheyiſch iſt u. ſ. w. — könne unmöglich ein guter Geſellſchafter, geſchweige denn Schriftſteller oder Künſtler ſeyn. Ich halte auch oft dieſe Geſinnung für das höchſte Glück, mit dem mich Gott begnadigt hat. — Literariſchen Diebſtahls (wie man es fälſchlich nennt) bin ich mir auch nicht bewußt. (Siehe übrigens die erſten Zeilen des Art. Nachahmen.) Gedan-

ken, die ich nicht los werden konnte und doch nicht für mein hielt, habe ich hoffentlich überall mit Gänsefüssen bezeichnet — und so befehle ich meine Seele Gott! — Hierbey muß ich noch eines besondern Diebstahls erwähnen, der mich stets von Herzen gefreut hat — denn, die zwey ersten Buchstaben dieses Artikels mahnen meine ganze Seele an den süßen Nahmen eines überreichen, oft und viel von mir beraubten Eigenthümers! Doch Er, der sich immer des treuesten und bewundernswürdigsten Gedächtnisses erfreute, hatte für diese Diebstähle keins! Ja, ihr müßt wissen, gute Leser, daß meine besten Gedanken — wenn Euch jemals irgend etwas erfreut hat an diesen flüchtigen Bildern, deren irdische Spur gar bald auch mit meinem Staube vermodern wird — daß sie oft allein die seinigen waren — oder doch oft nur solche, die wir einst auf Bergeshöhen in süßer Wechselluft ausgetauscht hatten! — August, ich weiß, daß du jener seligen Bergstunden ewig gedenken wirst, worinn so rauschende himmlische Heere von freundlichen und ernsten Gedanken uns um-

leuchteten, umſchatteten! — Wie herrlich bewegt recitirten wir da, und ſchrieen gegeneinander, daß Bote und Botin an ihrem Bergfeuer fürchten mußten, ſie kochten für zwey Wahnſinnige oder Hexenmeiſter! Und wenn mein allzuheftiges Freuden- und Herzensgelächter ſich bis zum höchſten Lärm geſteigert hatte, und meine beſchwerliche Freundſchaft Dich zu erſticken drohte — wie ſchön lagerte ſich dann zwiſchen die Gelagerten ein ſtundenlanges Stillſchweigen, gleich einer freundlichen Proſa — und wie blitzten dann die fernen Gebirge und Thäler und alle ringsumliegenden Weltbilder ſo mächtig auf den Centralpunkt unſrer Bergruhe herein! Weißt Du wohl, daß wir oft in dieſem Stillſchweigen noch mehr zu genießen glaubten, als in jenem — Weltgeſchrey? Und wie wir dann wieder über einen unbekannten blauen Gebirgsthurm uneinig wurden und plötzlich aufſprangen und in neuen prächtigen Streit geriethen über die Namen jener großen Gedächtnißſäulen von Gottes namenloſer Kraft und Herrlichkeit? — Und dann, unſre Nächte in den Thälern? Auguſt, unſre Träume?

Kennſt Du noch die heitre Moudnacht im Bade zu Liebenſtein? Wo ich Dich um die Mitternacht im Traume ſchön und wunderbar ſchlagen hörte, wie eine liebe Nachtigall – und wo Du, als ich ſachte zu Dir trat, im leiſen Flüſtern jener Worte aus Göthe's Fiſcher:

„Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bey der Liebſten Gruß —"

ſelig lächelnd erwachteſt? — O du guter, ſanfter Menſch! Habe Dank für Deine Liebe! Du gabſt mir ja ſtets alles was Du hatteſt – Dein Herz theilteſt Du mit dem Freunde – auch deine Gedanken gabſt Du mir – ach, ich nahm ſie dir oft freudig, weil ich ſelbſt Dein zu ſeyn glaubte und Dich ewig lieben will! Oft, Du göttliche Seele, gefielen Dir deine Meynungen beſſer, wenn Du ſie von mir wieder laſeſt – und Du wußteſt nicht mehr, daß ſie die deinigen waren – oft nur durch meinen Eigenſinn entſtellt! — Sagt, wen müßte ſolche ſtille, unbewußte Güte nicht zu Thränen rühren?

T.

Treue in der Liebe halte ich für das Hauptkennzeichen, wodurch sich die **reine Liebe von der blos sinnlichen Neigung unterscheidet.** Bey der letztern kommt sehr wenig darauf an, ob der eine Theil sich seiner gethanen Schwüre erst etwas später erinnert, als der andere die seinigen wieder vergaß. Denn Liebende dieser Art müssen einander, aus einem der Natur vollkommenen gemäßen thierischen Triebe, ungetreu werden, sobald der **reizendere** Gegenstand ihnen erscheinte — Wird nicht die edle Biene von Hybla schnell aus Instinkt die alberne Haſenpappel verlassen, sobald die Düfte des sicilischen Quendels sie zum köstlicheren Genusse laden? — Daher wird bey solchen Liebenden die Treue nur selten, und blos einseitig vorkommen, wie Pferde- oder Hunde-Treue.

Tugendhaft. Der äußere Anklang dieses Wortes ist mir komisch, ja lächerlich geworden, und zwar durch einen halbnärrischen Kerl, der, sobald man ihm zwey ge-

wisse Mädchen nannte, (in welche Bende er auf einmal, doch demüthigst und beschesden, vernarrt war) ein höchst freundliches und verliebtes Gesicht zog und im knarrenden Ton eines verblasenen Fagotts sagte: „Ich halt' d'für, die Madmecll Lowise und nachher wieder die Madmesell Dorthe müßten wohl die zwey tugendhaftigsten Frauenzimmer in der ganzen Stadt sinn — wenn's nur meine Mutter zufrieden wär'!" Mein Kleiner hat hierauf folgende Parodie gemacht: „Ich halt' d'für, unser gutes Hündchen müßte wohl das tugendhaftigste Hündchen in der ganzen Stadt sinn — wenn's nur meine Mutter zufrieden wär'!" (S. d. Art. Verdruß.)

Tag. Der Name eines Cantors in Leipzig. Lebt der treffliche Tonsetzer noch, so grüße ihn dieser Artikel aus Herzensgrunde — denn seine Kirchenstücke und Cantaten sind lieblich und heiter wie sein heller Name! — Mein Lieblingsstück unter seinen Compositionen war eine Cantate, die wir in meinem Geburtsorte gewöhnlich auf die Kirchweihe, wo sich fremde Musiker einfan-

den, ordentlich mit Trompeten und Pauken besetzen konnten. Der Text hieß: „Zion, singe Deine Freuden!“ u. s. w. — Unser Cantor brachte es so weit, daß wir einen ganzen Jahrgang von Tag – freylich oft unvollständig – geben konnten. Lange quälte sich der herrliche Mann, um die Aufführung einer Tag'schen Cantate „von der wunderbaren Führung Gottes“ zu Stande zu bringen – aber vergebens. Sobald er nur von dieser Cantate sprach, erheiterte sich sein ganzes Gesicht. Sie war das Wunderbarste und Höchste von aller Musik, was ich mir damals dachte – aber ich habe nie einen Laut davon vernommen! Wenn ich vor der Frühkirche in die Musikprobe kam und erfuhr, das heutige Stück sey von Tag, da fiel mir sogleich aufs Herz: „Tag von der wunderbaren Führung Gottes!“, und die sonntägliche Morgensonne schien mir dann heller durch die Fenster der grossen Schulstube zu blicken – ach, da war es meiner Seele „ein köstlich Ding, dem Herrn lobsingen!“

Tod. Tritt denn hervor, du gute, stille Gestalt, die alles Irdische freundlich überschattet — laß mich dich einen Augenblick betrachten, du Bild des großen Schweigens in der Natur! — Ich habe mir den Tod nie als einen Genius, nie als ein Gerippe, nie als eine menschliche Gestalt gedacht, sondern nur unter diesem einfachen grauen Bilde, das sich in, und endlich über jedem einzelnen Leben ausbildet:

(Auch das Grab dachte ich mir niemals schwarz, sondern als eine graue, dämmernde Erscheinung.) Bey den Bildern der Griechen, Christen u. s. w. vom Tode habe ich immer eine gewiße Zerstückelung eine Unvollkommenheit oder Halbheit gefühlt. Denn du, stilles Bild, schieneſt mir nie einem Volke, sondern recht eigentlich der ganzen Erde anzugehören. Deine dunkelnde Scheibe — die allmählich mit und aus

dem Leben emporwächst und endlich alles emporgewachsene Leben sanft überdeckt – erschien mir als ein Trost und Schatten der Welt, nie als eine lebendige Gestalt, aber ein Schirm über alle Lebendigen, ein kühles Obdach, dem alles irdische Leben nach und nach sanft zuwächst und anstrebt, bis es im letzten Zucken den strahlenden Kern des ewigen Lebens frey geben muß. — Ich will in dieser Vorstellung von dir beharren; denn sie thut meinem Herzen wohl. — Breite dann auch leise und mild deine Schattenflügel über mich, wann es zum letztenmal schlägt, dieses Herz, welches dem freundlichen Erdenleben viel tausend warme Grüsse bot und abgewann, und mitten unter tausend Lebensgrüssen doch viel tausend Seufzer zu deinem kühlen Schattenland und nach den Palmenauen des heiligen Vaterlandes sandte! — Nie habe ich unmenschlich Dir zugerufen – nie unmenschlich Dich gescheut. Denn du bist ein Werkzeug in der Hand des Vaters. Er will – und Du öffnest mir dein Grab. Und siehe da – das Grab selber wird zum Schlüssel des Lebens!

U.

Uebersetzer. Seit dem wir Deutsche viele gute Uebersetzer haben, bin ich endlich den Uebersetzern gut geworden – ja ich schätze manche so hoch (Einige, möchte ich sagen, sogar höher) als wirklich Dichter oder Originalschriftsteller. Mein Glaube ist aber: daß das, was ich unter einer wirklichen Uebersetzung verstehe, nur den Deutschen möglich und vorbehalten ist. — Ehedessen (denn von lange her dürfen wir diese hohe Sprache eben nicht führen!) glaubte ich keine abscheulichere Halbheiten, keine gottlosere Werke zu kennen, als die sogenannten Uebersetzungen – und wirklich sollte die Kritik hier am strengsten und unerbittlichsten seyn, da unser Vaterland noch immer alljährlich mit einer so großen Fluth von elender Fabrikwaare überschwemmt wird. Doch wie gesagt, ich will deßhalb nun ruhig seyn – und sogar stolz auf meine Nation! Denn wenn ich unsre Nachbarn und Andere betrachte – wie sie, Jahr aus Jahr ein, die armen Griechen, Lateiner, Deut-

ſchen u. ſ. w. verſtümmeln und zerreißen, und wieder verſtümmeln, und ewig verſtümmeln werden — ey ſo überſetzt, bis euch Charon überſetzt!

U. — Ich ſehe und höre dieſen Buchſtaben, der etwas Antikes für mich hat, noch immer ſehr gern in manchen Endungen z. B. in Juſula, Fabuln. Unſere Voreltern haben wahrſcheinlich das E in manchen Fällen nicht für ſo vornehm gehalten als das U und J. Denn Latiwomanie war es nicht allein, da noch immer viele Deutſche (hauptſächlich aber Schweizer) Vogul, Unſchlitt, (ſtatt Juſelt) Flegul, (S. d. Art. Protokoll) Obriſt, Hochgeehrtiſter, Wittib u. ſ. w. ſagen und ſchreiben. Wir Neuern begünſtigen das E. deſto mehr, und wohl mit Recht, weil es die Worte nicht ſo breit macht als U, J, A und O. Indeſſen konnte dieſe Vorliebe doch bald zu weit gehen, da man jetzt allmählich die Schrift immer mehr der Ausſprache unterwirft und auch hier und da überhaupt der Höflichkeit zu vieles aufopfert. So wollte ich wohl wetten, daß man in der

Grafschaft Henneberg und ihrer Nachbarschaft nach funfzig Jahren (wenn nicht Einhalt geschieht) wirklich schreiben wird z. B. Ministern, (statt Ministerinn) Pfarrn, (Pfarrerinn,) Dietels, (Dietlas) Eckerts, (Eckhardts) Arelshausen, (Aroldshausen) Taberz, (Tabarz) die Frau Hofadvokat (Hofadvokatin) u. s. w. Dergleichen Freyheiten sehe ich schon jetzt gar oft an modesüchtigen Geistlichen, ja selbst Beamten — und doch dürften sie, besonders bey Eigennamen, schlechterdings nicht statt finden. — So schreibe ich selbst wirklich schon „elf", statt eilf.

Ungewöhnliches — es besteht in Thaten, Zeichen oder Worten — kann oft einen Menschen in seinem höchsten Zorn und Grimm plötzlich irre machen, besänftigen oder gar erschrecken. Von der Würkung ungewöhnlicher Worte habe ich ein merkwürdiges Beyspiel auf der Akademie mit angesehen. Einer meiner Bekannten, der es oft nicht unterlassen konnte, die Leute im Vorübergehen ein wenig zu necken, ärgerte sich stets über die Grobheit der Weiber auf

dem Fiſchmarkte, weil dieſe ihm jeden ſeiner kleinen Späſſe ſogleich mit den abſcheulichſten und unnatürlich ſeltſamſten Schimpfreden verdarben und verleiteten. Beſonders haßte er Eine davon bis auf den Tod, weil ihre Flüche wahrhaft fürchterlich klangen, und weil er es noch nie vermocht hatte, ſie zum Schweigen oder um das letzte Wort zu bringen. Einſt berichtete er, das Geheimniß hierzu ſey wahrſcheinlich gefunden, und lud eine Geſellſchaft ein, um wenigſtens von ferne den Spaß mit anzuſehen, der ihn zu ſeiner Rache führen ſollte. Wir traten in die Nähe. Er ſelbſt gieng an dem Weibe vorüber, drehte ſich aber ſchnell wieder zu ihr und fragte: „Was koſtet dieſer Bückling?“ — „Achtzehn Pfennige“ war die Antwort. „Viel zu theuer!“ ſagte er gelaſſen, und ſchlug das Weib mit dem Bückling ein wenig an beyde Ohren, rieb ihr dann ſehr freundlich den Fiſch ein Paarmal unter der Naſe herum, legte ihn wieder an ſeinen Ort und nahm höflich ſeinen Abtritt. Sie ſprang auf, ſtemmte beyde Arme in die Seite und — fieng an! Er hörte aufmerkſam zu, und nach den er-

ſten zehn oder zwölf Schimpfworten zog er plötzlich einen Foliobogen (worauf das hebräiſche Alphabet geſchrieben ſtand) hervor, entfaltete ihn und begann ganz langſam, aber mit fürchterlicher Baßſtimme folgendermaaßen zu ſchimpfen: „Was? — I du verfluchter Aleph, du Beth, du Gimmel, du Daleth, du He, du Waw, du Sajin, du Chet, du Tet, du Jod, du Caph, du Lamed, du Mem, du Nun, du Sameth, du Ajin, du Pe, du Zade, du Kuph, du Reſch, du Schin, du Sin, du Thau!“ — Nach den erſten zehn Begrüſſungen ward das Weib ſtill und ſetzte ſich, und der ganze Fiſchmarkt fieng an zu lachen. Am Ende ſtarrte ſie ihn an, konnte vor Erſtaunen kein Wort vorbringen und litt es ſtill und geduldig, als der Siegreiche ſein Proklama wieder einpackte und davon gieng. Aber eine Andere rief ihm zu: „Es iſt doch hübſch, wenn man was gelernt hat!“ und bat ihn um Abſchrift.

Umſtändlichkeit. Ich habe oft bemerkt, daß ein Zorniger ſich viel eher faßt und beruhigt, ſobald man ihn dazu ermun-

tert, daß er ſeinen Zorn umſtändlich auslaſſe und ſeine Geſchichte recht ausführlich erzähle. Man gebe ihm während ſeiner Erzählung keinen Verweis über irgend einen Ausbruch ſeiner Wuth, und höre ihn ſo lange ſtill an, (oder doch nur mit den kleinen Zwiſchenreden der Aufmerkſamkeit, als; Hm! Ey! So! Der Tauſend! u. ſ. w.) bis er nichts mehr zu ſagen weiß. Während deſſen ſind ſchon die Genien der Scham, Beſcheidenheit und Reue ſtill auf den Wüthenden eingedrungen, und die Vernunft hat ſich wieder ermächtigt, um Vorſtellungen anzunehmen — ja ich habe Zornige wie Tieger beginnen, und ſich durch ihre eigne Erzählung ſelbſt ſo ganz ermüden und abſpannen ſehen, daß ſie wie Lämmer endigten und nicht mehr wußten, was ſie mit ihrem anfänglich ſo ſtürmiſchen Verlangen eigentlich gewollt.

Usbeck. Der Name eines Cantors in meinem Geburtsorte. (S. d. Art. Cantor.) Sey gegrüßt, du heilige Seele! Sey gegrüßt in deinem Himmel, nach welchem auch ich mich von Herzen ſehne! —

lich, meine Freunde! Warum fraget ihr immer noch nach „Beweisen der Unsterblichkeit!“ Wer fühlt nicht Unsterblichkeit in der Seele, wann er hinüber blickt zu seinen Lieben, zu seinen Freunden, zu den großen Gestalten der Geschichte – wann er denkt und strebt, wie er dort die Wiedergefundnen trösten, lieben, versöhnen wird? Wie rein wir dort lieben und danken, geben und nehmen werden? Zu welcher vollen Kraft und Ruhe, That und Betrachtung wir uns für das Jenseits schon hier im Voraus geschaffen und geschickt fühlen, ja in solchen heiligen Stunden des Lebens schon diesseits wahrhaft finden? — Giebt es denn wirklich Menschen, welche diese Stunden der Unsterblichkeit in der eignen Seele nicht kennen? Die nur nach Theilnahme an fremder Ruhe ringen? Nach Beweisen aus einem fremden Gemüthe, welche doch dieses durch keine Sprache noch Rede jemals zu veräußern vermag? — Aber komm herüber, mein Usbeck – schwebe hervor, du Gestalt meiner Unsterblichkeit! — Wie wildfremd klang mir als Kind sein Name – wie

chineſiſch und tartariſch erſchien er mir gar in der Folge! — Dann ward ich zu ihm in die Singſtunde geſchickt. Wie liebreich war jener Unterricht, und welche Reichthümer der Töne ſchloß da in meinem Herzen der geſchmackvolle Menſch auf, der ſo ganz in Tönen lebte, der drey Jahre lang in dem muſikaliſchen Leipzig ſtudirt, vorher die Thomasſchule beſucht, im Richter'ſchen Concert die erſte Violine geſpielt und im Umgange mit Gebildeten ſich alles das erworben hatte, was uns den Menſchen angenehm macht! Wie melodiſch und biegſam war ſeine herrliche Tenorſtimme — wie rein und lieblich jeder Satz ſeiner eignen Compoſitionen! Er war ein ewig jugendlicher, bildſchöner Menſch, ein immer heiterer Geſellſchafter, tanzte gut, ritt wie ein Huſar, focht wie ein Held, ſchoß die Schwalbe im Flug, lief und ſprang wie ein Pfeil, war ein vortrefflicher Ringer, blieb auf allen Kegelbahnen ſtets der — Cantor, hielt ſich ſelbſt für einen ächten Blumiſten, (wie wohl er nur ein großer, aber kein ächter, ſondern ein ehrlicher war, was in der Regel kein

ächter, als ſolcher, iſt) war witzig, verſchwiegen, freygebig, poetiſch, voll Enthuſiasmus, ein Ehrenmann, ſittlich rein, ſtolz, treu bis in den Tod! — Und alles das hat jetzt meine Freundesfeder nicht verſchönert, ſondern es iſt wörtlich wahr. — Auf die Akademie gab er mir vortreffliche moderne Regeln mit, die meinem ältern Vater nicht hatten bekannt werden können. Als ich von der Akademie zurückkam, trank der Jugendliche noch akademiſche Brüderſchaft mit mir, war oft noch kindlicher und fröhlicher als ich, ward mein treuer Freund, der kluge Rathgeber für meine Haushaltung, und blieb meine Luſt und Freude bis ihn Gott rief. — O du treue Seele! Wie innig haſt du mich geliebt! Keine einzige Bitte haſt du mir jemals verſagt! — Wir waren z. B. einſt einen ganzen Sommer lang faſt jeden Abend ein Paar Stunden auf einer Kegelbahn im Schloßgarten beyſammen. Jeden Abend ſchwur er bey ſeiner Ankunft lachend, heute Nachts ſicherlich nicht mit mir zu eſſen — und jeden Abend nahm der Treue meinen Biſſen freundlich an, um ein wenig länger bey mir zu

seyn. — Noch als ich in seinen letzten Fieberphantasien zu ihm trat, war ich ihm eine willkommne Erscheinung – und noch immer war er schön, noch immer ein Mann des Lebens und ein redlicher Kegler. Als ich in tiefer Schwermuth seine Hand ergriff, sagte er lachend: „Hör, ich verwette mein Leben darauf: Wenn du nicht zum Glück noch den Sandhasen schossest, so waren wir alle verloren!“ Ich lächelte und die hellen Thränen stürzten mir aus den Augen. Das wunderte ihn; doch drückte er mir da zum letztenmal mit ungeheurer Kraft die Hand und sagte: „Das ist ja doch ein gar entsetzlicher Schweiß! *) Aber es ist wahr – du wirst es nicht übel nehmen – es ist da oben freylich nicht so, als wäre man im Paradiese, lieber, lieber Freund!“ — Zwey Stunden hernach war er dahin! — O Tod! Tod! Warum nahmst du mir ihn so früh! — Doch vergieb mir, Allmächtiger – ich weiß ja, daß das Schöne auf Erden

*) Ich habe mit wahrer Freude auch außer diesem Falle mehrmals erfahren, daß Sterbende die Thränen Anderer oft für Schweiß hatten.

ſterblich ſeyn muß, damit er unſterblich werde! (Ein Landmann ſagte mir einſt über den Tod meines Kindes mit einer recht wunderbaren Freundlichkeit im Auge: „Ey, es war doch ein gar zu hübſches Jüngelchen – aber – unſer Herr Gott will auch keine Narren bey ſich haben!“) Nein, ich will nicht murren! Und dann – dann find' ich nach kurzer Zeit Dich wieder, mein Auguſt! — — Der letzte Gang mit meinen Eltern, mit Bruder und Kind, war aber nicht ſchwerer, als der, den ich mit dieſem Freunde that! Als er am hohen Kirchberge auf ſeiner Baare ſo freundlich da ſtand, neben ſeinem Garten – als ſein alter rüſtiger Vater (ein guter weicher Menſch und eben ſo trefflicher Tonſetzer wie er) die eine kalte Hand, und ich die andere faßte, und die Gemeinde ſo redlich mit uns darüber weinte, daß es aus war mit dem guten, guten Menſchen – da – o meine Freunde, was für ſchwere, thränenreiche Gänge giebt es doch auf Erden! — Ade denn, mein Usbeck! Dir hätte ein hohes, ritterliches Begräbniß gebührt – denn du warſt auf Erden ſtets

wie ein freudiger Ritter und kämpfest ewig gegen das Gemeine! Dort liegt nun dein Leib neben meinen theuern, rechtschaffnen Eltern — und das ist auch eine rechte Stelle für dich, du rechtlicher Mensch, du Ehrenmann! — Ade, wir sehen uns wieder!

V.

Voß und Rosegarten haben wirklich Recht: Es giebt doch nichts Seligeres, Sittsameres und Andächtigeres, als eine Pfarrerstochter, wann ihr Vater in der Sakristey still sitzt, und der Geliebte — predigt!

Versmaaß. Ich habe viele Jahre lang geglaubt, es könne keinen wohlklingendern Vers geben, als folgenden, den die alten Bauern auf den Günther, oder die Entwurst, auch die Magenwurst (die man eigentlich erst im Sommer essen darf) gemacht haben, und wodurch sie das Dreschen selb dritt ausdrücken:

Im Winter
Mein Günther
Da drischt man das Korn.
Wenn's kalt ist
Nicht alt bist,
Laß ich dich ung'schor'n.

Verdrehungen und Wortverſetzungen liebe ich in allen meinen Scherzen gar ſehr. Dergleichen Kleinigkeiten erwärmen nicht gerade zum Lachen, aber ſie erheitern unmerklich und ſanft, ſobald nur ein Paar Freunde darüber einverſtanden ſind. Daher freue ich mich immer recht heimlich, wenn ich neue Bekanntſchaften machen ſoll, die z. B. Ilchmeſſer, Hickenſcheer, oder Freckwitz heißen, weil ich ſie bald einmal Milcheſſer, Schickenher, und Weckfritz nennen zu dürfen hoffe. Der Grund dieſer Liebhaberey liegt in meinem Vers, der ehemals unter den Kindern meines Geburtsortes und an andern Hemebergiſchen Orten im Schwange war, und ſo lautete:

Vor'm Jahre im Handſchuh
Verlor ich mein'n Herbſt;
Da gieng ich acht Tage finden
Eh' ich ihn ſucht'.
Da kam ich bey ein Guck,
Da locht' ich hinein,
Da ſaßen die Bänk', auf den Herrn!
Da thät ich mein'n Tag ab
Und ſprach: „Guten Huth, ihr Herrn!

„Da

„Da muttert mich meine Schick,
„Ob die Fertig hänſchich (Handſchuhe) wären?
„Für Sorg ſollt ihr nicht gelden,
„Mein V'rgelt wirds euch ſchon muttern.

In dieſem werthen Verſe glaubte ich immer ſo viele kleine Späſſe gleichſam auf einmal zu erblicken, als etwa ein ganzer Hund voll Flöhe einzelne Lebensgeiſter enthält. Daß ich jeden Spaß ſo leicht und vollkommen verſtand, gewährte mir die größte Freude — und daß auch alle meine Leſer wahrſcheinlich jeden verſtehen und das ganze kleine Spaßmagazin doch mit einem leiſen Lächeln durchlaufen werden, das, ich geſtehe es, freut mich noch heute ein Bißchen. — Möge man doch dieſen Artikul (nebſt andern) dem Spielkindchen zu gut halten!

Verdruß. Dabey fällt mir eine artige Höflichkeit meines kleinen Jungen gegen das Haushündchen ein, das er außerordentlich liebt, und oft mit einem ſchönen Dämchen, bald mit einen Häschen, bald wieder mit einem Löwen vergleicht. (Wie-

wohl das Thier – unter uns, und hinter dem Rücken des Kleinen gesprochen! – eigentlich, wie mancher sich so nennende Held, gar nichts menschliches, und auch vom Löwen weniger Löbliches als Häßliches vom Hasen besitzt!) — Wenn es einen tüchtigen Fußtritt von der Mutter bekommen hat, (S. d. Art. Tugendhaft.) nimmt er es sogleich mit höchstem Jammern in die Arme und spricht: „O du lieber Himmel – das arme, unglückliche, unschuldige Thierchen – hat Verdruß gehabt!“

Vorhümpler. So nennt man in den südöstlichsten Gegenden am Thüringer Walde den verstorbenen Mann einer zum zweytenmal verheiratheten Frau. Beyde Eheleute geben ihm zuweilen diesen Namen. Man findet selbst in Akten Stellen wie diese: „Comparentin: (oder Comparent:) diese angedhrte Schaumünze komme noch von ihrem (seinem) seligen Vorhümpler her, und habe deßwegen einen ganz besondern Werth.“ — Ein solcher seliger Mann mit einem solchen seltsamen Namen hat von jeher – und noch in seinem Grabe, so oft

ich ihn nennen hören – unter die Gegenstände gehört, die mich, ich weiß nicht warum, (S. d. Art. Mitleiden) ganz entsetzlich dauern.

Vorsätze zum Schaden oder gar zur Unterdrückung einer wahren Liebe bringen fast immer die entgegengesetzte Würkung hervor. „Einst, (so erzählte mir eine schöne Freundin) einst wollte der Geliebte, nach mehrjährigen Reisen, wieder aus fernen Landen zurückkehren. Sein letzter Brief hatte mir den Tag bestimmt, die Stunde der Mitternacht genannt, und freundlich gebeten, daß mein Haus für ihn bis dahin offen bleibe, das Auge für ihn noch wache, damit er die erste menschliche Begrüßung in der Vaterstadt den Lippen der Freundin verdanke. — Da saß ich harrend in der stillen Nacht und dachte Manches. — Er ist nun moralisch größer geworden – Er hat der Frauen so viele gesehen – Wie wird es mit seiner Treue beschaffen seyn – Er wird mehr als vormals glänzen – Welche Erfahrung muß er gemacht haben – Er wird imponiren wol-

len – Nein, er darf nicht – Ist sein Herz bis hieher treu geblieben, so muß ich ihn jetzt, da er wieder mich allein besitzen wird, meine Uebermacht empfinden lassen – Das muß ich, denn er war schon vorher allzustolz – Ich will und muß es gleich heute wagen, da ich von heute an das zwischen uns geltende Gesetzbuch wieder im Verlag habe – Wirklich schlägt es schon zwölf und er zögert noch – Das ist viel gewagt – Er weiß daß ich um elf schlafen gehe – Hoffentlich ist ihm kein Unfall begegnet – Ach wein, in A. bey der B. war er sicherlich heute; von ihr kommt man sobald nicht weg – Ungetreuer, du wagst schon heute das erste Verbrechen – Bitter soll dein Uebermuth bestraft werden – Betty! Meine Leute können sich niederlegen – Sie auch, Betty – Dort wenigstens auf dem Sopha im Nebenzimmer kann sie schlafen – Vorher müssen alle Rollen niedergelassen werden, damit es tiefe Nacht im ganzen Hause sey – Geschwinde nur – Es bläst ein Postillon – Nein, er ist schon vorüber – Wie mir das Herz schlägt – Der falsche Mann – Halb Eins – Aber es soll kein Schein,

keine Täuschung bleiben, nein, ich will wirklich schlafen – Hier auf diesen Polstern — — — Wer an seiner Stelle wäre nicht wenigstens um elf gekommen – Betty, sie schläft wohl schon – Der Lärm auf den Straßen will aber auch heute nicht enden — — — Gott, wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre – O gewiß nicht, sondern er übernachtet sicherlich, nur sechs Stunden von der Freundin, noch in A. — Ein Uhr – Ungetreuer, es ist nur zu wahr, was ich schon vor deiner Abreise vermuthete, und du bist dieser heißen Thränen nicht mehr werth – Ja, ich reiße dich aus diesem Herzen – Himmel, man klopft – Betty, Lichter – Geschwind – zum Glück wacht der Bediente noch und öffnet die Thür – Liebe Betty, Lichter – Um Gotteswillen, viele Lichter – Er ists – Gott, seine Stimme, sein Fußtritt! — — Er war es – ich flog hinaus – ich stürzte in seine Arme – ich bekannte ihm Alles liebeschluchzend – ach, ich Aermste war vollkommner und heiliger, als je, sein!"

Vogelfang. Ich liebe alle Arten des Vogelfangs gar sehr. Schon als Kind

kam mir jeder Knabe, Jüngling oder Mann, der auf Triften, in Gärten und Wald, zum Vogelſtellen ausgieng, höchſt glücklich, reizend und poetiſch vor. Kinder beſonders haben ihre größte Freude und Wonne am Vogelfang. Sogar alle Schriften über den Vogelfang ſuchte ich immer mit größter Begierde auf, und durchſtöbere ſie noch jetzt ſehr gern. Selbſt bis auf die Titel der Bücher erſtreckt ſich meine Neigung; ich mag keinen Titel leiden, der von etwas Kleinen redet: (als da ſind „die kleinen Freunde der Naturgeſchichte — der kleine Pappkäſtchenmacher — der kleine Schmetterlingsſammler" u. ſ. w. — denn mir iſt immer, als müßten verſtändige Kinder, die etwas Tüchtiges lernen wollen, dergleichen Titel gering achten, ja übel nehmen!) aber, „der kleine Vogelfänger" einzig und allein ſagt mir ganz auſſerordentlich zu!

Vertraute Briefe. — Tretet ein wenig auseinander, Ihr Herren — denn ich will heftig werden und ſelten! — Wie? Ja! — Alle vertrauten Briefe ſind und blei-

ben mir ewig ein fremdes anvertrautes Eigenthum. Sie ohne besondere Erlaubniß des lebendigen, und hauptsächlich des todten Eigenthümers, Andern, oder gar der Welt bekannt zu machen – das ist mir eine offenbare Verletzung des Depositi, welche nach römischen Rechten (Hört Ihr wohl?) infamiam immediatam nach sich zieht. — Ich verbitte mir alles Lachen – pfui, wie garstig ists, unmittelbar (d. h. sobald Ihr es gethan habt) infam zu werden! Bedenkt das wohl!— Was? Es wäre etwa nicht wahr? Ich muß es wissen – denn ich habe dritthalb Jahre lang die Rechte studirt, und etwas Rechtschaffnes gelernt!— Ist es nicht wahr, liebes, bestes Publicum, daß das alles wahr ist? Halte doch ja über meiner (Docentens) Meynung, so lange Dir noch ein Auge offen steht, Du Verehrtestes!— Und Dich allein geht auch eigentlich die Sache an. (und nur die Briefe nicht!) aber mich Unpartheyischen interessirt sie im Grunde gar nicht.— Denn was mich selbst betrifft, so weiß ja die Welt längst, (und ich werde es noch öffentlich und feyerlichst erklären!)

daß ich, außer einigen Sachen, zu welchen ich mich bekannt, (wozu auch noch dieſes A. B. C. mit gerechnet werden ſoll) keine Zeile geſchrieben habe,*) und daß alles dieß Wenige ohnehin ſchon viel zu viel iſt; daß ich aber, was ins beſondere Briefe anlangt, niemals irgend Jemanden eine Zeile geſchrieben habe. Meine Freunde haben mich oft um Briefe bombardirt, aber keiner hat jemals Antwort erhalten. Wer von ihnen das Gegentheil zu behaupten wagt, der beweiſe es mir mit meiner eignen Handſchrift — ich werde ihm dagegen eine Abſchrift zurückſenden, und eine Vidimation hinten dran, die er nicht ins Fenſter ſtekken, geſchweige drucken laſſen ſoll! — Sollte daher ja irgend ein Coquin de mes amis (denn von Freundinen rede ich gar nicht — die würden viel zu edel für „ſo was“ ſeyn!) nach meinem Tode Etwas von mir drucken laſſen, ſo habe ich ja durch Vorſtehendes jetzt zum Voraus allen dergleichen

*) Ich nehme höchſtens zwey Fragmente aus, die ich einer Freundin, reſpective zur Vollendung, übergeben habe.

Producten den Stempel der Unächtheit und Lächerlichkeit aufgedrückt. Wie gesagt, ich darf ganz unbesorgt seyn, und ich wollte bey dieser Gelegenheit mich nur ein wenig wichtig machen, daran erinnern, daß ich auch ein Schriftsteller (das heißt: Nichts Schlechtes) bin und daß ich meinen literarischen Nachruhm eben so sehr liebe und verehre wie Ernst Wagner. (Man sehe in dessen Reisen aus der Fremde in die Heimath im II. Bande die große Note.) Und so wäre ich für meine Person eigentlich fertig. — Aber jetzt in vollem Ernste: Pfui, Ihr Unedeln! Könntet ihr jemals die schönen Flammen des fröhlichen Wahnsinnes, der sich ganz hingebenden Freundschaft, der gemüthlichen Liederlichkeit, des hohen Zornes über die Welt u. s. w., deren Spuren sich nur so leicht flatternd und flockig dem Papiere einbrannten — Euch unschätzbar, Euern Kindern und dem Publikum aber ärgerlich, oft lächerlich, und nie vollkommen verständlich — könntet ihr sie zusammenbringen — könntet ihr in ihnen unsre Freundschaft und alles redliche Vertrauen gleichsam auf öffentlichem

Markte verbrennen — o so hole Euch und alles Geschreibsel der Guckuk baldmöglichst!

W.

Wohlthätigkeit. Ich bin nicht sehr dafür, in so fern sie nemlich Geld oder Atzung austheilt. Treibet die Teufel mit Stößen und Schlägen aus dem Menschen, damit die reinen Geister frey in ihm schaffen können — dann seyd ihr die wahren Wohlthäter der Menschheit! Wenn ihr muthig und männlich alles Böse und Elend mit Feuer und Schwerdt verfolgt — was wird dann auf Erden übrig bleiben können, als das Gute und die Glückseligkeit? Wenn ihr als reine Denuncianten, als treue Fiskale der Menschheit verfahret, dann werdet ihr edel und groß handeln — aber nie dann, (S. d. Art. Schadenfreude.) wenn ihr euch zu faulen, furchtsamen und falschen Gnadenverschwendern herabwürdigt, die sich nur bequemes Wohlbefinden sichern und ihre Freundeschaar lieber aus dem Wegwurfe der Menschheit bilden, als Feinde und Hasser dulden wollen.

Wonniglicheſ Leben. Es giebt Zeiten im Leben, wo dem Menſchen vor vielen auf einmal erſcheinenden Freuden bange wird. Am häufigſten habe ich dieß Gefühl freylich in der Kindheit erfahren. Z. B. um die Weihnachtszeit erſchienen mir oft noch andere glückliche Zufälle, als Späſſe, Vergnügungen, fremde Geſchenke, Beſuche, Neuigkeiten u. ſ. w. wovon ich manches herzlich wegwünſchte, manches mit größerer Haſt zu genießen, manches auch nur mit deſto höherer Freude und Sicherheit wegzuzehren ſtrebte, weil ich doch noch genug Herrlichkeiten übrig behielt, und weil mich die gehaufte Freudenlaſt gleichſam drückte. In ſolchen Wonnezeiten kann auch die kleinſte intereſſante oder heitere Begebenheit den bisherigen Reichthum ſo ſchnell zum Ueberfluſſe ſteigern, daß man der Verſchwendung ſich zu ergeben geneigt wird. — So gieng auch z. B. mein kleiner Junge am letzten Tage des Weihnachtsfeſtes bereits mit wirklichen Spargedanken um, da die kleinen Vorräthe bald aufgezehrt waren. Plötzlich tritt ſeine Schweſter mit der Nachricht ins Zimmer, daß binnen einer Stunde der

Kronprinz von *** durch die Stadt reiſen werde. „Der Kronprinz von ***? (ſchrie der erfreute Kleine) Ey, Vater – da ſchneid' ich meiner Treu noch einen Pfefferkuchen an!“ — Ich hatte gar nichts dagegen; denn vor dreyßig Jahren hätte ich daſſelbe gethan – und noch geſtern that ich etwas Aehnliches.

Wichtig. Mein Himmel, wer kann ſagen: das iſt wichtig oder unwichtig? Wenn ich nur einen einzigen Blick in eine einzige kleine Geſellſchaft thue, welche verſchiednen Wichtigkeiten ſehe ich da auf den Geſichtern und durch das allerſeitige Betragen ausgedrückt! — Da iſt einem Wollenhändler vom Lande einzig das Geſpräch über die muthmaßlichen Preiſe wichtig – ſeiner Tochter einzig das heutige Schauſpiel – einem Gelehrten, der ſpatzieren gehen will, einzig das Wetter – einem Schüler einzig jener Gelehrte – einem Künſtler einzig ein reizendes Mädchen – dieſem einzig ein Dichter – dieſem wieder einzig ein unter dem Ofen im Traume wimmernder Hund u. ſ. w. Keiner von allen dieſen

(mich selber endlich auch mitgerechnet) kann begreifen, warum sein Gegenstand nicht auch jedem Andern als einzig wichtig, alles Uebrige aber als gleichgültig erscheint? — Einigemal habe ich es versucht, von allen solchen Wichtigkeiten keine unwichtig zu finden, als die meinige, aber auch keine wichtiger, als die sämmtlichen andern ertragen konnten. Da hieß es denn, ich sey ein guter, theilnehmender Gesellschafter. Es gibt aber auf Erden nichts langweiligeres für mich, als mich selbst, wenn ich einen guten Gesellschafter vorstellen soll.

Wallnußbäume. Ich besuchte einst im Durchflug eine sehr würdige Pfarrfamilie. Der Tag war schwühl. Wir saßen im Grasgarten unter drey hohen alten Wallnußbäumen, sprachen von guten Zeiten und Menschen, und ich war vom Herzen froh und warm geworden. „Welche Kühlung (rief ich aus) geben doch diese schönen, herrlichen Bäume! Ich glaube, sie sind die schönsten auf der ganzen Erde!“ — Der alte Geistliche sah mich mit heiterm und bedeutendem Lächeln an — und ach;

wie ward mir in diesem Augenblick! Wie durchbebten mich der Vorzeit heilige Schauder, als ich die Bedeutung seines Lächelns erfuhr. — Er hatte, wie ich wußte, meinen verewigten Vater genau gekannt. Dieser hatte ihm einst erzählt, „daß er hier (wo mein Großvater und nachher mein Onkel Pfarrer gewesen sind) als ein kleiner Knabe drey Wallnüsse gesteckt und die Bäumchen noch mit großer Freude bis zu einer Mannshöhe großgezogen, worauf er in die Fremde gegangen und dem ältern Bruder die Sorge für sie überlassen.“ — — — Wie gewaltsam habe ich einst meine Freudenthränen zurückhalten müssen, als ich ein Stück Wegs mit einem uralten Bauern aus diesem Dorfe gieng, welchen mein Großvater noch confirmirt hatte, und der mir (dem Ahnenstolzen!) von der Liebe erzählte, die mein Onkel unter der Gemeinde genossen habe, und daß dessen Vater, der alte Siegmund**, und seine Ehefrau doch ganz gewiß aus ihren Gräbern sogleich gen Himmel gefahren seyen! — — Ich drückte ihm die Hand – und – o hätt' ich mich doch dem alten Manne genannt! Aber, ich fühlte

mich fremd, und es hielt mich eine gewiße Furcht zurück. — Ja, ihr frommen Schatten, ich gehöre euch redlich an – aber ach, wir sind doch nicht so gut wie unsre Väter waren!

Wärme. Die höchste reinmenschliche Wärme, die ich als Kind gefühlt zu haben mich erinnre, erregte ein liebes Mädchen in mir. Sie spielte mit ihrem ältern Bruder und mir im Grase, wo ich vorher beyde Geschwister durch Erzählungen aus „Gysanders wunderlichen fatis einiger Seefahrer" sehr belustigt hatte. Im Nachgefühl der herrlichen Geschichten schmiegte sich das liebliche Kind zärtlich an dem Bruder, sprang auf, rief wieder „liebstes, bestes Brüderchen" und warf sich von neuem an seine Brust und gab ihm die zärtlichsten Namen. Er aber, dem es gerade jetzt mehr darum zu thun war, über die gehörte Erzählung nachzudenken, wies sie dießmal ziemlich kalt von sich – wie nun die Brüder sind. Da blickte sie mich mit einer gewißen freundlichen Trauer an, die mir die ganze Seele bewegte.

Ich

Ich brannte vor Verlangen, ſie an meine Bruſt empor zu reiſſen und ihr zuzurufen: „Komm, hier iſt ein Herz, deſſen Freudigkeit der deinigen mit gleicher Wärme entgegenbrauſet!“ Es iſt unmöglich, daß man einen höhern Grad von Wärme gegen einen Menſchen fühle, als ich in jenem Augenblick gegen das gute, aus Fröhlichkeit liebende Kind! Aber freylich hielt die eigne Blödigkeit mich von allen Gewaltſchritten zurück — auch hätte ich, ohne dieſe, doch durch jede Aeußerung über die Sache den Bruder zu beleidigen beſorgt, der mein ſehr guter Freund war und der, wenn ich es überlegte, eben nichts Uebles, wenigſtens nur Etwas gethan hatte, das ich mir gegen meine Geſchwiſter auch zuweilen erlaubte. Ueberhaupt gehört es ſchon unter die ſeltenſten Fälle, daß die Herzlichkeit des Einen Geſchwiſterten von dem Andern in demſelben Augenblicke mit gleicher Herzlichkeit erwiedert werde. Gewöhnlich nimmt der Andere den zärtlichen Ueberfall mehr für Neckerey (höchſtens für eine komiſche Freudenexploſion, die er dann etwa duldet) als für Herzlichkeit.

Wortſpiele. Ich liebe ſie, wie alle Spielereyen, ausnehmend — und Keiner läugne mir, daß er ſein Leben lang wenigſtens Einige gefunden, gemacht oder gelebt hat, die ihm Luſt und Freude gewährten, oder ihn doch, während er ſie machte, invito domino, ein wenig erheiterten. — Das erſte Wortſpiel hörte ich, als Knabe, von einem Kutſcher ungefähr ſo vortragen: „Es war mal Einer geweſen, der hatt' ein Mädchen lieb gehabt, die hatte Barr (Barbe, Barbara) geheiſſen und hatte tauſend Gülden baar Geld mitkriegen ſollen. So hatt' er ihr immer den Arm um den Hals geſchlungen und geſagt: Barr, gelt, ich ha dich gern? (Ueber das Wort gelt S. d. Art. Michel) Er hatt' aber ihr baar Geld gemeynt — das hatt' er lieb gehabt — Hahaha — ſie hatt' aber gedacht, er meynte ſie, weil ſie Barr geheißen hatt' — aber er hatte das baar Geld lieb gehabt, und nicht das Menſch — drum hatt' er immer geſagt: Barr, gelt, ich ha dich gern? Hahaha! Und das dumme Thier hatt' immer gedacht, er meynte ſie, weil ſie Barr hieß. Aber er — u. ſ. w."

Das Streben des guten Kutſchers, immer verſtändlicher zu werden, gieng noch viel weiter; aber er trug das alles ſo freundlich vor, daß mir dabey ganz leutſelig ward, und ich beſchloß, wo möglich noch mehr ſolcher hübſchen Dingerchen zu machen.

X.

Xenium iſt ein Gaſt-, oder Neujahrs-, oder Geſandtengeſchenk, und zwar — wie ich mir immer gedacht habe — ein ſolches, das man ißt, verzehrt, „vor's Herz ſchlägt.“ Auch jene Xenien, worinn einſt Göthe und Schiller das ganze gelehrte Deutſchland mit ſo reichlicher Spende erfriſchten, habe ich nie für Satyren gehalten, wie viele Dichter ſeit dem die Xenien nennen; dazu waren mir jene viel zu gemüthlich. Es waren auch wirklich recht ſchöne, herzliche Gaben dabey, welche hier und da wah-

re Freude müßen erregt haben. Daß aber die meiſten dieſer kleinen Reizmittel Uebelbefinden erregten, daran war nicht ſowohl ihre eigne Natur, als manche träge und verzogene Natur des deutſchen Parnaſſes Schuld – und dieß darf daher die Natur eines Lexikums keineswegs verändern.

Y.

Yſop iſt ein ſchönes wohlriechendes grünes Kraut, bey deſſen Anblick ich, von meiner Kindheit an bis auf den heutigen Tag, mich ſtets in ſtillen, wehmüthigen Gefühlen verlor. (S. d. Art. Hyſſopum.)

3.

Zauberſpruch. Den erſten Zauberſpruch, der mir noch jetzt fürchterlich klingt, hörte ich insgeheim von einer Tante, welche ihn ganz leiſe meiner Mutter mittheilte, in der Folge aber denſelben, auf inſtändiges Bitten, auch mich lehrte, weil er keine Würkung gethan hatte – in welchem Fall gewöhnlich die Heiligkeit und Heimlichkeit ſolcher Formeln gar bald verletzt wird. — Sie litt an der Gicht, und mußte auf Befehl eines mediciniſchen Schuſters den erſten Mai frühe vor Tages Anbruch ſich im Walde einfinden, dort drey Tropfen ihres gichtiſchen Blutes in den Spalt einer jungen Fichte ſtillſchweigend verſenken, und, nachdem die Oeffnung, mit Wachs von einem Jungfernbienſtock, verſchloſſen war, folgenden Fluch laut ausrufen:

Gut' Morgen Frau Fichte,
Da bring' ich dir die Gichte,
Was ich getragen hab' Jahr und Tag,
Das ſollſt du tragen dein Lebetag!
Der Erde Thau befeuchte dich,

Des Himmels Regen wäſſre dich,
Doch drücke dich nun ewiglich
Mit Gichteſeuch' auf mein Geheiß

+ + +

Gott V. S. und H. G.

Mein Gedächtniß faßte den Spruch nur allzuſchnell auf. Aber – nun trug ich das Ungeheure mit mir herum, und fürchtete oft, Gott und meinen Vater (welchem die Geſchichte verborgen bleiben mußte, da er in Rückſicht des zweyten Gebots keinen Spaß verſtand) erzürnt und beleidigt zu haben. Daher ſprach ich die letzte furchtbare Zeile nie laut aus, und fühlte noch eben jetzt Bedenken, ſie auszuſchreiben. — Daß die Frauen, die doch beyde anerkannt fromm und redlich waren, über das Ding gelacht hatten, beruhigte mich wieder.

Zahnausreißen. Oder eigentlich Zahnnichtausreißen! Lebenslang wird mir ein gewiſſer geſchickter Chirurgus vor den Augen des Gedächtniſſes da ſtehen, der in meiner Gegenwart etlichemal zum Spiegel trat, um ſich ſelbſt einen Zahn kunſtmäßig auszureißen, und immer wieder, unverrichteter Sache, zurückkehrte. Als ich end-

lich vor Lachen laut brüllte, packte er die Instrumente ein und sagte: „Ja, ich sehe wohl, so Etwas ist unmöglich. Denn, die Sache ist die: Im Anfange geht das Ding jedesmal recht gut; aber sobald es mir wehe thut, höre ich eben auf – und ich wäre ja auch der gröste Narr in der Welt, wenn ich nicht aufhörte!“ — Was sagt Eure Philosophie zu dieser Philosophie, Ihr Herrn? — Was mich betrifft, so konnte ich vor Lachen nichts dazu sagen.

Zuckererbsen. Ich habe in meiner Kindheit lange geglaubt, die Zuckererbsen (die ich nicht gern aß), hätten diesen Namen bloß deswegen, weil sie so schlecht wären, daß man sie, ohne Zucker dazu zu thun, nicht füglich essen könne. Und wirklich läßt mich jetzt der Luxus allmählig Recht behalten.

Ziegler. Welche Seligkeiten und Schauder hast du in meine Jugend gebracht, du groser, vortrefflicher Anshelm von Ziegler! Wie blutig und muthig gieng es in der herrlichen asiatischen Banise zu! Und doch wie lustig auch wieder – besonders im Munde des göttlichen Skandor, der einmal ein Recept verschrieb, das man „alle

Abend nüchtern vor'm Schlafengehen in einem Löffel voll Waſſer fein trocken einnehmen ſollte!" — Am fürchterlichſten war mir ſein hiſtoriſches Labyrinth der Zeit — hauptſächlich aber das Geſpenſt zu Gehoven in Thüringen. (S. d. Art. Hineintragen.) Die Kammer, und noch mehr die Stelle, wo Zieglers ungeheure Bände und Franzisizi's luſtige Schaubühne und deſſen hoher Trauerſaal gewöhnlich lagen, hatte immer etwas Unheimliches, und bey Nacht etwas Fürchterliches für mich. (S. d. Art. Furcht.) Am meiſten liebte ich den hiſtoriſchen Schauplatz der Zeit, worinn es mir überaus wohl gefiel, daß der Verfaſſer oft beym letzten Tage eines Monats das Wort „Ende" in einem Schlußverslein ſo wohl anzubringen wußte. So war z. B. bey dem 29. Hornung die letzte Nummer: „Erfror ein armer Schneider bey N. N." Hieran hieng ein ſchöner Vers, welcher, wenn ich mich recht beſinne, ſich folgendermaaßen ſchloß:

„Der Scheerenheld erwarb durch Froſt den Tod behende,
„Und mit dem Hornung nahm der Ziegenbock ein ENDE."